Neues Rheinisches Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Zwölfter Band.

W—Z.

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

Köln am Rhein.
Verlag und Druck von Christian Wergen.

1830.

W.

W, der dreiundzwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, der sanfteste und weichste unter den Blaselauten.

Waadt (Pays de Vaud), helvetischer Kanton, eine der schönsten Landschaften der Schweiz, zwischen Frankreich, dem Genfersee und den Kantonen Genf, Wallis, Bern, Freiburg und Neuenburg, enthält in 19 Bezirken 70 QM. und 150.000 Einw., worunter etwa 3000 Katholiken, die übrigen Reformirte sind. Das Klima ist sehr mild; der Boden theils hügelig, theils bergig. Westlich das Juragebirge mit der 5208 F. hohen, unter dem Namen Dole bekannten Spitze. Südöstlich gegen Wallis Alpengebirge mit ewigem Schnee, als: der Dent de Morcle und der 9967 F. hohe Diablerets. Zwischen diesen Alpen und dem Jura das Jurten- und Joratgebirge. Das Land ist gut gebaut und fruchtbar an Getreide (welches jedoch nicht hinreicht), Tabak und Schlachtvieh. Der Kanton besitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich aber nur 20.000 Centner liefert. Der Hauptreichthum des Landes ist der Obst- und Weinbau. Der Ryffwein und der Vin de la Cote sind berühmt. Die Manufakturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeuchen 2c. blühen, außer zu Lausanne, zu Vevay und in andern Städten am See. Waadt wurde erst durch die schweizer Revolution ein eigner Kanton. Sie gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde diesen 1536 vom Kanton Bern entrissen, und als untergebenes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch sonst ein Einwohner, zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beschuldigt wurden: so entstanden öftere Unruhen, die während der französischen Revolution zum Vorwande eines Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Die Verfassung ist demokratisch. Der große Rath von 180 auf 12 Jahre gewählten und wieder wählbaren Mitgliedern versammelt sich am ersten Montag im Mai, übt die souveraine Gewalt aus, und nimmt die ihm durch den Staatsrath vorgelegten Gesetze und Auflagen an oder verwirft sie. Dieser Staatsrath, aus 13 Gliedern des großen Raths bestehend, die auch auf 12 Jahre gewählt werden und wieder wählbar sind, ist überdieß mit Vollziehung der Gesetze beauftragt. Die wichtigern Angelegenheiten werden in den Gemeinden unter 500 Seelen von der allgemeinen Versammlung, in den Gemeinden über 500 Seelen durch einen aus 25—100 Bürgern bestehenden Gemeinderath, die Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten durch die Municipalität jeder Gemeinde besorgt. In jedem Kreise ist ein Friedensrichter und ein Friedensgericht. In jedem Bezirk ist ein Gericht erster Instanz, von welchem die Appellation an das Appellationsgericht zu Lausanne geht. Die Einnahmen betrugen 1829 über 868.000, die Ausgaben 852.000 Franken. Waadt stellt ein Kontingent von 2964 Mann, und zahlt 59.280 Franken.

Waal, s. Rhein.

Waarenkunde, ein Theil der Handelslehre. Waare heißt jeder Gegenstand des Handels. Man theilt sie ein 1) in rohe und Kunstwaaren, 2) in- und ausländische. Zu den rohen gehören a. die des Pflanzenreichs. Hier gibt es folgende ausländische Waaren für den Materialhandel: 1) feine Holzarten: Mahagoni-, Eben-, Rosen-, Buchsbaumholz u. s. w. 2) Farbehölzer und Kräuter: Sandel-, Bauholz 2c. 3)

Früchte; Reis, Citronen ꝛc. 4) Nahrungs- und Manufaktur- (Plantagen) Gewächse: Zucker, Kaffee, Thee, Cacao, Baumwolle ꝛc. 5) Gewürze und Spezereien: Zimmet, Nelken, Muskaten, Pfeffer, Ingwer. 6) Medizinmaterialien: Balsam, Gummi, Rhabarber, Jalappe ꝛc. 7) Flüssigkeiten: Oele, Weine ꝛc. — b. Waaren des Thierreichs, theils im lebenden oder als Nahrungsmittel im todten Zustande; theils einzelne nutzbare Theile: Häute, Borsten, Wolle, Talg ꝛc. c. des Mineralreichs: 1) Edelsteine, 2) Steine zu feinen Arbeiten und Verzierungen: Marmor, Alabaster, Lazurstein ꝛc. 3) Färbestoffe: Kreide, Farbenerden ꝛc. 4) Metalle. Dem Kaufmann ist besonders wichtig die Kenntniß a. der innern Güte der Waaren, b. des Orts, von wo sie am besten und wohlfeilsten bezogen werden können, c. des Bedürfnisses der Waare nach Ort- und Zeitverhältnissen. S. Nemnich's Waaren-Encyklopädie, oder brit. franz. und span. Waarenlexiken. Hamb. 1815. fgg. 4. Schedel's allgemein. Waarenlexikon. 4. Aufl. von Poppe. 2 Th. 1815. Wagners allgem. Waarenlexikon, in span. portug. franz. ital. und engl. Spr. 2 Bde. Hamb. 1817.

Waarenversicherung, s. Assekuranz.

Wache, Wacht, ein militärischer Ausdruck, bedeutend einen Posten von einem oder mehrern Soldaten, die zum Schutze, zur Sicherheit irgend eines Gegenstandes ausgestellt werden. — Nach der verschiedenen Absicht, in welcher sie ausgestellt werden, ist ihre Benennung verschieden; als Schild- Feld- Schutz- Hauptwachen. Die Wichtigkeit der Wachen macht, daß in ihrer Hinsicht die Kriegsgesetze sehr strenge sind; dagegen gewähren sie ihnen auch die Befugniß, sich gegen Beleidigungen, Gewaltthätigkeiten ꝛc. auf das Nachdrücklichste und selbst, wenn sie nicht anders können, durch die Tödtung des Angreifers zu schützen. Im Kriege wird die Verantwortlichkeit der Wachen und die Strenge, mit der ihre Vergehen bestraft werden, erhöht; der Soldat, der sich von seinem Posten entfernt, oder während der Wachtzeit betrunken ist, oder schläft, kann nach den Kriegsgesetzen mit dem Leben bestraft werden. Bleibende Posten, als bei der Grenze, in Festungen, sollten möglichst eingeschränkt werden, da dem Staate jeder Soldat jährlich im Durchschnitte zu 60 Thalern an Löhnung, Brot und Kleidung, und folglich ein Posten von 10 Mann zu 600 Thalern zu stehen kommt. Wacht nennt man auf den Schiffen einen Zeitraum von 4 Stunden; der Tag wird in sechs solcher Wachten eingetheilt, während der die eine Hälfte der Besatzung arbeitet und die andre ruht.

Wachen, s. Schlaf und Tag- und Nachtleben.

Wachs, eine brennbare Substanz, die von den Bienen aus Pflanzen gesammelt und bereitet wird (Bienenwachs) oder auch aus einigen Pflanzentheilen (den Beeren von Myrica cerifera und cordifolia) (Pflanzenwachs). Es hat mit dem Talge und Harze einige Aehnlichkeit, stellt auch mit ätzenden Alkalien Seife dar. Im natürlichen Zustande ist es gelb. Die Wachsbleicherei verwandelt diese gelbe Farbe in eine weiße. Da jene gelbe wahrscheinlich von beigemengtem Honig herkommt, so ist eine abwechselnde Einwirkung von Luft, Licht und Wasser zum Bleichen nothwendig. Man schmilzt das Wachs in verzinnten Kesseln mit Wasser, gießt es in eine Wanne, die zwei über einander befindliche Hähne hat, deckt es zu und läßt die Unreinigkeiten absetzen. Man zapft das Wasser ab, daß das Wachs aus dem obern Hahne laufen kann, und läßt dieses nunmehr in einem mit Wasser gefüllten Trog durch blecherne Durchschläge von besonderer Form so laufen, daß es auf eine Walze kommt, die immer gedreht wird, und dadurch dem Wachs eine Bandform gibt. Das gebänderte Wachs wird auf viereckigen großen Rahmen (Carve), den man mit Leinwand (Plan) überspannt, 4 bis 6 Wochen lang mit Wasser und Licht gebleicht, nochmals geschmolzen, gebändert und gebleicht.

Das fertige, weiße Wachs wird darauf in Formen von allerhand Gestalt gegossen und verkauft.

Wachsen. Dieses Wort heißt überhaupt zunehmen, sich vergrößern durch innere Triebe und Kräfte; dieß findet nur bei organischen Wesen statt, welche sich durch einen Trieb so lange vergrößern, bis sie die Ausdehnung, Dicke und Höhe erreicht haben, welche ihren Gattungen eigenthümlich sind. Wir handeln hier das Wachsthum der Pflanzen und dann der Thiere im Allgemeinen ab. Linné stellte zuerst als einen, von Ausnahme freien, Satz auf, daß alles Lebende durch Samen oder Eier fortgepflanzt werde, daß nichts Organisches entstehe, ohne Produkt von seines Gleichen zu seyn, und daß folglich nichts Neues zu der einmal hervorgebrachten Schaar organischer Körper hinzu kommen könne. Die Richtigkeit dieses Satzes steht mit unserer Erfahrung auf eine entscheidende Art in Uebereinstimmung, in dem Grade, als die organischen Körper deutlich ausgebildet sind; aber in denjenigen Klassen der Thiere und Pflanzen, wo die Erscheinungen der Lebenskraft weniger unabhängig sind von den ursprünglichen Eigenschaften der unorganischen Elemente, ist dieß nicht immer gleich deutlich, und man hat vermuthet, daß darin eine Menge ungleicher organischer Körper ohne Samen, durch Zerstörung anderer organischer Materien, entstehen könnte, wie z. B. Schimmel, Schwamm u. a. m. Diese Produktion hat den Namen Generatio aequivoca bekommen, und es ist gewiß, daß es oft absolut unmöglich ist, einzusehen, wie mehrere von diesen durch andere Individuen von derselben Art hervorgebracht worden seyen. Eine Menge organischer Materien, worin das Leben verlöscht ist, erzeugen, mit Wasser übergossen, in diesem kleine, mit Bewegung begabte Körper, die man nur mit stark vergrößerndem Mikroskope entdecken kann, und die eine Zeit lang sich zu bewegen fortfahren, worauf sie zu sterben scheinen und bisweilen durch andere ersetzt werden. Man hat sie Infusionsthierchen (Infusoria) (s. d.) genannt. Ein scharfsinniger Naturforscher, Hornschuh, hat die Vermuthung angeregt, und sie selbst wahrscheinlich gemacht, daß das primum germen von einem dieser weniger ausgebildeten organischen Körper, es möge übrigens ein Samen oder ein von einem lebenden Individuum abgesonderter Theil seyn, sich ungleich nach den verschiedenen Umständen entwickele, die während dessen darauf Einfluß haben, z. B. nachdem es im Wasser oder in der Luft, und auf Kosten ungleicher Pflanzen- oder Thierstoffe vegetirt, und dabei andere Formen und andere Lebenserscheinungen hervorbringe; sodaß in diesen niederen Klassen, wo die Lebenskraft weniger selbstständig wirkt, die ungleiche Materie, auf deren Kosten das Leben unterhalten wird, wesentlich an der Bestimmung der Beschaffenheit des anwachsenden organischen Körpers Theil nehme. Diese Idee hat große Wahrscheinlichkeit für sich, und wird durch eine sehr interessante, zuerst von v. Humboldt beobachtete Thatsache unterstützt, daß nämlich Pflanzen von einer vollkommneren Ausbildung, welche in Gruben, wo sie nicht vom Lichte getroffen werden, ausschlagen, eine ungefärbte und der Form nach durchaus nicht wieder erkennbare Pflanze hervorbringen, welche, wieder an's Tageslicht gebracht, zerstört wird und stirbt, worauf aber aus derselben, durch den Einfluß des Lichtes, von der Wurzel aus eine neue und richtig beschaffene Pflanze auftreibt. Die Samen der Pflanzen gleichen darin den Eiern der Vögel, daß sie einen kleinen Punkt enthalten, von dem aus alle Erscheinungen des Lebens beginnen, und der von einer vegetabilischen, mehr oder weniger voluminösen Masse umgeben ist, die zum Material für die Entwickelung des lebenden Punktes bestimmt ist; auch sind sie von einer meistens dreifachen Haut zur Beschützung des Inneren umgeben. Jeder Samen hat außerdem ein Zeichen von seinem Zusammenhange mit der Mutterpflanze während

ihres Wachsthums. Dieses Zeichen entspricht dem Nabel der Thiere, und hat daher bald den Namen Umbilicus, bald Cicatrix erhalten. Der lebende Punkt im Samen hat zwei Theile, der eine bestimmt zur Wurzel, Radicula, der andere zu der über der Erde sich befindenden Pflanze, Plumula. Dieselben können mitunter an größeren Samen unterschieden werden, wie z. B. an Bohnen, an denen sich der Bau des Samens am leichtesten studiren läßt; bisweilen aber sieht man sie erst nach schon begonnenem Keimen ordentlich getrennt. Die zur ersten Nahrung der anfangenden Pflanze bestimmte organische Materie ist oft in mehrere Räume vertheilt, die während des Keimens getrennt werden. Diese nennt man dann Cotyledonen. Die Grasarten haben nur ein Cotyledon, die meisten Pflanzen haben zwei, aber einige, wie z. B. die Gartenkresse, haben bis zu sechs. Damit die Erscheinungen von Lebensthätigkeit im primum germen beginnen, müssen unumgänglich drei Bedingungen erfüllt werden: 1) der Samen muß Gelegenheit haben, aus einer feuchten Umgebung eine gewisse Menge Wassers einzusaugen; 2) die Temperatur muß über 0° gehen, weil, wo das Wasser in fester Form ist, keine Erscheinungen von Leben möglich sind; sie darf aber auch nicht + 30° übersteigen, weil das anfangende Leben des Samens von einer höheren Wärme getödtet wird; und 3) muß der Samen mit der Luft in Berührung seyn. Es schwillt dabei der Samen allmählig auf, die Cotyledonen trennen sich, es bildet sich die Wurzel aus, dringt in die Erde, die Plumala zeigt Spuren der ersten Blätter, strebt nach dem Lichte, treibt die Cotyledonen mit sich über die Erde, welche sich dann in das, was wir Herzblätter nennen, verwandeln, und, nach der Ausbildung der ordentlichen Blätter, verwelken und abfallen. Der Samen hat in seiner Bedeckung Kanäle, welche sich durch Haarröhrchenkraft mit Wasser füllen, womit alsdann, durch Mittheilung zu dem Inneren, der ganze Samen aufschwillt. Alle Samen schwellen früher oder später im Wasser auf, aber nur Samen von Wasserpflanzen können, in Wasser gesenkt, keimen. Der Samen der Landpflanzen darf nur von einem feuchten Körper umgeben seyn, welcher nicht verhindert, daß zu gleicher Zeit die Luft damit in Berührung komme. Ihre gewöhnlichste Umgebung ist die Erde, deren Feuchtigkeit der Samen einsaugt, aber Erde ist keine nothwendige Bedingung zum Keimen; es geht ebenso gut vor sich z. B. in feuchtem Löschpapier, auf einem feuchten Brett; kurz die feste Umgebung hat keinen anderen Einfluß auf das Keimen, als daß sie jene drei Hauptbedingungen verhindert oder zuläßt. Alle anderen Ursachen des Fortfahrens desselben liegen in dem Samen selbst. — Indem das Wasser die organische Materie in den Cotyledonen durchdrängt, wird darin ein eigener chemischer Prozeß erregt, der von Wärme-Entwickelung begleitet ist, und in der Bereitung der Nahrungsmittel für das beginnende Leben zu bestehen scheint. Die Produkte von diesem Prozesse sind vermuthlich nach der ungleichen Beschaffenheit der Materien in den Cotyledonen veränderlich. Samen, welche in atmosphärischer Luft keimen, verändern nicht in einem bestimmbaren Grade das Volum dieser Luft; dagegen aber verändern sie ihre Beschaffenheit, ganz auf dieselbe Art, wie sie z. B. durch das Athmen der Thiere verändert wird, sodaß ein Theil ihres Sauerstoffgases in Kohlensäuregas verwandelt wird, wobei es bekanntlich sein Volum nicht verändert. Folglich vermindert sich während des Keimens unaufhörlich der ursprüngliche Kohlenstoffgehalt des Samens, während der Sauerstoff- und Wasserstoff-Gehalt der Bestandtheile unvermindert in das sich entwickelnde Germen einzugehen scheint. Der unmittelbare Einfluß der Sonnenstrahlen ist dem Keimen nachtheilig. Ueberall finden wir in der Natur, daß die ersten Lebenserscheinungen organischer Wesen im Dunkeln ihren Anfang nehmen, und daß sie erst nach einer gewissen Entwickelung den Einfluß des Lichtes

suchen und bedürfen. Auch haben dieß die Versuche bestätigt. Samen, unter übrigens günstigen Umständen, dem unmittelbaren Einfluß der Sonnenstrahlen ausgesetzt, sterben, ohne zu keimen. Dem zerstreuten Lichte ausgesetzt, keimen sie zwar, aber bedeutend langsamer als die, welche, unter übrigens gleichen Umständen, im Dunkel gelassen werden. De Saussure hat aus seinen Versuchen geschlossen, daß die Ursache hiervon in der wärmeerregenden Kraft der Sonnenstrahlen liege, weil, wenn das Sonnenlicht durch Media geht, welche einen großen Theil der wärmenden Strahlen zurückhalten, sein Einfluß in demselben Verhältnisse weniger schädlich ist. Die in den Cotyledonen bereiteten Nahrungsmittel werden von der Radicula aufgenommen, von der kleine Gefäße ausgehen und sich in jenen verlieren. Dagegen aber findet sich keine Gemeinschaft zwischen jenen und der Plumula, welche folglich von der ersten Lebensperiode an alle ihre Nahrung durch die Wurzel aufnimmt. Sobald die Cotyledonen zu Tage kommen, nehmen sie die Gestalt von Blättern an, die Herzblätter; die Wurzel nährt sich nun aus der Erde, und die Herzblätter verrichten dann, in Berührung mit der Luft, die Funktionen der noch unvollkommen entwickelten, eigentlich Blätter, bis sich die letzteren hinlänglich ausgebildet haben, wo dann die Herzblätter verwelken und abfallen. Werden sie sehr vor der Zeit weggenommen, so stirbt die schon entstandene Pflanze, und werden sie näher an der Periode, wo sie von selbst abfallen, weggenommen, so bleibt sie zwar am Leben, aber ihre Ausbildung wird sehr bedeutend verzögert. Ehe die Cotyledonen die Gestalt von Blättern angenommen haben, wächst vorzüglich die Wurzel; sowie sie aber in der Luft eine grüne Farbe bekommen haben, fängt auch die Plumula sich lebhafter zu entwickeln an. Bei den Bäumen und Sträuchern, welche nur die Blätter jährlich wechseln, deren holziger Stamm mit seinen Aesten und Zweigen sich aber erhält, vermehrt sich das Holz beständig auf der Oberfläche auf die Weise, daß der Splint, nachdem er im Frühling und Anfang des Sommers seine vegetabilischen Verrichtungen gethan hat, allmählig in Holz übergeht, während sich auf der inneren Seite der Rinde neuer Splint bildet; dadurch entstehen bei gewissen Holzarten, z. B. den Tannen und Fichten, sehr sichtbare concentrische Ringe, welche Jahrringe genannt werden, und deren Anzahl gewöhnlich ziemlich sicher das Alter des Baumes anzeigt, während ihre ungleiche Breite und ihre ungleichen Abstände unter einander zeigen, in welchem Grade die verschiedenen Jahre für die Vegetation günstig waren. Obgleich die innere Rinde voller Säfte ist und beständig mit dem Baume wächst, so ist dieß doch nicht in demselben Grade mit der äußeren der Fall, die nach und nach zu einer trockenen und todten Umgebung wird, und mit der Zeit berstet, in dem Maße nämlich, als sie zur Umschließung des beständig dicker werdenden Stammes zu enge wird. Sowohl der Stamm als die Wurzel breiten sich in Aeste aus, welche im Allgemeinen bei Bäumen und Sträuchern unregelmäßig sind, sodaß ihre Vertheilung bei den verschiedenen Individuen nie einander ähnlich ist. Diese Vertheilung der Aeste über der Erde hängt von zufälligen, nicht so leicht aufzufindenden Ursachen ab. Die Verästelung der Wurzel dagegen beruht auf dem Zutritt der Nahrung in der Erde. Wo diese häufig vorhanden ist, verästelt sich die Wurzel innerhalb eines kleinen Umkreises in kleinen Abtheilungen; wo sie sparsam ist, schießt sie länger aus und geht durch größere Erdmassen, um aus der Entfernung auffsammeln zu können, was ihr in der Nähe fehlt. Das Ende eines jeden Zweiges und eines jeden Stammes ist aus im Auswachsen befindlichen Theilen und noch für das Jahr beendigter Vegetation aus einer Knospe gebildet, die bei der nächsten Frühlingssonne auswächst, und Blätter oder Laub, und an einigen Stellen Blüthen und Früchte bildet. Die Blätter schießen, nach

der übereinstimmenden Meinung der Pflanzenanatomen, aus dem Splinte, mit dessen Gefäße sie in Gemeinschaft stehen, und bei dessen endlicher Verwandlung in Holz sie abfallen, hervor. Die Pflanzen nehmen das Material zu ihrem Wachsthum aus der Erde und der Luft, welche beide für sie gleich unentbehrlich sind. Zu Anfange des Frühlings, ehe noch grüne Theile der Gewächse gebildet sind, schöpfen sie ihre Nahrung nur aus der Erde durch die Wurzel. Selbst der erdartige Theil des Marks scheint dabei keinen anderen als nur einen mechanischen Einfluß auf die Pflanze zu äußern; die in der Erde befindlichen allmählig verwesenden Pflanzen-Ueberreste des vorigen Jahres bilden das Nahrungsmittel, welches dann von den Wurzeln aufgenommen wird. Aber ohne Wasser geht keine Vegetation vor sich, die Erde muß daher beständig feucht seyn, wenn die Pflanzenwurzeln etwas daraus sollen aufnehmen können. Diese Feuchtigkeit löst da kleine Mengen der in der Erde befindlichen auflöslichen Stoffe auf, welche von der Wurzel aufgesogen und durch dieselbe in den über der Erde befindlichen Theil des Baumes oder Gewächses hinaufgeführt werden. Wie das Mechanische dieser Einsaugung vor sich geht, ist schwer zu sagen. Die Wurzel hat keine andere sichtbare Oeffnungen, als ihre Porosität, gleich wie alle Pflanzenmaterien. Schneidet man die äußerste Spitze einer Wurzel ab, so verlängert sie sich nicht mehr, sondern es nehmen statt dessen die Seitenäste zu, zum Beweis, daß das Ende einer jeden Wurzelfaser einen für einen gewissen Endzweck eingerichteten Bau habe, welche Bestimmung nicht mehr von der neuen Endfläche erfüllt wird, die abstirbt und zusammentrocknet. Man hat sich das Einsaugungsvermögen der Wurzel aus der Haarröhrchenkraft poröser Körper, d. h. durch die Kraft erklärt, wodurch eine sehr feine Glas- oder sogenannte Haar-Röhre, in eine Flüssigkeit gestellt, diese Flüssigkeit weit über ihren äußeren Stand in die Röhre hinaufzieht. Diese Kraft mag wohl hierbei mitwirkend seyn, aber allein kann sie nicht dieses Einsaugungsvermögen ausmachen; denn mit derselben starken Kraft, womit die Haarröhrchen Flüssigkeit einsaugen, halten sie dieselben auch zurück; aber die Wurzel gibt sie beständig wieder auf eine solche Weise ab, daß sie in den Gewächsen hinauf getrieben und bis in die äußersten Theile derselben fortgetrieben werden. — Nur aufgelöste Stoffe können auf diese Weise in die Pflanzen gebracht werden. Gewissen Auflösungen ausgesetzt, absorbiren die Wurzeln die in denselben aufgelösten Körper in einem anderen Verhältnisse zum Wasser, als worin sie in der Auflösung enthalten sind, besitzen aber gleichwohl nicht das Vermögen, vorzugsweise die für die Pflanze brauchbaren Stoffe aufzunehmen, sondern es ist sehr häufig der Fall, daß die schädlichsten in größerer Quantität aufgenommen werden. Pflanzen, welche mit gefärbtem Wasser, mit Dinte u. dgl. begossen werden, saugen die Farbe mit dem Wasser auf, und man kann so nach einigen Tagen durch Dissektion der Pflanze das Aufsteigen der Flüssigkeit verfolgen. Gewisse, in dem zum Begießen der Pflanzen dienenden Wasser aufgelöste Stoffe unterhalten das Pflanzenleben sehr gut, andere zerstören es gänzlich. Wie die Pflanze zuerst im dunklen Schoße der Erde die Keime entfaltet, so entwickelt und belebt sich der Thierkeim zuerst im verborgenen Behälter der Mutter. Im bebrüteten Hühnerei erscheint mit 48 Stunden als Centralgefäß der Bewegung, der hüpfende Punkt, als das künftige Herz. Beim Hasen sieht man am achten, bei Hunden am zwanzigsten Tage als erste Spur der Frucht einen dunklen Punkt in den Häuten und Flüssigkeiten eingeschlossen. Beim Rinde und Pferde erscheint gegen die vierte Woche das Ei in Gestalt eines Bläschens von der Größe einer plattgedrückten Bohne, dessen äußere Hülle von einer flockigen, blättrigen, lockern Haut, der hinfälligen des Hunters, gebildet wird, welche später nur noch stückweise an der

äußern Fläche der Mutterhaut bemerkt wird und in der Folge ganz verschwindet. Im zweiten Monate wächst der Embryo (beim Rinde oder Pferde) von 1—2 Zoll und das Bläschen erscheint nun in zwei Abtheilungen; wovon in der schwächern Abtheilung das Gehirn und der künftige Kopf, im stärkern Theile die Grundlage des Stamms, an einem kurzen und dicken Faden der künftigen Nabelschnur hängend, bemerkt wird. Die Ernährung des Embryos geschieht (nach Oken, Blumenbach, Sömmering) bis gegen die Mitte des zweiten Monats hin, wo der Mutterkuchen und die Gefäße desselben noch nicht vollkommen ausgebildet sind, durch das sogenannte Nabelbläschen. Bei allmähliger Ausbildung der Nabelschnur im dritten Monate verschwindet die Blase und die Gekrösgefäße; die Darmstücke ziehen sich in die nun ausgebildete Bauchhöhle zurück und die beiden Enden scheinen da mit einander zu verwachsen, wo die dünnen in die dicken Gedärme übergehen, nämlich am Blinddarme (beim Menschen bleibt an dieser Stelle der Wurmfortsatz zurück). Der Embryo wächst überhaupt in den ersten Monaten des Trächtigseyns ungemein schnell, gegen Ende der Schwangerschaft etwas langsamer und so erreicht der Thierkeim nach der Art der Thiere verschieden, früher oder später seine Reife. Beim Pferde ist mit 11; beim Rinde mit 9—10, beim Schafe mit 5, beim Schweine mit 4, beim Hunde mit $2^1/_2$—3, und bei der Katze mit 2 Monaten die Ausbildung der Frucht vollendet. Im dritten und vierten Monate wächst der Embryo beim Pferde und Rinde von 1 bis $1^1/_2$ Schuh, das Harnhäutchen und Nabelbläschen sind verschwunden, die Harnwerkzeuge deutlicher ausgebildet, und es ist ein innerlicher Darmkanal entstanden; das Herz empfängt nun statt des Nabelbläschens die aus den Venen zugeführte Flüssigkeit, die Arterien bilden sich mehr aus. Die Nabelschlagadern aus der inneren Beckenschlagader hervorgehend, verlaufen an den Seitenwänden der Harnblase nach vorwärts, schlängeln sich in mannigfaltigen Windungen gekrümmt durch den Nabelring und gelangen im Nabelstrange eingeschlossen, bis zur äußeren Fläche der Mutterhaut, wo sie sich netzartig verbreiten und ihr Blut in den Mutterkuchen entleeren. Die Nabelvene führt das Blut aus dem Kuchen in die Leber, spaltet sich in einen rechten stärkeren Ast, welcher in die Pfortader geht, und in einen linken, welcher durch die Leber in die hintere Hohlvene übergeht. Das Blut der Nabelvene ist stick- und sauerstoffig, höher geröther, das Nabelarterienblut kohlen- und wasserstoffig und dunkler gefärbt. Der Mutterkuchen vertritt daher die Stelle der Luftwerkzeuge, das Blut wird in demselben mit reizenden Stoffen geschwängert und verliert dagegen unbrauchbare Stoffe. Das Herz bildet noch nicht zwei getrennte Höhlen, sondern eine einzige, indem das offene eirunde Loch, in der Vorkammerscheidewand die rechte mit der linken Hälfte vereiniget. Das Blut der hinteren Hohlvene tritt in die rechte Vorkammer, aus dieser durch das eiförmige Loch in die linke Vorkammer, von da in die linke Kammer, woraus es durch die vordere Aorte und den daraus hervorgehenden Stämmen zum Kopfe und den vorderen Gliedmaßen gelangt; diese Theile bekommen daher frisch bereitetes Blut, entwickeln sich daher vollkommener und früher. Das von diesen Theilen zurückkehrende Blut kömmt durch die vordere Hohlvene in den rechten, dann in den linken Venensack, von hier aus in die hintere Aorte zum Hinterleibe und den hinteren Gliedmaßen. Nur weniges Blut kann während dieses Kreislaufes aus der rechten Herzkammer durch die Lungenarterien in die Lunge gelangen und wird durch den Schlagadergang (botallischen Canal) in die Aorte abgeführt. Im fünften, sechsten Monate wird die Haut mehr ausgebildet, es formen sich die Augenlider, die Gliedmaßen verlängern sich, die kleinen Knie- und Sprunggelenksknochen fangen an zu verknöchern, die Kiefer verlängern sich mehr, die Nase und Ohrmuschel treten deutlich hervor. In den Kinnladen

bilden sich die Bläschen der Zähne mehr aus, die Krone erhärtet zuerst und später die Wurzel. Die Hoden, welche hinter den Nieren gelegen hatten, nähern sich allmählig dem Bauchringe durch Verkürzung eines zellgewebigen Bandes, das vom Becken sich zu den Hoden erstreckt, die Muskeln bilden sich mehr aus und es werden an der Flankengegend des Mutterthieres manchmal die Bewegungen der Frucht ersichtlich. In den letzten Monaten wächst der Embryo immer mehr, die Gebärmutter wird sammt ihren Hörnern besonders dem Längendurchmesser nach ausgedehnt, die dünnen Gedärme, der Grimmdarm, der Magen und die Leber werden aus ihrer Lage verdrängt. Durch den bedeutenden Druck entstehen Anhäufungen des Blutes in den Venenstämmen und Saugadern des Hinterleibes und der hintern Extremitäten, daher treten z. B. die Bauchhautvene (Milchvene), die Rosenader mehr hervor, und man bemerkt Anschwellungen an den Gelenken. Auch die Harnblase und der Mastdarm werden gedrückt und der Koth und Harn öfter abgesetzt. Die Lunge wird in ihrer Verrichtung beschränkt, indem der Grimmdarm und Magen gegen das Zwerchfell gedrängt, dadurch die Respiration beengt und die Athemzüge der Anzahl nach beschleunigt werden. Nachdem im Foetus schon die wichtigsten Organe ausgebildet sind, so werden nunmehr noch die Organe des Bildungslebens vollkommener entwickelt. Das Zellgewebe wird mit einem gallertartigen Fett gefüllt, die Haare sprossen mehr hervor und die längern werden am Kopfe, Halse und Schweife ersichtlich. Das Häutchen, welches das Auge (die Pupille) bis zur Hälfte der Tragezeit verschließt, wird (ausgenommen bei Hunden und Katzen, welche blind zur Welt kommen) aufgesogen, ebenso das eigne Häutchen, welches den äußeren Gehörgang verschließt. Die Klauen und Hüfe verlieren ihr sulzartiges Wesen und werden mehr knorpelartiger Natur; die Zähne, besonders die Milchschneide- und Backenzähne sind in den letzten Wochen ihrem Ausbruche nahe oder durchbohren wirklich das Zahnfleisch. Ist das neugeborne Thier aus dem mütterlichen Organismus entfernt, so tritt das Bedürfniß ein, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, und die äußere Luft ist als der erste fremdartige Einfluß zu betrachten, welcher beinahe schmerzhaft auf das Thier einwirkt. Das Säugen ist eine der ersten Verrichtungen, welche das Thier, durch den Instinkt getrieben, gleichsam unwillkürlich vornimmt, und sowie das Mutterthier nach vor sich gegangener Geburt zum Jungen hingezogen wird, es beleckt und liebkoset, so nähert sich anderseits das Neugeborne den von Flüssigkeiten strotzenden Brüsten der Mutter, um die Milch als bereits assimilirten Nahrungsstoff zu empfangen. Mit dem fortschreitenden Wachsthume im Jugendalter werden die Theile allmählig mehr ausgebildet, es entsteht mehr Ausdruck, die eigene Physiognomie des Thieres. Die Muskeln werden röther, strammer und sie nehmen an Vollsaftigkeit ab, weil die kleinern Gefäße sich schließen und zu dichteren Fasern sich umbilden. Die Knochenbildung steht mit jener der übrigen Organe im Verhältnisse; an den größeren Röhrenknochen, wo die Enden bloß Knorpeln darstellen, verknöchern die letzteren allmählig, bleiben jedoch durch Zellgewebe getrennt, bilden Ansätze und verschmelzen erst im Mittelalter. Die Milchzähne werden durch bleibende ersetzt; indem die ersteren von der Wurzel aus eingesogen werden, so verlieren sie die Befestigungspunkte und fallen aus. Der Wechsel der Zähne erfolgt jedoch nicht gleichzeitig; von den Schneidezähnen werden die innersten (Zangen beim Pferde) zuerst, hierauf die Mittelzähne, und zuletzt die nach außen hin stehenden Eckzähne gewechselt. Jedem Thiere ist eine bestimmte Periode angewiesen, binnen welcher der mögliche Grad von Ausbildung des Körpers vollendet ist und wie bei den Pflanzen eine Art von Reife eintritt. Das Wachsthum nach der Längendimension wird beschränkt,

die ganze Körperlänge verhält sich bei den meisten Hausthieren zur Kopflänge wie 7—1. Zwischen festen und flüssigen Theilen tritt ein bestimmtes Verhältniß ein, doch so, daß der Faserstoff und überhaupt das Feste die Oberhand gewinnt; die Muskeln werden derber, fester, dichter und höher geröthet, ihr Volumen nimmt so, wie das des ganzen Körpers dem Breitendurchmesser nach zu; die Knochen werden stärker, die Fortsätze und Leisten treten mehr hervor. Sämmtliche Eingeweide, worunter sich besonders die Baucheingeweide auszeichnen, nehmen am Umfange zu. Der Bauch wird daher z. B. bei den Wiederkäuern der breiteste Theil, dessen Wandungen zur Seite und nach außen ragen. Das Gefäßsystem wird mehr ausgebildet, das Herz kann eine größere Menge Blut fassen, die Arterien werden weiter, dichter, derber, die Schlagaderschläge werden bestimmter, regelmäßiger und der Anzahl nach vermindert, sodaß wenn z. B. im Füllen der Puls 60 Mal in der Minute zu fühlen war, er nun auf 40 herab sinkt. Die fibrösen Häute werden fester, dichter, besonders werden die Sehnen ausgebildet, daher ist auch zu der Zeit die höchste Muskelkraft vorhanden, und wie in der Jugend der Bildungstrieb so ist nun die Reizbarkeit vorherrschend. Die Bewegungen, die in der Jugend schwankend ausgeübt werden, zeigen nun mehr Regelmäßigkeit und Bestimmtheit, welches größtentheils vom mehr ausgebildeten Knochengerüste abhängt. Die der Masse und Form nach vollendet ausgebildeten Muskeln lassen mehr Andauer der Bewegung zu, die Ermüdung tritt daher erst nach bedeutender Anstrengung ein, und die Neigung zum Schlafe ist nicht mehr so vorherrschend wie in der Jugend. Stärke der Reaktion, Festigkeit und Ausdauer bezeichnen diese Periode des Lebens. Der Ueberschuß an bildender Kraft wird theils zur Fettbildung verwendet, welches in größerer Menge zwischen den Zellschichten angesammelt wird. Die Geschlechtstheile sind nun vollkommen ausgebildet und das Thier ist zur Begattung reif. Nach der Art des Thieres, nach der Raçe und Körperbeschaffenheit finden hier mannigfaltige Unterschiede statt, welche den Thierzüchter veranlassen, früher oder später bei den gezähmten Thieren diesen Akt vor sich gehen zu lassen. So wird z. B. das arabische und türkische Pferd erst im 6—7ten Jahre, das deutsche im 4—5ten zur Begattung zugelassen; Kühe sollen nie vor dem 4ten und Stiere nie vor dem 4—5ten zur Paarung verwendet werden. Das Schaf und Schwein wird im 3ten Jahre und kleinere Thiere, wie der Hund, noch früher reif. Im höhern Alter wird die Kontraktion vorherrschend, das Starre bekömmt über das Flüssige die Oberhand, Herz und Arterien werden in ihrer Thätigkeit beschränkt, der Puls wird langsamer, das Blut wird nicht mehr in die entferntesten Theile getrieben, die feinsten Gefäße ziehen sich zusammen und verwachsen zu fibrösen Fäden. Die Arterienwand wird dichter, die Muskelschichte in ihr spröder, die glatte Haut zeigt sich oftmalen verknöchert Durch diese Prozesse wird die Ernährung des Körpers vermindert, indeß die Resorbtion fortdauert, die Verdauung wird beschränkt, es bildet sich weniger Gallerte, das Zellgewebe verliert seine Fülle, schrumpft zusammen, erhärtet und welkt. — Der menschliche Fötus ist vor dem 21sten Tage nicht sichtbar und um diese Zeit hat er die Größe eines Kümmelkorns und das Ei die einer Sauerkirsche (Blumenbach). Die Form der Frucht ist jetzt noch sehr unbestimmt, sie gleicht bloß zwei aneinander hängenden Blasen, davon die untere den Kopf und die obere den an einem Faden, der Nabelschnur, hängenden Rumpf vorstellt. Bald nachher, schon im ersten Monate unterscheidet man den dicken Kopf genauer mit den großen Augen, dem Anfange der äußern Ohren und dem dicken Rumpf. Im zweiten zeigen sich schon die Extremitäten als kurze Fortsätze, die Ohren werden deutlicher, und der Fötus ist

nicht viel über einen halben Zoll lang. Im dritten werden die Extremitäten mehr ausgebildet, die Finger fangen an aus ihnen zu keimen; am Ende des dritten zeigen sich auch schon die äußern Zeugungstheile. Im vierten hat der Embryo schon völlig seine Gestalt, bis auf die Nägel und Haare, die erst später, im siebenten Monate, entstehen. Er beträgt im vierten und im Anfange des fünften Monats in der Länge 10 Zoll und darüber, die Menge des Schafwassers in der Höhle des Schafhäutchens hat abgenommen, der Embryo berührt daher die Wände des Eies und seine Bewegungen werden der Mutter fühlbar. In den drei letzten Monaten ist der Wachsthum am stärksten. Die Frucht heißt bis zum siebenten Monate, vor welchem sie nicht außer der Gebärmutter leben kann, unreif, nachher aber reif. Das Gewicht einer ganz reifen Frucht beträgt gewöhnlich sechs bis acht Pfund und ihre Länge 18 bis 24 Zoll. Die Nahrungsstoffe werden dem Fötus durch den Mutterkuchen und den Nabelstrang zugeführt. Der Fötus in der Gebärmutter hat außer den bis jetzt erwähnten noch verschiedene andere Eigenheiten, wodurch er sich vom gebornen und noch mehr vom erwachsenen Menschen unterscheidet. Sein Herz ist verhältnißmäßig desto größer, je jünger er ist. Besonders merkwürdig ist das eirunde Loch in der Scheidewand der Vorkammern des Herzens, durch welches der größte Theil des aus den Hohladern in die rechte Vorkammer gekommenen Blutes, ohne in die rechte Herzkammer zu gelangen, geraden Weges in die linke Vorkammer übergeht und so, ohne durch die Lungen zu gehen, in die Aorta kömmt. Die auf der linken Seite der Scheidewand befindliche Klappe verhindert den Rückfluß des Blutes aus der linken in die rechte Vorkammer, ohne dem Eindringen desselben aus dieser in jene hinderlich zu seyn. Die eustachische Klappe an der vordern Seite des Ringes, welcher das eirunde Loch umgibt, da wo die untere Hohlader in die rechte Vorkammer ihr Blut ergießt, ist im Embryo sehr beträchtlich und trägt ohne Zweifel dazu bei, das Blut in das eirunde Loch zu leiten und vom Eindringen in die Herzkammer abzuhalten. Der Schlagadergang (ductus arteriosus), eine kurze Schlagader zwischen der Lungenschlagader und Aorta leitet das wenige Blut, welches durch die rechte Herzkammer in die Lungenschlagader gekommen ist, größtentheils in die Aorta über, ohne daß es erst den Weg durch die Lungen macht, sodaß nur sehr wenig in die letztern gelangt. Weil die Frucht im Ei nicht athmet, so sind die Lungen dicht, klein, fest und dunkelroth, spezifisch schwerer als die eines Athmenden und zurückgezogen zu beiden Seiten, ohne das Herz zu bedecken; der linke Zweig der Luftröhre und der ductus botalil haben eine ganz andere Lage und die ganze Brusthöhle ist kleiner. Die Thymus, eine Drüse, welche beim ungebornen Kinde sehr groß ist, und über das Herz herabhängt, einen milchähnlichen Saft enthält, und vielleicht mit dem lymphatischen System zur Beförderung der Assimilation in Verbindung steht, füllt einen Theil jenes Raumes aus, den die zusammengefallenen Lungen nicht ausfüllen können, und macht ihnen nach der Geburt durch ihr allmähliges Schwinden wieder Raum. Den übrigen Theil der Brusthöhle füllt die beim Fötus, je jünger er ist, desto mehr durch ihre Größe sich auszeichnende Leber aus. Diese Größe rührt daher, weil beinahe alles Blut, welches im Fötus zirkulirt, sowie es durch die Nabelvene ankömmt, durch die Leber geht, wo sie beim Erwachsenen nur das Blut der Leberschlagader und der Pfortader aufnimmt. Nur der kleinere Theil, welcher in den ductus venosus geht, gelangt ohne Umweg durch die Leber in die Hohlader. Je jünger der Embryo ist, desto weicher ist sein Körper; alle fest weichen Theile enthalten viel mehr Säfte und haben bei weiten nicht die Konsistenz, wie bei einem Erwachsenen, die Flechsen sind sogar noch röthlich und daher von den Muskeln nicht so leicht zu unterscheiden, und alle Knochen sind anfangs noch

bloße Knorpel, welche selbst vor der vierten Woche aus bloßer Gallerte bestanden; erst in der achten Woche fängt die allmählige Verknöcherung der Knorpel an, und beim reifen Embryo sind die meisten noch nicht ganz in Knochen übergegangen. Nachdem der Fötus gegen das Ende des neunten Monats, oder der vierzigsten Woche der Schwangerschaft, seine volle Reife erlangt hat, so tritt die Geburt ein; eine früher eintretende Geburt heißt frühzeitig und die, vielleicht nie, später eintretende. Das neugeborne Kind fängt sogleich an zu athmen, und damit hören alle jene Eigenthümlichkeiten auf, wodurch sich der nicht einathmende Embryo vom Athem hohlenden Menschen unterscheidet, bes. in Hinsicht der Lungen und des Blutumlaufs. Das Leben, ein beständiges Selbstreproduziren, beginnt im Momente der Empfängniß in dem aus beiden Samenfeuchtigkeiten sich bildenden neuen Individuum. Beim allmähligen Fortschreiten des Lebens sehen wir alle festen Theile aus dem beinahe ganz flüssigen, gelatinösen Zustande zu einer immer festern, früher oder später knöchernen Konsistenz gelangen, in eben dem Maße säfte- und gefäßeärmer werden und zugleich aus dem Zustande der sehr geringen Energie mit sehr hoher Rezeptivität in allmählig größere Energie mit Sinken der letztern und endlich in einen Zustand der Verminderung beider übergehen. Beide Umstände machen den Organismus allmählig zum individuellen Leben untauglich. Bis gegen das vier und zwanzigste Jahr reproduzirt sich der menschliche Organismus nicht bloß, wie er vorher war, sondern er nimmt bei jeder Reproduktion an Masse und an Volumen zu, oder er wächst, setzt mehr an als resorbirt wird, desto schneller, je jünger derselbe ist, weil hier Gefäße- und Säftereichthum und hoher Grad der Rezeptivität ihn begünstigen; daher wächst er am meisten in der Kindheit, vorzüglich in der Periode vor der Geburt und minder in der folgenden Jugend. Während des Wachsthums erfolgt auch die Entstehung und Ausbildung der Knochen. Vor der fünften bis sechsten Woche hat der Embryo weder Knorpel noch Knochen, dann bilden sich Knorpel und die ersten Anfänge der Verknöcherung zeigen sich in der achten Woche nach der Empfängniß. Erst mit dem Ende des Wachsthums sind die Knochen vollkommen, die verschiedenen Stücke eines Knochens vereinigt und nur die Gelenkknorpel noch übrig. Die ersten Spuren der aus den angegebenen Gründen verminderten und endlich ganz aufgehobenen Tauglichkeit zur Selbstreproduktion im höhern Alter, zeigen sich in den ausfallenden Zähnen und im schwindenden Zahnhöhlenrand der Kinnladen, mit Verkürzung des Gesichts; die Knochen werden spröder, die Hirnschalennäthe, endlich selbst bleibende Knorpel, Schlagadern und andere weichen Theile verknöchern; die Feuchtigkeiten des Auges nehmen ab und werden trübe; alle Sinnesorgane nebst dem Gehirne und den willkürlichen Muskeln werden zu ihren Funktionen immer weniger tauglich; dasselbe gilt von den unwillkürlichen Muskeln und Bewegungsorganen aller Art; endlich sinkt die Energie der Lebensthätigkeit zu tief, kein Reiz ist im Stande sie noch anzufachen, das Herz hört auf zu schlagen, die letzte Exspiration endigt das Leben und es erfolgt der sogenannte natürliche Tod, als eine nothwendige Folge des Alters oder des lange fortgesetzten Lebens, gewöhnlich im 70sten bis 80sten, sehr selten im 90sten bis 100sten Jahre des Lebens.

Wachsfiguren und Wachsbildnerei. Das weiche, geschmeidige Wachs, das so leicht jede beliebige Form annimmt, mußte frühzeitig zu einem Stoffe für die plastische Kunst werden. Griechen und Römer gebrauchten es zu diesem Zwecke schon frühe; es diente zu Abdrücken bei den Siegeln, zu gefärbten Stifte bei der enkaustischen Malerei. Mit Wachsfirniß bestrichen sie die Marmorwände und Statuen und bekleideten mit dem Wachse selbst Gemälde, um sie vor den schädlichen Einflüssen der Wit-

terung zu schützen. Bei den Römern bediente man sich des Wachses, um die bekannten Ahnenbilder, die oft obendrein noch bemalt wurden, daraus zu verfertigen. Im Wachsbossiren mußten sie es schon in früher Zeit weit gebracht haben, denn sie glichen den Originalen auf das Genaueste. Ebenso bekannt ist es, daß bei den Alten allerhand Bilder, welche die Griechen Puppenbilder, die Römer Sigillarii nannten, und welche Letztere den Feldgöttern weihten, daraus verfertigt wurden. Es wurden ebenfalls häufig Blumen, Früchte, Guirlanden 2c. daraus geformt, womit die Griechen gern ihre Häuser schmückten, welche besonders bei dem Adonisfeste gebraucht wurden. Diese religiöse Feierlichkeit symbolisirte das Frühlingserwachen der Natur und wurde am Ende des Winters begangen. Sitte war es bei diesem Feste, dem Lieblinge der Venus Blumen und Früchte zu opfern; da diese aber in Griechenland, wohin der Adoniskultus aus Syrien u. Phönizien gekommen war, um die Zeit nicht vorhanden waren, so ersetzten sie die Griechen durch künstliche aus Wachs. Eine lächerliche Täuschung durch Wachsfiguren hat uns die Geschichte aufbewahrt. Der Kaiser und Schlemmer Heliogabalus ließ einst eine prächtig besetzte Tafel aus Wachs formen; seine zahlreichen Gäste sollten sich an dem Anschauen der Aftergerichte reizen, während er die Leckerbissen in Natura verzehrte. Die Wachsbildnerei hat außer der Darstellung solcher und ähnlicher niedlichen Kleinigkeiten, noch den Werth, daß man durch sie leicht wissenschaftliche Gegenstände zur Anschauung bringen kann. In dieser Absicht hat sich ihrer der Anatom und der Pomolog bedient. Auch ist sie zur Darstellung kleiner Porträte in halberhobener Arbeit sehr zweckmäßig. Zu den Kunsterzeugnissen darf man aber jene großen nach dem Leben abgeformten Wachsfiguren, die oft, eine Menge derselben an einem Ort vereint, gezeigt werden, nicht rechnen. Es liegt zu viel Wahrheit in ihnen, um täuschen zu können, und sie machen einen unangenehmen, selbst grausenhaften Eindruck auf die Zuschauer. Ihr Anschauen gewährt ein Gefühl, als wenn man alle Augenblicke erwarte, die Figuren würden sich erheben und bewegen, während uns doch unser Verstand belehrt, daß sie nur todte Larven sind, die das Leben nachäffen. Dieser Kontrast führt etwas Peinliches mit sich, da doch ein Kunsterzeugniß entweder immer wohlthuend auf das Gemüth wirken muß, oder doch sich in ihm ähnliche Kontraste später zu einem erfreulichen Gefühl auflösen müssen. Den ersten Gedanken, Wachsfiguren dieser Art zu verfertigen, hatte gegen das Ende des 17. Jahrh. der Spitalarzt de Nones zu Genua. Er war eben im Begriff, einen Leichnam durch Balsimirung aufzubewahren; da er aber die Fäulniß nicht ganz verhindern konnte, so gerieth er auf den Einfall, den Körper so natürlich als möglich in Wachs bossiren zu lassen. Er theilte diesen Einfall dem Abbate Zumbo, einem Sicilianer, mit, der zwar Nichts von der Anatomie verstand, aber sehr gut in Wachs bossirte, und dieser machte, unter Nones Aufsicht, zuerst den Kopf des Leichnams in gefärbtem Wachs so täuschend nach, daß Alle, die ihn sahen, ihn für den abgeschnittenen Kopf hielten. Zumbo hatte indessen denselben heimlich noch einmal für sich nachgemacht und ging damit nach Frankreich, wo er die Sache für seine Erfindung ausgab. Er starb kurz darauf. De Nones nahm einen andern Wachsbossirer, Namens de la Croix aus Frankreich, zu sich, der den erwähnten Leichnam nach allen seinen Theilen sehr schön in Wachs bossirte. 1721 ließ P. la Courege dergleichen Figuren in Hamburg sehen, und 1737 wurden welche in London zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Besonders merkwürdig sind in diesem Fache die Arbeiten von Ercole Lelli, Giovanni Manzolini und dessen Frau, Anna Manzolini, welche sonst in dem Institut zu Bologna aufbewahrt wurden und dann nach Paris kamen. Von der Anna Manzolini, die 1755 starb, befinden sich einige schöne Arbeiten in Turin

und Petersburg. Neuere Wachskünstler in Italien sind: L. Calza, Fillppo Balugani und Ferrini. Der berühmte Fontana in Florenz erhob diese Kunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit (S. „Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerei, nebst Nachrichten von den anatomischen Wachspräparaten in Florenz, und deren Verfertigung, für Künstler, Kunstliebhaber und Anthropotogen, von Dokt. Engelbert Winkelhausen. Frankf. a/M. 1798"). Da nämlich anatomische Präparate so schwer zu erhalten sind, so wandte Felix Fontana allen Fleiß an, dergleichen Stücke in Wachs nachzubilden, und es gelang ihm, dieses Unternehmen so weit auszudehnen, daß er, wegen der vielen Bestellungen, eine ganze Gesellschaft Anatomiker, Modellschneider, Wachsbossirer und Maler anstellen konnte. Doch waren größtentheils nur die Eingeweide und innern Theile Gegenstand dieser Präparate. Der Prosektor M. Vogt in Wittenberg suchte nach genauen Zeichnungen auch die Verästelungen der Gefäße und der Nerven künstlich so darzustellen, und er bediente sich dieser Präparate bei seinen Vorlesungen. In Frankreich gab sich Pinson mit dieser Kunst ab, und später zeichnete sich Laumonier zu Rouen darin aus. Das Bossirwachs wird aus vier Theilen Wachs, drei Theilen weißen Terpentin und etwas Baumöl oder Schmalz zusammengeschmolzen und dann verschiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur wird mit den Händen geformt; die feinere Ausbildung geschieht mit Griffeln verschiedener Form, von Holz oder Elfenbein; auch gießt man Figuren in Formen. Diese müssen von Gyps seyn und aus vielen Stücken bestehen; sie werden inwendig mit Oel bestrichen und fest zusammengebunden; das Wachs wird durch eine an den Füßen gemachte Oeffnung in die Form gegossen und diese wird später in kaltes Wasser geworfen, damit das Wachs sich leichter ablöse. Das Wachs, woraus die Bildhauer ihre Modelle machen, besteht aus 16 Theilen Wachs, 2 Thl. Burgunder oder Schusterpech und 1 Thl. Schmalz; oder aus 10 Thl. Wachs, 1 Thl. Terpentin, ebenso viel Schusterpech und ebenso viel Schmalz; dieß wird bei langsamem Feuer geschmolzen, wohlgerührt und durchgeseiht, damit die Masse dicht und ohne Luft sey. Sehr passend ist das Wachs zu Abdrücken von in Stein geschnittenen Figuren. Man bereitet es folgendermaßen dazu: Zu einer Unze Jungfernwachs, welches man in einem kupfernen Gefäß langsam schmelzen läßt, thut man ein Quentchen fein gestoßenen Kandiszucker, eine halbe Unze noch einmal ausgebrannten Ofenruß und zwei bis drei Tropfen Terpentin. Will man einen Abdruck nehmen, so wärmt man dieß Wachs und drückt den ein wenig angefeuchteten Stein darauf. Dieser Komposition bedienen sich besonders die Steinschneider bei ihren Arbeiten.

Wachsmalerei, s. Enkaustik.

Wachteln, eine Art kleiner 3pfündiger Handgranaten, welche zu 40—60 Stück aus 60- und 100pfd. Mörsern, auch aus Steinpöllern geworfen werden und ihre Benennung von dem Zischen, das sie beim Zerspringen verursachen, erhalten haben. Sie richten großen Schaden an, weil sie bei dem Zerspringen mit einem Male eine Menge Punkte oder Menschen treffen, und dienen hauptsächlich, um vor Anfang eines Sturms den Feind aus dem verdeckten Wege zu treiben oder auch die ausgestellten Feuerposten zu verjagen. Der franz. Artillerie-Offizier Vergueil ist ihr Erfinder. 1758 kam ihr Gebrauch nach Oestreich. Berühmt sind sie dadurch, daß Laudon durch ihre Wirkung im letzten östreichisch-türkischen Kriege 1789 Belgrad bezwang.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf Alles Acht hat, was vorgeht, und Signale macht, wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche am Eingange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge,

z. B. im Sunde bei Helsingör, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

Wachtthürme sind Thürme auf den Seeküsten, um Seeräuber oder andere Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von Spanien und Italien gibt es deren, die wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der Küsten leichte Reiter, die, sowie die Strandreiter auf den deutschen Küsten, beobachten müssen, was vorgeht.

Wackenroder (Wilh. Heinr.), ein vielversprechender deutscher Schriftsteller, geb. zu Berlin 1772, zeigte frühe herrliche Talente, welche durch eine sorgfältige Erziehung entwickelt wurden. Er war mit Tieck von seinen Schuljahren her auf Innigste verbrüdert. Das Studium der bildenden Künste sowie die neuere Literatur beschäftigte vorzüglich den Jüngling. In Halle ward er in die Rechtswissenschaften eingeweiht. Späterhin wurde er Referendar beim Kammergerichte zu Berlin. Er starb leider schon 1798 im 26. Jahre seines Lebens. — Ein merkwürdiges Buch, welches besonders in der Kunstwelt zu Rom viel Aufsehn machte, waren seine „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berlin 1797), an welchen auch Tieck einigen Antheil hatte. Letzterer gab auch den Nachlaß seines Freundes, mit eigenen verwandten Aufsätzen vermehrt, unter dem Titel: „Phantasien über die Kunst" (Hamb. 1799) heraus. In Tiecks Kunstroman: „Franz Sternbalds Wanderungen" (Berl. 1798, 2 Thle.), zumal wenn man auf die Erfindung sieht, gehört Wackenroder ein Theil des Werkes, namentlich im ersten Bande. In diesen Schriften sprach sich ein eignes religiöses Gemüth, eine andächtige Liebe zur Kunst aus, die sich aller selbst gefälligen Kennerei und Spielerei mit dem Schönen und Erhabenen widersetzt. Sie trugen nicht wenig dazu bei, die Liebe zu den alten deutschen Meistern wieder aufzuregen. Vergleiche über ihn Göthe's „Ueber Kunst und Alterthum" rc. 2tes Heft.

Waffe. So nennt man überhaupt jedes Werkzeug, womit man entweder einen Andern angreift oder sich vor dem Angriffe eines Andern zu schützen sucht; jene sind Angriffs- diese Schutzwaffen. Man könnte auch die Waffen noch in natürliche und künstliche eintheilen; die erstere gewährt die Natur, als Hörner, Zähne, Füße rc., die andere sind eine Erfindung des menschlichen Geistes, die letztern sind vorzugsweise zum Gebrauche im Kriege bestimmt, und können bequem in Waffen vor und nach Erfindung des Schießpulvers geschieden werden. Am vollkommensten war die Kriegsbewaffnung in der alten Welt unter den Griechen und Römern. Die Waffen der griechischen Krieger waren von zweierlei Art. Einige dienten zu ihrer eignen Bedeckung, andere zum Angriff und zur Verwundung ihrer Feinde. Von der ersten Art waren: der Helm, aus Fell oder Leder verfertigt, mit Federbüschen verziert, und mit einem Riemen unterm Halse befestigt; der Brustharnisch, gewöhnlich aus Erz, zuweilen auch aus Leder oder Leinwand; der Gürtel, meistens ehern, um den untern Theil des Körpers; Stiefeln, aus Erz oder edlerm Metall; und dann der Schild, der gewöhnlich rund, und meistens aus Rindsleder verfertigt war, womit sie den ganzen Leib bedeckten. Waffen des Angriffs waren: der Spieß, gewöhnlich aus Eschenholz, und von verschiedener Länge und Gestalt, je nachdem man nah oder fern focht; das Schwert, dessen Gehenke von der Schulter herabhing; der Bogen, gemeiniglich aus Holz, und die Sehne aus geflochtenem Pferdehaar oder Riemen; die Pfeile, aus leichterm Holz, mit eisernen Spitzen, und befiedert; der Wurfspieß, von mancherlei Länge und Gestalt; und die Schleuder, länglicher Form, gewöhnlich aus wollenem Tuch mit zwei ledernen Riemen, womit sie Pfeile, Steine und Blei auf die Feinde warfen.

Die meisten Waffen der alten Griechen waren aus Erz, welches zu dieser Absicht früher als das Eisen gebraucht, und auch noch, nach geschehener Einführung des letztern, häufig beibehalten wurde. Zu den Vertheidigungswaffen war in der Folge das Eisen gewöhnlicher. Zu Harnischen, Stiefeln und Schilden nahm man zuweilen auch weißes Blei oder Zinn. Verzierung der Waffen mit Golde wurde für weichlich und üppig gehalten. Außerdem aber suchten sie ihre Waffenrüstung der größten Glanz zu geben, und dieß nicht sowohl zum Schmuck, als zum Schrecken der Feinde. An den Schilden hatten sie eine Art von Feldzeichen, gewöhnlich von erhabner Arbeit, entweder das Bild irgend einer Gottheit, oder eines Thiers, besonders Löwenköpfe. Auch die Pferde schmückten sie mit vorzüglicher Sorgfalt. — Die Waffen der Römer waren nach den dreifachen Klassen ihrer Krieger (s. Legion) verschieden. Die velites oder Leichtbewaffneten hatten einen Schild, einen Wurfspieß, einen Helm aus Rindsfell, und in den spätern Zeiten auch einen Degen. Die hastati trugen einen größern Schild, aus dünnen Brettern, mit Leder und Eisenblech überzogen; einen kurzen, aber starken und spitzigen, Degen, den sie an der rechten Hüfte trugen; zwei Wurfspieße, von Holz, mit eisernen Spitzen, einen leichtern und einen schwerern; einen eisernen Helm mit einem Federbusch verziert; Beinschienen mit Eisenblech beschlagen, die man in spätern Zeiten nur auf dem rechten Beine trug; und einen Brustharnisch oder Panzer von Metall oder Leder, der von der Brust bis zum Gürtel reichte. Von ähnlicher Art war die Waffenrüstung der Principen und Triarier; nur trugen die Letztern längere Spieße, wo auch die großen Schwerter, Spathae, und die kleinern, Semispathae, hinzukamen. Die Schilde bezeichnete man mit dem Namen der Krieger und mit der Zahl der Legion und des Manipels, wozu sie gehörten. Wer ohne Schild aus der Schlacht zurückkam, hatte das Leben verwirkt. Die Waffen der Reiterei waren den griechischen ähnlich, und bestanden in einer Sturmhaube, einem Panzer, einem länglichen Schilde, Beinstiefeln, Lanze, Säbel und Dolch, welcher letztere jedoch nur im nahen Handgemenge gebraucht wurde. Nach Erfindung des Pulvers und Anwendung in der Kriegskunst mußte sich nothwendig die Bewaffnung und dieß besonders in Hinsicht der Schutzwaffen, die durch die Alles zerschmetternde Kraft des Pulvers faß überflüssig wurden, ganz ändern. Die Feuerwaffen zerfallen 1) in das Geschütz, dieses umfaßt Canonen, Mörser und Haubitzen, worüber, wie über die Congreveschen Raketen, die einzelnen Art. nachzusehen sind. Auch gehört hieher die auf Kriegsschiffen gebräuchliche, von einem Schottländer, Namens Coron, erfundene Caronade, eine kurze Kanone von sehr großem Caliber. 2) In das kleine Gewehr. Wegen der Allgemeinheit des Gebrauchs nennen wir zuerst A. die gewöhnliche Infanterieflinte. Ihr Bau ist zwar in den verschiedenen Heeren verschieden, es läßt sich aber im Allgemeinen der Lauf $3^3/_4$ Fuß lang, die Kugel gegen 2 Loth, die Ladung halbkugelschwer annehmen, wo von 300 Schritt her gewisse — natürlich immer zunehmende — Wirkung zu erwarten ist. B. Die gezogene Kugelbüchse, als eigenthümliche Waffe der Jäger. Sie gewährt zwar mehr Sicherheit des Treffens, wirkt auch auf größere Entfernung, gestattet aber nur ein langsames Feuer. Hierbei sind noch die Standbüchsen, Doppelhaken und Wallmusketen zu nennen, die von stärkerem Caliber, und deßhalb viel schwerer sind, sonst wohl auch im Felde gebraucht, dann ziemlich vergessen wurden, jetzt aber hier und dort für den Festungskrieg wieder hervorgesucht worden sind, wo sie allerdings auf beträchtliche Weiten einen sichern Schuß geben. C. Der Carabiner, das größere Schießgewehr des Cavalleristen. Da man indeß eingesehen hat, daß das Hervorbringer einer großen Feuermasse dem eigentlichen Zwecke der Reiterei unangemessen, der Schuß vom Pferde ziemlich unsicher,

und der Carabiner deßhalb eine unnütze Last ist, so hat man sie im Allgemeinen abgeschafft, und in mehreren Heeren nur einigen Mann der Schwadron gelassen, die besonders im Zielschießen geübt, beim Plänkeln rc. gleichsam als Schützen zu Pferde nützliche Dienste leisten. D. Die Pistole, ebenfalls dem Cavalleristen eigenthümlich (die Mineurs sind indeß gewöhnlich auch damit versehen), der sich ihrer beim zerstreuten Gefecht bedient. Bei der großen Unsicherheit des Treffens ist wohl ihr hauptsächlichster Nutzen der, daß die Vedetten damit bei des Feindes Annäherung Signale geben können. — Die blanken Wagen sind 1) Stoßwaffen, die bloß durch die Spitze wirken. Diese sind a) das Bajonnet, das auf der gewöhnlichen Infanterieflinte angebracht, den Mann zum Ferngefecht und Handgemenge zugleich fähig macht (die Pike, die man mehrfach vorgeschlagen hat, leistet das erstere gar nicht und wird deßhalb schwerlich wieder eingeführt werden); wegen der Cavallerie müssen Flinte und Bajonnet zusammen so lang seyn, daß der damit sich deckende Soldat von dem Reiter mit dem Säbel nicht abgereicht werden kann. Um dem Jäger ein ähnliches Deckungsmittel zu verschaffen, hat man an seinem Hirschfänger eine Vorrichtung angebracht, daß er als Bajonnet auf die Büchse gesetzt werden kann. b) Die Lanze, der leichten Cavallerie eigen; ihr geschickter Gebrauch setzt ungemeine Uebung voraus, während der ungeschickte Lanzenreiter eine sichere Beute seines Feindes ist. Man könnte an ihr tadeln, daß sie eine gewisse Halbheit herbeiführe, indem nicht zu erwarten ist, daß der Mann auf Lanze und Säbel gleich geübt seyn, und auf beides gleiches Vertrauen setzen werde. Wirklich furchtbar wird sie bei Verfolgung des in Unordnung gerathenen Feindes, wo sie der Cavallerist bei weitem mehr als den Säbel fürchtet, der Infanterist aber nicht einmal durch Niederwerfen auf die Erde sich ihren gefährlichen Wirkungen entziehen kann. 2) Hiebwaffen, die bloß mit der Schneide wirken. Dieß ist der etwas gekrümmte Säbel, der, mit vollem Arme geführt, hackend wirkt und der leichten Cavallerie eigen ist (die sehr gekrümmten Säbel der türkischen Reiterei werden mehr schneidend angewendet). 3) Vermischte, die mit der Spitze und Schneide zugleich wirken. Dieß ist der Degen mit gerader, spitziger Klinge, zum Hieb wie auch zum Stoß brauchbar: zum letztern jedoch mehr geeignet; die französische schwere Cavallerie führte dergleichen und brauchte sie meist nur zum Stich, worauf ihre ganze Fechtart berechnet war, da man, und nicht ganz mit Unrecht, annahm, daß der Stoß, bei weniger Kraftaufwand, gefährlicher verletze und schwerer parirt werde, als der Hieb. Denselben Grundsatz befolgten schon die Römer, deren kurzes Legionschwert ebenso gut auf Stich als Hieb geformt war. Wie die franz. Reiterei bedienten sie sich desselben am gewöhnlichsten zum Stechen, weil eine Stichwunde, die etwas tief eindringt, gewöhnlich tödtlich ist, oder den Mann außer dem Gefechte setzt.

Wage ist ein mechanisches, auf der Lehre vom Hebel beruhendes Werkzeug, mit dessen Hülfe man das Gewicht eines Körpers nach Centnern, Pfunden, Lothen, oder die innere Mischung eines flüssigen oder festen zusammengesetzten Körpers und das Verhältniß der einzelnen Bestandtheile zu einander u. a. bestimmen kann; es gibt einfache und künstlich zusammengesetzte, große, kleine, Wagen für Flüssigkeiten, Aräometer (s. d.), für zusammengesetzte Metalle, Probierwagen, für Wardeine, doppelarmige, gemeine Schnellwagen u. a. Letzterer liegt ein ungleicharmiger physischer Hebel zum Grunde, an welchem die Unterlage festbleibt. An den kürzern Arm wird die Wagschale oder die Last und an den längern das Gegengewicht, welches immer eins und dasselbe ist, gehängt. Der Schwerpunkt des letztern ist um so größer, je weiter es von dem Ruhepunkte des ganzen Hebels verschoben wird, und so kann ein kleines Gegengewicht einer großen Last das Gleichgewicht halten. Bisweilen ist auch die Schnellwage so eingerichtet,

daß die Unterlage beweglich und das Gegengewicht am Ende des langen Arms befindlich ist. Die gemeine Wage besteht aus einem gleicharmigen Hebel, Wagebalken genannt, der genau in der Mitte so aufgehängt ist, daß er sich frei um seine Are hin und her bewegen kann. Von dem Ende jedes Arms hängt eine Schale herab, um das Gewicht und die zu wägende Sache hinein legen zu können. Das Ganze, wenn es ruht, muß sich genau das Gleichgewicht halten. Beschwert man nun die eine Schale mit einem Gegenstande von beliebigem Gewicht, so wird das Gleichgewicht der Wage aufgehoben und man wird, um es wieder herzustellen, in die andere Schale ein gleichgroßes Gegengewicht legen müssen. Kennt man nun die Schwere des Gegengewichts, so erfährt man dadurch zugleich die Schwere des Körpers in der andern Schale. Um zu erfahren, wann sich die Wage im Gleichgewicht befindet, ist auf dem Wagebalken und zwar gerade über dem Schwerpunkt, an welchem er hängt, eine Spitze, die sogenannte Zunge, im rechten Winkel angebracht. Steht nun die Zunge senkrecht inne, so ist dieß ein Zeichen, daß der Wagebalken sich in horizontaler Lage, d. h. im Gleichgewicht befindet. Eine Wage ist desto empfindlicher, je kleiner die Höhe des Bewegungspunktes über dem Schwerpunkt ist, vorausgesetzt, daß der Wagebalken sich frei und ohne Reibung um seinen Umdrehungspunkt bewegen kann.

Wagen. Anfangs bediente man sich zum Transport der Dinge einer Schleife, woraus mit der Zeit ein Fuhrwerk von 2 und 4 Rädern entstand. Diese Erfindung fällt in die entferntesten Zeiten. Schon zu Jakobs Zeiten waren die Wagen in Aegypten gemein. Außerdem wird der Wagen noch an mehrern Orten der Bibel gedacht. Wahrscheinlich hat man anfangs nicht gleich die Räder aus Felgen und Speichen zusammengesetzt, sondern sie voll und massiv gemacht; sowie noch die Räder an den Fuhrwerken in Japan sind. Die zweirädrigen Wagen mögen wohl die ersten gewesen seyn; doch gedenkt schon Homer in der Iliade auch der vierrädrigen, deren Erfindung man den Phrygiern zuschrieb. Im Kriege wurde von den Wagen frühzeitig Gebrauch gemacht. Moses erwähnt schon den Streitwagen des Pharao. Bei den Griechen soll Theseus die Streitwagen eingeführt haben. Sie waren unter gewissen Umständen sehr verderbliche Waffen. Die Pferde waren mit Eisenschuppen bedeckt, vorn an der Deichsel befanden sich Spieße, und an den Seiten der Wagen und unterwärts gingen Sicheln aus. Mit solchen Sichelwagen fuhr man in die Reihe der Feinde. Die Griechen bedienten sich zweirädriger Wagen (die Räder waren niedrig und die Wagen hinten offen) bei Wettrennen und im Kriege, auf denen die Helden standen und von denen aus sie ihre Wurfspieße warfen. Die Römer bedienten sich schon frühzeitig der Wagen; schon auf den zwölf Tafeln wird die Arcera erwähnt. Nach dem Gebrauche, wozu sie die Wagen bestimmten, gaben sie denselben auch verschiedene Benennungen, als Carpentum, ein zweirädriges Fuhrwerk mit gewölbter Bedeckung, deren sich besonders die römischen Damen bedienten. Im zweiten punischen Kriege wurde der Gebrauch derselben als Luxus verboten, bald aber wieder freigegeben; Carruca, eine Art Staatswagen mit vier Rädern, dessen sich die Vornehmen zu bedienen pflegten, gewöhnlich von Mauleseln gezogen; Plinius gedenkt seiner zuerst; Cisium, Essedum u. s. w. waren Benennungen von andern Arten von Wagen. Die merkwürdigsten Wagen waren die Triumphwagen der Römer. — Einen vierrädrigen Wagen, auf welchem man ohne Pferde, oder sonstigen Anspann, vermittelst eines darin verborgenen, durch gleichfalls verborgene Menschen, getriebenen Räderwerks, auf der Straße fahren kann, wie man will, hat J. Hautsch, ein Mechanikus zu Nürnberg, 1649 erfunden.

Gustav Adolph kaufte ihm solchen für 500 Thaler ab und schickte ihn nach Stockholm. Einen ähnlichen Wagen verfertigte ein Uhrmacher daselbst, Farfler, 1689, womit er sich selbst vor das Thor und nach der Kirche fuhr. Einen geographischen Wagen, womit man nicht nur Flächen, sondern auch Höhen, Wälder und Festungen richtig abmessen kann, hat J. G. W. Wiehen, ein Mathematiker in Hanover, 1772 erfunden. Einen Wagen, welcher ohne Pferde oder Ochsen große Lasten führt, und nur von einer einzigen Person getrieben und geleitet wird, verdankt man einem Schmiedemeister, Arnold, in Wien 1804. Eine neue Art Wagen, die sich ungleich leichter als die bisherigen, fortbringen lassen, und deren Mechanismus sowohl auf die schwersten Lastwagen, als auf die leichtesten Cabriolets anwendbar ist, ist von einem Deutschen, Namens Bauer, in England erfunden worden. Einen militairischen Wagen, der 50 Mann faßt und nicht mehr als 6 Pferde erfordert, hat der Engländer Ironmonger erfunden. Eine große Umwandlung in dem Mechanismus der Fuhrwerke verspricht die Erfindung des H. von Baader in München hervorzubringen, wie er dieselbe angekündigt hat. Ueber die Erfindung und die Geschichte der Fuhrwerke, Wagen und die Bespannung derselben bei den Alten vergl. man das mit vielen Kupfern versehene Prachtwerk des Hrn. Günzerot, k. bair. Wageninspectors. München 1817 flg. — Wagen (elektrischer), ein Werkzeug, sich bei dem Gebrauch des elektrischen Drachen zur Zeit der Annäherung eines Gewitters gegen den Blitz in Sicherheit zu setzen, hat de Romas 1753 erfunden.

Wagenburg, ein Vertheidigungsmittel gegen einen schnellen feindlichen Angriff, welcher in den ältern Zeiten gewöhnlich war und bei der Bagage und bei Zufuhren noch öfters angewendet wird, um sich gegen einen überlegenen Feind einstweilen, bis Verstärkung herbei kommt, besser vertheidigen zu können. Gemeiniglich wird die Wagenburg, wenn der Rücken nicht durch die natürliche Lage des Terrains gedeckt ist, in ein oder mehrere Quarreen angeordnet, sodaß die Wagen dicht nebeneinander, die Pferde aber einwärts gestellt werden. Das Fußvolk wird pelotonweise auf die Ecken und in die Lücken gestellt, die Cavalerie schließt sich außerhalb an die Flügel der Wagenburg an, oder postirt sich zwischen die Quarreen, unter den Schutz des Feuers der Infanterie und agirt mit dem Säbel in der Faust.

Wagerecht, s. Horizont.

Wagner (Ernst), einer der ausgezeichnetsten Romanendichter der neuesten deutschen Literatur, Sohn eines armen Landgeistlichen in dem Dorfe Roßdorf in Thüringen, erhielt von seinem Vater eine solche wissenschaftliche Bildung, daß er ohne ein Gymnasium zu beziehen, die Prüfung bestehen und die Hochschule Jena besuchen konnte, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Nach seiner Heimkehr wurde er Privatsekretär des Gutsherrn seines Geburtsortes, dann Gerichtsaktuar und zugleich Verwalter des Rittergutes. Durch seine Dichtungen ward Jean Paul Fr. Richter auf den jungen Mann aufmerksam, und empfahl ihn dem Herzog Georg von Sachsen-Meiningen. Wagner erhielt hierauf höchst unerwartet das Dekret als herzogl. Cabinetssekretär. Doch ehe er sein Amt angetreten starb der Herzog; seine fürstl. Witwe erfüllte indeß, was der Verewigte versprochen, und Wagner zog 1804 nach Meiningen. Hier beschäftigte er sich fast einzig mit schriftstellerischen Arbeiten. Leider raubte ihm aber bald eine in der Regel unheilbare Krankheit, die Rückenmarksdarre, die Hoffnung eines langen Lebens. Die Leiden der letzten Periode ertrug er mit christlichem Muthe. Er starb 1812, 44 Jahre alt. Wagner hat nach dem Urtheile echter Kenner der vaterländischen schönwissenschaftlichen Literatur einen eigenthümlichen Werth erlangt. Bei dem ersten Blick auf seine Leistungen als Romanendichter scheint das Gemüthliche vorzuherrschen; doch bei genauerer Prüfung wird man

ebenso sehr von seiner reichen schöpferischen Phantasie, wie von seiner feinen, stets psychologisch motivirten, Welt- und Menschenkenntniß überzeugt. Leider muß man bei diesem ausgezeichneten Schriftsteller beklagen, daß er nicht lange und besonders nicht gesund genug lebte, um den ganzen Reichthum seines edeln Geistes zur Belehrung, zum Genuß und zur Ehre seiner Nation noch mehr zu entfalten, als es durch die vorhandenen Erzeugnisse bereits geschehen ist. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Willibalds Ansichten des Lebens; Die reisenden Maler; Die Reisen aus der Fremde in die Heimath; Ferdinand Miller; Isidora; Das historische ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen. Seine sämmtl. Werke erschienen bei Varnhagen in Schmalkalden s. 1826.

Wagram (Schlacht bei), am 5ten und 6ten Juli 1809 von Napoleon gegen den Erzherzog Karl gewonnen. Nach der schrecklich blutigen Schlacht bei Aspern (s. d.), die beiden Theilen einen ungeheuren Verlust verursacht hatte, zogen sich beide Theile zurück und suchten neue Streitkräfte an sich zu ziehen. Zu Napoleon stieß der Prinz Eugen mit dem italienischen Heere; er war zwar am 16. April bei Sacile vom Erzherzoge Johann auf das Haupt geschlagen worden; sobald jedoch die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Regensburg in Italien angelangt war, gab der Sieger, unstreitig auf höhere Befehle, seine Entwürfe auf und trat den Rückzug an. Auf diesem wurde er an der Piave geschlagen, und indem der Vicekönig von Italien die Verfolgung fortsetzte, erlitt der östreichische Nachtrab eine zweite Niederlage zu St. Daniel und zu Venzone. Die Verfolgung dauerte den ganzen Mai hindurch und hörte nicht eher auf, als bis der Erzherzog zu Raab in Ungarn zum dritten Male geschlagen war, worauf sich der Vicekönig zur Donau wandte und sich mit Napoleon vereinigte. Auch Bernadotte näherte sich mit den Sachsen; auch zogen Baiern und andre franz. Truppenabtheilungen heran. Dagegen hatte der Erzherzog Karl fast keine Hülfe zu erwarten; der Erzherzog Johann war noch fern, und die ungar. Insurrektion säumte, sich dem Hauptheere, das selbst meist aus einem jungen, des Kriegs unerfahrnen Landsturm bestand, anzuschließen. Volle 6 Wochen verstrichen nach der Schlacht bei Aspern, ehe der furchtbare Kampf erneuert wurde; welche Zeit Napoleon darauf verwandte, um mit einer erstaunungswürdigen Einsicht Alles zu einem Uebergange über die Donau vorzubereiten. Am Schlusse des Juni traf er die Anstalten dazu. Diese wurden in den ersten Tagen des Juli vollendet. Unter dem Feuer von 109 Feldstücken, begleitet von einem heftigen Gewitter, ging Napoleons ganzes Heer in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli über den Fluß und stellte sich mit dem Sonnenaufgang im Marchfelde auf. Am Morgen des 5. entfaltete sich das franz. Heer so, daß Bernadotte bei Aspern den linken Flügel bildete, ihm zur rechten die italienische Armee bei Eßlingen, dann Massena (der die dort angelegten Verschanzungen umging und Enzersdorf nahm), nachher Oudinot eine Linie bildeten, deren äußersten rechten Flügel Davoust machte. Beide Heeresmassen beobachteten sich eine Zeitlang. Gegen Mittag ging Napoleon vor, und bald sah der Erzherzog seine Werke umgangen, sich selbst aber genöthigt, Enzersdorf zu räumen, das in Flammen aufging. Die Dörfer Esling und Aspern, welche so viel Blut gekostet hatten, sollten nicht die einzigen Zeugen des Riesenkampfes seyn, der sich zwischen zwei mächtigen Reichen erhob; sie wurden von den Kämpfenden schnell durchlaufen. Als der Erzherzog sich auf Wagram und Stammersdorf zurückgezogen hatte, dehnte sich das franz. Heer nach Breitenlee aus. Auf den Mittelpunkt des Erzherzogs wurde ein heftiger Angriff gemacht, allein, indem der Erzherzog ebenso heftigen Widerstand leistete, sahen die Divisionen Macdonald und Oudinot sich über den Rußbach zurückgeworfen und ein panisches Schrecken

bemächtigte sich dieses Theils des franz. Heeres. Der Prinz von Ponte-Corvo, welcher Wagram hatte nehmen sollen, kam daselbst kaum zum Vorschein; seine aus diesem Dorfe vertriebenen Sachsen zogen sich auf Aderklaa zurück, das sie nach wenig Stunden verließen. So endigte sich dieser Tag, den man den Tag von Enzersdorf nennt. Der Erzherzog Karl brachte die Nacht auf den Höhen von Wagram zu. Hier entwickelte sich am folgenden Tage (6. Juli) der furchtbare Kampf, der über die Dauer des Feldzugs entschied. Am 6. früh stand der äußerste franz. linke Flügel gegen Hirschstätten verlängert (Bernadotte, Massena); das Centrum bei Raschdorf (die Garden und die italien. Armee); dann rechts Marmont und Oudinot; Davoust auf dem äußersten rechten Flügel bis über Glinzendorf hinaus; das ganze Heer ward zu 150.000 M. mit 584 Geschützen angegeben. Die Schlachtordnung der Oestreicher, welche ungefähr 100.000 M. mit 410 Geschützen zählten, war: das 6te Corps (Klenau), welches sich rechts an die Donau stützte, war nebst dem 3ten (Collowrath marschirte über Leopoldau gegen Breitenlee und ließ eine Brigade mit einer Batterie bei Stammersdorf) und dem Grenadiercorps (d'Aspré) zum Angriff des linken Flügels bestimmt; das Reservecorps unter Fürst Lichtenstein rückte links diesen zwischen Süßenbrunn und Aderklaa vor; das 1ste Corps (Bellegarde) rückte gegen Aderklaa und hielt anfänglich die Höhe hinter Wagram besetzt, das 2te, Fürst Hohenzollern, sollte den Rußbach aufs äußerste halten und bei günstigen Erfolgen mit den Uebrigen in gleicher Höhe vorgehen, das 4te Corps (Fürst Rosenberg) mit der Abtheilung des Erzherzogs Johann (welcher durch wiederholte Befehle von Presburg herbeigerufen ward) den rechten franz. Flügel angreifen, das 5te Corps (Fürst Reuß) war bestimmt, den Spitz, die schwarze Lache und die übrigen Punkte an der obern Donau zu halten, es stand mit der Hauptmacht am Bisamberg. Der Zweck dieser Anordnung war, den Feind, dessen Entwickelung man nicht, wie bei Aspern, hatte verhindern können, durch einen lebhaften Angriff auf seinen linken Flügel (also an der gefährlichen Stelle der Verbindung mit der Lobau) an kräftigen Unternehmungen gegen den eigenen linken Flügel zu hindern, den man schon vor der Schlacht als den Punkt erkannte, wo die ungünstige Entscheidung lag. Der rechte Flügel des Erzherzogs trat um zehn Uhr in Linie: er dehnte sich von der Donau bis Wagram; sechzig Kanonen gingen vor ihm her und indem er das franz. Heer in den Rücken zu nehmen strebte, bedrohete er die Lobau-Insel und die Brücken. Doch jetzt brach auch Napoleon auf. Hundert Kanonen, welche, eine Viertelmeile Erdreich einnehmend, seinem Heere vorangingen, zerschmetterten die Massen, deren Bewegung unhaltbar schien. Die zerstörende Gewalt des Kanonenfeuers wurde von der Division Macdonald und von der Garde zu Fuß und zu Pferde unterstützt. Ein Adjutant Massena's überbrachte die Nachricht, daß das Kleinauische Corps sich im Rücken des franz. Heeres befinde und daß General Boudet, nach der Lobau-Insel vertrieben, seine Kanonen verloren habe. Napoleon, ohne hierauf zu achten, heftete seinen Blick nur auf den Thurm von Neusiedel, und sobald er bemerkte, daß Davoust's Feuer über denselben hinausging, sendete er den Adjutanten an Massena mit dem Befehl zurück, daß er angreifen möchte und daß die Schlacht gewonnen sey. Es war gegen Mittag, als dieß vorging. Des Erzherzogs Mittelpunkt war der Kirchthurm von Süßenbrunn. Hier nun entlud sich das Gewitter, zu welchem Napoleon das Zeichen gegeben hatte. Macdonalds furchtbare Kolonne durchbrach das Centrum der Oestreicher; Davoust bemächtigte sich Neusiedels; Massena trat, nach Ueberwindung aller Hindernisse, in die Leopoldsau, und der Sieg der Franzosen sprach sich dadurch aus, daß Napoleons Zelt zwischen den Dörfern Aderklaa und Rachsdorf, welche beiden

Heeren so viel Blut gekostet hatten, aufgeschlagen wurde. Selten war eine Schlacht blutiger, als die von Wagram. Am meisten bedauerte Napoleon den Tod des Generals Lasalle, seines trefflichsten Kavallerie-Generals. Außer diesem waren auf beiden Seiten mehrere Generale und Obersten geblieben. Der Erzherzog Karl selbst war mehr als einmal verwundet worden. Wer ermißt, wodurch die Schlacht für Oestreich verloren ging? Ein großer Theil der Schuld wurde dem Erzherzog Johann beigemessen, der erhaltene Befehle nicht befolgt hatte. In Fällen dieser Art ist nichts schwieriger, als Gründe und Gegengründe abzuwägen. Man sieht aus dieser allgemeinen Darstellung, daß die Schlacht von Napoleon durch das Rechtsziehen beim Entwickeln mit vieler Geschicklichkeit eingeleitet, und durch die Niederlage des linken östreichischen Flügels entscheiden wird. Beide Heere hatten darin mit großer Tapferkeit gefochten; der Verlust der Oestreicher mochte 23.000 Todte und Verwundete betragen, darunter mehrere Generale; sie hatten dabei 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Kanonen erobert; der Verlust der Franzosen ist nicht geringer zu berechnen, auch sie rühmten sich mehrere gewonnenen Siegeszeichen und Gefangenen, unter denen sich aber viele Verwundete befanden. Das Schlachtfeld räumend, zog sich der Erzherzog Karl in guter Ordnung nach Mähren zurück. Ihm folgte Napoleon dahin, und in der Nähe von Znaym schien es am 11. Juli zu einer erneuerten Schlacht kommen zu müssen, als der Fürst von Lichtenstein bei den franz. Vorposten erschien und im Namen des Kaisers auf einen Waffenstillstand antrug. Dieser Antrag wurde angenommen und schon am 12. Juli zu Znaym ein Waffenstillstand unterzeichnet, dessen lästige Bedingungen die Schwäche des östreichischen Heeres nach der Schlacht bei Wagram verriethen; denn nicht genug, daß ein Drittel der Monarchie mit den Städten Wien, Linz, Gräz, Klagenfurt, Laybach, Triest, Salzburg, Brünn, Lemberg, Krakau, Presburg, Oedenburg und Raab dem Feinde überlassen blieb, mußte Franz I. sich auch entschließen, die Voralberger und Tiroler durch Zurückziehung seiner Truppen ihrem Schicksal zu überlassen. Abgeschlossen für den nächsten Monat mit der Voraussetzung, daß sich in der Zwischenzeit Alles werde ausgleichen lassen, wurde, weil mehrere neue Begebenheiten eintraten, welche die Ausgleichung verhinderten, der Waffenstillstand am 12. August auf unbestimmte Zeit verlängert. Ausgeschieden war inzwischen der Erzherzog Karl; und da vorherzusehen war, daß der Kabinets-Minister Stadion dem Friedens-Abschlusse bedeutende Hindernisse in den Weg legen würde: so war von Seiten des östreichischen Kaisers der Herr von Metternich zum Friedensunterhändler ernannt worden. Von Seiten des franz. Kaisers fungirte Herr von Champagni bei diesem Geschäft. Die Besprechungen nahmen den 17. August ihren Anfang. Ueber das Resultat der Verhandlungen s. d. Art. Friedensschlüsse. Ueber den ganzen Feldzug vgl. man auch des Generals Pelet (Massena's Adjutant) Mém. sur la guerre de 1809, en Allemagne etc. (Paris 1820 fg., 4 Bde., mit einem Atlas).

Wahabi, Wahabiden, Wechabiden, eine neue mohammedanische Sekte in Arabien. Der Stifter derselben war aus dem kleinen Stamm Nedschdi in Jemen, Schech Mohammed, der Sohn Abd el Waheb (er lebte in der Mitte des 18. Jahrh.), dem zu Ehren seine Anhänger den Namen der Wahabiden tragen. Sie sind Bekenner eines gereinigten und auf seine ursprüngliche Einfachheit zurückgebrachten Islam. Von der Anbetung des Propheten, die ein Stück des neuern Islam ist, als wahrer Idolatrie beleidigt, verwarf Mohammed Ebn Abd el Wahab die gesammte Tradition sammt der Verehrung aller Propheten (Moses, Christus u. s. f.) und der Heiligen weg und hielt sich bloß an den Koran. Aus ihm nahm er die Lehre von

Einem Gott und eine strenge Moral an. Im Uebrigen behielt er fast alle Religionsgebräuche der Mohammedaner bei, die Anzahl der Gebete, die Waschungen, die Kniebeugungen, das Fasten im Monat Ramadan, die Enthaltung von Wein und andern geistigen Getränken: nur steigerte er in Allem die Strenge und predigte Ermordung aller Mosleme, welche bei der Verehrung des Propheten verharren wollten. Juden und Christen sollte der neue Lehrbegriff nicht aufgedrungen werden; sie leben auch wegen ihres Glaubens unangefochten, aber in der größten Verachtung unter den Wahabi. Schah Mohammed gab sich nur für berufen zum Reformator des Islam aus. Anfangs fand er nur wenige Anhänger seines Lehrbegriffs in seinem Stamm. Um sie zu vermehren, durchstreifte er Syrien und die Gegenden des Euphrats; ward aber zu Mekka, Damas, Bagdad und Bassora zurückgewiesen, und kehrte fast ohne Proselyten nach seiner Heimath zurück. Dort hatte sich in den letzten 20 Jahren ein neues großes Volk aus der Vereinigung mehrerer Stämme gebildet. Die drei tief herabgekommenen Stämme von Jemen, Nedschdi, Agneseh und Atub, gaben, um sich vor ihrem völligen Aussterben zu retten, die Gewohnheit ihrer Vorfahren, nicht außer ihrem Stamm zu heirathen, auf, und traten in Einen Stamm zusammen. Sie nahmen außerdem noch einzelne herumziehende Familien in sich auf und wurden binnen 20 Jahren so stark, daß sie sich Arabestan, Dreyeh und Lahsa unterwerfen, und durch die Aufnahme der dasigen Einwohner in ihren Stamm sich verstärken konnten. Durch diese Vereinigungen zu einer furchtbaren Nation herangewachsen, wählten sie den Mohammed Ebn Seud aus dem Stamm Rabi Aha zu ihrem Anführer, der den Titel eines Fürsten von Dreyeh und Lahsa annahm und nach Dreyeh, in der Wüste zwölf Tagereisen süd-östlich von Bassora, seine Residenz verlegte. An diesem machte der Reformator Schech Mohammed einen Proselyten; seinem Beispiel folgten die übrigen Araber der Wüste, die noch keine Anhänger des Schechs waren: die ganze große neue Nation bestand nun aus Wahabiden, unter denen Ebn Seud die weltliche und Schech Mohammed die geistliche Macht besaß. Ebn Seud zog nun auf die Unterwerfung der noch freien arabischen Stämme aus Dreyeh mit seinen Horden aus. Wer von ihnen nicht den gereinigten Lehrbegriff der Wahabi annahm, den traf als Götzendiener der Tod. Mitten in diesen seinen Unterjochungsstreifereien starb Ebn Seud; er ward aber mehr als ersetzt durch seinen Sohn und Nachfolger Abd el Azis. Durch ihn erhielt der Wahabistaat seine völlige Ausdehnung und Ausbildung. In kurzem reichte er durch die große Wüste zwischen dem arabischen und persischen Meer und von dem glücklichen Arabien bis Aleppo und Damas. Wer den Wahabism freiwillig annahm, der behielt Güter und Rang; nur mußte er an Abd el Azis von seiner ganzen Habe, welcher Art sie seyn mochte, den Zehnten abgeben und sich, wenn er bei der Zählung der zehnte Mann war, zu seinem Heere stellen, wie er ihnen als von Gott befohlen aus dem Koran erwies. Wem der Wahabism aufgedrungen werden mußte, verlor Güter und Rang und wurde unter das Heer geschoben; wer sich weigerte, ihn anzunehmen, ward niedergehauen und dessen Güter wurden eingezogen. Die gemachte Beute behielt er nicht, nach dem bisherigen Herkommen, allein für sich, sondern theilte sie mit seinen Waffengefährten so, daß sie vier Fünftel davon erhielten. Gegen 40 Jahre ließ ihnen die Pforte Zeit, sich auszubreiten und zu verstärken: denn erst 1798 stellte sie sich der Macht des Abd el Azis mit Ernst entgegen; zu einer Zeit, wo sie noch nicht über die Wüste hervorgedrungen war. Dem Ali, Kiaya des Statthalters von Bagdad, Soliman Pascha, würde es mit Hülfe des arabischen Stammes el Uebeid, der sich von Abd el Azis keine Gesetze wollte vorschreiben lassen, gelungen seyn, den un-

vermuthet überfallenen Wahabifürsten wo nicht zu vernichten, doch zu schwächen, wären die türkischen Anführer, Ali Kiaya und sein Wüstenführer, unbestechlich gewesen. So erkaufte sich Abd el Azis von ihnen einen leichten Frieden. Dieser Angriff war das Signal zu Streifereien über die Grenzen der Wüste. Am 20. April 1808 ward Imam Hussein von einem Wahabidenheer überfallen, alles, ohne Unterschied des Alters und Standes, niedergemacht, die Moschee des Heiligen zerstört und ihr ganzer großer Reichthum auf 200 Kameelen nach Dreyeh gebracht. Im Jahr 1802 mischte sich Abd el Azis in die Streitigkeit zweier Prätendenten der Scherifswürde zu Mekka und setzte sich durch seinen ältern Sohn Seud, der das Heer anführte, in den Besitz der heiligen Stadt und den rechtmäßigen Scherif in die Oberherrschaft ein; eine zurückgelassene Garnison schützte Beide in ihrem erlangten Besitz: der erste Schritt, die Pforte aus ihrem heiligsten Rechte, ohne das der Großsultan nicht mehr Chef der Gläubigen seyn könnte, aus der Oberherrschaft über die heiligen Orte zu verdrängen. Der vertriebene Usurpator der Scherifswürde entfloh nach Dschidda; für den nunmehrigen Diener und Besitzer des h. Orts eine erwünschte Gelegenheit, Dschidda, den Mittelpunkt des Handels mit Aegypten, anzugreifen; doch mißlang ihm der Versuch, weil die Wahabi noch keine Belagerung verstanden. Gleich darauf (am 12. Nov. 1803) ward Abd el Azis von einem kurdischen Derwisch ermordet und sein älterer Sohn Seud trat die Regierung an. Gelingen und Mißlingen wechselten seitdem mit einander ab. Bagdad griff Seud 1803 und Bassora und Muskate 1804, beidemal ohne Erfolg, an; dagegen vereitelte er (1804) einen Einfall des Ali Pascha von Bagdad, eroberte (1804) Medina und machte (1805) dem letzten Schein der Oberherrschaft der Pforte über die heiligen Orte ein Ende. So war nun der Fürst von Dreyeh auch Oberhaupt der Gläubigen. Dschidda, das vormals seinem Angriff widerstanden hatte, ward ein Jahr später (1806) genommen. Nach diesen Ereignissen war der Fürst von Dreyeh und Lahsa im Innern von Arabien allmächtig. Im Norden Meister der großen Wüste und im Süden des ganzen Landes Nedschd, im Westen Herr der Städte Dschidda, Mekka, Medina, Tajet, Lahsa, Dreyeh und im Osten aller Stämme der großen Wüste. Selbst an der westlichen und östlichen Küste, im arabischen und persischen Meerbusen, hatte er eine große Macht. Seit 1804 schwärmten eine Menge kleiner Fahrzeuge in diesen Meeren umher, welche Schifffahrt und Handlung unsicher machten. Sogar den Briten, die ihre Korrespondenz mit Indien über Konstantinopel, Aleppo und Bassora führten, nahmen sie häufig Schiffe im Angesicht von Bassora weg. In den nächsten Jahren kamen die Inseln Baharein und Zebara in die Gewalt der Wahabiden; und durch die Aldschiwasem, die sich Seud unterwarf, wurden sie Herren von Ras el Kheraim, welches den Eingang des persischen Meerbusens beherrscht. Im Anfang des Jahrs 1807 standen die Wahabiden im Zenith ihrer Macht. Im Gefühl derselben jagte Seud durch ein Edikt (gegeben im April 1807) alle Mosleme, die den Wahabism nicht annahmen, ohne Rücksicht auf Alter und Schwäche aus dem Innern seines Reichs und herrschte seitdem über lauter Glaubensgenossen. Sie sind in 3 Klassen getheilt: Guezn's (Kriegsleute), Feldarbeiter und Handwerker. Sie haben Schwerter, Dolche, Lanzen und Musketen; alle tragen Schilde und einige eine vollständige Rüstung. Sie sind tapfer, aber ohne Kriegszucht. Das Heer zählte 200.000 Mann. Dieß Wahabidenreich hat ein weltliches und geistliches Oberhaupt. Das weltliche aus der Familie des Ebn Seud, des Stifters dieses Reichs, nennt sich Emir, auch Beherrscher der Gläubigen, hält die vollziehende Gewalt in Händen und führt die ganze Macht an; mit Grausamkeit straft er seine Unterthanen, wenn sie ihre religiösen und bürger-

lichen Pflichten nicht erfüllen. Aber unter den verbündeten Beduinenstämmen ist seine Macht durch ihre Häuptlinge, Scheikhs und Oberscheikhs, beschränkt; sie sind zwar als Lehnsfürsten oder Statthalter des Emir anzusehen; aber sie leisten ihm bloß die Heerfolge, bezahlen die Sista und ordnen übrigens mit den Familienältesten die Angelegenheiten ihres Stamms. Das geistliche Oberhaupt, der Hohepriester oder Kadi genannt, wird aus der Nachkommenschaft des Scheikh Mohammed Abd el Wahab genommen und ist mit Mollas oder Gesetzverständigen umgeben; ohne seinen Rath und Beistimmung darf das weltliche Oberhaupt keine in das Ganze des Wahabidenreichs eingreifende Sache von Wichtigkeit unternehmen. Die Furcht vor den Wahabiden verbreitete sich im ganzen Morgenlande und selbst die Briten besorgten, durch sie in ihrem Handel gefährdet zu werden, indem sich einige Kriegerhorden nach dem persischen Meerbusen zogen, mit den dortigen Seeräubern sich vereinigten und die Verbindung zwischen Bassora, Muskate und Indien beunruhigten. Die Briten nahmen daher den Iman von Muskate, gegen den sich sein Bruder im Lande Oman empört hatte, wider die Wahabiden in Schutz, und schickten ihm von Bombay (1809) eine Eskadre nebst Landtruppen zur Züchtigung seiner und ihrer Feinde. Dieser Zweck ward denn auch durch mehrere See- und Küstengefechte, wie auch besonders durch die Zerstörung des Hauptsammelplatzes Ras ol Elyma (Kherim), wo 3300 Einwohner getödtet, 1600 gefangen genommen wurden, erfüllt; wogegen sich die Briten von Iman, um ihm ferner nahen Schutz angedeihen lassen zu können, die durch ihre reichen Perlenfischereien berühmten Inseln des pers. Meerbusens Bahraein und Zebora ausbedungen. Indeß erhielten die Wahabi in der Zwietracht und Eifersucht der Paschen des türkischen und der Khans des pers. Reichs die sicherste Bürgschaft für das Gelingen ihrer Streifzüge. Bald vereinigten sie sich nach dem Blutbade, welches Pascha Mohammed Ali unter den Beys und Mameluken zu Kairo anrichtete, mit den nach Oberägypten geflohenen Ueberresten derselben. Nun betrieb Mohamed Ali mit unermüdeter Thätigkeit die Rüstungen zur Vernichtung der Wahabi; er eroberte Jambo und Nahala (1811). Die von ihrem Bundesgenossen, dem Scherif von Mekka, verrathenen und von mehreren arab. Stämmen verlassenen Wahabi erlitten in den Engpässen von Sofra und Dschudejda neue Niederlagen und mußten Medina und Mekka den Osmanen wieder überlassen. Doch verlor Mohammed Ali durch einen Ueberfall den befestigten Waffenplatz Kumsida, unermeßliche Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen; auch waren die persischen Unruhen sehr günstig für die Wahabi, welche Zeit und Gelegenheit benutzten, um mehrere Araberstämme wieder mit sich zu verbinden. Indeß benutzte der Pascha von Aegypten die seit dem Tode des Oberhauptes Seud 1814 unter den Wahabiden ausgebrochenen Uneinigkeiten, da Mehrere nach der Herrschaft trachteten, schlug sie am 15. Jan. 1815 gänzlich bei Bessine unweit der Stadt Tarabe und unterdrückte sie beinahe ganz. Auch des Pascha von Aegypten zweiter Sohn, Ibrahim Pascha, besiegte nach dem Tode seines ältern, durch die Pest dahin gerafften Bruders 1817 die Wahabiden und eroberte als Pascha von Dschidda 1818 am 5. Zilkide (4. Sept.) die Stadt Dreyeh, tödtete 10.000 Empörer, darunter mehrere Anführer und nahm in Jemen auf der Flucht das Oberhaupt der Wahabiden Abdallah Ben Seud mit 10 Personen seiner Familie gefangen und schickte ihn, nachdem er ihm den Bart abscheeren und alle Zähne ausreißen lassen, in Ketten nach Konstantinopel, wo er am 17. Dez. 1818 gefoltert und enthauptet worden ist. An der Spitze der Nation steht jetzt die schöne und unternehmende Tochter des gestorbenen Wahabi, von dem das Volk den Namen annahm. Die Hauptstadt der Wahabiden, Dreyeh, 12 Tagreisen von Bagdad, in der Wüste, mit 2500 steinernen Häusern, 2 Stunden lang, ½ St. breit, hat

28 Moscheen und 30 Collegien zum Unterricht. Sie ward im Anfang des J. 1819 von Ibrahim völlig zerstört. 200 Anverwandte des enthaupteten Wahabidenanführers Abdallah zogen nach Kairo, um sich daselbst niederzulassen. Der Sieger Ibrahim Pascha hat in Mekka sein Dankopfer, nämlich nach einem Gelübde sein Haupthaar vor Mohammeds Grabe niedergelegt. Die Sekte der Wahabi ist indeß noch immer sehr ausgebreitet; ja während des Mohammed Ali's Heer in Morea gegen die Griechen kämpfte (1825—27) haben sie aufs neue ihr Haupt erhoben, um ihre Herrschaft wieder zu begründen.

Wahl ist ein Akt der Freiheit, den Willen für zwei oder mehrere Gegenstände des Begehrungsvermögens nach Vernunftgründen zu bestimmen. — Wahl des Künstlers ist die Bestimmung des Willens für die Bearbeitung mehrerer Gegenstände der Kunst nach einem Geschmacksurtheile. Der Stoff der Kunst ist unendlich, aber nicht jeder Stoff ist ein Gegenstand des Wohlgefallens. Ein Maler würde wenig Dank verdienen, wenn er Gegenstände, wovor Jedermann die Augen wegwendet, ausstellen wollte, wenn sie auch mit unübertreffbarer Kunst entworfen wären. Was ein Gegenstand für die eine Kunst seyn kann, ist es darum noch nicht für die andere. Die Musik z. B. kann nur Leidenschaften ausdrücken, aber keine Gedanken, keine Gegenstände, die auf mehrere Sinne, Gehör und Gesicht, zugleich Eindruck machen, z. B. ein Gewitter, einen Seesturm ꝛc.

Wahlcapitulation, s. Capitulation.

Wahlformen, von jeher der schwierigste Punkt der Verfassungen. Wenn die Vernunft fordert, daß der Beste und Tüchtigste zu öffentlichen Aemtern gewählt werde und daß, wenn auch die höchste Stufe der Macht nach einer festen Regel der Erblichkeit von einem zum andern übergeht, doch gerade darum nicht nur in den untergeordneten Behörden eine desto unbeschränktere und strengere, sondern auch eine zum Theil von der erblichen Regierung unabhängige Wahl stattfinden muß, so lehrt wieder die Erfahrung, daß die Wahlen um so weniger nach einer richtigen Schätzung der moralischen und technischen Würdigkeit erfolgen, je mehr sie der größern Zahl der Staatsbürger anvertraut werden. Beruft man die ganze Volksgemeinde zur Wahl der Reichs= oder Landstände, der Gerichtspersonen und andrer Beamten (wie dieß in Nordamerika geschieht), so wird die Kunst, dem großen Haufen zu schmeicheln, seine Vortheile zu benutzen, seine Leidenschaften zu entflammen, kurz die Kunst der eigentlich demagogischen Umtriebe freies Spiel und eine höchst gefährliche Macht erlangen, wie denn an ihr die alten Staaten sämmtlich zu Grunde gegangen sind. Dieß ist es, was die neuere Verfassungspolitik vornehmlich zu vermeiden und auf einem verschiednen Wege versucht hat. Der eine ist der historisch=zufällige, welcher auf Gleichförmigkeit Verzicht leistet und die Wahlformen einer verschiedenartigen Ausbildung nach der lokalen Verfassung und den besondern Umständen einzelner Distrikte und Orte überläßt. Es wäre zu weitläufig, die mannichfaltigen, oft sehr künstlichen und (wie bei der Wahl des Doge in Venedig) verkünstelten Einrichtungen durchzugehen, welche man besonders in dem städtischen Gemeinwesen des Mittelalters hierüber verursacht hat, und es mag also hier bloß England gleichsam als Repräsentant dieser historisch=zufälligen Mannichfaltigkeit erwähnt werden. Es sind außer einigen städtischen Aemtern hauptsächlich die Parlamentsdeputirten, deren Wahl für die Nation und den Staat von der höchsten Wichtigkeit ist. Dabei herrschen nicht nur zwischen England, Schottland, Irland und Wales große Verschiedenheiten, sondern in England selbst hat sich fast Alles nur lokal gestaltet und selbst da, wo eine allgemeine Regel zum Grund liegt, ist diese in der Anwendung sehr ungleich geworden. So sollen von jeder Grafschaft von den Grundeigenthümern

(Freeholders) zwei Deputirte gewählt werden, allein erstlich sind die Grafschaften geographisch sehr ungleich: York hat über 1 Mill., Rutland kaum 20.000 Einwohner; und zweitens ist auch die Zahl der Grundeigenthümer (d. h. der Lehnbesitzer mit Eigenthumsrecht) in manchen Grafschaften so gering — indem das Land nur im Besitz weniger Familien ist und von Pächtern bearbeitet wird —, zugleich aber auch der Einfluß der Lehns- und Grundherren selbst über ihre Lehnsleute so groß, daß die Wahl der Parlamentsdeputirten geradezu von der Bestimmung der Familien abhängt, welche am meisten in der Grafschaft begütert sind. Um vergebliche und sehr kostspielige Kämpfe zu vermeiden, theilt man sich; den einen Deputirten ernennt die dominirende Familie, den andern wählen die Freeholders, oder wo zwei solcher Familien da sind, theilen sich diese in die Ernennungen. so wird in Bedfordshire das eine Mitglied vom Herzog von Bedford, in Buckinghamshire das eine vom Herzog von Portland, das andere vom Marq. von Buckingham ernannt, in Cambridgeshire sind der Herzog von Rutland und der Graf von Hardwicke die Wahlherren, u. s. w.; für ganz independent hält man etwa 12 Grafschaften, die übrigen 28 stehen unter einem mehr oder weniger entschiednen Einflusse der großen Familien. Ebenso groß ist auch die Einrichtung und das Recht der Wahlen in den Städten. In einigen sind alle Einwohner, welche Gemeindesteuern bezahlen und eine eigene Haushaltung haben, zur Wahl berechtigt, in den meisten aber nur die Besitzer gewisser Lehngüter, Burgleben, sodaß in sehr großen Städten doch nur eine geringe Zahl von Wählern übrig bleibt und diese häufig wieder ganz und gar von ihrem Lehnsherrn abhängig sind. Es wäre daher eine wahre Satyre, die Mitglieder des Hauses der Gemeinen als vom Volke gewählt zu betrachten und wenn dennoch in einigen Beziehungen das Parlament die Dienste einer Nationalrepräsentation leistet, so geschieht dieß nur, weil ein gebildeter und redlicher Mann nicht unterlassen kann, als Repräsentant der Kultur zu handeln. — In Frankreich waren die alten reichsständischen Wahlen nach den drei Ständen Geistlichkeit, Adel und Bürgerstand geordnet und wurden in den königlichen Oberämtern vorgenommen. Die Zahl jedes Standes wurde vom Könige vorgeschrieben und war ziemlich gleichgültig, weil die Stände nach Kammern stimmten. Bei dem Ausschreiben des Reichstages im J. 1789 wich man nur in Nebendingen von der alten Regel ab. Man zog auch die Aemter, welche bisher keinen Antheil an dem Reichstage genommen hatten, dazu, indem man sie einem benachbarten Oberamte (baillage principal oder sénéchaussée principale) zutheilte. Zu den Wahlen wurden alle präbendirte Geistliche, Pfarrer, Klöster, Komthure der geistlichen Orden, im adeligen Stande alle adeligen Lehnsbesitzer, im dritten Grade alle steuerbaren Gemeindemitglieder berufen. Aus den Deputirten dieser drei Stände bildete sich die Generalversammlung des Oberamts, welche den doppelten Auftrag hatte, die Deputirten zu dem Reichstage zu erwählen und die reichsständische Beschwerdeschrift (Cahier de doléances, oder Libellus gravaminum et desideriorum) zu entwerfen. Auch hier folgte man also dem historisch zufälligen Wege; auch schon im Ausschreiben ward darauf hingedeutet, daß die Reichsstände den Ungleichheiten und Mängeln dieser Wahlverfassung für die Zukunft abzuhelfen suchen würden. In den Konstitutionen von 1791, 1793 und 1795 ging man aber immer mehr von dem Grundsatze aus, daß das Wahlrecht dem ganzen Volke zustehe, und gestattete folglich auch einem Jeden, welcher nur nicht in unmittelbarer Abhängigkeit stand, einen direkten Antheil an denselben. Die Wahlen wurden aber auch der Kampfplatz, das Werk und Werkzeug der Faktionen, und die Regierung sah sich einigemal genöthigt, eigenmächtig einzugreifen und die Wahlen zu kassiren. Als Buonaparte erster Konsul wurde, schlug er daher den zweiten

Weg ein, einer gleichförmigen Einrichtung und Beschränkung der Wahlen. Er ließ der Nation nur den Schein derselben, indem sie in ihren verschiedenen Versammlungen nur Wählbarkeitsverzeichnisse erwählen durfte, aus welchen die Regierung die Beamten und selbst die Deputirten der Gesetzgebung und die Senatoren auswählen sollte. Bei der Restauration wurde den Wahlkollegien die direkte Ernennung der Deputirten zurückgegeben (Charte const., a. 35), aber dabei ein Prinzip der Beschränkung angenommen, welches nachher das allgemein herrschende aller neuen Konstitutionen geworden ist. Schon in der Charte von 1814, A. 40, wurden nur Diejenigen für stimmfähig bei den Wahlen erklärt, welche jährlich 300 Fr. (78 Thaler) direkte Steuern bezahlen, und dadurch das Wahlrecht auf einen sehr kleinen Theil reicher oder wenigstens sehr wohlhabender Leute beschränkt. Man nahm im J. 1820 etwa 90.000 stimmfähige Hausväter an und seitdem ist diese Zahl theils durch Verminderung der Grundsteuer, theils durch Aufgeben der Gewerbe, wovon Patentsteuer gegeben wurde, theils endlich durch Erbschaftsfälle und Theilungen noch sehr vermindert worden. Die Wahlgesetze sind in Frankreich seit 1815 dreimal verändert worden. Zuerst im Jahr 1817, wo unter dem Minister Decazes dem Uebergewicht, welches die Partei der Emigranten bei den Wahlen erlangt hatte, entgegen gearbeitet werden sollte. Sodann im J. 1820, wo diese Partei die Ermordung des Herzogs von Berry benutzte, um sich die vollkommne Herrschaft Frankreichs zuzueignen. Durch das Gesetz vom 29. Juni 1820 wurde die Zahl der Deputirten von 258 auf 430 erhöht und zwar so, daß die ersten nach wie vor unmittelbar von den Wahlberechtigten der Departements erwählt werden, die hinzugefügten 172 Deputirten hingegen von den reichsten Leuten eines jeden Departements. Das am höchsten besteuerte Viertheil der sämmtlichen Wähler des Departements scheidet sich nämlich, nachdem es schon an den allgemeinen Wahlen Theil genommen hat, zu einem Departemens-Wahlkollegium aus und wählt nun noch die dem Departement zugetheilte Zahl der zugefügten Deputirten für sich allein. Auf diese Weise ist der Einfluß des Vermögens auf die Wahlen ganz außerordentlich gesteigert, aber auch wieder der Beweis geliefert worden, daß Vermögen, weit entfernt eine Bürgschaft für die Unabhängigkeit der Staatsbürger zu seyn, vielmehr ein Band ist, die Wahlen und die Deputirten abhängiger von den Ministern zu machen. Denn seitdem ist die Klage in Frankreich allgemein geworden, daß nur die Gunst und der Wille des Ministers, nicht aber die Meinung der Nation den Weg in die Deputirtenkammer eröffne, und daß die dazu angewandten Mittel gewiß nicht als konstitutionell gerühmt werden können. Dieß ist noch wichtiger geworden, seitdem durch das Gesetz vom 9. Juni 1824 die Deputirtenkammer nicht mehr alljährlich zu 4, sondern alle sieben Jahre ganz erneuert wird. Einer einmal erlangten Majorität ist also ein Minister sieben Jahre lang hindurch sicher und kann seinen Willen, seine Ueberzeugungen diese lange Zeit hindurch an die Stelle der öffentlichen Meinung setzen. — In Deutschland hat man auch im Allgemeinen das Prinzip festgehalten, daß Grundbesitz die Basis des landständischen Wahlrechts und der Wahlfähigkeit sey, und dieses Prinzip hier und da nur durch wenige Ausnahmen gemildert. Die Formen der Wahlen sind auf eine mannichfaltige Weise bestimmt worden, aber doch sind sie im Ganzen bei weitem mehr in die Hände der Bürger gelegt, als in Frankreich, und wo man doppelte oder mittelbare Wahlen angeordnet hat, ist der Antheil an Ernennung der Wahlmänner gemeiniglich ein allgemeines Bürgerrecht.

Wahlreich. Unter dieser Benennung versteht man ein Reich, dessen Oberherrschaft dem Regenten nur für seine Person, nicht aber zugleich für seine Abkömmlinge, von der Nation oder deren Stellvertretern übertragen

wurde. Solche Wahlreiche waren in den neuern Zeiten das deutsche Reich und das Königreich Polen. Wenn auch besonders in Deutschland, dem verstorbenen Regenten sein Sohn oder naher Verwandter auf dem Throne folgte, so geschah dieß doch immer durch die freie Wahl der Stände. Den Wahlreichen sind die Erbreiche entgegengesetzt, in denen eine bestimmte Erbfolge der regierenden Familien eingeführt ist. Ueber die Vorzüge und Nachtheile beider Formen ist viel gestritten worden. Die Völker, bei denen die Gewohnheit, ihren jedesmaligen Regenten zu wählen, eingeführt ward, hielten eifersüchtig darüber, weil sie glaubten, ihre Rechte und Freiheiten auf diese Art am besten behaupten zu können. Die schädlichen Uneinigkeiten, welche das ehemalige Polen bei jeder neuen Königswahl beunruhigten, haben wohl den einleuchtendsten Beweis gegeben, daß eine bestimmte Erbfolge vorzuziehen sey. Auch in Erbreichen kann der Fall eintreten, daß, nach Abgang des regierenden Geschlechts, die höchste Gewalt auf das Volk zurückfällt, das sich dann einen Regenten nach Willkür wählen kann. Fälle dieser Art haben in neuern Zeiten in England und Schweden statt gefunden. Zwischen einem Wahl- und Erbreiche ist noch der wichtige Unterschied, daß in dem letztern der Thron durch den Tod des Regenten nicht als erledigt betrachtet wird, indem die Regierung unmittelbar an den bestimmten Nachfolger übergeht. In den Wahlreichen hingegen wurde der Thron durch den Tod des Monarchen als erledigt angesehen; es entstand ein Zwischenreich (interregnum), und die Regierung wurde, wenn nicht schon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis zur Wahl eines neuen Regenten von Reichsverwesern geführt.

Wahlspruch, s. Symbol.

Wahlstadt, Wahlplatz — von dem alten Worte Wal, Gefecht, todter Körper, Leiche; daher Walhalla der alten Deutschen — ein Schlachtfeld, wo Todte liegen. — Wahlstadt, Dorf in Niederschlesien im Fürstenthum Liegnitz, eine Meile von Liegnitz. Der Ursprung seines Namens kommt von einer höchst mörderischen Schlacht her, welche 1241 oder, wie Einige wollen, 1242 den 9. April unter dem Herzog Heinrich d. Frommen hier zwischen den Christen und Tataren vorgefallen, worin die Letztern den Sieg errangen. Der Herzog sammt dem Kern des schles. Adels fielen nach der heldenmüthigsten Gegenwehr. Auch die Tataren waren, obschon Sieger, doch so geschwächt worden, daß sie den Rückzug antreten mußten. An dem Orte, wo man des Herzogs Leiche gefunden hatte, ward eine Kirche erbaut und um dieselbe erhob sich bald der Ort, welcher den Namen Wahlstadt erhielt. — In eben dieser Gegend siegte der preuß. Feldmarschall Blücher (s. d.) am 26. August 1813 über ein franz. Heer (s. Katzbach) und wurde deßwegen und wegen seiner übrigen Heldenthaten von Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von Wahlstadt erhoben. Ein 22 Fuß hoher Obelisk von Gußeisen, oben mit einem eiserner Kreuz, ist deren Denkmal.

Wahlverwandtschaften sind, wenn bei einer Verbindung der Stoffe zugleich auch eine Trennung erfolget. Entstehet dabei nur eine neue Verbindung, so heißt es eine einfache Wahlverwandtschaft, eine doppelte aber, wenn zwei Trennungen und zwei neue Verbindungen stattfinden. Die Wahlverwandtschaften sind in der Chemie von wesentlichem und mannichfachem Nutzen, um gewisse Stoffe rein zu erhalten. Wird z. B. dem aus Essigsäure und Blei bestehenden Bleizucker, Kali hinzugefügt, zu dem die Säuren eine nähere Verwandtschaft hat, so wird sie das Blei verlassen und sich mit dem Kali zu essigsaurem Kali verbinden. Oder bei der doppelten Wahlverwandtschaft entstehen durch Zusammensetzung des schwefelsauren Kali's mit salzsaurem Kalk zwei neue Substanzen: das salzsaure Kali und der schwefelsaure Kalk. Man sehe auch Verwandtschaften.

Wahnsinn. Im Allgemeinen versteht man unter Wahnsinn jede chronische Verrückung des Geistes oder Irreseyn; als Species erklärt man den Wahnsinn, als eine Verrückung, in welcher der Kranke die Freiheit des Bewußtseyns in der Thätigkeit seines Geistes verloren hat; mit welchem Zustande zugleich eine Ueberspannung der Phantasie verbunden ist. Da wir Narrheit, Irreseyn, Raserei, Tobsucht, Tollheit und andre auf diesen Artikel verwiesen haben, so müssen wir hier den Wahnsinn in dem allgemeinern Begriffe, d. h. für ein chronisches Irreseyn überhaupt, nehmen. Alle Verrückungen, welche diesemnach unter Wahnsinn zu begreifen sind, haben ihre Grundlage in den Wahrnehmungen, in den Trieben und in der Handlungsweise, und hiernach stellen sich drei Ordnungen auf. I. Ordnung. Dauernde falsche Wahrnehmungen, Verwirrungen (hallucinatinos). Diese Ordnung hat nun folgende Unterordnungen: 1) Die Wahrnehmungen beziehen sich auf einzelne Organe, und lassen bald etwas bemerken, das nicht vorhanden ist, oder widersprechen vorhandenen Gegenständen. Unter diese Unterordnungen gehören Schwindel, dauerndes Doppeltsehen u. dergl. (Verwirrungen der Sinne.) 2) Sie beziehen sich auf das Sensorium überhaupt, sowohl was Wahrnehmungen außer, als in unserm Körper selbst betrifft; z. B. insofern entweder ganz andere Gegenstände für gegenwärtig gehalten werden, als wirklich sind, wie in dem Irresinn (Parapterosyne), oder insoferne kein Bewußtseyn ihrer Gegenwart zurückbleibt, wie in der Erinnerungslosigkeit (Amnesia), oder insoferne die Empfindungen im Innern unsers Körpers uns zu veränderlichen falschen Vorstellungen seines Zustandes verleiten, wie in der Hypochondrie. II. Ordnung. Verstimmung der Triebe Tollheiten (Morositates); diese Verstimmung findet entweder in einzelnen Trieben statt, wie z. B. in der Nymphomanie, der Wasserscheu u. dergl. oder in dem Thätigkeitstrieb überhaupt, wie z. B. in der Schlaflosigkeit (Agrypnia), dem Nachtwandeln. III. Ordnung. Die ganze Handlungsweise ist verstimmt. Unsinnigkeit (Deliria). Die Gattungen dieser Ordnung sind nach folgenden Kennzeichen zu bestimmen: 1) Es zeigt sich in den Handlungen weder Ueberlegung, noch Thatkraft. Sinnlosigkeit (Amentia). 2) Es zeigt sich in den Handlungen zwar Ueberlegung und Thatkraft; aber erstere nur unter falschen Voraussetzungen, oder zu Gunsten eines thörichten Zweckes, dessen Aenderung nicht mehr in der Willkür des Kranken zu stehen scheint, und letztere ist entweder fast allein auf diesen Zweck, jenen Voraussetzungen gemäß, gerichtet, ohne doch besonders erhöhet zu seyn, oder sie ist, wenn sie nicht für ihre Zwecke oder jenen Voraussetzungen gemäß handeln kann, wovon, ob es seyn könne oder nicht, noch einiges Bewußtseyn vorhanden ist, völlig unthätig — Melancholie. 3) Obiger Zustand ist mit dem Mangel des Bewußtseyns, ob der Zweck erreichbar ist oder nicht, verbunden. Der Kranke ist immer thätig, doch ohne übernatürlich erhöhete Kraft, und glaubt immer in der Erreichung seiner Zwecke glücklich gewesen zu seyn oder es zu werden Narrheit (Moria). 4) Die Thatkraft ist ungewöhnlich erhöht, die Ueberlegung, wie in der Melancholie, beschränkt, und alles Bewußtseyn von Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit des Zweckes unter gewissen Umständen völlig verschwunden; nur die Fähigkeit sich zu verstellen bleibt oft bei Einigen noch übrig. Der Kranke ist in angestrengter Thätigkeit, und glaubt beständig Hindernisse um sich zu haben, die er aber doch in gewissen Fällen manchmal durch Heimtücke zu überwinden sucht. Raserei (Mania). Die Unterschiede eines Melancholikus, eines Narren und eines Rasenden ließen sich am besten an einem Beispiele darthun, und hiezu mag der Charakter des Don Quichotte dienen. Dieser war entschieden ein Narr, und wir wollen jetzt sehen, wie er gehandelt hätte, wenn er melancholisch oder rasend gewesen wäre. Durch das Lesen der Ritterbücher zur Schwärmerei verleitet,

hatte sich Don Quichotte in den Kopf gesetzt, ein irrender Ritter zu werden. Sobald er diesen abentheuerlichen Vorsatz gefaßt hatte, und für nichts anders mehr lebte, so war er verrückt; aber er hatte noch das Bewußtseyn, daß er kein irrender Ritter sey, daß ihn keine Riesen umgeben und daß er keine Dame habe. Alle seine Bestrebungen gingen nun dahin, diesem abzuhelfen, und weil seine ganze Thatkraft auf diesen Punkt concentrirt war, so war er ein Melancholikus. Der Schritt zur Narrheit war nun noch übrig; nämlich die Ueberzeugung, daß Alles geschehen sey, was er wünsche, und daß er unter dieser Voraussetzung handle. Der Verfasser seines Lebens läßt ihn nun diesen Schritt nicht ganz allein von sich selbst thun, sondern ein Wirth, bei dem er auf seiner Probefahrt einkehrt, und den er für einen Ritter nimmt, schlägt ihn zum Ritter, und nun erst ist er vollends ein Narr. Nun bildet er sich bald darauf ein, Heldenthaten gethan zu haben, und ist mit allen Vorfällen, die ihm aufstoßen, so mißlich sie auch oft für ihn ablaufen, sehr zufrieden. In dieser Zufriedenheit liegt vorzüglich das Charakteristische der Narrheit in Rücksicht auf Melancholie. Als Melancholiker hätte er vielleicht auch seine Fahrt gemacht, aber er wäre nicht zufrieden mit ihr gewesen, weil er noch genug Besonnenheit gehabt hätte, einzusehen, daß er seinen Zweck nicht erreicht habe. Von der Narrheit war ihm nun noch der Schritt zur Raserei übrig, den ihn aber der Verfasser nicht konnte thun lassen, weil sich dann seine Geschichte geendigt hätte. Als Narr nahm er den Kampf mit dem schrecklichsten Riesen, für welchen er eine Windmühle hielt, auf, und als es unglücklich für ihn ablief, so war er nichts desto weniger zufrieden, und tröstete sich dadurch, daß er Alles für Bezauberung ausgab: als Rasender würde er den Kampf mit der Windmühle bis zu seiner Zerstörung wiederholt haben. Hierin liegt das Charakteristische der Narrheit in Beziehung auf die Raserei. Der Narr sucht immer seine Befriedigung, und weiß sich durch neue närrische Einbildungen, über den unglücklichen Erfolg seiner Unternehmungrn zu trösten. Der Rasende ist nie befriedigt und hat nie weder Genügsamkeit, noch Verdruß über irgend einen Erfolg, sondern wüthet, obgleich nicht ununterbrochen, indem er oft auch aus Heimtücke sich ruhig stellt, bis zur endlichen Ermattung fort. Don Quichotte sprach ferner über andere Gegenstände vernünftig. Auch dieß ist ein charakteristisches Zeichen der Narrheit, wenn sie nicht, wie öfters der Fall ist, mit Sinnlosigkeit verbunden ist; denn sowie andre Krankheiten oft miteinander verbunden sind, so finden sich auch öfters mehrere Arten Verrückungen beieinander. Doch kann auch der Fall eintreten, daß die Narrheit sehr allgemein ist und fast alle Gegenstände in ihr Interesse zieht. So lange Don Quichotte noch Melancholikus war, so konnte dieß nicht der Fall seyn, daß er sich vernünftig über andere Gegenstände, außer der irrenden Ritterschaft unterhielt; nicht sowohl, weil er nicht konnte, als vielmehr weil er nicht mochte. Der Melancholikus ist zu sehr mit seinem Vorsatz oder seinen Einbildungen beschäftigt, als daß er sich auf etwas anders so leicht bringen ließe; aber der Narr, der entweder seinen Zweck erreicht zu haben glaubt, oder doch überzeugt ist, daß er ihn nicht verfehlen könne, verhält sich sorgenlos dabei, und hat auch Sinn für andere Dinge. Der Rasende hat alle Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände verloren, wofern sie ihm nicht als Hindernisse oder als Beförderungsmittel seines Zwecks erscheinen. Die vielen Verschiedenheiten unter den Narren lassen sich den wesentlichen Verschiedenheiten nach auf folgende zwei Arten bringen: 1) Narren, die keine Haupteinbildung haben, sondern die damit wechseln, und die fast in allen Lagen Narrenstreiche machen, und 2) Narren, die nur in einem Punkte verrückt sind. Die erste Art ist die gemeinste, die zweite die seltnere. Die erstere Art nennt man meistens Wahnwitz, doch bezeichnet man mit diesem Wort auch die Melancholie. Ein merkwürdiges

Beispiel dieser Art war Professor Titel in Jena, der bei der Einbildung und Ueberzeugung, daß er römischer Kaiser sey, seiner Professur noch eine Zeit lang verstund. Unter den zufälligen Verschiedenheiten verdient die in Ansehung der Geschlechter die meiste Aufmerksamkeit. Wahnwitz ist bei Weibern häufiger zu finden, als bei Männern; dafür trifft man aber unter diesen mehr Narren der zweiten Art an. Der Punkt, um den sich die Narrheit größtentheils bei Weibspersonen dreht, ist Liebe und Eitelkeit; bei Männern ist es Reichthum und Stolz. Der Stolz hatte bei den meisten männlichen Narren immer den größten Antheil selbst an der Narrheit aus Liebe. Veranlassung zur Narrheit ist die Liebe zwar öfters auch bei den Männern; aber ihre Narrheit dreht sich dann meistens um die Mittel herum, die ihnen zur Erreichung des Zieles ihrer Wünsche fehlen, um Reichthum und Ehre. Der geistliche Stolz ist eine beiden Geschlechtern gemeinschaftliche Aeußerung der Narrheit, und darf nicht mit der geistlichen Melancholie verwechselt werden. Eine große Verschiedenheit in den Aeußerungen der Narrheit bringt auch der längere oder kürzere Aufenthalt im Narrenhause und die daselbst eingeführte Behandlung hervor. Meistens gesellt sich mit der Zeit die Sinnlosigkeit zur Narrheit. Einigen Narren bleibet ein außerordentlich starkes Gedächtniß. Andere Narren bekümmern sich um nichts, was nicht zu ihrer Narrheit stimmt. Alle aber, die nicht sinnlos sind, vergessen selten, was man ihnen versprochen hat. Bei vielen ist die Krankheit auch periodisch, und sie haben Stunden, Tage, Wochen, ja bisweilen Monate, wo man fast nichts Närrisches an ihnen bemerkt. Von dieser Zahl müssen aber die Narren der zweiten Art ausgeschlossen werden, welche allezeit gute Stunden haben, wenn sie sich für etwas außer dem Kreis ihrer Narrheit interessiren, oder wenn man ihnen eine Beschäftigung zu geben weiß, die sie von ihren Einbildungen abzieht. Wenn man diese davon wegrechnet, so wird man die Fälle von periodischer Narrheit selten antreffen. Denn daß einige Narren bisweilen gesunde Einfälle haben, gehört auch nicht hieher, weil es unbestimmt und von kurzer Dauer ist. Viel häufiger sind die Fälle von periodischer Raserei, und Melancholie und Sinnlosigkeit. Unter den periodischen Narren gibt es nun wieder einige, welche in der Zwischenzeit nicht gesund sind, sondern in andere Gattungen von Verrückungen verfallen. Eine große Verschiedenheit findet sich auch in dem Charakter der Narren. Einige sind gutmüthig, einige sind bösartig, einige sind immer offene Narren, und einige suchen ihre Narrheiten zu verbergen. Bei den Wahnwitzigen trifft man diesen Unterschied am stärksten an. Die zweite Art sind meistens gut, so lange man nicht ihren Einbildungen zuwider handelt. Weit häufiger trifft man tückische Bosheit bei Melancholischen und Rasenden an, als bei Narren. Die nächste Ursache der Narrheit ist ebenso verborgen, wie die unmittelbare; aber die Fälle sind nicht häufig, wo man keine gelegentliche Ursache findet, oder doch hätte finden können. Nur selten findet man Fälle, wo sich keine besondere Ursache zum Ausbruch entdecken läßt, und der Patient sich nach und nach von der Narrheit hatte hinreißen lassen, die sich dann auf einmal zeigte. Die gelegentlichen Ursachen verdienen daher am ersten unsere Aufmerksamkeit. Sie sind entweder stark genug, um den Ausbruch der Narrheit bei dem bloßen Keim zu bewirken, oder sie setzen Geneigtheit darzu voraus. Die Fälle, wo die Narrheit ohne Geneigtheit darzu, durch sie entsteht, sind sehr selten. Heftige Leidenschaften, schnelle Glücksveränderungen, Gifte u. dergl. bringen meistens Sinnlosigkeit, Melancholie und Raserei, aber selten und vielleicht nie, unmittelbare Narrheit hervor. Sehr oft geht aber die Melancholie in Narrheit über. Die Ursache dieses Ueberganges ist vielleicht diese: bei der Melancholie ist der Zustand des Patienten meistens für ihn lästig. Wenn nun dieser Zustand für den Patienten lästig wird, so sucht er ihn zu ändern;

und da dieß nicht in der Wirklichkeit geschehen kann, so versucht er es in der Einbildung: diese Einbildung tröstet ihn, und er vermeidet Alles, was ihn darin stören kann. Dadurch überzeugt er sich endlich von der Wirklichkeit seiner tröstlichen Einbildung und wird ein Narr. Gewöhnlich endigt sich Raserei, wenn der Patient nicht an ihr stirbt, in Verstandeslosigkeit und in Melancholie. Wir wollen nun die Ursachen untersuchen, die einen Menschen, der schon Geneigtheit für Narrheit hat, vollends zum Narren machen können. Hier haben die Aufredungen die erste Stelle. Wenn ein Mensch einen Lieblingswunsch hat, dem er nachhängt, so ist er äußerst leichtglaubig in Allem, was darauf Bezug hat, und erwartet immer die Richtigkeit des für ihn günstig Gesagten, bis er die Unmöglichkeit, so zu sagen, mit Händen greift. Ist der Verstand eines Menschen nicht ausgebildet, so ist es um so leichter, ihm etwas aufzubinden, und ist der Wunsch der Erfüllung endlich so lebhaft, daß er alle andere Gedanken ausschließt; so überzeugt er sich endlich von der Wirklichkeit der ihm eingeredeten Träume. Das, was das Aufreden bewirkt, können auch andere Zufälle bewirken, zumal wenn der Patient abergläubisch ist, und auf vorbedeutende Zeichen hält. Durch viele dergleichen Zufälle kann ein Mensch von ziemlich starkem Geiste, wenn er nicht ganz vom Aberglauben frei ist, eine Geneigtheit zur Narrheit erhalten, sodaß er endlich durch die geringste Veranlassung zum Narren werden kann. Oft gelingt es, daß ein Mensch stirbt, ehe diese Veranlassung kommt, und die Narrheit bricht daher nicht förmlich aus. Einen Menschen, bei dem die Geneigtheit zur Narrheit sehr merklich ist, nennt man einen Thoren. Der Unterschied zwischen einem Thoren und einem Narren liegt vorzüglich darin, daß der Thor noch in dem gesellschaftlichen Leben auf das Urtheil anderer Leute achtet, und sich entweder zu verbergen, oder ihre Achtung auf eine nicht völlig vom Gewöhnlichen abweichende Art zu erhalten sucht. Alles, was den Menschen zum Thoren macht, ist als eine vorbedeutende Ursache zur Narrheit anzusehen. Da nun Das, was den weisen Mann vorzüglich von dem Thoren unterscheidet, die Kenntniß Dessen, was er thun soll, und die Besonnenheit, mit der er es thut, ist, so folgt, daß Alles, was den Erwerb der zu dem menschlichen Leben im allgemeinen nothwendigen Kenntnissen hindert, und die Zerstreuung befördert, als vorbereitende Ursache zur Narrheit anzusehen ist. Sehr leicht können auch Verwirrungen und Tollheiten in Narrheiten übergehen, wenn sich die Besonnenheit, daß man in einem kranken Zustand ist, verliert, und sich der Patient in seinem kranken Zustand zu gefallen anfängt. Da wir die körperliche Veränderung, die bei der Narrheit vorgeht, nicht kennen, so können wir auch keine Kurmethode auf diese Veränderungen gründen. Einige Mittel, denen die Erfahrung scheint einigen Credit zu geben, sind viel brauchbarer gegen andere Verrückungen, als gegen die Narrheit. Das Wesen der Narrheit besteht in Selbstgefälligkeit, in den Menschen beherrschenden Einbildungen, die er zugleich liebt, und in dem Mangel der Besonnenheit. Was betäubende Mittel, als Opium, bella Donna, hyoscyamus u. dergl. bisweilen sollen gewirkt haben, kann einzig ihrer betäubenden Kraft zugerechnet werden, wodurch sie die zu lebhafte Vorstellung etwas unterdrücken, das durch die Vorliebe für die herrschende Vorstellung geschwächte freie Spiel der Einbildungskraft wieder herstellten, und dadurch anderer Vorstellungeu Raum verschafften, durch deren Hülfe die Besonnenheit wieder erweckt wurde. Bei dem Melancholikus hat man nur die fixirte Einbildung, aber nicht die Vorliebe für diese Einbildung, als Einbildung, zu überwinden. Der Melancholikus, in den Arten der Melancholie, die aus Sehnsucht entsteht, ist auch mit Realisirung seines Wunsches, der selten etwas Absurdes betrifft, zufrieden; der Narr aber glaubt seinen Wunsch schon realisirt, oder hat völlig absurde Wünsche. Wir haben oben

gesehen, daß der Keim der Narrheit in dem Vermögen, sich in einen eingebildeten Zustand zu versetzen und in der Behaglichkeit, sich dem freien Spiel der Einbildungskraft zu überlassen, liege, daß dieser Keim zur Anlage und zur Geneigtheit wird, wenn aus diesem Vermögen ein Hang und aus dieser Behaglichkeit eine Gewohnheit wird, daß die Geneigtheit zunehme, wenn der Mensch seine Besonnenheit nicht übet, und sich nicht aus Religion und Pflicht zur nützlichen Thätigkeit entschließet, und daß dann oft nur eine leichte Gelegenheit erfordert wird, daß die Narrheit ausbricht; wenn also die Narrheit soll kurirt werden, so muß der Mensch wieder in den gesunden Zustand seiner Gemüthskräfte zurückgebracht werden. Dieß muß auf dem nämlichen Weg geschehen, auf dem er sich davon entfernte. Arbeit ist daher das erste Heilmittel, das man anwenden muß; hat er noch Spuren von Religion und Vernunft, so benutze man sie, sind sie aber zu schwach, um etwas von ihnen zu hoffen, so brauche man Gewalt. Findet es sich endlich, daß man etwas durch Moral und Religion ausgerichtet hat, so benutze man auch das Ehrgefühl und lasse ihn merken, wie sehr er von den meisten Menschen verachtet werde. Die Kur der Krankheiten, in die die Narren oft außer ihrer Narrheit fallen, ist von der Kurmethode, die man bei diesen Krankheiten überhaupt anwendet, nicht verschieden. Aeußere Verletzungen heilen bei den Narren außerordentlich leicht. Die Diät muß man bei den Narren nach ihren übrigen Gesundheitsumständen einrichten. Vrgl. Seelenkrankheiten.

Wahrhaftigkeit ist die Wahrheit in sittlicher Hinsicht, und besteht in der Gewohnheit, nie etwas Anderes im Ernste zu äußern, als was unsern Gesinnungen und unserer erkannten Pflicht gemäß ist. Diese unschätzbare Tugend erhält, je nachdem sie sich äußert, verschiedene Namen. Sie heißt 1) Aufrichtigkeit, wenn man seine Gesinnung ohne Zurückhaltung äußert, wo es Pflicht ist, sie zu äußern. 2) Freimüthigkeit ist muthige kühne Aufrichtigkeit, die keine Gefahr achtet bei Dem, was sie pflichtmäßig aussagen und bezeugen muß. 3) Offenherzigkeit ist diejenige Art zu reden und zu handeln, dadurch sich die Aufrichtigkeit unseres Charakters leicht Jedem zu erkennen gibt. Das Gegentheil ist die Verstecktheit. 4) Redlichkeit ist positive Wahrhaftigkeit im Handeln. 5) Ehrlichkeit ist negative Wahrhaftigkeit. Der Ehrliche unterläßt nichts von Dem, wozu er sich verpflichtet hat. 6) Lang bewährte Ehrlichkeit und Redlichkeit heißt Rechtschaffenheit. 7) Ehrlichkeit und Redlichkeit in besonderer Beziehung auf Verträge, heißt Treue.

Wahrheit. Alles Streben der menschlichen Vernunft ist auf Erkenntniß der Wahrheit gerichtet, ja alle Philosophie will, auch wenn sie es nicht laut äußert, eine Wissenschaft des Wahren seyn. Allein schon der Umstand, daß die philosophirende Vernunft in ihren Versuchen zu Lösung des Räthsels der Welt von jeher zu so verschiedenen Endergebnissen gelangt ist, muß es zweifelhaft machen, ob überhaupt ein Criterium der Wahrheit, ein allgemeines Merkmal, woran sich dieselbe, als solche, ohne Widerstreit erkennen lasse, denkbar sey. Und in der That, wenn die Wahrheit, wie sie gewöhnlich erklärt wird, in der Uebereinstimmung des Seyns und Denkens oder der Vorstellung mit ihrem Gegenstande (dem Inhalte der Vorstellung) bestehet, so ist es einleuchtend und von Kant auf das Deutlichste gezeigt worden (s. Krit. d. rein. Vern. N. A. S. 60), daß, da man, um ein solches allgemeines für jede Wahrheit gültiges Merkmal zu gewinnen, von allem Inhalte der Erkenntniß absehen müßte, an ein Criterium für die Wahrheit des Inhalts (der Materie) der Erkenntniß als sich selbst widersprechend, nicht zu denken sey. Hierzu kommt, daß der Mensch, auf das Gebiet seiner Vorstellungen beschränkt, aus demselben nicht herausgehen und folglich seine Vorstellungen nie mit ihren Gegenständen, wie sie an sich (außerhalb der Vorstellung) sind,

vergleichen kann. Anders aber verhält es sich mit der Form der Erkenntniß, die dann Wahrheit hat, wenn sie mit den allgemeinen Denkgesetzen zusammenstimmt, welche die Logik aufgestellt. Diese Gesetze haben allerdings zugleich den Charakter allgemeiner Merkmale (Criterien), aber nur für die formale Wahrheit der Erkenntniß. So nennen wir, nach dem Satze des Widerspruchs, einen Begriff (logisch, formell) wahr, wenn seine Merkmale sich nicht selbst widersprechen, und ein Urtheil besitzt (logische) Wahrheit, wenn es vermittelst eines richtigen Vernunftschlusses gewonnen worden ist. Die allgemeine Logik überschreitet aber ihre Grenzen und wird zu einer Wissenschaft des Scheins und zu einer Mutter des Irrthums, wenn sie etwas mehr seyn will, als eine Richtschnur (Canon) für die Beurtheilung des Wahren, und (als Organon) die Wahrheit selbst zu geben sich anmaßt. Wie die logische Wahrheit eines Urtheils auf dem Wege richtiger Vernunftschlüsse gewonnen wird, so entspringt der Irrthum oder das regelwidrige Fürwahrhalten aus, mit Bewußtseyn oder bewußtlos gebildeten, Wahrscheinlichkeitsschlüssen, deren grundlose Vordersätze den Schein enthalten, der von dem Irrenden für Wirklichkeit dahingenommen wird; wie wenn wir einen entfernten Gegenstand auf den bloßen Schein hin für etwas Anderes halten, als er wirklich ist. Es ist das Geschäft der angewandten Logik, die Quellen des Scheins und somit des Irrthums aufzudecken und die Mittel anzugeben, durch deren Anwendung wir uns vor Irrthümern sichern können. Uebrigens gelangt man weit eher aus dem Irrthum zur Wahrheit, als aus der Ideen-Verwirrung; oder mit Baco's Worten: Citius emergit veritas ex errore, quam ex confusione. Die bisherige Darstellung der Begriffe von Wahrheit und Irrthum folgt größtentheils den Ansichten Kants und seiner Schüler. Nicht Alle fanden die Befriedigung der letzteren in den Kantischen Schriften, und es lag in der Natur der Sache, daß gerade über unsern Gegenstand die Meinungen verschieden ausfallen mußten. So fand Schelling die Wahrheit weder in den Erkenntnissen der zeitlichen Dinge, noch in den allgemeinen Formen dieser Erkenntniß, sondern lediglich in den ewigen Ideen, in dem Absoluten, während Friedr. Heinr. Jacobi, von allen Zeitphilosophieen unbefriedigt gelassen, sich in das Gebiet des Glaubens flüchtete und auf die Offenbarung des Göttlichen im Menschengemüthe als die ewige Quelle der Wahrheit hinwies. Wen diese verschiedenen Ansichten von Dem, was dem Menschen das Höchste seyn soll, bekümmern, der erinnere sich des großen Wortes unsers Lessing, dieses unermüdlichen Wahrheitsforschers: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, vergieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." — Von der Wahrheit in dem hier angegebenen Sinne ist noch zu unterscheiden die Wahrheit im Sinne der Moral, als Gegensatz der Lüge, oder die Uebereinstimmung unserer Ueberzeugungen und Gesinnungen mit der freien Aeußerung derselben durch sinnlich wahrnehmbare Zeichen, und die ästhetische oder Kunstwahrheit oder die innere Uebereinstimmung der einzelnen Theile eines Kunstwerks unter einander. Vgl. Reinhold: Ueb. d. Begriff und die Erkenntniß der Wahrheit. Kiel 1817.

Wahrsagen, Wahrsager, Wahrsagerkünste. Wahrsagungen sind ernstlich gemeinte und für wahr ausgegebene Behauptungen von unbekannten Dingen, die schon geschehen seyn sollen, oder noch im Geschehen begriffen sind, und die man weder auf eine natürliche Weise wissen, noch aus vernünftigen Gründen vermuthen kann. Bei den gebildetsten, wie bei den rohesten Völkern hat sich von jeher die Neigung gezeigt,

die Zukunft zu erforschen. Gänzliche Gleichgültigkeit gegen Vergangenheit und Zukunft ist entweder viehischer Stumpfsinn, der nur für die Befriedigung der thierischen Bedürfnisse des Augenblicks sorgt, oder es ist — noch schrecklicher — das dumpfe Hinstarren der Verzweiflung. Daher ist auch der Wunsch eines Menschen nicht tadelhaft, zu wissen, was vor ihm geschahe und was nach ihm geschehen wird. Sein Wunsch wird um so sehnlicher, sein Forschen um so emsiger seyn, je mehr der Kreis seines Wirkens und seiner Umgebungen von Vergangenheit und Zukunft berührt werden. Sehr mannichfach waren die Mittel, deren sich die Menschen von jeher bedienten, um künftige und verborgene Dinge zu erforschen; und ebenso groß war die Menge von Begebenheiten und Vorfällen, worauf sie ihre Wahrsagungen und Weissagungen gründeten. Träume, auffallende Erscheinungen am Himmel oder auf Erden, das Geschrei eines Vogels und das Zirpen eines Insekts, die gesunde oder krankhafte Beschaffenheit geschlachteter Thiere, kurz Alles, was nur den Schein von Merkwürdigkeit hatte, wurde gebraucht, um Das, was Verhältnisse und Zukunft enthüllten, aufdecken und enträthseln zu wollen. Man muß sich darüber wundern, wie auch die rohesten Menschen in dieser Rücksicht so erfinderisch und sinnreich waren, und wie selbst die gebildetsten Völker den albernsten Gaukeleien der Art Glauben und Beifall schenkten. Die ältesten schriftlichen Urkunden die wir besitzen, die heiligen Bücher der Hebräer, reden schon von Wahrsagereien. Moses warnte daher seine Israeliten sehr ernsthaft vor dergleichen Unfug. Daß nicht unter dir funden werde, spricht er, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse, oder ein Weissager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer, oder Wahrsager, oder der die Todten frage. 5 Mos. 18. V. 10. 11. Der Verbote ungeachtet erhielt sich doch der große Hang der Juden zu Wahrsagungen aller Art. Saul, Israels erster König, vertrieb zwar alle Wahrsager und Zeichendeuter aus seinem Reiche; indeß war er selbst schwach genug, vor einer entscheidenden Schlacht, die ihm Thron und Leben kostete, die bekannte Wahrsagerin von Endor zu befragen. Die Aegypter hatten ihre Orakel (s. d. Art.), ebenso die Griechen (s. Delphi); ja Letztere — das gebildetste Volk des Alterthums — kannten mehr als 80 Arten der Wahr- und Weissagerei (s. Theomantie u. a.), deren jede durch besondere Mittel getrieben ward. (M. s. S. Werenfels, De superstitione in rebus physicis §. 7.) — Die Wahrsagungen der Auspicien und Aruspices der Römer hatten nicht sowohl die Entdeckung des Verborgenen im Laufe der Begebenheiten der Welt, als vielmehr des Willens der Götter, dem sie sich ihrer Religion gemäß zu fügen hatten, zur Absicht. (S. das Ausführliche in den Art. Augurn und Augurien, Aruspices und Auspicien.) — Auch die alten Dichter hielten sich für wahrsagend und rühmten sich in ihren dichterischen Anwandlungen der Eingebungen. Hierauf gründet sich auch der Glaube an Orakelsprüche, die in den blind gewählten Stellen berühmter (gleichsam durch Eingebung getriebener) Dichter (bei den Griechen sortes Homericae, bei den Römern sortes Virgilianae) vermuthet wurden. (Vergl. Stichomantie.) — Unsere deutschen Altvordern bedienten sich, wie Tacitus erzählt, um die Zukunft zu erforschen, gewisser Reiser und geheiligter weißer Pferde, die, wie bei den Römern die Vögel, für Vertraute der Götter gehalten wurden, und aus deren Wiehern und Schnauben man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens zu errathen suchte. Vorzüglich schrieben die Deutschen einigen Weibern eine besondere Seherkraft zu, und befolgten die Rathschläge, die sie gaben; bekannt sind die Veleda und die Alrunen (s. bde. Art.). — Auch bei den Christen schlich sich schon im 3. Jahrh. der Hang nach Erforschung

der Zukunft ein, und bei ihnen wurden gewöhnlich zur Enthüllung derselben die sortes Sanctorum angewandt. Man suchte nämlich den Willen Gottes in Rücksicht irgend einer Angelegenheit, den glücklichen oder unglücklichen Erfolg einer Unternehmung, aus den heiligen Büchern zu erfahren. Zu einer solchen Erforschung des göttlichen Willens bereitete man sich durch Fasten, Gebet und andere Religionsübungen vor, und schlug sodann aufs Ungefähr irgend ein Buch des alten oder neuen Testaments auf, mit der Ueberzeugung, daß die erste in die Augen fallende Stelle Auflösung des Zweifels geben würde. Päpste und Concilien verboten wiederholt unter Strafe des Kirchenbannes den Gebrauch dieser sortes Sanctorum; ein Gleiches that Karl der Große (793) in seinen Capitularien unter Androhung weltlicher Strafen. Ungeachtet aller Verbote dauerte dieser Mißbrauch bis zum 14. Jahrh. fort, und er scheint jetzt noch nicht ganz aufgehört zu haben. Bekannt sind andere Arten, die Zukunft vorherzusagen, als Chiromantie und Astrologie (s. bde. Art.); die letztere fand mehrere Jahrhunderte hindurch, selbst unter großen Männern, eifrige Anhänger. Zu den Wahrsagern gehören auch die Zigeuner von hinduischer Abstammung, die das Wahrsagen aus der Hand Planeten lesen nennen; hierher gehören ferner die Goldmacher (s. Alchymie) und Schatzgräber, über welche in unserer Zeit aber der lumpigte sibirische Schaman (s. Schamanen) hervorragt. Die Landesherren haben verschiedentlich das Wahrsagen aller Art, wegen den damit häufig verbundenen Betrügereien, unter Androhung harter Strafen verboten. Doch treiben leider noch viele, besonders Weiber, im Finstern ihr Wesen mit Kartenschlagen, Prophezeien aus der Kaffeetasse &c. Auch rechnen wir hierher noch das Schatzkästlein der neuern Frömmler, worin man mittelst blind gewählter Stellen den Willen des Himmels zu entdecken wähnt. Und welche Rolle spielte nicht in der jüngsten Zeit die pariser Sibylle Mamsf. Lenormand! — Nur die Astronomie ist die sicherste und in die größte Weite hinaus erstreckte Wahrsagungswissenschaft. Sie kündigt die Umwälzungen der Himmelskörper ins Unendliche vorher; aber Das hat doch nicht hindern können, daß sich nicht bald eine Mystik hinzugesellt hätte, welche die Begebenheiten von gewissen Zahlen abhängig machen wollte, und so die Chronologie in eine Fabel verwandelte. Die Vernunft verlangt, die Zahlen der Weltepochen von den Begebenheiten abhängig zu machen; die Mystik aber, die man der Astronomie zusetzte, hat ins Wahrsagen gepfuschet, das heißt, ohne Kenntniß und Ehrlichkeit gewahrsagert.

Wahrscheinlichkeit ist unvollkommene problematische Wahrheit, oder Wahrheit, der es nur noch an zureichenden Gründen fehlt, um assertorische oder apodiktische Ueberzeugung zu gewähren. Wahrscheinlich ist Alles, wofür wir Gründe haben, doch mit dem Bewußtseyn, daß sie unzureichend sind. Wahrscheinliche Gründe müssen nicht mit Scheingründen verwechselt werden. Jene beweisen immer Etwas; diese gar Nichts, z. B. der Satz der Herrnhuter: in Religionssachen sey der Gebrauch der Vernunft schädlich, weil Paulus vor der Philosophie warne, beruht auf einem bloßen Scheingrunde. Vor der wahren Philosophie warnt Paulus nicht, sondern nur vor dem Mißbrauche der damaligen Philosophie. Alle Wahrscheinlichkeit ist 1) real mathematisch (veri similitudo), bezieht sich auf Sachen und läßt sich berechnen, z. B. der Grad der Wahrscheinlichkeit, daß ich das große Loos in einer Lotterie gewinnen werde, wo sich das Ist zu dem Ist nicht wie 1 : 10.000 verhält. Die Gründe dieser Wahrscheinlichkeit sind allemal gleichartig und dürfen nur gezählt werden. Das Wahre ist in diesem Falle die Gewißheit, = 1 und das Wahrscheinliche ein Bruch, dessen Nenner die Zahl aller möglichen Fälle, der Zähler hingegen die Zahl der Treffer enthält. Auch haben viele Mathematiker den Probabilitätskalkul in seinen Gründen

und in seiner Anwendung auf die Bevölkerung eines Staats, auf die Bestimmung der wahrscheinlichen Lebensdauer, auf Jahr- und Leibrenten, auf Tontinen, Wittwenkassen, Versicherungsanstalten u. s. w. bearbeitet. S. über die mathemat. Wahrscheinlichkeit die Werke von Pascal, Fermat, Parisot (Traité du calcul conjectural etc. Paris 1810, 4.), Laplace (philos. Versuch über Wahrscheinlichkeiten; a. d. Französ. von Tönnies (Heidelb. 1819), Lacroix (Traité élémentaire du calcul de probabilité, Paris 1816, deutsch, Erfurt 1818), u. A. — 2) Logisch (probabilitas) bezieht sich die Wahrscheinlichkeit bloß auf Urtheile und Sätze und läßt sich nicht berechnen, sondern nur durch Vergleichung der Gründe und Gegengründe, nicht bloß ihrer Anzahl, sondern auch ihres Gewichts nach bestimmen. Ein Grund kann tausend andere aufwiegen. S. hierüber Fries's System der Logik. Das Maß der Wahrscheinlichkeit ist die Gewißheit. Je mehr sich unsre Erkenntniß derselben nähert, oder von derselben entfernt, um desto größer oder geringer ist die Wahrscheinlichkeit. Ferner: je leichter sich Etwas als objektiv genommen und in Verbindung mit andern ausgemachten Wahrheiten denken läßt, um desto größer ist die Wahrscheinlichkeit. Der Widerspruch mit ausgemachten Wahrheiten hebt alle Wahrscheinlichkeit auf. — 3) Bei den Werken der schönen Kunst ist Wahrscheinlichkeit eine nothwendige Beschaffenheit. Der Künstler erhält uns nämlich mit seinen Vorstellungen a) in der wirklichen Welt: so muß er Nichts vorstellen, was in dieser wirklichen Welt sich nicht ereignen kann, oder, wenn es auch möglich wäre, sich unter tausend Fällen kaum einmal ereignet. In den Romanen und Schauspielen kommen eine Menge solcher Unwahrscheinlichkeiten vor. b) Oder der Dichter versetzt uns in eine übersinnliche Welt: so muß doch wenigstens Alles, was er uns aus dieser Welt erzählt, mit seiner Idee harmoniren. In der Fabel z. B., wo Thiere und Bäume reden und die ganze leblose Natur belebt ist, darf das Lamm keinen Löwenmuth beweisen und der Löwe sich nicht furchtsam, wie ein Hase, drücken.

Waid, ein sorgfältig gebautes Gewächs, welches zum Blaufärben brauchbar ist. Es erfordert einen von Natur guten und gut bearbeiteten Boden. Die rübenförmige Wurzel geht ziemlich tief in die Erde und treibt 5—6 Blätter, die den eigentlichen Färbestoff liefern, aber erst im 2. Jahre zu gebrauchen sind. Man schneidet dann das Kraut dieser Pflanze ab, mahlet es auf einer Stampfmühle, feuchtet es an, formirt es zu Ballen, trocknet diese auf Horden, feuchtet sie abermals an, trocknet sie, und wiederholt solches drei Mal. So zubereitet erhalten die Waidhändler den Waid von dem Landmann, welcher ihn bauet. Nun wird er in große Haufen zusammen geschüttet, mit Wasser benetzt und in eine Gährung gebracht, da er denn einen ekelhaften Geruch von sich gibt. Darauf werden die Blätter wieder aus einander gezogen, noch ein Mal befeuchtet und aufgehäuft. Mit dieser Behandlung fährt man so lange fort, bis sich der Geruch verloren hat. Zuletzt ballet man ihn in große Ballen, und verkauft ihn so an die Färber, welchen er zur Blauküpe unentbehrlich ist. Der beste Waid wird im südlichen Frankreich, im ehemaligen Languedoc, gebaut; in Deutschland baut man ihn vorzüglich in Thüringen, bei Erfurt und Langensalza, in der Oberlausitz und im Brandenburgischen. Auch in der Schweiz, in Portugal, Spanien und Schweden ist der Bau desselben bekannt, wird aber überhaupt nirgends mehr so stark getrieben, seitdem die Holländer uns im 17. Jahrh. mit dem Indigo (vgl. d.) aus Ostindien bekannt machten. Letzterer gibt eine schönere Blaufarbe; die Färbung mit Waid ist dagegen dauerhafter.

Waisenhäuser. Bei den Anstalten, welche der Pflege und Erziehung unvermögender Waisen bestimmt sind, ist es Manchen zweifelhaft geworden,

ob nicht ihre allgemeine Auflösung zum Besten der Gesellschaft zu wünschen sey, und dagegen eine ganz andere hie und da schon getroffene Einrichtung für sie allgemein zu werden verdiene. Die Erfahrung kann hierüber allein entscheiden. Aber sichere Resultate aus ihr zu ziehen, hat gerade hier große Schwierigkeiten. Daher möchte es wenigstens rathsam seyn, Nichts zu übereilen, um nicht, was so leicht geschieht, den Geldgewinn für die Erhaltung Mehrerer gar zu hoch in Anschlag zu bringen, wenn moralischer Verlust auf der andern Seite zu fürchten seyn sollte. Sicherer wäre es wohl, mit den vorhandenen Anstalten dieser Art die Vortheile möglichst zu verbinden, welche für die ärmern Stände in einer Hauserziehung zu liegen scheinen, übrigens die Lokalität und dabei besonders die Stimmung der unteren Volksklassen in Anschlag zu bringen. Die Haupteinwürfe gegen die gewöhnliche Erziehung in den Waisenhäusern, treffen theils die Verfassung selbst, theils zufällige Uebel. Ueberhaupt meint man: das Zusammenleben vieler Kinder, zumal aus so verschiedenen Familien, sey der Sittlichkeit schädlich und der Ausbildung hinderlich; Waisenkinder sollten zu bürgerlichen Gewerben und Handthierungen, oder zum Dienen erzogen werden; dazu finde sich hier zu wenig Vorbereitung: man könne die Wohlthat freier Erziehung auf Mehrere ausdehnen, wenn man die Kinder in Familien, besonders auf dem Lande, vertheilte, wodurch beträchtliche Kosten erspart und sie selbst einfacher und ihrer künftigen Bestimmung angemessener erzogen würden. Insonderheit beruft man sich auf die unverhältnißmäßige Mortalität in den Waisenhäusern, die Ungesundheit, die inhumane Behandlung der Kinder, die Unbeholfenheit der darin Erzogenen oder, in andern Fällen, die Verwöhnung zu einem Wohlleben, das für die folgende Lage nicht passe. Indeß lassen sich auch sehr erhebliche Gegengründe anführen. Man kann namlich geradezu leugnen, daß die angeführten Uebel nothwendig und unzertrennlich mit Waisenhäusern zusammenhängen, ob sie sich wohl in den meisten finden mögen. Man kann aus der Erfahrung beweisen, daß der Unterricht- und Erziehungsplan in einer wohleingerichteten Anstalt viel harmonischer seyn, und auf die wahren Vortheile der Kinder berechnet werden kann. Dagegen sind solche Familien, welche Kinder gegen Bezahlung zu sich nehmen, worin sie auch wirklich gut erzogen werden, zwar einzeln, aber sicher nicht in Menge zu finden. Man trägt nur zu leicht das Ideal einer rechtlichen Familie im Bürger- und Bauernstande auf zu viele über. Aber, wer da weiß, wie es in den meisten um die Erziehung eigener Kinder steht, der kann schon daraus schließen, wie es um die Erziehung fremder stehen werde, die gegen ein geringes Kostgeld aufgenommen sind. Hier kann sie selbst gute Aufsicht der Pfarrer oder der Obrigkeit gegen Bedrückungen, elende Kost, harte Arbeit nicht ganz sicher stellen. Man kennt auch diese Aufsicht schon! — Es ist die Ungesundheit und Mortalität nichts weniger als allgemein; sie kommt allein auf die Rechnung der Vorsteher, nicht der Anstalten an sich. Wo für Gesunde und Kranke recht gesorgt wird, werden wenigere in Waisenhäusern als in Familien kränkeln und sterben. Man vergleiche die genauen Mortalitätslisten des Hallischen Waisenhauses, in der Beschreibung und Geschichte desselben in seinem ersten Jahrhundert, die 1799 erschien. Von 150 Knaben, welche ehemals Jahr aus Jahr ein erzogen wurden, starben z. B. in einem Zeitraume von 20 Jahren dreimal in Jahresfrist 3, dreimal 2, siebenmal 1, und siebenmal keiner. — Von dem Braunschweigischen Waisenhause hat Stuve beinahe dasselbe bewiesen. S. Braunschweig. Journ. 1788. Wenn Handwerker und Herrschaften vorzüglich gern Kinder aus guten Waisenhäusern in Lehre und Dienst nehmen: so muß die Erziehung doch wohl nicht so ganz unzweckmäßig seyn. Es bleibt also nur noch der Vortheil übrig, daß man mit gleichen Kosten ihrer mehrere auswärts erziehen kann. Ehe aber nicht

gewiß ist, daß sie ebenso gut erzogen werden, daß besonders Geistesbildung ebenso, wie in einem guten Waisenhause befördert werden kann, so ist dadurch Nichts entschieden. In der Regel ist das Wohlfeilste das Schlechteste. — Die Grundsätze einer guten Erziehung in Waisenhäusern, sind: Planmäßigkeit, sowohl im Unterricht als in der Behandlung für die künftige Bestimmung, und Verhältnißmäßigkeit in allen Einrichtungen zu der Lage, in welche die Vorsehung unvermögende Waisen gesetzt hat. Hieraus fließt: 1) Einfachheit in Kost, Kleidung, Wohnung, Lebensart, Vergnügungen, und sorgfältige Verhütung aller Verwöhnung, verbunden mit steter Hinsicht auf Erhaltung und Stärkung der Gesundheit, auf Ordnung, Reinlichkeit, Pünktlichkeit; 2) zweckmäßiger Unterricht für Kinder, die für Gewerbe und Dienst bestimmt sind; 3) zwar höchst vorsichtige und sparsame, aber doch sorgfältige Auswahl vorzüglicher Köpfe, und Veranstaltung eines ihren Talenten angemessenen höheren Unterrichts; 4) möglichster Ersatz der frühen Entbehrung der Eltern durch eine humane, obwohl ernste und feste Behandlung, und fleißige Benutzung der aus ihrer Lage hervorgehenden eigenthümlichen Motive zu Fleiß und Wohlverhalten; eben daher 5) weise Wahl der Personen, welche die Aufsicht außer den Lehrstunden führen; und 6) Beförderung der Industrie durch Arbeitsstunden sowohl für die Knaben als für die Mädchen, nicht etwa für die Fabriken, um großen Gewinn daraus zu ziehen, sondern bloß um Geschick und Arbeitslust zu wecken. Kann es seyn, so gebe man 7) Knaben und Mädchen auch einige Gelegenheit, sich in Geschäften zu üben, die sie künftig treiben sollen; besonders bringe man den Letzteren einige ökonomische Kenntnisse bei, wozu oft die Wirthschaft in dem Waisenhause selbst Gelegenheit gibt. So viel möglich, werde endlich 8) dafur gesorgt, daß sie bei ihrem Austritt in Lagen kommen, die für ihr Fortkommen und ihre Sittlichkeit gleich vortheilhaft, und bei den Knaben den Anlagen derselben am angemessensten sind. Die angeführten Grundsätze bedürfen keiner Erläuterung und gehen aus den allgemeineren, die oben abgehandelt sind, von selbst hervor. Die Bestimmung einer Waisenanstalt gibt ihnen nur gewisse Modifikationen. Für die zu bürgerlichen Gewerben bestimmten Kinder sind in der Regel verständige und rechtschaffene Bürger und Bürgerinnen zur Aufsicht geschickter, als Studirte. Von den Schriften über Waisenhäuser hier nur einige wichtigere, in welchen auch Das, was für und wider die Beibehaltung solcher Anstalten gesagt werden kann, mit Einsicht und Ruhe dargestellt ist. Im J. 1780 stellte die Hamburgische patriotische Gesellschaft die Preisaufgabe auf: „Die Erziehung der Waisen in Waisenhäusern oder durch Beköstigung in und außer der Stadt zu vergleichen.“ Die beiden Preisschriften von Stark und Haun erklärten sich sehr lebhaft gegen die Waisenhäuser: gleichwohl ward kurz darauf das große Waisenhaus in Hamburg aufgeführt. — Ebenso vertheidigen das Austhun der Kinder in Familien: J. Fr. Goldbeck, über die Erziehung der Waisenkinder (Hamb 1781); Stephani, im System der öffentl. Erziehung, S. 182 ff.; W. H. Schulz, in der Nachricht von der neuen Einrichtung der Verpflegung der Waisen in den Herzogl. Weimarschen Landen (1785), womit der Versuch einer Geschichte der Waisenanstalt zu Weimar (1785) und der Entwurf über die Erziehung der Waisen rc. in Resewitz Gedanken rc. Th. 3. St. 3. S. 81. ff. zu vergleichen ist. Für die Beibehaltung der Waisenhäuser unter Voraussetzung einer zweckmäßigen Verfassung und Abstellung aller Mißbräuche, stimmen: Vilaume, über die Waisenhäuser, im Braunschweig. Journ. 1786. Dez.; ein Ungenannter, im Journal von und für Deutschl. vom J. 1786. 3. Stück; S. C. Lützmann, Vertheidigung der Waisenhäuser in seinen Aufsätzen, Berlin 1784; A. F. Rulfs, im Versuch zur Beantwortung der Frage: Wie und Waisenhäuser anzulegen? u. s. w. Göttingen

1785; und vorzüglich Carl Ant. Zellers Heinrich von Carlsberg, oder Briefe über die Waisenhäuser rc. St. Gallen 1806. Von beiden Seiten wägt und prüft die Gründe: Wagemann im Göttingischen Magazin für Industrie und Armenpflege, 2. B. 3. S. VII.

Wakefield (Gilbert), ein berühmter Kritiker und Theolog, geb. 1756 zu Nottingham in England, wo sein Vater Geistlicher war. Er begann seine wissenschaftliche Bildung auf den Schulen zu Nottingham und Richmond, bezog hierauf die Hochschule zu Cambridge, wo er mit Eifer die klassischen und morgenländischen Sprachen studirte. Beweise seines außerordentlichen Gedächtnisses sind, daß er den Virgil und Horaz, beinahe auch den Homer und den Pindar, sowie die Bibel ganz auswendig wußte. 1776 wurde er Fellow und gab Poemata latine partim scripta partim reddita (Cambr. 4.) heraus. Nicht lange nach seiner Weihe zum Diakonus 1779 trat er aus der engl. Kirche, lebte nun mehrere Jahre ohne Anstellung, wurde dann Lehrer einer Dissentersakademie und trat, nachdem er sich von allen kirchlichen Fesseln losgemacht hatte, als Streittheologe gegen die bischöfl. Kirche auf. Weil er sich aber auch in politische Angelegenheiten mischte, und Pitt's Maßregeln, vorzüglich den Krieg gegen Frankreich zu heftig tadelte, wurde er 1798 vor Gericht gezogen und zu zweijähriger Haft in Dorchester verurtheilt. Nach seiner Befreiung kehrte er nach Hakney, wo er vordem eine Zeitlang gewohnt hatte, zurück, und starb daselbst 1801. Seine geschätztesten Arbeiten sind: Silva critica oder Commentarius philologus (Cambr. 1785—95, 5 Bd.); Noctes carceraniae (Lond. 1801), welche er im Gefängniß schrieb; die Uebersetzung der h. Schrift ins Englische, mit krit. Anmerkungen und Erklärungen (Lond. 1792; 2. Aufl. 1795, 2 Bde.); die Auswahl griech. Trauerspiele sowie die Ausgaben röm. und griech. Klassiker, z. B. des Horaz, Virgil, Bion und Moschus, Lukrez u. A.

Walachei, eine osmanische Schutzprovinz, türk. Ak-Iflak, bei den Eingebornen Zara rumanaska (römisches Reich), 40° 38′—45° 20′ L. 44° —45° 52′ N. Br.), liegt zwischen der Donau, der Moldau und Siebenbürgen. Sie hat 1297 □M. Flächeninhalt und könnte zu den reichsten und gesegnetsten Ländern des Erdbodens gehören, wenn eine gewerbfleißigere Nation sie bewohnte und eine bessere Verfassung vorhanden wäre. Zweige der Karpaten durchziehen in mannichfaltigen Richtungen das Land und bilden fruchtbare Thäler, von unzähligen Bächen bewässert; auch fehlt es nicht an lachenden Ebenen. Auf den Bergen erheben sich ansehnliche Laub- und Nadelwaldungen. Der fette Boden erzeugt Getreide im Ueberflusse, ungeachtet die Kultur nur mäßig ist. Das Obst, der Tabak ist vortrefflich und der Wein gibt dem ungarischen nichts nach. In den grasreichen Ebenen und auf den kräuterreichen Höhen weiden zahllose Herden und veranlassen einen beträchtlichen Handel mit Vieh aller Art. Ebenso wenig fehlt es an Wildpret und an Fischen, als Hausen, Störe, Karpfen, Hechte, Forellen. Auch die Schätze des Mineralreichs sind wahrscheinlich bedeutend, aber Niemand forscht ihnen nach. Der Einwohner sind 950.000, meistens Walachen (ein Mischlingsvolk der alten Dacier, Mösier, Bulgaren und Römer, das jetzt einen lateinischen Jargon redet und sich zur griechischen Kirche bekennt), außerdem Türken, 5000 Raizen und Armenier, 6000 (20.000) Juden, 90.000 Zigeuner, 3000 Griechen rc., in 22 Städten, 25 Marktflecken und 2548 Dörfern und Weilern. Die Walachen gleichen in ihrer Sommertracht ganz ihren Vorfahren im römischen Zeitalter, wie sie auf Trajans Säule zu Rom abgebildet sind, machen einen verderbten Volkshaufen aus, der sich durch angeborne Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wollust und durch Unempfindlichkeit ausgezeichnet. Die Religion ist die griechische; an ihren 210 Festtagen arbeitet kein Mensch; außerdem haben die öffentlichen

Kollegien noch Osterferien und Hundstage. Die Walachei machte zu den Zeiten der Römer einen Theil von Dacien aus, erhielt im 12. und 13. Jahrhundert ihre von Byzanz abhängigen Fürsten (Woiwoden), die sich nach dem Verfalle des byzantinischen Reichs bald an Ungarn, bald an Polen schlossen. Sie mußten sich 1421 den übermächtigen türk. Waffen unterwerfen, und mehrere vergebliche Versuche, in Verbindung mit Ungarn, die Unabhängigkeit wieder zu erlangen, dienten nur dazu, das Joch zu erschweren. Endlich kam 1460 ein Vertrag zu Stande, durch welchen die Türken gegen einen unbedeutenden Tribut den Walachen das Recht zugestanden, ihre Woiwoden selbst zu wählen und ihre innern Angelegenheiten ganz ohne Einmischung der Türken zu ordnen; auch sollte kein Türke den Boden der Walachei betreten. Dieser Vertrag besteht zwar in mehreren Punkten noch, indeß rissen schon im 16. Jahrh. die Türken die Festungen Ibrail, Dschiurdschiu und Thurnul an der Donau an sich, bestraften kleinere Aufstände durch Erhöhung des Tributs, und nachdem sie den letzten gewählten Woiwoden, Fürsten Brankowan, 1714 nach Konstantinopel geschleppt und dort mit seinen 4 Kindern hatten hinrichten lassen, nahmen sie den Walachen das Wahlrecht und ernannten die Woiwoden fortan nicht mehr aus den Eingebornen, sondern aus den vornehmsten griechischen Familien. Nicol. Maurokordates war der erste Grieche, welcher 1716 Hospodar wurde. Damals waren die Moldau und Walachei in dem Zustande gänzlicher Verwilderung: 9 Zehntheile des Landes lagen brach. Die griechischen Hospodare civilisirten das Land. Maurokordates errichtete eine Druckerei und eine Schule, wo man Slawonisch, Altgriech. und Latein. lehrte. Sein Bruder Konstantin Maurokordates befreite die walachischen Bauern von der drückendsten Leibeigenschaft, und führte den türkischen Weizen ein, der jetzt fast ihre einzige Nahrung ist. Die folgenden griech. Hospodare ließen die Bibel und die Liturgien der griech. Kirche in den Landesdialekt übersetzen. Die Hospodare Alexander Ypsilantis, Ghika, Kallimachi und Karadza ließen Gesetzbücher drucken, die noch gelten. Der Hospodar muß für den ihn jährlich in seiner Würde bestätigenden Firman des Sultans 300.000 Löwenthaler und noch andere sehr beträchtliche Geschenke entrichten; seine Einkünfte betrugen 1778 2.755.000 Piaster. Der Ertrag der Verpachtung der verschiedenen Auflagen betrug 1782 3½ Mill. Piaster. Die vornehmsten Staatsbedienungen werden durch die Bojaren, den Adel des Landes, verwaltet; das höchste Kollegium, der Diwan, versammelt sich wöchentlich zweimal, und hat eine berathende Stimme, so lange das Vaterland nicht in Gefahr ist, und maßt sich, sobald diese da ist, eine entscheidende Stimme an. Zu demselben gehören: der Großban, Großlogothet (Kanzler und Richter), Großdwornik, Aga, Großschatzmeister. In den Distrikten sind Isprawniks oder Kreishauptleute. Nach dem Pitak (Verordnung) vom 18. Okt. 1822 ist die Verkäuflichkeit der Aemter und das übermäßige Sportuliren verboten; Vertraute des Fürsten beobachteten die Isprawniks, besonders beim Steuereintreiben; jede Uebertretung der neuen Vorschrift und jede Ungerechtigkeit wird durch Absetzung vom Amt oder auch durch körperliche Züchtigung bestraft. — Der Hospodar unterhält eine Miliz von 7400 Mann. Aus Habsucht oder Argwohn wegen Hochverrath (Einverständniß mit Rußland oder Oestreich), oft nur verleumdet, wurden die Hospodare gewöhnlich abgesetzt; ja sie starben selten eines natürlichen Todes. Durch die Verträge von Kainardschi, Jassy und Bukareschт kamen die Fürstenthümer unter russ. Schutz: allein die Paschas der Donaufestungen setzten ihre Plackereien fort, und türkische Aufkaufer rissen den Alleinhandel mit allen Früchten des Landes an sich. Der Vertrag, nach welchem ein Hospodar 7 Jahre im Amte bleiben, und in dieser Zeit unverletzlich seyn sollte,

wurde häufig gebrochen. Ebenso drückend waren für das Land die Feudallasten und die willkürlichen Frohnen, welche die Bauern den Grundeigenthümern leisten mußten. In dieser mißlichen Lage entzog sich der letzte Fürst, Karadza, im Okt. 1818 der von ihm befürchteten Absetzung durch die Flucht, und begab sich mit seiner Familie und seinen Schätzen durch Ungarn nach Genf und Genua. Die Pforte ernannte im Jan. 1819 an seine Stelle den Fürsten Alexander Suzzo zum Hospodar. Allein dieser starb zu Bukarescht den 20. Jan. 1821. Der Augenblick seines Todes war gleichsam das Zeichen zu einem Aufstande, der zuerst in der Walachei und Moldau ausbrach, bald aber in Griechenland und den Inseln des ägäischen Meeres umsichgriff und in seinen Folgen für Europa noch jetzt nicht zu berechnen ist. (S. Griechen, Kampf und Insurrektion der Neu:.) Ein um 70.000 Piaster beschädigter Bojar, Theodor Wladimirsko, früher russischer Offizier, ein kühner, tapferer Mann, aber ein planloser Abenteurer, der durch Kornhandel einiges Vermögen und großen Anhang unter den Bauern erworben hatte, glaubte, es sey in dem eben eingetretenen Interregnum die beste Gelegenheit da, dem Drucke der Bojaren und Hospodaren ein Ende zu machen. Das Joch der Türken war nicht unmittelbar in der Walachei zu spüren und so von Abschüttelung desselben nicht die Rede. Er stellte sich daher 1821 in der kleinen Walachei an die Spitze von 50 Getreuen, denen bald einige tausend Bauern zuströmten. Inzwischen ernannte die Pforte einen neuen Hospodar, Kallimachi; dieser und dessen vorausgeeilter Stellvertreter suchten mit Theodor durch Vergleich zu Ende zu kommen, weil sonst Kallimachi seine ungeheure Summe, die ein Hospodar zur Erkaufung der Stelle zu zahlen hatte, verlieren konnte. Wahrscheinlich würden Beide ihre Absicht erreicht haben. Allein schon hatte sich Alexander Ypsilantis (s. d.), der Nachkömmling eines 1806 die Walachei beherrschenden Hospodars und russ. Generalmajor, an die Spitze einer verbündeten Griechenschar in Jassy gestellet; dadurch war ein neues Feuer aufgegangen, welches in der Walachei nach dem fürchterlichsten Blutbade damit endete, daß die Türken das Land wieder in ihre Gewalt brachten, der Sultan aber statt des griech. Hospodaren einen Eingebornen dazu ernannte (1822), Gregor Ghika, der aber, von einer türkischen Leibwache umgeben, weniger zu sagen hatte als je. Nach jahrelanger Mißhandlung durch türk. Truppen räumten diese zwar das Land, und Fürst Ghika trat die Regierung an; allein seine Lage war unsicher, bis Rußland 1828 im Mai der Pforte wegen Verletzung des Traktats von Akjerman den Krieg erklärte, beide Fürstenthümer besetzte und in Bukarescht eine besondere Verwaltung unter dem Grafen Pahlen, als Generalgouverneur, organisirte. Vergl. den Art. Türkei (Geschichte).

Walchern, die größte der seeländischen Inseln, gehört zum Bezirk Middelburg der königl. niederl. Provinz Seeland, liegt am Ausfluß der Wester-Schelde, welche sie von Flandern absondert. Sie ist in vier Theile, Uitwateringen, getheilt, die nach den vier Himmelsgegenden benannt werden und gegen das Meer durch kostbare Deiche verwahrt werden müssen; doch schützen auch auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluten. Die Insel ist eben, durchaus mit einer fetten Dammerde bedeckt, und liefert den schönsten Weizen, besonders aber herrliche Färberröthe und die besten Kartoffeln Hollands. Die Hauptstadt ist Middelburg; auch hat sie den berühmten Hafen Vliessingen (s. bde.).

Wald (böhmischer und baierischer), böhmisch Szumawa, zwischen Böhmen auf der einen, Baiern und Oestreich auf der andern Seite. Er geht von der Eger unterhalb Eger zuerst südlich bis zur Quelle der Mies südwestlich von Tachau in Böhmen, dann südöstlich bis gegen

Linz, dann einige Meilen östlich, zuletzt nordöstlich bis zu der Linie zwischen Neu-Fistritz im südöstlichen Böhmen und Zlabings im südwestlichen Mähren. Der Fuß des Gebirges ist in Böhmen bei Plan, Haid, Teinitz, Neuern oberhalb Klattau, Reichenstein, Winterberg, Krumau, Gratzen, Neu-Fistritz; in Oestreich und Baiern an der deutschen Taya, an der Donau bis Passau, dann bei Bernstein, Regen, Furth, Waldmünchen, Schönsee, Bleistein, Tirschenreut, wo es zwischen der Naab und der unterhalb Eger in die Eger fließenden Wondra durch einen Höhenzug mit dem Fichtelgebirge in Verbindung tritt. In dieser Ausdehnung ist es 44 Meilen lang, nördlich 4, in der Mitte 5, südlich in Oestreich und Böhmen fast 8, zuletzt nur 2 bis 3 Meilen breit. — Die größte Masse des böhmischen und baierischen Wald-Gebirges ist in Böhmen, der Rücken aber abwechselnd in Böhmen, Baiern und Oestreich. Dieser ist nicht so breit, als der Rücken des Erzgebirges, er steigt von der Eger bis zum Paß von Waldmünchen nach Teinitz, ist von hier bis zur Quelle der Moldau bei Winterberg am höchsten, wird dann wieder niedriger, und löset sich zuletzt zwischen Neu-Fistritz und Zlabings in ein waldiges wellenförmiges Hochland auf, welches sich nordöstlich wieder zum böhmisch-mährischen Gebirge erhebt. Die höchsten Punkte des böhmer und baierischen Waldes sind nicht mit Holz bewachsen, übrigens aber ist das ganze Gebirge Ein großer Wald (der größte und dickste in Deutschland), überhaupt sehr rauh, mit steilen Kuppen und Felsenspitzen, mit tiefen Abgründen und vielen Gebirgsmooren, auf beiden Seiten steil abfallend, besonders nach Baiern und Oestreich. — Der nördliche Theil des Gebirges in Böhmen gegen die obere Eger heißt der Kaiserwald. Außerdem gehen folgende Hauptzweige von dem Gebirge aus: 1) Der Brdywald, ein waldiger rauher Hochrücken, der sich nordöstlich zwischen der Wottawa und Bradlanka in Böhmen bis südlich von Beraun zieht. Der höchste Punkt ist der Berg Trzemoszna 5 Meilen östlich von Pilsen, von dem man eine weite Aussicht über Böhmen haben würde, wenn er nicht bewaldet wäre. 2) Der Lissiwald von der Quelle der Moldau längs ihrem linken Ufer bis gegen Krumau, mit Nebenzweigen nördlich gegen die Wottawa. Der nordwestliche Theil an der Quelle der Moldau heißt das kuinische Gebirge. 3) Das Waldgebirge in Oestreich zieht sich vom Hauptzuge zwischen Waidhofen und Zwettel, oder zwischen der deutschen Taya und Kamp bogenförmig um die letztere bis zur Donau zwischen Tuln und Krems, wo es mit dem Mannhardsberge endigt. Nebenzweig bis zum Bisamberge oberhalb Kornneuburg, dem wiener Walde gegenüber. 4) Der greiner Wald in Oestreich geht in südöstlicher Hauptrichtung rechts der Kamp und breitet sich gegen die Donau zwischen Grein und Krems. 5) Der Baierwald oder das baierische Waldgebirge von Passau nordwestlich bis Rittenau, zwischen dem Regen, der Ilz und Donau, gleichlaufend mit der letztern und steil gegen sie abfallend. Mit dem böhmer Walde hängt dieser rauhe Gebirgszweig zwischen den Quellen des Regen und der Ilz zusammen. — Berge: Der Arber (Aetwa, Aidwaich) zwischen Klattau und Regen 4471, der Heidelberg bei Reichenstein 3740, der Rachel weiter südöstlich 4433, der Dreisesselberg rechts der obern Moldau 2896 Fuß. In diesen Gebirgen gedeihen nur Hafer und Flachs, und hie und da an den Abhängen Obst; Viehzucht, Spinnen und Weben, die Verfertigung von Holzarten u. dgl. beschäftigen hauptsächlich die Einwohner; der große Holzvorrath wird in Glashütten und bei Eisenhämmern verbraucht. Der Regen durchfließt das Ländchen von Morgen nach Abend. Die bedeutendste Stadt ist Cham (1800 Einw.), an dem Einflusse des Chambs in den Regen gelegen, in der frühesten Zeit der Sitz der Markgrafen von Cham, die aber schon im 11. Jahrh. ausstarben. Die Bewohner dieses Ländchens, Wäldler benannt, sind kräf-

tig, genügsam, kühn, aber roh, verschlagen und starrsinnig. Sie hängen am Alten und haben vieles davon in ihren Bergen erhalten. Ihre Sprache unterscheidet sich vielfach von der baierischen Mundart, ist volltönig, aber nicht rauh zu nennen, hat viele eigenthümliche Laute und ist reich an Vokalen.

Waldburg, ein fürstliches Haus katholischer Religion, hat seinen Namen von dem Bergschlosse Waldburg, welches in der schwäb. Herrschaft gleiches Namens liegt und vom Grafen Gerhard v. Thann schon im 4 Jahrh. n. Chr. soll erbaut worden seyn. Einer seiner Nachkommen, Graf v. Thann und Winterstetten, der um 680 lebte, wird für den Stammvater der Häuser Althann und Waldburg gehalten. Die Herren von Waldburg besaßen bei den Herzogen von Schwaben und bei den Kaisern aus diesem Hause das Truchseß-Amt (Dapifer). 1525 erlaubte ihnen Karl V., sich des heil. römischen Reichs Erbtruchsesse zu nennen, und 1528 ertheilte ihnen der Kurfürst von der Pfalz, als Erztruchseß, die Anwartschaft auf diese Würde, welche sie 1594 zuerst ausübten, und seit der Zeit auch den Namen Truchseß als Geschlechtsnamen führten. Johann, Herr von Waldburg, der 1403 starb, ist der Stifter des Hauses Truchseß von Waldburg. Seine Söhne, Jakob und Georg, stifteten zwei Linien. Die ältere von Jakob verzweigte sich durch dessen Enkel, Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelmsche Linie, welche Scheer und Trauchburg besaß, erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großmeisters des deutschen Ordens, und ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus unter dem Namen Truchseß von Waldburg noch blüht, ohne je an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben einen Antheil gehabt zu haben; denn die Besitzungen des erloschenen Astes von Wilhelm sind an die jüngere von Georg gestiftete Linie gefallen. Die jüngere Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen, welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte sich 1589 in zwei Linien. Jakobs, der im fünften Grade von Georg abstammte, älterer Sohn, Heinrich, stiftete die Linie Wolfegg, welche sich in die Aeste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee theilte, von denen jener 1798 erlosch, und dieser dessen Besitzungen erbte. Jakobs jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil, und seine Enkel, Paris Jakob und Sebastian Wunibald, die beiden Aeste derselben: Zeil-Zeil, auch Trauchburg genannt, und Wurzach. 1628 wurden alle Zweige der von Georg gestifteten Linie in den Reichsgrafenstand, und 1803 wurden die Häupter der einzelnen Aeste in den Reichsfürstenstand, jedoch nach dem Rechte der Erstgeburt, sowie die sämmtlichen Besitzungen derselben zu einem Reichsfürstenthum erhoben. Daselbst liegt in Schwaben zwischen der Donau und Iler, kam durch die Rheinbundsakte 1806 unter baierische und würtemb. Hoheit, hatte auf 13½ Q.M. im J. 1829 27.000 Einw. und gibt gegen 180.000 Thlr. Einkünfte. Es besteht aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, beide im Algau, den Grafschaften Wolfegg, Friedberg und Trauchburg, der Herrschaft Waldburg, Kißlegg, Waldsee, Scheer, Marstätten und a. m. Nach der Auflösung des deutschen Reichs legten die Fürsten den Namen Truchseß ab; erhielten aber 1808 die Reichs-Erbhofmeister-Würde des Königreichs Würtemberg, welche ebenfalls durch den jedesmaligen Senior der regierenden Fürsten verwaltet wird. Es gibt also gegenwärtig drei regierende Fürsten von der Georgischen Hauptlinie des Hauses Waldburg: 1) Fürst Joseph von Waldburg, zu Wolfegg und Waldsee; 2) Fürst Franz von Waldburg zu Zeil-Zeil und Trauchburg (residirt zu Zeil); 3) Fürst Leopold von Waldburg zu Zeil-Wurzach (residirt zu Wurzach).

Waldeck, einer der deutschen Bundesstaaten. Die fürstl. Waldeckschen Lande (21⅓ Q. M.) liegen in zwei ungleichen Theilen, an der Diemel

und Weser; der eine, die Grafschaft Waldeck, an der Diemel, ist von Kurhessen, dem Großherzogthum Hessen und der preußischen Provinz Westphalen umgeben; der andere Theil, die Grafschaft Pyrmont, unweit der Weser, hat Hanover, Preußen und Lippe-Detmold zu Nachbaren. Waldeck ist eins der höchsten Länder des mittlern Deutschlands und wird von vielen waldigen Bergen, darunter die hohe Poen und der Eisenberg sich besonders erheben, durchzogen, die eine Fortsetzung der sauerländischen Gebirge sind, und sich im N. an das Teutoburger Waldgebirge anschließen. Die beträchtlichsten Flüsse sind die Eder und die Diemel. Die Luft ist kalt, aber rein und gesund. Der Boden ist steinicht und nur unmittelmäßig fruchtbar. Die vorzüglichsten Produkte sind: gute Schafzucht und viele Waldungen. Das Mineralreich liefert Goldsand in der Eder, Kupfer, Eisen, Blei, Marmor, Alabaster, Mineralquellen ꝛc. Pyrmont ist gebirgig und waldig, und enthält eins der berühmtesten Mineralwasser Deutschlands und ein Salzwerk. Die Industrie besteht hauptsächlich in Garnspinnerei, Wollen- und Zeuchweberei und Eisenwerken. Diese Länder enthalten 54.000 seit der Vereinigung der luther. und reformirten Glaubensgenossen am 1. April 1821 evangelischen Einwohner, unter denen 800 Katholiken und 500 Juden leben, in 13 Städten, 105 Dörfern ꝛc. Die ehemals gräfliche, seit 1682 fürstliche Familie von Waldeck gehört mit unter die ältesten in Deutschland. Die Grafen von Waldeck theilten sich 1580 in die Linien Eisenberg und Wildungen; letztere erhielt 1682 die fürstliche Würde, starb aber 1692 aus, worauf ihr Fürstenrang 1711 auf die ältere Linie übertragen wurde. Von Josias (dem Bruder des ersten Fürsten der ältern Linie, Friedrich Anton Ulrich) stammt die apanagirte Linie der Grafen von Waldeck-Bergheim ab. Die durch Heirath von Waldeck getrennte Grafschaft Pyrmont fiel 1625, nach Aussterben der Grafen von Gleichen, an Waldeck zurück. Die Grafschaft Waldeck war seit 1438 ein Lehn des Gesammthauses Hessen. Die Streitigkeiten über diese Lehnshoheit wurden 1635 durch einen Vergleich beendigt, der im westphälischen Frieden (1648) bestätigt wurde. Erst 1803 erhielt der Fürst eine Virilstimme bei dem Reichstage, und 1807 durch den Beitritt zum rheinischen Bunde die völlige Souveränetät. Der jetzt regierende Fürst, Georg Friedr. Heinr., der seinem Vater, Georg am 9. Sept. 1813 in der Regierung folgte, trat von dem rheinischen Bunde wieder ab. Nach der neuen Verfassungsurkunde vom 19. Apr. 1816 wird die Landschaft (oder die Repräsentanten) gebildet durch die Besitzer landtagsfähiger Rittergüter, die Abgeordneten der 13 Städte und 10 Vertreter des Bauernstandes. Es besteht ein engerer Ausschuß aus 2 ritterschaftlichen Deputirten, den Abgeordneten der 3 deputirten Städte und einem Deputirten des Bauernstandes. Die Landstände sind berechtigt, sämmtliche Steuern zu bestimmen und zu verwilligen, die Landeskasse zu verwalten, daß die Steuern nur zu den vom Herrn und Land bestimmten Zwecken verwendet werden, bei allen Gesetzen und Anordnungen, die auf die Verfassung Bezug haben, zu berathen und einzuwilligen, Gesetzvorschläge und Anträge zur Beförderung der Landeswohlfahrt einzuführen, bei Mißbräuchen jeder Art Beschwerde zu führen, mit zu wachen, daß von den Gerichtsbehörden untadelhafte Rechtspflege gehandhabt werde. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich über 400.000 Gulden, wozu die Bäder zu Pyrmont 80.000 Fl. beitragen. Die Staatsschuld beträgt 1.200.000 Fl. Waldeck hat mit beiden Hohenzollern, Reuß und Lippe und Liechtenstein Theil an der 16ten Stelle des engern Raths des deutschen Bundes, hat im Plenum ein Stimme, zahlt zur Bundeskanzlei 250 Fl., und stellt sein Contingent von 518 M. in 1 Bat. zur 1sten Division des 10ten Armeecorps. Die Stellung dieses Contingents hat Dänemark im Febr. 1822 übernommen. Die Hauptstadt des Fürstenthums ist Korbach, mit

400 Häusern, 1600 Einw. und einem gutem Gymnasium. Zu Arolsen, einer kleinen, gut und regelmäßig gebauten Stadt, ist die Residenz des Fürsten. Das Residenzschloß ist ein ansehnliches Gebäude, in welchem sich auch sämmtliche Landescollegia befinden. Die gräfliche Nebenlinie Bergheim besitzt ihre Güter unter fürstlicher Landeshoheit, und erhält auch noch eine Geldapanage; aber in Hinsicht des Antheils an Limburg ist sie würtembergscher Standesherr, und führt den Titel: Graf zu Waldeck, Pyrmont und Limburg. Sie residirt in dem Marktflecken Bergheim. Waldeck selbst ist kurhessisches, Pyrmont preußisches oder paderbornsches Mannlehn, und nach Erlöschung des Mannsstamms fällt erstes an Kurhessen, letztes an Preußen.

Waldenser, eine religiöse Sekte, so genannt von Peter Waldo, einem reichen Kaufmann von Lyon. Dieser, betroffen durch den plötzlichen Tod eines Menschen, der neben ihm todt darnieder fiel, vertheilte gegen das Jahr 1160 alle seine Güter unter die Armen und gab vor, die Lebensweise der Apostel nachzuahmen. Er gewann einige Jünger, welche sich alle den Namen: Arme von Lyon gaben. Kurz darauf fingen sie, obgleich bloß Laien, ohne geistliche Weihe und Sendung, an zu predigen. Die Pfarrer tadelten dieß sonderbare Benehmen, auch mißbilligten sie den Gebrauch gewisser Sandalen, durch die man ihre bloße Füße sah, welche diese Sonderlinge aber trugen, weil sie sich einbildeten, die Apostel hätten ähnliche Fußbedeckung gehabt. Zu gleicher Zeit untersagte ihnen der Papst das Predigen; allein sie weigerten sich, ihm zu gehorchen. Da sie übrigens sahen, daß das Kirchenoberhaupt, von dem sie die Bestätigung ihres vorgeblichen Ordens begehrten, ihn als unregelmäßig und in mehreren Hinsichten als abergläubisch verwarf, empörten sie sich öffentlich und sagten, die Geistlichkeit verdamme sie nur aus Eifersucht, wegen der Heiligkeit ihres Lebens und der Reinheit ihrer Sittenlehre. Bald verbanden sie mit der Widerspenstigkeit antikatholische Lehren. Der Papst Lucius III. belegte sie mit dem Bannfluch. Sie lehrten unter andern: Es gebe seit dem Papste Sylvester I. keine Kirche mehr, und dieser Abfall komme von dem Besitze zeitlicher Güter; es sey den Geistlichen nicht erlaubt, bestimmte Einkünfte zu haben, sie sollten Handarbeit wie die Apostel treiben, man dürfe ihnen weder Zinsen noch Zehnten bezahlen; es sey verboten, der Kirche Schenkungen zu machen, und ein Verbrechen zu schwören, selbst vor Gericht; alle Bischöfe seyen Mörder, weil sie den Krieg duldeten. Sie verwarfen alle Urtheile der Geistlichkeit, der Fürsten und der Obrigkeiten, unter dem Vorgeben, es sey ein Verbrechen, die Uebelthäter zu bestrafen oder irgend Jemand zum Tode verdammen. Sie leugneten das Daseyn des Fegfeuers, und verwarfen das Gebet für die Todten, die Ablässe, die Feier der Festtage, sogar die der Ostern, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Kreuze, der Bilder und Reliquien. Sie lehrten, daß die Lossprechung und alle Sakramente nichtig seyen, wenn sie von einem schlechten Priester ertheilt würden, daß aber ein guter Laie die Gewalt habe, die Sünden nachzulassen und den heil. Geist durch die Handauflegung zu geben. Sie behaupteten, ein Priester könne in einer Todsünde im Abendmahl nicht consekriren; die Brotverwandlung geschehe nicht in den Händen des unwürdig Messe Lesenden, sondern in dem Munde des würdig Empfangenden. Den Meßkanon nahmen sie nicht an und sagten bloß in der gemeinen Sprache die Consekrationsworte her. Sie gaben vor, alle Laien seyen ebenso viele Priester. Die Bibel stellten sie als die einzige Erkenntnißquelle des Glaubens auf, mit freier Forschung eines Jeden. Allmälig sah man die kleine Sekte sich über einen ziemlichen Theil des südlichen Frankreichs und der Lombardei verbreiten, man sah in ihrer Mitte Schulen entstehen, in welchen jedes Kind zum Schreiben und Bibellesen angeführt wurde. Der

Erzbischof von Lyon nöthigte indeß den Peter Waldo, aus seiner Diözese zu fliehen; er begab sich nun in die Pikardie. Auch hier verbreitete er seine Grundsätze mit Glück, ward aber deßhalb verfolgt, flüchtete nach Deutschland und beschloß sein Leben in Böhmen. Die Verfolgungen seiner Gemeinnen dienten nur dazu, ihre Meinungen weiter mitzutheilen, und im 14. und 15. Jahrh. gab es der heimlichen Waldenser schon überall sehr viele. Sie hatten gewisse Zeichen an ihren Häusern, an denen die Brüder sich erkannten, und man sagte damals wie im Sprichworte, wenn ein Waldenser durch Deutschland nach Mailand reise, so finde er jede Nacht bei einem Bruder Herberge. Den Verfolgungen zu entgehen, flohen viele Waldenser im 13. Jahrh. nach Aragonien, Savoyen und Piemont. Spanien litt sie nicht, in Languedoc wußten sie sich bis 1330, in der Provence unter harten Bedrückungen bis 1545, länger noch in der Dauphiné zu erhalten, und erst im Sevennenkriege wurden die letzten Waldenser aus Frankreich vertrieben. Dagegen fanden sie eine bleibende Heimath in den von der Natur befestigten Thälern des westlichen Piemonts und gründeten hier eine besondere Kirche, die mit allen auswärtigen Waldensern verbunden, bis jetzt der Hauptsitz ihrer Sekte geblieben ist. 1530 unternahmen es Oekolampadius und die Sakramentirer der Schweiz, einen Bund mit ihnen einzugehen, welcher aber nicht zu Stande kam. 1536 machten ihnen Farel und andere calvinische Prediger die Vorstellung, sie könnten nicht in Sicherheit seyn, wenn sie sich nicht mit ihnen vereinigten, worauf sie der Vereinigung beistimmten, aber dahin vermocht wurden, daß sie einige der von ihnen behaupteten Lehren ablegten und anerkannten, daß ein Christ rechtmäßig in gewissen Umständen vor der Obrigkeit schwören könne; daß es erlaubt sey, die Missethäter zum Tode zu verurtheilen; daß die Religionsdiener Eigenthum besitzen könnten; daß die schlechten Religionslehrer gültig die Sakramente ausspenden. Sie verpflichteten sich auch zur Annahme der calvinischen Abendmahlslehre, und zu behaupten, es sey nicht nothwendig, seine Sünden zu beichten, was ihrer ersten Lehre zuwider war. Im 17. Jahrh. wußten sie sich in Piemont nur mit bewaffneter Hand gegen die Regierung zu behaupten; doch zogen Tausende in protestantische Länder, nach England, den Niederlanden, Brandenburg, der Schweiz und Würtemberg. Durch Vermittlung der protest. Höfe ward ihnen endlich in Piemont Religionsfreiheit zugesichert. Da sie aber zu arm waren, die Kosten ihres Kirchen- und Schuldienstes zu bestreiten, so stiftete die Königin Maria, Wilhelms III. von England Gemahlin, eine jährliche Summe zu diesem Zwecke, genannt Subside royal, und durch freiwillige Beiträge wurde um das J. 1772 in England ein andrer Unterstützungsfonds, genannt Subside national, für sie gestiftet. Auch die evangelischen Cantone und Genf trugen zu der Unterhaltung des Kirchendienstes der Waldenser bei. Unter der franz. Verwaltung erhielten sie gleiche Rechte mit den Katholiken; allein im J. 1814 setzte der König von Sardinien Alles wieder auf den Fuß von 1798. Endlich ertheilte er ihnen durch das Edikt vom 27. Febr. 1816 verschiedene Bewilligungen, sodaß ihr bürgerlicher Zustand jetzt gesichert ist. Gegenwärtig leben in den Thälern von Piemont (Lüserne, Perouse, S. Martin) ungefähr 18.000 Waldenser, die 13 Kirchen und ebenso viel Pastoren haben. Die Verfassung ihrer meist mit Weinbau und Viehzucht beschäftigten Gemeinden, welche durch jährliche Synoden zusammenhängen, ist republikanisch; jeder steht ein, aus Aeltesten und Diakonen unter Vorsitz des Predigers zusammengesetztes Consistorium vor, welches die Sittenzucht handhabt und kleine Streitigkeiten schlichtet. Den Reformirten stehen sie durch ihren einfachen Cultus und durch ihre Kirchenverfassung am nächsten. In der neuern Zeit nahmen sich England und Preußen der Waldenser an. Durch Beiträge, welche sie 1824 in ganz Europa sam-

melten, errichteten sie ein Spital mit dem nöthigen ärztlichen Personale. Die neuesten Nachrichten hat ein englischer Geistlicher, W. St. Gilly, 1823 an Ort und Stelle gesammelt (Narrative of an excursion to the mountains of Piemont, and researches among the Vaudois, protestant inhabitants of the Cottian Alps etc. 2. A. Lond. 1825, 4.). Auch s. man Hugh Dyke Akland's Sketch of the history and present situation of the Valdenses in Piemont (Lond. 1826), sowie desselben Vfs. History of the glorious return of the Vaudois to their Valley in 1689 (nach dem Originalbericht ihres Pastors, H. Arnaud) with a compendium of the history of that people etc. (Lond. 1827, 1. Bd.).

Waldgötter, s. Faunen und Satyren.

Waldhorn (Cor de chasse, Corno di Caccia), ein blechernes Blasinstrument ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre bestehend, die sich in einen weiten Schalltrichter endigt, wird mittels eines metallenen Mundstücks mit einem konischen Kessel und schmalen Rande geblasen. Wegen der Länge seines Rhores steht es um eine Oktave tiefer, als die Trompete, hat zwar sonst mit dieser vieles gemein, aber einen weitern Umfang und keine so grellen Töne. Um die Töne h, fis, a, welche auf dem Horne mit unserm temperirten Tonsysteme nicht völlig übereinstimmen, nach dem Tonsysteme zu verbessern, und überhaupt Töne herauszubringen, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin besteht, daß der Hornist bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinschieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Zum Ausdruck des Großen ist es nicht geeignet, aber sanfte, süße, zärtlich klagende und die Lücken der Saiteninstrumente ganz ausfüllende Töne liegen im Umfange des Horns. Das Studium desselben ist mithin dem Componisten sehr wichtig. Agricola, Jomelli und besonders Gluck gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung. Die Deutschen haben es zur höchsten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen gegeben, die Mitteltöne durch das Stopfen erfunden, ja sogar Maschinenhörner gemacht, womit man bloß durch Einsätze in allen Tönen die Musik auf der Stelle begleiten kann.

Waldis, auch Wellis oder Wallis (Burkhard von), ein berühmter deutscher Fabeldichter aus Allendorf an der Werra gebürtig, blühte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Er trat in den Mönchsstand, bereiste Holland, Italien und Portugal, ward ein eifriger Anhänger Luthers, bekleidete dann eine Zeitlang die Stelle eines Hofkapellans der Landgräfin Margaretha v. Hessen, und starb als luther. Pfarrer zu Abterode bei Allendorf ums J. 1555. Er hatte auf seinen Wanderungen viel Menschenkenntniß und Welterfahrung gewonnen und besaß eine beneidenswerthe Gabe, leicht und fließend, in geschmeidiger Sprache zu erzählen. Sein „Esopus ganz neu gemacht und in Reimen gefaßt mit sammt hundert neuen Fabeln" (Frankfurt a. M. 1548, 8.) gehört zu den vorzüglichsten Fabelbüchern und enthält auch viele treffliche Novellen und Schwänke, deren Stoff zum Theil aus Boccaz und dessen Quellen geschöpft und mit eigenthümlicher Gewandtheit verarbeitet ist; seine Darstellung hat kunstlose Natürlichkeit; sein Ton ist heiter und gefällig, seinen Spott treffend und oft fein; daher haben auch in neuerer Zeit Eberhard v. Gemmingen (1789), F. W. Zachariä (1771) und J. J. Eschenburg (1777) durch Nachbildungen seiner zum Theil musterhaften Werke wieder aufmerksam auf ihn gemacht. Geringen Werth hat der von ihm „gereimte Psalter" (1553) und die allzuwillkürliche Umarbeitung des Theurdanks.

Waldmenschen, homo Silvaticus. Schon die Alten glaubten, daß Waldmenschen, d. h. Menschen, die ihrer äußern Form nach theils zum

Menschengeschlechte, theils zu einer andern Thierklasse gehören, gaben; ein Beweis hievon sind die Silenen, die Satyrn. Diese Wesen waren keine Geschöpfe der Fabel bei ihnen, sondern wie man in Plinius dem Aeltern sieht, waren sie der Meinung, daß sie wirklich existirten. In der neuern Zeit führten die Naturforscher in ihrem System einen Waldmenschen auf, der zwischen dem Affen und dem Menschen stehen und die Kluft zwischen beiden aber füllen sollte. Linné nannte ihn Homo troglodytes. Wahrscheinlich ward der Glaube, daß ein solches Zwitterding zwischen Affen und Menschen vorhanden sey, durch die aufrechtgehenden und nicht geschwänzten Affen, die man Schimpanse und Orang-Outang nennt, veranlaßt. Man heißt sie jetzt noch so.

Waldnymphen, s. Nymphen.

Waldstein (Franz Adam, Reichsgraf v.), k. k. w. Kämmerer, Obristlieutenant etc., war der Sprößling eines schon im 13. Jahrh. in Böhmen blühenden Geschlechtes, aus dem auch der berühmte Wallenstein, Herzog von Friedland, stammte. Er wurde zu Wien 1759 geboren und wählte die Naturwissenschaft, vorzüglich Botanik, zu seinem Hauptstudium. Als Maltheserritter nahm er an einigen Seezügen gegen die Barbaresken Theil; dann focht er als Offizier in dem östr. Heere, von 1787 bis 1789 gegen die Türken; hierauf nahm er als k. k. Rittmeister seinen Abschied und lebte fast ausschließend der Botanik. Mit dem Professor Kitaibel machte er auf eigene Kosten sieben Jahre lang botanische Reisen in Ungarn und gab mit demselben 1802 ein Werk über die seltenen Pflanzen Ungarns heraus, von welchem 1812 eine Fortsetzung erschien: Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae, Wien, 3 Bde., Fol. Er wurde jetzt Mitglied der gelehrten Gesellschaften von Berlin, Prag, Moskau u. a. Wildenow nannte in seiner Species plantarum Linnei eine von ihm entdeckte Pflanzengattung Waldsteinia. Während dieser Zeit hatte Graf Waldstein, als das franz. Heer unter Buonaparte 1797 in Steiermark eingedrungen war, sich bei dem in Wien errichteten adeligen Cavaleriecorps anstellen lassen. 1808 trat er in die neu errichtete Landwehr ein, und führte in dem Feldzuge 1809 als Major das 3te Bataillon der wiener Freiwilligen mit solcher Auszeichnung, daß der Kaiser ihn zum Obristlieutenant ernannte und ihm das Commandeurkreuz des Leopoldordens ertheilte. Nach dem Tode seines Bruders 1814, übernahm er die Fideikommißherrschaften und Allodialgüter in Böhmen, wo er durch ökonomische und Fabrikanlagen den Wohlstand seiner Gutsunterthanen sehr verbesserte. Der neue Bau des großen Schlosses zu Dux, die Einrichtung des dortigen Naturalienkabinets, der Porzellansammlung, der Kunstgallerie, der Waffenkammer u. s. w., sind sein Werk. Zugleich gründete er Schulen für die Landjugend und erhob aufs Neue die Tuchfabrik in Oberleutensdorf, welche 1815 ihr Säkularfest feierte. Die ganze Verwaltung seiner Güter ist ein Denkmal seines edlen gemeinnützigen Lebens. Er starb 1823 zu Oberleutensdorf. Seine botanischen Schätze hat er dem böhmischen vaterländischen Museum zu Prag vermacht.

Walenburg, Walenbruch oder Walenbourg (die Gebrüder Hadrian und Peter) wurden zu Rotterdam von katholischen Eltern geboren. Nachdem sie die höhern akademischen Würden zu Paris empfangen hatten, begaben sie sich nach Düsseldorf, wo sie sich mit Eifer auf das Studium der Polemik legten. Hadrian, der ältere, ward 1647 Kanonikus bei der Metropolitan-Kirche zu Köln und 1661 Weihbischof, nachdem er früher zum Bischof in Partibus von Hadrianopel ernannt worden war. Peter war anfangs der unzertrennliche Gefährte seines Bruders, verließ ihn aber später, um sich nach Mainz zu begeben. Hier wurde er Kanonikus, dann Dechant von St. Peter und endlich Weihbischof unter dem Titel Bischof von

Mysila. Doch in der Folge nöthigte ihn die Kränklichkeit seines Bruders, nach Köln zurückzukehren, um dessen Funktionen zu versehen. Hadrian starb 1669 nahe bei Mainz, wo er den Brunnen gebrauchte, und ward in St. Peter beigesetzt. Vor seinem Tode brachte er den 1sten Band ihrer gemeinschaftlichen Werke in Ordnung, der 1669 in 2 Fol. Bdn. zu Köln heraus kam. Sie enthielten Tractatus generales de controversiis fidei; der zweite, welcher 1671 erschien, war betitelt: Tractatus speciales de contr. fidei. Peter starb 1671. Sie stifteten in Köln 5 Stipendien für Jünglinge, welche Hoffnung für die theologischen Wissenschaften gewährten. Die beiden Bände ihrer Controversen, sagt Arnauld, sind werth, sich in den Händen Aller zu befinden, die Theologie studiren. Ein trefflicher Auszug, von ihnen selbsten veranstaltet, erschien 1682 zu Köln und ward 1768 wieder aufgelegt.

Wales, s. Wallis.

Walhalla, s. Nord. Mythologie.

Walken ist das Auswaschen des gewebten Tuches, wodurch ihm die während des Webens anhängenden Unreinigkeiten entzogen und dasselbe zugleich stärker zusammengefilzt wird. Diese Behandlung geschieht auf Walkmühlen, wo man es einweicht, dadurch die Schlichte auflöset und dann mit Seife oder seifenartigen Dingen durcharbeitet. Diese Dinge sind Urin, Schweinekoth oder Walkererde: das Durcharbeiten geschieht in Trögen der Walkmühle (dem Kumpen oder Walkstocke) mittelst Hämmern, unter beständigem Zuflusse von reinem, weichen Wasser.

Walkererde, Seifenerde, eine fette seifenartige Erde, welche mit Wasser aufgelöset und stark bewegt wie Seife schäumt, zum Reinigen der Tücher und Zeuche brauchbar, jedoch kein vollkommener Stellvertreter der Seife, des Urins und Mehls. Es gibt weiße, gelblich, graue; sie kommt aus Sachsen, aus dem Brandenburgischen rc., findet sich auch in vorzüglicher Güte zu Hampshire in England.

Walkyren, s. Nord. Mythologie.

Wall, eine Erderhöhung um einen Ort herum, die den Feind an der schnellen Einnahme hindern soll. Zugleich dient sie dazu, ihn von weiten sehen und mit Vortheil beschießen zu können. Auf den Wall stellen sich die Vertheidiger mit ihrem Geschütz hinter eine Brustwehr von Erde, die für die Mannschaft ein Deckungsmittel abgibt, und mit einem Banket versehen ist, worauf man treten kann, um bequemer über die Brustwehre zu feuern. Für die Kanonen schneidet man Schießscharten (s. d.) in die Brustwehr, oder bringt Erderhöhungen dabei an, welche Bänke heißen, damit das Geschütz ungehindert einen weiten Bereich bequem über die Brustwehr hinweg bestreichen könne. Vor dem Walle nach dem Feinde zu gräbt man die Erde aus und bildet den mit steilen Wänden, oder den Böschungen oder gemauerten Eskarpen versehenen Graben, in welchen bisweilen, wenn es sich thun läßt, Wasser geleitet oder irgend ein Hinderniß, z. B. durch Palisaden angebracht wird. Wall und Graben sind uralte Festungswerke, aber auch noch jetzt Hauptgegenstände der Befestigungskunst.

Wall (Anton), hieß eigentlich Christian Lebrecht Heyne, und war 1751 zu Leuben bei Lommatzsch, im jetzigen Königreiche Sachsen, geboren. Sein Vater verwaltete dort das Amt eines Predigers. Von seiner frühen Jugend und dem spätern Gang seiner Bildung ist wenig bekannt. In Naumburg besuchte er das Gymnasium, und zog dann später nach Leipzig, um sich dem Studium der Rechtswissenschaften, der Politik und der Geschichte, sowie der neuern Sprachen zu widmen. Die Dichtkunst scheint ihn zuerst angezogen zu haben, denn 1779 erschienen von ihm Kriegslieder im Drucke. Die Vermuthung ist gegründet, daß Gleims Lieder, die unter dem Titel „Der preußische Grenadier" bekannt sind, seiner Muse zu ähnlichen Gedichten den Anstoß

gaben. Im Anfange der achtziger Jahre kamen von ihm zwei Lustspiele heraus, welche sich einen allgemeinen Beifall erwarben; sie erschienen zuerst in dem komischen Theater der Franzosen für die Deutschen, herausgegeben von J. G. Dyk. Das eine, die beiden Billets, war eine treffliche Bearbeitung des Originals von Florian; sie hat sich bisher noch auf der Bühne erhalten und wurde gleich anfangs mit einem solchen Beifalle, ihrer wirklich komischen Laune und lebhaften und natürlichen Charakterschilderungen wegen, aufgenommen, daß Göthe sich bewogen fand, eine Fortsetzung des Stückes in dem Bürgergeneral, zu geben. Das andere hieß die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tode, nach Collé. Es ist nicht so ausgezeichnet bearbeitet, als das vorige, dennoch verdient es ein stehender Artikel auf den Repertoiren unserer Bühne zu seyn. Auch Wall erkannte das Erstere für seine gelungenste dramatische Arbeit, denn er schrieb 1791 eine Fortsetzung desselben unter dem Titel: Stammbaum; sie darf sich kühn den beiden Billets zur Seite stellen. Die dramatischen Kleinigkeiten, die er 1783 herausgab, erregten im Anfange keine große Aufmerksamkeit, doch als sie später wieder unter dem Titel Bagatellen erschienen, gewannen sie durch ihre anmuthigen Darstellungen den Beifall des Publikums. Er versuchte sich in den Bagatellen in mehrern Darstellungsformen, und bewegte sich in jeglicher gleich glücklich, leicht und anmuthig. Sein Styl ist rein, zierlich und correct, besitzt einen hohen Grad von Politur und einen reizenden Farbenschmelz. Vor allen zeichnet sich in den Bagatellen Antonie durch eine feine, geistreiche Erfindung aus. 1787 gab er Erzählungen nach Marmontel heraus, die ebenfalls Anerkennung im Publikum fanden. Um die Zeit nahm ihn der Kanzler Hoffmann in Halle als seinen Privatsekretär an; doch blieb er hier nicht lange, und ging nach Berlin. Hier, wo er sich wenig mit literärischen Arbeiten beschäftigt zu haben scheint, erwarb er seinen Unterhalt durch Anfertigung von Memorialen, juridischen Gutachten. Zwar ward ihm von der preußischen Regierung eine ehrenvolle Stelle angetragen, aber Liebe zur schöngeistigen Arbeiten und vielleicht auch eine gewisse Indolenz für sein Fortkommen bewogen ihn, sie auszuschlagen. 1790 verließ er Berlin und lebte zurückgezogen in Rochlitz und später zu Geringswalde in Sachsen. 1798 begab er sich nach Altenburg, wo ihn der Buchhändler Richter unter der Bedingung, einige Bücher für seinen Verlag zu schreiben, aufnahm. Das Jahr darauf erschien auch seine Amathonte, ein persisches Mährchen, und bald darauf, als Anhang zu derselben, das Lamm unter den Wölfen. Auch sie wurden mit vielem Beifalle aufgenommen, wenngleich seine frühern Arbeiten weder an Zierlichkeit, noch Anmuth und Colorit gleichkommend. 1806 kam sein Roman Adelheid und Aimar heraus, ein Gemisch von Ritter- und Liebesgeschichten; die Leichtigkeit der Schreibart trifft man in demselben wieder an; aber er ist nicht immer sittlich rein. 1801 erschienen im Verlage des schon verstorbenen Richter die beiden persischen Mährchen, Korane und Murad; der schon in der Amathonte verminderte Ton der guten Laune erlosch in denselben fast gänzlich. Von 1805 bis 9 hielt er sich zu Ehrenberg, einem schönen Kammergute, und auf Kosten der herzl. goth. Kammer auf. Der Zweck des ländlichen Aufenthaltes wurde aber nicht erreicht. Man hoffte, daß er im Genusse der immer reizenden Natur und ohne Nahrungssorgen die alte Spannkraft und Lebhaftigkeit des Geistes wieder gewinnen würde. Kaum verließ er das Zimmer, und seine vorzügliche Beschäftigung war, Hühner zu füttern. Sein Geist schien ganz erstorben zu seyn. Nachdem er 1809 einige Zeit sich zu Gößnitz bei einem Freunde aufgehalten hatte, ging er nach Altenhain bei Grimma zu einer Frau von Burghardi als Hauslehrer. Hier schien es ihm nicht zu behagen, denn er verließ bald Altenhain wieder und begab sich nach Zedwitz bei Hof zum Kammerherrn von Plotho, dessen Kindern er Unterricht ertheilte. Doch auch hier

hielt er es nicht lange aus, und privatisirte darauf zu Hirschberg, einem Städtchen bei Hof im Voigtlande, wo er am 13. Jan. 1821 starb. Er besaß noch einen jüngern Bruder, Friedrich Adolph, geb. 1760 zu Leuben, später herz. koburg-saalfeld. Rath, der sich durch Uebersetzungen und durch seinen Pflanzenkalender bekannt machte. Er starb zu Rochlitz den 7. Aug. 1826.

Wallace (William), ein schott. Edelmann, gefeiert in der Geschichte seines Vaterlandes als dessen Befreier von der Tyrannei Königs Eduard I. von England. Er stammte aus einer alten aber armen Familie und zeichnete sich durch große Körperstärke und heroischen Muth aus. Er sammelte 1298 Flüchtlinge aus seinem Vaterlande, und suchte sie für dessen Freiheit zu begeistern. An ihrer Spitze focht er mit Entschlossenheit und Glück gegen die Engländer. Viele engl. Beamte und Offiziere flohen aus dem Lande. Nun griffen die Schotten in jedem Theile des Landes zu den Waffen und viele der vornehmsten Barone traten öffentlich zu Wallace's Partei über. Unterdessen rückte ein engl. Heer von 40.000 Mann unter den Grafen Warren in Schottland ein. Die meisten Baronne unterwarfen sich wieder; auch Wallace zog sich in die gebirgigen Theile des Landes zurück, wo er jenseits des Forthflusses bei Cambuskenneth eine feste Stellung nahm. Hier ward er von dem kampflustigen Feinde angegriffen, erfocht aber einen vollständigen Sieg über sie, und der Rest floh eiligst in das engl. Gebiet. Da sich der König Johann Baliol noch in Gefangenschaft der Engländer befand, wurde Wallace Regent von Schottland. Er setzte nun den Krieg glücklich fort, verheerte England bis in die Nähe von Durham und kehrte, mit Ruhm und Beute beladen, zurück. Eduard kam hierauf schnell aus Flandern herbei und drang mit einem großen Heer in Schottland ein. Wallace, ärgerlich über die Undankbarkeit seiner Landsleute, vorzüglich die Eifersucht des Adels, entsagte freiwillig der ihm anvertrauten Gewalt, und behielt bloß den Oberbefehl über das Corps seiner Gefährten. Er focht tapfer in der Schlacht bei Falkirk, mußte aber sehen, daß das ganze Schottenheer von den Engländern fast aufgerieben wurde. Durch Geistesgegenwart und militär. Talente rettete er sich mit seinen Getreuen in die Gebirge des Hochlandes. Die meisten Plätze, der Adel und selbst der Regent unterwarfen sich nun Eduards Macht wieder. Wallace lebte indessen unbekannt in einer stillen Gegend; er kam aber durch Verrätherei in die Hände Eduards, der ihn in Ketten nach London führen ließ, wo sein Haupt unter Henkershand fiel (1303). Seine Nation ward durch die an ihm begangene Ungerechtigkeit und Gewaltthat bis zur Wuth entflammt und erkaufte sich unter Robert Bruce glücklich die Freiheit. Wallace lebt noch in den Sagen und Volksliedern Schottlands. Sein Leben haben Harry (bl. 1450—70) und Barbacur (bl. 1385) in Reimen beschrieben. Wallace's Schwert wurde erst vor wenigen Jahren von der Festung Dumbardon, wo es neben einer Schildwache auf der Wallmauer lag, nach London in den Tower gebracht. Bekannt ist Auffenbergs Trauerspiel: Wallace.

Wallenstädter oder Wallen-See, einer der bedeutendsten Seen der innern Schweiz, an den Grenzen von den Kantonen St. Gallen und Glarus, erstreckt sich von Osten nach Westen in einer Länge von 4 St.; seine Breite beträgt kaum 1 St. bei einer Tiefe von beinahe überall 4—500 Fuß. Seine Ufer gehören zu den wildesten in der Schweiz, da er beinahe überall von nackten und steilen, gegen 6000 Fuß hohen Felsen eingeschlossen wird, über welche zahlreiche Bäche sich in herrlichen Fällen in sein Bett stürzen; er hat daher auch nur außer seinen östlichen und westlichen Enden wenig Landungspunkte. Er ist sehr fischreich und friert nie zu. Die Seez führt ihm eine Menge Bäche zu und tritt unter dem Namen Mag wieder heraus, wodurch er, wie durch die später einfallende Linth, mit dem züricher See verbunden wird.

Wallenstein (Albrecht, Graf v.), eigentlich Albrecht Wenceslaus Eusebius v. Waldstein, war zu Prag am 14. Sept. 1583 aus freiherrlichem Geschlecht und von lutherischen Aeltern geboren. Früh kündigte sich sein Feuergeist durch unbändige Wildheit an. Weder sein Vater noch ein Geistlicher, dem seine erste Erziehung anvertraut gewesen, noch die Lehrer der Stadtschule zu Goldberg in Schlesien hatte seinen unbeugsamen Starrsinn und seine Ausgelassenheit mildern, noch ihm Geschmack an den Wissenschaften beibringen können. Auf der Universität zu Altorf, die er 1599 bezog, zeichnete er sich nur durch Raufffereien und Ausschweifungen aus. Der betrübte Vater rief ihn deßhalb zurück und verschaffte ihm eine Pagenstelle beim Markgrafen Karl v. Burgau zu Innspruck. Hier trat Wallenstein zur katholischen Kirche über und ward von seinem Herrn, der sein freies und kühnes Wesen liebgewonnen hatte, nach einigen Jahren auf Reisen geschickt. Mit offnen Augen musterte der junge Mann nun die Hauptstädte und Höfe Englands, Frankreichs, Spaniens, Hollands und Italiens, und sammelte sich einen Schatz von trefflichen Erfahrungen über Finanz- und Heerwesen und die verschiedenen Staatsmänner und Feldherren. Zum Beschlusse dieser langen Wanderung hatte er in Padua das Studium noch einmal versuchen wollen, aber auch hier sträubte sich die zum Handeln erschaffne Kraft, die er nun, da er ihr keine edlere Beschäftigung geben konnte, in Ausschweifungen vergeudete. Eine Wissenschaft nur hatte ihn gereizt, die damals so beliebte Sterndeuterei, und ihr gab er sich desto eifriger hin. Sein Lehrer in derselben, Argoli, scheint ihn durch Vorhersagung eines glänzenden Glückes besonders für dieses Studium gewonnen und zu seinen spätern Entwürfen angeregt zu haben. 1606 wohnte er in dem kaiserl. Heere einem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn bei, bewies viele persönliche Tapferkeit und wurde zum Hauptmanne befördert. Der bald darauf erfolgte Friede endete indeß seine kriegerische Laufbahn. Er vermählte sich darauf in Böhmen mit einer reichen und bejahrten Witwe, die ihn nach einer kinderlosen und kurzen Ehe in den Besitz eines großen Vermögens setzte. 1617 warb er, als eine Fehde zwischen dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark und dem Freistaat Venedig in Friaul ausgebrochen, 200 Reiter auf eigne Kosten, zeichnete sich beim Entsatze von Gradiska aus, erwarb sich durch seine persönlichen Eigenschaften und seine Freigebigkeit die Liebe der Offiziere und der Soldaten und wurde nach geendigtem Kriege von Ferdinand zum Obersten der Miliz in Mähren ernannt. Er nahm seinen Sitz in Olmütz und heirathete in zweiter Ehe Isabella, die Tochter des Grafen Harrach, worauf ihn Ferdinand in den Grafenstand erhob. Bei dem Ausbruch der Unruhen in Böhmen (1619) wurde er von den Rebellen vertrieben, warb indessen 1000 Mann Kürassiere, focht glorreich in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (8. Nov. 1620), und eroberte mit Boucquoi die in den Händen der Feinde noch befindlichen festen Plätze in Mähren. Ueber letzteres Land wurde er Militärgouverneur, erhielt seine von den protest. Böhmen eingezogene Güter zurück und befehligte hierauf als Generalmajor gegen die Fürsten Bethlen Gabor v. Siebenbürgen. Der Kaiser belehnte ihn für seine Thaten 1622 mit der Herrschaft Friedland in Böhmen und erhob ihn im folgend. Jahre zum Fürsten von Friedland. Größere Verdienste erwarb sich Wallenstein um den Kaiser, als 1626 König Christian V. von Dänemark an die Spitze der Protestanten trat. Sein Monarch befand sich in großer Verlegenheit, weil es ihm an Geld und Truppen fehlte. Da erbot sich der Fürst von Friedland, auf eigne Kosten ein Heer von 50,000 M. zu werben, mit der Bedingung, der oberste Befehlshaber desselben zu seyn. Der Kaiser nahm diese Anträge an und erhob Wallenstein bald nachher zum Herzoge. Sein allen Kriegsmännern wohlbekannter

Name versammelte Kampflustige aus allen Gegenden unter seine Fahnen, Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an. Der Kennerblick, mit dem er gerade die Tüchtigsten zu Offizierstellen auswählte, und die Strenge, mit der er Jeden beobachtete, brachte eine bewunderungswürdige Einheit in dem großen Ganzen hervor. Sein Heer machte einen völlig geschlossenen Militärstaat aus, in welchem Glied an Glied hing und von welcher er die Seele war. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck, den Offizieren versagte er nie ein gebührend Lob; für die Bedürfnisse des Geringsten sorgte er; aber dafür verlangte er Unerschrockenheit und strengen Gehorsam. Feigheit ward sogleich mit dem Tode bestraft. Schon sein bloßer Anblick hatte etwas Wildes und Schaudererregendes; sein Anzug und Schmuck war gewöhnlich nicht ohne bunte Zusammensetzung: Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elendsleder, der Halskragen war nach span. Art gekräuselt, auch seine Leibbinde war roth, und von seinem Hut hing eine rothe Feder herab. Seine Miene war finster, geheimnißvoll und argwöhnisch. Ein wunderliches Grauen kam allen Kriegern an, wenn seine lange Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt. — Im Herbste des J. 1625 setzte sich das neue Heer von Böhmen aus in Bewegung und eilte dem Schauplatz des Krieges an der Elbe zu, wo es im Anhaltischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen die Winterquartiere bezog. Der baier. General Tilly verlangte ein Hülfskorps von Wallenstein, allein auf diesem Fuße begehrte der Generalissimus des Kaisers mit ihm nicht zu stehen; er forderte Unterwürfigkeit von ihm, und da Tilly zu stolz war, sich dazu zu bequemen, so blieben beide Feldherren auf immer getrennt. Wallenstein schlug am 18. April 1626 den Grafen von Mansfeld bei der dessauer Brücke und verfolgte ihn mit seinem Heere durch Schlesien nach Ungarn, wo sich Mansfeld mit Bethlen Gabor zu vereinigen gedachte. Aber dieser schloß einen Waffenstillstand mit den Kaiserlichen, und Mansfeld zog sich nach Dalmatien zurück, wo er starb. Wallenstein führte indeß seine Waffen gegen die Türken, entsetzte das von ihnen belagerte Novigrad und eroberte Waizen. Nach dem Friedensschlusse zwischen Gabor und dem Kaiser kehrte Wallenstein mit seinem sehr zusammengeschmolzenen Heere nach Oestreich zurück. Er verlebte den Winter in Wien, mit der Herstellung seiner Gesundheit und Vermehrung des Heeres beschäftigt. Im Frühling 1627 vertrieb er mit 25.000 M. die weimarschen Völker aus Oberschlesien, bemächtigte sich aller Städte und Vesten auf seinem Marsche, drang durch die Mark Brandenburg in Mecklenburg ein. Aus dem Kriege selbst zog Wallenstein, nach alter Römermaxime, die Mittel des Krieges. Die Reichsfürsten mußten Proviantháuser zur Unterhaltung des Heeres anrichten. Der König von Dänemark war indeß schon durch das ligistische Heer unter Tilly zum Rückzuge gezwungen worden. In kurzer Zeit waren die feindlichen Scharen aus dem Mecklenburgischen, dem Holsteinischen, bis auf Glückstadt verdrängt und der größte Theil von Schleswig und Jütland in der kaiserl. Gewalt. Alle diese Länder wurden von dem Sieger hart behandelt und mit ungeheuern Brandschatzungen belegt. Die Herzoge von Mecklenburg wurden zur Strafe für ihren Bund mit Dänemark von dem Kaiser in die Acht erklärt, und Wallenstein mit ihren Ländern sowie mit dem Fürstenthum Sagan belehnt. Er nahm seine Winterquartiere längs der Küste der Ostsee bis durch Pommern. Nachdem er sich den Besitz von Mecklenburg gesichert zu haben glaubte, was namentlich auch aus den milden Maßregeln hervorgeht, die er in Beziehung auf dieses Land ergriff, ließ er sich in Unterhandlung mit König Gustav Adolph von Schweden ein, um ihn zum Bündnisse gegen Dänemark zu bewegen. Er stellte auch dem König das Horoskop, ein Beweis, daß ihm die Astrologie nicht als bloßer Scherz galt, wie Einige angenommen, sondern

daß es ihm Ernst damit war. Um sich gegen die schwed. Macht, der er nicht traute, zu sichern, trachtete er, vom Kaiser mit dem Titel eines Generals des ozeanischen und baltischen Meeres beehrt, nach dem Besitze aller Ostseehäfen, und belagerte (Mai bis Juli 1628) das wohlverwahrte, von Dänen und Schweden eifrigst vertheidigte Stralsund; er verlor dabei in fruchtlosen Stürmen mehr als 12.000 Mann. Ebenso mußten seine Truppen vor Glückstadt und vor Magdeburg abziehen. Aber vorzüglich war ihm der beharrliche Widerstand Stralsunds höchst unangenehm, und er versuchte alle Mittel, um dasselbe in seine Gewalt zu bekommen. Aber umsonst. Er mußte zum zweiten Male seinen Abzug nehmen. Darauf eroberte er Rostock und siegte über die Dänen bei Wolgast. Seine weitern Fortschritte hemmte der von ihm aus kaiserl. Vollmacht geschlossene Friede mit Dänemark zu Lübeck (12. Mai 1629). Da in diesem Traktate der vertriebenen Herzoge von Mecklenburg nicht mit Einem Worte gedacht wurde, glaubte sich Wallenstein nun in dem Besitze des Landes gänzlich gesichert. Der einzige Feind, den er noch fürchtete, war Gustav Adolph von Schweden, den er dadurch für jetzt von der deutschen Grenze und von der den Herzogen von Mecklenburg gelobten Unterstützung abzuhalten wußte, daß er ihn in Preußen beschäftigte, wohin er auf Befehl des Kaisers zur Unterstützung des Königs Sigismund von Polen den Feldmarschall Arnim mit einem Hülfskorps absendete. Wallenstein residirte indeß zu Güstrow mit großer Pracht; der berühmte J. Keppler war sein Hofastrolog. Aber auf dem Reichstage zu Regensburg (Juni 1630) erhoben sich die lautesten Klagen über sein gewaltthätiges Verfahren, seinen stolzen Herrscherton, über die Leiden des Volkes und die Ausschweifungen des kaiserl. Heeres. Der Kaiser Ferdinand II., bestürmt mit solchen Vorwürfen und der Bitten um Wallensteins Entfernung, dankte sofort einen Theil des Heeres ab und den Feldherrn, durch den er allein gewaltig war. Wallenstein nahm seine Absetzung sehr demüthig auf, bat den Kaiser um Fortdauer seiner Gnade und zog sich in den Privatstand zurück. Er lebte nun in Prag mit großem Aufwand und Herrlichkeit bei einem jährl. Einkommen von 6 Mill. Thaler. Mit dem Kaiser stand er fortwährend im besten Vernehmen. Ferdinand unterhielt mit ihm einen vertraulichen Briefwechsel, ertheilte ihm Aufträge, die das ganze Kaiserhaus betrafen, befragte ihn um Rath und hörte sein Gutachten. Er gab ihm in seinen Briefen den Titel: Herzog von Mecklenburg und Sagan. Der Krieg gegen Gustav Adolph wurde indeß von den Kaiserlichen unter Tilly unglücklich geführt. Als die Sachsen sich der böhmischen Grenze näherten, erhielt Wallenstein vom Kaiser den Auftrag, mit dem sächsischen Feldmarschall Arnim, der früher unter Wallenstein gedient hatte, Unterhandlungen anzuknüpfen, um die Sachsen aufzuhalten oder wo möglich, den Kurfürsten vom schwedischen Bündnisse zu trennen. Doch liefen die Konferenzen zu Kaunitz fruchtlos ab, weil es beiden Theilen nicht rechter Ernst war. Währenddem waren die Schweden in Baiern eingedrungen, und am Lech war Tilly, Oestreichs letzter Hort, gefallen. In seiner Hofburg zitterte der Kaiser. Da beschloß dieser nach langer Ueberlegung, dem Herzog das Generalat wieder zu übertragen. Er ließ sich zu den vielfältigsten Bitten herab. Wallenstein wies den ersten gethanen Antrag auf das bestimmteste ab, weil er zu sehr am Podagra leide. Doch durch einen Handbrief des Kaisers bewogen, reiste er nach Znaim in Mähren, wo er sich endlich willig erklärte, ein Heer aufzurichten und nach Verlauf der dazu bestimmten 3 Monate es Demjenigen zu übergeben, den der Kaiser dazu bestimmen würde. In unglaublich kurzer Zeit versammelte W. ein Heer von 40.000 Mann in Mähren. Im Febr. 1632 ward er vom Kaiser, dem König Ferdinand von Ungarn, dem Bischof von Wien mit Bitten in Briefen bestürmt, um ihn zur Uebernahme des Ober-

Kommando's zu bewegen. So stellte er endlich eine Kapitulation aus, welche ihn zum unumschränkten Gebieter des Heeres machte. Wenn er einem souveränen Feldherrn, Gustav Adolph, gegenüber Großes schaffen und ausführen sollte, so war dieses wohl nothwendig. Für Mecklenburg hatte er sich Entschädigung und überdieß als Belohnung ein kaiserl. Erbland ausbedungen. Der Kaiser nahm die Kapitulation an, und zum zweiten Male stand nun der Herzog von Friedland als Generalissimus der kaiserl. Heere da. Er vertrieb zuerst aus Böhmen die Sachsen, die Prag und andere Städte eingenommen hatten, darauf vereinigte er sich mit den Truppen des Kurfürsten von Baiern und zog nach Franken gegen Nürnberg. Aber schon war Gustav zum Schutz der Protestanten herbeigeeilt, hatte in der großen leipziger Schlacht (1631) Tillys Heer aufgerieben, und Wallenstein, obgleich dem König zur Hälfte überlegen, vermied es doch, zu schlagen. Beide Theile verschanzten sich, und Gustav wartete die ihm zueilenden Verstärkungen ab. Wallenstein unternahm keinen Angriff, und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor. Da er nicht zu einer Schlacht zu bewegen war, so versuchte Gustav Adolph, das östreichische Lager (24. Aug. 1632) zu stürmen, aber der Sturm wurde wiederholt abgeschlagen. Das schwedische Heer wendete sich nun nach Nordschwaben, und machte da neue Eroberungen; Wallenstein aber ging plötzlich auf das unbesetzte Sachsen los, um den Kurfürsten von dem Bündnisse mit Schweden abzuziehen. Gustav Adolph folgt ihm dahin nach. Wallenstein empfahl seinen Generalen wiederholt schärfere Justiz zu halten und zu sehen, daß das Geringste nicht mehr dem Bauer genommen werde; dieser Befehl wurde aber von den Feldherren wenig geachtet und von den Soldaten schlecht ausgeführt. Am 6. Nov. 1632 kam es zu der berühmten Schlacht bei Lützen. Wallenstein, selbst verwundet, mußte mit großem Verlust von Menschen (auch Pappenheim war gefallen) und seinem ganzen Geschütz, das Schlachtfeld verlassen, das die Schweden, obgleich ihr großer König geblieben war, unter dem Herzog Bernhard von Weimar behaupteten. Wallenstein zog sich nach Böhmen zurück, und ließ zu Prag ein strenges Kriegsgericht über Offiziere und Soldaten halten, die beschuldigt waren, daß sie in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten; viele derselben wurden hingerichtet. Erst im Mai 1633 rückte Wallenstein wieder ins Feld, und ging nach Schlesien, wo sich ein schwedisches Heer, mit sächsischen und brandenburgischen Truppen vereint, befand. Wallenstein unternahm anfangs, ungeachtet seiner Ueberlegenheit, nichts Ernstliches. Diese auffallende Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden, zum Nachtheile Oestreichs, stehe. Man legte ihm selbst die Absicht bei, sich durch den Beistand der Protestanten zum Könige von Böhmen zu machen. Daß zwischen beiden Theilen Unterhandlungen gepflogen wurden, war kein Geheimniß. Daß diese aber bloß die Grundlage eines zu schließenden Friedens und nicht Wallensteins eignen Vortheil zugleich mit betrafen, geht wenigstens aus den bisher bekannt gewordenen Urkunden (z. B. aus dem von Arnimschen Archive) hervor. Was Parteilichkeit zur Rechtfertigung der nachmaligen Schritte des Kaisers wider Walsenstein bekannt gemacht hat, dürfte wohl nicht ganz unbedingt anzunehmen seyn. — Nachdem ein 7wöchentlicher Waffenstillstand fruchtlos zu Ende gegangen war, beschränkten sich die Unternehmungen Wallensteins in der übrigen Zeit dieses Feldzugs bloß darauf, daß er (18. Okt. 1633) ein schwedisches Korps überfiel und gefangen nahm, verschiedene schlesische Städte besetzte, und einen Einfall in die Lausitz und die Mark Brandenburg, selbst bis Berlin machte. Indeß bewirkten seine Unternehmungen nichts Entscheidendes. Noch weniger Erfolg hatte der Zug, den Wallenstein auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um des Herzogs Bern-

hard von Weimar weitere Fortschritte in Baiern aufzuhalten. Ohne sich in in ein Gefecht einzulassen, zog Wallenstein bei der Annäherung des Herzogs sich nach Böhmen zurück und nahm da seine Winterquartiere. Diese Maßregel, die ganz wider den Willen des Kaisers war, der seine Erbländer möglichst schonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen Wallensteins Treue; seine Feinde am Hofe, besonders die spanische Partei, schilderten ihn als einen Verräther. Man legte dem Kaiser den Plan einer von Wallenstein gemachten Verschwörung vor, deren Zweck seyn sollte, sich durch Hülfe der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn von Böhmen zu machen, und sich in diesem Besitz durch den Beistand der Schweden und einiger protestantischen deutschen Fürsten zu behaupten. Als nun Wallenstein zu Pilsen am 11. Jan. 1634 einem versammelten Kriegsrathe alle seine Beschwerden gegen den Kaiser vorgelegt und die Generale zum Theil für seine Absicht eingenommen hatte, erkannte man in Wien, wo von Octavio Piccolomini Alles angezeigt worden war, das Dringende der Gefahr. Ferdinand II. erließ daher (18. Febr. 1634) ein Mandat, in welchem er Wallenstein des Oberbefehls der Armee entsetzte, und ihn, nebst zweien seiner Generale, Illo und Terzky, als Verräther und Rebellen ächtete. Es wurden zugleich Generale, auf deren Treue man sich verlassen konnte, befehligt, sich Wallensteins todt oder lebendig zu bemächtigen. Wallenstein begab sich daher nach Eger, um, wie man diesen Schritt erklärte, der Grenze und den schwedischen Truppen näher zu seyn. Es schien freilich ihm nichts übrig zu bleiben, als sich eines festen Platzes, wie Eger, zu versichern, und sich mit den Feinden zu vereinigen. Wäre diese Vereinigung wirklich geschehen, so würden die Folgen davon für den Kaiser nicht zu berechnen gewesen seyn. Wallensteins Ermordung machte allen seinen, wirklichen oder vermutheten, Planen ein plötzliches Ende und Deutschland ward dadurch wahrscheinlich von einer großen Katastrophe gerettet. Einige Offiziere der Garnison zu Eger, der Oberste Leßlie, ein katholischer Irländer, dem Wallenstein Alles vertraut hatte, der Festungskommandant Buttler, und Oberstlieutenant Gordon, beide protestantische Schottländer, verschworen sich, da jeder Verzug Gefahr zu bringen schien, zu Wallensteins Untergang. Am 25. Febr. 1634 wurden bei einem in dieser Absicht von den Verschwornen veranstalteten Gastmahle die vertrautesten Freunde Wallensteins, Illo, Wilh. Kinsky, Terzky und dessen Adjutant, der Rittmeister Neumann von Buttlers Dragonern, unter Anführung des Majors Geraldin, plötzlich überfallen und getödtet. Darauf übertrugen sie dem Irländer Deveroux und sechs Hellebardierern die Vollstreckung des Blutbefehls an Wallenstein, der, in seinem Schlafzimmer überfallen, schweigend mit ausgebreiteten Armen der Hellebarde tödtlichen Stoß in die feste Brust empfing und ohne einen Laut todt niedersank. Er war noch nicht 52 Jahre alt. Kein Arm erhob sich, um seinen Tod zu rächen, und er ward ohne Gepränge in der von ihm gestifteten Karthause zu Gitschin beigesetzt. Ihn beweinte allein eine traurende Witwe; wahre Freunde hatte der kalte, stets verschlossene, herrische Mann nicht. Die beträchtliche Baarschaft, die man bei ihm fand, ward eine Beute der Verschwornen und ihrer Gehülfen. Man hatte sich seiner sämmtlichen Papiere bemächtigt, aber es ist davon Nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, das seine Verrätherei bewiesen hätte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser eingezogen, und zum Theil Denjenigen gegeben, die seinen Untergang hatten befördern helfen. — Wallenstein war von großem, starken Körperbau. Seine kleinen schwarzen Augen hatten ein Feuer, das nicht Alle ertragen konnten. Er besaß eine außerordentliche, nicht leicht zu ermüdende Thätigkeit. An seiner immer sehr reichbesetzten Tafel war er selbst sehr mäßig, sowie er allen Lockungen der Sinne widerstand, und nichts suchte, als Befriedigung seiner Ehrsucht und Hersch-

begier. Doch verschwendete er viel in prächtigen Gebäuden und in einem zahlreichen, glänzenden Hofstaate. Er war verschwenderisch, um Personen, die er zu seinen Zwecken gebrauchen wollte, sich verbindlich zu machen; aber die Kunst, die Herzen zu gewinnen, besaß er nicht. Mit persönlichem Muth verband er eine gewisse Zuversicht auf sich selbst, und war nicht ohne Feldherrntalente, obgleich er mit den ihm gegenüber stehenden großen Taktikern, Gustav Adolph und Bernhard von Weimar, nicht verglichen werden kann. Alle seine Unternehmungen baute er auf die Ueberlegenheit an Truppen, und seine Art Krieg zu führen war mehr Politik, als Kriegswissenschaft. Ohne Achtung für die Religion selbst, war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn ihrer Seits wieder haßte. Ueber die Vorurtheile seines Zeitalters konnte er sich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Gesellschafter, der sich nur wenige Augenblicke vor seinem Tode von ihm trennte, war der italienische Astrolog Seni. Ueber die, jedem gebildeten Deutschen bekannten dramatischen Dichtungen Schillers, Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod, s. Schiller. Vergl. Wallensteins ungedruckte Briefe aus dem von Arnimschen Archive, herausgegeben von Förster. 3 Thle. 1826 — 29.

Wallersteinsche Kunstsammlung. Mehrere Jahrhunderte hindurch befanden sich auf dem Schlosse Wallerstein im Rezatkreise Baierns, an der Grenze des alten Schwabens, eine bedeutende Bibliothek — sie soll 100.000 Bde. betragen haben — und einige altdeutsche Gemälde. Beide waren nicht beachtet worden, bis der Fürst Ludwig Kraft Ernst v. Oettingen-Wallerstein die Selbstverwaltung seiner Güter übernahm. Er ward auf die verborgenen Schätze aufmerksam, suchte die Gemälde aus dem Schutte hervor und fühlte sich durch sie zu dem Gedanken, eine Sammlung altdeutscher Kunstwerke zu errichten, gereizt. Der väterliche Besitz wurde durch glückliche Ankäufe vermehrt, bis man 1815 die Sammlung des Grafen Jos. Rechberg erstand. Dieser bedeutende Zuwachs bewog nun den Inhaber, der Sammlung einen ganzen Flügel seines Schlosses einzuräumen, und sie so zu arrangiren, daß sie einen leicht anschaulichen Beleg für die Kunstgeschichte des Vormittel- und Mittelalters hergebe. Der Fürst dehnte die Idee nun weiter aus und suchte in den äußern Verzierungen, sowohl der Gemälde als der Säle, das Mittelalter so treu nachzuahmen, daß man glauben sollte, die Sammlung sey zu jenen Zeiten aufgestellt worden. Doch war seine Absicht nicht bloß Denkmäler der Malerei aus dem Mittelalter zu vereinen; er wollte ähnliche Zeugnisse der ganzen künstlerischen Thätigkeit jener Perioden sammeln und verbinden. Aus diesem Gesichtspunkte ward die Bibliothek eingerichtet und mit ihr eine möglichst vollständige Miniaturen-, Handzeichnung-, Kupferstich- und Holzschnittsammlung vereint. Mit Eifer suchte man daher auch nach Münzen und Waffen, nach Arbeiten in Elfenbein und Glasgemälden. Von letztern besitzt das wallersteinsche Museum herrliche Denkmäler. Der meiste Fleiß ward auf die Anordnung der Gemälde verwendet; sie geschah durch den jetzt verstorbenen Direktor der münchener Gallerie, von Dillis; er hatte dabei einen kunstgeschichtlichen Zweck im Auge. Die Gemäldesammlung ward in drei große Gruppen, in die Charakterlose-, die Entwicklungs- oder Uebergangs- und endlich in die eigentliche Kunstmalerei getheilt. Die letztere zerfällt wieder in 4 Cykel, die nach den in jeder Periode hervorragendsten Männern benannt sind; als: die Periode des Schön, die des Zeitblom und Schaffner, die des Wohlgemuth und Dürer und endlich die des Holbein. Die Sammlung liefert für diese Eintheilung auffallende Beweise. Hr. v. Dillis vertheilte die Arbeiten unbekannter oder nicht genannter Künstler nach seiner erprobten Einsicht in diese 4 Klassen. Damit dieß interessante Museum nicht zersplittert werde, wurde es 1821 zu einem Fideikommiß erklärt, und eigne

Urkunden und Familienverträge gewähren nicht allein die Gewißheit seiner dortigen Dauer, sondern auch seiner Vermehrung. Der Stifter übertrug das Museum durch freiwillige Abtretung später an seinen jüngern Bruder, der auch alle Verbindlichkeiten, welche mit dem Fideikommiß verknüpft sind, übernommen hat.

Wallfisch, das größte unter allen auf der Erde lebenden Thiere, ein Genus von wasser- oder fischähnlichen Säugethieren, leben nur allein in dem Meere. Sie sind zahnlos, der Oberkiefer enthält dafür hornartige Barten (Fischbein), die Mundhöhle öffnet sich hinten und oberwärts in 2 besondere Spitzlöchern, wodurch der Fisch das ihm mit dem Fraße — der in lauter kleinen Seeweichthieren, Seesternen, Schnecken, Heringen, Krebsen, besteht — in den Mund gekommene Wasser wieder ausspritzt. Ehemals, wo ihnen noch nicht so sehr nachgestellt und er also älter wurde, soll er über 100 Fuß lang gewesen seyn, während man ihn jetzt selten länger als 70—80, und den grönländischen nicht länger als 60 Fuß findet. Sein Kopf beträgt ein Drittheil der ganzen Körperlänge. Der Rachen ist sehr weit, sodaß ein Ochs darin Platz hat. In dem Schwanze von 24 Schuhe Breite, hat das Thier eine solche Stärke, daß es Boote damit zertrümmern kann. Das Gewicht eines Wallfisches von 60 Fuß beträgt wenigstens 100 Tonnen oder 224.000 Pfund. Das Weibchen gebiert ein lebendiges Junges, säugt es groß und vertheidigt es mit der größten Wuth. Das Gehirn, welches beim Menschen wenigstens ein Vierzigtheil seines Gesammtgewichts ausmacht, beträgt beim Wallfische nur ein Dreitausendtheilchen desselben. Darum vielleicht zeigt sich dieses Geschlecht so schwach und stumpfsinnig. Die Wallfische halten sich nur allein in den Polarmeeren auf, kommen nie ans Land und können sehr große Kälte vertragen. Ueber ihre Lebensweise weiß man sehr wenig, da man sie nicht in der Nähe beobachten kann. Die Wallfische können ein hohes Alter erreichen. Buffon meint, sie könnten wohl 1000 Jahr alt werden. Die übrigen Arten des Wallfisches sind: Der Finnfisch, hat zwar die Länge, aber nicht die Dicke des großen Wallfisches. Er zeichnet sich auch durch die Finne zu Ende des Rückens von jenem aus. Der Nordkaper, das Breitmaul, führt seinen Namen vom Nordkap in Norwegen, wo er sich häufig zeigt, dem vorhergehenden ähnlich, nur schmäler; auch ist die untere Kinnlade viel breiter und größer als die obere. Ueberdieß gibt es noch wenigstens drei Arten Wallfische mit Barten, welche theils mehr, theils minder den vorhergehenden ähnlich, zuweilen von den Wallfischfängern nur gelegentlich benutzt werden, da sie von geringem Werthe sind. Unter den Wallfischarten mit Zähnen steht mit Recht hier zuerst: Der Cachelot oder Pottfisch. Sein ungeheurer Kopf gibt ihm den Namen Großkopf. Der Cachelot ist wegen einer für den Handel nutzbaren Flüssigkeit des Gehirns berühmt. Sie findet sich nicht nur in einer eigenen ungeheuern Kammer des Kopfes, in Gestalt eines weißlichen Oels, sondern selbst in dem Körper desselben. An der Luft erhärtet, ist sie unter dem Namen des Wallraths (s. d.) bekannt. Auch findet sich in den Gedärmen des Thiers die kostbare Materie, der graue wohlriechende Ambra, worauf die Pharmaceutik der Vorzeit großen Werth legte. Von eben diesem Geschlechte sind denn noch drei Arten wichtig, nämlich der Weißfisch, welchen Fabricius, da er in beiden Kinnladen Zähne fand, unter die Delphine rechnet; ferner das Kleinauge und der Mastfisch, von Einigen wegen seiner gerade und hoch aufstehenden Rückenfinne so genannt. — Der Fang der Wallfische ist sehr wichtig und beschäftiget viele tausend Menschen. Man fährt in großen Schiffen bis hinauf in die kalte Zone, bis Grönland, Spitzbergen. Wird man eines Wallfisches ansichtig, welchen man schon von weitem auf dem Meere bemerken kann, so begeben sich 2—3 Mann in ein Boot und rudern auf denselben zu. Vor einem

Gewitter ist der Wallfisch sehr unruhig, tobt, und schlägt mit dem Schwanz auf das Wasser, daß es stäubt ꝛc. Der Wallfisch ist seiner Größe ungeachtet sehr beweglich und schwimmt pfeilschnell. Man nähert sich behutsam und wirft dann eine 5—6 Schuhe lange, mit einem Widerhacken versehene Lanze demselben in den Leib, welche Lanze man Harpune heißt. An solcher ist ein 5—600 Ellen langes Seil befestiget, welches an einer Walze abläuft, und nachschießt, indem es der Wallfisch mit sich fortreißt. Der verwundete Wallfisch fährt in die Tiefe hinab, kömmt aber nach 10—15 Minuten wieder an die Oberfläche, um Luft zu athmen. Alsobald nahen sich die Boote wiederholt demselben, werfen ihm noch mehrere Harpune in den Leib, wonach der Wallfisch an den empfangenen Wunden endlich verblutet und unter großen Zukkungen stirbt. Das Meer ringsumher ist dann von seinem Blute geröthet. Alsobald steigt der todte Wallfisch ganz über die Oberfläche des Meeres hervor, und nun wird er ans Schiff gezogen, sodann bestiegen, wo man ihm den Speck in großen Stücken aushaut und auf das Schiff bringt. Ebenso wird ihm die Zunge ausgeschnitten und die Barten ausgehauen. Das Fleisch läßt man liegen, die Knochen, Haut und Därme aber nimmt man mit. Aus dem Speck wird dann der Thran bereitet, die Barten geben das Fischbein, die Knochen werden zu allerlei Hausgeräth verarbeitet. Aeußerst gewagt ist die Art, wie ihn die Eingebornen an der Davisstraße fangen: ein Mann springt aus dem Fahrzeuge dem Thier auf den Kopf, und verkeilt ihm ein Luftloch nach dem andern, wovon es erstickt. Ein Wallfisch liefert an 100—130 Tonnen Thran, 10—12 Ctr. Fischbein. Der Werth eines mittelmäßigen Wallfisches, nach europäischer Benutzung, ist zwischen 1200 und 1500 Thlr. Bei den vielen Beschwerden der Fahrt und des Fanges und bei den großen Kosten der Schiffsausrüstung ist der Gewinn nur mäßig, wenn auch manchmal ein ganz großer Wallfisch gegen 5000 Thlr. werth seyn sollte. Das Fleisch essen die Grönländer, Kamtschadalen u. a. nördliche Völker. Sonst gingen 2—300 Schiffe alle Jahre auf den Wallfischfang ins Nordmeer, und alle kamen mit gutem Fang zurück, heutzutage aber kommen viele Schiffe leer zurück. Vgl. Tramplers Beschreibung des grönl. Wallfischfangs (Lpz. 1771); und W. Scoresbis d. J. Account of the arctic regions with a history and Description of the northern Whallfishery. (Edinburg 1829. 2 Bd.)

Wallis (Wales), ein besonderer Theil von England unter dem Titel eines Fürstenthums, liegt im Westen des eigentlichen Englands, von dem bristoler Kanal und der irischen See umflossen; es enthält 316 Q. M. und an 612.000 Einw. Es wird in Nord- und Südwales eingetheilt, wovon jedes 6 Shires enthält. Das ganze Land ist gebirgig, besonders der nördliche Theil, daher Viehzucht hier besser gedeiht als Ackerbau; auch enthält es viel reiche Eisengruben und im Süden viel Steinkohlen. Die Severn und die Wye, die sich mit jener verbindet, entspringen in dieser Provinz; die Wye ist wegen ihrer überaus reizenden Felsenufer berühmt, wie denn überhaupt ganz Wales seiner Naturschönheiten wegen stark von reisenden Engländern besucht wird. Die nördlichen Gebirge sind die höchsten und wildesten und werden daher auch wohl die britischen Alpen genannt. Die südlichen Gegenden sind zwar ebenfalls bergig, aber milder und angebauter. Unter den vielen schönen Burgruinen in Wales ist die von Carew Castle, eine starke Meile von Pembroke, die ausgezeichnetste. Die Einwohner von Wales (einst Cambria), die Welschen oder Wallisen, sind die Abkömmlinge der alten Briten, welche, vor der Unterjochung der Angelsachsen (450 n. Chr.) weichend, in diesen Bergen eine Zuflucht fanden. Lange behaupteten sie ihre Unabhängigkeit unter eigenen Fürsten und waren den Engländern oft sehr lästige Nachbarn, bis sie von Eduard I. 1282 besiegt,

lange noch nach Unabhängigkeit strebten und erst unter Heinrich VIII. 1536 ganz mit England vereinigt wurden. Sie haben dennoch viel von ihren alten Sitten und großentheils, namentlich in den nördlichen Gegenden, noch ihre Sprache, die kimbrische, erhalten. Noch findet man häufig umherwandernde Sänger, welche zur Harfe alte welsche Lieder singen. Diese Sprache soll sehr wohllautend und anmuthig seyn. Das Land ist größtentheils arm, daher Städte und Dörfer gar sehr gegen den Wohlstand und die Nettigkeit in England abstechen. Das Volk ist, wie jedes unterjochte Volk, unwissend, träge und schmutzig; auch in der körperlichen Bildung weicht es sehr von den Engländern ab und hat mehr Aehnlichkeit mit dem niederländischen Volksstamme. Zur Beförderung des Unterrichts der ganz unwissenden Landleute sind schon vor geraumer Zeit Freischulen errichtet worden, in denen Schulmeister, die von einem Orte zum andern wandern, die ersten Anfangsgründe lehren. Auch wird seit kurzem jährlich ein Preiskampf der walliser Barden und Harfenspieler gefeiert. Seit Eduards II. Zeiten führt der älteste Sohn des Königs von England den Titel eines Prinzen von Wales, wozu er aber erst durch einen offenen Brief des Königs ernannt wird, wenn er einige Jahre alt geworden ist; denn bei seiner Geburt erhält er den Titel eines Herzogs von Cornwall. In Wales sind durchaus englische Gesetze und Gerichtsverfassung eingeführt. Jährlich zweimal werden vier Advokaten aus England nach Wales geschickt, welche richterliche Gewalt haben, und mit Sheriffs jeder Landschaft ihre Gerichte (Assizes) in den Hauptstädten halten. Das ganze Fürstenthum sendet 24 Abgeordnete zum Parlament. Unter den wenigen bemerkenswerthen Orten nennen wir Pembroke, mit 4000 Einw. an einer Bucht eines weitläuftigen Meerbusens, der tief ins Land hinein geht und mit seinen Verzweigungen den geräumigsten und schönsten Hafen Englands bildet. Neath, mit sehr wichtigen Steinkohlengruben, vermittelst welcher hier ein großer Theil des Eisens und Kupfers aus Wales verarbeitet wird. Zum Fürstenthume Wales gehört die nördlich davon gelegene, und nur durch einen schmalen Seearm vom festen Lande getrennte Insel Anglesea. Sie ist besonders wegen ihrer Kupfergruben bekannt. Ueber die Alterthümer von Wales gibt Belehrung Peter Robert: The cambrian popular antiquities (Lond. 1815), und dessen Collectanea cambrica.

Wallis (das Walliser Land, franz. le Valais), einer der 22 Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft, zwischen Italien, Waadt, Bern, Uri und Tessin, enthält in 13 Zehnden 92 Q. M. und 64.000 Einw. Zwei hohe Bergketten (die höchsten in der Schweiz), welche von den Felsspitzen Dent de Midi und Dent de Morcle gegen S. und N. auseinander laufen, und am Ende von Wallis, am Gotthard sich wieder vereinigen, bilden das von der Rhone durchflossene, 20 M. lange Hauptthal, welches sich anfangs von N. W. nach S. O. und hernach von S. W. nach N. O. erstreckt. In dieses Hauptthal laufen viele südliche und nördliche Nebenthäler, wovon jene beträchtlicher als diese sind. Die südliche Gebirgskette, die Wallis von Italien trennt, hat höhere Gipfel, die sich über 14.000 F. erheben, als der Mont Rosa, das Weiß- und Marterhorn, Moro, der große Bernhard, mit dem 7540 F. hoch liegenden Hospitium, der Simplon u. a., über welche beide letzteren Gebirgspässe und Straßen nach Italien führen. Die nördliche Bergkette, welche Wallis von Bern trennt, enthält die berühmtesten Gipfel des bernischen Oberlandes, als: die Finsteraarhorn, die Jungfrau, das Schreckhorn, den Grimsel und Gremmi, diese beiden mit sehr gangbaren Pässen, und am Gotthard den Furka. In den Gebirgen, wo schauerliche Felsenklüfte, Gletscher und Eisthäler sind, herrscht schreckliche Kälte. Man findet in einem engen Bezirke die verschiedensten Klimate und Produkte vereint. Die Thäler sind dagegen warm und fruchtbar, haben gute Viehzucht, und bringen

Getreide, edle Obstsorten und Weine von vorzüglicher Güte hervor; doch ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Auch nähren sie sich von der starken Durchfuhr, besonders über den Simplon. Es gibt hier gute mineralische Bäder; und im Innern des Gebirges Eisen, Kupfer, Blei, Gold und treffliche Steinkohlen, auf welche aber nicht gebaut wird; hingegen benutzt man den sehr schönen Marmor, den weichen an der Luft stets härter werdenden Tropfstein, den Gyps ꝛc. Zwei ganz verschiedene Völker bewohnen dieses Land; im oberen Theile sind die Einwohner deutscher Abkunft, kräftig und bieder; im untern wohnt ein Gemisch gallischer, italienischer und burgundischer Völker, welche sich durch Trägheit, Unwissenheit und Schmutz auszeichnen. Dort wird Deutsch, hier ein höchst unverständliches Französisch gesprochen. Gänzlicher Mangel an Betriebsamkeit zeigt sich überall. Eine unter ihnen sehr gewöhnliche Krankheit sind die Kröpfe, deren Entstehung man der schlechten Beschaffenheit des Wassers zuschreibt. — Die ursprünglichen Einwohner wurden von den Römern unter Augustus bezwungen. Späterhin gehörte es zum zweiten burgundischen Reiche, und kam 1032 mit demselben, unter Kaiser Konrad II., an das deutsche Reich. Eben dieser Kaiser überließ Unterwallis an Savoyen. Oberwallis machte sich in der Folge von dem deutschen Reiche unabhängig, eroberte 1475 Unterwallis, und trat mit dem Kanton Bern in einen Bund, der 1529 mit der Eidgenossenschaft auf ewig geschlossen wurde. Das walliser Land wurde nun zu den sogenannten zugewandten Orten der Schweiz gerechnet, und hatte eine theils aristokratisch, theils demokratische Verfassung. Als 1802 neue Unruhen in der Schweiz ausbrachen, sonderte sich Wallis, unter französischem Einflusse, ganz von der Eidgenossenschaft ab, bildete eine für sich bestehende Republik, und nahm eine demokratische Verfassung an. Frankreich übte eine gewisse Schutzherrschaft über Wallis aus, ließ die Republik im Auslande durch seine Gesandten vertreten, und hielt die Pässe des Landes, die ihm wegen der Verbindung mit Italien sehr wichtig waren, besetzt. Auf Napoleons Befehl wurde von 1801 an die berühmte, 7½ deutsche Meile lange, 1806 vollendete Straße über den Simplon angelegt. Da die Walliser die bei Anlegung dieser Straße übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllt hatten, und die innern Streitigkeiten zwischen Ober- und Unterwallis nicht aufhörten, so erklärte Napoleon am 12ten Nov. 1810 die schon längst beabsichtete Einverleibung des ganzen Landes, unter dem Namen des Departements des Simplon, mit Frankreich. Die Ereignisse von 1814 änderten auch das Schicksal dieses Landes. Durch die Generalakte des wiener Kongresses vom 9ten Jun. 1815 wurde das walliser Land als ein neuer Kanton mit der Schweiz vereinigt und in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Die Einwohner bekennen sich mit Ausnahme weniger Familien, nach dem durch Mehrheit der Stimmen 1606 bestimmten Beschluß, unter Aufsicht des Bischofs von Sitten zur katholischen Kirche. Die Regierungsform ist nach der Verfassung vom 12. Mai 1815 demokratisch. Jede Gemeinde und jeder Zehnden haben ihre Räthe. Die höchste Gewalt ist dem Landrath übertragen, der aus den Abgeordneten der Zehnden besteht, davon jeder 4 hat. Der Bischof von Sitten nimmt Theil an den Berathungen, und seine Stimme ist der eines Zehnden gleich. Die Gesetzesvorschläge werden durch den Staatsrath entworfen, der 5 Glieder hat, und mit der Vollziehung der Gesetze, der öffentlichen Verwaltung, der allgemeinen Polizei und den strengen Verwaltungsgegenständen beschäftigt ist. Der Landeshauptmann führt den Vorsitz im Landrath und im Staatsrath. In wichtigen Fällen bedarf der Landrath der Zustimmung der Zehnden und Gemeinden. Jede Gemeinde hat einen Gemeinderath, jeder Zehnden einen Rath, an dessen Spitze ein Präsident und Vicepräsident stehen. Jede Gemeinde kann

einen Gerichtsverwalter haben; in jedem Zehnden ist ein Oberrichter, der zugleich mit 8 Beisitzern das Criminal= und Zuchtpolizeigericht bildet; ein ober= Gericht von 13 vom Landrath ernannten Gliedern spricht zu Sitten in letzter Instanz über Civil= und Criminalfälle, welche die den untern Gerichten eingeräumte Kompetenz überschreiten. Die Staatseinnahme belief sich 1824 auf 879.124 Fr., die Staatsausgabe 809.463 Fr. Der Kanton stellt zum Bundesheer 1280 Mann und gibt zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen des Bundes 26.500 schweizer Franken. Die Hauptstadt ist Sitten mit 2400 Einw. unweit der Rhone, Sitz des Bischofs, welcher vom Landrath gewählt wird, und eines Jesuiten=Kollegiums.

Wallis (John), einer der größten Mathematiker seines Zeitalters, geb. 1616 zu Ashford in der engl. Grafschaft Kent, widmete sich, dem geistl. Stande bestimmt, der Theologie, studirte aber dabei mit vorzüglicherer Neigung Mathematik. Als Prediger wirkte er mehrere Jahre und gab viele theolog. Streitschriften heraus. Während der bürgerlichen Unruhen sprach er eifrig für den dem Tode geweihten König Karl I. 1649 entsagte er seinem geistl. Amte und übernahm in Oxford eine Professur der Geometrie. Von der Zeit an blieb keine der wichtigsten Zweige der Mathematik von ihm unerforscht; und während er von der Hochschule mit dem theolog. Doktordiplom beehrt wurde, berechnete er Sonnenfinsternisse, die Quadratur des Cirkels, entzifferte er Geheimschriften, und schrieb über die Berechnung der unendlichen Größen (Arithmetica infinitorum. Oxford. 1655. 4.), die Kegelschnitte, oder stritt sich darüber mit andern Mathematikern, namentlich mit Hobbes, mit Frenikle in Paris, mit Fermat in Toulouse. Die Zahl der kleinen und großen Arbeiten in jedem Zweige der Mathematik von ihm ist sehr bedeutend, und da er bei Lösung der schwierigsten Aufgaben auch noch Archivar und öffentlicher Lehrer in Oxford war, bleibt es fast unbegreiflich, wie ihm Zeit und Muße dazu ward. Karl II. ernannte ihn nach seiner Thronbesteigung zu seinem Kaplan. Seine Beobachtungen über die Sprache, über die Art, wie Töne gebildet werden, hätte er schon in einer 1658 erschienenen, lateinisch geschriebenen Grammatik der englischen Sprache mitgetheilt, und immer fortgesetzt, brachten sie ihn 1661 auf den Gedanken, es zu versuchen, wie ein Taubstummer unterrichtet werden könne. Es glückte ihm dieß in ausnehmendem Grade. Sein Zögling lernte jedes Wort genau aussprechen. 1663 ward die so berühmt gewordene Royal Society gebildet und er eins ihrer ersten Mitglieder. Während er sich mit Problemen, mit Herausgabe alter in seinem Fache bekannter Schriftsteller, mit Commentaren dazu beschäftigte, gab er auch noch in den J. 1687—90 mehrere theolog. Werke heraus. Er starb 1703. Seine beste Arbeit ist die Arithmetica infinitorum. Seine mathemat. Schriften erschien u. d. T. Wallisii opera mathematica, 1699, 3 Bd. Fol.

Wallis=Insel (Prinz=) oder Pulo=Penang, eine 8 Q. M. große Insel in Hinterindien am Eingange der Straße von Malakka, welche der brit. Seekap. Fr. Light 1785 als Mitgift, bei seiner Verheirathung mit der Tochter des Königs v. Queda (Name der gegenüberliegenden Küste) erhielt und an die brit. ostind. Kompagnie verkaufte, die hier eine Kolonie gründete. Ihr Name wurde dem König Georg IV. zu Ehren, der damals Prinz v. Wallis war, umgeändert. Sie hat eine Abwechselung von Bergen und Thälern, einige der erstern erheben sich 2500 Fuß über die Meeresfläche. Mit Ausnahme des Januars und Februars kann man alle Tage Regen erwarten. Die Luft wird durch angenehme Seewinde abgekühlt. Man hat mit Glück hier die verschiedenen europäischen und asiatischen Früchte und Gewächse, sowie viele seltene Naturprodukte angepflanzt, welche die Kolonisten bereichern; denn der Boden ist ein guter fetter Grund, durch die Pflan=

zenverwesung von Jahrtausenden erzeugt. Hier baut man Pfeffer, Betelnüsse, Kokusnüsse, Kaffee, Zucker, Reis, Ingwer, Ananas, Yamswurzeln süße Kartoffeln, Mangustinen, Rambustinen, Geraven, Orangen, Citronen, Granatäpfel und andere exotische Gewächse, wie Muskatnüsse, Litschis, Nelken, Zimmt, Piment; der Kajeputstrauch und der Kulilabanbaum sind mit Glück von den Molukken hierher verpflanzt worden. Der amerikanische Gummiweinbaum, Kautschuck oder Urceola elastica genannt, wird hier in großer Menge gefunden. Die Bevölkerung, welche anfangs nur aus wenigen Fischern bestand, steigt jetzt über 60.000, meistens schifftreibende Malaien; die übrigen sind Briten, Niederländer und Portugiesen. Die Prinz-Wallis-Insel scheint eine Niederlassung von großer Wichtigkeit und der Sitz eines Welthandels werden zu wollen. Von China wird eingeführt Thee, Zucker, Taffent, Sammet, Papier, Sonnenschirme, Porzellanwaare, Quecksilber, Nankings, Zink, Confekt, Pökel &c., und gegen indisches Rohr, Opium, Katun, Betelnüsse, Pfeffer, Vogelnester, Sandelholz, Haifinnen, Kampher, biche de mar u. s. w. umgetauscht. Alle Stapelplätze Europas und Indiens finden hier einen Absatzort. Sie ist in der That jetzt, was Ormus in ehemaligen Zeiten war, ein großer allgemeiner von allen Nationen besuchter Bazar; dabei in Verbindung mit Sinkapur (s. d.) einer von dem Hauptstützpunkten der brit. Weltmacht in militärischer wie in kommerzieller Hinsicht. Sie beherrscht den Eingang zur Straße von Malakka und beschützt den Zwischenhandel von China und Indien. Ein Gouverneur und ein Rath, welche, wie die zu Bombai und Madras, der Präsidentschaft von Bengalen untergeordnet sind, leiten die Geschäfte der Kompagnie, welche eine beträchtliche Summe auf diese schöne Niederlassung verwendet hat. Die Hauptstadt ist George-Town, mit 20 000 Einw. von fast allen Nationen, welche an dem ind. Handel Theil nehmen, einem starken Fort und einem schönen geräumigen Hafen, welcher allen Schiffen zu jeder Jahreszeit vollkommene Sicherheit gewährt. — 2) Eine Insel in Australien.

Wallonen, im engern Sinne die Bewohner des zwischen der Schelde und der Lys gelegenen Landstrichs, wozu ein Theil des ehemal. franz. Flanderns und die jetzigen franz. Departements des Norden und des Kanals (Pas de Calais) gehören; im weitern Sinne alle Völker in den Niederlanden, welche die alte franz. Sprache reden. Wallonische Sprache, eine verderbte franz. Mundart mit vielen holländ. und span. Wörtern vermischt.

Wallraf (Ferdinand Franz). Dieser durch Gelehrsamkeit, Kunstsinn und Bürgertugend ausgezeichnete Mann, geb. 1748 zu Köln a. Rh., war der Sohn eines Schneidermeisters. Er wurde früh in die städtische Schulanstalten geschickt und zeigte von dem ersten Augenblicke seines Schulbesuches an eine entschiedene Neigung zum Lernen. Mit jedem Jahre stieg sein Fleiß, und es verdient bemerkt zu werden, daß er schon in seinen spätern Knaben-Jahren von allen Seiten her alte Bücher zusammensuchte und auf seinem Dachstübchen aufstellte. Nach Verlauf von 4 Jahren hatte er seine akademischen Studien beendet, wobei er sich vorzüglich auf Philosophie, römische Sprachkunde und Geschichte verlegte. Er verließ die Universität als Magister der freien Künste und der Weltweisheit, und disputirte kurz darauf in der Aula des montaner Gymnasiums, um eine Stelle als Professor an demselben zu erhalten. Um diese Zeit, in seinem 21. Jahre, scheint sein Geist mit völliger Entschiedenheit jenen Weg eingeschlagen zu haben, auf welchem er einstens das herrliche Ziel erreichen sollte, wo ihm die Bürgerkrone und der Kranz unbestrittenen Nachruhms zu Theil wurde. Die früh eingesogene Nahrung seines zu aller schönbildenden Form sich hinneigenden Geistes, das Menn'sche Haus, für die damalige Zeit ein seltenes Kunst-Pantheon, wenn auch nur im Kleinen, endlich der vertraute Umgang mit Hardy (s. d.), dieses

Alles wirkte dahin, daß er Kunstgefühl und Fertigkeit in sich durch sich selbst ausbildete; das anschauende und beurtheilende Prinzip aber war das herrschende in ihm, und seine Arbeiten aus dem reifsten Mannesalter beweisen es, daß er, wenn er eine gründlichere und von den Fesseln des Pedantism und der Halbheit freiere ursprüngliche Bildung genossen hätte, zu der Höhe eines Winkelmann gelangt wäre. Unter diesen Beschäftigungen der Wissenschaft des Schönen ergab er sich zugleich dem Studium der Theologie und wurde 1772 zum Priester geweiht. Seine Laufbahn am montaner Gymnasium war drückend und hemmend, er fühlte sich auf das kränkendste zurückgesetzt und litt sogar Mangel. Doch mitten unter diesen Hindernissen ließ sich sein aufstrebender Geist nicht hemmen, und er gab in seinem 27. Jahre Proben eines originellen Dichtertalents. Ueber seinen Hymnus an die Natur äußerte sich ein großer Naturforscher, daß Wallraf gleichsam als ein universaler Alchymist die Kräfte und Pulsirungen des Weltalls belausche und erkenne. Auch die Muse des Gesanges und Saitenspiels erheiterte sein Gemüth; er stiftete am Ende der 70ger Jahre einen Singverein, welcher bedeutend auf die spätere musikalische Bildung in Köln wirkte. Auch die Tonkunst wurde sein Eigenthum; das geschichtl. Studium derselben waltete zuerst bei ihm vor, dann aber spürte er ihren geheimsten Tiefen nach. Um jene Zeit trat der Fürst-Primas von Dalberg mit ihm über Ideen von musikalischer Poesie und musikalischer Metaphysik in Briefwechsel. 1783 begleitete Wallraf den damaligen Domgrafen zu Köln, Reichsgrafen von Oettingen Baldern, auf einer Reise nach Schwaben. Da athmete sein Gemüth freier, da wurde erst seine ganze, volle, eigenthümliche Kraft geweckt und das Organ seines schaffenden Geistes gelöst. Feurig belebt durch den Eindruck der auf ihn so entscheidend wirkenden Reise, beschloß er Alles aufzubieten, um seine Vaterstadt von den Beschuldigungen des Obscurantismus und der Unwissenheit zu befreien. Beim Ableben des Kurfürsten Maximilian Friedrich 1784 wurde ihm der Auftrag, die Inschriften zur Leichenfeier im Dome zu Köln anzufertigen; und Heyne in Göttingen, dem die Schwierigkeit solcher Arbeiten bekannt war, bewunderte den Gedankenreichthum, das Glückliche der Wendungen, das Echtrömische des Ausdrucks. Seine an das Seltene grenzende Belesenheit in den römischen Klassikern, die genaue und weit ausgedehnte Bekanntschaft mit den alten Steinschriften und endlich die tiefe Auffassung des Geistes der Römersprache, erwarben ihm jene große Fertigkeit im röm. Lapidarstyle, der ihm in dem Grade der Virtuosität eigen wurde, daß später von mehreren gelehrten Anstalten Deutschlands, Englands und Italiens dieserhalb Gesuche an ihn eingingen; durch den Großmeister der Pariser Universität, Fontanes, und den Staatskanzler Talleyrand aber erhielt er wiederholte Aufträge zu Inschriften. Um jene Zeit trat er in die philosophische Fakultät der Universität über, und trug die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften vor. 1786 erhielt er die Aufsicht über den städtischen botanischen Garten und eine ordentliche Professur der Naturgeschichte und Botanik sowie der Aesthetik. Auch wurde er Kanonikus des hochadeligen freiweltlichen Stiftes zu St. Marien im Kapitol. Bei seinem Abschied vom montaner Gymnasium dichtete er eine deutsche Weihe-Ode: Chrysostomus, die man eher eine geistliche Dithyrambe nennen könnte. Er schrieb dieses Gedicht im schönsten Mannesalter, und man könnte es auch wohl selbst die inhaltreichste seiner poetischen Leistungen nennen. Für den botanischen Garten schaffte er aus eigenen Mitteln über 2500 Pflanzen an. Seine Sammlung von Alterthümern und Naturalien nahm jetzt mit jedem Tage zu, und ebenso seine Fähigkeit zur Beurtheilung von Kunstwerken. 1788 erhielt er von der kölnischen Universität den Doktorgrad der Medizin und Philosophie. 1794 wählte ihn die Universität zum

Rektor; allein nach 4 Jahren legte er dieses Amt nieder, weil er den durch die französische Regierung von den Priestern geforderten Eid: Haß dem Königthume! nicht schwören wollte. Wallraf war der Letzte, welcher jene Würde an der kölnischen Hochschule bekleidete. Nach Aufhebung derselben 1796 erhielt er ein Kanonikat zu den Hh. Aposteln und 1799 eine Professur der Geschichte und der schönen Wissenschaften an der neu errichteten Centralschule. Jetzt machte er sich dem Auslande auch als Numismatiker bekannt; seine Beschreibung der Münzsammlung des Domherrn von Merlo ist ein klassisches Werk. Die Resultate seiner historischen Forschungen findet man in seiner Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln und seiner Umgebungen. Von 1799 bis 1804 gab er das an kunstgeschichtlichen Aufsätzen reichhaltige Taschenbuch der Ubier heraus. Durch die Beurtheilung und Erklärung der Gemälde hatte er sich, seine ausgebreiteten Kenntnisse gemeinnützig zu machen, ein schönes und weites Feld eröffnet. Die schnelle Auffassung des Ganzen und seiner Verhältnisse, die tiefen Blicke in die technische Struktur, und endlich das Ablauschen der geheimsten Töne, das erfinderische Nachspüren in der Form, das Phänomen des Geistes in seinen leisesten Regungen und Anflügen zu erkennen, dann endlich, und dieses zwar in einem vorzüglichen Grade, die Handhabung des Didaktischen; dieses Alles zusammen drückt seinen Abhandlungen über die Kunst jenen Stempel der Klassizität auf, wie wir ihn an Winkelmann und Lessing kennen. Beweise hiervon sind in jenem Taschenbuche seine Abhandlungen über Quellinus und Rubens und über Rubens und van Dyk. Bei Wallraf's Eifer für das Studium der alt-deutschen Kunst gelang es ihm in jener revolutionären Zeit, mit Gefahr von Leben und Ehre, die Fenster der Domkirche, diese unschätzbaren Meisterstücke der Enkaustik, deren Wegnahme schon beschlossen war, zu retten. Unter den ausgezeichneten Geistern, die rasch auf einander aus seiner Schule hervorgingen, braucht man nur der ungewöhnlichen Menschen, des Ubio-Nubiers Gau, der Maler Hoffmann und Begasse, des Architekten Hittorff und des Naturforschers Cassel zu gedenken. Nicht allein aber, daß Wallraf im Allgemeinen als berühmter Kunstkenner und Lehrer der Wissenschaft, auch zugleich als Theologe und Priester in seinen Kenntnissen und Verrichtungen sich zeigte, sondern vorzüglich ergriff er von nun an bis an seinen Tod unausgesetzt jede Gelegenheit, die Würde und die großartige, tiefe Bedeutung des katholischen Kultus darzustellen und alle diejenigen Mittel zu benutzen oder anzugeben, durch welche eine solche neue Belebung der ästhetischen Darstellung des Katholizismus könne gewonnen werden. Seine mannichfaltigen, in jene Zeit fallenden Schriften geben genügenden Beweis dafür. Auch als geistlicher Liederdichter im alten Kirchenstyle und als Componist zeichnete sich Wallraf aus in dem Hymnus an die Dreikönige: Salvete sacra pignora. Wegen seines Fleißes als Naturhistoriker ernannte ihn die mineralogische Gesellschaft zu Jena 1803 zum korrespondirenden Mitgliede. Fünf Jahre später ward er von dem Athenäum der franz. Literatur und 1809 von dem frankfurter Museum der Alterthümer zum Mitgliede gewählt. Im Oktober 1812 unternahm Wallraf eine kunstwissenschaftliche Reise nach Paris. Bald darauf trat er in nähere Verbindung mit Göthe, Werner, Fiorillo u. A. 1815 folgte er der Einladung, mit den Landesdeputirten in Aachen dem preuß. Königshause den Eid der Treue zu leisten. Bei dieser und bei andern Gelegenheiten erhielt der würdige Mann von den höchsten Personen ausgezeichnete Beweise der Achtung. Sein Aufsatz im Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst (Köln, 1816): das berühmte Gemälde der Stadtpatrone Köln's von 1410, im Dome, ist nicht bloß als der Schwanengesang seiner Leistungen über die Kunst, sondern auch als eine seiner besten

angusehen. 1816 machte er eine Reise nach Göttingen, wo er sich besonders an den großen Naturforscher Blumenbach anschloß. 1818 ernannte ihn die berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache zu ihrem ordentlichen Mitgliede, auch wurde er Ehrenmitglied der marburgischen Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften. Als er 1818 von einer schweren Krankheit genaß, setzte er seine Vaterstadt zur Erbin seines Museums ein. Der Stadtrath bewilligte dem großmüthigen Schenker eine jährliche Pension von 1050 Thlr. Diese wendete er an, um eine Sammlung römischer Antiken, die eben nach England verkauft werden sollte, zu erwerben. Der König ertheilte ihm damals den rothen Adlerorden dritter Klasse und 1819 eine Pension von 630 Thlr. Jetzt führte Wallraf, der sein nahes Ende fühlte, noch eine längst gehegte Absicht aus. Er ließ an dem Hause, wo Rubens geboren ward und Maria von Medicis starb, zwei große Denksteine mit von ihm verfaßten Inschriften einmauern. Thätig nahm er sich auch der Baugewerk- und Professionistenschule an, ging aus einer Werkstätte in die andere und ermunterte die Arbeiter zum Fleiß. — Die 50jährige Priesterjubelfeier des edlen Greises, am 20sten Juli 1823, war ein allgemeines Fest. Die Liebe des Volks und seine Vaterstadt feierten es auf die würdigste Weise. Väter hoben ihre Kinder empor und riefen ihnen zu: Sieh, der ists, der alte Herr mit dem weißen Haupte; besieh ihn wohl, das ist der Wallraf! — Auch die königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher in Frankreich übersandte ihm zu diesem Tage das Diplom als korrespondirendes Mitglied. Endlich unterlag er den Folgen eines Schlagflusses, und am 18. März 1824 verließ sein Geist das Irdische. — Wallraf war von mittlerer Größe, wohlgestaltet, und sein Gang war fest und stattlich, ohne überzierlich und hoffärtig zu seyn. Selten mochte man einen schönern Kopf gesehen haben; der berühmte Gall sagte aus, er habe keinen mit Göthe's Schädel ähnlichern gefunden. Seine Gesichtszüge, aus denen etwas Großsinniges, mit Ernst und Milde gepaart, hervorblickte, sahen in seinem Leben denen der Büste des großen Haller, die sich auf der göttinger Bibliothek befindet, täuschend ähnlich; sie waren durchaus regelmäßig gebildet und männlich schön zu nennen, und in demselben Grade, in welchem sie Ehrfurcht einflößten, erweckten sie Zutrauen. Als Leiche hatte er eine auffallende Aehnlichkeit mit Dante. Im gewöhnlichen Verkehr mit Andern, sowie in Gesellschaft, war Wallraf unterhaltend, herzlich und heiter; er konnte, was Sailer vom verewigten Zimmer in dessen Biographie rühmt, den Professor, den Priester, den Doktor, den Ritter und den Deputirten daheim lassen und Mensch bei Menschen seyn. Sein Lebenswandel war ein hohes Muster der Nüchternheit und Mäßigkeit. Er war fromm in dem rechten, frommenden Sinne des Wortes. Wallraf war ein großer Mann, als Gelehrter, als Mann des Ruhmes war er der Stolz seiner Mitbürger, eine Zierde der Kirche und des deutschen Vaterlandes. Die Würde des Menschen hat er in großen, schönen Zügen an sich dargestellt. Das Wallraf'sche Museum, zum Theil im köln. Hofe aufgestellt, ist eine der reichsten und vielseitigsten Sammlungen, bestehend aus einer 13.248 Bdn. starken Büchersammlung, worunter viele seltene Werke; über 1050 Inkunabeln, 521 Manuscripten, 488 Urkunden, über 10.000 versteinerten Sachen und Erzstufen; über 1600 Gemälden von der größten Mannichfaltigkeit im Style und fast aus allen Schulen (da hier dem Kenner sowohl wie dem Unkundigen die Stufenfolge der Kunst von den ältesten bis auf unsere Zeiten herab vor Auge und Geist geführt wird), 3875 Handzeichnungen, 38.254 Kupferstichen, 3561 Holzschnitten; ferner finden wir hier 38 in Rom ausgegrabene Marmorantiken von Göttern, Heroen und berühmten Kaisern und Römern; u. a. ein 5 röm. Palmen hoher Medusen-

kopf, anerkannt als eins der vorzüglichsten Meisterwerke des Alterthums x.; 104 vaterländische Alterthümer, ausgegrabene Sarkophage, Basreliefs, Statuen, Gefäße x.; eine kostbare Sammlung von 323 geschnittenen Steinen; 1297 Antikalien, 5958 Münzen, zusammen über 80.000 Gegenstände. Das Museum wird außerdem noch immer durch Seltenheiten aller Art vermehrt; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dasselbe mit der Zeit und durch mitwirkende Menschen auch mit Gegenständen aus der Tageswelt bereichert und dadurch dessen Tendenz erweitert werde. S. Ferd. Franz Wallraf, ein biographisch-panegyrischer Versuch, von Dr. W. Smets (Köln 1825).

Wallrath, eine fette, feste, weiße Masse aus dem Gehirn und Rückgrath des Pottfisches, welche in dem Leibe flüssig war; zu Lichtern, zur Schminke und zur Arznei brauchbar, zu welchem letztern Gebrauch er noch ganz frisch seyn muß. Guter Wallrath muß durchaus weiß seyn, nicht thranicht riechen, nicht ranzig und deßwegen in Gefäßen sehr wohl verwahrt worden seyn. 2) Eine ähnliche Masse aus einer Zersetzung des thierischen, insbesondere des Pferdefleisches. — Wallrathlichter, Lichter, welche aus Wallrath, Salz, Fraueneis und Alaun verfertigt werden; kommen in Menge von Nordamerika.

Walpole (Robert), ein trefflicher Staatsmann, geb. 1674 zu Houghton, studirte zu Eton und Cambridge, wurde 1700 Mitglied des Unterhauses und war ein treuer Anhänger des Hofes. Er zeichnete sich im Parlament durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit vortheilhaft aus. 1707 wurde er Mitglied des Admiralitätscollegiums und im folg. J. Kriegssekretär. 1710 verlor er, als Whig, bei Marlboroughs Sturze seine Stelle und mußte gar eine kurze Zeit die Schmach des Gefängnisses erdulden. 1713 trat er abermals im Parlamente auf und sprach mit Nachdruck für die protestantische Erbfolge in England. Als Georg I. 1714 den brit. Thron bestieg, gewannen die Whigs wieder die Oberhand bei Hofe; Walpole wurde zum Geh. Rath und Kriegszahlmeister ernannt. Hierauf bewirkte er eine Untersuchung gegen das Ministerium der Tory's unter Anna's Regierung, um die Anhänglichkeit derselben an Frankreich und den Prädententen zu beweisen. Walpole's Ansehen stieg; 1721 wurde er zu der hohen Würde eines Kanzlers (ersten Ministers) erhoben, welche er ungeachtet der heftigsten Angriffe seiner Gegner 20 Jahr hindurch bekleidete. Um den noch wankenden Thron der neuen Dynastie Hanover keinen Erschütterungen auszusetzen, wachte das brit. Cabinet unter Walpole's Leitung über den europäischen Frieden und schloß Bündnisse mit aller Welt. Ueberall aber, bei den wechselnden Verhältnissen der übrigen Mächte, hielt er es mit denjenigen, welche den Frieden wünschten. Zugleich erhöhte Walpole durch eine weise, sparsame und wohlgeregelte Administration im Innern die Nationalkräfte, verminderte die Staatsschulden und gab Gedeihen dem Gewerbfleiß und dem Handel. Freilich legte er nebenbei in die Verfassung Englands den Keim des Verderbens durch die Siebenjährigkeit der Parlamente und durch das erweiterte System der Bestechung. Als Spanien 1739 den zu Pardo geschlossenen Vertrag nicht erfüllte, sah er sich, ganz wider seine Neigung, genöthigt, der allgemeinen Stimme der Nation nachzugeben, und jener Macht den Krieg zu erklären. Er ergriff kräftige Maßregeln, ihn zu führen, und bewies sich bei der Wahl der Befehlshaber ganz unparteiisch. Als aber Walpole beim weitern Fortgange des Kriegs fühlte, daß sein Ansehen immer mehr abnahm, und er auf eine Stimmenmehrheit im Unterhause nicht mehr sicher rechnen konnte, legte er 1742 seine Stelle nieder. Er wurde von dem Könige zum Pair von Großbritannien, unter dem Namen eines Grafen von Orford und Herzogs von Newcastle, erhoben, und erhielt eine jährliche Pension von 4000 Pf.

Sterl. Er starb 1745. Memoiren über Walpole's Leben und Staatsverwaltung aus Originalpapieren und authentischen Quellen, hat Will. Coxe, London, 1798 in 3 Bdn. herausgegeben.

Walpole (Horace, Lord), des Vorigen Sohn, geb. 1716 oder 1717. Seine Mutter leitete seine erste Jugendbildung und brachte ihm eine Abneigung gegen das Hofleben bei. Er studirte dann zu Eton, und machte auf diesem berühmten Institut die Bekanntschaft des gefeierten Dichters Gray, welche sich, während des Aufenthalts Beider zu Cambridge, fortsetzte, sodaß sie 1739 durch gegenseitigen Entschluß Reisegefährten wurden. Auf dem Continent entzweiten und trennten sie sich; die jugendliche Lebhaftigkeit und vielleicht auch die aristokratische Ueberhebung Walpole's mochten wohl nicht mit den etwas förmlichen Absichten und Gewohnheiten des Gelehrten vom Fach übereinstimmen. In ihrer nachmaligen Versöhnung maß Walpole sich selbst alle Schuld bei, und sie blieben Freunde bis zu Gray's Tode. Bei seiner Rückkehr nach England (1741) wurde Walpole zum Parlamentsmitgliede ernannt. Wenn er jemals die Hoffnung nährte, durch den Einfluß seiner Familie eine große politische Laufbahn zu betreten, so mußte das Ziel, welches der Macht seines Vaters gesetzt wurde, und die sich daran knüpfenden Veränderungen ihn von Staatsgeschäften zurückschrecken, und ihn früh seinen Trost in der Zurückgezogenheit und den Wissenschaften, denen er sich nun widmete, finden lassen. Er hatte in der That lange einen Sitz im Parlamente; allein abgerechnet, daß er einmal mit großer Würde und Beredsamkeit das Andenken seines Vaters vertheidigte, kümmerte er sich wenig um die Geschäfte und Parteiungen, die daselbst herrschten. 1758 entsagte Walpole, indem er im Besitz eines beträchtlichen Vermögens war, allen Staatsgeschäften, zog sich auf seinen berühmt gewordenen Landsitz zu Strawberry-Hill unweit London zurück, um sich seinem Hang zu den Wissenschaften zu überlassen. Auf seinem Landsitze, den er zu einem alten Ritterschlosse umschuf, legte er eine eigne Buchdruckerei an, welche schöne Ausgaben lieferte, deren Exemplare von ihm verschenkt wurden. Die Gegenstände seiner Studien waren größtentheils durch seine Denk- und Empfindungsweise bestimmt, zu der sich eine lebhafte Einbildungskraft, verbunden mit einem scharfen, thätigen, durchdringenden Geist und eine große Mannichfaltigkeit vereinzelter Kenntnisse gesellte. Durch Reisen hatte er seinen Geschmack für die schönen Künste gebildet; doch seine frühe Vorliebe für Geburt und Rang verband selbst diese Studien mit denen der Geschichte des Mittelalters und dessen Antiquitäten. 50 Jahre seines Lebens litt er an Gichtschmerzen, wobei er jedoch seine Geisteskräfte und seine muntere Laune bis an seinen Tod (2. März 1797 zu London) behielt. Als Sonderling, der er den größten Theil seines Lebens hindurch gewesen war, zeigte er sich auch in seinem weitläufigen Testamente, in welchem er besonders für die unveränderte Fortdauer seines Lieblingssitzes Strawberry-Hill gesorgt hatte. Im Privatleben scheint sein Charakter schwankend gewesen zu seyn; obwohl er viel aufwandte, um seine Neigungen zu befriedigen, so verfuhr er doch dabei höchst sparsam. Er besaß viel Witz, ein starkes Gedächtniß, das Talent der Unterhaltung und einen reichen Schatz von Anekdoten über die europ. Höfe und die berühmtesten Männer seines Zeitalters. Er besaß eine große Vorliebe für das englische Alterthum. Seine ausgebreiteten Kenntnisse in fremder Literatur, auf die er mit Recht stolz war, ordnete sich seinen Forschungen in der engl. Genealogie unter, worin er eine reiche Aehrenlese für romantische Dichtungen und geschichtliche Streitfragen hielt. Seine vorzüglichsten Werke sind: Anekdoten aus der Malerei und Kupferstecherkunst in England (erschien in mehreren Auflagen und übersetzt in andern Sprachen); Verzeichniß der schriftstellenden Könige und Adeligen in England, ist in einem

muntern und witzigen Style abgefaßt; Sammlung seiner kleinern Aufsätze (Fugitive pieces). Ein interessantes Werk sind seine historischen Zweifel, sie sind ein merkwürdiges Beispiel von Dem, was ängstliche Nachforschungen der Antiquare leisten können, um die beglaubigten Thatsachen unsicher zu machen. Auch ist es auffallend, zu sehen, wie durch die Vertheidigung eines Systems, die anfangs gewiß nur eine wissenschaftliche Uebung war, Walpole's Zweifel für ihn selbst nach und nach die Ehrwürdigkeit der Wahrheit erlangten, sodaß er keinen Widerspruch darüber ertragen konnte. Sein Schloß von Otranto (1764) erhebt ihn in die Reihe der vorzüglichsten engl. Romandichter. Es ist dieß nicht allein ein höchst anziehender Roman, sondern auch als der erste Versuch merkwürdig, eine unterhaltend ersonnene Erzählung auf alte Ritterromane zu gründen. Sein Bestreben war, wunderbare angewendete Ereignisse und den Ton des Ritterthums, wie er in den alten Romanen der Tafelrunde herrschte, mit jener scharfen Entwickelung der Charaktere und der contrastirenden Empfindungen und Leidenschaften zu vereinigen, welche in neuern Romanen herrscht oder doch herrschen sollte. Dieser Roman, in einem reinen und deutlichen Style geschrieben, enthält ein Gemälde des häusl. Lebens und der Sitten zur Zeit des Feudalismus, belebt durch das Eingreifen wunderbarer Kräfte (Geister und Gespenster), denen der Aberglaube jener Zeiten unbedingten Einfluß gestattete. Seine geheimnißvolle Mutter (The mysterious Mother) ist eine Tragödie, voll Graus und Entsetzen. Seine sämmtlichen Werke (1798, 5 Bde, 4. mit 164 Kupfern) hat im Auszuge A. W. Schlegel verdeutscht u. d. T.: Historische, literarische und unterhaltende Schriften von H. Walpole (Lpz. 1800). Seine Briefe von 1745—82 erschienen erst 1818 zu London. Sie geben ihm den Ruhm des vorzüglichsten Briefstellers in engl. Sprache. Seine Geschichte von König Georgs II. 10 letzten Lebensjahren gibt die einzige genaue Kenntniß von dieses Königs Regierung. Seine Zweifel über Richard III. sind als ein Muster histor. Kritik und Forschung zu betrachten. Von den Works of H. Walpole etc. erschien der 9. Bd. London 1825, 4., welcher seine Briefe an den Earl of Herford (Botschafter in Paris) von 1763—60 enthält. Anekdoten von ihm findet man in den Reminiscences d'Hor. Walpole (Paris 1826).

Walpurgisnacht. Der Zufall, daß in den deutschen Kalendern der Name der h. Walpurga (st. 778 als Aebtissin zu Heidenheim in Franken) auf den 1sten Mai gesetzt worden, hat zu der Benennung der durch die vorgegebene Hexenfahrt berüchtigt gewordenen Nacht vor dem 1sten Mai Veranlassung gegeben. Der 1ste Mai ist für die Landleute ein wichtiger Tag; mit ihm fängt sich das ökonomische Jahr an, viele Pachtkontrakte treten mit diesem Termin in Wirksamkeit, die Feldarbeiten werden von dieser Zeit betrieben. Kein Wunder also, daß der Aberglaube unserer Vorfahren, der jeden Unfall, vorzüglich in der Landwirthschaft, für eine Tücke des Teufels und seiner Gehülfinnen, der Hexen, ansah, sich einbildete, daß zu dieser Zeit die Hexen sich aufs neue fertig machten, um Unheil anzurichten, und sich deßhalb an einem gewissen Orte versammelten, die Befehle ihres Oberhauptes zu empfangen. Man suchte dieß so viel als möglich zu hindern; daher kam in verschiedenen Gegenden die Gewohnheit auf, in der Walpurgisnacht mit brennenden Strohwischen, die auf lange Stangen gesteckt wurden, herumzulaufen oder auf die benachbarten Berge — denn nicht bloß auf dem Brocken oder Blocksberge, sondern auch auf andern Bergen argwohnte man Hexenzusammenkünfte — sich zu begeben, und wiederholt zu schießen, wahrscheinlich, um die Hexen zu verscheuchen. Der Aberglaube von diesem Tage ist noch nicht ganz verdrängt.

Walther von der Vogelweide, der geistreichste altdeutsche Minnesänger, stammte aus einer adeligen Familie im obern Thurgau, war auf der

Burg Vogelweide geboren und lebte ungefähr in den J. 1170—1232. Wir finden ihn zuerst an dem Hof des Herzogs Friedrich des Tugendreichen von Oestreich zu Wien. Nach dem Tode desselben (1198) scheint er den Hof verlassen zu haben, und es beginnt für ihn, wie für sein Vaterland, eine Zeit der Verwirrung und des unsteten Treibens, die Kämpfe der beiden Gegenkönige, Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig. In kräftigen Liedern klagte der patriotische Sänger über des Reiches Zwietracht, den Verfall alter Sitte, Zucht und Mannheit. Er zog von der Elbe bis zum Rheine und wieder in das Ungerland, von dem Po bis zum Meeresufer und von der Seine bis zur Mur, und war als fröhlicher, geistreicher Sänger überall willkommen. Am längsten hielt ihn der glänzende Hof des Landgrafen von Thüringen, Hermanns, fest, welcher 1207 jenen poet. Wettstreit, den Krieg auf der Wartburg (vergl. d.) veranstaltete, in welcher auch Walther als ein Sprecher auftrit. Durch den Landgrafen ward er in der Folge mit dem jungen Kaiser Friedrich II., dem Hohenstaufen, bekannt. Er pries in vielen Liedern dessen fürstliche Tugenden und zeigte sich in seinen polit. Gedichten als warmer Vertheidiger der kaiserl. Macht und Ehre gegen den Papst; doch ehrte er gläubigfromm die heil. Kirche und ihre würdigen Diener. Friedrich II. schenkte dem Dichter ein Reichslehen, worüber dieser seine Freude kaum ausdrücken kann, ohne uns jedoch zu sagen, wo dasselbe gelegen habe. Hierauf finden wir Walther wieder an dem Hofe zu Wien, wo er an Leopold VII. einen milden Herrn fand; nicht minder war ihm dessen Oheim, Heinrich, gewogen. Neben dem östreichischen Hofe besuchte er aber auch den des Herzogs von Kärnthen, Bernhards, aus dem Geschlechte der Grafen von Lavanthal, und selbst einen Patriarchen (Berthold von Aquileja) nennt er unter seinen vorzüglichsten Gönnern. Nach Leopolds Tode, im J. 1230, scheint Walther den Hof in Wien, über dessen Verfall er klagt, verlassen zu haben, und wir erfahren nun von seinem äußern Leben nur noch seine Theilnahme an einem Kreuzzuge, und obgleich er selbst uns nur so weit über denselben berichtet, daß seine Füße die Stätte des heiligen Grabes betreten haben, so ist es doch wahrscheinlich und ohne Widerspruch mit den übrigen Zeitangaben aus seinem Leben, daß er sich dem Zuge anschloß, welchen Kaiser Friedrich II. im J. 1227 nach Palästina unternahm. Das Jahr, in welchem Walther starb, ist so wenig bestimmt, wie das seiner Geburt; jedoch muß er wenigstens bis nach 1230 gelebt haben, weil er den Tod des Minnesängers Reimars des Alten in einem Liede betrauert, und dieser den Tod Leopolds VII. von Oestreich besungen hat, welcher im J. 1230 starb. Die letzten Jahre seines Lebens widmete Walther einer frommen und in sich zurückgezogenen Betrachtung der Welt in ihrer Nichtigkeit, des Todes und der Ewigkeit, in die er, im Vertrauen auf seine Fürsprecherin und Sündenvertreterin, die heilige Jungfrau, hinüberblickt. Er starb zu Würzburg, oder ist auch dort begraben, zu dem Neuenmünster, in dem Grasehofe. — Seine Darstellungen sind malerisch: einige seiner Gesänge nehmen einen hohen und feierlichen Schwung, andere gehen den leichten raschen Schritt des Volksliedes; noch andere sind mit einer fast epigrammatischen Feinheit ausgeführt. Seine Gedichte, sämmtlich lyrische, stehen in den handschriftlichen Liedersammlungen der sogenannten Minnesänger, der Heidelberger, der Weingartner (zu Stuttgart), der Würzburger (zu Landshut), und namentlich in der Manessischen (zu Paris), welche Bodmer in der Sammlung von Minnesängern, Zürich 1758—59, in zwei Quartbänden herausgegeben hat. Verneuerte Lieder aus dieser Sammlung findet man in Gleims Gedichten nach Walther von der Vogelweide (1779), Tiecks Minneliedern (1808) und andern Blumenlesen dieser Art. Eine gründliche und umfassende Darstellung des Lebens und Charakters dieses Dichters und seiner Gedichte

hat L. Uhland gegeben (Walther von der Vogelweide rc. Stuttgart 1822). Bachmann hat seine Gedichte im Originaltext herausgegeben (Berlin 1826).

Walzer, ein bekannter Tanz, dessen Charakter hüpfende Freude ist. Die Melodie ist in den Tripeltakt gesetzt, hat eine muntere Bewegung und gemeiniglich zwei Reprisen von acht Takten.

Walzwerk, Streckwerk, ist eine Maschine, welche aus zwei oder mehrern Gliedern oder Walzen, die entweder von Gußeisen oder Stahl und ganz fein polirt sind, besteht. Die Walzen werden in entgegengesetzte kreisförmige Bewegung gesetzt. Die Glieder stehn soweit von einander, als die durch sie auszustreckenden Stoffe, als Eisen, Blech, Stahl, Kupfer, Zink, Messing, Blei rc., dick werden sollen. Das auszuwalzende Metall wird unter die Walzen geschoben, durch deren Druckkraft es ausgedehnt wird.

Wandelsterne, s. Planeten.

Wandern nennt man das Reisen deutscher Gesellen, um sich ausgebreitetere Kenntnisse und Fertigkeiten in ihren Gewerben bei fremden Meistern zu erwerben. Dieß ist eine uralte Sitte, die seit der Einführung der Zünfte in Deutschland herrschte. Als unter Heinrich I. und seinen Nachfolgern, den Ottonen, das Städtewesen, ohne das keine Industrie und kein Gewerbe zu einem etwas bedeutenden Flor sich herausarbeiten können, gegründet wurde, standen schon die Städte in Italien in Hinsicht der Künste und Gewerbe in einer erfreulichen Blüthe. Diese und die spätern Kaiser zogen häufig mit einem Heere nach Italien. Hier lernten nun die Deutschen die Ueberwiegenheit der italienischen industriellen Thätigkeit kennen und sahen zugleich die Nothwendigkeit, daß, um den deutschen Gewerken eine ähnliche Ausbildung zu geben, die Handwerker und Künstler dorthin reisen müßten, um sich unter italienischen Meistern zu vervollkommnen. Als später die Innungen und Zünfte entstanden, wurde es sogar den Gesellen, welche ihre Lehrjahre aushatten, zur Pflicht gemacht, eine Wanderreise anzutreten. Erst nach einer solchen Reise, auf der sie bei mehreren Meistern gedient haben mußten, konnten sie selbst Meister werden und sich in die Zunft aufnehmen lassen. Es ist gewiß, daß das Wandern der Gesellen zum Aufkommen der deutschen Gewerke Vieles beigetragen hat; auf der andern Seite ist es aber nicht weniger gewiß, daß es manche Nachtheile nachsichzog. In der neuern Zeit, wo alle Einrichtungen des Mittelalters sich einer scharfen Kritik unterwerfen mußten, ward auch das Wandern vielfach getadelt und seine schädlichen Folgen für größer als sein Nutzen ausgegeben. Unleugbare Vortheile desselben sind, daß die Gesellen, welche zu Hause gewöhnlich nur eine höchst einseitige und oft verkehrte Erziehung erhalten haben, durch den Umgang mit vielen und fremden Menschen sich Menschenkenntniß und mehr Bildung im Allgemeinen erwerben können. Meint der Geselle es mit sich und seiner Profession ernstlich und trifft er redliche Meister an, die über seine Sitten wachen und nicht, wie das manchmal der Fall ist, so eifersüchtig sind, daß sie manchen Vortheil in ihrem Gewerbe vor ihren Gesellen als ein theueres Geheimniß bewahren, so kann auch das Wandern eine treffliche Bildungsschule werden. Ein Gesell, der nur bei einem Meister arbeitet, lernt bloß dessen Methode, in den fremden Werkstätten hingegen kann er mehrere Handgriffe und verschiedene Behandlungen des zu seinem Gewerbe erforderlichen Materials kennen lernen. Dagegen sind auch die Nachtheile, welche aus dem Wandern entspringen, bemerkenswerth, doch liegen sie meist in der Persönlichkeit der Wandergesellen selbst und können durch die Obrigkeit, Meister und die Aeltern der Gesellen verhütet werden. Jeder Geselle, der zum Wandern sich bestimmt, muß ein gewisses, gesetztes Lebensalter erreicht haben; junge Handwerker, welche zu frühzeitig ihre Reise antreten, sind der Gefahr ausgesetzt, nicht nur wenig zu lernen, sondern auch ihre Sitten zu verderben und sich lebensuntergrabende

Laster anzugewöhnen. Keiner darf wandern, wenn er nicht hinlänglich hiezu vorbereitet ist. Mancher Geselle findet in der Fremde kein Unterkommen, weil er nicht brauchbar ist; er sieht sich daher genöthigt, immerfort zu wandern und zu fechten, d. h. zu betteln, und dieß unstäte Leben führt endlich zur Sittenlosigkeit, Rohheit, Arbeitsunlust, zuletzt zum Stehlen und Rauben. Kein Gesell müßte seine Heimath verlassen dürfen, als nur mit einem Zeugnisse seines sittlichen Wandels von Seiten seines Lehrherrn und der Obrigkeit. In jedem etwas bedeutenden Orte müßte eine von den Gewerben errichtete Kasse vorhanden seyn, aus der die Wandergesellen, nach Einsicht ihrer Zeugnisse, eine Unterstützung empfangen. An einem solchen Orte müßte das Fechten durchaus verboten seyn. Zweckmäßig würde ebenfalls die Errichtung eines Adreßcomptoirs seyn, wo die Handwerksburschen die Meister erfragen könnten, welche der Arbeiter benöthigt sind. Die Herbergen sind unter strenge Controlle der Polizei zu setzen. — In der neuern Zeit ist dieser Gegenstand häufig öffentlich zur Sprache gekommen. So stellte 1797 die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen die Preisfrage: Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert und die dabei vorkommenden Nachtheile verhütet werden? Mohl und Ortloff, deren Schriften hierüber zusammen 1798 zu Erlangen herauskamen, erhielten den Preis. Eine gute Vorbereitung zum Wandern sind die Sonntagsschulen für Handwerker, sie vermögen selbst das Wandern überflüssig zu machen, wenn sie sich, was oft der Fall ist, nicht so sehr auf die Theorie beschränkten und die Lehrlinge mehr praktisch übten. In den preuß. Staaten gilt ein altes Gesetz, was das Wandern in fremde Länder verbietet; in der neuern Zeit hält man auf dasselbe nicht mehr so strenge; wenn der junge Handwerker seiner Militairpflicht genügt hat, erhält er leicht einen Paß ins Ausland. In andern deutschen Staaten sind Wanderordnungen gegeben worden; sie sind nur lokal. In Preußen, Sachsen, Baiern ꝛc. hat man an die Stelle der gewöhnlichen Wanderpässe oder Kundschaften, die zu vielen Mißbräuchen Veranlassung gaben, die Wanderbücher, welche unter obrigkeitlicher Aufsicht ausgefertigt werden, gesetzt. Lesenswerth ist noch die Preisschrift vom Wandern der Handwerksgesellen, welche 1809 zu Nürnberg erschien. Vergl. Handwerke.

Wanken der Erdaxe. Die Astronomen haben außer der Veränderung der Neigung des Aequators der Erde gegen die Ebene ihrer Laufbahn (s. hierüber d. Art. Inclinations-Winkel der Erdaxe) ferner eine andere mit der Zeit beträchtliche Verrückung, und noch eine sehr geringe periodische Wankung der Erdaxe, durch häufige und sehr genaue Wahrnehmungen des scheinbaren Standes der Sterne gegen den Aequator und gegen die Coluren entdeckt. Die erstere ist schon seit Hypparchs Zeiten bekannt, und entsteht daher, daß die gemeinschaftliche Durchschnittslinie der Ebenen des Erdäquators und der Erdbahn, welche nach den Aequinoktialpunkten des Widders und der Wage am Himmel hingerichtet ist, etwa in 72 Jahren einen Grad, oder jährlich 50″, 3 von Osten gegen Westen längs der Ekliptik vom Widder durch das Zeichen der Fische und des Wassermannes und von dem Zeichen der Wage durch die Jungfrau und Löwen ꝛc. zurückweicht. Die Ebene des Erdäquators erhält nun hierbei nach und nach eine andere Lage im Weltraum, doch ohne ihre Neigung gegen die Ebene der Erdbahn zu ändern (wenn man die obige geringe Abnahme der Schiefe der Ekliptik nicht rechnet); folglich muß auch die auf der Ebene des Aequators senkrecht stehende Erdaxe am Mittelpunkt der Erde ebenso langsam unter dem Winkel von $23\frac{1}{2}^{0}$ sich um die zum Pol der Ekliptik (der Erdbahn) gehende Axe am Himmel drehen, und von Osten gegen Westen nach und nach durch andere in der Nachbarschaft des Nord- und Südpols liegende Gestirne gehen. Die ganze

Umdrehung der Erdaxe erfordert etwa 25.800 Jahre, in welcher langen Periode (das platonische Jahr genannt) die Pole der Himmelskugel ihren Umlauf um die Pole der Ekliptik werden vollendet haben. Inzwischen wird auch z. B. der Widder-Punkt durch die ganze Ekliptik rückwärts von Osten gegen Westen herum gekommen seyn. Newton hat diese Begebenheit als eine Folge der vereinigten anziehenden Kraft des Mondes und der Sonne auf die sphäroidische Gestalt der Erde erklärt, und man kann annehmen, daß vermittelst derselben die Erdkugel bei jedem jährlichen Umlauf um die Sonne um etwas weniges mehr als 360° um die auf ihre Bahn senkrecht stehende Axe von Osten nach Westen gedreht wird, sodaß dieser Ueberschuß nach etwa 72 Jahren nur erst einen Grad beträgt. Die geringe periodische Wankung der Erdaxe (Nutation) ist erst vor etwa 90 Jahren von Bradley entdeckt. Sie veranlaßt, daß ihre jedesmaligen Pole am Himmel in 18 Jahren und 7 Monaten dort einen sehr kleinen Kreis, von 9 Sekunden im Halbmesser, um diejenigen Punkte (Pole) im Norden und Süden beschreiben, in welchem sie eigentlich ohne diese Nutation fallen würden. Die Anziehungskraft des Mondes hat sich bei der in eben dieser Zeit, vermöge der Revolutien seiner Knoten, periodisch wiederkehrenden Lage seiner Bahn gleichfalls als die wirkende Ursache dieser Erscheinung gezeigt.

Wanken des Mondes, Libration. Die Astronomie lehrt, daß der Mond in seinem Gange um die Erde der letztern immer dieselbe Seite zukehrt; langfortgesetzte Beobachtungen lehren zugleich, daß die Flecken, welche im Monde gesehen werden, in Hinsicht ihres Standpunktes eine Veränderung erleiden, indem die, welche den Rändern nahe sind, bald verschwinden bald wiederkehren, während die, welche dem Mittelpunkte nahe sind, nach den Rändern rücken; dabei aber immer dasselbe gegenseitige Verhältniß ihrer Lage behalten. Hieraus schließt man, daß die der Erde zugekehrte Mondscheibe sich verrücke; was man das Wanken, die Libration nennt. Der Grund hievon liegt darin, daß die Umwälzungen des Mondes um seine Axe während seines Umlaufs um die Erde in einer gleichförmigen, sein Umlauf um die Erde aber in einer ungleichförmigen Geschwindigkeit geschieht. Wenn der Mond seinen Viertelslauf vollbracht hat, so hat er noch nicht gerade eine Viertelaxendrehung vollendet. Durch dieses Wanken werden die Mondflecken in der Länge verändert; man nennt es daher auch das Wanken in der Länge. Außer diesem gibt es noch ein Wanken in der Breite. Die Umlaufsaxe des Mondes steht auf der Ebne seiner Bahn nicht senkrecht; er muß daher der Erde bald diesen bald jenen Pol mehr zukehren, wodurch ein abwechselndes Heben und Senken der Flecken gegen die Ebne der Bahn und zugleich Veränderungen in der Lage gegen die Ebne der Bahn, folglich in der Breite, entstehen. Ein anderes Wanken des Mondes heißt das tägliche; es wird dadurch verursacht, daß wir den Mond nicht aus dem Mittelpunkte, sondern bloß von der Oberfläche der Erde betrachten können.

Wanker (Ferdinand Geminian). Dieser verdienstvolle katholische Theolog der neuern Zeit, wurde zu Freiburg im Breisgau 1758 aus einer bürgerlichen Familie geboren. Mit vieler Mühe am Leben erhalten, behielt er auch in der Folge einen schwächlichen und kleinen Körperbau. Desto rüstiger und kräftiger dehnte sich in gebrechlicher Wohnung der Geist aus. Anfangs für das väterliche Gewerbe (die Wachsspinnerei) bestimmt, erhielt er gleichwohl, nach seiner Neigung die Erlaubniß zum Studiren; er zeichnete sich vortheilhaft vor seinen Mitschülern aus. Theologische Vorlesungen hörte er an der Hochschule zu Freiburg unter dem trefflichen Klüpfel, Dannenmeyer, Petzek u. A. Nachdem er 1782 die Priesterweihe erlangt, und sich zu Feldkirch in der Seelsorge geübt hatte, kehrte er nach Freiburg zurück und versah eine Zeitlang eine Lehrstelle am akademischen Gymnasium. 1783 er-

theilte ihm die Hochschule die Pfarre Wendelsheim, welcher er aber wieder entsagte, als er zur nämlichen Zeit zum zweiten Vorsteher des von Kaiser Joseph II. neu errichteten Generalseminariums gewählt wurde. Obgleich sehr jung für eine so bedeutende Stelle, erwarb er sich dennoch durch angestrengten Eifer in den Wissenschaften sowohl als einen äußerst sittlichen Charakter allgemeine Achtung. 1787 wurde er von der Studienakademie in Wien aufgefordert, einen Plan zu einer zweckmäßigern Behandlung der christlichen Sittenlehre einzurichten. Zur Belohnung erhielt er im folg. J. die Lehrkanzel der theolog. Moral an der Hochschule, welche er der nämlichen Stelle in Wien vorzog, weil er sie mit dem Amte eines Seminariumsvorstehers vereinigen durfte. Seine Antrittsrede über die Ursachen, warum die evangelische Sittenlehre nicht alle die beseligenden Wirkungen hervorbringe, welche man von ihr erwarten sollte, öffentlich vorgetragen nach der erlangten theolog. Doktorwürde, sowie die Abhandlung über die Scheintugenden, vorgetragen in Gegenwart des Herzogs Karl von Würtemberg 1789, sind in die Beiträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie eingerückt. Als Professor der Moral erhielt er nun auch die Stelle eines Examinators bei den Generalkonkursen für geistliche Pfründen. Als Hochlehrer übte er sowohl auf den Geist der Fakultät als auf den der Studirenden einen äußerst wichtigen Einfluß. Eine neue Schule bildete sich unter den Theologen, welche diese Universität besuchten, recht eigentlich durch Wanker, und während der langen Dauer seines Lehramtes kann man mehrere tausend junge Männer mit Sicherheit annehmen, die von der Stätte, wo früher bloß Jesuitismus oder Pedanterie geherrscht, liberalere Grundsätze und gediegeneres Wissen mit nach Hause nahmen und weiter verpflanzten. „Deutschland — so drückt ein Berichterstatter über ihn sich aus — zählt viele Schriftsteller, deren Namen gang und gäber als der Wankers ist; dennoch hat manche dieser Celebritäten bedeutend weniger auf die Jugend seiner Zeit, und namentlich auf einer katholischen Hochschule, in so vorzüglichem Maße gewirkt, als der Verewigte. Sein inneres Leben strömte mit jedem Jahre neu in das Herz und in den Verstand einer Menge von Zuhörern, und regte durch das lebende Wort des Vortrags mehr an, als wenn es, auf Massen von Papier in die enge Norm flüchtig und zahlreich hintereinander geschriebener Lehrbücher eingezwängt, die Meßkataloge ruhmredig geziert hätte." Uebrigens zeichnete sich Wanker auch als Schriftsteller aus. Die Aufhebung der Generalseminarien nach Josephs II. Tode gab ihm hinreichende Muße, seine christliche Sittenlehre (Ulm 1794) herauszugeben, welche dann, als eins der vollkommensten Werke in dieser Hinsicht, in den östreich. Staaten als Lehrbuch angenommen wurde. Er war 1798 Mitarbeiter des bekannten Gutachtens, welches die theol. Fakultät zu Freiburg in Bezug auf die geschwornen Geistlichen zu Gunsten des franz. Nationalconvents ausstellte. 1803 erschien zu Wien die zweite vermehrte und ganz umgeänderte Ausgabe seiner christlichen Sittenlehre und im folg. J. seine Abhandlungen: Ueber Vernunft und Offenbarung, mit Hinsicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschheit (Wien, 1804. 2. Aufl. zu Freib.); ferner: Ueber die Verbindung der sittlichen Cultur der Geistlichen mit der wissenschaftlichen (im Archiv des Bisthums Konstanz, redig. von Wessenberg, 1806), und endlich: Ueber das Band der Ehe nach ihrer naturrechtlichen und reinen moralischen Ansicht (ebend., 1810), als Einleitung zu einem größern Werke: Vom Band der Ehe, welches aber nicht in Druck erschien. 1810 besorgte er die 5te Aufl. seiner christl. Sittenlehre. 1811 wurde er zum großherzogl. geistl. Rath ernannt. Es ist hier nicht der Ort, die Verdienste Wankers als Hochlehrer und Priester näher zu beschreiben, noch seine religiösen und politischen Hauptansichten und Grundsätze zu entwickeln, welche

durch einen ebenso liberalen und aufgeklärten, als religiösen und echtchristlichen Charakter sich auszeichneten, sondern wir verweisen in dieser Hinsicht auf die von seinem Freunde Hug erschienene und von Münch (im 1. Heft des Deutsch. Museums, 1824) commentirte Gedächtnißrede auf Wanker. Bloß seine Bezeichnung zum Erzbischof von Freiburg muß hier noch erwähnt werden, welche nach Wessenbergs Zurücktritt zu allgemeiner Freude der süddeutschen Katholiken erfolgte. Leider erlebte Wanker die Bestätigung von Rom aus nicht mehr, sondern starb 1824 an einer Gedärmentzündung. Sein Name wird noch lange unvergeßlich bleiben.

Wappenkunde oder Heraldik ist der Inbegriff der Grundsätze, welche sich auf die Entwerfung und Beschreibung, sowie auf die Rechte der Wappen beziehen. Wappen sind gewisse Zeichen, die von der höchsten Gewalt im Staate einzelnen Personen, Geschlechtern oder auch Ländern beigelegt werden. Daher persönliche Wappen, Geschlechtswappen, Amtswappen, Länderwappen. Unter den letzten kommen als besondere Arten vor: Herrschaftswappen, die den gegenwärtigen Besitz eines Landes anzeigen, Gedächtnißwappen, die auf den vergangenen Besitz eines Gebietes hindeuten, Anspruchswappen und Erbschaftswappen, von welchen jene auf den noch streitigen, diese auf den künftigen Besitz eines Landes sich beziehen. Die ausdrückliche Bewilligung eines Wappens geschieht durch Wappenbriefe. Zeichen und Bilder auf Schilden und Helmen kamen freilich in den ältesten Zeiten vor. Schon im vierten Buch Moses wird den Kindern Israel befohlen, daß ein Jeder unter seinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hause, sich lagern solle. Wer weiß nicht, wie oft bei den Dichtern der Griechen und Römer Gemälde und Kunstarbeiten auf Schildern und Helmen vorkommen? Ja, es ist gewiß, daß diese Symbole sogar erblich waren. So erzählt Xenophon, daß die medischen Könige einen goldenen Adler auf ihren Schildern geführt. Sueton berichtet, daß Domitian einen goldenen Bart zum Wappen gehabt. Doch die Wappen und die Grundsätze der Wappeneinrichtung sind deutschen Ursprungs. Schon in den ältesten Zeiten bemalten die Deutschen ihre Schilde mit glänzenden Farben, und höchst wahrscheinlich bezogen sich diese Schildgemälde auf Kriegsthaten; später bemalte man die Schilde mit Figuren, welche kriegerische Vorfälle bestimmter andeuteten, z. B. mit Waffen, mit Stücken von Mauern, Thürmen, gewissen Thieren u. a. Dingen, die als Sinnbilder kriegerischer Tapferkeit galten. Diese Schildgemälde waren ursprünglich nur eine persönliche Auszeichnung Desjenigen, auf dessen Thaten sie sich bezogen. Als aber im 10. oder 11. Jahrh. die Turniere (s. d.) aufkamen, zu welchen nur Diejenigen, die von edler Herkunft waren, Zutritt erhielten, so brauchte man äußere Zeichen, um diesen Vorzug der Geburt zu erkennen. Dazu mußten die gemalten Schilde dienen. Jeder Edle stellte seinen Schild zum Zeichen der Turnierfähigkeit auf dem Turnierplatze aus und setzte seinen Helm mit den Zierrathen desselben darauf. So sind wahrscheinlich Helm und Helmzierrathen Theile der jetzt gebräuchlichen Wappen geworden. Ein zweiter Beweis des angegebenen Ursprunges der Wappen ist das Wort blason, wodurch im Französischen wie im Englischen, im Italienischen wie im Spanischen, die Wappenkunde bezeichnet wird. Dieß Wort hat höchst wahrscheinlich seinen Ursprung in dem deutschen Worte blasen; denn so oft auf den Turnieren ein neuer Ritter erschien, mußte der Herold blasen, und weil jener mit verschlossenem Visir auftrat, das Sinnbild seines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dieß der Herold that, so heißt diese Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, so nannten es die Deutschen das Wappen ausblasen. Daß dieß bei den Turnieren so herkömmlich gewesen, kann man aus Gedichten der alten Troubadoure aus dem 12. und 13. Jahrh. beweisen. Daher kommt es auch, daß

solche Ritter, deren Turnierfähigkeit schon durch das Ausblasen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem Helm ihres Wappens führten. Die Franzosen bildeten die Turniere und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum, weit mehr aus; sie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, sondern auch des Anpreisens überhaupt. Die Kreuzzüge gaben Gelegenheit, neue Wappenbilder einzuführen, wozu besonders die in so verschiedener Gestalt erscheinenden Kreuze gehören. Damit der Knappe seinen Ritter, und der Vasall seinen Lehnsherrn hinter seiner Rüstung von Stahl und Eisen leichter möchte unterscheiden können, trugen Ritter und Lehnsherren ein gewisses Bild, als Merkzeichen auf ihrem Schilde. Was aus Noth erfunden worden war, behielt man nach der Zeit als Ehrenzeichen bei. Die Nachkommen der Ritter, die in Palästina gekämpft hatten (denn von diesen ging das Führen der Wappen aus) trugen, die Sinnbilder ihrer Verfahren, als ein Zeichen ihres Muths und ihrer Frömmigkeit fort, um dadurch aller Welt zu zeigen, daß das Blut so frommer Helden in ihren Adern fließe; sie prangten damit bei jeder Gelegenheit: sie setzten sie in ihre Fahne, auf ihr Pettschaft, auf ihren Schild, auf ihre Kleider. Eifersüchtig auf ihre Auszeichnung, als eine Sache der Religion und Ehre, wollte bald nachher jeder Herr, jeder Baron einen ähnlichen Wappenschild haben: man schämte sich bei Feierlichkeiten, bei Kampfspielen und Zusammenkünften an Höfen ohne ein solches Merkmal edler Abkunft zu erscheinen. Im zwölften Jahrhundert wurden daher Wappen beim höhern, in der Folge auch beim niedern Adel gewöhnlicher; und bis zum Ende des dreizehnten waren sie in allen Reichen von Europa allgemein und erblich eingeführt. Der Ursprung der Länderwappen aber ist von den Bildern der Kriegszeichen oder Fahnen, deren jede Landschaft ihre eigene hatte, herzuleiten. Als der Besitz der Fürstenthümer, Grafschaften u. s. w. erblich geworden war, kamen die Fahnenbilder in den Wappenschild der Besitzer, und bleiben seitdem bei den Fürstengeschlechtern. Kenntniß der Wappen war in Kurzem ein wichtiges und weitläufiges Studium, daß die Deutschen zuerst recht ernsthaft beschäftigte. Es lag den Herolden ob, die als eigenes Collegium unter besondern Wappenkönigen standen, und ihren Schülern (den Presevanten) mündlichen Unterricht in ihrer Wissenschaft ertheilten, die man lange als ein Geheimniß betrachtete, weil es allerdings nicht leicht war, über Entstehung und Bedeutung der Wappen die Materialien zusammen zu bringen. Die Herolde wurden eben darum in hohen Ehren gehalten, und bei Vermählungen, Krönungen, Turnieren und andern Feierlichkeiten zur Untersuchung der Wappen für unentbehrlich angesehen. Es wurden förmliche Wappenbriefe ausgefertiget (der älteste bekannte deutsche Wappenbrief ist von 1305, vom Kaiser Albrecht I. dem Stifte Gurk ertheilt). Die von den Herolden gegebenen Regeln des Wappenwesens pflanzten sich lange Zeit bloß mündlich fort; seit dem 14. Jahrh. aber hörte die Heraldik auf, bloß ein Eigenthum der Herolde zu seyn. Der erste Schriftsteller über die Wappenkunde war ein Italiener, Bartolus de Saxo Ferrato (st. 1359). Indeß blieb sie noch lange von Ueberlieferungen in Heroldscollegien abhängig, manchen Spielen willkürlicher Deutung und märchenhafter Folgerungskunst ausgesetzt und aller kritisch historischer Behandlung entfrembet. Daher haben die zahlreichen älteren Wappensammlungen nur bedingten Werth; die vollständigste und treueste ist die J. Siebmacher'sche, Nürnberg 1605, beträchtlich vermehrt 1734 fll. 1776 fll. — Die, durch die von Jac. Franckwart (1623) eingeführte Schraffirung erleichterte, heraldische Technik bearbeitete zuerst M. Vulson de la Colombiere (st. 1658) 1639, unterstützt von D. Salvaing de Boissieu (st. 1683); unter seinen Nachfolgern ist Jul.

Baron 1672 fll. der bemerkenswertheste; der lästige Vielschreiber Cl. Fr. Menestrier (st. 1705) 1658 fll. hat sie nicht weiter gebracht. Ihr wahrer wissenschaftlicher Instaurator wurde Philipp Jakob Spener (vergleiche den besondern Artikel); ihm schloß sich J. W. Trier 1714 an; Vieles erörterte der gründliche J. D. Köhler 1734 fll.; genügende Vollständigkeit und Helligkeit haben J. Ch. Gatterer's Abriß 1766; 1773 und Praktisches Handbuch 1791. 8, verbunden mit J. Ch. Siebenkees's Erläuterungen 1789 F. und Th. Brydson's hist. vielseitiger Darstellung 1795. — Die Haupttheile eines Wappens sind Schild und Helm. Der Schild ist das wichtigste Stück. Es gibt dreieckige, herzförmige, kreisrunde, viereckige, rautenförmige Schilde. Andere, die ebenfalls nur durch die äußere Gestalt unterschieden sind, werden nach gewissen Nationen benannt; so gibt es italienische, die ovalrund sind, spanische, die ein längliches, unten abgerundetes, Viereck bildet, französische, welche in der Mitte der abgerundeten Grundlinie eine Spitze haben, deutsche, welche außerdem noch allerlei Ausschnitte haben. Die ursprüngliche Gestalt der Wappenschilde war ein auf der Spitze stehendes Dreieck. Die Theile des Schildes haben besondere Namen, die sich auf einzelne Stellen des Kriegsschildes beziehen, wenn man sich denselben als Bedeckung des Ritters denkt. Rechts heißt daher Alles, was auf der gegen uns gekehrten Oberfläche des Schildes nach der rechten Hand des Ritters liegt, links aber, was gegen dessen linke Hand gekehrt ist. Auf gleiche Weise unterscheidet man auf der Oberfläche des Schildes Haupt, Herz und Fuß, sowie Herz- und Nabelstelle. Gewöhnlich stehen die Schilde aufrecht, selten gelehnt, oder gestürzt, d. h. das Untertheil nach oben gekehrt. Die Farbe oder den Anstrich des Schildes und Helmes und aller darauf vorkommenden Gegenstände nennt man Tinctur. Man theilt sie in natürliche und künstliche Tincturen. Bei jenen kommt der Anstrich der heraldischen Körper mit der Farbe des Urbildes überein. Künstliche Tincturen sind die sogenannten Metalle, Gold und Silber, oder gelb und weiß, und die eigentlichen heraldischen Farben. Um bei Darstellungen der Wappen, z. B. auf Münzen, oder in Kupferstichen, wenn sie nicht illuminirt sind, die Farben auszudrücken, bezeichnet man seit dem 17. Jahrh. die Tincturen auch ohne Anstrich durch Schraffirungen. Die von dem Franzosen Colombiere eingeführten sind noch jetzt gebräuchlich; nämlich Gold, Silber, Roth, Blau, Schwarz, Grün und Purpur. Die Theorie der Wappen gründet sich hauptsächlich auf die durch gerade und krumme Linien auf dem Schilde hervorgebrachten Veränderungen. Die Linien auf der Oberfläche des Schildes sind von doppelter Art. Einige berühren mit ihren Enden die Grenzlinien des Schildes und theilen diesen, andere aber erreichen jene Grenzlinien nicht. Jene, die Theilungslinien, haben viererlei Richtungen, nämlich die senkrechte, die horizontale, die schrägrechte, die schräglinke. Ein Schild ohne Theilungslinien heißt ein einfacher. Ein Raum auf dem Schilde, welchen die Grenzlinien allein oder mit ihnen eine oder mehrere Theilungslinien einschließen, heißt ein Platz. Ein aus mehreren Plätzen bestehender Schild muß mehrere Tincturen haben. Sind diese Tincturen so vertheilt, daß eine Tinctur so viel Platz oder so viel Plätze einnimmt, als die andere, so entsteht eine Schildtheilung, oder Section. Wird ein Schild 1) durch gerade Linien getheilt, so entstehen bei der Section mit senkrechten und wagerechten Linien, die Theilung mit Stufen, mit Zinnen und mit Quaderstücken. Aus den Theilungen mit gegen einander laufenden Schräglinien entstehen viererlei Sectionen, die Theilung mit einer Spitze, das Gespitzte, das mit Spitzen getheilte und das Gesperrte. Zwei kleine gleichlaufende Schräglinien, über welche eine Querlinie gezogen ist, machen einen Ast, wodurch geästete oder mit Aesten getheilte Schilder entstehen. Eine Zinne, die statt der Querlinie mit zwei gegen einander laufenden Schräg-

linien bedeckt ist, heißt eine zugespitzte Zinne. Diesen sind die sogen. Eisenhütlein ähnlich, die gewöhnlich reihenweise wiederholt werden. Aus der Durchschneidung senkrechter und wagerechter, oder 2 schräger und einer schrägen und nicht schrägen Linie, entstehen neue Sectionen, z. B. gevierte oder quadrirte mit 4 gleichen Plätzen, geschachte oder einem Schachbrete gleich getheilte. Bei schrägen Linien, z. B. das geweckte oder die Spindel, auch schräg stehend, wie im baierischen Wappen; bei schrägen und nicht schrägen Linien, das schräg gevierte und in die Länge oder in die Quere getheilte, und wenn ein quadrirter Schild noch schräg geviertet ist, das Geständerte. Durch krumme Linien entstehen gleichfalls eine Menge von Schildtheilungen nach der Länge und Quere, schrägrechts oder schräglinks, wovon man in den Wappen häufige Beispiele findet, z. B. der in Form eines Löwenrachens schräglinks getheilte Schild. Ein Schild, der bloß aus Tincturen besteht, heißt ein lediger Schild, und wenn ein solcher bestimmt ist, künftig eine Figur zu erhalten, ein Wartschild. Nimmt bei der Theilung der Tincturen die eine mehr Platz ein, als die andere, so entsteht ein Ehrenstück, oder eine Heroldsfigur, die stets an den Rand des Schildes stoßen muß. Dahin gehören z. B. der Pfahl, der Sparren, das Schildeshaupt, die ledige Vierung, die vielen Arten von heraldischen Kreuzen, wie das gemeine, das gemeine mitten ausgebrochene, das Andreaskreuz oder burgundische, das Schächerkreuz und von den mit krummen Linien gebildeten Figuren, der geflutete (wellenartig gezogene) rechte Schrägbalken. Von den Heroldsfiguren sind die gemeinen Figuren unterschieden, die in natürliche und künstliche getheilt werden. Zu jenen gehören lebende und leblose Wesen, wie auch die fabelhaften Thiere, z. B. die Lilie, die Sonne, die Sonne ohne Angesicht oder die ungebildete, der Stern, der aufrechtstehende Löwe mit vor sich geworfenen Vorderpranken, der Leopard und der Adler; zu den künstlichen rechnet man mehrere nicht zu den Heroldsfiguren gehörende Kreuze, die kreisrunden Figuren, welche, wenn sie von Farben sind, Kugeln oder Ballen, wenn sie von Metall sind, Pfennige heißen, die Ringe, das Büffelhorn. Ein Platz, worin eine Figur sich befindet, heißt ein Feld. In Hinsicht der Tincturen der (eigentlich heraldischen, nicht aber der natürlichen) Figuren gilt die Hauptregel, daß man nicht Metall auf Metall, nicht Farbe auf Farbe, sondern Metall auf Farbe, oder Farbe auf Metall setze. Die Wappen sind entweder einfache oder zusammengesetzte. Die Zusammensetzung mehrerer Wappen als verschiedener Theile eines einzigen ist oft willkürlich. Bei einfachen Wappen treten in Hinsicht auf den Entwurf keine Schwierigkeiten ein, bei der Anordnung zusammengesetzter Wappen aber sind verschiedene Regeln zu beobachten, besonders 1) daß Wappen von einer Klasse und Gattung nicht zerrissen und nicht mit Wappen einer andern Klasse und Gattung vermengt werden dürfen, 2) daß in den Wappen keine Figur anders gestellt werden darf, als es die Natur der Sache und das Herkommen erfordert. Auf die in dem Plane des Wappens befolgte Anordnung gründet sich das Blasoniren, d. i. die Beschreibung eines Wappens und die kunstgerechte Angabe der Theile desselben. Zu den Nebenstücken der Wappen gehört Alles, was dem Schilde entweder zur genauern Bestimmung der einzelnen Wappengattung oder als Zierrath beigefügt ist; Unterscheidungsstücke und Prachtstücke. Unterscheidungsstücke über dem Schilde sind: der Helm, der geschlossene, der offene sammt seinen Zubehörungen, den Helmkleinodien (z. B. das Büffelhorn, der Flug oder Flügel) und den Helmdecken, vielerlei Kronen, Hüte und Mützen; Unterscheidungszeichen hinter dem Schilde, z. B. päpstliche Schlüssel, Bischofstäbe, Fahnen, Anker (wie ehemals im Wappen des Groß-Admirals von Frankreich), um den Schild: Ordenszeichen, Palmenzweige u. s. w. Zu den Prachtstücken gehören: die Schildhalter, gewöhnlich Bilder lebender

oder fabelhafter Wesen, die Wappenzelte und Mäntel, Wahlsprüche, die besonders in England sehr gewöhnlich sind. Beizeichen oder Brüche sind Merkmale, wodurch Personen, die einerlei Hauptwappen haben, unterschieden werden, z. B. jüngere Linien von ältern; eine französische Erfindung. Sie sind theils im Schilde, theils außer demselben angebracht, und können auf vierfache Art, durch Hinzufügung, Hinweglassung, Veränderung der Figuren und der Tincturen, gegeben werden. Redende Wappen sind solche, die eine Beziehung auf den Namen Desjenigen haben, der sie führt. Diese Andeutungen werden sowohl durch die Figuren und Tincturen des Schildes, als durch die Nebenstücke ausgesprochen. Historisiren heißt bei der Wappenkunde, die Geschichte eines Wappen, seinen Ursprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Hier hat der Heraldiker ein großes Feld vor sich, den Reichthum historischer Kenntnisse und den Ausschlag gründlicher Forschungen anzubringen. Will er ein Wappen historisch deuten, so muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben diese oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürsten ausmache, sondern er muß beweisen, daß gerade diese Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes ist. Er führt z. B. aus historischen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römischen Königs erst im Anfang des 14. Jahrh. unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, seit Otto II., der Reichsadler nur einköpfig gewesen; daß die drei Leoparden im englischen Wappen zuerst 1127 unter Heinrich I. aus dem normännischen Hause vorkommen. Das Kritisiren eines Wappens besteht in der Beurtheilung desselben, ob es echt und ob es den heraldischen Regeln gemäß sey. Endlich das Aufreißen der Wappen besteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorschriften seines Landesherrn, oder er erfindet die Idee und macht den Plan des Wappens nach eigener Willkür, oder er setzt aus mehreren Wappen ein neues zusammen. Wappensammlungen findet man in Köhler's großem, anfangs Siebmacher'schen, nun Weigel'schen Wappenbuche, in 17 Th. 1734—1756. N. A. 1776—1791, 6 B. u. 8 Suppl. B. und in dem neuen adl. Wappenwerke. Nürnb. b. Lyroff. 7 Th. 1795—1809.

Wappenkönig, s. Herold.

Warburton (William), ein scharfsinniger brit. Schriftsteller, ward 1698 zu Newark in der Grafschaft Nottingham geboren. Sein Vater, der selbst Advokat war, bestimmte seinen Sohn zu demselben Stande; doch dieser verließ später denselben und widmete sich der Theologie. 1728 ward Warburton Rektor der Schule zu Burnt-Broughton, 1754 Kapellan des Königs, dann Kanonikus von Durham und zuletzt Bischof von Gloucester. Er starb den 7. Januar 1779. Der Tod seines einzigen Sohnes hatte ihn so sehr ergriffen, daß er ihm bald ins Grab folgte. Warburton war ein tiefdenkender Gelehrter, der mit einem außerordentlichen Umfange von Kenntnissen eine lebhafte Einbildungskraft verband. 50 Jahre hat er sich als Theolog und Kritiker ausgezeichnet. Sein erstes Werk war: Moses göttliche Sendung bewiesen, 4 Vol. 1736. Sein Hauptzweck ist, zu beweisen, daß Moses nicht, wie die andern Gesetzgeber des Alterthums, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und einem gerechten Richter, zu der politischen Bildung seines Volkes nothwendig erachtet habe; sondern daß er bloß durch zeitliche Belohnungen und Strafen, die Gott über die Israeliten verhängen werde, ihren Gehorsam gegen das Gesetz habe erzwingen wollen. Voltaire ward hierdurch bewogen, den Verfasser für einen Feind der christl. Religion zu halten, und spendete ihm deßhalb manchen Lobspruch; als ihm aber Warburton seinen Irrthum benahm, schimpfte jener nicht wenig auf den engl. Theologen. Außerdem vertheidigte Warburton Pope's Versuch über den Menschen. Dieß machte sie zu Freunden, sodaß Pope dem Warburton die Hälfte

seiner Bibliothek und die Rechte auf das Eigenthum seiner Schriften vermachte. 1749 vertheidigte er Pope's Charakter gegen die Angriffe Bolingbroke's. Bald darauf gab er eine vollständige Ausgabe der Werke seines Freundes und eine etwas panegyrisch geschriebene Biographie desselben heraus. Noch gab er die Werke des Shakespeare mit Verbesserungen und kritischen Noten heraus; Abhandlungen über die Verbindungen der Religion der Moral und der Politik, sowie eine Abhandlung über die Erdbeben und die Feuerausbrüche. Ferner eine Abhandlung über den Ursprung der Ritterbücher, auch Predigten. Seine Schriften erschienen 1789 in 8 Bd.

Wardein, s. Probiren und Münzwardein.

Warendorf, eine preußische Stadt in dem westphälischen Regierungsbezirk Münster an der Ems, mit 570 Häusern und an 4000 Einwohnern, bekannt durch ihre starke Leinweberei und ihren Leinenhandel; aber nicht alles Leinen, das unter dem Namen warendorfer Leinwand von hier aus in den Handel kommt — jährlich mehr als 16.000 Stück oder 960.000 Ellen wird in der Stadt gefertigt, sondern ist ein Fabrikat der umliegenden Gegend, wo es meistens von den Landleuten im Winter, wenn die Hände von der Feldarbeit ruhen, gefertigt wird. Berühmt sind auch die hiesigen sogenannten Baumseidenfabriken und die Bleichen.

Warmbrunn (Warmbad), ein gut gebauter gräfl. Schaftgoth. Flecken von 310 Häusern, am Fuße des Riesengebirges, eine Stunde von Hirschberg, 1077 Fuß über der Meeresfläche. Seine Erbauung fällt ins 12. Jahrh.; seine Entstehung wie seinen Namen hat er den warmen Quellen zu verdanken. Man schreibt ihre Entdeckung 1175 dem Herzog Bogislav IV. Crispus oder vielmehr seinem Jäger zu. Das gräfl. Residenzschloß und die Kirchen (eine dem kathol. und eine dem evangel. Kultus geweiht) geben dem Orte ein schönes imposantes Ansehen. Die evangel. Kirche ist durch ihre geschmackvolle Einfachheit, ihre Zweckmäßigkeit und Eleganz eine der schönsten Kirchen Schlesiens. Eins von den Bädern überließ Graf Gotthardt von Schafgoth, der 1403 allhier eine Propstei stiftete, derselben (Propsteibad); es ist, sowie das gräfliche oder Schafgothsche, gut überbaut und hoch gewölbt. Die Quellen sprudeln aus mehreren Spalten eines grobkörnigen Granits hervor. Die Temperatur des Wassers ist 28—30° R. Es gehört zu den warmen salinischen Schwefelwässern. Man gebraucht es mit großem Nutzen gewöhnlich zum Baden bei Hautkrankheiten, Hämorrhoidalbeschwerden, Skrofeln u. d. übrigen Krankheiten des Lymphsystemes; reine Nervenkrankheiten, Syphilis u. organ. Krankheiten contraindiciren. Zum Aufenthalt für Fremde sind gute Einrichtungen getroffen. Für 24 arme Kranken hat der Graf Schafgoth 1820 ein prächtiges Hospitium erbaut. Ausflüge macht man nach Hirschberg, Hermsdorf, auf den Kynast, nach dem Zackenfall u. s. w. Warmbrunn hat vorzügliche Glas- und Steinschleifereien, Leinwandwebereien, 2 Seifensiedereien rc.

Wärme. Wärmestoff ist der zweite Bestandtheil der Sonnenstrahlen; dieser verschwindet aber beim Einsaugen der Strahlen nicht für unsere äußeren Sinne, wie das Licht, sondern wird uns durch ein eigenes Gefühl wahrnehmbar, was wir Wärme nennen. Der mittlere Theil der Erdkugel ist beständig warm, weil er eine solche Stellung gegen die Sonne hat, daß ihre Strahlen lothrecht auf seine Oberfläche fallen. Je mehr wir uns aber den Polen nähern, desto kälter wird es, weil wegen der Rundung der Erde die Sonnenstrahlen hier nur schräg auftreffen, und weil sonach in dem Verhältnisse, wie die Rundung der Erdoberfläche von der rechtwinklichen Stellung gegen die Strahlen abweicht, desto wenigere von diesen auf eine gleich große Fläche fallen, und mithin den Erdboden destoweniger erwärmen, sodaß endlich an den Polen selbst die Sonnenstrahlen gerade vorbeischießen

und gar keine Wärme an diese absetzen. Die Erde muß sonach an sich kalt, und der Wärmestoff nur an ihrer Oberfläche vorhanden seyn, wo er sich aus den Sonnenstrahlen ausscheidet, und je nachdem die Oberfläche der Erde mehr oder minder erwärmt wird, mehr oder weniger tief in ihre Masse eindringt. Hörte die Sonne auf zu leuchten, so würde die Erde sehr bald bis zu der Temperatur unter den Polen, und vielleicht noch weiter sich abkühlen, weil sie keinen Wärmestoff mehr erhalten, und den früher empfangenen während ihres Laufes beständig wieder absetzen würde, indem die Wärme keine Schwere hat, daher von der Erdmasse nicht angezogen und zurückgehalten wird. Hierdurch entsteht bei den abwechselnden Wendungen der verschiedenen Erdtheile nach der Sonne der Unterschied der Temperatur am Tage und bei Nacht, im Sommer und Winter. Aus diesem Grunde sind auch die Pole der Erde, sowie ihr Inneres, eine feste Masse, und das Wasser, was die Seen und Meere bildet, wird erst in einiger Entfernung von den Polen flüssig, wo die auffallenden Sonnenstrahlen dicht genug werden, um durch ihre Wärme das Eis zu schmelzen. Das Innere des Erdkörpers muß in einer gewissen Tiefe unter der Erdoberfläche eiskalt seyn, und diese Tiefe muß verhältnißmäßig zunehmen, je mehr man sich von den Polen aus dem Aequator oder derjenigen Zone nähert, auf welche die Sonnenstrahlen senkrecht auffallen. Auch hat man durch Versuche mit dem Thermometer gefunden, daß das Wasser auf den tiefsten Stellen des Meeresgrundes, die man hat messen können, bis auf einige wenige Grade über den Gefrierpunkte abgekühlt war, was voraussetzt, daß es hier entweder auf Eis, oder auf einem andern Körper, dessen Temperatur unter 0° beträgt, aufruhen müsse. Ein, auf irgend eine Weise, erwärmter Körper läßt nach und nach seinen Wärmestoff wieder fahren, und dieser entweicht entweder strahlend, wie das Licht, oder durch Mittheilung an die benachbarten Körper, die dadurch erwärmt werden. Der Wärmestoff verliert mit dem Lichte seine strahlende Kraft nicht gänzlich. Wenn man daher eine heiße, aber nicht mehr glühende, Kugel zwischen concaven metallenen Brennspiegeln aufhängt, so kann man ihre Strahlen so auffangen, daß Körper, die man in den Brennpunkt der Spiegel bringt, davon erwärmt werden, und das Thermometer darin zum Steigen kommt. Scheele lehrte uns zuerst den Unterschied zwischen strahlendem Lichte und strahlender Wärme, und bewies, daß beide nach einerlei Gesetzen zurückgeworfen werden. Eine bei der Lehre von dem Strahlen des Wärmestoffs sich aufdringende Frage, die sich aber zur Zeit noch nicht beantworten läßt, ist folgende: sind die Strahlen, welche von verschieden erwärmten Körpern ausströmen, gleich warm, aber von ungleicher Dichtheit, d. h., ihrer Zahl nach verschiedenen? — oder können sie ungleich warm seyn? Können aus einem Körper, dessen Oberfläche z. B. 100 Grade Wärmestoff ausstrahlt und dessen Strahlen von einem Brennspiegel aufgefangen und in einem engeren Raum verdichtet werden, noch mehr als 100° Wärmestoff hervorgelockt werden? Leslie hat durch höchst interessante Versuche dargethan, daß die Verschiedenheit der Oberfläche der Körper großen Einfluß auf die Menge des Wärmestoffs hat, den sie ausstrahlen können, und folglich auch die Länge oder Kürze der Zeit, die sie zu ihrer Auskühlung bis zu der Temperatur der umgebenden Luft bedürfen. Polirte und ebene Flächen strahlen den wenigsten, gefurchte und unebne mehr, und die mit Ruß und Kohlendampf überzogenen, den meisten Wärmestoff aus. Um dieß zu beweisen, mache man sich einen Würfel von Eisenblech, polire die eine Seite desselben, bedecke die zweite mit einer Glasscheibe, schleife die dritte mit Schmirgel matt, oder überziehe sie mit etwas Quecksilber, und bestreiche die vierte mit Kienruß oder räuchere sie über brennender Birkenrinde schwarz. Diesen Würfel fülle man nun mit

kochend heißem Wasser, und hänge ihn in den Brennpunkt des einen Brennspiegels, in den andern aber ein Luftthermometer. Man wendet nun zuerst die polirte Seite des Würfels gegen den Spiegel und beobachtet das Thermometer so lange, bis es nicht mehr steigt; kehrt man dann die Glasseite nach dem Spiegel, so steigt es von neuem; ist es zum Stillstehen gekommen, und man dreht nunmehr die matte Seite nach dem Spiegel, so fängt es sogleich wieder an höher zu steigen, und wendet man endlich die geschwärzte Seite herum, so steigt das Thermometer mit erstaunlicher Schnelligkeit noch höher. Hieraus sieht man, daß der Würfel durch Ausstrahlen ungleich abgekühlt wird auf allen vier Seiten. Das Entweichen des strahlenden Wärmestoffs trägt in den meisten Fällen mehr zu der Abkühlung der Körper bei, als der Wärmeverlust, welcher durch die Erwärmung der umgebenden Luft entsteht. Leslie hing warme Körper im luftleeren Raume auf, wo sie sonach hauptsächlich durch Ausstrahlen abkühlen mußten, und fand, daß sie mit polirter Oberfläche um die Hälfte langsamer, mit berußter Oberfläche hingegen nur um den dritten Theil langsamer, als in der Luft abkühlen, sodaß ein Körper im ersten Falle nur halb, im letzten aber zwei Drittel so viel Wärmestoff fahren läßt, als er bei seiner Abkühlung in der Luft verliert. Wenn ein Körper seinen Wärmestoff durch Mittheilung an andere, in seiner Nähe befindliche Körper verliert; so findet man, daß gewisse Körper ihn sehr schnell aufnehmen, aber auch ebenso schnell wieder fahren lassen; andere hingegen ihn zwar langsamer aufnehmen, aber auch länger zurückhalten. Die ersteren nennt man Wärmeleiter, oder in der Alltagssprache: kalte, die letzteren aber Nichtleiter oder warme Körper. Die besten Wärmeleiter sind die Metalle, die schlechtesten hingegen Luft, Wolle, Haare, Holz, Kohle u. a. m. In flüssigen Körpern pflanzt sich die Wärme auf doppelte Weise fort, theils durch Mittheilung von einem Theilchen zum andern, theils dadurch, daß die erwärmte Flüssigkeit sich ausdehnt, leichter wird, in die Höhe steigt und dadurch der kälteren Platz macht, um auf derselben Stelle erwärmt zu werden. Flüssigkeiten sind daher an und für sich ziemlich schlechte Wärmeleiter, und leiten nur dann gut, wenn sie von unten erwärmt werden, wo ihnen die, durch Veränderung ihres specifischen Gewichts veranlaßte Bewegung des Wärmestoffs zu statten kommt. Wegen dieser Eigenschaft der Flüssigkeit muß man bei Kochgefäßen darauf sehen, daß sie auf dem Boden so weit, als möglich sind, damit eine möglichst große Oberfläche der Flüssigkeit mit der Wärme in Berührung komme; und wenn man das Kochgefäß inwendig mit dünnen Metallstreifen oder Draht durchzieht, so kann die Flüssigkeit um so schneller durchhitzt werden, weil diese Drähte den Wärmestoff viel leichter, als die Flüssigkeit selbst, vom Boden aus in die Masse leiten. Von der Luft wird der Wärmestoff ebenso, wie durch das Wasser oder andere Flüssigkeiten, geleitet, nämlich nur zum kleinsten Theile durch Mittheilung, größtentheils aber durch Verminderung der Schwere und Emporsteigen der erwärmten Theilchen. Dadurch entstehen in der Luft eben solche Wirbel, wie sie im Wasser statt finden. Der Wärmestoff hat die Eigenschaft, in allen Körpern, denen er mitgetheilt wird, die Zusammenhangs-Verwandtschaft (Cohäsion) zu vermindern. Seine erste Wirkung auf einen festen Körper äußert sich daher dadurch, daß er ihn nach allen Richtungen ausdehnt. Nach dem Verkühlen zieht er sich aber wieder bis zu seiner anfänglichen Größe zusammen. Diese Eigenschaft des Wärmestoffs, die Körper auszudehnen, dient uns zu Ausmittelung des Grads ihrer Erwärmung, und das Werkzeug, dessen wir uns dazu bedienen, wird ein Thermometer (s. d.) genannt. Den verschiedenen Grad der Erwärmung eines Körpers nennt man seinen Wärmegrad oder seine Temperatur. Zu Beurtheilung der Temperatur eines Körpers bedienen wir

uns auch oft unseres Gefühls, was aber sehr betrüglich ist, weil es von unserer eigenthümlichen Wärme abhängt und daher, wie diese, veränderlich ist, sodaß ein Körper, den wir in der Hand warm finden, uns, an das Gesicht gehalten, kalt vorkommt, weil das Gesicht wärmer als die Hand ist, denn wir nennen Körper warm, welche uns Wärmestoff mittheilen, kalt aber diejenigen, die unserem Körper Wärmestoff entziehen. Kälte ist demnach nichts anderes als Mangel an Wärme. Zu Ausmittelung solcher hoher Temperaturen, bei welchen das Quecksilber ins Kochen gerathen würde, bedient man sich anderer Werkzeuge, welche man Pyrometer oder Feuergradmesser nennt, und von welchen das Wedgewoodsche am meisten im Gebrauche ist. S. Pyrometer. Sobald ein fester Körper bis zu einem gewissen Grade erwärmt wird, vermindert sich seine Zusammenhangs-Verwandtschaft (Cohäsion) dergestalt, daß seine kleinsten Theilchen beweglich werden, ihre Lage gegen einander verändern und mit geringer mechanischer Kraft getrennt werden können. Der Körper wird dann flüssig, und dieser Uebergang aus dem festen in den flüssigen Zustand heißt Schmelzung (s. d.). Vermehrt man die Temperatur eines geschmolzenen Körpers noch weiter bis zu einer gewissen Höhe, so wird der Zusammenhang seiner Theilchen noch mehr geschwächt, und der Körper nimmt Luft- oder Gasgestalt an. Dadurch entsteht das Sieden, wobei keine Bläschen des gebildeten Gases durch den bloß noch geschmolzenen Theil des Körpers emporsteigen und auf der Oberfläche zerspringen. Das Sieden (s. d.) oder Kochen ist sonach nichts anders, als die Bewegung, welche durch das Aufsteigen eines geschmolzenen Körpers in Luftgestalt hervorgebracht wird. Die Temperatur, bei welcher ein Körper in der Atmosphäre siedet, ist, nach Verschiedenheit des Druckes der letztern, d. h. nach dem verschiedenen Stande des Barometers, veränderlich; ebenso bringt, unter übrigens gleichen Umständen, die Höhe der siedenden Flüssigkeit Veränderungen darin hervor. Die Ursache davon ist sehr einfach. Wenn eine Flüssigkeit siedet, so bilden sich am Boden des Gefässes kleine Bläschen, welche sowohl die darüberstehende Flüssigkeit, als auch die darauf drückende Luft emporheben müssen, weil beide durch ihre Schwere gemeinschaftlich dahin streben, die Bläschen zusammen zu drücken, d. h. im tropfbarflüssigen Zustande zu erhalten. Daher muß bei Vermehrung des Druckes der Atmosphäre oder bei Erhöhung der Säule der Flüssigkeit und des daraus folgenden stärkeren Druckes derselben, auch die Kraft, welche diese Bläschen bildet, d. h. die Temperatur, erhöht werden. Im luftleeren Raume sieden daher die Flüssigkeiten bei bedeutend niedrigeren Temperaturen, als in freier Luft. Das Wasser kann darin bei allen Temperaturen über 0° zum Kochen gebracht werden, wenn man nur eine solche Vorrichtung trifft, daß dessen untere Schicht um einige Grade wärmer, als die Oberfläche erhalten wird; ist aber dessen Temperatur auf der Oberfläche am höchsten, oder durch die ganze Masse gleichförmig, so steigt das Wasser von seiner Oberfläche in Gasgestalt auf, weil dann kein Umstand vorhanden ist, welcher die Gasbildung im Innern der Masse veranlaßte, daher dieselbe nun ohne alles Hinderniß auf der Oberfläche vorsichgeht. Das Sieden ist inzwischen nicht die einzige Weise, die Körper in Luftgestalt zu versetzen. Die meisten flüchtigen Körper lassen schon bei der gewöhnlichen Lufttemperatur einen sehr kleinen Theil ihrer Masse fahren, der in Luftgestalt entweicht, und dessen Menge bei erhöhter Temperatur sich vermehrt. Die Körper verlieren dabei unaufhörlich am Umfange, und wenn dieß mit Flüssigkeiten der Fall ist, so sagt man, sie trocknen ein. Ihr allmäliges Aufsteigen in Luftgestalt nennt man Verdunstung. Sie geht am leichtesten im luftleeren Raume, in der Luft aber desto langsamer vor sich, je schwerer diese ist, am langsamsten aber in solcher

Luft, die mit dem verdunsteten Körper schon stark geschwängert ist. Bei allen diesen Veränderungen, welche der Wärmestoff in der Aggregationsform der Körper hervorbringt, verbindet sich diese mit einem Theile des Wärmestoffs, der alsdann einen wesentlichen Bestandtheil der flüssigen Körper ausmacht, ohne welchen sie nicht flüssig seyn könnten, und welcher sich nun weder durch das Thermometer, noch aus unserem Gefühle mehr veroffenbaret. Diese Wärme nennt man gebundene Wärme zum Unterschiede von derjenigen, welche die Körper ohne Veränderung ihrer Aggregationsform aufnehmen und fahren lassen können, und welche allemal auf unser Gefühl und auf das Thermometer wirkt, und deßhalb freie Wärme genannt wird. Zur Erläuterung dieses Gegenstandes diene folgendes Beispiel: Man stelle zwei Schalen, wovon die eine ein Pfund eiskaltes Wasser, die andere aber ebenso viel schmelzenden Schnee enthält, nicht weit von einander auf einen geheitzten Stubenofen. Nach einer Weile wird man finden, daß die Schale mit Wasser schon wärmer als vorher ist, und endlich lauwarm wird, dagegen aber die andere Schale, worin der Schnee im Schmelzen ist, noch ebenso kalt ist, als vorher, ohngeachtet sie eine gleiche Menge Wärme erhalten hat. Dieß rührt daher, daß alle Wärme, welche der Schnee empfängt, sich mit ihm zu flüssigem Wasser vereiniget, also gebunden wird und daher weder auf das Thermometer, noch auf unser Gefühl mehr wirken kann. Ist aber aller Schnee geschmolzen und wird sonach keine Wärme mehr gebunden, so fängt auch diese Schale an sich zu erwärmen, oder freie Wärme zu erhalten. Wenn Wasser, nicht durch Erkältung, sondern durch Einwirkung irgend einer andern Kraft feste Gestalt annimmt, so entwickelt sich der daran gebundene Wärmestoff auf Einmal, wird frei und erzeugt eine starke Hitze. Wenn ein Körper aus der flüssigen in die Gasgestalt übergeht, vereinigt er sich mit einer noch weit größern Menge Wärmestoff, die, so lange der Körper seine Gestalt behält, vom Thermometer nicht angegeben wird. Daher kann eine Flüssigkeit nicht über ihren Siedepunkt hinaus erhitzt werden, weil aller Wärmestoff, der ihr nachher noch zugeht, gebunden und vom aufsteigenden Gas fortgeführt wird. Dabei ist der Umstand noch zu bemerken, daß viele Körper, welche Gasgestalt angenommen haben, weder durch Erkältung, noch durch Zusammendrücken, noch durch Beides zusammen, wieder zur flüssigen oder festen Gestalt gebracht oder von ihrem Wärmestoffe wieder getrennt werden können. Solche Körper nennt man beständige oder permanente Gase; Beispiele davon liefern das Sauerstoffgas, Kohlensäuregas u. m. a. Durch Verbindung mit andern Körpern können sie ebenso, wie sich das Wasser mit gebranntem Kalk vereiniget, in feste oder flüssige Gestalt gebracht werden, wobei sich ihr Wärmestoff ausscheidet, frei und fühlbar wird. Jedes Gas hat sonach zwei Hauptbestandtheile, Wärmestoff und einen wägbaren Stoff, von welchem es seinen Namen erhält. Die gasförmigen Körper, welche durch Druck oder Abkühlung wieder in feste oder flüssige Gestalt versezt werden können, sind diejenigen, welche durch Kochen, z. B. von Naphta, Alkohol, Wasser, Schwefel, verschiedenen Metallen u. s. w. gebildet werden. So lange man diese Körper in einer Temperatur erhält, die ihren Siedepunkt übersteigt, so behalten sie Durchsichtigkeit, Spannkraft und alle Eigenschaften eines Gases; sobald sie aber einen kalten Körper berühren, theilen sie diesem ihren gebundenen Wärmestoff mit, erwärmen denselben und das Gas sammelt sich nun um ihn in flüssigen Tropfen, oder schießt in fester Gestalt an ihm an. Kommt ein solches Gas an die frei Luft, so wird ihm sein Wärmestoff von dieser entzogen, und in jedem Punkte derselben ein kleiner Theil davon abgesezt, sodaß die Luft davon undurchsichtig wird, und gleichsam eine Art Rauch bildet. In diesem Zustande ist es aber nicht mehr Gas, sondern bildet bloß feste oder

flüssige in der Luft angehäufte Theilchen, die sich noch nicht haben zusammensammeln können, und erhält dann den Namen Dampf oder Dunst. Verschiedenartige Körper können bei gleichen Wärmegraden dennoch verschiedene Mengen Wärmestoff enthalten, oder mit andern Worten: von zwei gleich kalten Körpern, die bis zu gleichem Grade erwärmt werden sollen, kann der eine mehr Wärmestoff hiezu erfordern, als der andere. Diese ungleiche Menge Wärmestoff, welche die Körper bei gleicher Temperatur enthalten, heißt ihre eigenthümliche (specifische) Wärme. Von einem Körper, welcher eine größere eigenthümliche Wärme, als ein anderer besitzt, sagt man, er habe eine größere Fähigkeit oder Capacität für Wärme; diese Eigenschaft steht aber mit der Dichtheit der Körper außer Verbindung, da ein dichter Körper oft eine größere eigenthümliche Wärme besitzt, als ein minder dichter, und umgekehrt. Wenn man gleiche Theile eiskaltes und siedendheißes Wasser mit einander mengt, so nimmt das Gemenge nachher eine Wärme von 50° an, weil das warme und kalte Wasser einerlei Wärme-Capacität besitzen. Mengt man hingegen eiskaltes Wasser mit einer gleichen Gewichtmenge bis zu + 100° erwärmten Quecksilbers, so nimmt das Gemenge nur einen Wärmegrad von + 3° an, und folglich gebraucht das Quecksilber, um bis zu + 97° erwärmt zu werden, nicht mehr Wärmestoff, als das Wasser zu seiner Erwärmung bis zu + 3° bedarf. Da sich indessen nicht alle Stoffe auf die angegebene Weise mengen lassen, und überhaupt während des Mengens viel Wärmestoff von der Luft und den übrigen Umgebungen fortgeführt wird, so hat man zum Messen der eigenthümlichen Wärme der Körper ein eigenes Werkzeug erfunden, was den Namen Wärmemesser (s. d.) erhalten hat. Die Wärme-Capacität der Körper kann durch mancherlei Ursachen verändert werden, und es entsteht bei jeder solchen Veränderung der Wärme oder Kälte, je nachdem die Capacität entweder vermindert und ein Theil der eigenthümlichen Wärme des Körpers frei, oder erhöht und dabei mehr Wärme von den benachbarten Körpern aufgenommen wird. Durch Druck erleidet die Wärme-Capacität eine Verminderung und es wird Wärmestoff dabei frei; z. B. wenn ein Metall gehämmert oder zu Draht gezogen wird, so vermindert sich sein Volumen, es wird dichter und verliert an eigenthümlicher Wärme. Bekanntlich wird auch durch Reiben Wärme erregt; wie sie aber dabei entstehe, ist nicht ausgemittelt. Bemerkenswerth ist es, daß Körper, welche die Elektricität leiten, wenn man sie gegen einander reibt, Wärme hervorbringen, Nichtleiter aber Elektricität erzeugen und erst dann erwärmt werden, wenn die Elektricität die größte Höhe erreicht hat und nicht abgeleitet wird. Man darf daher die durch Reiben erregte, und die durch das Zusammendrücken gleichsam ausgepreßte Wärme nicht mit einander vermengen. Wenn man die Luft zusammendrückt, entsteht ebenfalls Wärme, und geschieht dieser Druck schnell und kräftig, so können oft brennbare Körper dadurch entzündet werden; z. B. in der Compressionspumpe einer Windbüchse kann man durch einige schnelle und starke Pumpenzüge Feuerschwamm, Baumwolle, Knallluft u. d. m. anzünden. Darauf gründet sich auch ein pneumatisches Feuerzeug. Wenn die Wärme-Capacität eines Körpers vermehrt, oder derselbe durch irgend eine Kraft genöthiget wird, aus der festen Gestalt in die tropfbarflüssige, oder aus dieser in die Gasgestalt überzugehen; so entzieht er den benachbarten Körpern so viel Wärmestoff, als er zu dieser Verwandlung nöthig hat, und es entsteht dadurch Kälte. Wird z. B. ein Salz in Wasser gelöst, so muß es flüssig werden, und in diesem Zustande einen Theil Wärmestoff binden; dadurch wird Kälte erzeugt, weil der vom Salze gebundene Wärmestoff für das Gefühl und Thermometer verschwindet. Was der Wärmestoff eigentlich sey, wissen wir nicht. Mehrere der angeführten Erscheinungen

führen auf die Vermuthung, daß Wärme und Licht einerlei Stoff sey, der, mit größerer Schnelligkeit, als Licht, mit minderer, als Wärme, fortgepflanzt werde. Andere haben geglaubt, daß die Wärme eine gewisse Erschütterung der Körper sey, die sich unserem Gefühle als Wärme kund thue, kälteren Körpern sich nicht mittheile, u. s. w. Allein alle diese Vermuthungen führen uns der wahren Kenntniß von der eigenthümlichen Natur des Wärmestoffs nicht um einen Schritt näher. Daß derselbe unwägbar ist und das Gewicht der Körper im luftleeren Raume nicht vermehrt, kann nur daher rühren, daß derselbe, seiner chemischen Verwandtschaften ungeachtet, von der Erdmasse nicht angezogen wird, worin das Gewicht der Körper einzig und allein besteht. Es ist daher möglich, daß es Stoffe gibt, die gar nicht von der Erde angezogen werden, und welchen daher die, allen andern Körpern gemeinschaftliche Schwerkraft mangelt, und daß Wärme- und Lichtstoff, Elektricität und Magnetismus solche Stoffe sind, die solchenfalls, wenn ihre kleinsten Theilchen keine Cohäsionskraft besitzen, durch den ganzen Weltraum sich ausbreiten müssen. Dieß mag sich nun so verhalten oder nicht, so erleichtert es doch die Erklärung aller durch die Wärme hervorgebrachten Erscheinungen, wenn man annimmt, daß der Wärmestoff ein besonderer, unwägbarer Stoff, wie das Licht, sey, welcher zu einer großen Anzahl von Körpern Vereinigungs-Verwandtschaft besitzt, und mit ihnen bald festere, bald losere Verbindungen eingeht. Der Wärmestoff vermehrt theils, theils verändert er die Vereinigungs-Verwandtschaften eines großen Theils der Körper, sowohl dadurch, daß er bei gewissen Temperaturen Verwandtschaften erweckt, die bei andern Temperaturen entweder ruhen, oder gänzlich aufgehoben werden. Für den ersten Satz spricht das alte chemische Sprichwort: Corpora non agunt, nisi soluta (nur aufgelöste Körper können auf einander wirken). Das will so viel sagen: daß feste Körper wenig oder gar nicht aufeinander einwirken; dann aber, wenn beide, oder wenigstens einer von ihnen flüssig wird, das Spiel der Verwandtschaft in Wirksamkeit tritt. Die Wärme des menschlichen Körpers, welche man auch Blutwärme nennt, weil die Ursache derselben von den Mehresten zunächst dem Umlaufe des Blutes und der dabei stattfindenden Reibung zugeschrieben wird, ist $29^{7}/_{10}$ Grad nach Reaumurs und 99 nach Fahrenheits Thermometer, welches man wahrnehmen kann, wenn man z. B. ein solches in den Mund nimmt, oder ihm auf andere Art die Temperatur des menschlichen Körpers gibt. Bei heftigen Graden der Kälte kann zwar jene Wärme vermindert werden, weil man Beispiele hat, daß Menschen erfrieren, gleichwohl können sie in Ländern aushalten, wo die Kälte zuweilen den Gefrierpunkt des Quecksilbers erreicht, wohl ihn sogar noch übersteigt. Bleibt die Blutwärme hierbei auch nicht auf dem gewöhnlichen Grade, so wird man sie doch nicht unter 22° finden, und noch geringer ist die Veränderung, welche bei hohen Graden der Hitze statt hat. Einige gelehrte Engländer stellten deßfalls verschiedene Versuche an, welche wir glauben mittheilen zu müssen. Fordyce ließ Zimmer durch heiße Wasserdämpfe erhitzen, und hielt im bloßen Hemde und hölzernen Schuhen 5 Min. lang in 90 Grad, hierauf 10 Min. in 110 Grad und dann noch 20 Min. lang in 120 Grad Hitze aus. Hierbei stand ein Thermometer unter seiner Zunge oder in seiner Hand auf 100 Grad, und dieß war auch die Wärme seines Harns. Der Puls machte 145 Schläge in einer Minute, die Adern waren sehr aufgelaufen und der Körper roth. Bei einem andern Versuche hielt er 15 Min. in 119 Grad und dann 15 Min. in 130 Grad Hitze aus; seine eigene Wärme stieg immer nicht höher als 100 Grad. In einem nicht durch siedendes Wasser, sondern durch einen eisernen Ofen geheitzten Zimmer, hielt eine ganze Gesellschaft 20 Min. lang aus, obgleich die Hitze 150 Grad erreichte und man die Kleider nicht abgelegt hatte. Nachher ertrug

man 198 Grad 10 Minuten lang. In den Zimmern konnte Niemand seine Uhrkette vor Hitze berühren, von dem Körper wurde sie etwas durch die Kleidung abgehalten. Einige schreiben die thierische Wärme dem Athemholen und der Wirksamkeit der Lungen zu, und stützen diese Meinung auf die Erfahrung, daß die Vögel, welche, gegen andere Thiere, die größten Lungen, auch vor allen andern die größte thierische Wärme haben. Andere nehmen an, bei der Verdauung der Nahrungsmittel und den übrigen Mischungsveränderungen der Säfte, werde ebensowohl Wärme entwickelt, wie außer dem thierischen Körper durch Auflösung, Mischung und Gährung. Auch für diese Meinung spricht eine andere Erfahrung, daß nämlich der Mensch bei vollem Magen der Kälte länger Trotz bieten kann, als bei leerem. Noch Andere halten die Erregung dieser Wärme für eine Wirkung der Nerven, und Manche schreiben dieselbe demjenigen von den Systemen, wofür sie sich erklären, ausschließlich zu, da es hingegen minder Eingenommene am wahrscheinlichsten finden, daß alle genannten Ursachen gemeinschaftlich mitwirken. Die Wärme auf der Oberfläche der Erdkugel ist verschieden sowohl nach der Breite oder Polhöhe und nach physischen Jahreszeiten, als auch nach der Höhe und nach der Beschaffenheit des Bodens. Sie hängt demnach zuerst ab von der Höhe der Sonne über dem Horizonte und von der Länge der Zeit, in welcher die Sonne auf die Erdfläche wirkt. Je senkrechter die Strahlen herabfallen und je mehr sie sich kreuzen; oder je länger und anhaltender sie die Erdfläche bescheinen, desto wärmer wird dieselbe, und diese Wärme theilt sie der Atmosphäre mit, welche selbst keine merkliche ursprüngliche Wärme von der Sonne zu erhalten scheint. Was Erde und Luft des Tages durch die Sonne an Wärme gewinnen, verlieren sie des Nachts wieder. Daher ist die größte Hitze immer erst des Nachmittags und die stärkste Kälte gegen Morgen. Zwischen den Wendekreisen, wo die Nächte den Tagen fast gleich sind, kann sich die Luft mehr abkühlen, als in unsern Gegenden, wo im Sommer die Sonne nur eine kurze Zeit unter dem Horizonte bleibt. Daher sind auch die Nächte in dem heißen Erdstriche sehr kühl. Das Land, von welchem die Sonnenstrahlen zurückprallen, erwärmt die Luft weit eher, als das Meer, welches die Strahlen verschluckt, wird aber auch weit leichter kalt. Die Wirkung der Sonne ist um den Sommerstillstand zwar am stärksten, da aber noch vier bis sechs Wochen die Erwärmung größer ist als die Abkühlung, so nimmt die Hitze zu. Der Unterschied zwischen den heißesten und kältesten Monaten innerhalb 20 Gr. vom Aequator ist meistens unbeträchtlich, nimmt aber zu, sowie die Breite größer wird. Zu Petersburg z. B. ist die mittlere größte Sommerhitze 79 Gr., die mittlere größte Kälte 25 Gr. unter dem Gefrierpunkte. Jede bewohnbare Breite empfängt eine Hitze von wenigstens 60 Gr. auf zwei Monate, zum Wachsthum und zur Reife des Getreides. Zweitens hängt der Wärmegrad der Erdfläche von der Höhe des Bodens über der Oberfläche des Meeres ab; denn die Luftschichten werden immer kälter, je mehr sie über die Oberfläche erhöht sind. Drittens wirkt die Lage und Beschaffenheit des Bodens, z. B. die Nähe der Wälder, des Meeres, die Richtung der Stromthäler und die Abdachung, der Mangel an Anbau, die morastige oder sandige Umgebung eines Orts, eine große Masse von Salztheilen u. s. w. auf die Lufttemperatur ein. Davon hängt das physische Klima eines Orts oder Landes ab. Im Allgemeinen ist die südliche Halbkugel beträchtlich kälter als die nördliche. So sind die Falklandsinseln unter 51 Gr s. Br. viel kälter als die Länder in unserer Hemisphäre unter demselben Breitenkreise, der mitten durch Deutschland geht. Die Berge des Feuerlandes, Staatenlandes, Südgeorgiens und des Sandwichlandes, die zwischen 54 und 59 Gr. südl. Br. liegen (mit denen also die britischen Inseln, Norddeutschland, Dänemark u. a. Länder gleiche aber nördliche Breite haben) sind, selbst im dortigen

Sommer, folglich beständig, bis an die Seeküste herab mit Schnee und Eis bedeckt. Um den 60sten Gr. der südl. Br. steht das Thermometer mitten im Sommer nie 5 Gr. über dem Gefrierpunkte, oft aber unter demselben; häufig fallen Schnee und Schlossen, und es friert nicht selten des Nachts. In der nördlichen Hemisphäre ist unter diesem Breitenkreise und noch weit nördlicher, eine Hitze von 75 bis 82 Graden. Nach Forsters sehr wahrscheinlicher Meinung ist der Mangel eines südlichen großen Landes die Ursache dieses Unterschiedes. Um den Nordpol liegen, bis über den 66sten Gr. der Br. hinaus, viele Länder, die bewohnt, zum Theil sogar bebaut sind und Früchte tragen. Hier erwärmen die vom Lande zurückprallenden Sonnenstrahlen im Sommer die Luft bis zu einem Grade, der der Hitze im heißesten Erdstriche wenig nachsteht. Auf der südlichen Halbkugel erreicht die Südspitze von Afrika nicht den 40sten Gr., die Südspitze von Neuholland nicht den 50. und die Südspitze von Amerika nicht den 60sten Gr. der Breite, und alle diese Continente laufen gegen Süden schmal aus. Außer diesen Landmassen liegen in den bemerkten südlichen Breiten nur einige kleine Inselgruppen. Die übrigen 30 Grade nach dem Südpole sind Wasser und Eis, bis auf kleine, vor Kurzem erst entdeckte, unwirthbare Felseneilande. Nun findet aber auf dem Meere kein Zurückprallen, Brechen und Kreuzen der Sonnenstrahlen statt, wodurch hauptsächlich die Luftwärme entsteht. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Sonne in den nördlichen Zeichen des Thierkreises acht Tage länger verweilt, als in den südlichen; folglich wird der Winter der südlichen Halbkugel um acht Tage verlängert, wodurch die Kälte, wie man berechnet hat, um den 11ten oder wenigstens beinahe um den 23sten Theil größer werden kann, als in der nördlichen Halbkugel.

Wärmemesser, Calorimeter, Eisapparat, ein Werkzeug, specifische Wärmen der Körper, durch Mengung und Beobachtung der Temperatur, zu bestimmen, indem man beobachtet, welche Veränderung darin durch jene Wärme hervorgebracht wird. Statt einiger früherer Methoden hierzu erfanden Lavoisier und la Place die bequemere, dieses Maß in der Menge des Eises zu finden, welche die, einem Körper entzogene Wärme zu schmelzen vermag, bei welchen Versuchen sie sich folgender Maschine von verzinntem Eisenblech bedienten. Der innere Raum derselben ist in drei Fächer getheilt, ein inneres, mittleres und äußeres, welche ringsum einander umschließen. Das innere Fach wird durch ein Gitter von Eisendraht begrenzt, welches von einigen eisernen Füßen getragen wird. Damit man es öffnen könne, hat es einen Deckel, der oben ganz offen ist und dessen Boden aus einem Drahtnetze besteht. Dieser Deckel läßt sich abheben, und so kann man den zu untersuchenden Körper in den innern Raum des Faches einlegen. Das mittlere Fach enthält das Eis, welches durch die Wärme des Körpers geschmolzen wird. Dieses Eis wird von einem Roste getragen, unter welchem ein Sieb befindlich ist; das abfließende Wasser läuft durch dieses Sieb in eine Röhre mit einem Hahne, durch den man es in ein untergesetztes Geschirr auslassen kann. Das äußere Fach endlich ist zur Aufnahme desjenigen Eises bestimmt, das die Wärme der Luft und der umgebenden Körper abhalten soll; das Wasser, welches davon abthaut, fließt in ein besonderes mit einem Hahne versehenes Rohr. Sehr wesentlich ist es hierbei, daß zwischen dem mittlern und äußern Fache keine Gemeinschaft stattfinde, weil sonst das von der äußern Wärme geschmolzene Wasser mit in die Röhre des mittlern Faches würde laufen können. Die ganze Maschine ist noch mit einem Deckel bedeckt, der oben offen ist, damit man Eis über seinen Boden legen könne. Um den Versuch anzustellen, füllt man das mittlere Fach, den Deckel des innern Fachs, das äußere Fach und der Deckel der ganzen Maschine, mit zerstoßenem Eise, wovon besonders das im mittlern Fache und innern Deckel wohl

gestoßen und stark eingedrückt werden muß, läßt alles wohl auslaufen, öffnet die Maschine, um den zu untersuchenden Körper hinein zu thun, verschließt sie wieder und wartet, bis der Körper völlig erkaltet und alles hinlänglich abgelaufen ist, worauf man das aus dem mittlern Fache geflossene Wasser wiegt. Die Körper liegen in einem blechernen Eimer oder gläsernen Kölbchen mit einem Korkstöpsel, durch welchen die Röhre eines kleinen Thermometers geht. Ist die Temperatur der äußern Luft über Null, so kann sie nicht an das mittlere Fach gelangen, weil sie von dem Eise der äußern verzehrt wird, beim Froste aber würde die kältere Temperatur durch die äußere Eislage dringen, daher man alsdann den Versuch in geheitzten Zimmern anstellen muß. Auch darf die Temperatur des gebrauchten Eises nicht unter Null seyn. Wenn die äußere Luft 9—10 Grad warm ist, so geht die kalte Luft des innern Fachs durch die Röhre, die das Wasser abführt, aus, und die Wärme dringt von außen durch die obern Theile der Maschine ein und schmelzt mehr Eis, als zerfließen sollte. Diesen schädlichen Luftstrom hindert man, wenn man den Hahn verschließt; besser ist es aber, die Versuche bei einer äußern Temperatur von 3—4 Grad anzustellen.

Wärmesammler, Feuersammler, Condensator, eine Vorrichtung, vermittelst welcher man die fühlbare Wärme beträchtlich anhäufen kann, wenn man die Sonnenstrahlen, oder auch die strahlende Hitze brennender Körper, durch mehrere parallele Gläser hindurch gehen läßt. Vermittelst der Glasglocken, unter welchen man Gewächse früher zeitigt, und der mehrfachen Fenster vor Treibhäusern, war man mit diesem Erfolge schon längst bekannt, ohne jedoch die großen Wirkungen zu ahnen, die sich aus Versuchen, in neuern Zeiten angestellt, ergeben haben. Herr von Saussure brachte in einen Kasten, durch welche die Sonnenstrahlen durch drei einander parallele Plangläser fielen, nicht nur das Wasser zum Kochen, sondern die Hitze noch 17¼ fahrenheitische Grade über den Siedpunkt. Durch Zusammensetzung von Gläsern und gläsernen Glocken wurden von andern noch mehrere ähnliche Apparate gemacht, und H. Ducarla versichert, mit seinem, aus Glocken zusammengesetzten, im Stande zu seyn, einen Kessel voll Eisen von mehr als 6 F. im Durchmesser in Fluß zu bringen.

Warschau (poln. Warszawa), die Hauptstadt des russ. Königreichs Polen und der Woiwodschaft Masovien (38° 42′ L. 52° 24′ N. Br.), in einer angenehmen Lage, am linken Ufer der Weichsel, hat 3 Meilen im Umfange, mit 300 meistens engen, dunkeln und schlecht gepflasterten, daher kothigen Straßen und Gassen, 3000 Häusern, wovon 198 hölzerne mit Ziegeldächern und 20?5 hölzerne mit Schindel- und Strohdächern, Dwareks genannt, und am Ende des J. 1829, ohne Garnison, 139.654 Einw., wovon 20.000 Juden. Sie zerfällt in die eigentliche Stadt (Alt- und Neustadt) und mehrere Vorstädte, von denen die Krakauer und die neue Welt die schönsten Theile der Stadt sind. Warschau ist nur zum Theil eine schöne und wohlgebaute Stadt, mit vielen prächtigen Gebäuden und Pallästen, zum Theil aber auch, besonders in den abgelegeneren Gegenden, sehr schlecht gebaut, und stellt ein treues Bild des früheren Zustandes des Landes dar, großen Reichthum und die bitterste Armuth, glänzende Palläste und elende Hütten, Luxus und Verschwendung, aber auch Mangel und Schmutz. An merkwürdigen Gebäuden finden sich: das ehemalige königl. Schloß, ein Viereck auf einer Anhöhe an der Weichsel; vor demselben steht auf einem hohen marmornen Fußgestelle die eherne und vergoldete Statue Sigismund III.; der sächsische Pallast, ein ungeheueres Gebäude mit einem Garten; der in einem edlen Style erbaute Krasinskysche Pallast mit einem großen geschmackvollen Garten, der Potozkysche, Brühlsche, Radzivilsche, Czartorinskysche und noch mehr als 100 Palläste polnischer Großen. Warschau hat 13 Klöster (wovon 4 Nonnenkl.)

mit Kirchen und außerdem noch 9 prachtvolle Kirchen, namentlich die St. Andreaskirche, die Alexanderkirche (seit 1820 aus den Beiträgen gebaut, die zu einem Triumphbogen gesammelt wurden, durch den das Andenken des ersten Einzugs Alexanders in Warschau ausgezeichnet werden sollte), die Kirche der 20 Missionäre mit einer trefflichen Bibliothek, die Piaristen-, Metropolitan-, Dominikaner und evangelische Kirche, das reform. Bethaus, das kathol. griech. Basilianerkloster, die altgriech. nichtunirte Kirche rc. Ferner sind merkwürdig die Münze, das Zeughaus, Zollhaus, 3 Theater, die Universitätsgebäude, große Kasernen; Marieville (eine Art Palais royal, das große Hospital, das Collegium u. s. w. Im Laufe des J. 1830 wird auf dem Hofe des Schlosses, worin der Großfürst Konstantin residirt, dem Fürsten Joseph Poniatowski ein prächtiges Denkmal errichtet. Warschau ist der Versammlungsort des Reichstages, der Sitz des Vicekönigs und der höchsten Reichsbehörden, eines Erzbischofs und Primas von Polen, Officialats, eines bischöfl. Appellations- und Profynodalgerichts rc.; hat eine Universität, im Mai 1818 eingeweiht, mit einem botan. Garten und Sternwarte, einem zoologischen und mineralog. Museum, einer Bibliothek von 150.000 B., wovon der polnische Theil 15.000 B., 7000 Incunabeln, 1260 Handschriften und die abgesonderte Bibliothek der medizinischen Fakultät 1261 Werke in 3488 B.; einer Sammlung von Pflanzen, Kupferstichen und Bildhauerwerken, Cabinette von Münzen und vaterländischen Denkwürdigkeiten, einem chemischen Laboratorium, physikal. und mathem. Apparat, einer Anatomie rc., 1828 mit 44 Prof. und 680 Studenten; ein geistl. Centralseminar, ein Lyceum, eine Militärakademie des Artillerie- und Geniewesens, eine königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften mit einer öffentlichen Bibliothek (1829, 108.400 Werke mit einer Sammlung von 89.000 Kupferstichen und Zeichnungen und 25 Pastellgemälden), eine Naturalien- und Münzsammlung, eine königl. ökonomische Ackerbaugesellschaft, eine physikal. Gesellschaft, ein Piaristengymnasium (mit einer Sternwarte, 1829. 750 Schüler), ein kathol. adeliges Collegium, eine kathol. akademische Schule, eine Hebammenschule, eine Kunstschule, eine Forstschule, 5 Schulen für den höhern Unterricht, 323 Elementarschulen, eine Taubstummenanstalt, ein musikal. Conservatorium (Institut der Musik und Deklamation). An Kunstsammlungen: ein Münzkabinet, eine Gemäldegallerie des Grafen Ossolinsky, ein Kunstmuseum im Potozkischen Palais; andere Kunstschätze, sowie die große Zaluskysche Bibliothek, sind nach Petersburg gewandert. An milden Stiftungen, außer dem großen Hospital, ein Militärhospital, ein Findelhaus, 2 Irren- u. 2 Krankenhäuser rc. Unter den Manufakturen und Fabriken finden sich (außer 7000 Handwerkern) Charten-, Tuch-, Leinwand-, chemische Farben-, Wagen-, Leder-, Tabaksfabriken, Eisengieß., Kattundruck., Porter- und Alebrauer., ein lithograph. Institut, 5 Buchhandlungen, 3 Kunsthandlungen für Musik rc. Warschau ist der Vereinigungspunkt des ganzen poln. Binnenhandels, durch die schiffbare Weichsel, auch durch 5 Banken und durch die Messe begünstigt. Man zählt über 50 größere Handelshäuser. Der Gesammtwerth aller auf den hiesigen Märkten in Geld umgesetzten Consumtionsartikel beträgt 24. Mill. poln. Gl. 1828 befahl der Kaiser Nikolaus, in Warschau eine Nationalbank zu errichten, die bestimmt ist, die Nationalschuld abzutragen und den Handel zu befördern. Dem Fremden bietet Warschau sehr viel Vergnügen und Unterhaltung dar. Das polnische, französische und deutsche Theater, der gymnastische Circus von Heka, das physikalische und phantasmagorische Cabinet von Michauld, Bälle, Redouten, Kaffeehäuser, mehrere öffentliche Gärten, die Alleen von Ujazdow, die schönen Lustörter und Schlösser Bagatelle, Belvedere und Lazienski mit öffentlichen Bädern rc., gewähren sehr

mannichfaltige Abwechslungen und machen Warschau auch in geselliger Hinsicht zu einem höchst angenehmen und interessanten Aufenthaltsorte. Nach dem kaiserl. Dekret vom J. 1824 mußten die Juden vom 1. Mai 1825 an die Hauptstraßen verlassen, und die entlegensten Theile der Stadt bewohnen; auch muß jeder fremde und einheimische Jude, der die Hauptstadt besucht, bei dem Eingangsthore eine Aufenthaltscharte nehmen und täglich mit 20 poln. Gl. bezahlen. Warschau gegenüber, am rechten Ufer der Weichsel, liegt die große Vorstadt Praga (s. d.), mit 3000 Einw., am 4. Nov. 1794 von den Russen unter Suwarow erstürmt und ganz zerstört, jetzt aber schön und regelmäßig wieder aufgebaut und mit Warschau durch eine Schiffbrücke verbunden. Eine Meile von Warschau, an einem Arme der Weichsel, liegt das vom König Johann III. erbaute Schloß Willanow; noch näher an der Stadt das Dorf Wola, welches fast durch lauter Gärten mit der Stadt zusammenhängt. Hier wurden sonst auf einem freien Platze die Könige gewählt.

Wartburg, ein altes Bergschloß, ½ St. von Eisenach, dem Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig, wurde 1067—72 vom Grafen Ludwig II. (dem Springer) erbaut. Sie war länger als 3 Jahrh. hindurch der Hauptsitz der Landgrafen von Thüringen und berühmt durch die Feier glänzender Turnier- und Ritterspiele (vrgl. d. folg. Art.). Bekanntlich ließ Kurfürst Friedrich d. Weise v. Sachsen den zu Worms in die Reichsacht erklärten Dr. Luther auf die Wartburg in Sicherheit bringen, wo er als Junker Jörge verborgen, vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522 lebte, und fleißig an der Uebersetzung der Bibel arbeitete. Noch ist im alten Ritterhause die Stube vorhanden, welche er bewohnte, und wo der Fleck vom Tintenfaß, was der rüstige Mann in der Hitze der Phantasie nach dem Gebild des Teufels warf, noch sichtbar ist. Die Wartburg wurde in einem Zustand erhalten, der ihre fernere Dauer sichert. Die Sammlung von alten Rüstungen, Waffen und Geschützen, welche das Zeughaus des Schlosses enthält, ist insonderheit bemerkenswerth. Der letztverstorbene Großherzog hat die Burg durch beträchtliche Baue noch verschönert. Von den Zimmern des Schlosses schweift das Auge über die nachgelegenen Gebirge und waldbewachsenen Felsengruppen hinweg und sieht den größten Theil des romantischen Thüringerlandes. S. Thons Beschreibung der Wartburg.

Wartburg (Krieg auf), eine der ältesten Dichtungen in deutscher Sprache, ein Wechselgesang, dem wenigstens geschichtliche Bedeutsamkeit in nicht geringem Maße zugestanden werden muß, so abweichend und dichterisch die Nachrichten auch lauten. Es soll nämlich unter den Dichtern, welche den kunstliebenden Landgrafen Hermann und seine Gemahlin Sophie zu umgeben und zu begleiten pflegten, ein lebhafter Kampf über Preiswürdigkeit zweier als Beschützer der Dichtkunst ausgezeichneten Fürsten auf des Landgrafen Residenz Wartburg sich erhoben haben, dessen Endergebniß dahin bestimmt wurde, daß der Besiegte mit dem Strange am Leben bestraft werden sollte. Heinrich v. Ofterdingen erhob feurig seinen großmüthigen Gönner, Herzog Leopold d. Sechste von Oestreich; und vergeblich versuchten seine Gegner, der tugendhafte Schreiber Heinrich von Rißbach, Biterolf oder Peter Olp und besonders Walter von der Vogelweide, alle ihre Künste gegen ihn. Wolfram v. Eschenbach und Reimar der Alte äußerten sich als Kampfrichter und Zeugen; der Sieg des Ofterdinger's mochte schon nicht mehr zweifelhaft scheinen, als sein Blick auf das schöne Auge der Landgräfin Sophie fiel und erstarrend daran haftete; so wurde er verirrt und unterlag; bei derselben hohen Frau, deren Schönheit ihn des Sieges beraubte, fand er rettenden Schutz gegen die Strafe, welche dem

Besiegten angedroht war. Aber er konnte nicht verschmerzen, daß ihm sein alter Sängerruhm durch offenkundigen Ausspruch entrissen werde und berief sich also auf die letzte Entscheidung des als Dichter, Zauberer und Schwarzkünstler hochberühmten Klingsohr. Ofterdingen reiste selbst nach Siebenbürgen, um ihn abzuholen; beide kamen (gegen das Ende des Jahrs 1207) auf der Wartburg an und es begann der zweite Theil des Dichterkrieges. Klingsohr kämpfet gegen des Ofterdingers Widersacher, fast ausschließlich gegen den ebenfalls gelehrten Wolfram von Eschenbach, in fast morgenländischem Style, mit Weissagungen und Räthseln, führet auch einen, mit bitteren Angriffen auf die Geistlichkeit nicht sparsamen bösen Geist Nasian redend ein und entscheidet zuletzt zu Gunsten Heinrichs von Ofterdingen. Ueber das seltsame Ereigniß mögen mancherlei dichterische Sagen in Umlauf gekommen, mehrfach ausgeschmücket und gedeutet worden seyn, wie schon aus der doppelten Gestalt zu schließen ist, in welcher die Manessische Sammlung und eine Jenaer Handschrift, in welcher sich auch die alten Melodien von den Dichtern selbst befinden, die Beschreibung desselben aufbewahrt haben; aber sie hat durch Mischung des Lyrischen, Didaktischen und Satyrischen einen eigenthümlichen Reiz, leget einen Schatz ungewöhnlicher Kenntnisse aus und gibt gehaltvolle Winke über Denkart und Sitten der damaligen Zeit. Die ganze Dichtung ist noch nicht vollständig fortlaufend gedruckt; nur einen Theil davon in der Manessische Sammlung und das Uebrige in Docen's Miscellaneen. Es wäre verdienstlich, dieselbe einmal ganz herauszugeben und die vielen Schwierigkeiten, welche besonders in der theol. Disputation Klingohr's und Eschenbach's vorkömmt, aufzuklären. Dabei müßten aber auch die ältern Melodien mit abgedruckt werden, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Musik geben.

Wartburgsfest, gefeiert am 18. Oktob. 1817. Nach dem Sturze Napoleons war der Wunsch in Deutschland nach festerer Verbindung der deutschen Völkerschaften in Krieg und Frieden fast allgemein herrschend geworden. Selbst die ehemaligen Studentenbunde auf den Hochschulen nahmen in diesem Bezug eine politische Färbung an, nicht ohne Mitwirkung einiger jener Männer, welche für die Befreiung Deutschlands vom französ. Joche sehr thätig gewesen waren. So zu Tübingen, zu Heidelberg und besonders zu Gießen. Ein anderer Verein in Darmstadt seit dem Ende des Jahres 1815, brachte im Frühjahre 1817 die Idee in Gang, die jedoch bald aufgegeben wurde, durch Unterschriften von allen würdigen deutschen Männern eine Art Ausdruck des Volkswillen für Errichtung eines deutschen National-Parlaments beim Bundestage und so den Fürstenbund mit einem Völkerbunde zu verbinden und damit Deutschlands Einheit zu begründen. Doch weder dieses, noch die Sammlung von Unterschriften zu einer Adresse an den Bundestag, wollte gelingen, worin um Einführung landständischer Verfassungen mit wesentlich gleichen Grundsätzen und mit vertragsmäßiger Beiziehung des Volks, gebeten werden sollte. So rechtmäßig auch dieß Begehren deutscher Nation war, und so wohlthätig auch die Folgen einer engern Verbindung der einzelnen deutschen Staaten seyn mußten, durfte es doch nicht gebilligt werden, daß die Jugend auf den Universitäten dasselbe durch etwas anders als durch ihre Wünsche unterstützte. Es war daher immer ein übereilter Schritt von jenen Männern, die Jugend in ein politisches Streben, das ihr ganz fremd bleiben soll, zu werfen. Um doch den Anfang mit Deutschlands Verschmelzung zu machen, entwarfen sie für die Universitäten eine Burschenschaftverfassung, wodurch die deutschen Jünglinge aller Gegenden für den Gedanken von Deutschlands Einheit vereint werden sollten. Diese Verfassung fand zuerst 1816 den 12. Juni in Jena und seit 1818 auf andern Hochschulen Beifall. Eine

Folge hievon war der Gedanke, alle protestantische Hochschulen in eine engere Verbindung zu bringen und eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu errichten. Zu diesem Zwecke schrieb man eine Feier auf der Wartburg aus, die am 18. Oktob. 1817 stattfinden sollte. Man wollte zugleich das Andenken der Reformation mit der Völkerschlacht bei Leipzig festlich begehen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar gab die Erlaubniß hiezu und verordnete selbst, daß die Bürger Eisenachs die Studirenden unentgeltlich aufnehmen sollten. Auch ward das zu den Oktoberfeuern nöthige Holz unentgeltlich geliefert und zur Erleuchtung der Wartburg eine Summe bewilligt. Als nun der Tag des Festes nahte, zogen von allen Seiten her die studirenden Jünglinge, 500 an der Zahl, mit Gesang in Eisenach ein. Hier versprach Jeder, sich aller Händel zu enthalten, und dem durch die Stimmenmehrheit ernannten Ausschusse, der das Fest ordnete, in Beziehung darauf Folge zu leisten. Es hatten sich namentlich eingezeichnet und zu den Kosten des Festes beigetragen, 463 von 19 Universitäten, darunter über 200 von Jena, 70 — 80 von Göttingen, 30 von Berlin, die übrigen von Erlangen, Gießen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und 2 von der katholischen Universität Würzburg, unter denen die Mehrzahl an dem Befreiungskriege thätig Theil genommen hatte. Außerdem erschienen einige von Halle, einige von Genf und mehrere ehemalige akademische Bürger aus freier Theilnahme; keiner aber von Greifswalde, Königsberg und Breslau. — Am 18. Oktob. früh um 6 Uhr rief das Geläute aller Glocken sämmtliche Studenten auf den Markt, von wo sie auf die Wartburg zogen. Hier ward in dem altdeutschen Minnesänger- oder Rittersaale, wo sich, außer den öffentlichen Behörden, vier Professoren aus Jena, G. Hofr. Schweitzer, Hofr. Oken, Hofr. Fries, Hofr. Kieser und mehrere Fremde versammelt hatten; die Feier des Tages mit dem Gesange: Eine feste Burg ist unser Gott, eröffnet. Darauf hielt Riemann, Student in Jena, Ritter des eisernen Kreuzes, das er am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance erworben, eine Rede, in welcher er im Namen Aller gelobte, „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend." Nach dem Gesange: Nun danket alle Gott, hielt Hofr. Fries, dazu aufgefordert, eine kurze Anrede; und die ganze Feier endigte sich mit dem: Der Herr segne uns! — Darauf vertheilte man sich auf dem Burghofe, wo man sich über die Art besprach, wie alle Spaltungen des akademischen Vereins in Landsmannschaften aufzuheben seyen (was Jena bereits gethan), um sämmtliche Hochschulen zu Einer Burschenschaft zu vereinigen. Auch Karl Sand war bei dieser Gelegenheit sehr thätig, den von der studirenden Jugend beabsichtigten Zweck dieses Bundes: eine edlere Bildung des deutschen Universitätenwesens, zu befördern. Noch sprach Hofr. Oken im Sinne der Rede, welche späterhin im Druck (Isis 1817, St. 195) erschienen ist. Darauf ward im Rittersaale gespeist, wo die Beamten des Festes der deutschen Freiheit, dem Andenken Luthers, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutschen Hochschulen Trinksprüche ausbrachten. Nach dem Mahle begab sich der Zug nach Eisenach in die Kirche, wo der Gen. Superint. Nebe den Festgottesdienst hielt. Zuletzt ward auf dem Markte ein Lied des Gen. Superint. Nebe abgesungen und ein Lebehoch ausgebracht. Damit schloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Augenblick dieselben durch irgend eine Uebereilung entweiht worden wäre. — Hierauf unterhielten sich mehrere Jünglinge mit Turnspielen bis zum Abend, wo der Fackelzug nach dem nahe gelegenen, unbewachsenen Wartenberge unternommen wurde, um daselbst, gemeinschaftlich mit dem eisenacher Landsturm, das Siegesfeuer der Oktoberschlacht anzuzünden. Die Studenten schlossen einen Kreis um die flammende Berghöhe. Es wurden Lieder ge-

sungen und ein Jenaer, Namens Radiger, hielt eine Rede, die das Gefühl der Begeisterung, ohne Leichtsinn oder Unbesonnenheit, aussprach, worauf die Feier des Tages mit einer Spende für die Armen beschlossen wurde. Die Meisten kehrten zurück. Die Professoren Kieser und Oken waren gar nicht auf dem Berge, sondern in der Stadt bei Freunden gewesen; Schweitzer war bereits nach Jena abgereist und Fries hatte den Berg, nebst der Mehrzahl der Studenten, gleich nach Rödigers Rede verlassen. Die Zurückgebliebenen zerstreuten sich an die auf dem Berge vertheilten Feuer. Nachdem die Führer und Vorsteher der Feier sich entfernt hatten, hätten sich entweder die Theilnehmer entfernen, oder doch Nichts mehr unternehmen sollen, was mit dem Feste in Beziehung stand; Muthwillen — denn wahrscheinlich war es nicht viel mehr — oder übel verstandene Vaterlandsliebe und vielleicht die Erinnerung, daß durch Luther die Reformation mit der Verbrennung der päpstlichen Bulle eigentlich begann, verleitete sie, eine auffallende Probe ihres deutschen Sinnes zu geben; sie warfen nämlich einige Sachen, welche nach ihrer Meinung jenen verletzten, ins Feuer. Es waren die Titel von 28 Büchern, und zum Theil die Bücher selbst; darunter: Dabelow: über den 13. Art. der deutschen Bundesakte; K. A. v. Kamptz: Codex der Gendarmerie; v. Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs; K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft; v. Cölln: vertraute Briefe; Saul Ascher: die Germanomanie; den Code Napoleon und Zachariä über denselben; Schriften gegen die Turnkunst; die Statuten der Adelskette; W. Reinhard: die Bundesakte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landstände; einige Schriften von Schmalz; die Alemannia und ähnliche. Außerdem wurden noch ins Feuer geworfen: ein Schnürleib, ein Haarzopf und ein Korporalstock. Zum Schluß sang man ein Lied und die Studenten zogen mit den Landsturmmännern gegen Mitternacht nach Eisenach zurück. Dieß Bücher-Verbrennen war allerdings tadelnswerth; es war polizeiwidrig, indem es weder im Plan der Feier lag, noch von der Behörde gutgeheißen worden war; überdieß zeugte es von Anmaßung und Unbescheidenheit und paßte durchaus nicht zu dem Geiste des Festes. Auf der andern Seite war es aber auch nicht wichtig genug, um jenes Geschrei zu erregen, was darauf erfolgte. Im Grunde ein lächerliches Autodafe, das weder dem Rufe der Schriftsteller schadete, noch etwas Criminelles, was man später darin finden wollte, an sich hatte. Das kecke Urtheil einer aufgeregten Jugend konnte unmöglich sich Aufsehen und Gewicht in den Augen des vernünftigen Deutschland erwerben. Außer dem angegebenen Hauptzwecke hatte das Wartburgsfest noch Nebenzwecke, die an sich löblich waren; man wollte durch allgemeine Einstimmung den Unfug der Landsmannschaften und Orden sowie die Duelle aufheben und die Jünglinge zu einem lebhaftern Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung begeistern. In jener Absicht versammelten sich die noch anwesenden Studirenden den 19. früh auf der Wartburg, wo man eine Rede von Fries vertheilte; auch sprachen Mehrere für die Aufhebung aller Landsmannschaften und für eine allgemeine Vereinigung, vorzüglich Carove von der Hochschule zu Heidelberg, dessen Rede in F. J. Frommanns Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg (Jena 1818) abgedruckt ist. Dieß machte einen solchen Eindruck, daß die eifrigsten Anhänger der Landsmannschaften zu jener Verbrüderung die Hand boten, und durch fast allgemeine Theilnahme an dem Mahle des Herrn, noch an demselben Tage in der Kirche zu Eisenach, ihre gegenseitige Aussöhnung besiegelten, worauf Alle Eisenach verließen. — Die falschen Nachrichten, welche mehrere öffentliche Blätter über das Fest verbreiteten, und eine an die Regierung in Weimar eingereichte „Denunciation der Wartburgsversammlung," welche das Verbrennen der Schriften, als einen

Frevel darstellte, veranlaßten gerichtliche Untersuchungen. Noch mehr reizte eine Erklärung des Hofraths Fries im Oppositionsblatt vom 24. Oktober, welche, jene falschen Gerüchte widerlegend, der Verbrennung der übrigen Schriften billigend gedachte, sowie die Maßmannische (nach schiefen Ansichten abgefaßte) Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg und Okens Isis, Bl. 195, „der Studentenfrieden auf der Wartburg," den Zorn der beleidigten Schriftsteller. Das letztere Blatt ward, wegen der Sinnbilder neben den Namen der verbrannten Gegenstände, unterdrückt und der Verfasser selbst in Untersuchung gezogen. Auch Hofrath Fries kam in Criminaluntersuchung, da sich aber ergab, „daß der Verdacht einer Theilnahme desselben an einer durch das Verbrennen der Schriften einiger Autoren verübten Majestätsbeleidigung verschwinde," so erkannte die Regierung den 29. Dezemb. 1817, „daß eine Criminaluntersuchung gegen ihn nicht statt finde." Endlich kam die Angelegenheit auch in der Conferenz des preuß. Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg und des östreich. Gesandten am berliner Hofe, Grafen von Zichy, mit dem Großherzog in Weimar am 14. Dezemb. zur Sprache; doch der Blick dieser Staatsmänner unterschied sogleich das Wesentliche des Wartburgsfestes von dem Unwesentlichen, was gegen die Anordnung desselben zu Mißdeutungen des Ganzen und zu Beschwerden Einzelner gegen Einzelne Anlaß gegeben. Der Bericht des großherzogl. Staatsministers, Freiherrn von Fritsch, an den Großherzog über das Fest auf der Wartburg (Allgem. Zeitung 1817, Nr. 855) rechtfertigte ebenfalls die Studirende in Jena. Dasselbe bezeugte der großherzogl. Staatsm., Graf von Edling, in seinem Rundschreiben vom 19. Dezemb. an sämmtliche großherzogl. Residenten bei den verschiedenen Höfen (Allgem. Zeit. 1818, Nr. 15), in welchem unter andern auch die Ueberzeugung des k. k. östreich. Gesandten angeführt ist, „daß die Sache nicht so sey, wie man sie dargestellt habe." (Vergl. Dokt. Kiesers Schrift: Das Wartburgsfest am 18. Oktob. 1817, Jena 1818, 146 S. 8.) Der Lärm, welchen das Wartburgsfest erregte, gab diesem in den Augen der Jünglinge eine Wichtigkeit, die es an sich nicht hatte und flößte ihnen ein Selbstgefühl ein, das leicht in Ueberschätzung ihres eignen Werthes und Ansehens überging. Man stempelte das Wartburgsfest zum Ausflusse eines politischen Geistes und Treibens, und die Universitätsjugend wurde dadurch für politische Gegenstände aufgeregt. Es bildeten sich jetzt überall Versammlungen studirender Jünglinge, worin mancher seltsame Plan zur Sprache gebracht wurde; als nicht nur eine volksthümliche deutsche Reichsverfassung, sondern sogar die Stiftung einer deutsch-christlichen Kirche. Das Verwerflichste war die wirkliche Berathung, ja zum Theil die Annahme des alle Moralität zerstörenden Grundsatzes; es gäbe Fälle, wo die gewöhnliche Sittlichkeit höhern Zwecken weichen müsse, und daß für den höchsten Zweck im Volke man jedes Mittel zu ergreifen berechtigt sey; diesen Satz, zu ihrem Lobe sey es gesagt, entzweite die Burschenschaft; der größere Theil verwarf ihn unbedingt. Bis dahin war Das, was geschehen war, eigentlich nichts Verbrecherisches gewesen, aber nun trat an einigen Orten diese Jugend mit erhitztem Gemüthe bis an die Außenlinien des Billigen und Gerechten. Sie fing jetzt an, bei der ihrem Alter eigenen Keckheit und Erfahrungslosigkeit, absprecherisch zu werden; fing an, ihren reizendsten Schmuck, die Bescheidenheit, einzubüßen, und zu vergessen, daß ihre Bestimmung nicht öffentliches Handeln sey, sondern erst Vorbereitung zu demselben durch Erwerbung von mannichfacher Einsicht, Erfahrungen, Welt- und Geschäftskenntnissen. Es war Zeit, einzulenken. Ein ehemaliges Mitglied des jenaer Vereines trat von demselben zurück, mit der Erklärung an die Unbedingten — so hießen Die, welche den obigen unmoralischen Satz in seiner ganzen Häßlichkeit unbedingt an-

nahmen — daß ihr Streben staatsumwälzerisch, dem Republikanischen zugeneigt sey; und Prof. Fries selbst, wie sehr er den Freisinn der Jugend liebte, warnte vor geheimen Verbindungen, vor eigenmächtigen Handlungen, und wollte, daß sie ihre Sache mehr wie den Gegenstand philosophischer Betrachtung, denn als eine politische Maxime nehme, und eher einer wissenschaftlichen Sekte als einer politischen Faktion gleiche. Indessen war die Gährung in den jungen Gemüthern. Wie isolirt sie auch zwischen den Völkern und Thronen mit ihren Idealen dastanden, schien ihnen doch in ihrer Welt Alles Einklang und Einheit. Sie glaubten, was sie liebten, und liebten, was sie glaubten. Trotziger erscholl im Winter von 1818 auf 1819 ihr Wort und Lied von Freiheit. Einer der Ihrigen forderte den bekannten Stourdza zum Zweikampfe, ein Anderer, Sand (s. d.), griff zum Meucheldolch. Diese That, dann Lönings, des Apothekers, Nachfolge (s. d. Art. Umtriebe demagogische) endete Alles. Solche Zeichen der Zeit, solche alles Recht zerstörende Verirrungen, konnten die Regierungen nicht unbeachtet lassen. Es erschienen die ihrer Form nach so genannten Bundestagsbeschlüsse vom 20. Septemb. 1819, und die mainzer Commission begann ihre Untersuchungen (s. d. Art. Umtriebe, demag.).

Warte, ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um sich umzusehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritter- und Fehdezeiten nannte man so die Wachtthürme, von welchen man die Gegend übersehen und die Annäherung irgend eines Feindes oder auch Reisender, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem solchen Thurme, der auch Schauthurm, Hochwacht genannt wurde, Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des Burgwarts, der davon seinen Namen hatte. Jetzt ist dieses Wort nur noch in der Benennung Sternwarte (Observatorium) gebräuchlich.

Wartegeld, eine Art Pension, welche man Denjenigen gibt, die zum Staatsdienste bestimmt und für fähig oder berechtigt dazu anerkannt sind, deren Eintritt in die wirkliche Dienstthätigkeit aber durch äußere Umstände aufgehalten wird. Die gewöhnlichsten Fälle sind Auflösung einer Staatsbehörde, eines Armeekorps, Abtretung einer Provinz, wobei man Denjenigen, welchen man für den Staatsdienst disponibel erhalten will, bis zur Wiederanstellung einen Interimsgehalt bewilligt.

Wartenberg (Franz Wilhelm), Cardinal, geb. 1593, war der älteste aus 8 Söhnen. Sein Vater war Ferdinand, Herzog von Baiern und Graf von Wartenberg; seine Mutter Maria von Pettenbeck. Schon frühe ward er den Jesuiten zu Ingolstadt zur Erziehung übergeben. Neigung führte ihn hier zur Theologie und diese ins Athenäum von Ingolstadt. Von hier begab er sich nach einigen Jahren nach Rom ins Collegium der Deutschen, aus dem er 1617 von Maximilian, Herzog von Baiern und später Kurfürst, abgerufen wurde, um die Stelle eines Präses des baierschen Consistoriums zu übernehmen. Als Friedrich von Hohenzollern den Cardinalshut empfing, übernahm Wartenberg die wichtigen geistlichen Aemter, welche von Hohenzollern früher bekleidet hatte. Kraft einer Bulle des Papstes Urban VII. ward er zum Coadjutor des Archidiakons zu Bonn, Cholin, ernannt, und als dieser 1629 starb, folgte er ihm ins Archidiakonat, in welcher Stelle er für die Immunität und die Aufrechthaltung der kirchlichen Disciplin im bonner und kölner Klerus manches Gute wirkte. 1622 trug er auf dem Reichstage zu Regensburg viel dazu bei, daß dem Herzog von Baiern der Kurfürstenhut übergeben wurde; nicht weniger beeiferte er sich, die katholische Ligue zu befestigen. 1625 starb der Cardinal von Hohenzollern und Wartenberg ward sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl von Osnabrück. Nachdem des Kaisers Krieger die Dänen aus seiner Diöcese

vertrieben hatten, war es sein erstes Geschäft, was ihm als Fürsten der Kirche auch Pflicht war, den Protestantismus zu verdrängen; doch ging er hierbei mit vieler Schonung zu Werke. Die Universität zu Osnabrück, welche von Karl dem Großen errichtet worden, und zu der damaligen Zeit in tiefen Verfall gerathen war, hob er vom Boden auf und begründete sie, sozusagen, von Neuem. Als der Herzog Georg von Braunschweig das kaiserliche Heer bei Oldendorff schlug, mußte Wartenberg mit Lebensgefahr nach Köln und von dort nach Brüssel fliehen. Bald darauf ward er von den Kurfürsten von Köln und Baiern an den wiener Hof gesendet, wo er die Heirath der ältern Erzherzogin mit dem Kurfürsten von Baiern beförderte. 1641 ging er zur Lösung eines Gelübdes nach Loretto und Rom. — Den Unterhandlungen des westphälischen Friedens wohnte er sowohl als erster Legat des Kurfürsten von Köln als auch seiner eigenen Diöcese bei. Der Friede raubte ihm Minden und Werden. 1648 ward er Präsul von Regensburg. 1659 erhob ihn der Papst Alexander VIII. auf Empfehlungsbriefe des Kaisers zum Cardinal-Presbyter. Er starb 1661 und ward in der Kathedralkirche zu Regensburg begraben. Wartenberg glänzte nicht bloß als Staatsmann, sondern auch als Literator; seine Schriften haben zur Kenntniß der damaligen Lage der Kirche und des Verhältnisses der Katholiken und Protestanten zu einander noch immer Werth. Sie enthalten meist die Geschichte der verschiedenen Synoden, auf denen Wartenberg thätig war, und die er oft durch seine höhere Einsicht leitete.

Wartenburg (Treffen bei) am 3. Okt. 1813. Der Plan der Verbündeten, Napoleon in die Ebenen von Sachsen zu locken und ihn dort zu umgarnen, konnte nur dadurch erfüllt werden, daß der Feldmarschall Blücher auf das linke Elbufer sein Heer herübersetzte und sich mit der Nordarmee vereinigte. Er marschirte daher am 16. Sept. aus dem Lager bei Bautzen, und zog, Pontons und alles zum Uebergange Erforderliche bei sich führend, über Kamenz, Elsterwerda, Herzberg und Jessen nach Elster, um bei Wartenburg über die Elbe zu gehen. Diese meisterhafte Bewegung wußte der Fürst schlau der großen franz. Armee zu verbergen. Als er aber an den Uebergangspunkt Wartenburg kam, fand er denselben durch den General Bertrand mit dem 4. franz. Corps und einem Theile des 7. besetzt. Napoleon hatte ihn dorthingesandt, um die kleinen Abtheilungen der Nordarmee, die Wartenburg gefährdeten, zu vertreiben und den Posten besetzt zu halten. Bertrand nahm eine vortheilhafte Stellung; Wartenburg im Centrum, lehnte er sich an die Dörfer Globig und Bloddin, vor sich eine durchschnittene buschige Gegend; zu seiner Fronte, die überdieß durch einen todten Arm der Elbe geschützt wurde, führten nur einige Dämme, welche mit Batterien besetzt waren. Die Preußen schlugen zwei Schiffsbrücken. York ging zuerst hinüber; ihm folgten Langeron und Sacken. York begann am Morgen den Angriff. Eine Brigade sollte auf das Centrum des Feindes dringen und bei Wartenburg Boden gewinnen, während eine andere unter dem Prinzen Karl von Mecklenburg Bloddin zu nehmen und den Feind rechts zu umgehen bestimmt war. Vorwärts Wartenburg entspann sich ein heftiges aber wenig entscheidendes Gefecht; doch eroberte die andre Brigade zwar mit bedeutendem Verluste Bloddin, manövrirte darauf rechts und drang bis Globig vor. In diesem Augenblicke rückten die 3 übrigen Brigaden des Corps, an deren Spitze sich der Generalmajor v. Horn gestellt hatte, gerade auf die feindliche Stellung an. Die Truppen, welche nur auf einem schmalen Damme zum Feinde gelangen konnten, begingen den Fehler, anstatt im Sturmschritte vorzubringen und den Feind mit dem Bajonnette zu werfen, sich auf's Feuern einzulassen. Die Batterien des Feindes, welche den Damm bestrichen, brachten ihnen daher einen unverhältnißmäßigen Verlust bei. Horn's Muth und

Geistesgegenwart machte den Fehler bald wieder gut; an der Spitze des 2ten Bataillons vom Leib-Infanterie-Regiment, welchem er zurief: „Ein Hundsfott, der noch einen Schuß thut!" stürmte er vorwärts und nahm in einem Anlaufe das Dorf mit der blanken Waffe. Bald wurde der Feind rechts und links umgangen und völlig zum Weichen gebracht; auf der Flucht stieß er auf die in seiner Flanke und seinem Rücken marschirende Brigade des Prinzen von Mecklenburg, welche ihn völlig in Unordnung brachte. Um 2 Uhr Nachmittags war der Sieg entschieden. Beide Theile waren beinahe gleich stark; die Preußen führten einige tausend Mann mehr ins Treffen; diese Mehrzahl ward aber durch die vortheilhafte Stellung, die, wenn Bertrand Zeit gehabt hätte, sie völlig zu benutzen, leicht den Uebergang hätte vereiteln können, mehr als aufgewogen. Die Franzosen ließen einige tausend Todte auf dem Wahlplatze und verloren überdieß 1000 Gefangene, 13 Kanonen, 80 Kriegswagen. Die Sieger büßten 70 Offiziere, 2000 Todte und Verwundete ein. Bertrand zog sich nach Wittenberg zurück, und der wichtige Zweck, Uebergang der schlesischen Armee über die Elbe und ihre Vereinigung mit der Nordarmee, war erreicht. York empfing zum Lohne seines Sieges den Ehrennamen: Graf York von Wartenburg. Das 2. Bataillon hatte den Kampf siegreich entschieden; als das Corps vor dem kommandirenden General vorbeidefilirte, grüßte er zwar alle Bataillonsführer; doch als das zweite ihm vorbeikam, zog er schweigend den Hut ab und bedeckte sich nicht eher, als bis es vorübermarschirt war. Eine einfache, aber herzerhebende Danksagung für die Tapferkeit der Krieger!

Warze, Veruca, ist ein unregelmäßiger Auswuchs auf der Hautoberfläche eines thierischen Körpers. Beim Menschen kommen sie am häufigsten auf der Hand und auch wohl im Gesichte vor und erreichen die Größe eines Hirsenkorns bis die einer Erbse; manchmal werden sie noch größer. Die Warze ist keine Verdickung des Oberhäutchens, der Epidermis, wofür man sie oft hält; sondern sitzt mit der Wurzel in der eigentlichen Haut (cutis); sie ist anfangs noch mit dem Oberhäutchen bedeckt, das sie später durchbricht und fortwächst. Sie sind also Produkte einer Ausartung des Bildungstriebes der Haut. Manche Menschen haben die Hände damit bedeckt; bei diesen liegt wahrscheinlich noch eine eigne Dyskrasie zum Grunde. Man vertreibt sie nur durch Zerstörung der Wurzel mittelst Ausschneiden, Brennen oder Aetzmittel. Manchmal sterben die Wurzeln von selbsten ab und die Warzen verschwinden.

Wasa, eine mittelmäßige See- und Handelsstadt im russ. Gouvernement Finnland, mit breiten geraden Straßen, dem verfallenen Schlosse Karlsholm, dem schönen Gustavsplatze, einem Schiffswerfte, hat gegen 5000 Einw., welche Schifffahrt und Handel mit Theer, Pech und Roggen treiben. Die Schiffe müssen in dem neuem Hafen Smultronören anlegen, da der alte ganz unbrauchbar ist. Der schwed. König Karl IX. legte sie 1606 an, und nannte sie nach dem Namen der königl. Familie. Seit 1809 ist sie, mit dem übrigen Finnland, an Rußland abgetreten worden — Wasa, ein alter Rittersitz in der schwed. Provinz Upland, 3 Meilen von Stockholm, das Stammhaus des Geschlechts, aus welchem König Gustav I. (s. d.) geboren war.

Wasa (Gustav), s. Gustav I.

Wasa-Orden, s. Schweden.

Waser (Johann Heinrich), ein durch sein tragisches Ende bekannter Schweizerpfarrer, aus Zürich gebürtig, zeigte schon in früher Jugend Talente und große Lust zum Lernen, aber auch eine gefährliche Eigenschaft des Herzens, da er sich leicht zum Zorn reizen ließ und sich oft einer blinden Rachbegierde übergab. Er wuchs, da er diese Leidenschaft nicht bezwang,

mit seiner Schlange im Busen auf, wurde zwar ein gelehrter Mann, aber führte auch fast immer seines Charakters wegen ein unruhiges und mißvergnügtes Leben. Er widmete sich dem geistlichen Stande; obgleich Politik einen größern Reiz für ihn hatte, beschäftigte er sich doch mit Naturkunde und Mathematik und wurde Pfarrer in dem Dorfe Kreutz. Da er bei der Untersuchung der Almosenrechnung mit den Unter- und Obervögten in Zwist gerieth, und diese beim Rathe in Zürich verklagte, ohne Beweise für seine Beschuldigungen vorbringen zu können, so wurde er seines Amtes entsetzt. Nun gerieth sein Unwille gegen die züricher Regierung in Feuer. Er nahm an den Begebenheiten seines Vaterlandes leidenschaftlichen Antheil, wodurch er einen Theil seiner Mitbürger wider sich aufbrachte. Als ein fähiger Kopf wurde er aber auch von einigen bedeutenden Männern in Staatsgeschäften gebraucht. Es schien jedoch, als wenn er, aus Haß gegen die Regierung, mehr wider, als für das Interesse seines Vaterlandes arbeitete, und dieses in eine allgemeine Verwirrung stürzen wollte. Man beschuldigte ihn dieser Absichten, besonders bei der Gelegenheit, als zwischen Frankreich und der Schweiz die Allianz erneuert wurde, und dann, als er, bei einem über dem züricher See zwischen den Cantonen Zürich und Schweiz entstandenen Prozesse, in öffentlichen Schriften die Partei des letztern gegen seinen vaterländischen Canton nahm. Ein Vorfall, der sich damals in Zürich ereignete, daß nach der Abendmahlsfeier mehrere Personen erkrankten, welches man einer Vergiftung des dabei gebrauchten Weines zuschrieb, wurde ihm ebenfalls Schuld gegeben; diese Beschuldigung konnte aber nie erwiesen werden. Waser, höchst erbost gegen sein Vaterland, suchte nun eine sehr wichtige Schrift aus dem züricher Archiv zu unterschlagen, die, wenn sie bekannt geworden wäre, seinem Vaterlande zum Schaden hätte gereichen können. Dieß zog ihm eine strenge Verhaftung zu, und ein langwieriger Prozeß über sein Verbrechen begann. 21 seiner Richter erkannten ihn endlich der Landesverrätherei für schuldig und sprachen das Todesurtheil über ihn aus; 18 hingegen stimmten für seine Loslassung. Allein die Stimmenmehrheit entschied sein Schicksal. Die Zumuthung, seine Obrigkeit um Gnade zu bitten, verwarf der Unglückliche mit unbeweglicher Hartnäckigkeit. Die letzten Stunden war Lavater sein Gesellschafter. Er ging mit Entschlossenheit zum Richtplatze und ward enthauptet den 27. Mai 1780. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: Historisch-diplomatisches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden, auch einzelner Begebenheiten der Heiligen- und Weltgeschichte, mit Kupfern und Tabellen (Zürich 1779. Fol.). Auch haben wir von ihm eine gelungene Uebersetzung Luzians aus dem Griechischen (Zürich, 1769—73. 4 Thle. 8.).

Wasgau, s. Vogesen.

Washington (George), Nordamerika's erster Bürger, Feldherr und oberster Beamter, Sohn eines reichen Pflanzers in Virginien, geb. 1733. Er ward in des Vaters Hause erzogen und studirte eifrig altröm. Sprache, Geschichte und Mathematik, letztere war seine Lieblingswissenschaft. Auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptstadt Virginiens, vervollkommnete er seine Kenntnisse. Hierauf ward er Landmesser und trat wie andere Staatsbürger unter die Miliz. Schon in früher Jugend gab er edle Proben von Geist und Muth, zumal in dem engl.-franz. Kriege (1752), der über die streitigen Grenzen am Ohio sich entspann. 1752 wurde er von dem brit. Gouverneur nach dem Ohio gesandt, um mit dem dort befehligenden franz. Offizier zu unterhandeln. Er mußte unverrichteter Sache zurückkehren, hatte sich aber bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnisse der Umstände verschafft. W. ward nun als Major mit 300 virg. Milizen gegen die neuen Befestigungen am Ohio abgeschickt und bewies sich als einen Mann

von großen Fähigkeiten und vielen persönlichen Muth. Im März 1754 schlug er einen Streithaufen der Franzosen und Indianer bei Redstone. Im folgenden Jahr ward er Oberst und Adjutant des Generals Braddon und zeichnete sich an der Spitze einer Schar Virginier als geschickter Parteigänger aus. Aber noch vor der Beendigung des Krieges trat Washington (1759) in das stille Leben des Pflanzers zurück, heirathete eine reiche Erbin und widmete sich ganz den bürgerl. Geschäften und den Wissenschaften. Doch die 1773 wider England ausgebrochenen Bewegungen (s. Vereinigte Staaten) riefen ihn wieder auf den öffentlichen Schauplatz. Voll patriotischen Eifers rief er jetzt die virgin. Männer zur Fahne des Vaterlandes, und bildete, sein eigenes Vermögen verwendend, eine ansehnliche freie Kriegsschar. Schon war sein Verdienst so anerkannt, daß der zu Philadelphia versammelte Kongreß ihn am 10. Mai 1775 einmuthig zum obersten Feldherrn des vereinigten Heeres ernannte. Schwere Mühen, bittere Sorgen, herbe Prüfungen, begleiteten den so verhängnißreichen Ruf. Mit frisch zusammen gebrachten, kaum gehörig bewaffneten Streitern, größtentheils ohne Kriegserfahrung und Disciplin, ja, als freiwillig dienend, wenig geneigt zur Subordination, bestund Washington den Kampf gegen die bestgeübten und bestgerüsteten Truppen von der Welt, unter kriegsgewandten Häuptern und versehen mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen zu verschaffen den reichen Britanniern leicht war, während er, von Geldnoth gedrückt, den Seinigen oft nicht die Nahrung, noch öfter den Sold nicht reichen konnte, in fortwährender Gefahr, mit einem Schlage Alles zu verlieren, auch nicht selten vom Unglück verfolgt, in fast verzweiflungsvoller Lage, doch hohen Muthes und ungebeugter Kraft der Seele, vorsichtig, wachsam, zu gelegener Zeit auch feurig und heldenkühn, doch niemals vermessen, niemals berauscht durch's Glück. Durch Bescheidenheit, Edelmuth und die an Tapfern zehnfach schöne Milde erschien der bewunderte Held auch werth der Liebe; und damit kein Ruhm ihm fremd bliebe, so verband er wie die Gefeiertesten der großen Alten, mit den Talenten des Kriegers auch jene des Staatsmannes, mit den öffentlichen Tugenden des Patrioten und Republikaners auch alle Privattugenden des edelsten Menschen. — Im Frühling d. J. 1776 rückte Washington an der Spitze seiner Scharen gegen den brit. General Howe und nöthigte ihn, Boston zu verlassen; aber die folgenden Kriegsbegebenheiten dieses Jahren fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus. Washington ward durch Neujersey bis über den Delaware zurückgetrieben. Howe nützte indeß seine Vortheile wenig, ja er gab in seiner stolzen Nachlässigkeit Blößen, welche der wachsame Gegner glücklichst benutzte. Am 25. Dezember überfiel Washington einen hess. Heerhaufen bei Trenton und hob ihn auf. Bald nachher (8. Jan. 1777) zerstreute er bei Princetown einige brit. Regimenter. Durch beide Vorfälle wurde der Muth der Amerikaner neu gekräftigt. Aber Howe, verstärkt durch beträchtliche Truppensendungen aus Europa, erneuerte den Kampf. Washington, für jetzt auf den Vertheidigungskrieg beschränkt, trotzte durch treffliche Wahl der Stellung allen Versuchen des Feindes. Die Gefangennehmung eines engl. Heeres unter Bourgoyne (17. Okt. 1777) bei Saratoga und der Beistand Frankreichs gaben der Sache Amerika's ein größeres Uebergewicht. Endlich entschied den Kampf die Gefangennehmung von 6000 engl. Krieger unter Lord Cornwallis bei Yorktown (19. Okt. 1781), ein Sieg, der Washingtons Feldherrntalent verewigt hat. Von dieser Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen, und knüpfte Unterhandlungen an, welche den pariser Frieden (3ten Sept. 1783) zur Folge hatten. Die Unabhängigkeit der Amerikaner wurde von England anerkannt. Washington legte nun die Befehlshaberstelle nieder, ging, von dem Danke und der Achtung seiner Mitbürger begleitet, auf seinen Landsitz Mount-

Vernon in Virginien zurück und verlebte hier einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, ward im September 1777 ein Convent zu Philadelphia versammelt und Washington einmüthig zum Präsidenten desselben berufen. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende Verfassung der vereinigten Staaten, in deren Gemäßheit 1789 ein neuer Congreß zusammenberufen und Washington zum Präsidenten desselben auf die festgesetzten vier Jahre und nach Verfluß derselben zum zweiten Mal wieder gewählt wurde. Er verwaltete den Staat mit Weisheit und Würde. Es ist Thatsache, sagt Bristed, daß die vereinigten Staaten in der achtjährigen Periode der Verwaltung Washingtons, aus der tiefsten Nationalzerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß, sich auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehens, des innern Wohlstandes und des Ruhms erhoben. Der öffentliche, vorher gänzlich vernichtete Credit lebte wieder auf; das Vertrauen kehrte in die fast aufgelösten Privatverbindungen zurück; der gelähmte Handel ward frei und umspannte die alte und die neue Welt; die Nationalschuld, welche schon durchgestrichen zu seyn schien, erhielt eine sichere Bürgschaft und jeder Gläubiger volle Sicherheit; das Staatseinkommen wuchs mit dem Wohlstande und dem Fleiße des Volks, ohne auf beiden zu lasten; der Rechtsgang fand die freie und sichere Bahn des Gesetzes; der Charakter des Volks entfaltete sich zu einem edlen Bürgerthume, und Europa sah mit Erstaunen diese wundervolle Schöpfung, das Werk der von Washington gegründeten und in das Leben eingeführten Verfassung. Ungeachtet dieser Verdienste, die Washingtons Namen in der Geschichte der Menschheit unsterblich machen, mußten unverdiente Beschuldigungen, die der Parteigeist in den letzten Jahren gegen ihn erhob, bittere Gefühle in ihm erregen. Als sein Amt als Präsident (1797) geendigt war, zog er sich wieder auf sein Landgut zurück, wohin er das Bewußtseyn redlich erfüllter Pflichten und den Beifall aller Guten mit sich nahm. Er starb hier am 14. Dez. 1799 in einem Alter von 67 Jahren und ward in seinen Garten zu Mount-Vernon begraben. Sein Tod ward in den vereinigten Staaten mit aller Feierlichkeit und selbst im Auslande betrauert. Die Bundesstadt, die seinen Namen führt, wird sein Andenken erhalten. In seinem Testamente gab er allen seinen Sklaven die Freiheit und vermachte beträchtliche Summen zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder. So lange Civilisation und Humanität ein Reich oder eine Stätte auf Erden haben, so lang die Ideen Freiheit und Vaterland ein Werth behalten und geschichtliche Ereinnerungen unter den Menschen leben werden, so lange wird Washington's Name im Tempel des Ruhmes stehn. Marshall und Bancroff haben sein Leben beschrieben. S. auch Jösch: Washinton und die nordamerikanische Revolution (Gießen 1817). Jared Sparks gibt die in Mount-Vernon hinterlassenen Papiere Washington's u. d. T.: The works of G. Washington mit Anmerk. in 8—12 Bde. Boston 1828 heraus.

Washington, die Haupt- und Bundesstadt des nordamerik. Freistaats (301° 2′ 30″ O. L. 38° 53′ N. Br.) auf einer von zwei Armen des Potowmak gebildeten Landzunge im Distrikt Columbia (4¾ QM. mit 34.000 Einw.), welcher 1790 von den beiden angrenzenden Staaten Virginien und Maryland, als im Mittelpunkte des ganzen Staates liegend, der Union zur Anlegung einer gemeinsamen Bundesstadt, die nur unter den Gesetzen des Congresses steht, überlassen wurde. Bis jetzt besteht fast nur noch die Anlage zu einer Stadt; alle Straßen durchschneiden sich rechtwinklig und sollen nach den Namen der Staaten benannt werden; da, wo sie sich schneiden, sind Plätze, worauf Statuen und Denkmäler errichtet werden sollen. Hauptgebäude sind: das Capitol, seit 1814, wo es die Engländer zerstörten, prächtiger

wieder hergestellt; es steht in der Mitte der Stadt, auf einem Hügel und hat 263 F. Front; ihm gegenüber wird Washington's Bildsäule zu Pferde errichtet; der Pallast des Präsidenten, vier Ministerialwohnungen, eine Kaserne und ein Fort. Zu einer gelehrten Anstalt ist ebenfalls ein schönes Gebäude errichtet. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 14.000, größtentheils Katholiken; dann Episkopalen, Presbyterianer. Es scheint nicht, als ob die Stadt schnell aufblühen werde. Washington ist der Sitz des Congresses, des Präsidenten, des höchsten Gerichtshofs und aller Centralbehörden. Es hat 12 Kirchen, mehrere Schulen, Buchdruckereien, eine Bibliothek, ein Hospital für Matrosen, ein Zeughaus, Columbiainstitut, mediz. Gesellschaft, botan. Gesellschaft, Sternwarte, botan. Garten, amerik. Gesellschaft zur Verbreitung der Civilsation unter den indischen Stämmen Nordamerika's, Gesellschaft zur Beförderung der Industrie, Gesellschaft zur Anlegung von Colonien von farbigen Menschen an den Ufern des Sherborough im S. von Sierra Leona unter engl. Schutz (die mit Ackergeräthschaften, Schul- und Religionslehrern versehen werden; 1817 gebildet), viele Handwerker, beträchtlicher Handel. In der Nähe sind Stein-, Marmor-, Kalkstein-, Schieferbrüche, Steinkohlen, im Potowmak (dessen östlicher Arm bis nach Georgtown, einer Vorstadt von Washington, für große, schwer beladene Schiffe und mittelst Schleusen für minder große noch 100 engl. oder 20 deutsche Meilen nach seiner Quelle aufwärts schiffbar ist) fischt man Heringe, Störe, Meergrundel, Hechte, Hornhechte, Karpfen, 6 Barsenarten, Meerwölfe ꝛc. An demselben Hauptstrom, der eine Rhede bildet, und nur durch den Rockbach von Washington getrennt, liegt die Stadt Georgetown, in 300 Häusern 7360 Einw., mit einer kathol. Universität, Schifffahrt, Handel mit Tabak, Holzwaaren ꝛc. Hier ist der Hafen von Washington. Dabei liegt Alexandria sonst Belhaven, an der rechten Seite des Potowmak, 8250 Einw., Schiffbau, starker Handel, der über eine Mill. Doll. Waaren ausführt.

Washington=Inseln, oder die neuen Marquesasinseln. Diese Gruppe, nordwestlich von den Mendozainseln liegend, unter 9° 30′ — 7° 50′ S. Br. u. 139° 5′ 30″ — 140° 13′ 00″ W. L., wurden 1791 von Ingraham, Kapitän des amerik. Schiffs Hope aus Boston auf seiner Fahrt von den Mendozainseln nach der Nordwestküste von Amerika entdeckt. Einige Wochen später entdeckte sie auch der franz. Seekapitän Marchand und nannte sie Isles de la Révolution. Der brit. Kapitän Vancouver, der sie 1792 besuchte, gab ihnen nach seinem Freunde Hergest den Namen Hergest Islands. 1783 wurden diese Eilande von dem amerik. Kapitän Roberts besucht, der ihnen den Namen Washington=Inseln gab. Die größte dieser sehr felsigen und hie und da schön bewaldeten Inseln ist Nukahiwa (s. d. Art.). Die andern heißen: Uahuga, Uapoa, Lincoln, Mottuaity, Hiau und Fattuuhu. Der großen Hitze ungeachtet, ist das Klima sehr gesund. Die Bodenerzeugnisse sind: Kokospalmen, Bananen, Brotfruchtbäume, Papiermaulberstauden, Tarowurzeln, Pfefferpflanzen. Die Einwohner werden von keinen andern Insulanern des großen Ozeans an körperlicher Schönheit übertroffen. Sie sind durchgängig von hohem Wuchs und sehr wohl gebaut. Dabei sind sie im Besitze einer nicht zu zerstörenden Gesundheit. Die Kunst des Tättowirens (s. d. Art.) hat man wohl nirgends auf einen solchen Grad von Vollkommenheit gebracht, als hier. Es ist eigentlich eine Malerei verschiedener Figuren auf dem Körper, bei welcher die durch feine Streifen zum Bluten aufgeritzte Haut mit einer beliebigen (gewöhnlich schwarzen) Farbe eingerieben wird. Den Charakter dieser Insulaner schildert von Krusenstern uns im Ganzen als abscheulich. Sie essen Menschenfleisch. Ihre Wohnungen bestehen aus Bambusrohr; ihre Waffen in Streitkolben, Spießen und Schleudern. Die neueste Beschreibung

ist vom amerik. Kapitän Poter (in seinem Journal of a cruise made to the pacific ocean 1812 — 14, Neu-York 1825, 2 Bde.). Poter nahm diese Inseln für die vereinigten Staaten in Besitz, ohne dazu beauftragt zu seyn.

Wassanah ist eine, erst seit 1816 durch einen arabischen Kaufmann, Sidi Hamet, aufgefundene Stadt, beinahe zwei deutsche Meilen im Umfange, im Innern von Afrika, 60 bis 70 Meilen südöstlich von Tombuktoo (eigentlich Tombuctoo). Auf der Südseite fließt der große Strom Zadi vorüber. Die Stadtmauern sind stärker und höher als die zu Tombuktoo, und bestehen aus großen, ohne allen Mörtel auf einander gelegten Steinen. Die Stadt ist viereckig, hat auf jeder Seite ein großes Thor und besteht aus niedern Hütten, ebenfalls von Steinen ohne Mörtel, gebaut, mit Dächern aus Rohrstäben gefertigt, über welche breite Palm- oder andere ähnliche Baumblätter gelegt werden. Zwischen diesen niedern Hütten befinden sich enge Durchgänge. Das königliche große und hohe Wohnhaus hat ebenfalls eine viereckige Gestalt, ist aber aus Steinen, die mit einer kalkähnlichen, jedoch nicht so harten weißen Masse zusammengefügt sind, erbaut. Die Stadt zählt ungefähr doppelt soviel Einwohner als Tombuktoo, wenigstens besteht ihre Anzahl aus mehr als 300.000 Seelen. Der König führt den Titel Oleboo, d. h. guter Sultan, trägt ein weißes Hemde, lange orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose, und einen rothen Kaftan mit Aermeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen seidenen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt wird. Er reitet auf einem Ilfement (schwarzen Elephanten), ein Thier, welches dreimal höher als das größte Kameel ist. Der Charakter dieser schwarzen Einwohner von Wassanah ist gastfrei, gutmüthig und ehrlich, wenigstens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel bestehen aus Gerste, Reiß, Milch und Fleisch. Gottesdienstliche Gebräuche scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu seyn. Vom Lesen und Schreiben haben sie gar keine Kenntniß, wohl aber einige von der Schifffahrt, die sie auf dem großen Fluß mit Böten von ausgehöhlten Baumstämmen, die 15 bis 20 Neger fassen, betreiben. Sie tauschen für Sklaven Elephantenzähne, Edelsteine, Gold und Schalthiergehäuse, andere auch europäische Waaren ein. (S. James Rileys Reise, die 1817 in London erschien.)

Wasser. Diese bekannte in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitete tropfbare Flüssigkeit, zeigt sich in reinem Zustande, wo sie nicht mit andern fremdartigen Stoffen vermischt ist, völlig farbenlos und durchsichtig ohne Geruch und Geschmack; unentzündlich besitzt sie alle Eigenschaften einer tropfbaren Flüssigkeit und folgt in Absicht auf Druck und Bewegung den Gesetzen tropfbarflüssiger Körper. In dieser flüssigen Gestalt fällt es aus der Atmosphäre als Regen (s. d.) herab, sammelt sich unter der Erdfläche in den Brunnen an, bildet Bäche, Flüsse und endlich das Meer. In eben dieser flüssigen Gestalt löset es aber auch mancherlei Stoffe auf und ist daher im natürlichen Zustande nicht ganz rein (s. Mineralwasser) — Schon früh hielt man es für einen einfachen Urstoff (Element), bis man später (wie schon Newton aus der lichtbrechenden Kraft desselben geschlossen hatte) durch die nähere Kenntniß des Wasserstoffgases ein Zusammengesetztes darin erkannte. Die Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers gehört dem Engländer, Heinrich Cavendish der 1781 durch seine Versuche darauf geführt wurde. Sie wurde durch die franz. Chemiker, besonders Lavoisier, Bucquet, Fourcroy, Vauquelin bestätigt. Man fand, daß reines Wasser aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas besteht, und zwar, wie neuere genaue Versuche ergaben, von jenem 11,06 und von diesem 88,94 Gewichttheile enthält. Es wurde nämlich Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in Apparaten verbrannt, wo man das Gewicht

der Gasarten vor dem Verbrennen mit dem Gewicht des dadurch erhaltenen Wassers und des übrig gebliebenen Gases genau bestimmen konnte, und fand jedesmal, daß das erhaltene Wasser so viel, als die verschwundenen Gase wog. Einige neuere Naturforscher sind durch die elektrischen Erscheinungen veranlaßt worden, wieder zu der ältesten Ansicht, daß das Wasser ein Element sey, zurückzukehren, indem sie das indifferente Wasser sich durch die beiden Elektricitäten (s. d.) in jene beiden, einander polarisch entgegengesetzten Stoffe umwandeln lassen. — Unter den natürlichen Wässern ist das Regenwasser, das mit der gehörigen Vorsicht gesammelt worden ist, noch das reinste. Durch Destillation kann indessen das Wasser völlig rein, und von fremdartigen Stoffen befreiet dargestellt werden. Der flüssige Zustand des Wassers ist nur zufällig, denn sobald es in eine Temperatur gesetzt wird, die unter den 32° des Fahrenheitschen, oder den 0 Punkt des Reaumurschen Thermometers ist, verliert es seinen Wärmestoff und wird zu einem festen Körper, den man Eis (s. d.) nennt. Setzt man dieses Eis wieder dem Einfluß einer wärmern Temperatur aus, so geht es wieder in den Zustand des tropfbarflüssigen Wassers über. Im flüssigen Zustande wird das Wasser, wie alle bekannte Körper, durch größere Wärme mehr ausgedehnt, aber der Gang dieser Ausdehnung ist sehr ungleich, und beim Gefrieren selbst dehnt sich das Wasser vielmehr durch die Abnahme der Wärme aus. Diese Ausnahme von den für die Einwirkung des Wärmestoffs auf flüssige Körper bestehenden Regeln ist von großer Wichtigkeit; denn wenn sie nicht statt fände, so würde ein großer Theil der kältern Erdstreiche ganz unbewohnt bleiben. Das Wasser würde nämlich im Winter bald, selbst in den größten Seen, bis zum Nullpunkt und darunter abgekühlt werden, und seiner ganzen Masse nach auf einmal erstarren. So aber sinkt das Wasser, sobald es bis zu 3½° abgekühlt ist, in den Seen zu Boden, und wenn endlich die ganze See diese Temperatur angenommen hat, so kann nur die Oberfläche derselben noch unter diesen Grad abgekühlt werden, weil nun das kältere Wasser leichter als das warme ist, und weil das Wasser, wie alle tropfbaren Flüssigkeiten, den Wärmestoff sehr langsam leitet. Der Grund der Seen behält die angegebene Temperatur von 3½° und das Wasser, das aus ihnen ausfließt, ist stets 3 bis 4 Grade über dem Boden der Flüsse, daher selbst in den kältesten Wintern Ströme uud Bäche selten bis auf den Boden gefrieren. Wird das Wasser von 3½° an erwärmt, so dehnt es sich allmählig aus, bis es unter 80° zu sieden anfängt. Einige Augenblicke vor dem Sieden hört man zuweilen einen tönenden Laut, der daher rührt, daß die Blasen von Wassergas, die sich auf dem Boden bilden, während des Aufsteigens sich abkühlen und verdichten, wodurch ein luftleerer Raum entsteht, der vom Wasser ausgefüllt wird. Sobald die ganze Wassermasse die Temperatur von 80° angenommen hat, steigen die Dämpfe empor und es entsteht das gewöhnliche Geräusch des Siedens. Der Wasserdunst folgt bei seiner Ausdehnung durch die Wärme den gewöhnlichen Gesetzen der Gasarten. Er hat einen so hohen Grad von Elasticität, daß er, in die stärksten Gefäße eingeschlossen, dieselben bei steigender Hitze zersprengt. Auf dieser Eigenschaft des Wassergases beruht der Mechanismus der Dampfmaschine (s. d.). Dem unsichtbaren Wasserdunst wird durch kalte Körper die Wärme entzogen, indem er sich in dem Verhältniß der Abkühlung verdichtet und sichtbar wird. Darauf beruht die Theorie der Bildung der Wolken, des Dampfes, der Nebel und andrer meteorischen Erscheinungen. Daher sehen wir den Hauch in kalter Luft, und daher beschlagen kalte Körper in warmen Zimmern. — Meteorwasser nennt man das durch die Luft aufgelöste und in Dunstform in die höhern Regionen geführte Wasser, das sich durch die Einwirkung der höhern und kältern, oder der hin=

zuströmenden Luftschichten ein wenig verdichtet, in kleine Dampfbläschen umgewandelt werden, und bei stärkerer Verdichtung sich wieder auf die Erde ergießt. Es erscheint als Regen, Nebel, Thau, Schnee, Reif, Hagel. Es ist dem destillirten Wasser gleich, da aber die Atmosphäre bei nicht feuchter Witterung mit unzähligen Staubtheilchen und im Sommer mit Insekten, Gesämen und Blütentheilchen angefüllt ist, durch die strömende Bewegung der Luft und Winde Stoffe verschiedener Art aus sehr entfernten Gegenden herbeigeführt werden, und das Wasser fast alle Stoffe auflöst, so hängt die Reinheit des Meteorwassers von Zufälligkeiten ab, und nach Maßgabe solcher zufälligen Umstände wird man daher in den Meteorwassern auch verschiedene beigemischte Stoffe entdecken. — Alles Wasser auf der Erde (das tellurische Wasser) verdankt seinen Ursprung dem Meteorwasser, das in den oben genannten Formen, und zwar am häufigsten als Thau und wässeriger Nebel, auf die Erde fällt, und theils über die Oberfläche wegrinnt, theils von der Dammerde eingesogen wird, oder sich in die Klüfte und Spalten der Gebirge senkt. So scheint das auf unserm Planeten befindliche Wasser in einem steten Kreislaufe zu seyn, da es bald als Dampf in die Luft aufsteigt, dann von den, vermöge ihrer Dichtigkeit, kältern Höhen und Berggipfeln angezogen und zu Quellen wird, bald als Regen von neuem in tropfbarflüssiger Gestalt nach den tiefern Regionen zurückkommt. Das reine Wasser dient bei Vergleichung der eigenthümlichen Gewichte der Körper als gemeinschaftlicher Maßstab, oder ist die Einheit, auf die alle übrigen bezogen werden. Das Wasser befindet sich in einer Menge Substanzen innigst gebunden und kann Glühhitze aushalten, ohne sich daraus abzusondern; so enthält nach Berthollets neuern Erfahrungen selbst die verglaste Phosphorsäure noch Wasser; auch der kristallisirte geschmolzene Baryt, das geschmolzene Aetzkali und Natrum enthalten Wasser. Aus vielen Verbindungen läßt es sich aber schon in mäßiger Hitze austreiben. Es besitzt die Eigenschaft, gasförmige Stoffe zu absorbiren, und behält einen Theil derselben zurück, wenn es einige Zeit mit ihnen in Berührung war. Reines Wasser verändert sich nicht. Wenn man destillirtes Wasser gegen Verunreinigungen schützt, so kann man es sehr lange aufbewahren, ohne daß es verdirbt. Selbst reinlich eingesammeltes Regenwasser läßt sich lange unverändert erhalten. Ist hingegen das Wasser mit fremden Körpern verunreiniget, so verdirbt es früher oder später, verbreitet einen äußerst stinkenden Geruch, und wird ungenießbar. Da auf langen Seereisen die Erhaltung eines trinkbaren Wassers eines der ersten Bedürfnisse ist, so hat man sich schon längst damit beschäftiget, theils Mittel aufzufinden, um das Wasser haltbarer zu machen, theils auch verdorbenes Wasser wieder herzustellen und wieder trinkbar zu machen. Der Kapitain Krusenstern ließ auf seiner Entdeckungsreise um die Erde seine Wasserfässer inwendig verkohlen, und fand, daß das Wasser sich während der langen Reise vollkommen gut, trinkbar und frisch erhielt. Dadurch ist nun einem großen Bedürfniß abgeholfen worden, denn Jedermann weiß es, in welche schreckliche Lage mancher Seefahrer durch den Mangel an frischem Wasser versetzt worden ist. Das beste Trinkwasser liefert dasjenige Brunnenwasser, das völlig klar und geruchlos ist und den geringsten Gehalt von Erden, aber den größten Antheil von Kohlensäure hat. Man theilt die Erdwasser hinsichtlich ihres Gebrauchs in weiche, die das filtrirte Seifenwasser nicht zersetzen, und harte, bei welchen dieß der Fall ist, die jedoch allmählig in jene, durch Abnahme aller oder einiger mineralischen Bestandtheile, übergehen. Die harten Wasser theilt man in gemeine Brunnenwasser, die weder specifisch auf den Organismus wirken, noch technisch benutzt werden, und in Mineralwasser. Diese zerfallen in Sauerbrunnen, Schwefelquellen (die beide theils eisenfrei, theils eisenhaltig

sind) alkalische Wasser, Stahlquellen, Bitterwasser, schwefeligsaure Wasser (in der Nähe der Vulkane), seifenartige Wasser, Salzwasser, giftige Wasser.

Wasserbaukunst, ein wichtiger Theil der bürgerlichen Baukunst, von dem die Lehren vom Nivelliren, vom Brücken-, Kanal-, Deich-, Wehr- und Schleusenbau, Hauptzweige sind. Die meisten Schwierigkeiten hat der Kanal- und Schleusenbau (s. Schleuse). Ohne die Kunst des Wasserbau's wären die reichen Länder an der Küste der Nordsee nicht bewohnbar. Sie hat Friesland und Holland dem Meere entrissen, das oft 18 Fuß hoch gegen die Dämme und Deiche anwogt. Die Wasserbaukunst hat in Holland die größten Fortschritte im Deich-, Hafen- und Seeschleusenbau gemacht. Doch ist sie in Ostfriesland weniger kostbar. Hier bestehen nämlich die Seedeiche mehr aus sehr verstärkten Erdwerken. Den Holländern verdankt man (schon im 13. Jahrh.) eine der wichtigsten Erfindungen im Gebiete der Wasserbaukunde, nämlich die Kammerschleusen, welche die Schifffahrt über Berge möglich machen; ebenso verdankt man ihnen die Erfindung der vom Winde in Bewegung gesetzten Wasserhebungsmaschinen, bei denen die Wasserschrauben und Schnecken nebst dem Wurfrade angebracht sind. S. von Wiebeking: Von dem Einflusse der Bauwissenschaft auf das allgemeine Wohl und die Civilisation. Abhandlung das Königreich der Niederlande betreffend. München 1819. — Hauptwerke sind: von Wiebeking's theoret. prakt. Wasserbaukunst. 4 B. Münch. 1817. 4. mit Kupfern. Eytelwein's Anweis. zur Wasserbaukunst. M. Kpf. Berl. 1815.

Wasserblei, Molybdänmetall, ein stahlgraues, ziemlich seltenes, weiches Metall, welche eine erst in neuern Zeiten entdeckte eigenthümliche Säure, die Molybdänsäure, enthält. In früheren Zeiten wurde es mit dem Graphit oder Reißblei verwechselt, welches letztere ihm in Hinsicht der Farbe und des Glanzes rc. gleicht, obwohl es zu den brennbaren Fossilien gehört und aus einer innigen Verbindung von Kohlenstoff, Sauerstoff und Eisen besteht.

Wasserbruch, s. Hernia.

Wasserdampf, s. Dampf.

Wasserfall, s. Cascade.

Wassergalle. Wenn von einem Regenbogen nur ein Stück sichtbar ist, so nennt man dieß eine Wassergalle.

Wasserhammer, eine 10 bis 12 Zoll lange Glasröhre, welche am obern Ende in eine Spitze ausgezogen, am untern etwas stark von Glas, und in Form einer Halbkugel abgerundet ist. In solche bringt man so viel Wasser, daß es einen Raum von 2 bis 4 Zoll einnimmt, und erhitzt dasselbe bis zum Kochen und zur Verdampfung. Steigen die Dämpfe stark genug herauf und gehen zu dem obern Ende heraus, daß durch die Gewalt derselben alle über dem Wasser befindliche Luft herausgetrieben ist, so zieht man an einer Lampe das obere Ende der Röhre in eine Spitze und schmelzt dieselbe schnell zu. Da sich durch das Erkalten die eingeschlossenen Dämpfe wieder zu Wasser verdichten, erhält man eine völlig verschlossene Röhre, worin sich über dem Wasser der luftleere Raum befindet. Kehrt man selbige langsam um, daß das Wasser an das spitzige Ende läuft, und man läßt es dann durch schnelles Umwenden auf einmal gegen den Boden zurückfallen, so schlägt es mit lautem Schalle und sehr stark, wie ein fester Körper oder Hammer gegen den Boden und zerbricht das Glas, wenn es nicht stark genug ist. Diese Wirkung erklärt sich leicht aus der unmittelbaren und plötzlichen Berührung, welche im luftleeren Raume zwischen dem Glase und Wasser stattfindet, da hingegen, wenn die Röhre voll Luft ist, durch das Ausweichen derselben die fallende Wassersäule getrennt wird, ohne alle Gewalt und mit einem schwa-

chen Geräusche herabfällt und den Boden nicht auf einmal erreichen, auch nicht unmittelbar berühren kann, weil die zuletzt ausweichenden Lufttheilchen gleich einem elastischen Polster zwischen dem Wasser und Glase liegen und den Stoß des ersten aufhalten. Dieß deutlicher zu zeigen, hat man neben dem Wasserhammer gewöhnlich noch eine zweite, der vorigen ganz gleiche Röhre, aus welcher aber die Luft nicht vertrieben ist. Am Wasserhammer kann man auch zeigen, daß das Wasser bei aufgehobenem Drucke der Luft in sehr geringer Wärme kocht; denn wenn er recht luftleer ist, bringt es schon eine warme Hand zum Kochen.

Wasserhose, eine furchtbare Erscheinung auf dem Meere, welche, jedoch mit abweichenden Nebenumständen, darin besteht, daß sich eine Wassersäule aus einer Wolke mit großem Geräusch nach der Meeresfläche herabsenkt, wobei sich das ihr entgegenstehende Meereswasser gleichfalls zu einem Kegel erhebt, dessen Axe mit der des obern einerlei Richtung hat und sich mit demselben verbindet, oder fast umgekehrt ein Wasserkegel aus dem Meere gegen eine Wolke aufsteigt und sich mit dieser verbindet. Nach der Vereinigung rückt die Säule, die bisher stille stand, fort, und zerplatzt nach einiger Zeit, wobei die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Krachen mit solcher Gewalt ins Meer stürzt, daß die Schiffe, welche sich unter ihr oder in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind. Thevenot sah beim Entstehen einer Wasserhose das Meereswasser zuerst gleichsam kochen, und sich ungefähr einen Fuß hoch über die Fläche erheben, wo es weißlich aussah, und gleichsam einen dicken schwarzen Rauch über sich hatte. Dabei hörte man ein dumpfes Geräusch; bald schien eine dunkle, etwas mehr als fingerdicke Röhre, gleichsam wie vom Rauch, nach den Wolken in die Höhe zu steigen, welche bald verschwand, indeß andere an ihrer Stelle traten. Zugleich senkten sich auch aus den Wolken trompetenähnliche Röhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hing. Diese Röhren waren weiß und durchsichtig, anfangs leer, füllten sich aber mit Wasser, sobald sie die von unten aufgestiegenen Säulen berührten. Nun nahm auch ihre Dicke bis zum Umfange eines Baumstammes zu, den ein Mann umfassen kann. In den Röhren schlängelte sich das Wasser deutlich in die Höhe, sodaß sie einem mit Wasser gefüllten Darme glichen. Eine davon dauerte länger als die andere, verengte und erweiterte sich mehrmals und verschwand, nachdem das vom Meere zu ihr hinaufgehobene Wasser sich gesenkt und von dem aus der Wolke herabhängenden Theile getrennt hatte. Thevenot bemerkt zugleich, daß solche Wassersäulen sich zuweilen in die Segel der Schiffe verwickeln und daß sie im Stande sind, kleine Fahrzeuge emporzuziehen. Forster gibt von einer zwischen den Inseln von Neuseeland beobachteten Wasserhose folgende Nachricht: „Nach einer stürmischen Nacht erfolgte am Morgen beinahe eine gänzliche Windstille; es stiegen einige Wolken am Himmel auf, und in einer Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Bald darauf entstand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule heraufstieg, die sich mit einer andern, aus der Wolke herabkommenden, vereinigte. Bald nachher entstanden auf gleiche Art noch drei andere Säulen. Die nächste war ungefähr $^3/_4$ einer deutschen Meile vom Schiffe entfernt; sie schien unten an dem Meere einen Durchmesser von 70 bis 80 Klaftern zu haben, hier tobte das Meer heftig, und es stiegen Dünste wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker als in der Mitte, woselbst er kaum 2 bis 3 Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in der Säule in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben, oft schien es aber auch nur eine hohle Röhre zu bilden, und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säulen nicht immer mit

gleicher Geschwindigkeit fortrückten, erhielten diese eine schiefe Richtung und krümmten sich sogar bisweilen; auch ging die eine schneller als die andere. Je mehr sie sich dem Schiffe näherte, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung. Die Dauer der Säulen war verschieden. Man nahm dabei ein Getöse, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale, wahr; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffes, es regnete mehrmals und blitzte, ohne daß man einen Donner gehört hätte." Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entstanden, über das nahe liegende Land getrieben, wo sie oft, nach Art der Wirbelwinde, große Verwüstungen anrichten. Die wichtigsten Erfahrungen über die Wasserhosen lassen sich in Folgendem zusammenstellen: 1) Man nimmt sie nicht einzeln wahr, sondern 3, 4, 6 in kleinen Abständen, oder gleich nach einander; 2) immer geräth dabei ein beträchtlicher Theil Wasser in kochende Bewegung; 3) es findet dabei ein merkliches Geräusch statt, das unter dem Wasser zu seyn scheint; 4) es bildet sich ein Nebel, ein Rauch, ein Dunst, der aufsteigt; 5) er macht ein eigenes, von dem vorigen genau zu unterscheidendes Geräusch; 6) es befindet sich jederzeit eine Wolke über der Wasserhose, die man nicht immer im Anfange bemerkt; 7) die Wolke ist nicht immer mit der Wasserhose verbunden, sondern steigt oft erst herab, dem sie hebenden Nebel entgegen, mit dem sie sich vereinigt; 8) die Wassersäule schreitet stoß- oder sprungweise vor; 9) die Wolke folgt jederzeit, vereinigt oder nicht, der fortschreitenden Säule, unter welcher das Wasser bewegt ist; 10) fast niemals mit gleichem Schritte, sondern meistens langsamer; 11) die Wassersäule wurde niemals gleich dick wahrgenommen, sondern ihr Durchmesser war in der Mitte am kleinsten, an der Oberfläche des Wassers, und nach den Wolken am größten; 12) ohne Ausnahme ward es kalt nach und bei einer Wasserhose; 13 gemeiniglich zeigen sich Wasserhosen nur bei warmer Witterung; 14) es blitzt gewöhnlich dabei, oder mindestens zeigt die Wassersäule elektrisches Licht; 15) es regnet immer dazwischen; der Regen ist süß; es fällt stets, wo sie nahe kommt, Hagel; 16) sie entstand immer da, wo die Winde von der Lage der Landspitzen fast genöthigt werden, Luftwirbel zu machen; 17) ihre Wirkungen, sobald sie aufs Land kommen, sind ganz den Wirkungen der Wirbel gleich; 18) sie sind mitten auf dem festen Lande nie, selten nur an den Küstenländern, und diejenigen, die das Land trafen, kamen fast ohne Ausnahme von der See; 19) häufig fällt gegen ihr Ende eine Menge Wasser herunter. — Die Natur und Entstehungsart dieser merkwürdigen Erscheinungen sind noch nicht genügend aufgeklärt.

Wasserjungfer (Libellula), eine Insektengattung aus der Ordnung Perlfliegen (Neutroptera) von 60 Arten, welche sämmtlich mit 4 zarten netzförmigen Flügeln versehen sind. Die ganze Familie der Libellen ist wegen ihrer Raubgier merkwürdig. Diese Insekten schweben gewöhnlich über stehenden Gewässern, an Flußufern, die mit Rohr oder Schilf besetzt sind, und verfolgen zur Mittagszeit im schnellsten Fluge kleinere Insekten. Diese glänzenden, schönen Geschöpfe waren vordem eine ziemliche Zeit lang Bewohner der Wassers; sie hatten in diesem Zustande, als Larven, 6 Füße und waren sehr geschäftig. Die große bunte Libelle (Libellula varia Lin.) erscheint gegen das Ende des Sommers und ist ausgezeichnet schön. Das Weibchen läßt ihre Eier in's Wasser fallen, welche vermöge ihrer specifischen Schwere zu Boden sinken; nach einem gewissen Zeitraume erzeugen sich Larven daraus. In dem Larven- und Puppenstande bleiben sie volle 2 Jahre, und wenn sie die gehörige Größe erreicht haben, bereiten sie sich zu ihrer Verwandlung vor. Sie kriechen nämlich an dem Halme einer Wasserpflanze hinauf, zersprengen die Hülse vorn und hinten, und die eingeschlossene Libelle

kriecht daraus hervor. Dieß geschieht immer Morgens bei heiterm Sonnenschein. Bei dieser und den übrigen Arten dieser Familie ist der Bau des Auges sehr merkwürdig; nach Leuwenhoek finden sich mehr als 20.000 Ocellen in jedem Auge dieser Thiere.

Wasserkopf. Kopfwassersucht, Hydrocephalus, nennt man im Allgemeinen mehrere Arten wäßriger Anhäufungen, die entweder in den äußern Integumenten des Kopfs, oder in der Schädelhöhle selbst sich vorfinden, jedoch nicht bloß in Hinsicht ihres Sitzes, sondern auch in Hinsicht ihrer Symptome, ihres Verlaufs, ihrer Ursachen, ihrer Prognose und ihrer Behandlung höchst verschieden sind. Hiernach unterscheidet man drei Formen der Kopfwassersucht. Die erstere ist der sogenannte äußere Wasserkopf, Hydrocephalus externus, Hydrops capitis externus, eine Ansammlung seröser Feuchtigkeiten zwischen den Kopfknochen und den äußern Bedeckungen, eigentlich nichts Anderes, als ein Oedema capitis; die zweite der innere Wasserkopf, Hydrocephalus internus, bei welchem eine solche Ansammlung zwischen den Hirnhäuten, oder zwischen diesen und der innern Oberfläche der Schädelknochen sich vorfindet; die dritte die Gehirnwassersucht, Hydrops Cerebri, Hydrops ventriculorum cerebri, bei welcher das seröse Extravasat in den Gehirnhöhlen selbst enthalten ist. Der Hydrocephalus internus, eine Wasseransammlung zwischen den Gehirnhäuten, und zwar entweder zwischen den beiden Lamellen der Hirnhaut, oder zwischen dieser und der weichen Hirnhaut, ist eine Krankheit, die bisweilen im Fötus entsteht, das Geburtsgeschäft außerordentlich erschwert, und nicht selten bei der Entbindung die Perforation nothwendig macht, am häufigsten sich aber erst später, in den ersten Lebensjahren, besonders während der Zahnperiode, einstellt und ausbildet. Die Gehirnwassersucht, Hydrops Cerebri, eine Ansammlung wäßriger Feuchtigkeiten in den Gehirnhöhlen selbst, erscheint unter einer doppelten Form, und hält einen sehr verschiedenen Verlauf. Sie ist nämlich einmal schnell verlaufend, hält ganz den Gang einer akuten Krankheit, namentlich den einer Encephalitis, und ist in der That in diesem Falle nichts Anderes, als der unglückliche Ausgang der Gehirnentzündung in Exsudation. Deßhalb trägt sie auch bei den Aerzten den Namen der hitzigen Gehirnwassersucht, Hydrops Cerebri acutus. Weniger passend für dieselbe ist der Ausdruck Febris hydrocephalica, mit welchem sie ebenfalls nicht selten belegt wird. Die zweite Form des Hydrops Cerebri ist der Hydrops Cerebri chronicus. Er verhält sich ganz wie andere chronische Wassersuchten, bildet sich nur allmählig aus, macht einen langen Verlauf, und ist seinem Wesen nach und in seiner reinen Gestalt mit keinem entzündlichen Zustande des Gehirns gepaart. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit, auch die Diagnosen dieser beiden Formen zu trennen.

Wasserleitung, s. Aquädukt.

Wassermann, s. Aquarius.

Wasserorgel, griech. Hydraulos, war ein unter den Griechen bekanntes Instrument, welches einige Aehnlichkeit mit unserer Orgel hatte. Es enthielt ein Register, Pfeifen und eine Windlade, und wurde vermittelst einer Claviatur gespielt, die aber schwer niederzudrücken war und der Claviatur eines Glockenspiels glich. Das Wasser diente eigentlich zu weiter nichts, als den Gegendruck der Luft im Gleichgewichte zu erhalten, sowie bei uns das Gewicht, welches man auf die Bälge unserer Orgeln zu legen pflegt. Eusebius, ein Mechaniker aus Alexandrien, war der Erfinder, oder wie Andere wollen, der Verbesserer dieses Instrumentes, welches wegen der glänzenden Beschreibung, die einige alte Schriftsteller in ihren Schriften beiläufig davon gemacht haben, den Alterthumsforschern viel Nachdenken verursachte, bis endlich der im Jahre 1788 verstorbene Hofrath Meister in Göttingen die von

Hero und Vitruv hinterlassenen Beschreibungen von der mechanischen Einrichtung dieses Instruments genauer untersucht und gefunden hat, daß die Beschaffenheit desselben den hohen Begriffen, die man sich gemeiniglich davon gemacht hatte, nicht entspricht. Es sind derselben zwei Kupfertafeln beigefügt, von welchen die eine die Form der Wasserorgel und die andere einzelne Theile desselben enthält. Auch auf der fünften Kupfertafel in Forkels allgem. Geschichte der Musik findet man eine Abbildung dieses Instrumentes, welches für uns nicht wegen eines gewissen Grades von Vollkommenheit, sondern deßwegen merkwürdig ist, weil unsere pneumatischen Orgeln sehr wahrscheinlich davon abstammen.

Wasserprobe, s. Ordalien.

Wasserscheu, Hundswuth, Hydrophobie. Diese Krankheit erscheint zwar am häufigsten als Folge der Uebertragung des Wuthgiftes (s. Hundswuth), welches sich während der Krankheit in den Speicheldrüsen wüthender Thiere erzeugt, allein sie kommt auch ohne eine solche Ansteckung bei Entzündungszuständen des Nervensystems, namentlich in dem Typhus versatilis vor, worauf auch die von den Aerzten angenommene Eintheilung in eine Hydrophobia a morsu canis rabidi s. idiopathica und in eine H. spontanea s. symptomatica beruht. Die Hydrophobie erscheint nicht plötzlich, sondern sie bildet sich allmählig aus. Dieß hat die Aerzte veranlaßt, zum Behuf der Diagnose mehrere Stadia der Krankheit anzunehmen. Das Stadium prodromorum beginnt, bald früher, bald später nach erfolgter Ansteckung, und nachdem sich die Bißwunde bald geschlossen und gewöhnlich nur wenig geeitert hat. Je weniger überhaupt die Wunde blutete und eiterte, um desto sicherer entsteht die Krankheit und mit ihr ihre Vorboten. Zu ihnen gehören allgemeine Unruhe u. Angst, unruhiger Schlaf, schreckhafte Träume, erhöhte Empfindlichkeit der Sinnesorgane. Die Augen sind glänzend, geröthet, sehr empfindlich gegen das Licht, die Pupille ist sehr zusammengezogen, der Kranke sucht die Dunkelheit, er leidet an Ohrenklingen und Schwindel, sein Ansehn ist blaß, krampfig; es überfällt ihn öfters ein Frösteln, die Respiration ist beklommen, der Puls frequent, klein, zusammengezogen, unordentlich, der Appetit fehlt, und bisweilen erfolgt ein krampfhaftes galliges Erbrechen. Das Stadium convulsivum. Als die Periode des Eintritts desselben bezeichnet man jenen Moment, wo die oft schon geschlossene Wunde sich röthet, juckt, schmerzt, anschwillt, aufbricht, eine scharfe, stinkende, mißfarbige, röthliche oder bräunliche Jauche ergießt, und ein Geschwür mit aufgeworfenen Rändern bildet. Gleichzeitig nimmt der ängstliche, unruhige Zustand des Kranken zu; er klagt über Betäubung, Schwindel, Ohrenbrausen, Funken vor den Augen, Uebelkeiten und Ziehen in dem Nacken; er ist schreckhaft, traurig, sucht die Einsamkeit, sein Puls ist klein, ungleich, krampfhaft, aussetzend, das Athmen beengt, die Haut kalt und trocken, das Volumen des Körpers eingesunken; der Kranke klagt über Kälte im ganzen Körper, besonders erscheinen die Extremitäten kalt; es erfolgen Schluchzen, Kolikschmerzen, wilder, starrer Blick, Herzklopfen, Krampf im Schlunde, der das Trinken erschwert und bisweilen alle Anstrengungen dazu fruchtlos macht, gleichzeitig Convulsionen der Hals- und Gesichtsmuskeln. Doch findet hier noch das Hinabschlucken fester Nahrungsmittel statt. Diese Periode dauert längere oder kürzere Zeit, einige Tage oder drüber. Das Stadium hydrophobicum macht dieselben Zufälle, wie das Stadium convulsivum, nur in einem höhern Grade. Das Trinken nämlich ist unmöglich, alle Versuche dazu erregen heftigen Krampf im Schlunde, Erstickungszufälle und allgemeine Convulsionen; es entsteht die wahre Wasserscheu, der höchste Abscheu gegen Getränke überhaupt, und insbesondere gegen das Wasser, dessen Anblick sowohl, als Alles, was den Kranken daran erinnern kann, wie der Schall

beim Uriniren oder dem Ausgießen einer Flüssigkeit, das Rauschen des Wassers oder des Windes, der Anblick glänzender Gegenstände, des Glases, eines Spiegels, selbst der bloße Name des Wassers, unbeschreibliche Angst und Unruhe des Kranken, Convulsionen und den Paroxysmus des Wahnsinns, der Wuth erregt. Selbst ihren eignen Speichel vermögen die Kranken nicht herabzuschlucken, daher spucken sie beständig um sich, leiden an großer Trockenheit der Mundhöhle, an großem Durst, ohne jedoch denselben befriedigen zu können. Zugleich treten die Zufälle des inflammatorischen und höchst gereizten Nervensystems lebhaft hervor. Die Sinnesorgane sind höchst empfindlich. In dem Paroxysmus der Wuth erfolgen die heftigsten Krämpfe tonischer und clonischer Art; der Kopf wird nach einer Seite zu gezogen, es entsteht Trismus, Verzerrung der Gesichtsmuskeln, tetanische Ausstreckung der Extremitäten, Concussion des ganzen Körpers, zugleich Schluchzen, Erbrechen, der Schaum tritt aus dem Munde hervor, der Blick des Kranken ist fürchterlich, das Gesicht schwillt auf, er verfällt in das wüthendste Delirium. Ein solcher Paroxysmus der Wuth dauert meistens eine Viertel= bis halbe Stunde. Es erfolgen Intermissionen, in welchen die Kranken wieder zum Bewußtseyn kommen, ruhiger, aber auch sehr traurig werden. In diesen Intermissionen können nun manche Kranke zwar feste Speisen zu sich nehmen, aber sind sie auch hinabgeschluckt, so werden sie meistens bald wieder herausgebrochen, oder gelangen nur bis zu einer gewissen Stelle im Oesophagus, wo alsdann auch der Kranke gerade, wie in der Oesophagitis, über Schmerzen klagt. Die Anfälle der Wuth kehren nun häufiger und heftiger zurück. Die Kräfte erschöpfen sich, wie in der Nervosa versatilis durch die heftigen Delirien immer mehr, der Puls wird immer kleiner, unfühlbarer und aussetzender, es erfolgen innere Entzündungen, Lähmungen, Brand innerer Theile, soporöser Zustand und in diesem der Tod meistens zwischen dem dritten und siebenten Tage nach ausgebrochener Wuth. Endlich begleiten auch manche zufällige und weniger, als die angegebenen Erscheinungen constante Symptome die Wasserscheu. Dahin gehört die Neigung, Andere zu beißen, übermäßige Begierde zum Beischlaf in beiden Geschlechtern, Abscheu gegen die Scharlachfarbe, Schmerz in der Herzgrube und im Darmkanal, rauhe mit Aphthen besetzte Zunge, heisere Stimme, als Folgen großer Trockenheit der Mundhöhle, und ein regelmäßiger Typus der Anfälle, sodaß die Krankheit in manchen Fällen wie eine Febris remittens oder Tertiana zu verlaufen schien. Man findet nach dem Tode, wie beim Typhus überhaupt: a) schnelle Fäulniß und unerträglichen Gestank des Leichnams, die Oberfläche des Körpers mit blauen, schwarzen Flecken bedeckt; — b) im Kopfe Entzündungen der Gehirnhäute, Ueberfüllungen der Gefäße mit Blut, die Gehirnsubstanz selbst entzündet, widernatürlich trocken, und serösen Erguß in den Ventrikeln und zwischen den Hinterhäuten; — c) mannichfaltige Veränderungen im Pharynx und im Oesophagus, Entzündungen dieser Organe, widernatürliche Zusammenziehung und Ueberfüllung derselben mit Schleim, entzündete und angeschwollene Drüsen in ihrer Nähe, auch die Luftröhre entzündet; — d) in dem Unterleibe die Spuren und Ausgänge fast aller Entzündungen der Abdominalorgane, besonders des Magens und des Darmkanals, Brand, Zerstörung und Exsudation daselbst; außerdem häufig die Gallenblase von einer schwarzen oder safrangelben Galle angefüllt, und im Magen einen stinkenden Magensaft; — e) in der Brusthöhle eine außerordentliche Trockenheit aller daselbst befindlichen Organe, den Herzbeutel von seiner natürlichen Feuchtigkeit leer, entzündet, in andern Fällen aber auch, wahrscheinlich in Folge einer sekundären Perikarditis, mit dem Herzen verwachsen, die Lungen entzündet, mit der Pleura verwachsen, das Diaphragma inflammirt und brandig. Aus dem bereits Vorgetragenen ergibt sich deut=

lich, daß die nächste Ursache der Hydrophobie ein Entzündungszustand des Nervensystems sey, der sich späterhin den Deglutitionsorganen, namentlich dem Pharynx und Oesophagus mittheilt. Die erregenden Ursachen selbst sind verschieden. 1) Zuerst entsteht nämlich die Hydrophobie auch ohne den Biß eines Thieres, überhaupt ohne einen Ansteckungsstoff. Sie erscheint bisweilen in dem höchsten Grade der Nervosa versatilis, bei Entzündungen sehr sensibler Organe, der Encephalitis besonders, der Diaphragmatitis, der Oesophagitis und Laryngitis. 2) Die Hydrophobie entsteht ferner nach dem Bisse mehrerer Thiere, als der Hunde, der Katzen, Wölfe, Füchse, Schweine, Pferde, Ochsen, Esel, der Fische und Vögel, wenn sie gereizt werden, oder in heftigen Zorn gerathen, obgleich sie selbst an der Hydrophobie im Moment des Beißens nicht leiden, ein Fall, der sich in gewissem Anbetrachte dem erstern anschließt. 3) Am häufigsten ist indessen die Hydrophobie Folge der Ansteckung mittelst Speichels oder Geifers eines von der Hydrophobie selbst befallenen Thieres, namentlich des Hundes, oder auch des Menschen. Gewöhnlich erfolgt die Ansteckung durch Biß, doch soll auch das Lecken und Küssen wüthender Thiere oder Menschen die Krankheit erzeugt haben. — Allen Erfahrungen zu Folge ist einzig der Speichel, der Geifer, das Vehikel des Ansteckungsstoffes, und nie erwiesen, daß das Blut, der Athem, der Schweiß oder der Genuß des Fleisches wüthender Thiere Ansteckungsfähigkeit besitze, eine Erscheinung, die auch der Analogie anderer miasmatischen Krankheiten ganz entgegenstehen würde. Das, was die Erfahrung uns über das Wuthgift lehrt, beschränkt sich auf Folgendes: 1) das Wuthgift erzeugt sich bei Hunden zuerst ohne vorausgegangene Ansteckung, vornehmlich in den heißen Sommermonaten, und besonders bei gehinderter Befriedigung des Geschlechtstriebes. Daß der Hund, noch ehe sein Biß ansteckend wird, krank sey, beweisen alle Zufälle, die wir an Hunden dieser Art wahrnehmen, und die offenbar einen nervösen Zustand in dem Thiere verrathen. Das Wuthgift steckt bloß durch unmittelbare Berührung an, nie in der Entfernung, am sichersten, wo es auf wunde oder verletzte Stellen gebracht wird; nach einigen Erfahrungen auch ohne Verletzung an solchen Theilen, die eine zarte Oberhaut besitzen, besonders den Lippen, der Mundhöhle, z. B. durchs Lecken und Küssen. 3) Das Wuthgift ist fixer Natur. Es behauptet, wo es sich z. B. an Kleidungsstücke anhängt, seine ansteckende Kraft noch nach sehr langer Zeit. 4) Die Organe, welche es absondern, sind einzig die Speicheldrüsen. Keine andere Feuchtigkeit des Körpers steckt an. 5) Die Zeit, binnen welcher sich die Folgen der Ansteckung zu zeigen pflegen, ist nicht genau zu bestimmen. Am häufigsten erfolgen die ersten Spuren der Krankheit zwischen dem dritten und einundzwanzigsten Tage und die Hydrophobie hat also auch hierin große Aehnlichkeit mit andern akuten Krankheiten. Doch sind auch viele glaubwürdige Beispiele vorhanden, wo die Krankheit sich erst nach zwei oder drei Monaten zeigte. Daß ein Hund toll sey, erkennt man daran, daß derselbe weder säuft, noch frißt, traurig herumschleicht, gegen seinen Herrn gleichgültig wird, doch noch im Anfange der Stimme desselben folgt. Die Traurigkeit und Abspannung nimmt mit jedem Tage zu, er läßt Ohren und Schwanz hängen, bellt nicht mehr, brummt nur. Bald kennt er auch seinen Herrn nicht mehr, und fängt an, um sich zu beißen. Er wird unruhiger, läuft fort und in der Irre herum, immer gerade aus, und beißt, was ihm in den Weg kommt. Sein Anblick wird nun fürchterlich. Der Kopf ist gegen den Boden gesenkt, die Augen sind roth, entzündet und thränend, die Ohren hängen herab, und aus dem aufgesperrten Rachen hängt die trockene, blutrothe Zunge weit heraus. Vor seinem Munde steht Schaum; sein Athem ist kurz und schnell; er flieht mit Abscheu das Wasser, sowie andere Hunde vor ihm erschrecken und ihn fliehen. Nun schießt er mit emporgesträubten Haa-

ren und den Schwanz zwischen die Hinterbeine eingezogen, keuchend und murrend, krampfhaft, bald rechts, bald links, bald vorwärts. Auf einmal fällt er nieder, schleppt sich auf diese Art noch einige Augenblicke fort, und stirbt nun in den nächsten 48 oder 72 Stunden, meistens unter heftigen Convulsionen. In der letzten Periode ist der Abscheu gegen das Wasser auch bei dem Hunde ein Hauptsymptom der Krankheit, und in diesem Zeitraume ist auch sein Biß ansteckend. Wo dagegen die Hydrophobie abhängig ist von dem Bisse wüthender Thiere, tritt in Hinsicht der Behandlung ein doppelter Fall ein. Der Arzt soll nämlich einmal den Ausbruch der Krankheit verhüten, und sodann, wo der Ausbruch schon vorhanden ist, die Krankheit, wo möglich noch heilen. 1) Daß der Ausbruch der Wasserscheu verhütet werden könne, dafür sind viele und unleugbare Erfahrungen vorhanden. Nur kommt es darauf an, daß die Hülfe sehr schnell und unmittelbar nach der Ansteckung eintrete, und der Arzt die durch die Erfahrung bewährten Mittel längere Zeit hindurch als man häufig angenommen hat, d. h. länger als bis zum einundzwanzigsten Tage fortsetzte, was um so nothwendiger und unerläßlicher wird, wenn sich bereits schon die Vorboten der Krankheit äußern sollten. Die Behandlung ist in dieser Beziehung eine doppelte, eine örtliche für die verwundete Stelle, wobei wir die schnellste Entfernung des Wuthgiftes beabsichtigen, und eine allgemeine, die den allgemeinen Krankheitszustand, besonders den des sensibeln Systems zum Gegenstande hat. a) Oertliche Behandlung der Wunde. Die Mittel, welche zu dem hier vorliegenden Zwecke, das Wuthgift zu entfernen und die Ansteckung zu verhüten, führen, sind folgende: aa) Sorgsame Reinigung der Wunde durch sorgfältiges Auswaschen derselben. bb) Exstirpation der Wunde durchs Messer. cc) Ausbrennen der Wunde nach vorausgegangener sorgfältiger Reinigung derselben. dd) Das Skarifiziren der Wunde, besonders wo die Exstirpation derselben nicht statt haben kann. ee) Das Ausätzen der Wunde mit den stärksten Causticis, dem ätzenden Kali, dem Höllenstein, dem Ol. Vitrioli, dem Cantharidenpulver, dem rothen Quecksilberpräcipitat. ff) Ueberhaupt aber bleibt es eine durch hinreichende Erfahrungen bestätigte Regel, Wunden dieser Art, sie mögen nun durch Exstirpation, Ausbrennen oder Ausätzen veranlaßt seyn, in langer Eiterung zu unterhalten. gg) Endlich sind auch die Merkurialeinreibungen in den Umkreis der Wunde, täglich zu einigen Malen nach geschehener Skarifikation derselben häufig empfohlen worden. b) Die allgemeine Behandlung, welche den Ausbruch der Hydrophobie verhüten soll, muß, wie wir oben erwähnt, den allgemeinen Zustand des Organismus, namentlich den des Nervensystems berücksichtigen, d. h. die Receptivität desselben durch die kräftigsten Narcotica herabstimmen, und auf diese Art die Einwirkung des Wuthgiftes schwächen. Der Arzt soll auch die ausgebrochene Hydrophobie heilen. — Leider müssen wir indessen gestehen, daß er zu diesem Zwecke keine sichern Mittel besitzt, und daß die Beobachtungen nur sehr einzeln stehen, nach welchen es bisweilen geglückt seyn soll, durch diejenigen Mittel die ausgebrochene Hydrophobie zu heilen, durch die man sie öfterer verhütet hat. Zu diesen gehören: die Herba und die Folia Belladonnae, der Maywurm, Meloe scarabeus, auch die Canthariden hat man vorgeschlagen, das Quecksilber, auch das Opium gehört hieher. Außerdem sind in der Hydrophobie noch eine Menge Mittel empfohlen, denen man es gleich ansieht, daß der hier vorhandene typhöse Zustand die Aerzte auf ihren Gebrauch geführt. Dahin gehört die Valeriana, die Asa foetida, die Rad. Senegae und Serpentariae, der Campher, der Moschus, das Ammonium carbonic. in flüssiger Form, die lauen Bäder, Mittel, die allerdings der Belladonna interponirt und mit dem Calomel verbunden, empfohlen zu werden verdienen.

Wasser-Schraube, Cochlea Archimedis, ein angeblich von Archimedes erfundenes Rüstzeug zum Ausschöpfen des Wassers. Man arbeitet um eine Spindel von 4—6 Zoll eine Schraube mit viereckigen Gängen auf die Erhebung von 15 Grad; auf diese werden dünne gehobelte Späne befestigt, etwa 8 Zoll lang, und alles mit dünnen Bretern auswendig belegt, wohl verpicht und mit eisernen Reifen verwahrt; das eine Ende wird in das Wasser, das man ausschöpfen will, gelegt, das andere in einer schrägen Erhebung, die aber nicht mehr als 54 Grad eines Winkels mit dem Horizont machen muß, fest gemacht und die Spindel umgedreht, so holt sie das Wasser in die Höhe und läßt es durch die oberste Oeffnung weglaufen. Diese Maschine dient, wo Keller und Fundamente gegraben werden, darin Wasser vorhanden, oder wo nicht gar zu tiefe Graben ausgetrocknet werden sollen. Mittelst derselben sollen, nach Einigen, schon die Aegypter ihre Felder bewässert oder von Wasser befreit haben, und noch jetzt wird durch sie, vermittelst Windmühlen, in Holland und andern Marschländern das Wasser von den niedrigen Feldern jährlich weggenommen.

Wasserstoffgas, s. Glasarten.

Wasserstraßen. Nichts befördert den Verkehr mehr unter den Menschen als die Wasserstraßen. Den vielen Wasserstraßen, die Griechenland wegen seiner Insellage hatte, verdankt es einen großen Theil seiner frühen Cultur. Dasselbe gilt von Europa, das unter allen Ländern die meiste und die höchste Cultur hat. Lag es geschlossen wie Afrika, so wurde es dieser Cultur nie theilhaftig. Die natürlichen Wasserstraßen hat man noch durch künstliche zu vermehren gesucht. Dieses sind die Kanäle, deren Holland so viele hat und auf deren Bau Frankreich und England so große Summen verwendet. In nördlichen Ländern haben die Kanäle das Unangenehme, daß sie einen Theil des Jahres nicht fahrbar sind, wo sie das Eis bedeckt. In diesen Ländern ist dann aber Schlittenbahn, und diese verbindet dann die Menschen. Die wohlfeilste Wasserstraße ist aber das Weltmeer, auf dem ein Schiff bei günstigem Winde in einem Tage durch drei Breitengrade segelt und also 45 Meilen zurücklegt. Auch sind keine Frachten in der Welt so wohlfeil als die Seefrachten. Von Archangel bis Amsterdam kostet eine Last Korn nicht mehr an Fracht, als von Amsterdam bis Düsseldorf, stromaufwärts. Man rechnet, daß 500 Meilen Seefracht 25 Meilen Stromfracht (zu Berg oder gegen den Strom) und 6 Meilen Landfracht Pari stehen. Welchen Einfluß dieses auf den Handel und besonders auf den Kornhandel hat, ist leicht zu erachten.

Wassersucht. In den Capillargefäßen erzeugt sich ein animalischer Dunst, der die Vasa exhalantia durchdringt, nicht nur in das Zellgewebe und die Höhlen, sondern überhaupt in alle Theile des Körpers, selbst bis in die Knochen gelangt, uns jedoch nur sinnlich, z. B. bei frisch geschlachteten Thieren, oder aus dem noch warmen Blute, als ein eigenthümlicher animalischer aufsteigender Duft kenntlich wird, dessen nähere chemische Verhältnisse indessen mit Gewißheit nicht bekannt sind, da sich seiner Untersuchung in Gasgestalt zu entschiedene Schwierigkeiten entgegenstellen. Wo sich nun dieser Dunst in Folge eines kranken Zustandes der exhalirenden oder resorbirenden Gefäße durch quantitative Zunahme verdichtet, tropfbar flüssig wird, und als Flüssigkeit sich in den freien Zwischenräumen des Organismus ansammelt, da belegen wir diesen Zustand mit dem Namen der Wassersucht, des Hydrops. Diese Erscheinungen sind im Allgemeinen folgende: Anschwellung und vermehrtes Volumen des wassersüchtigen Theils; die jedoch nicht abhängig ist von einer verstärkten Ernährung desselben. Sie ist einzig Folge des Drucks der angehäuften Flüssigkeit nach außen, folgend den Gesetzen der Schwere, daher auch nach Verschiedenheit der Lage und

Stellung des Körpers sich verändernd, wo das Wasser frei in großen Räumen, z. B. im Unterleibe, und selbst im Zellgewebe, wie z. B. beim Oedema pedum, enthalten ist; zugleich elastisch, dem Drucke des Fingers nachgebend, eine Grube, einen Eindruck bildend, die sich aber sehr bald wieder ersetzt. Störung der Funktion der leidenden Organe selbst, auch bisweilen solcher, die sich in der Nähe der erstern befinden. Wo jene Wasserschwulst äußerlich erscheint, ist zugleich auch der leidende Theil kalt, bleich, und seine Reizbarkeit und Empfindlichkeit vermindert. Auch die gestörte, verminderte Ernährung gehört hieher. Früher oder später nämlich begleitet die Wassersucht ein kachetischer Zustand, Folge einer mangelhaften Reproduktion, die durch das Zurückbleiben der nährenden Stoffe im extravasirten Fluidum, durch Mangel ihres Absatzes an die organische Masse des Körpers bedingt ist. Endlich werden diejenigen Ab- und Aussonderungen gestört, vermindert, in einem niedern oder höhern Grade unterdrückt, die der Ausführung der für die Reproduktion nicht mehr tauglichen wässerigen Theile der Säftemasse angewiesen sind. Dieß gilt namentlich von der Hautausdünstung und der Urinsekretion, weniger von den Darmexkretionen. Die Haut hydropischer Personen ist spröde, trocken, zusammengezogen, der Urin geht nur sparsam ab, ist dabei entweder wasserhell, oft aber auch trübe und molkig. Wo diese hier aufgeführten diagnostischen Momente vereint vorkommen, ist die Erkenntniß der Wassersucht sehr leicht; schon schwieriger, wo nur einige von ihnen sich vorfinden, insofern dieselben, wo sie einzeln vorkommen, die Gegenwart des Hydrops zu dokumentiren durchaus nicht im Stande sind; am schwierigsten aber dort, wo die extravasirte Feuchtigkeit in eignen, häutigen geschlossenen Behältern angesammelt ist, die Krankheit mehr als eine topische besteht, der allgemeine Zustand wenig oder nicht partizipirt, wie dieses bei der Sackwassersucht und den Hydatiden der Fall ist. Eine große Verschiedenheit zeigt im Hydrops die extravasirte Feuchtigkeit hinsichtlich ihres qualitativen Verhaltens. Von Consistenz ist sie bald wässerig, serös, wie namentlich in der Hirn- und Hautwassersucht, bald mehr schleimig, lymphatisch, dicklich, klebrig, zähe, dem dünnen Eiweiß ähnlich, sogar herumschwimmende lymphatische Flocken enthaltend, wie besonders in der freien Bauchwassersucht und der Wassersucht der Eierstöcke, sodaß diese verschiedene Beschaffenheit des Extravasirten höchst wahrscheinlich selbst durch die mehr oder weniger seröse oder lymphatische Organisation derjenigen Theile, aus deren Gefäßen der Erguß statt hat, vermittelt wird. Andere Verschiedenheiten zeigt das Extravasirte in Hinsicht auf seinen Geruch, der bald ganz fehlt, bald schweflicht ist; in Hinsicht auf seinen Geschmack, der oft pikant, salzig oder scharf ist; endlich in Hinsicht auf seine Farbe. Diese ist bald röthlich, wie Fleischwasser, bald bräunlich, in andern Fällen gelblich oder grünlich, besonders wo hartnäckige Leberstockungen oder Complikationen der Gelbsucht mit dem Hydrops vorhanden sind. Die Dauer und der Verlauf der Wassersucht sind im höchsten Grade unbestimmt. Bisweilen bildet sich dieselbe sehr schnell, selbst in wenigen Tagen aus, entscheidet sich ebenfalls bald auf irgend eine Art und trägt alsdann den Namen der hitzigen Wassersucht, des Hydrops acutus. Diese Form der Krankheit erscheint am häufigsten als Ausgang akuter Entzündungen membranöser, seröser Gebilde, und nicht unschicklich den Namen des Hydrops inflammatorius trägt. Oefterer jedoch ist die Wassersucht sehr langwierig und gehört den ausgezeichnet chronischen Krankheiten an. Die Wassersucht ist mannichfaltiger Eintheilungen fähig. Sie ist entweder eine primäre oder sekundäre (z. B. bei Abdominalverhärtungen, Gelbsucht u. s. w.), eine einfache oder komplizirte (bald mit ganz andern Krankheiten, bald so, daß mehrere Arten der Wassersucht neben einander bestehen); eine akute oder chronische, eine sporadische

oder endemische, das letztere namentlich in niedrigen, sumpfig gelegenen Gegenden, z. B. an den nördlichen Seeküsten Europa's vorkommend. Berücksichtigen wir aber den Sitz des Ergusses, so ist die Wassersucht 1) ein Oedema, wenn das Wasser in den Interstitien des Zellgewebes sich vorfindet, wie z. B. beim Oedema pedum, und manuum, beim Hydrops anasarca, H. Scroti u. s. w.; oder sie bildet 2) eine Ansammlung wässeriger Feuchtigkeiten in den verschiedenen größern oder kleinern Höhlen des Körpers, in denen das Ergossene frei fluktuirt (freie Wassersucht), wie in der Brust- und Bauchwassersucht, in Hydrorhachitis, im Hydrops Cerebri, im Hydrops articulorum u. s. w.; oder sie ist endlich 3) eine Ansammlung wässeriger Feuchtigkeiten in eignen verschlossenen, oft krankhaft erzeugten Behältern und Säcken; die sogenannte Sackwassersucht, Hydrops saccatus. Bringt man dagegen in Anschlag die Qualität der ergossenen Feuchtigkeit, so ist die Wassersucht bald mehr eine seröse, bald mehr eine lymphatische, ein Hydrops serosus, aquosus, H. Lymphaticus. Die nächste Ursache der Wassersucht im Allgemeinen beruht auf einem Mißverhältniß zwischen Exhalation und Resorbtion, so, daß sowohl die exhalirenden Gefäßendigungen, als die resorbirenden Gefäße erkrankt seyn können. Dieses Mißverhältniß zwischen Exhalation und Resorbtion kann indessen auf dreifache Art zu Stande kommen, einmal durch eine an sich verstärkte Exhalation der aushauchenden Gefäßendigungen, sodann durch eine verminderte Resorbtion der einsaugenden Gefäße, endlich durch das gleichzeitige Bestehen dieser beiden nosologischen Zustände neben einander. Die Prädisposition für die Wassersucht überhaupt wird bei weitem häufiger durch einen allgemeinen atonischen Zustand des Organismus und namentlich durch eine vorwaltende Torpidität und Unthätigkeit des Lymphsystems bedingt, als durch ein diesem entgegengesetztes Leiden. Nur der sogenannte Hydrops spasticus sehr reizbarer, zu Krämpfen geneigter Personen macht hierin eine Ausnahme. Unter den prädisponirenden Momenten steht die träge, reizlose Constitution oben an. Sodann gehören hieher gewisse Lebensperioden. Das Kindesalter nämlich wie das hohe Alter sind der Wassersucht mehr unterworfen. Mehr unterliegt ferner der Wassersucht, wiederum wegen der vorwaltenden saftvollen, lymphatischen Constitution, das weibliche Geschlecht, als das männliche, ersteres besonders in der Periode der naturgemäßen Cessation der Reinigung. Alles endlich, was bei anhaltender Einwirkung auf den Organismus den Ton und die Reizbarkeit desselben herabsetzt, erzeugt die Disposition zur Wassersucht. Vielfach und mannichfaltig sind die erregenden Ursachen der Wassersucht. Doch bedingen sie insgesammt das oben angegebene Mißverhältniß zwischen Exhalation und Resorbtion, und zerfallen im Allgemeinen in zwei Klassen. Zu den Ursachen, welche durch vermehrte Exhalation die Wassersucht erzeugen, gehören: die Gegenwart eines Entzündungszustandes in solchen Organen, die besonders der Ausdünstung seröser Feuchtigkeiten angewiesen sind, demnach vorzugsweise des Hautorgans. Vorausgegangene Entzündungen, besonders seröser Membranen, nach deren Abfalle und gleichzeitig unvollkommenen Krisen noch eine gesteigerte Reizbarkeit und Thätigkeit in den früher entzündeten Gefäßen zurückbleibt, als deren Produkt eine übermäßige seröse Exhalation sich bildet. Alles, was bei einer solchen vorhandenen erhöhten Reizbarkeit einzelner Gefäßzweige Congestionen in denselben zu veranlassen vermag, die dann meistens den Charakter des Erethismus tragen. Endlich rechnen wir dieser Klasse mehrere der sogenannten Metastasen zu, die Unterdrückung gewohnter namentlich seröser Ausleerungen, für welche die exhalirenden Gefäße anderer Organe vicariren. Als Ursachen dagegen, welche durch Verminderung der Resorbtionsthätigkeit der einsaugenden Gefäße die Wasser-

sucht erregen, wirken insbesondere folgende: organische Fehler aller Art, besonders Verhärtungen, die den Durchtrieb des Resorbirten durch die Lymphgefäße in der indurirten Stelle hemmen oder völlig unmöglich machen, deßhalb auch ursprünglich und häufiger lokale, als allgemeine Wassersuchten erzeugen. Aber auch auf eine andere Art kann die Resorbtionsthätigkeit gehemmt werden; dadurch, daß die Reizbarkeit des ganzen Organismus überhaupt und somit auch die der einsaugenden Gefäße alienirt, exaltirt wird, sich hierdurch ein krampfhafter Zustand bildet, der auch auf die resorbirenden Gefäße übergehend, ihre Funktion bald mehr, bald weniger stört. Noch öfterer wird indessen die Resorbtionsthätigkeit der einsaugenden Gefäße durch einen torpiden, paralytischen Zustand derselben beeinträchtigt. Die Wassersucht gehört denjenigen Krankheiten an, die im Allgemeinen eine ungünstige Prognose geben. Theils liegt davon der Grund in der Hartnäckigkeit der Ursachen, durch welche sie meistens erregt wird, theils in der Wichtigkeit der Organe, deren Funktion sie oft stört, theils auch in der ausgezeichneten Neigung zu Recidiven, die sie besitzt. Die Behandlung der Wassersucht ist unstreitig eine der schwierigsten Aufgaben in der Therapie der chronischen Krankheiten. Die erste Indikation muß nämlich auch hier seyn, die entfernten, erregenden Ursachen der Wassersucht zu beseitigen. Die zweite Indikation für die Behandlung der Wassersucht im Allgemeinen, wo dieselbe namentlich dynamische Krankheit ist, hat Rücksicht zu nehmen auf die Modalität des Zustandekommens der Krankheit, d. h. auf den Charakter, welcher der letztern zum Grunde liegt. Nun ergibt sich aber aus den bereits erwähnten ätiologischen Verhältnissen der Wassersucht, daß das dieselbe bedingende Mißverhältniß zwischen Exhalation und Resorbtion auf verschiedenen Wegen sich bilden könne, einmal durch einen entzündlichen Zustand, sodann durch eine gesteigerte Thätigkeit der exhalirenden Gefäße, meistens auf antagonistischem Wege gebildet, ferner durch einen spastischen Zustand der einsaugenden Gefäße, endlich durch Torpidität dieser letztern und Unthätigkeit derjenigen Organe, die der Exkretion wässeriger Stoffe angewiesen sind.

Wasseruhr, ein Instrument, um durch den Fall des Wassers die Zeit zu messen. Vor Erfindung der Taschenuhren gab es sehr verschiedene Wasseruhren. Alle hatten jedoch Das gemein, daß Wasser durch einen engen Kanal aus einem Gefäß in's andere rann. Im untern Gefäß war ein Stöpsel, der je nachdem das Wasser sich füllte, in die Höhe stieg und so gradweise die Stunde zeigte. S. Uhr.

Wasservögel, s. Vögel.

Wasserwage, ein Werkzeug, eine richtige Horizontallinie anzugeben und nöthigenfalls auf eine große Entfernung zu verlängern. Die gemeinsten derselben sind die bekannten Bleiwagen, Schrot- oder Setzwagen der Bauleute, eine andere Art die Hängewagen, welche aufgehangen sich durch ihr eigenes Gewicht so stellen, daß die Schärfe eines daran befindlichen Lineals, die Visirlinie der Dioptern, oder die Achse eines angebrachten Fernrohres in eine horizontale Lage kommt. Die eigentlich sogenannte Wasserwage besteht aus einer metallenen Röhre, deren beide Enden unten offen und unter rechten Winkeln umgebogen sind. In jedes Ende wird eine 3 bis 4 Zoll lange Glasröhre so eingekittet, daß beide mit der metallenen kommunicirende Röhren bilden. Durch die eine Röhre gießt man so viel gefärbtes Wasser oder Quecksilber ein, daß dasselbe auch in die andere tritt. Steht solches ruhig, so müssen sich seine Oberflächen in beiden Glasröhren in einerlei Horizontalebene befinden. Man kann nun die Wage auf ein Gestell bringen und auf demselben Punkte bezeichnen, durch welche eine mit der Visirlinie oder Achse des Fernrohrs genau parallele Linie läuft. Stehen alsdann die

beiden Wasserflächen an den bezeichneten Punkten selbst oder auch nur gleich über oder unter denselben (welches man vermittelst angebrachter Scalen bemerken kann), so ist die Visirlinie der Ebene durch beide Wasserflächen parallel, mithin horizontal. Außerdem hat man noch einige andere Wasserwagen, deren Beschreibung hier zu weitläufig seyn würde. (S. Nivelliren.)

Wasserweihe heiß ein hohes Fest, das die griechische Kirche am 6. Januar oder Theophaniastage zum Andenken an die Taufe Jesu im Jordan zu feiern pflegt. Vorher wird ein Loch in das Eis des nächsten Flusses gehauen und mit grünen Zweigen von Nadelholz geschmückt; Hütten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer hervorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienstes zieht die Geistlichkeit mit Kerzen, Räucherpfannen und Agenden nebst der Gemeinde unter Gesang bis an das aus diesem Loche hervorquellende Wasser, das nun Jordan heißt und vom ersten Priester durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes geweiht wird. Dieser taucht dann eine Quaste in das geheiligte Wasser und bestreicht oder besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Gebete und Gesänge, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers aussprechen, begleiten die Ceremonie, nach deren Beendigung, wer nur kann, sich Flaschen und Schüsseln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geistige Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dieß Loch getaucht. In Rußland gehört die Wasserweihe zu den höchsten und glänzendsten Festen; die kaiserliche Familie mit ihrem Hofstaat nimmt in der Residenz andächtig Theil daran und das paradirende Militär begleitet die Weihe mit Salven.

Wasserziehen sagt man von der Sonne, wenn die Strahlen zwischen getrennten Wolken durchscheinen und so in gewissen Strichen der Luft die darin schwebenden Theilchen erleuchten, indeß die angrenzenden Striche dunkel bleiben, daher die erleuchteten dem Auge als Striemen auf einem dunkeln Grunde erscheinen. Mit Recht wird diese Erscheinung als eine Anzeige eines bevorstehenden Regens betrachtet, weil sie zeigt, daß es der Luft an Durchsichtigkeit mangele, da die Erleuchtung bloß durch die von undurchsichtigen Theilchen zurückgeworfenen Lichtstrahlen sichtbar werden kann.

Watelet (Claude Henri), General-Einnehmer der Finanzen, Mitglied der franz. Akademie, sowie jener von Berlin, Cortona u. s. w., geb. zu Paris 1718, ward früh schon mit Kunst und Wissenschaft durch eine glückliche Erziehung bekannt und durfte sich sorglos dieser seiner Neigung hingeben, da das Glück ihn mit seinen Gütern reichlich bedacht hatte. Reisen durch Italien und die Niederlande vollendeten die Bildung seines Geschmacks. Er war Künstler und Gelehrter, sagt Marmontel, ohne jene glänzenden Talente, welche den Neid rege machen, sondern nur mit jenen glücklichen Anlagen, die Achtung gewinnen und theilnehmende Freunde vergnügen. Verbindet man damit eine besondere Annehmlichkeit der Sitten, eine strenge Rechtschaffenheit und jene Artigkeit, welche die fremde Eigenliebe stets mit sich in die erfreulichsten Verhältnisse zu setzen weiß, so hat man ein treues Bild von Watelets Charakter. Sein Garten auf seinem Landsitze Moulin-Joli war der erste in Frankreich, in dem die frostige Regularität verlassen und bloß der Natur nachgeholfen war, nach den Grundsätzen, die er selbst in einem Versuch über die Gartenkunst (1774; deutsch, Lpz. 1776) ausgeführt hat. Als großer Kunstkenner zeigte sich Watelet in seinem Art de peindre (Von der Malerkunst), ein gut geordnetes leicht und natürlich verbundenes und durch allerlei Schilderungen erhobenes Lehrgedicht; es fehlte ihm aber die nöthige Kunstbegeisterung, die seinem Gedichte Wärme und Leben eingehaucht hätte, auch ist die Versifikation mangelhaft und die Sprache nicht völlig korrekt. Außerdem schrieb Watelet noch ein Roman und

eine Komödie, ferner die Artikel über Malerei und Kupferstecherei für Diderots Encyklopädie, sowie ein eignes Dictionnaire der Maler-, Bildhauer- und Graveurkunst (5 Bd.). In den letzten Jahren seines Lebens verlor er sein ganzes Vermögen. Er starb 1786.

Waterländer, s. Wiedertäufer.

Waterloo (Schlacht bei), am 18. Juni 1815. Napoleons Plan bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 war: Die Streitkräfte seiner verbündeten Gegner theilweise zu überwältigen, weil er sich ihrer Gesammtmacht noch nicht gewachsen fühlte. Darum war Zeitgewinn die Hauptaufgabe. Rußlands und Oestreichs Kriegsvölker, noch auf dem Marsche nach dem Rheine, kamen für den Augenblick nicht in Betracht; nur Wellington mit dem britisch-niederländisch-braunschweigischen Heere, und Blücher mit dem preußischen Heere, standen beobachtend schon an der franz. Grenze zwischen Brüssel und Lüttich, jedoch wegen der schwierigen Truppenverpflegung in ziemlich ausgedehnten Cantonirungen. Die Kräfte Beider vereint, waren denen weit überlegen, die Napoleon zu seinen Unternehmungen hier zu Gebote standen. Mit überraschender Schnelligkeit hatte sich das gesammte Heer trotz des stürmischen Wetters und der verdorbenen Wege, auf der äußersten Grenze versammelt, und in zwei große Kolonnen getheilt, rückte am 15. Juni, die eine von Beaumont über Thuin, die andere von Florennes über Gerpines gegen Charleroi und die Sambre vor. Die Preußen einzelnen zu überfallen und zu schlagen, sie, von Wellington getrennt, über die Maas gegen den Rhein, die Engländer nach der See zurückzuwerfen, war Napoleons Plan, bei dessen Ausführung er zugleich sehr auf die Mitwirkung eines Theils der Belgier und der Bewohner des linken Rheinufers gerechnet zu haben schien. Die übrigen gegen Frankreich heranrückenden Heere hoffte er zwischen den Grenzfestungen so lange aufhalten zu können, bis er selbst mit der Hauptmacht den bedrohten Punkten zu Hülfe eilen würde. In vier Heerhaufen getheilt, stand am 14. Juli die preuß. Armee, zusammen etwa 100.000 Mann stark, der erste unter Ziethen bei Fleurus und Charleroi, der zweite unter Pirch bei Namur, und der dritte unter Thielemann bei Ciney und der vierte unter Bülow bei Lüttich, und schon war auf die Nachricht von der Ankunft Napoleons zu Maubeuge das engere Zusammenrücken derselben befohlen, und Ziethen hatte seine Truppen zwischen Fleurus, Gosselies und Charleroi zu sammeln begonnen, als die Franzosen seine Vorposten auf allen Punkten mit Uebermacht angriffen. Nach einem hitzigen Kampfe eroberte Reille den 16. Juni, mit dem zweiten französischen Heerhaufen Thuin und verfolgte die langsam zurückweichenden Preußen bis Marchiennes au Pont; auch Charleroi ward nach heftiger Gegenwehr von der Uebermacht genommen, und unter beständigen Gefechten wich Ziethen in Ordnung über die Sambre auf Fleurus zurück. Noch an demselben Tage ging Napoleon selbst bei Charleroi, Reille bei Marchiennes über den Fluß, und während Ersterer die Preußen drängte, griff Reille bei Frasnes die Vorposten des linken Flügels von Wellington's Heere an und drückte sie nach Quatre-Bras zurück, wo jedoch der Prinz Bernhard von Weimar mit wenigen Truppen seine Stellung behauptete. Bei Anbruch der Nacht kehrte Napoleon, nachdem er Reille in Gosselies, gegen Brüssel zu, den dritten Heerhaufen unter Vandamme auf der Straße von Namur aufgestellt, selbst nach Charleroi zurück, in dessen Nähe auch das übrige Heer sich lagerte. Der erste glückliche Erfolg hatte die Hoffnung der Menge bis zur gewissen Zuversicht des Sieges erhöht, und Napoleon, überzeugt, daß die Heere seiner Gegner noch nicht vereinigt seyen, eilte, diese Stimmung der Seinigen zu entscheidenden Unternehmungen zu benutzen. Auf die Nachricht von dem Vordringen der Franzosen hatte Blücher sein Heer zwischen Brie und Sombref zu sammeln beschlossen, dort ward

auch Bülow auf den nächsten Tag erwartet; allein mancherlei Hindernisse, die seinen Marsch verzögerten, täuschten diese Hoffnung, und nur 3 preuß. Heerhaufen, zusammen 80 bis 90.000 Mann, waren am folgenden Morgen in der bestimmten Stellung eingetroffen; die vor dem rechten Flügel und dem Mitteltreffen liegenden Dörfer Ligny und St. Amand waren von Ziethen besetzt. Dagegen ging mit Tagesanbruch die gesammte franz. Armee über die Sambre, und während Ney mit dem linken Flügel, etwa 40.000 Mann stark, gegen Quatre=Bras vordrang, rückte das Mitteltreffen unter Napoleon selbst und der rechte Flügel unter Grouchy, zusammen 80.000 Mann, gegen Fleurus und Sombref vor. Am Nachmittag begann die Schlacht; Vandamme griff St. Amand, Gerard mit dem vierten Heerhaufen, von dem des Generals Mouton, der Garde und einer beträchtlichen Reitereireserve unterstützt, Ligny an, Grouchy drang gegen Sombref; bald war der Kampf allgemein. Mit unerhörter Erbitterung, gleich als hätte Jeder eine persönliche Beleidigung zu rächen, ward von beiden Seiten gefochten; wiederholt wurden St. Amand und Ligny, die Schlüssel der preuß. Stellung, von den Franzosen erstürmt, ebenso oft warf sie der Heldenmuth der Preußen zurück. Immer neue Truppen führte Napoleon in den Kampf; selbst den ersten Heerhaufen, der zur Unterstützung von Ney bestimmt gewesen, rief er, ohne seinen Feldherrn zu benachrichtigen, zur Hülfe herbei, dagegen harrte Blücher vergeblich auf die Ankunft von Bülow; nur mühsam widerstanden die Preußen. Schon sechs Stunden lang dauerte der unentschiedene Kampf; die Kraft der Preußen begann zu ermatten, da führte Napoleon beim Einbruch der Dämmerung seine Garden und schwere Reiterei zu einem neuen Sturme gegen Ligny. Der Angriff entschied. Durch die franz. Kürassiere, welche die Linien durchbrochen, zugleich im Rücken und durch die Garden von vorn angegriffen, wich das preuß. Fußvolk nach heldenmüthigem Widerstande zurück; ein Theil des Geschützes und Gepäckes, nebst einer Anzahl Gefangner, fiel den Franzosen in die Hände. Vergeblich stürzte sich an der Spitze von vier Regimentern Reiterei der greise Feldherr selbst auf die feindlichen Massen, ihrem Vordringen Einhalt zu thun. Der Versuch mißlang. Von einer überlegenen franz. Reiterei, welche die Dunkelheit verborgen, geworfen, sprengten die preuß. Scharen zurück; nur durch einen wunderähnlichen Zufall entging Blücher der Gefangenschaft; die Schlacht war verloren; der tapfere Muth des preuß. Heeres war ungebeugt. Mit Verlust von 12 bis 14.000 Mann, wichen die Preußen in Ordnung auf die rückwärts liegenden Höhen zurück; Brie und Sombref blieben die Nacht über von ihnen besetzt. — Während Napoleon selbst bei Ligny gegen die Preußen gestritten, hatte indessen Ney den 16. Juni bei Quatre=Bras den linken Flügel von Wellington's Heer unter dem Erbprinzen von Oranien angegriffen. Vergeblich hatte Wellington, der erst am Abend vorher die Bewegungen der Franzosen erfahren, sein weit zerstreutes Heer, dessen Reiterei größtentheils bei Ninove und Grammont stand, zu sammeln gesucht, nur ein Theil der Truppen konnte zu Quatre=Bras aufgestellt werden, um die Streitkräfte der Franzosen zu theilen. Um Mittag griff Ney den Erbprinzen von Oranien mit Uebermacht an, und trotz des heldenmüthigsten Widerstandes der schwächern Verbündeten, drangen auch auf diesem Punkte die Franzosen vor, als am Nachmittage der Herzog von Braunschweig mit Braunschweigern und Hannoveranern auf dem Kampfplatze eintraf und durch seine Kühnheit den Fortschritten der Feinde ein Ziel setzte; ein hitziger Kampf begann; von der tödtlichen Kugel getroffen, sank der ritterliche Herzog; allein durch seinen Tod noch mehr befeuert, griffen die Verbündeten von neuem muthig an und trieben Ney, der vergeblich auf die Unterstützung des ersten Heerhaufens gerechnet, den indessen Napoleon zu sich gerufen, bis nach

Frasnes zurück. Der Anbruch der Nacht machte auch hier dem Gefechte ein Ende. Zwischen 4 bis 5000 Mann hatten die Verbündeten, etwa 3000 die Franzosen verloren. Die Schlacht von Ligny hatte den Muth des franz. Heere noch mehr erhöht; die preuß. Armee hielt man für so gut als vernichtet und außer Stande, eine neue Schlacht zu wagen, die Verbindung derselben mit Wellington aber für gänzlich abgeschnitten und hoffte Letzteren ohne große Mühe zum Rückzuge nach der Meeresküste zu nöthigen. Dagegen hatten die Heerführer der Verbündeten erkannt, daß sie einzeln Napoleon's Uebermacht nicht mit Erfolge würden bekämpfen können, und ihre Vereinigung beschlossen, die sie jedoch nur weiter rückwärts, gegen Brüssel, zu bewerkstelligen vermochten. Daher zog Blücher, der nach der Schlacht seinen ersten und zweiten Heerhaufen hinter Tilly, den dritten bei Gemblour aufgestellt, wo in der Nacht auch Bülow eintraf, am nächsten Tage mit dem gesammten Heere den 17. Juni nach Wavre, wo er eine gedrängte Stellung nahm, der Theil des Wellington'schen Heeres dagegen, der bei Quatre-Bras gefochten, wich mit Hinterlassung eines Nachtrabes, um die Feinde über seine Bewegung zu täuschen, in der Nacht nach Genappe und von dort am Morgen in die Stellung von Mont St. Jean, vorwärts Waterloo, zurück. Dort hatte Wellington seine gesammte Macht vereinigt, das Mitteltreffen war bei Mont St. Jean aufgestellt, der rechte Flügel an das Dorfe Merke Braine, der linke, der zugleich über Ohain mit den Preußen bei Wavre in Verbindung stand, an den Weiler Ter la Haye gelehnt; die Straßen von Charleroi und Nivelle nach Brüssel durchkreuzten die Stellung. Napoleon dagegen, nachdem er Grouchy mit dem rechten Flügel, etwa 35.000 Mann stark, über Sombref zur Verfolgung und Beobachtung der Preußen abgesandt, setzte sich selbst mit dem übrigen Heere mit Tagesanbruch gegen Quatre-Bras in Marsch; das Wetter war abscheulich, die Wege beinah grundlos, dennoch drangen die Truppen mit der größten Schnelligkeit in Siegeszuversicht vor. Erst auf der Höhe von Frasnes gewahrte er den Rückzug der Engländer und denselben für den Anfang einer verwirrten Flucht haltend, die nicht eher als bei der Einschiffung aufhören würde, setzte er die Verfolgung des Nachtrabes bis an den Eingang des soigner Waldes lebhaft fort. Die Nacht brach an, und Napoleon nahm sein Heerlager in der Meierei Caillou, unfern des Dorfes Planchenoit, der größte Theil des Heeres aber beiwachtete bei Genappe; ein strömender Regen ergoß sich; die Zuversicht jedoch, mit der Alle den Feldzug beendigt wähnten, hielt den Muth aufrecht. Der Morgen erschien und groß war das Erstaunen der Franzosen, als sie Wellington's Heer vor sich in Schlachtordnung erblickten. Napoleon aber, der gefürchtet zu haben schien, die Gegner möchten ihm entwischen, verhehlte seine Freude nicht. Im Vertrauen auf die Hülfe Blüchers, der, falls die Franzosen nicht angreifen würden, selbst einen gemeinschaftlichen Angriff auf den nächsten Tag vorgeschlagen, hatte Wellington eine Schlacht anzunehmen beschlossen und auf einer Reihe von Anhöhen vor dem soigner Wald, mit nicht 70.000 Mann, eine feste Stellung genommen. Ihm gegenüber, auf einer mit der erstern in gleicher Linie fortlaufenden Hügelreihe, ordnete Napoleon, von ungeduldiger Kampfbegier getrieben, ohne weiter die Stärke der Feinde zu erkunden, noch ob Grouchy auch im Stande sey, die Preußen aufzuhalten, sein etwa noch 75.000 Mann, wie die franz. Berichte nachmals behauptet, starkes Heer, während dasselbe von der andern Seite über 100.000 Mann geschätzt worden, und gab um 10 Uhr Morgens das Zeichen zur Schlacht. Gegen die vor dem rechten Flügel der Verbündeten gelegene und von ihnen stark besetzte Meierei Houguemont geschah der erste Angriff; bald war das Gefecht auch im Mitteltreffen und auf dem linken Flügel, wo um die Meierei la Haye Sainte gleichfalls heftig gekämpft wurde,

allgemein. Die hauptsächlichsten Anstrengungen Napoleons schienen jedoch anfangs gegen Wellington's rechten Flügel gerichtet zu seyn, um die Straße zu gewinnen, welche von Nivelle nach Brüssel führt, und das feindliche Heer aufzurollen. Vergeblich versuchte er jedoch unter wiederholten mörderischen Stürmen, sich des Postens von Houguemont zu bemächtigen und wandte sich daher bald mit erneuerter Heftigkeit, unter dem immer wachsenden Feuer von 80 Kanonen, gegen Mont St. Jean, den Mittelpunkt von Wellington's Stellung, um sich, es koste was es wolle, den Weg nach Brüssel zu öffnen. Muthig hielten die Engländer, Hanoveraner und Niederländer, in Vierecke gestellt, die wüthenden Anfälle des Feindes aus; allein immer neue Stürme von Reiterei und Fußvolk, bei deren einem die Meierei von la Haye Sainte den Franzosen in die Hände fiel, erfolgten, immer verheerender tobte das Feuer ihres Geschützes, immer näher rückte die furchtbare Entscheidung des blutigen Tages. Schon hatte Wellington's Heer einen außerordentlichen Verlust erlitten, schon waren beinah sämmtliche Reserve in die Linie eingerückt, um die entstandenen Lücken auszufüllen, die Truppen fingen an zu ermatten und schienen den immer erneuerten Anfällen der Uebermacht endlich weichen zu müssen, schon begann das schwere Geschütz zurückzugehen, allein nicht vergeblich hatte Wellington auf die Ankunft der versprochenen Hülfe gehofft. Als endlich gegen Abend sich der Sieg auf die Seite der Franzosen zu wenden, die Arbeit des blutigen Tages, die heldenmüthigsten Anstrengungen des verbündeten Heeres und seines sieggewohnten Führers vergeblich schienen, da führte Blüchers rastlose Thätigkeit die ängstlich ersehnte Hülfe herbei. Früh Morgens an demselben Tage hatte sich das preuß. Heer, nachdem es Blücher gelungen war, Grouchy über seine Bewegungen zu täuschen, der deßhalb auch nachmals wiederholt von Napoleon als den Haupturheber der erfolgten Niederlage beschuldigt worden, von Wavre in Bewegung gesetzt. Während der General Ziethen mit dem ersten Heerhaufen über Ohain in die rechte Flanke der Franzosen zog, wandten sich Bülow und Pirch durch die Engpässe von Lambert und Lasnes, durch den Wald von Frichemont, gegen Planchenoit, im Rücken der franz. Stellung; Thielemann, mit dem dritten preuß. Heerhaufen, sollte langsam diesen Bewegungen folgen. Durch die grundlosen Wege und die Engpässe aufgehalten, kamen jedoch die ersten Abtheilungen von Bülow erst gegen fünf Uhr Abends in dem Walde von Frichemont an, während Napoleon wiederholt mit immer wachsender Heftigkeit den engl. linken Flügel und das Mitteltreffen bestürmte. Die preuß. Feldherren erkannten die Gefahr, und ohne zu zögern, brach Bülow mit den wenigen angekommenen Brigaden in den Rücken der Franzosen hervor. Dennoch aber verloren diese die Besinnung nicht; der sechste franz. Heerhaufen unter Mouton, der als Reserve aufgestellt war, wandte sich alsbald gegen sie, und eine Zeitlang ward mit abwechselndem Erfolg gefochten. Allein immer mehr verstärkten sich die Preußen, schon war der gesammte vierte und ein Theil des zweiten Heerhaufens auf dem Kampfplatze angelangt. Wiewohl Thielemann bei Wavre von Grouchy und Vandamme zu gleicher Zeit mit Uebermacht angegriffen worden, blieb dennoch der preuß. Heerführer seinem Plane getreu. Ohne Unterlaß hatten indessen die Franzosen Wellington's Schlachtlinie bestürmt, an die Stelle des Freudengeschreies, mit dem sie in den Kampf gegangen, war tiefes Stillschweigen getreten, Napoleon selbst, starr und in sich gekehrt, setzte mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit den Kampf fort. Endlich gegen sieben Uhr Abends, als er sich überzeugt, daß sein rechter Flügel nicht auf die Dauer den Preußen zu widerstehen vermöge, die schon mit ihrem linken Flügel gegen Genappe vordrangen, beschloß er einen letzten verzweifelten Versuch, Wellington's Linie zu durchbrechen. Noch stand die Schlacht; da versammelte er einen großen Theil

seiner Garde und führte sie selbst nebst Ney und Friant in geschlossener Masse zum Sturme gegen die Höhe von Mont St. Jean. Trotz des mörderischen Feuers der Gegner drangen die alten sieggewohnten Scharen, ohne zu wanken, die Höhe hinan; umsonst; von dem engl. Fußvolke mit dem Bajonette empfangen, wurden sie nach kurzem blutigen Kampfe wieder in das Thal herabgestürzt, mit ihnen die letzte Hoffnung des Sieges. Wiederholt hatten die Preußen das Dorf Planchenoit, welches ein anderer Theil der Garde vertheidigte, vergeblich angegriffen, da brach Ziethen bei dem Dorf Smothen in der rechten Flanke der Franzosen hervor, und mit Bülow vereinigt, bestürmten beide von drei Seiten den franz. rechten Flügel. Der Angriff entschied; die Franzosen wichen zurück; unaufhaltsam drang Blücher gegen Belle Alliance heran. Gleichmäßig mit ihnen unternahm Wellington plötzlich einen allgemeinen Angriff auf seiner ganzen Linie, und die Franzosen wichen anfangs noch in ziemlicher Ordnung zurück; als aber Planchenoit, der Stützpunkt des Rückzugs, nach grimmigen Kampfe von den Preußen erstürmt worden, als die Garden, die es vertheidigt, gefallen, mehrere Vierecke derselben auf andern Punkten von der Reiterei durchbrochen und zersprengt worden, als ihre letzten Bataillone, die Napoleon noch einmal gegen den von allen Seiten vordringenden Feind geführt, geworfen und vernichtet waren, da löste sich Alles in eine verworrene Masse auf, und mit Hinterlassung des Gepäckes und des Geschützes floh das noch vor kurzem siegtrunkene Heer in gräßlicher Verwirrung, ohne Unterlaß von den Verbündeten gedrängt, verfolgt, gegen Genappe und Nivelle zurück. Bei Anbruch der Nacht trafen die beiden verbündeten Heerführer in dem Pachthofe von Belle Alliance zusammen, der der Entscheidungsschlacht nach der sinnigen Wahl des deutschen Heerfürsten den Namen gegeben, wogegen sie bei den Engländern nach Waterloo, bei den Franzosen passender nach Mont St. Jean genannt worden; zu Belle Alliance ward zugleich die weitere Verfolgung des Feindes zwischen Beiden beredet. Wellington, dessen Heer durch die zwölfstündige blutige Arbeit aufs äußerste ermattet und erschöpft war, überließ dieselbe den Preußen, die, wiewohl sie binnen drei Tagen zwei große Schlachten geschlagen und anstrengende Märsche gemacht, dennoch unter Gneisenau's Leitung mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Raschheit den Feind die ganze Nacht hindurch ohne Unterlaß drängten und trieben, aus neun Beiwachten ihn aufjagten und die Verwirrung unter den geschlagenen Haufen immer heilloser machten. Napoleon selbst war mit genauer Noth, nur von Wenigen begleitet, aus dem Getümmel der Schlacht nach Genappe entkommen, allein auch dort erscheinen nach wenigen Stunden die verfolgenden Preußen und schon nahte die schlesische Landwehr, als er, mit Zurücklassung von Hut und Degen, schnell aus dem Wagen sprang und zu Pferde unter der Masse der Flüchtlinge davon eilte. Sein Gepäck, sowie das sämmtliche Heergeräth der Armee, mehr denn 300 Kanonen und 500 Pulverwagen, nebst 15.000 Gefangenen wurden die Beute der Sieger. Kaum 40.000 Mann, die Trümmer des gewaltigen Heeres, zogen durch Charleroi, alles Uebrige war getödtet, gefangen oder zersprengt. Allein auch die Verbündeten hatten nicht ohne Blut den Sieg erkauft, beinahe 50.000 Mann ward der Verlust von Blüchers und Wellingtons Heere, seit der Eröffnung des Kampfes, berechnet. Mit Anbruch des Tages war Napoleon bei Charleroi über die Sambre zurückgegangen, dort langte zugleich ein Theil der Flüchtlinge an, während ein anderer zu Marchienne eintrang; Alles strömte unaufhaltsam über die Sambre zurück, die Feldherren waren in der Masse verloren, kein Befehl ward gehört, Alles war nur auf die eigene Rettung bedacht. Was noch von Gepäck und Geschütz erhalten worden, ging bei dem Uebergange über den Fluß verloren, ein beträchtlicher Theil der Flüchtlinge fiel zugleich

in die Hände der nachsetzenden Preußen, die ihnen ohne Hinderniß über die Sambre folgten.

Waterloo (Anton), ein niederländischer Maler und Kupferstecher. Nach Einigen soll er zu Utrecht, nach Andern zu Amsterdam 1618 geboren seyn; wahrscheinlicher ist aber das Erstere, da er ununterbrochen zu Utrecht lebte und seine Gemälde fast nicht anders als Gegenden und Landschaften um Utrecht darstellen. Er ahmte in denselben treu die Natur nach, und wußte sie durch eine helle Beleuchtung zu heben. Die Menschen- und Thierfiguren in denselben sind nicht von ihm, sondern von Weenix. Nicht weniger fleißig war er mit der Radirnadel; dennoch konnte seine Thätigkeit ihn nicht vor Armuth schützen; er soll sogar zu Utrecht im Hospitale gestorben seyn.

Watt (James), der bekannte Verbesserer der Dampfmaschine, geboren zu Greenock 1736 den 19. Jan., wo sein Vater, ein thätiger Mann, der viele gemeinnützige Unternehmen unterstützte, Kaufmann war. Von früher Jugend an mit einem schwächlichen Körperbau und einer delikaten Gesundheit begab, konnte er sich keinem Stande widmen, der viele Körperanstrengungen erforderte. Seine Jugend verlebte er daher in einem einsamen Fleiße und in Zurückgezogenheit, die er auch später nicht verließ. 18 Jahr alt, kam er nach London, unter einem bekannten Mechaniker die Kunst zu erlernen; aber seine schwankende Gesundheit nöthigte ihn, schon nach einem Jahre in die Heimath zurückzukehren. Einen weitern Unterricht genoß er nicht, sondern seine spätere Bildung verdankte er seinen eignen Talenten und seinem Fleiße. Durch beide brachte er es in Kurzen so weit, daß ihn die Universität zu Glasgow 1768 zu ihrem Instrumentenmacher ernannte. Mehrere Jahre hindurch beschäftigte er sich mit der Verbesserung der Dampfmaschinen, worauf er 1769 ein Patent empfing. Seitdem hielt er sich bis 1774 zu Glasgow als Baumeister auf und entwarf zu mehreren Kanälen und andern Arbeiten die Plane. Auf die Verbesserung der Dampfmaschine kam er durch Zufall, indem man ihm ein altes Modell zur Ausbesserung gab. Sein Scharfsinn entdeckte bald, daß durch die Verdichtung der Dampf in dem Cylinder, worin sich der Stempel befand, eine Menge Hitze und demnach viel Feuerungsstoff verloren gehe; denn der Cylinder von Gußeisen wurde durch dasselbe Wasser, was die Dämpfe condensirte, abgekühlt; es bedurfte daher viel Hitze, um dem Cylinder den gehörigen Wärmegrad zu geben, sobald frische Dämpfe in denselben traten. Durch einen hölzernen Cylinder glaubte er diesen Verlust zu vermindern. Dieß bestätigte sich auch; doch fand er auch zugleich, daß das Holz kein tauglicher Stoff sey. Er kam jetzt auf den Einfall, die Dämpfe in ein besonderes Condensirgefäß übergehen zu lassen, sodaß der Cylinder nicht mehr abgekühlt zu werden und demnach zu seiner neuen Erhitzung nicht mehr ¾ der frischen Dämpfe brauchte. So wichtig diese Erfindung war, konnte sie doch Wall, dem es an Mitteln fehlte, nicht gleich in Anwendung setzen, und seine an Blödigkeit grenzende Bescheidenheit verhinderte ihn auch daran, Andere von dem Nutzen derselben zu überzeugen. Endlich versprach ihm der Dr. Roebuck seine Theilnahme; doch auch dessen Mittel langten nicht hin, und Watt sah sich fast genöthigt, seine Hoffnung, seine wichtige Erfindung realisirt zu sehen, aufzugeben; als der große Manufakturist zu Birmingham, Boulton, davon hörte, ihren Werth erkannte und Wall zu unterstützen beschloß. Er zahlte Roebuck seinen Vorschuß zurück, vergütete ihm seinen Verlust und zog Wall nach Birmingham. Hier wurden neue Maschinen nach Wall's Modell verfertigt. Die erste ward zu Soho bei Birmingham erbaut; der Versuch mit derselben fiel sehr vortheilhaft aus und jetzt wurden sie auch in den Bergwerken von Cornwall, wo die Steinkohlen sehr theuer sind, eingeführt. Während der Zeit hatte Wall ein Patent darauf erhalten und empfing als Ehrensold ⅓ des jähr-

lich durch seine Maschinen ersparten Kohlenverbrauchs. 1779 brachten die Gebrüder Perrier eine Watt'sche Dampfmaschine nach Paris; sie diente ihnen zu Muster anderer; obgleich sie dieselbe nur copirten, hatte doch der französ. Mechaniker de Prony in seiner Geschichte der verbesserten Dampfmaschine die Unredlichkeit, ihnen die Erfindung derselben zuzuschreiben und Watt's Namen nicht einmal zu erwähnen. Bis 1780 konnten selbst die verbesserten Dampfmaschinen, ohne daß ein bedeutender Theil der Kraft verloren ging, bei Mühlwerken nicht benutzt werden; indem man das durch sie gehobene Wasser auf ein oberschlächtiges Rad von der gewöhnlichen Art bringen mußte. Um nun die Dampfmaschinen zu Mühlenwerken ohne jenen Verlust der Kraft gebrauchen zu können, war es die Aufgabe, eine wechselnde Bewegung in eine drehende zu verwandeln. War diese gelöst, so war der Nutzen der Maschine fast unberechbar, sodaß die Kraft von 3 Millionen Menschen durch Dampf ersetzt werden konnte. Zu diesem Zwecke erfand Watt 1780 ein Modell, das, nach Art des Mechanismus einer Drechselbank, sich auf die Anwendung der Kurbel gründete. Unglücklicher Weise ward ihm dieß Modell gestohlen und kam in die Hände eines gewissen Rückards, der nach demselben eine Mahlmühle zu Birmingham erbaute und sich ein Patent darauf auswirkte. Watt mußte also ein besseres erfinden und dieß geschah höchst geistreich durch die Sonnen= und Planetenbewegung, die später noch sehr vereinfacht wurde. Ohne Modell lassen sich die Verbesserungen, welche Watt in dieser Hinsicht den Dampfmaschinen gab, nicht gut veranschaulichen. Das Resultat derselben aber war, daß die Watt'schen Maschinen nicht nur eine weit größere Genauigkeit und Sicherheit in ihren Bewegungen erhielten, sondern auch wohlfeiler waren; sie verzehrten überdieß ein Drittheil Kohlen weniger als die alten, und nahmen einen weit kleinern Raum ein. 1779 erfand Watt eine Brief=Copirmaschine, die nicht weniger sinnreich war und überall Beifall fand. Gegen das Ende seiner Tage gab er seine Arbeiten auf und übertrug die Manufaktur seinem Sohne, der sie mit Boulton's Sohne gemeinschaftlich fortsetzt. Er starb 1819. Watt war Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu London und der Akademie zu Paris. 1827 ward ihm zu Birmingham eine Bildsäule, vom Bildhauer Francis Chandler verfertigt, gesetzt.

Watten, die seichten Stellen der Nordsee längs der Küste von Nordholland bis zur Elbemündung. Da wegen der häufigen Sandbänke nur kleinere Fahrzeuge hier schiffen können, so wird in Kriegszeiten die Küstenfahrt stark betrieben, indem man vor größern Kriegsschiffen gesichert ist.

Waverley=Novellen. Unter diesen Namen begreift man die Romane Walter Scott's, weil er die lange Reihe derselben mit dem Romane Waverley begann und sich auf den folgenden gewöhnlich als den Verfasser des Waverley nannte. Bis im Febr. 1827 hatte Walter Scott sich noch nicht zum Verfasser jener Romane öffentlich bekannt; damals that er es, und machte dadurch alle Nachforschungen nach dem großen Unbekannten, die besonders in Deutschland betrieben worden waren, überflüssig. Der nachstehende Artikel von den Waverley=Novellen ist größtentheils ein Auszug aus dem kleinen Werkchen: Walter Scott. Für die Leser seiner Werke von Dr. K. G. Jacob (Köln 1827). Diese Romane fanden überall große Aufmerksamkeit und bei Vielen ganz ungetheilten Beifall. Auch hätten sie mit ihrem echt poetischen Leben, ihrer kräftigen Charakterbezeichnung, ihrer reichen Sittenschilderung und ihrer großartigen Ansicht aller geselligen Verhältnisse, in keiner glücklichern Zeit erscheinen können. Der englische Roman war in Kraftlosigkeit und Flachheit vor Walter Scott versunken; es würde also vielleicht ein minder reich begabter Dichter als Walter Scott (geb. 1771 zu Edinburgh) Beifall und Ehre sich erworben haben; wie viel mehr mußte es die edle Rich=

tung thun, welche der Dichter seinem Streben in diesem Gebiete gab. — Die Romane des Verfassers vom Waverley sind historische Romane. Sie tragen also einen Charakter, der weder dem Freunde des Romans — heiße er nun Bildungsroman, oder Kunstroman, oder anders — noch dem der echten Geschichtsforschung lieb ist. Denn solche Romane müssen sich gegen die Gesetze der echten Historie versündigen, wenn sie poetisch sind und sich wiederum aus dem Reiche der Poesie entfernen, wenn sie nach historischem Werthe streben. Aber doch haben diese historischen und Ritterromane seit einem Menschenalter mehrere Literaturen, namentlich die deutsche, wo Schlenkert, Spieß, Kramer und Andere in dieser Sturm= und Drangperiode besonders sich hervorthaten, wie mit einer Sündfluth überschwemmt. Dieß gibt also dem ruhigen Beobachter, wenn er sich aus dem Zauberkreise, in welchen ihn Walter Scott wohl zu verstricken weiß, herausgefunden hat, hinlänglichen Stoff, zu überlegen, in welcher Hinsicht Walter Scott's Romane historische heißen, und wie diese verrufene Dichtungsart sich einen so gegründeten Anspruch auf das beifällige Urtheil vieler Gebildeten hat erwerben können. Als Muster einer großartigen Auffassung der Geschichte in poetischer Form steht für England und die Welt Shakespeare in seinen historischen Drama da. In ihrer angebornen Gestalt ließ er die Heroen seines Vaterlandes auftreten, mit scharfen Blicke und Kennerauge nahm er aus der Geschichte seines Vaterlandes die zusammenhangenden heraus und bildete sie dichterisch zu einem geschlossenen Ganzen, ohne dabei von den Thatsachen oder von bekannten und allgemein geglaubten Ueberlieferungen abzuweichen. In den römischen Stücken, im Coriolan, im Julius Cäsar, in Antonius und Cleopatra, waren die englischen Uebersetzungen des Plutarchus seine Hauptquellen. Walter Scott verfährt anders. Der seine Kräfte nie überschätzende Dichter gibt uns nicht das Leben einzelner Heroen, aber wohl das Leben ihrer ganzen Zeit. Er gibt seine mit Erdichtung versetzte Darstellung geschichtlicher Begebenheiten, wiewohl gewöhnlich in sogenannten historischen Romanen und Dramen, sondern es kommt ihm darauf an, einen lebendigen, historischen Hintergrund zu haben, vor welchem die Schöpfungen seiner Phantasie sich bewegen; er will den bald günstigen, bald ungünstigen Einfluß der großen Welt= und Länderbegebenheiten auf das Schicksal der Einzelnen darstellen und eben dadurch ein lebendiges Gemälde der Zeit entwerfen. Wir können, um nur bei einem Gegenstande etwas zu verweilen, nicht unbemerkt lassen, daß Scott's Schilderungen aus dem Mittelalter ganz das Gepräge der quellenmäßigen Wahrheit tragen. Da lesen wir nicht von Junkern, von Burgpfaffen, von Entführungen, von Trinkgelagen, vom Burgverließe u. dgl. Der Dichter bemüht sich ebenso wenig, das Harte, Rohe und die ganze grelle Barbarei jener Zeit, die in Deutschland in den letzten Jahren auf mancherlei Weise hat verdeckt werden sollen, zu beschönigen, als er auf der andern Seite mit Liebe die Züge wahrer Größe und innigen Glaubensgefühls hervorzuheben unterläßt. Wir nennen hier bloß den Talisman und Quentin Durward, und wie ist der Dichter so weit über die Vorurtheile seiner protestantischen Landsleute erhaben, die sich die Mauern eines Klosters im Mittelalter nicht anders, als durch jegliche Schandthat befleckt, denken können. Walter Scott hat sehr richtig eingesehen, wie auch neuerdings einer unserer ersten Publicisten bemerkte, daß das Schmähen oder Lobpreisen ganzer Zeitalter und ihres moralischen Werthes eigentlich eine Unmöglichkeit sey. Im Sinne dieses eben beschriebenen Strebens hat nun auch Walter Scott jedesmal seinen Entwurf geordnet. Die Scene, sagt ein einsichtvoller Beurtheiler in den heidelberger Jahrbüchern, wird geschildert: mit unermüdlicher Beharrlichkeit verweilt der Zeichner dann bei seinen Personen, faßt

sie in dieser und dann wieder in einer andern Situation auf, und läßt sie nicht eher los, bis er sie in voller Verständlichkeit vor den Beschauer hingestellt hat. Damit gewinnen seine Gemälde allerdings eine große Anschaulichkeit, aber auch eine gleich große Breite; er schaffet mehr einen Kranz anmuthig wechselnder Schilderungen, Malereien, Zeichnungen, als Ein großes, in allen Theilen fest verbundenes Ganzes: der eigentliche Effekt ist gewaltig. Auf diesem helleuchtenden Schauplatze der großen Weltgeschichte stehen im Allgemeinen Zeit, Ort und Personen in ihrem geschichtlichen Charakter da. Dieser Schauplatz oder Hintergrund erscheint nun nirgends lebendiger und wahrer, als in den schottischen Gedichten. Jede Landschaft, jeder Felsen, jeder Baum ist treu aus der Natur aufgegriffen; Alles ist das Ergebniß eigner Anschauung. Dazu nun das Gemälde eines unglücklichen, durch Bürgerzwist und Religionskriege bewegten Landes, wie es Schottland bis zum Jahre 1745 darbot; das Gemälde seiner gebrochenen Kraft und bittern Armuth, seiner verstümmelten Krieger, seiner weinenden Weiber. Vor der lebensvollen Schilderung eines solchen Hintergrundes treten allerdings manche Personen des Vordergrundes zurück. Selbst der so trefflich und ganz mit den Berichten der Zeitgenossen übereinstimmend geschilderte Ludwig XI. von Frankreich im Quentin Durward tritt da zurück, nicht minder der mit köstlicher Wahrheit gezeichnete Jakob I. von England in Nigel's Schicksalen oder Cromwell im Woodstock. Nur Maria Stuart im Abte ist als berühmte historische Person auch zugleich die Heldin des Romans. Wie herrlich ist die Zeichnung dieser Herzenskönigin, wie meisterhaft ihr Bild entworfen, daß man ein Portrait vor sich zu sehen glaubt. Sie ist nicht idealisirt, aber bei aller historischen Treue ist ein so großer Zauber poetischer Anmuth über die Königin ausgegossen, daß wir mit innigem Wohlgefallen auf das Bild der Unglücklichen blicken, obgleich ihre Mängel nicht ganz verdeckt sind. Aber auch in Gegenden, wo der Dichter minder einheimisch ist, als in England, etwa in Frankreich oder in Flandern, weiß er seinen Schilderungen dramatisches Interesse und plastische Wahrheit zu geben. Auf diese Weise sind also Walter Scott's historische Romane entstanden. Auf solche Dichtungen passen die gewöhnlichen Ausstellungen nicht, und was Scott's Nachahmer und Nachbildner, von denen nur wenige seinen Geist gehörig aufzufassen verstanden, gesündigt haben, darf dem Verfasser des Waverley nicht zur Last gelegt werden; ebenso wenig als Göthe durch seinen Götz von Berlichingen die Fluth von Faustrechts- und Ritterdramen im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts verschuldet hat. Denn diese Nachahmer — Vabo vielleicht ausgenommen — meinten, daß es etwas ganz Leichtes wäre, solche natürliche Bauern, Reitknechte und Lustigmacher hinzustellen. Indessen wollen wir auch nicht verhehlen, daß in einigen von Scott's Romanen eine willkürliche und selbst zur Erreichung eines poetischen Zweckes unnöthige Entstellung der historischen Wahrheit stattfindet. Trotz dieser Ausstellungen muß aber doch dem Verfasser der Waverley-Romane zugestanden werden, daß er den historischen Roman veredelt und ihm die allein zulässige Gestalt gegeben habe. Wir sind weit entfernt, eine solche Art der Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne zu wünschen, oder gut zu heißen, aber die historischen Studien aller Derer, welche in diesem Fache arbeiten, können durch ähnliche Vorbereitungen nur gewinnen. Inwiefern Walter Scott seine Romane als Vorarbeiten zu einer Geschichte Schottlands betrachten könne, deren Abfassung er nach einigen Nachrichten beabsichtigen soll, hat Willibald Alexis in den wiener Jahrbüchern der Literatur 22. geistreich ausgeführt. Bei Durchgehung ihrer historischen Reihefolge ist die sinnige Anordnung des historischen Dichters nicht zu verkennen. Das Kloster, der erste Roman, beginnt mit der Refor-

mation in Schottland; denn die frühere Zeit gehört mehr dem mythischen Heldenalter an, also der Poesie, nicht dem sittenschildernden Romane, sondern der Epopöe, wie denn auch die Jungfrau vom See, der letzte Minstrel u. s. w., kurz vor der Zeit der Romane spielen. Im Kloster und in dessen Fortsetzung, im Abte, veränderte sich der alte Glaube, noch aber blieben die Sitten, die Contraste im Culturzustande sind nicht unbedeutend. — Die vorzüglichsten Romane, Waverley, Robin der Rothe, Redgauntlet u. s. w., schildern den fruchtlosen Kampf der Stuarts und ihrer Partei um Wiedergewinnung des Thrones. Hier hört schon die patriarchalische Macht der Clanhäuptlinge auf, und es soll fortan nur das allgemeine Gesetz herrschen, welches aber den rohen Geistern weit despotischer dünkt, als die Willkür ihrer angebornen Häuptlinge. Im Astrologen unterwirft sich Alles allmälig dem wohlthätigen Gesetze, und nur in den niedern Klassen, den Zigeunern, Schleichhändlern u. s. w., zeigt sich noch starre Vorliebe für die gesetzlose Freiheit. Im historisch zuletzt spielenden Romane (d. h. von den schottischen), dem Alterthümler, sind die alten Herrscher verschwunden, der alte Glaube lebt nur noch traditionell, die europäischen Sitten beherrschen das Land und Schottland genießt die wohlthätigen Einwirkungen einer gesetzlichen Freiheit. Nicht zu vergessen ist hier noch der Umstand, daß dem Lande während der Revolution in Frankreich eine neue Umwälzung von außenher droht, ohne indessen von Wirkung zu seyn. Wir können diese Bemerkung über den historischen Roman nicht schließen, ohne der vielbesprochenen Eigenthümlichkeit Walter Scott's zu gedenken, in allen seinen Werken eine geheimnißvoll wirkende Gestalt auftreten zu lassen, deren Thun und Treiben oft an das Wunderbare, ja Uebernatürliche zu streifen scheint. Dieser Tadel ist bei den englischen Kunstrichtern namentlich gegen die weiße Frau von Avenel im Kloster gerichtet, wie beim Erscheinen von Schillers Jungfrau von Orleans die Scene mit dem schwarzen Ritter manchen Kritikern Stoff zum Tadeln gab. Diese englischen Kunstrichter mißbilligen es überhaupt, unnatürliche Wesen als Mitspieler bei Begebenheiten aus der wirklichen Welt auftreten zu lassen, nennen die Erscheinung der weißen Frau namentlich eine unglückliche Idee aus einem franz. Feenmärchen oder einem schwerfälligen deutschen Romane. Vielleicht, daß Fouqué's Undine hier dem Dichter vorschwebte. Aber auch dann ist die Behandlung der weißen Frau keineswegs glücklich gerathen; das Gespenst befremdet durch seine Aeußerungen, daß es keine Seele, keinen Willen, und nur Treue habe, darauf wird es langweilig und seine endliche Auflösung durch Zerreibung seines Leibgürtels ist mehr lächerlich, als Grauen erregend. Der Verfasser des Waverley meint selbst in Capitain Clutterbuck's Einleitungsschreiben zu Nigel's Schicksalen, daß dieser Charakter verfehlt sey, jedoch mehr in der Ausführung, als im Entwurfe. Weniger Tadel, meint er, würde diese Erscheinung erhalten haben, wenn er einen Esprit follet, einen Kobold hätte hervorzaubern können, der zu gleicher Zeit phantastisch und anziehend, launig und gutherzig, treu und liebend und dennoch ein unzuverlässiger Quälgeist sey. Dagegen können wir den Tadel englischer Kunstrichter in Ansehung anderer wunderbarer Gestalten nicht gutheißen. Meg Merrilies, die alte Elsbeth, die Norne von Fitful-Head sind wahre menschliche Wesen; aber Meg Merrilies, die Königin unter allen alten, von Scott späterhin aufgeführten Weibern, und auch die Norne scheinen nur, übernatürlicher Art zu seyn, weil sie alle Mittel anwenden, welche ihnen die Natur gegeben hat, um mehr zu scheinen, als sie sind. Ferner sind es schottische Erscheinungen, aus dem Lande, wo, wie Willibald Alexis sagt, „die wunderbare Vermischung von Lehnstreue mit patriarchalischer Anhänglichkeit, verbunden mit dem Interesse, welches rohe Naturmenschen gegen das Andrängen der Civilisation und deren, ihnen schrecklich dünkenden Folgen ver-

einigt, so feste, wunderbare und liebenswürdige Charaktere hervorbringen konnte." Dazu war Schottland und ist noch jetzt das Land der Geister und Wundererscheinungen, wie man unter andern aus einer deutschen Stelle im Herz von Mid Lothian entnehmen kahn, wo von dem Glauben an Geister die Rede ist. Die poesiereichen Sagen und Märchen der Vorzeit klingen in den meisten Hütten eines Volkes, das mit der Vergangenheit so vielfach verzweigt ist, wieder, und wie Livius von sich sagt, daß, wenn er von alterthümlichen Dinge schreibe, auch unwillkürlich sein ganzer Sinn eine alterthümliche Richtung nähme, so bemerken wir auch das Nämliche an Scott. In den angeführten Beziehungen äußert sich auch Göthe über Shakspeare. „Ueberall," sagt er, „erscheint Shakspeare als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut. Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit; außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt Alles einigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen." Und diese Eigenthümlichkeit der romantischen Poesie kann wohl nicht echter und wunderbarer seyn, als in Scott's Dichtungen. Sie kann das Außergewöhnliche, das Wunderbare und das an das Wunderbare Streifende darstellen, sie kann uns in einen Kreis magisch wechselnder Ereignisse führen, sie kann auch wohl Gestalten hervorrufen, die nur im Reiche der Phantasie leben; aber sie darf nichts Unerhörtes, nichts aller Wahrscheinlichkeit Hohnsprechendes darzustellen unternehmen. Einen gründlichen und scharfsichtigen Kritiker haben die Scottischen Romane in Deutschland an Willibald Alexis gefunden. Nachdem er dem Dichter eine Weitschweifigkeit, der er sich zu häufig und zu gerne überläßt, zum Vorwurf gemacht hat, fährt er fort: „So breit die Exposition der Romane sey, so langsam wir in den ersten Theilen fortschritten und uns hier und dort verweilten, ehe wir auf die eigentlich leitende Handlung stießen; ebenso schnell komme dann die Entwickelung, und der Roman stürze zu Ende, ähnlich der Lawine, welche erst langsam, dann immer schneller den Berg hinunter rollt, bis sie zuletzt stürzt, endlich fliegt. Doch müssen wir unter Scotts Romanen in dieser Hinsicht sorgfältig unterscheiden. Bei allen könnte man nach dem ersten Lesen das Urtheil des zu schnellen Endigens fällen, bei einigen aber ist es nur scheinbar. Wirklich ist die eigentliche Handlung bei den meisten gehörig proportionirt. Nur das Kloster, der Pirat und theilweise Robin der Rothe machen hierin eine Ausnahme. Namentlich scheint der Dichter des ersten Romans im weitern Fortarbeiten überdrüssig geworden und geeilt zu seyn, um nur das Ende zu erreichen. So breit die Fabel anfängt, ebenso dünn wird zuletzt ihr Faden. Momente, welche von einem Dichter, wie Scott, vollkommen verdient hätten, aufgefaßt zu werden, überspringt er mit einem Randglossenstyle, läßt Interessen, welche im Anfange mehr des Lesers Aufmerksamkeit, als die Haupthandlung, erregten, unberührt, und scheint nur froh, daß er die angeregten Begebenheiten einigermaßen durch einen deus ex machina zu Ende gebracht hat. Auch im Piraten stürzt die Kugel der Erzählung, nachdem sie sich während zweier Bände langsam auf einem hügellichten Plateau herumgerollt hat, plötzlich im 3. Bande in die Tiefe. Es ist in diesem Theile so viel Handlung zusammengefaßt, daß, wenn man sie proportionirt nach den beiden ersten Theilen ausdehnen wollte, noch füglich sechs Bände daraus zu entnehmen wären. Jedoch trifft den Piraten nicht der Vorwurf, daß der Leser unbefriedigt in Hinsicht der verschiedenen angeregten Interessen von dannen ginge. In dem trefflich und plastisch bis kurz vor dem Ende gehaltenen Robin dem Rothen hat der Dichter nach der großen, geschichtlichen Katastrophe, welche erst ganz zuletzt eintritt, nicht gewußt, wie er die großen Charaktere mit gleicher Würde nach

dem Falle halten solle. Hierauf tadelt Willibald Alexis, daß Walter Scott gleich andern namhaften englischen Romanschreibern am Ende der Fabel, wenn die Hauptpersonen glücklich unter Dach und Fach gebracht sind, sich auch um das übrige zahlreiche Personale bekümmert, aber nur mit dürren Worten ihre nachherigen Schicksale angibt. Was Willibald Alexis nun im Allgemeinen über die sogenannte poetische Gerechtigkeit und ihre Handhabung durch den Dichter sagt, ist vortrefflich und verdient die Aufmerksamkeit aller Aesthetiker. „Bei welchem Dichter,“ fragt der Verfasser, „sollte man wohl mehr diese höhere Harmonie in der Abründung seiner Dichtungen vermuthen, als bei Walter Scott? Er, der auch die trübsten Erscheinungen, die drückendsten Verhältnisse von einer Seite darzustellen weiß, daß, wenn wir auch nicht überhaupt ihnen Liebe abgewinnen können, wir doch einen freundlichen Einklang mit den Erscheinungen derselben Zeit und desselben Kreises nicht verkennen, von dem erwartet man auch, daß er in den eigenen Erfindungen das Widrige nicht vorwalten lassen, sondern der versöhnenden Liebe die Herrschaft einräumen werde. Ueberall spricht sich in der großen Mehrheit der Romane Scott's die milde Betrachtung aus, in jedem eigenthümlichen Verhältnisse weiß Scott, trotz der objektiven Darstellung, das zum Grunde liegende Prinzip, oder wenn ein entgegengesetztes sich klar darthäte, die dem ungeachtet wohlthätigen Wirkungen hervorzuheben. Diese Parteilichkeit muß dem Nationaldichter erlaubt seyn. Dagegen nimmt er nirgends Partei unter den von ihm aufgeführten Parteiungen seines Vaterlandes. Auch die verworfenste Sekte muß bei ihm sich selbst darstellen und wenigstens in ihrer Consequenz und in einem, wenn auch beschränkten Streben, sich achtungswerth zeigen. Wenn man auch an des Dichters persönliche Vorliebe für die vertriebenen Stuarts zu glauben berechtigt wäre, so konnte man doch aus den Romanen keine offenen Beweise dafür anführen. Nirgends spricht der Dichter; dagegen bieten seine Helden alle Kraft der Beredsamkeit auf, um für ihre Sache zu überzeugen. Ja, in dieser Objektivität geht er so weit, daß, nach antiker Art, oft keine Verbindung, kein Schluß folgt, und uns nur die Ermattung beider streitenden Parteien oder der Untergang der einen gezeigt wird. Zuweilen glauben wir in ihm selbst Gefühl und Verstand mit einander ringen zu sehen. Jenes läßt ihn sich hinneigen mit aller Liebe, mit aller Theilnahme zu dem verdrängten Geschlechte, zu den, mit letzterem untergegangenen, romantischen Institutionen der Vorzeit, er kann wohl sogar eine Thräne vergießen; aber nie läßt ihn der Verstand wirklich jene Zustände zurückwünschen und die Umwandlung bereuen. Insoweit huldigt er dem Prinzipe der gesetzlichen Ordnung, welche ja auch nur eine Verzweigung der göttlichen Harmonie ist, die sich in allen Erscheinungen ausspricht. Aber, wenn sich alle Zweifel in Versöhnung aufzulösen scheinen, wenn der befriedigende Schluß herannaht, und man vom zartfühlenden Dichter die Bestätigung der etwa nothwendig gewordenen Beimischung des Tragischen erwartet, wenn man hoffet, daß der Tod des Verbrechers mit wenigen Worten gemeldet, der Untergang des Edlen so wenig als möglich zerreißend erscheinen werde, dann siegt die engländische Natur über den Genius des Dichters; der Romanschreiber zieht eben Das herbei, was zu vermeiden war; er beschreibt und malt mit Lust Das aus, wovon er sich hätte abwenden sollen, und das Schreckliche wird dadurch zum Widerwärtigen. — Der Engländer beschreibende (descriptive) Poesie verschmäht auch diese Gegenstände nicht mit aller haarkleinen Genauigkeit dem Leser zu zeigen. Der Galgen ist eine so gewöhnliche Erscheinung in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben; Hinrichtungen sind ein public act, für Viele sogar Volksvergnügungan, sodaß beide auch in der Poesie nicht fehlen können. Spielt ja doch der ganze Akt eines Schauspiels vor dem Galgen! Noch allgemeiner als der eben berühre

Vorwurf des zu grellen Ausganges ist der Tadel, daß er zu Helden seiner Romane unbedeutende, charakterlose, junge Menschen erwählt. Daß die Thatsache begründet ist, unterliegt keinem Zweifel. Eduard Waverley im Romane gleiches Namens, Brown im Astrologen, Lovel im Alterthümler, Franz Osbaldistone im Robin dem Rothen und die minder oder mehr in den Vordergrund tretenden Helden in einigen andern, sind liebenswürdige Nullen; erste Liebhaber, wie sie wohl häufig in englischen Romanen, namentlich denen der Frauen, vorkommen. Daß wir trotz des Reichthums in der Erfindung oft in den verschiedenen Romanen verwandte Gestalten wieder erblicken, wird dem Verfasser häufig vorgeworfen. Hier scheint der faktische Thatbestand des Tadels uns nicht recht gegründet. Es läßt sich nicht leugnen, daß generelle Aehnlichkeiten vorwalten, daß etwa die jugendlichen Helden sich gleichen; daß alte, wunderbare Weiber in den meisten Romanen eine Hauptrolle, wo nicht gar jene des Schicksals, spielen, daß die Bettler und Zigeuner thätig eingreifen u. s. w.; aber eine Gleichheit oder ein Abschreiben der Charaktere dürfte man nirgends bei genauerer Zusammenhaltung der angeschuldigten Individuen finden. Die Aehnlichkeit der unbedeutenden Jünglinge rechtfertigt sich aus dem oben Angeführten, die der verwandten Charaktere unter einem und demselben Stande aus der schottischen Nationalität, und Scott ist ein vaterländischer Dichter, dem nach der allgemein menschlichen Wahrheit die nationale Wahrheit zunächst, wo nicht gar auf gleicher Höhe stand. Uebrigens findet namentlich auch unter den alten Hexenfrauen, selbst zwischen der Meg Merrilies und der Norne im Piraten, welche gewöhnlich als Nachbildung jener bezeichnet wird, ein bedeutender Unterschied statt. Was Scott's Leben Napoleons betrifft, so scheint es jetzt allgemeine Ansicht zu seyn, daß das Werk zum Ruhme seines Verfassers Nichts beitragen werde. — Seine Romane sind folgende. Zuerst erschien im Jahre 1814 Waverley, or 'tis sixty years since in drei Bänden zu Edinburgh, wo auch die übrigen bei Constable gedruckt und verlegt sind; 1816, Guy Mannering, or the astrologer, by the Author of Waverley, 3 Bde., und the Antiquary, 3 Bde. 8.; 1817, Tales of my Landlord, enthaltend the black dwarf (der schwarze Zwerg) und Old Mortality (die Schwärmer) 3 Bde.; als deren Verfasser sich unter der Vorrede Jedidjah Cleisbotham, Schulmeister zu Gandercleugh, nennt; 1818, Rob Roy, by the Author of Waverley, 3 Bde., und Tales of my Landlord, die zweite Reihe, in 4 Bdn., enthaltend the heard of Mid Lothian (das Herz von Mid Lothian, gewöhnlich auch der Kerker von Edinburgh genannt); 1819, Tales of my Landlord, die dritte Reihe, enthaltend in 6 Bänden: the bride of Lammermoore, (die Braut) 3 Bände, und the Legend of Montrose, 3 Bände; 1819, Jvanhoe, by the Author of Waverley, 3 Bände; 1820, the Monastery, 3 Bände; und the Abbot, 3 Bände; 1821, Kenilworth, a romance by the Author of Jvanhoe, Waverley etc. 3 Bände; und the Buccaneer (der Pirat), 3 Bände; 1822, the fortunes of Nigel, 3 Bände; 1822, Peveril of the peak, by the Author etc., 3 Bände; 1823, Quentin Durward, by the Author etc., 3 Bände; 1823, St. Ronans-Well, by the Author of Kenilworth, etc., 3 Bände; 1824, Redgauntlet, 3 Bände; 1825, Tales of the crusaders, Thl. 1, 2. the Betrothed, Thl. 3, 4.; 1826, Woodstock, or the Cavalier, 3 Bde.; 1827, Chronicles of the Conongate, von den schon die 2te Series erschienen ist. — Diese Romane sind in alle lebende Sprachen übersetzt worden; namentlich in Deutschland. Unter den Uebersetzern der Scott'schen Romane zeichnen sich durch künstlerisches Streben und Eindringen in den Geist des Dichters W. A. Lindau und S. H. Spiker aus; nach ihnen können wir K. L. Müller und Hieron. Müller, von Halem, E. Berthold (bekannter unter dem Namen

Talvj) und Elise von Hohenhausen nennen. Walter Scott's sämmtliche Romane. Zwickau 1824. 65 Bde. 16. mit Kupfern. 2te Aufl. 1826—27. Die Uebersetzer in dieser Ausgabe sind folgende: Guy Mannering, von W. Gerhard. 5 Thle. Der schwarze Zwerg, von E. Berthold. 2 Thle. Ivanhoe, von E. v. Hohenhausen. 4 Thle. Der Seeräuber, von H. Döring. 5 Thle. Das Herz von Mid Lothian, von S. May. 5 Thle. Das Kloster, von H. Dietz. 4 Thle. Der Abt, von H. Müller. 4 Thle. Waverley, von E. Richter. 4 Thle. Die Presbyterianer, von E. Berthold. 4 Thle. Der Alterthümler, v. Döring. 4 Thle. Robin der Rothe, von H. Schubert. 4 Thle. Montrose, von H. v. Montenglant. 4 Thle. Kenilworth, von E. v. Hohenhausen. 4 Thle. Nigel's Schicksale, von S. May. 4 Bde. Die Braut, von H. v. Montenglant. 3 Bde. Quentin Durward, von H. Döring. 5 Thle. Walter Scott's sämmtliche prosaische Werke. Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von v. Halem, Meth. Müller, S. May, A. Wagner, R. F. und *r. 50 Thle. Lpz. 1823—26. W. Scott's sämmtliche Werke übersetzt. Thl. 1.—24. Stuttg. 1826. 12. W. Scott's sämmtliche Werke in ganz neuen Uebersetzungen. Danzig 1826. W. Scott's Romane, übersetzt von Meyer. Gotha 1826. Einzelne Uebersetzungen: Waverley, Edinburgh 1815; deutsch von W. A. Lindau: u. d. T. Waverley oder Schottland vor sechzig Jahren. 4 Thle. Leipzig 1822. Guy Mannering, or the Astrologer. 3 Thle. Edinb. 1816. 6. Aufl. 1822. deutsch von W. A. Lindau: der Astrolog. 3 Bde. Leipzig (1817) 1822. The Antiquary. Ebend. 3 Thle. 6. Aufl. 1822. deutsch von W. A. Lindau: der Alterthümler. 3 Thle. Berlin 1821, wo aber bloß Th. 1. von Lindau übersetzt ist. Tales of my Landlord. Ebend. 1817. 5. Aufl. 1819. The first series, cont. the black Dwarf; deutsch: der schwarze Zwerg, von W. A. Lindau. Leipzig 1819. 1823. and Old Mortality. 3 Thle.; deutsch: die Schwärmer, von W. A. Lindau. Brünn 1820. Leipzig 1823. 3 Bde. Derselbe Roman hat den Stoff zu dem (schlechten) Trauerspiele: Schloß Torwood, gegeben. M. s. das Morgenblatt vom Jahre 1826. Nro 5. Rob Roy, a romance. Ebend. 1817. 3 Thle. 5. Aufl. 1822. deutsch: Robin der Rothe, von W. A. Lindau. 3 Bde. Berlin 1819. 1823. Tales of my Landlord, the second Series. Ebend. 1818. Cont. the heart of Mid Lothian. 4 Thle.; deutsch in einer abgekürzten Uebersetzung: der Kerker von Edinburgh, herausgegeben von F. W. B. Schmidt. 3 Bde. Berlin 1821. Unverkürzt: das Herz von Mid Lothian, von W. A. Lindau. Tales of my Landlord, the third Series. Ebend. 1822. Cont. the Bride of Lammermoor. 3 Thle.; deutsch: die Braut, von W. A. Lindau. Dresden 1821. 1822. 3 Bde. and the Legend of Montrose. 3 Thle.; deutsch von S. May: Allan Mac-Aulay, der Sohn des Hochlandes, 2 Thle. Berlin 1821; von G. Lotz: Annot Lyle, die Harfnerin. Hamburg 1822. und von W. A. Lindau: Montrose. 2 Thle. Leipzig 1824. Ivanhoe, a Romance. Ebend. 3 Thle. 1819; deutsch: Ivanhoe, von K. L. M. Müller. 3 Bde. Leipzig 1820. 1821. 1823., und von K. Immermann. 3 Thle. Hamm 1826. The Monastery. 3 Thle. Ebend. 1820; deutsch: das Kloster, von K. L. M. Müller. Berlin 1821. 3 Bde. The Abbot. 3 Thle. Ebend. 1820; deutsch der Abt, von W. A. Lindau. 3 Bde. Leipzig 1820. Kenilworth, a Romance. 3 Thle. Ebend. 1821; deutsch: Kenilworth, von G. Lotz. 3 Bde. Hanover 1821. 1823. The Buccaneer. Ebend. 1821; deutsch: der Pirat, von S. H. Spiker. 3 Bde. Berlin 1822; von der Frau von M. Ebend. 3 Bde. The fortunes of Nigel. 3 Thle. Ebend. 1822. und zu Leipzig 3 Bde. 1822; deutsch: Nigel's Schicksale, von v. Halem. Leipzig 1822. 3 Bde. Peveril of the Peak. 4 Thle. Ebend. 1822; und zu Leipzig 3 Bde. deutsch: Ritter Gottfried von Peveril, von C. F. Michaelis. 3 Bde. Lpz.

1822. Quentin Durward. 3 Thle. Ebend. 1823; deutsch: Quentin Durward, von S. H. Spiker. 3 Bde. Lpz. 1823. St. Ronans well. Ebend. 3 Thle; deutsch: der St. Ronans-Brunnen, von Sophie May. 3 Bde. Lpz. 1824. Redgauntlet, a Tale of the 18th Century. 3 Thle. Ebend. 1824; deutsch: Redgauntlet, von S. May. 3 Bde. Leipzig 1824. von H. Döring. 3 Bde. Jena 1824. Tales of the Crusaders. 4 Thle. Ebend. 1825. Thl. 1. 2. The Betrothed. Thl. 3. 4. The Talisman; deutsch: Erzählungen von den Kreuzfahrern. Erste Erzählung: die Verlobten, von S. May. 2 Thle. Leipzig 1825. Zweite Erzählung: Richard Löwenherz in Palästina, von C. F. Michaelis. Ebend. 2 Thle. Woodstock, or the Cavalier. A Tale of the year 1651. 3 Thle. Ebend. 1826; deutsch von C. F. Michaelis. Leipzig 1826. 3 Bde.

Wavre, ein kleines Städtchen an dem Flüßchen Dyle in Belgien, mit etwa 3000 Einwohnern, bekannt durch ein Treffen, welches am 18. und 19. Juni 1815 zwischen den Franzosen und Preußen hier stattfand. Nach der verlornen Schlacht von Ligny (s. Waterloo) am 17. Juni zog sich Blücher mit seinen 3 Armeecorps jenseits Wavre zurück, und stellte sich auf die dortigen steilen Höhen so vortheilhaft, daß er jeden Angriff zurückschlagen, in dieser Position das 4. Armeecorps, das von Lüttich heranzog, erwarten und sich leicht mit Wellington, der ebensfalls eine günstige Stellung bei Mont St. Jean eingenommen hatte, vereinigen konnte. Wellington versprach, sich hier so lange zu halten, bis der graue Held ihm zu Hülfe zu kommen vermochte. Ungesäumt brach der rastlose Blücher am 18. auf; das 1. Corps marschirte aus seinem Bivouac jenseits Wavre durch das in Brand gerathene Städtchen, zog sich längs der Dyle und ging auf St. Lambert los; ihm folgte das 2. Corps. Das 3. brach um Mittag auf und rückte gegen Ohain an; das 4., die Reserve bildend, wurde gegen Chapelle St. Lambert beordert. Alle Corps, das 3. ausgenommen, waren im vollen Zuge, als der Marschall Grouchy mit dem 3. und 4. franz. Armeecorps und 2 Reiterdivisionen Wavre angriff. Der General Thielemann ward ihm entgegen geworfen und ein Tirailleur- und Artillerie-Gefecht entspann sich längs der Dyle, doch blieb Wavre der Haupt- Angriffs- und Vertheidigungspunkt, während die übrigen Corps unaufhaltsam nach Waterloo zogen, um bald möglichst in d[illegible] Schlachtlinie zu treten. Doch wurde der Nachtrab des 1. Corps, der a[illegible]em 9. Infanterie-Regiment und einigen Cavalerie-Schwadronen besta[illegible], gegen das auf dem äußersten rechten Flügel des Thielemann'schen Corps gelegenen Dorfe Limale detachirt. Die dortige Brücke und ein Theil des Dorfs waren schon vom Feinde besetzt, der von hier aus mit Uebermacht hervorbrach. Die Preußen widerstanden tapfer dem Angriff und hielten bis zum Dunkelwerden den Feind auf. Das am Abende abgebrochene Gefecht ward am andern Morgen erneuert, wo der Feind einen Vortheil errang, indem er sich der Höhen von Limale bemächtigte; doch jetzt erhielt Thielemann die Nachricht vom Siege bei Waterloo, und das Nutzlose eines fernern Kampfes erkennend, zog er sich 2 Stunden hinter den Kampfplatze zurück. Sein Rückzug ward nicht nur nicht beunruhigt, sondern am Abende zogen sich auch die Franzosen zurück. Jetzt rückte Thielemann wieder vor, holte aber nur den Nachtrab des Feindes ein. Beide Theile büßten bei diesem Gefechte etwa 4000 Mann ein.

Weben. Der Weberstuhl ist diejenige Maschine, durch deren Hülfe flache Zeuche, wie Seide, Leinwand, Tuch, aus durchkreuzend zusammengeflochtenen Fäden bereitet, d. i. gewebt werden. Die alten Aegypter kannten ihn bereits, neuerdings ist er sehr verbessert worden und ist um so zusammengesetzter, je mehr es das gewebte Zeuch selbst ist, bekommt auch nach diesem verschiedene Namen: Leinweberstuhl, Raschmacher-, Tuchmacher-,

Seidenweberstuhl ꝛc. Im Allgemeinen besteht er aus 4 senkrechten Pfosten, die durch Querpfosten Haltung bekommen. Vorn, ungefähr in seiner Mitte, hat er eine drehbare Walze, Brustbaum, auf welche das fertige Zeuch aufgerollt wird. Hinten in gleicher Höhe, oder höher steht der ebenfalls drehbare Kettbaum, um welchen dicht und regelmäßig neben einander bis zum Brustbaume, die eine Abtheilung der Fäden gewickelt (aufgeschiert) werden, aus denen das Zeuch der Länge nach bestehen soll; sie heißen Kette, Zettel, Werft, Scherung, Aufzug. Außer dieser Kette besteht jedes Zeuch noch aus Querfäden (Einschuß, Einschlag), welche einzeln durch jene hindurchgeflochten werden, bei den einfachen Zeuchen solchergestalt, daß der Einschußfaden sich allezeit abwechselnd oberhalb des einen und unterhalb des andern regelmäßig durchwindet. Die zusammengesetzten Zeuche haben eine andere Regelmäßigkeit des Durchflechtens. Damit jenes einfache Durchflechten desto leichter vor sich gehe, wird mittelst der Schäfte (Kämme oder dem Geschirr) die eine Hälfte der Kettfäden herauf, während die andere nach unten gezogen wird. Es geschieht dieß durch Fußtritte oder Schemmel. Nämlich jeder Schaft hat zwei parallele Stäbe, einen über der Kette, den zweiten unter ihr, beide sind durch so viele senkrechte mit Oehren in ihrer Mitte versehene Fäden verbunden, als die halbe Kette Fäden hat, und beim Aufschirren zieht der Arbeiter abwechselnd einen Faden in das erste Oehr des ersten Schaftes, den zweiten in das erste des zweiten u. s. f. Wird nun durch das Treten der Schemmel die halbe Kette nach oben, die andere Hälfte nach unten gezogen, so entsteht eine Oeffnung, durch welche ein kleines Kästchen geworfen wird, in dessen Innern der Querfaden auf der Wefelspule befindlich ist und sich daraus abwickelt. Ist dieß geschehen, so schlägt der Weber mittelst der Stifte der Lade den Querfaden fest an. Es ist dieser Theil des Stuhles an dem obern Pfosten beweglich und zwischen seinen Stiften gehen die Kettfäden ebenso regelmäßig durch, als sie durch die Oehre der Schäfte gehen. Hierauf wird durch das Heben des früher abwärts gezogenen Schaftes und das Herabziehen des andern die Kette kreuzend vor den durchgeschossenen Querfaden nicht nur geschlossen, sondern auch wiederum auf entgegengesetzte Weise geöffnet und dieser abermals von der andern Seite zurück durchgeschossen ꝛc. Auf diese Art fährt der Weber fort zu weben, sperrt die gewebte Leinwand mit der Sperruthe nach der Breite auseinander und wickelt sie nach und nach, sowie er sie stückweise fertig hat, auf den Leinwandsbaum. So wird die gewöhnliche Hausleinwand, in Schlesien, Westphalen und Holland von vorzüglicher Güte, gewebt. Bei dem Weben der gestreiften oder gewürfelten Leinwand zu Schürzenzeuchen und dgl. gebraucht der Weber so viel Schützen, als er Farben des Garns einschlägt. Der Batist und das Kammertuch (Cambray), die feinsten Sorten von Leinwand, werden in feuchten, aber sehr hellen Kellern gewebt, weil in einem trocknen Zimmer die sehr feinen Fäden oft zerreißen würden. Der Kattun wird ebenso, wie die Leinwand, aber aus baumwollenen Garn gewebt. Das Nesseltuch (Musselin) wird jetzt auf gleiche Weise von baumwollenen Garn verfertigt. Zum Barchent nimmt man zum Aufzuge leinenes und zum Einschlage baumwollenes Garn. Der Stuhl des Barchentwebers hat drei bis vier Schäfte, mit drei Schäften webt er den Bettbarchent und mit vier den Futterbarchent und die Federleinwand. Zu dieser werden die Fäden der Kette anders eingeleihet, als zu jenen, daher dieser Barchent wechselsweise gekieperte und ungekieperte Streifen hat. Alle diese Barchentarten werden sowohl vor, als nach der Bleiche auf der rechten Seite mit Karden gerauhet, wie die Tücher. Der Kannevas, wovon es verschiedene Arten gibt, wird auch aus leinenen und baumwollenem Garn gemacht, und zwar ist die Kette von beiden gemischt, der Einschlag aber ganz baumwollen. Der Stuhl hat acht Schäfte

und vier Schemmel. Der gewöhnliche Kannevas ist auf einer, der gekiepperte auf beiden Seiten gekiepert; der gemodelte hat wechselsweise Kannevas- und Leinwandstreifen, auch wohl Figuren; der geblümte hat Blumen von gefärbtem Garn, welche eine doppelte Kette, eine gewöhnliche und darunter eine andere von gefärbtem Garn bildet. Der Zwillig und Damast gehören zu den gebildeten Geweben. Bei dem Zwillig macht der Einschlag die Figuren, deren Umrisse alle rechtwinkligt oder geradlinig sind; auch werden sie durch das Treten mit den Fußschemmeln hervorgebracht; daher die Arbeit des Zwilligwebers Fußarbeit heißt. Der Stuhl ist länger, als der zur Leinwand und hat an 40 Schäfte. Die einfachste Art dieser Zeuche ist der Bettzwillig oder Drillig; künstlicher ist der zu Tischtüchern und Servietten, worin Paralellogramme (vierseitige Figuren, deren gegenüberliegende Seiten einander paralell, d. i. gleichweit von einander entfernt sind) gewebt und durch Zusammenstellung derselben allerlei geradlinigte Figuren, Thürme, Schiffe rc. gebildet werden, welche die Figuren der Weber Steine nennt. — Bei dem Damast (s. d.) macht die Kette, vermittelst des Zuges, die Figuren, daher es gezogene Arbeit heißt. Der Stuhl muß, wegen der vielen in der Mitte befindlichen Theile, länger und breiter seyn, als der zu den vorigen Arbeiten. Der Kamm hat 5 Schäfte, welche so getreten werden, daß der getretene Schaft hinauf, nicht hinab geht. Der künstlichste Theil der Maschine ist der Zempel (Simpel) und der damit vereinigte Harnisch, welche den Zug enthalten, womit die Kette zur Bildung der Figuren gezogen wird. Der Zempel besteht aus 270 senkrecht gespannten Bindfäden, wodurch verschiedene andere nach der Breite gezogen sind, und er muß nach jedem Muster, das gewebt werden soll, besonders eingerichtet seyn. Durch den Zempel werden die Fäden, welche die Figur bilden sollen, in die Höhe gezogen; durch den Harnisch aber, welcher gleichfalls aus Bind- und Zwirnsfaden besteht, wovon letztere mit Augen versehen sind, werden die nicht gezogenen Fäden niedergedrückt. Zum Weben selbst sind zwei Personen nöthig: der Weber und eine Person, welche den Zempel zieht; breiten Damast zu verfertigen, werden zwei Weber erfordert. — Die Zeuche, welche aus Wolle gewebt werden, heissen theils Tuche, theils Zeuche, die Arbeiter dieser Weberei theilen sich also in zwei Hauptklassen: in Tuchmacher und Zeuchweber. Das wollene Garn, welches zu den Zeuchen glatt und fest, zu dem Tuche aber rauher und lockerer gesponnen wird, wird ebenfalls wie das leinene gehaspelt, gespult zur Kette geschoren u. s. w. Der Stuhl des Tuchmachers ist für schmale Tücher einmännig (worauf eine Person webt) und für breite zweimännig. In der Mitte desselben befindet sich das Geschirr, welches aus zwei Schäften und zwei Paar Schemmeln besteht. Die Stifte des Rietblattes, womit der Einschlag fest geschlagen wird, sind von spanischem Rohr, an beiden Seite aber für die Sahlleiste aus geplättetem Eisendraht. Die Schießspule (d. Schütze) ist über zwei Fuß lang. Das Weben gleicht dem der ungebildeten Leinwand. Die aufgebäumte Kette wird mit Leimwasser bestrichen. Die Fäden zur Sahlleiste (Salband, Salbende), die aus Ziegenhaaren und schlechter Wolle gesponnen sind, werden besonders gewebt und müssen stärker seyn, damit sie die starke Ausdehnung an den Enden besser vertragen, als das Tuch. Der Einschlag, von gröberem und lockerem Garne, als das zum Aufzug, muß so fest, wie möglich und bei feinen Tüchern wohl sechs- und mehrmal angeschlagen werden. Die Zeuchweber brauchen zu ihren meisten Arbeiten einen Stuhl, welcher dem des Damastwebers ähnlich ist, mit einem sogenannten Kontremarsche, wo die Schäfte durch den Tümmler (eine Art Wagebalken) und durch Querschemmel in Bewegung gesetzt werden. Die Stifte des Rietblatts sind hier alle von geplättetem Eisendraht. Es werden glatte, gekieperte, geblümte,

gezogene und geschnittene wollene Zeuche verfertigt. Zu den glatten gehören der gestreifte Flanell, der Krepp und der Etamin. Die gekieperten wollenen Zeuche werden auf die nämliche Art gemacht, wie die leinenen. Dahin gehoren der Rasch, der Chalons, der Sey, von verschiedener Art und der gekieperte Kalmang. Wird dieser kalandert, so heißt er wollener Atlas. — Die geblümten wollenen Zeuche werden, wie die leinenen, entweder vermittelst der Fußarbeit oder der Zugarbeit verfertigt. Nach der ersten Methode macht man kleine Blumen und geradlinige Figuren, z. B. geblümten Kalmang und Struck (Everlasting); nach der zweiten Florett, wollene Damaste und broschirte Zeuche. Diese sind solche, in welche Blumen mit ihren natürlichen Farben eingewirkt sind, als der Batavia, das einzige wollene Zeuch dieser Art. Die geschnittenen wollenen Zeuche haben auf der rechten Seite eine rauhe Oberfläche, welche aus zerschnittenen Fasern besteht, welche der Zeuchweber Flor nennt. Von dieser Art sind der Velpel (Felbel), der Kaffa und der Plüsch. Die rauhe Oberfläche wird durch die Florette (eine Kette von Fäden, die über der gewöhnlichen Kette gezogen wird) hervorgebracht. Sowie die Fäden der Florkette eingewebt sind, werden sie von der stählernen Klinge des Dregetts zerschnitten und sie bilden die Spitzen des Flors die rauhe Oberfläche. Der Plüsch ist unter den wollenen Zeuchen dieser Art das feinste; der, welcher von Baumwolle verfertigt wird, heißt Manchester, von der Stadt gleiches Namens in England. Aus der Zubereitung (Appretur) dieses Zeuches macht man in Manufakturen ein Geheimniß. — Der Stuhl des Seidenwebers weicht in manchen Stücken von dem der andern Weber ab. Um die Kette beständig straff gespannt zu erhalten, bedient man sich der sogenannten Basquille oder des festen Gewichts, und, bei schweren Zugarbeiten, des englischen Gewichts. Die Lade ist sehr schwer und die Stifte des Rietblatts sind entweder von spanischem Rohr, oder von geplättetem Eisendraht. Die glatten seidenen Zeuche, welche einen Leinwandgrund haben und nach Art der Leinwand gewebt werden, sind Taffent (Taft) und Gros de Tours. Der Brilliant-Taffet, mit Quadrat-Stein-Brilliant-Figuren, und der Spiegel-Taft mit länglichten Quadraten, Spiegeln ꝛc. gehören zu der Fußarbeit. Sammt wird im Ganzen ebenso gemacht, wie die wollene.

Weber (Bernhard Anselm), königl. preuß. Capellmeister zu Berlin, Ritter des eisernen Kreuzes ꝛc., geb. zu Mannheim 1766. Da ihn seine Eltern zum geistlichen Stande bestimmten, so empfing er schon frühe Unterricht in der Musik. Die Anfangsgründe des Clavierspiels brachte ihm der berühmte Vogler bei; im Gesange war Holzbauer und später ein tüchtiger Schüler Vogler's im Generalbasse sein Lehrer. In seinem 14. Jahre nahm ihn Vogler nach München zu sich, unterrichtete ihn noch in der Composition und dem Clavierspiel und führte ihn dann nach Stockholm. Hier keine Anstellung findend, ging Weber nach Deutschland zurück und übernahm 1787, nachdem er einige Jahre als Virtuos herumgereist war, die Direktorstelle bei dem Großmann'schen Theaterorchester zu Hanover. 3 Jahre war er hier, als er eine Reise durch Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden machte; während der Zeit hielt er sich auch 10 Monate zu Stockholm auf, um unter Vogler's Leitung die deklamatorische Musik und den Contrapunkt zu studiren; hierbei nahm er vorzugsweise Gluck zum Muster, dessen Opern damals vortrefflich von Vogler aufgeführt wurden. In Stockholm schrieb er auch einige Kirchenstücke, begleitete darauf seinen Lehrer nach Hamburg und kam 1792 nach Berlin, wo ihm die Anstellung als Mitdirektor des Orchesters bei der deutschen Oper zu Theil ward. Das Jahr darauf reiste er durch Deutschland, um Sänger und Sängerinnen zu engagiren. 1796 ward sein Gehalt erhöht, weil er einen Ruf nach Rheinsberg ausgeschlagen hatte,

und blieb von jetzt an als Musikdirektor unausgesetzt, einige kleine Reise abgerechnet, zu Berlin; doch ging er 1803 mit Aug. v. Kotzebue nach Paris und ward hierauf Capellmeister. Als Direktor führte er sein Orchester ausgezeichnet; doch warf man ihm ein zu geräuschvolles Taktiren und eine einseitige Liebe für Gluck vor. Man kann aber nicht in Abrede stellen, daß er hierdurch vortheilhaft auf den Kunstsinn der Berliner wirkte. Seine eigenen Compositionen sind meist einzelne Musikstücke zu Schauspielen; als zu Tell, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, den Hussiten, zur Weihe der Kraft, zu Göthe's Epimenides. Man erkennt in denselben, daß Gluck sein Vorbild war, dennoch zeigen sie ein Streben nach poetischer Charakteristik, wenn es auch manchmal ins Breite geht. Originalität und Mannichfaltigkeit der Gedanken finden sich nicht darin, aber wohl eine gewisse Kenntniß der Orchestereffekte, Klarheit, kräftiger Ausdruck und Häufung angenehmer Melodien. Sein Duodrama Sulmalle, seine Opern Deodata und Hermann und Thusnelde sind wenig bekannt geworden; mehr aber seine Gesänge mit Clavierbegleitung und seine melodramatische Composition der Schiller'schen Ballade, der Gang nach dem Eisenhammer. Er starb 1821 zu Berlin.

Weber (Carl Maria von), königl. sächs. Capellmeister und Musikdirektor der deutschen Oper in Dresden, war den 18. Dezember 1786 zu Eutin im Holsteinischen geboren, und genoß der sorgfältigsten Erziehung mit besonderer Vorliebe für die schönen Künste. Sein Vater war selbst als ausgezeichneter Violinist bekannt. Malerei und Musik theilten sich hauptsächlich in seine Jugendmuße. Von ersterer versuchte er mit Glück mehrere Zweige zu pflegen, malte in Oel, Miniatur, Pastell, und führte auch die Radirnadel. Doch entschlummerte die Lust zu dieser Beschäftigung bald, und die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, endlich ihre Schwester gänzlich. Den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Claviere und gleichmäßigen Ausbildung beider Hände legte er bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen (1796). Je mehr Webers Vater die allmählige Entwickelung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch stand dieser ernste Mann dem Kinde noch zu fern, welches nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. 1793 ließ Webers Vater zu dessen Aufmunterung 6 Fughetten von ihm drucken, sein erstes gedrucktes Werk, welches damals freundlich von der musikalischen Zeitung angezeigt wurde. Zu Ende des Jahres 1798 kam Weber nach München und erhielt im Gesange bei dem Singmeister Valesi, in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kalcher Unterricht. Dem klaren, stufenweise fortschreitenden, sorgfältigen Unterrichte des Letztern verdankt er größtentheils die Herrschaft und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz, der dem Tondichter zur Veräußerung seiner Ideen so natürlich werden muß, wie dem Dichter Sylbenmaß und Grammatik. Weber arbeitete mit unermüdetem Fleiße seine Studien aus. Damals fing sich auch seine Vorliebe zum Dramatischen an bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: die Macht der Liebe und des Weins; daneben aber auch eine Misse und mehrere andere Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf ergriff den regen, jugendlichen Geist, der alles Neue und Auffehnerregende mit Hast sich anzueignen suchte, die Idee, dem damals von Sennefelder in München erfundenen Steindruck den Rang abzugewinnen; und er glaubte endlich dieselbe Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer noch zweckmäßigeren Maschine versehen. Der Entschluß, diese Sache ins Große zu treiben, bewog ihn nebst seinem Vater nach Frei-

berg in Sachsen zu ziehen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien. Die Weitläufigkeit und das Mechanische, Geisttödtende des Geschäftes aber ließen ihn gar bald die Sache wieder aufgeben, und mit desto verdoppelter Lust die Composition fortsetzen. Er schrieb als vierzehnjähriger Knabe die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper: das Waldmädchen, welche im November 1800 auch gegeben wurde, und sich mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg, und überhaupt weiter verbreitete, als dem Künstler späterhin lieb war, der es als ein höchst unreifes, nur vielleicht nicht ganz erfindungsleeres Produkt ansah, und den zweiten Akt in zehn Tagen geschrieben hatte. Letzteres war eine der unseligen Folgen jener auf ein junges Gemüth so lebhaft einwirkenden Wunderanekdoten aus dem Leben hochverehrter Meister, denen das Talent eifrig nachstrebt. Auf eben diese Art weckte ein Artikel der musikalischen Zeitung in dem jungen Componisten die Idee, auf ganz neue Weise zu schreiben, und die älteren vergessenen Instrumente wieder in Anwendung zu bringen. Diesen neuen Planen gemäß schrieb er, als er damals in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereist war, die Oper Peter Schmoll und seine Nachbarn (1801). 1802 machte er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit dem größten Eifer theoretische Werke über Musik sammelte und studirte, aber durch mannichfaltige Zweifel bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforschen, sich sein eignes musikalisches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Regeln der alten Meister durch eignes Nachdenken begründet aufnahm und benutzte. — Bald darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens, und zum ersten Male trat er allein in diese Welt. Hier lernte er untern mehreren großen Männern den unvergeßlichen Vater Haydn und den originellen Abt Vogler kennen. Auf dieses Meisters Rath widmete sich Weber beinahe zwei Jahre dem emsigsten und unermüdetsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baus, der Ideenausführung, und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Lehrer gemeinschaftlich zergliederte, und sich durch eigne Studien zu erläutern und anzueignen suchte. Oeffentlich erschienen in dieser Zeit nur ein Paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Vogler'schen Oper Samori. Ein Ruf als Musikdirektor nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld zur Kenntniß der Effekte; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Produkte und componirte die vom Professor Rhode gedichtete Oper Rübezahl zum größten Theile. 1806 zog ihn der kunstliebende Herzog Eugen von Würtemberg nach Karlsruhe in Schlesien. Hier schrieb er zwei Symphonien, mehrere Concerte und Harmoniestücke. Als aber der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerstörte, trat er, von den ungünstigen Verhältnissen der damaligen Zeit begleitet, eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart ohne unmittelbaren Dienst der Kunst zurückkehrte. Hier schrieb er, von der freundlichen Theilnahme des trefflichen Danzi ermuntert und aufgeregt, seine bekannte Oper Silvana, nach dem Sujet des früheren Waldmädchens von Thiemer neu bearbeitet (späterhin im Clavierauszuge bei Schlesinger in Berlin herausgegeben), arbeitete seine Cantate: der erste Ton, nebst einigen Ouvertüren und Symphonien, um, und schrieb viele Claviersachen. 1810 widmete er sich von neuem ganz der Kunst, und trat eine Kunstreise an, klarer und entschiedener als je. In Frankfurt, München, Berlin 2c. wurden seine Opern gegeben und seine Concerte besucht. Auch sah er den trefflichen Abt Vogler, wie er sich zweien, mit herrlichen Geistesgaben beschenkten, Jüngern der Kunst, Meyerbeer und Gänsbacher, hingab. Im Verein mit diesen genoß v. Weber, selbst gereifter und zur Prüfung fähiger, dessen tiefe Erfahrungen und

componirte die Oper Abu-Hassan, die zu seinen besten gehört. Von 1813-16 leitete er die Direktion der Oper in Prag, die er ganz neu organisirte, und hier componirte er auch die große Cantate: Kampf und Sieg, welche nachher an mehrern Orten mit Wirkung gegeben wurde. Nur seiner Kunst lebend, und in der Ueberzeugung, zu ihrer Beförderung und Pflege geschaffen zu seyn, legte er diese Direktion nieder. Darauf zog er abermals frei in die Welt, ruhig den Wirkungskreis erwartend, welchen das Schicksal ihm zuführen würde. Viele und schöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutschen Oper in Dresden konnte ihn allein aufs neue festhalten, und diesem Geschäft widmete er seine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Hier componirte C. M. v. Weber, außer mehreren Instrumentalstücken, verschiedene Gelegenheitscantaten, z. B. die Cantate zum Regierungs-Jubiläum des Königs von Sachsen, nebst der Jubelouvertüre, mehrere Vermählungscantaten, eine gediegene zum Namenstage des Königs bestimmte Messe nebst Offertorium, der seitdem eine zweite gefolgt ist, und seine nach Kind's Text gearbeitete Oper, der Freischütz, welcher zuerst 1821 in Berlin aufgeführt wurde und seitdem durch ganz Deutschland geklungen ist. Der unerhörte Erfolg dieser Oper, welche durch ihre volksmäßigen Melodien eines Theils, sowie andern Theils durch das imponirende Zauberwerk des Kugelgießens in der Wolfsschlucht zu erklären ist, verschaffte ihm den Antrag, eine neue Oper für Wien zu componiren. Er vereinigte sich dazu mit Frau von Chezy, die ihm nach einer altfranzösischen Erzählung die Oper Euryanthe dichtete. Von 1822 bis zum Herbst 1823 hatte ihn dieses Werk vornehmlich beschäftigt, und im Sept. d. J. reiste er nach Wien, um es dort selbst aufzuführen. Am 25. Okt. 1823 wurde Euryanthe zum ersten Mal in Wien aufgeführt und erwarb sich einen stürmischen Beifall. 1824 ward ihm von London aus den Auftrag, für das Covent-Garden-Theater die Oper Oberon zu schreiben. Zugleich ward ihm der erste Akt übersandt. Jetzt legte er sich eifrig auf das Studium der englischen Sprache, aber diese Anstrengungen, die noch durch seine Berufsgeschäfte, indem er oft die Funktionen des kränklichen Morlacchi übernehmen mußte, vermehrt wurden, untergruben seine Gesundheit. 1825 reiste er deßhalb nach Ems und brachte darauf gegen das Ende des J. seine Oper Euryanthe auf die Bühne zu Berlin. Im Febr. 1826 ging er nach London, obgleich sich sein Hals- und Brustübel verschlimmert hatte. Hier vollendete er den Oberon und führte ihn auf. Er starb daselbst am 5. Juni, gerade an dem Tage, wo der Freischütz zu seinem Benefiz aufgeführt werden sollte. Weil er Katholik war, ward er in der Moorfieldskirche beigesetzt; sein Begräbniß ward feierlich begangen. — Man darf sagen, daß Weber eine neue Epoche in der musikalisch-dramatischen Composition begründete; von ihm ging die Veredlung des Volksgesangs aus; er brachte ein neues Leben in das Singspiel und wußte die Instrumente mit einziger ergreifender Tiefe zu gebrauchen. Unvollendet ließ er die komische Oper: die drei Pintos, von Hell. Weber war in vieler Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, ein origineller Tonsetzer; ein großer Pianofortespieler, war er überdieß in der Leitung eines Orchester feurig, besonnen, einsichtsvoll und einfassend; als Theoretiker hatte er seine Kunst in allen ihren Theilen gründlich studirt, dabei war er ein gebildeter, geistreicher Mann. Zahlreich sind seine anderen einzelnen Compositionen, welche alle den großen musikalischen Schöpfer beurkunden. Auch als Schriftsteller hat er sich durch die in Kind's Muse mitgetheilten Fragmente unter dem Titel: Künstlerleben, bekannt gemacht; er spricht darin seine Ansichten und Erfahrungen über diesen Gegenstand aus. Sein Freund, Th. Hell, gab seine Schriften unter dem Titel: Hinterlassene Schriften von C. M. v. Weber (Dresden 1828, 2 Bde.) heraus. Deutschland

nahm einen warmen Antheil an seiner hinterlassenen Familie, und durch Benefizvorstellungen wurde ein Kapital zur Erziehung seiner Kinder gegründete.

Wechabiten, s. **Wahabi**.

Wechsel (philosophisch) ist Uebergang eines Dinges aus einem Zustande in den andern, und kann nur von Accidenzen gesagt werden, z. B. Uebergang aus der Bewegung in die Ruhe. Substanzen wechseln nicht, sondern werden verändert. Diese Veränderung aber, wenn man sie von allen wechselnden Accidenzen entblößt denkt, kann nichts anders seyn, als der Uebergang aus dem Zustande des Seyns in das Nichtseyn. — **Wechselbegriffe** sind identisch. Der eine kann für den andern genommen werden, z. B. Tugend und moralische Gesinnung. — **Wechselwirkung**, Kategorie der Relation. Reale dynamische Gemeinschaft, welche die Kategorien der Substanz und der Caussalität dergestalt verbindet, daß eine Substanz als die Ursach der andern gedacht wird. Eine solche dynamische Wechselwirkung ist z. B. in den organischen Körpern, worin alle Theile (Substanzen) wechselseitig auf einander zu ihrer Erzeugung und Erhaltung wirken.

Wechsel oder Wechselbrief ist eine unter gesetzlicher Form kurz gefaßte Schrift, in welcher der Verfasser derselben eine bestimmte Person bittet, an eine Andere eine benannte Summe zu einer festgesetzten Zeit auszuzahlen oder ein Versprechen an die Verordnung einer benannten Person eine festgesetzte Summe zu einer gewissen Zeit selbst auszuzahlen. Das wahrhafte Entstehen eines solchen Wechselbriefs war also, daß (da man in frühern Zeiten genöthiget war, um einen entfernten Gläubiger zu zahlen oder von einem entfernten Schuldner Geld einzufordern) man entweder die Gelder mit äußerst kostspieligen, gefährlichen und dem Handel hinderlichen Versendungen übermachen oder von daher kommen lassen mußte, und um dieses lästigen Handels enthoben zu seyn, zahlte man sich in der Folge wechselseitig mit Papieren, Scheinen oder sogenannten Wechseln, die daher minder kostspielig und in einem weit kürzern Zeitraume von daher und so umgekehrt besorgt werden konnten; es ist daher klar, daß die Einführung der Wechselbriefe zu den bedeutendsten Hülfsmitteln und zur Erleichterung und Vervollkommnung des Handels gehört; denn durch sie können die größten Summen bis in die entferntesten Länder, wohin man nur mit den schwersten Kosten und oft mit großer Gefahr das baare Geld schicken mußte, übermacht werden. Auch leisten sie wichtige Dienste in dem Verkehr mit solchen Ländern, in welchen entweder die Ausfuhr des gemünzten Geldes verboten, oder dessen Ausfuhr nur einer Anstalt (welches zwar äußerst ungerecht ist) vorzugsweise erlaubt ist. Da also die Wechselbriefe wirkliches Geld vorstellen und Alles verrichten, was mit klingender Münze verrichtet werden kann, so verschaffen sie dem Handel auch noch dadurch sehr große und schätzbare Vortheile, daß sie die unerschöpfliche Quelle des Zutrauens beleben und unterhalten, und daß vermittelst derselben in der ganzen handelnden Welt an einem Tage so viel Geschäfte abgemacht werden können, als es ohne sie in weit längerer Zeit nicht möglich seyn würde; und welcher Vortheil für Reisende, mit guten Wechseln versehen, überall bei Kaufleuten offene Kassen zu finden, oder daß er jene Wechsel in einem Lande, wo die Münzen mit zu großem Nutzen für den Staat geprägt sind, nicht gegen Baarschaft zu vertauschen genöthiget sey, sondern sich durch Vertauschung von fremden Wechseln gegen seine eigenen Wechsel aus einem andern minder eigennützigen Lande besser geprägte und dem innern Werthe weit entsprechendere Münzen versorgen könne. Was die Gestalt eines Wechselbriefs anbelangt, so kömmt es hauptsächlich auf folgende Punkte an: die Ueberschrift, den Inhalt und die Unterschriften; denn in einem regelmäßig abgefaßten Wechselbriefe muß als Ueberschrift oben in der ersten Linie der Ort, das Jahr, der

Monat und Tag der Ausstellung und die Summe, auf welche er lautet, nebst Angabe der Münzsorte in Ziffern dergestalt ausgedrückt stehen, daß von jener obersten Linie weder rechts noch links Raum übrig bleibe. Bei dem Inhalte aber muß Folgendes wohl bemerkt werden, nämlich: die Verfallzeit oder der festgesetzte Zeitpunkt, an welchem der Wechsel bezahlt werden muß, das Wort Wechsel mit der Bemerkung: ob es ein einziger (Sola) oder erster, zweiter oder dritter und oft gar vierter sey; ferner der Name Dessen, an den oder dessen Verordnung die Wechselsumme bezahlt werden soll, die zu bezahlende Summe muß mit Buchstaben oder mit Worten ausgedrückt werden, sowie auch die Münzsorte, in welcher die Zahlung geschehen soll, dann die Versicherung des erhaltenen Werthes, er mag in Geld, Waaren oder sonstigen Gegenständen bestanden haben, nebst der Bemerkung, Wem oder zu Wessen Lasten der Bezogene die bezahlte Wechselsumme berechnen soll. Bei der Unterschrift endlich müssen unten zur rechten Hand die eigenhändige Namens-Unterschrift des Ausstellers mit dem ganzen Vornamen oder der ganzen Handlungs Unterschrift, und zur linken Hand der Name des Bezogenen, welcher die Wechselsumme bezahlen soll, nebst dessen Wohnort und nöthigenfalls (in einer großen Stadt) die Straße, kurz Alles ganz leserlich und ohne alle Abkürzung geschrieben werden. Das Rückschreiben oder die Rückschrift oder Endossement eines Wechsels ist eine kurze Schrift, welche der Inhaber des Wechsels auf denselben setzt, um dadurch sein Einforderungsrecht einem oder mehrern Andern zu übertragen, und bei diesem Uebertrage wird erfordert, daß man auf der Rückseite des Wechsels oben an (das Wechsel- oder Stempelblättchen quer genommen) folgende drei Fälle beobachtet, nämlich 1) den Namen der Person, von der man den Werth entweder baar oder in Waaren empfangen hat, oder der man denselben in Rechnung setzt. 2) Den Tag und die Jahreszahl, und 3) die Unterschrift des Rückschreibers oder Desjenigen, der den Wechsel an einen Andern überträgt und daher zur Versicherung der Zahlung seinen Namen unterschreibt. Die Annahme eines Wechsels (Acceptation) muß von dem Bezogenen geschehen, und der letzte Inhaber desselben darf ja nicht säumen, einen Wechsel am nämlichen Tage, wo er denselben empfangen hat, dem Bezogenen zur Annahme und bei Verfallzeit zur Zahlung wieder vorzuzeigen, um vor Abgang der Post seinem Vermanne oder Uebersender, sey es von der Annahme oder der Weigerung derselben, Nachricht geben zu können. Willigt alsdann bei Vorzeigung eines Wechsels der Bezogene ein, den darin enthaltenen Betrag nach seinem vollen Inhalte bei Verfallzeit zu bezahlen, so macht er sich dazu verbindlich, wenn er unterhalb des Wechsels diese Worte schreibt: angenommen, nebst seiner Unterschrift, und ist der Wechsel nach gewissen Tagen oder Wochen nach Sicht ausgestellt, so muß er auch den Tag und die Jahreszahl hinzusetzen, weil dadurch der Verfalltag genau bestimmt wird. Wenn ein Wechsel dem Bezogenen vorgezeigt, aber nicht angenommen wird, oder ein früher angenommener Wechsel von dem Annehmer nicht bezahlt wird, so läßt der Vorzeiger oder Inhaber in beiden Fällen bei einem Notar unter Zuziehung zweier Zeugen ein schriftliches Zeugniß aufsetzen, das man Zahlungsweigerungs-Akt, Wechselprotest, nennt, worin dann vorzüglich erklärt werden muß: der Inhaber habe den Wechsel zur rechten Zeit vorgezeigt, oder dessen Werth dafür eingefordert; aber die Annahme oder nach Umständen die Zahlung sey verweigert worden. Ein gehörig ausgefertigter Zahlungsweigerungs-Akt muß folgende Punkte enthalten: 1) Den Auftrag des Inhabers. 2) Die genaue Abschrift des Wechsels nebst allen Rückschreibern. 3) Die Anzeige der Ursache, warum der Wechsel nicht angenommen oder bezahlt worden. 4) Den Vorbehalt der Rechte des Inhabers wegen des Kapitals, der Zinsen und aller darauf gehenden Kosten.

5) Die Unterschrift des Notars sammt den Zeugen. 6) Den Ort und die Zeit, wo und wann es geschehen ist. — Die Zahlungsfristen oder Verfallzeiten beruhen auf Uebereinkunft der Vertragschließer oder auf sonstigen Verhältnissen und dehnen sich in folgende sechs Arten: 1) Nach Sicht, das heißt: daß der Betrag oder Inhalt eines Wechsels von dem Bezogenen gleich bei der ersten Vorweisung, oder an dem Tage der Vorzeigung, oder längstens binnen 24 Stunden bezahlt werden muß. 2) Auf gewisse Tage nach Sicht, nämlich: 3, 4, 8 oder mehrere Tage nach Sicht, wo dann der Betrag erst nach Ablauf derselben, nämlich vom Tage der Annahme an gerechnet, bezahlt werden muß. 3) Auf gewisse Tage, Wochen und Monate nach dem Ausstellungstage oder auch nach Tag und Jahreszahl (nach Dato), das heißt: der Verfalltag bei einem solchen Wechsel wird von dem Tage der Ausstellung an (welcher aber nicht mitzurechnen ist) zu zählen angefangen, und auf so viel Tage, Wochen und Monate, als bestimmt sind, fortgezählt. 4) Auf eine fest bestimmte Zeit (präfix) d. h. Zahlung ohne Aufschub und Nachsicht, denn sobald in einem Wechselbriefe z. B. den 10ten Dezember 1829 präfix beigefügt wäre, so müßte er ohne Nachsichtstage am benannten Tage bezahlt werden. 5) Auf Zahlungszeiten oder in Messen zahlbar. 6) Nach Wechselgebrauch (Uso), dieses Wort bedeutet eine durch das Wechselrecht des Orts, wo der Wechselbrief zahlbar ist, bestimmte Zeit, und richtet sich gewöhnlich nach der Entfernung nämlich: 14 Tage, 1 bis 2 Monate und in weite Länder 4 bis 6 Monate nach Sicht oder nach dem Ausstellungstage. Vergl. d. Art. Uso. Mit dem Wechselgebrauch sind auch die sogenannten Nachsichtstage (Respekttage) verbunden und diese Nachsichtstage sind gewisse nicht allenthalben einerlei bestimmte Tage, die auf Wechselplätzen nach der genauesten Verfallzeit eines Wechsels anfangen, dem Bezogenen aus Nachsicht noch vergönnt werden und die der Inhaber eines Wechselbriefs ohne allen Nachtheil abwarten kann, je nachdem nämlich diese Tage zum Vortheil des Wechsel-Inhabers oder des Bezogenen eingeführt werden sind. — Zu einem gezogenen Wechsel gehören nur vier Hauptpersonen, nämlich: Erstens. Der Aussteller oder Zieher eines Wechsels (Trassent). Zweitens. Der Wechselkäufer (Remittent). Drittens. Der Vorzeiger desselben (Präsentant). Viertens. Der Annehmer desselben (Acceptant). Die Pflichten des Ausstellers bestehen wesentlich in folgenden zwölf Beobachtungen: 1) Sobald der Aussteller den Wechsel aus den Händen gegeben, muß derselbe sogleich mit erster Post den Bezogenen oder seinen Schuldner davon benachrichtigen. 2) Ein Aussteller muß vor Allem bedacht seyn, daß er bei Dem, worauf er abgibt, Zutrauen (Kredit) oder Ursache zum Ziehen habe, oder er muß Anstalten machen, daß seine Wechsel angenommen werden, auch sich allemal vorsehen, daß er pünktlich bezahlen könne, wenn die Zahlung seines Wechsels verweigert (protestirt) wird. 3) Muß er, im Falle einer Zahlungsweigerung jedoch, wie alle Rückschreiber, an welche ein über diese Weigerung ausgefertigtes Instrument oder Rechtsvorbehalt stufenweise gelangen muß, wohl bemerken: ob alle Rückschriften nach ihrem Inhalte und ihrer Tag- und Jahreszahl richtig sind, d. h. ob eine Rückschrift früher gestellt sey (antidatirt), als man den Wechsel übergeben hat, dergestalt, daß die Bestimmung der Zeit mit der Entlegenheit des Orts nicht recht zusammenstimmt; ob auch der letzte Inhaber alles Gehörige in Zeiten und nach Ortsverordnungen vorgekehrt habe, wo er sonst diesem keine Genugthuung schuldig wäre und die Zahlungsverweigerung sammt Zahlung auf den Fehlbaren zurückweisen könnte; widrigenfalls bleibt der Aussteller in allen andern Fällen immer schuldig. 4) Wenn er auf ein einverstandenes Zutrauen oder eine verabredete Zahlungsfrist zieht, so muß er in seinen Büchern richtig seyn. 5) Ein Aussteller ist allemal ver-

bunden zu dem ersten Wechsel auch den zweiten, dritten, vierten u. s. w. sogleich oder nach einiger Zeit auf Verlangen zu geben, welches aber nach der Hand von einem Rückschreiber durch den andern, endlich von seinem Briefnehmer oder Rückschreiber von ihm verlangt werden muß. 6) Wenn ein Handlungsherr in seiner Abwesenheit seinen Buchführer oder Handlungsdiener Wechsel ausstellen, annehmen, rückschreiben oder verhandeln läßt, so muß er ihm eine richtige Vollmacht hinterlassen. 7) Ein Zieher oder Aussteller kann nur in dem Falle nach allen Wechselverordnungen seinen Wechsel widerrufen, wenn er vielleicht den Werth nicht empfangen, oder aus gewissen Ursachen Denjenigen, welchem er ihn unmittelbar gesandt hat, nicht einfordern und einziehen lassen will. 8) Ein Aussteller kann seinen Wechsel nicht für die Ehre der Unterschrift annehmen; ebenso kann der Schuldner seines Bürgen nicht zu Lasten seines Bürgen annehmen, was er einmal schuldig. 9) Nach mehrern deutschen, schärfer aber nach französischen Wechselverordnungen muß in einem Wechsel ausdrücklich stehen, wie man den Werth empfangen hat, sey es in baarem Gelde, in Rechnung, in Waaren, in Wechseln oder andern Sachen. 10) Ein Aussteller, der aus nachforschender Gewinn-Absicht (Spekulative) Wechsel zieht, oder ausstellt, um erst zur Verfallzeit Gegenanschaffung zu machen, braucht es zur Stärkung seines Kapitals in der Handlung zwar nicht zu verschieben; doch warnen Viele mit der Gegenanschaffung (wenn der Bezogene vielleicht nur schwaches Zutrauen hat, oder sonst zweifelhaft würde) nicht zu voreilig zu seyn. 11) Eine Frau oder Minderjährige, die keinen Handel treiben, sollen weder Wechsel ziehen, noch auf der Rückseite derselben überschreiben (indossiren). 12) Der Aussteller eines Wechsels endlich haftet dafür, sowie auch für den daraus entstehenden Schaden, und die von dem Betrag desselben für die ganze Zeit zu entrichtenden Zinsen bis zur wirklichen Zahlung, ehe der Wechsel mag angenommen seyn oder nicht. — Der Wechselkäufer ist der Herr oder Besitzer und Inhaber des vom Aussteller erkauften oder als Zahlung erhaltenen Wechsels. Sein Eigenthumsrecht kann dieser nun wieder an einen Andern abtreten, oder er kann einen seiner Gläubiger damit bezahlen, daher die Ausdrücke: übermachen (remittiren), Anschaffung (Rimessa) in der kaufmännischen Sprache so viel bedeuten, als Wechsel einkaufen und eine Schuld an einem andern Orte damit bezahlen. Tritt der Inhaber des Wechsels sein Eigenthumsrecht an einen Andern ab, so heißt dieß auf der Rückseite überschreiben (indossiren). — Der Wechselvorzeiger ist bei einem Wechselgeschäfte diejenige Person, welcher es zukömmt, den Wechsel dem Bezogenen vorzuzeigen, um von ihm zu vernehmen: ob derselbe die darin enthaltene Summe zur bestimmten Zeit, Art und Weise bezahlen wolle, um alsdann die Zahlung selbst in Empfang zu nehmen. Der Vorzeiger erscheint daher in zwei verschiedenen Eigenschaften, nämlich: erstens als Besorger der Annahme des Wechsels vom Bezogenen, und zweitens als Einzieher der Wechselsumme. In letzterer Eigenschaft ist derjenige Inhaber, an welchen der Wechsel zuletzt auf der Rückseite überschrieben oder übertragen wird, oder sogleich an seine Verfügung gestellt worden ist, rechtmäßiger Eigenthümer, welcher die Zahlung zur Verfallzeit vom Bezogenen zu fordern berechtiget ist und in deren Ermanglung dagegen den Zahlungsweigerungsakt ausfertigen läßt. — Der Annehmer eines Wechsels oder der Bezogene ist Derjenige, auf welchen der Aussteller seinen Wechselbrief zieht, oder von dem er verlangt, daß er die in dem Wechsel enthaltene Summe zur bestimmten Zeit bezahlen soll. Die Abgabe eines Wechselbriefs läßt zwischen dem Aussteller und dem Bezogenen einen Vertrag vermuthen, welcher jenen zu dieser Handlung berechtigte. So lange Derjenige, auf welchen ein Wechsel ausgestellt ist, die Annahme desselben nicht vollzogen hat, sie mag nun nach den Gesetzen des Orts schriftlich

geschehen müssen, oder mündlich bewirkt werden können, bleibt ein Solcher immer der Bezogene, dem die Freiheit zusteht, sich durch die Annahme zum Wechselschuldner zu machen, oder die Annahme zu verweigern. Die Annahme des Wechsels ist dann von einer solchen Verbindlichkeit zur Zahlung, daß ihn keine Entschuldigung irgend einer Art davon befreien könne, es seye denn, daß er sich vor der Verfallzeit des Wechsels oder vor Ablauf der Nachsichtstage für Zahlungsunfähig erkläre. Nimmt aber ein Bezogener einen auf ihn ausgestellten Wechsel nicht an, so muß er gültige Ursache dazu haben, sonst fallen alle daraus entstehende Unkosten ihm zur Last. Nach der Beschreibung und der Bedeutung eines Wechsel-Annehmers also können Bezogener und Annehmer in Bezug auf die von Beiden vor und nach der Annahme zu erfüllenden Pflichten unter einer und der nämlichen Person d. h. unter jener des Annehmers verstanden und daher auch die beiderseitigen Pflichten unter den nämlichen Beobachtungen beschrieben werden; doch mit der einzigen Ausnahme, daß bei jeder Beobachtung sich der Name Bezogener oder Annehmer ausgedrückt finde, um nöthigenfalls ihre besondern Pflichten doch gehörig von einander unterscheiden zu können. — Wenn ein Wechsel oder mehrere verloren sind, muß man eiligst mit dem zweiten, dritten oder wenigstens mit richtiger Abschrift derselben nachkommen; deßwegen soll also Jedermann, der einen Wechsel wegsendet, solchen von Wort zu Wort sammt den Rückschriften abschreiben. In einigen Wechselordnungen kann ein verlorner Wechsel an einen Privatmann oder an Vorzeiger zahlbar und nicht an Ordre, vermittelst eines zweiten Wechsels ohne Bürgschaft bezahlt werden, und wenn darin steht, daß es ein zweiter ist und daß der erste oder ein anderer gleicher vorhergehender Wechsel widerrufen bleibt. Im Falle der verlorne Wechsel an Vorzeiger oder an Ordre lautet, so soll die Zahlung nicht anders als auf Verordnung des Richters und unter gegebener Bürgschaft geschehen. Die gegebenen Bürgschaften für dergleichen Wechsel sollen von allen Rechten befreit seyn, wenn nach drei Jahren, vom Tage der letztern Forderung an, keine Nachfrage mehr geschieht. Nach den leipziger und hamburger Wechselordnungen soll ein verlorner angenommener Wechsel, wenn der Schuldner die Schuld eingesteht, oder derselben überwiesen wird, gegen Bürgschaft bezahlt werden; Wechsel auf sich selbst gezogen, wenn sie verloren sind und der Ausgeber oder Annehmer die Schuld eingesteht, zahlt man auf Bürgschaft. Bei verjährten Wechseln sind folgende Beobachtungen nöthig. Nach französischer Wechselordnung sind Wechsel oder Briefzettel nach fünf Jahren von Aufhörung der Forderung und gerichtlichen Betreibung für bezahlt zu achten, jedoch sollen die vorgeblichen Schuldner betheuren, daß sie Nichts mehr schuldig sind, also auch ihre Witwen oder Sachwalter, daß sie aufrichtig glauben, Nichts mehr schuldig zu seyn; indessen geht es doch immer auf die Gefahr des Inhabers, wenn er einen Wechsel ohne Einfordern, ohne jenen Zahlungsweigerungs-Akt und ohne Beitreibung läßt. Die frankfurter Wechselordnung sagt: von Fremden gezogene Wechsel, worüber kein Zahlungsweigerungs-Akt ausgefertigt und allenfalls verlegt worden ist, sollen nach vier Wochen, von der Verfallzeit an, für bezahlt gehalten werden. Eigene Wechsel (jener Akt mag darüber ausgefertigt seyn oder nicht), wo man binnen Jahr und Tag nach Verfallzeit nicht klagt, haben das Wechselrecht verloren und sind daher nur als gemeine Schuldscheine anzusehen, und nach fünf Jahren uneingeklagt und uneingefordert noch erneuert, sind sie veraltet, hingegen bei einem eigenen Wechsel, wo der Gläubiger von Letzterm vor Ablauf von Jahr und Tag stürbe, haben seine Erben nochmals 1 Jahr und 1 Tag zur Vorbringung Frist. — Nicht leicht hat irgend eine Erfindung wohlthätiger auf den Nationalreichthum überhaupt und auf den Verkehr der Völker insbesondere ge-

wirkt, als die Wechselanstalt. Vermittelst dieser Anstalt wird der Credit gleichsam beweglich gemacht, und an die Stelle der Münze, also an die Stelle des Unterpfandes gesetzt, was die Münze ihrem Besitzer für die wirkliche Realisirung der damit empfangenen Anweisung auf sämmtliche in den Tauschverkehr kommende Güter gewährt. Als die Handelsverhältnisse zwischen den einzelnen Ländern der Erde sich vervielfältigt hatten, mußten es die Kaufleute bald weit bequemer finden, ihre gegenseitigen Schulden auszuwechseln, als vermittelst der Metallmünze zu berichtigen. Diese Bequemlichkeit gab den Wechselbriefen ihren Ursprung; schon Tyrus, Karthago, Athen, Korinth, Syrakus, Alexandrien scheinen sie gekannt zu haben. Man soll die ersten bestimmten Spuren des Wechselgeschäfts seit Ende des 12. Jahrh. in einigen Provinzen von Frankreich, besonders auf der sogenannten champagner Messe, finden. Die Ausbildung des Geschäfts gehört jedoch, wie auch die italienischen Ausdrücke besagen, Italien an. Vergl. Martens historische Entwickelung des wahren Ursprungs des Wechselrechts.

Wechselkurs. Das Wort Kurs heißt im gemeinen Leben Geldumlauf, hingegen bei Wechseln Wechselpreis. Die Bedeutung des Wechselkurses ergibt sich aus dem Münzkurse: so lange der Münzfuß, nach welchem die Münzen ausgeprägt oder gerechnet werden, sich nicht verändert, bleibt auch die Gleichheit (Pari) der Münzen unverändert; so ist z. B. in J. Schmitz's Kursenbuche bei Berlin der Kurs auf Hamburg zu 153 angegeben, müßte aber bei feststehendem Münzfuße nur 152 preußische Thaler gegen 100 hamburger Reichsthaler oder 300 Mark seyn, weil beide fremde Sorten von Münzen ebenso viel reines Silber enthalten, aber diese 152 bleiben nicht immer unverändert, und es können nach Zeit und Umständen bald 150 bald 154 für die 100 hamburger Reichsthaler bezahlt werden, so steigt und fällt zuweilen der Wechselkurs um einige %; doch aber muß es ein außerordentlicher Fall seyn, wenn diese Abweichung 5 bis 6 % beträgt. Man wird die Wechselkurse sehr selten ganz nahe bei ihrer angenommenen Gleichheit, und noch weniger sie einige Wochen darin fest stehen sehen. Die Ursachen nun solcher steten Abweichungen und beständigen Veränderungen sind sehr vielfach und ungleich beträchtlich; doch beruht das Steigen und Fallen der Wechselkurse meistens auf folgenden sechs Gründen und Bemerkungen. 1) Der Mangel oder Ueberfluß der Wechselbriefe nach einem Platze verursachen große Veränderungen, denn Beides hat seinen Grund in der unverhältnißmäßigen mehr oder wenigern Aus- und Einfuhr der gegenseitigen Landeswaaren und Erzeugnisse, wodurch ein Staat gegen den Andern größere oder geringere Forderungen erhält. 2) Wenn starke Zahlungen von Staaten nach fremden Ländern, zumal bei Kriegszeiten, durch beträchtliches Ankaufen von Lebensmitteln gemacht werden, wodurch oft sehr große Summen auf den einen oder andern Platz übermacht werden müssen, so werden auch die Wechsel dahin sehr aufgesucht und dann theurer bezahlt. 3) Merkliche Veränderungen des Münzfußes, geschmälertes Zutrauen eines Platzes gegen den andern, unglückliche Schifffahrten und Stockungen in den Zahlungen beträchtlicher Wechselhäuser haben alle starken Einfluß auf die Wechselkurse. 4) Macht die Wechselpreise steigen das Aufblühen eines Landes bei Friedenszeiten, sowie der Verfall und die Verarmung desselben bei Kriegszeiten das Fallen der Kurse herbeiführt. 5) Der Geldmangel selbst auf einem Wechselplatze, dessen Ursachen manchmal dem einsichtsvollsten Bankierer unerklärbar sind, erniedrigt oft die Wechselpreise am meisten. 6) Kann sogar ein einziger Bankierer, sey es aus Bosheit, Gewinnsucht oder im Falle seine Zahlungen bald einstellen zu müssen, in seiner auf die Zufälle der Kurse ersonnenen oder gewählten Unternehmung die Preise derselben zum Steigen und Fallen bringen. Alle Ursachen hier mittheilen wollen, warum oft unvermuthet der Kurs auf diesem

Platze fällt und an einem andern steigt, und so umgekehrt, wäre unmöglich, und sind dem erfahrensten Bankierer oft sehr verborgen.

Wechselnoten. Hierunter versteht man solche melodische Nebennoten, die nicht in der zum Grunde liegenden Harmonie enthalten sind und welche die harmonischen Noten aus dem Anschlag in den Nachschlag verdrängen. Zuweilen gehen auch einer harmonischen Note zwei Wechselnoten vor, im Falle beide so beschaffen sind, daß sie durch eine einzige darauf folgende harmonische Note wieder gut gemacht werden können. Wenn die Harmonie durch solche Wechselnoten nicht zerstört werden soll, so dürfen sie nicht von langer Dauer seyn, sondern müssen geschwind vorüber gehen, damit das Ohr zeitig genug die harmonischen Noten vernimmt, an deren Stelle sie stehen. Von vielen Tonlehrern werden diese Wechselnoten der irreguläre Durchgang genannt.

Wechselreiterei, das Verfahren, wenn Handelsleute, um sich auf eine gewisse Zeit Geld zu verschaffen, Wechsel auf Orte ziehen, wo erst kurze Zeit vor der Verfallzeit präsentirt wird. Sie schicken nun entweder die Valuta nach dem Bezogenen, oder sie decken den Rückwechsel sammt den Protestkosten entweder baar oder durch einen neuen Wechsel. — Wechsel, bei denen der Name sowohl des Trassanten als Remittenten erdichtet sind, nennt man Kellerwechsel. Dieß ist Betrug. Ein Kaufmann, der Geld bedarf, aber entweder keinen Kredit mehr hat, oder ihn aus Gründen nicht gebrauchen will, stellt einen Wechsel aus, auf dem der Name des Ausstellers entweder ganz fingirt ist, oder der eines bedeutenden Hauses steht, was Nichts davon weiß. Hierauf folgen die Giri, die bald Freunde des Ausstellers, bald ebenfalls erdichtete Namen sind. Unter den Giranten steht auch gewöhnlich der Name des Verfertigers des Wechsels. Der Diskontist läßt sich durch diese Namen betrügen. Während der Verlaufzeit hat der Verfertiger Geld angeschafft und löst nun den bei dem Diskontanten deponirten Wechsel wieder ein.

Wechselrecht, nennt man 1stens den Inbegriff der die Wechsel betreffenden Rechte. Es ist ein geschriebenes und nicht geschriebenes. Das erstere umfaßt alle Verordnungen, welche die gesetzgebende Macht über diesen Gegenstand erlassen hat. Die Wechselgesetze sind sehr verschieden; jeder Staat hat sein besonderes und meist sogar jede bedeutende Handelsstadt. Das nichtgeschriebene Wechselrecht gründet sich auf Gutachten sachverständiger Kaufleute, die Parere's heißen und als rechtsbeständige, eingeführte Gewohnheiten angesehen werden; doch muß man hiervon die sogenannten Usanzen unterscheiden. Es ist ein Uebelstand, daß in Deutschland kein allgemeines Wechselrecht herrscht. Sowie in den verschiedenen Staaten das Wechselrecht verschieden ist, weicht auch der Wechselprozeß ab. So muß hier erst gegen das Vermögen des Wechselschuldners verfahren werden, ehe man seine Person verhaften kann, während dort gleich nach dem Urtheil des Gerichts der Schuldner verhaftet werden darf. Wechselrecht nennt man 2tens die Vorzüge, welche Wechsel vor andern Schuldverschreibungen voraus haben. Das Wechselrecht ist strenge, wenn es dem Gläubiger gestattet, gleich gegen die Person des Schuldners zu verfahren. Weil das Wechselrecht eine größere Sicherheit gewährt und dem Gläubiger erlaubt, mit größerer Schnelle gegen nicht zahlende Schuldner zu verfahren; so wird manchmal bei Contrakten der eine Contrahent nach Wechselrecht verbindlich gemacht. Diese Verträge sind nun zwar keine Wechsel, geben aber dem andern Contrahenten das Recht, im Nichtzahlungsfalle den Säumenden nach der Strenge des Wechselrechts zu verfolgen. Bei Concursen hat der Wechselgläubiger keine größere Rechte als der gemeine Gläubiger. Nicht Jeder ist wechselfähig, d. h. besitzt das Recht, gültige Wechsel auszu-

stellen. Hierzu gehören 1. Geistliche. Das kanonische Recht verbietet es ihnen. 2. Unmündige und Minderjährige, weil sie keine freie Disposition über ihr Vermögen haben. 3. Soldaten, weil die Wechselverbindlichkeiten mit den Pflichten ihres Standes collidiren könnten. 5. In einigen Staaten auch Weiber und Bauern. Außer den ältern Schriften über das Wechselrecht, welche man in Besekens Thesaurus juris cambialis findet, werden in diesem Fache vorzüglich geschätzt: Siegels vorsichtiger Wechselgläubiger, und dessen Einleitung zum Wechselrecht. Ein brauchbares Handbuch ist: Grundsätze des Wechselrechts von Püttmann, herausgegeben von Martens, Leipzig 1805.

Wechselseitiger Unterricht oder Lancaster's und Bell's System, die Einrichtung der Volksschulen, bei der fähigere Schüler jeder Klassenabtheilung ihre Mitschüler beim Lernen und Einüben mechanischer Fertigkeiten leiten und beaufsichtigen. Die in Frankreich aufgekommene Benennung ist unpassend, weil ein wechselseitiges Unterrichten dabei nicht stattfindet, sondern nur ein Vertreten der Stelle des Lehrers durch einzelne Ausgezeichnete, die von ihren schwächern Mitschülern nie Unterricht empfangen. Der Ursprung dieser Schuleinrichtung ist in Indien zu suchen, wo der Reisende della Valle sie schon im 16. Jahrh. kennen lernte. Die ganze Anzahl der Schüler wird dabei in eine Menge kleiner Klassen getheilt, und jede derselben durch einen größern Schüler in den nöthigsten Fertigkeiten (Lesen, Schreiben, Rechnen und Memoriren eines Religionsbuchs) so weit geübt und abgerichtet, als dieser es selbst vorher von dem Lehrmeister erlernt hat. Solche Schulgehülfen oder Unterlehrer heißen Monitors, und haben ihre Klasse (ungefähr 10 Schüler) auf einer Bank, oder, wie Bell es angeordnet hat, in einem Halbkreise stehend, vor sich. Die geübtesten und moralisch zuverlässigsten Schüler führen als Obergehülfen oder General-Monitors die Aufsicht über diese Unterlehrer und deren Klassen. Andre Gehülfen besorgen den kleinen Dienst der Schulpolizei und guten Ordnung, einer das Aufzeichnen der Abwesenden, ein andrer das Liniren der Schreibbücher, ein andrer das Austheilen und Aufbewahren der Schiefertafeln u. s. w. Dieses ganze Triebwerk vollendet, bei einer zweckmäßigen, jede Störung einer Klasse durch die andre verhütenden Eintheilung des großen Schulzimmers, ohne ungehöriges Geräusch und in genau abgemessener, pünktlicher Aufeinanderfolge der Geschäfte, jede Aufgabe, die der Lehrmeister vorher dem Gehülfen vorgemacht hat. Ein streng gehandhabtes System von Strafen und Belohnungen, die theils körperlich, theils auf den Ehrtrieb (Ehrenbillets, Verdienstorden, Schandzettel, Pranger) berechnet, sind, hält die Masse der Kinder zu guter Zucht. Alles geht und winkt zum Zwecke, wie die Arbeit in einer Fabrik, wo jeder Arbeiter einen Theil des Fabrikats fertigt und der Meister nur anordnet, oder wie in einer militärischen Heerschar, wo das Commando vom General durch die Unterbefehlshaber bis auf die einzelnen Abtheilungen der Gemeinen herabläuft und maschinenmäßig vollzogen wird. Der Lehrmeister unterrichtet nur die Gehülfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Zucht; nebenher gibt er noch Jünglingen, die ihm seinen Unterrichtsmechanismus absehen, um ihn künftig als Lehrmeister eigner Schulen nachzumachen, methodische Fingerzeige. Unstreitig verdient die Ordnung, Pünktlichkeit, Sorgfalt und streng geregelte, sich gleichbleibende Thätigkeit, in der mehrere Hunderte von Schülern in einem Zimmer bei dieser Schuleinrichtung erhalten und nützlich beschäftigt werden, eine achtungsvolle Anerkennung, und aus bekannten Gründen hat die außerordentliche Wohlfeilheit derselben (zur Ersparung des Papiers werden die ersten Uebungen im Schreiben auf Tischen gemacht, die mit Sand bestreut sind) die Bewunderung und Theilnahme der Staats-

männer erregt, denen auch die militärische Zucht recht angemessen schien, um die Kinder aus der Hefe des Volks an ein gesittetes und gesetzmäßiges Betragen zu gewöhnen. — Dr. Andr. Bell, ein engl. Geistlicher, der Aufseher einer Waisenschule, war der erste Europäer, der auf die Idee kam, Anfänger durch geübtere Schüler unterrichten zu lassen, und sie von 1790—1796 in dieser Anstalt (zu Egmore bei Madras) anwendete. Der nach seiner Rückkehr an die ostindische Compagnie darüber von ihm erstattete Bericht erschien 1797 zu London im Druck, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Im folgenden Jahre eröffnete aber Joseph Lancaster, ein Quäker, in einer Vorstadt Londons eine Armenschule, die er, durch die Menge seiner Schüler veranlaßt, allmälig nach der oben beschriebenen Methode einrichtete und 1805, durch die Mildthätigkeit vieler Kinderfreunde unterstützt, bis auf 800 Schüler erweiterte. Zugleich vereinigte er mehrere hundert Mädchen zu einer ähnlichen Schule, und umgab sich mit jungen Erziehern, die er zu Lehrern heranzog und an seiner Stelle arbeiten ließ, während er in den Jahren 1810 und 1811 die britischen Königreiche bereiste und die Einrichtung mehrerer Schulen nach seinem System bewirkte. Mehrere englische Große, selbst königliche Prinzen, beförderten die Ausbreitung des Lancasterianismus; die hohe Geistlichkeit aber, unzufrieden, die Verbesserung der Schulen von einem Quäker betrieben zu sehn, stellte ihm den Dr. Bell, der bisher auf einem Landgütchen privatisirt hatte, als den ersten Erfinder entgegen. Dieser mußte seit 1812 in England Schulen errichten, pädagogische Lehrbücher schreiben und unter der Leitung eines pädagogischen National-Vereins, der, den König von England zum Patron, den Erzbischof von Canterbury zum Präsidenten und mehrere Bischöfe und Staatsmänner zu Mitgliedern hat, die Sache in's Große treiben. Bell's Schulen haben fast ganz die dargestellte, von Lancaster schon angewendete Einrichtung. Demnach wird das Unternehmen auf beiden Seiten als Parteisache behandelt. Bell wird von der Hofpartei, Lancaster von der Volkspartei unterstützt, der Staat aber hat von diesen Schulen nicht Kenntniß genommen und sie sind bis jetzt, wie die Volksschulen in England überhaupt, Privatanstalten geblieben. — Unter den Franzosen hat Herbault zuerst die Methode des gegenseitigen Unterrichts in pariser Armenschulen angewandt. Der Chevalier Paulet errichtete eine ähnliche zu Vincennes, die Ludwig XVI. unterstützte; allein sie ward vergessen, bis die Engländer sie zuerst im Großen anwandten. Nun versetzte sie Prof. Martin 1814 aus England nach Frankreich, und es bildeten in Paris die Grafen La Borde und Lasteyrie, Herzog von Larochefoucault Liancourt Jomard, Abbé Gauthier, Degerando u. A. einen Verein (Société pour l'enseignement mutuel élémentaire) zur Wiedereinführung dieser Methode in Frankreich nach einem größern Maßstabe. Mit ihr stehen in Verbindung die Société d'éducation und die Société pour le perfectionement des méthodes. S. des Grafen Laborde Plan d'éducation pour les enfans pauvres. Londres et Paris 1815. und des Grafen Lasteyrie System für Erziehung und Unterricht, oder der gegenseitige Unterricht angewandt auf Sprachen, Wissenschaften und Künste. 2. A. aus d. Franz. von Friedleben. Frankf. a/M. 1819. Das in Paris auf die Methode des wechselseitigen Unterrichts basirte musikalische Lehrinstitut des H. Massissimo soll der Erwartung entsprechen. 1819 bestanden in Paris 17 Schulen nach Lancaster's Methode, jede von 2 bis 300 Kindern, und in den Departements, besonders den nördlichen und östlichen, viele ähnliche. Sie sind auch in Frankreich durchaus Privatanstalten, die der Wohlthätigkeit ihr Bestehen verdanken, und nur Kinder der ärmern Klasse aufnehmen. Der russ. Kaiser schickte 1815 den Baron Strandmann mit 4

jungen Russen nach England und Frankreich, um diese Methode prüfen und nach Rußland verpflanzen zu lassen. Im Herbst 1817 eröffnete ein Pädagog, Namens Scappa, im königlichen Armenhause zu Neapel eine Lancaster'sche Schule und Bell's Anwesenheit in der Schweiz gab Gelegenheit zur Stiftung ähnlicher Schulen zu Genf und im Waadtlande. In Wien ließ 1818 der General Bianchi junge Soldaten nach der Lancaster'schen Methode unterrichten. In England werden jetzt an 500.000 (allein in London an 8000 in 42 Schulen), in Irland 30.000 Kinder nach dieser in den letzten Jahren sehr verbesserten Methode unterrichtet. Lancaster selbst ist seit 1824 in dem südamerik. Freistaat Colombia, von Bolivar unterstützt, mit Errichtung solcher Schulen beschäftigt. Im britischen Ostindien hat eine Societät zu Kalkutta 88 Schulen seines Systems gestiftet, deren es auch in Malta, am Cap, am Senegal, in Sierra Leone und andern englischen Colonien gibt. Auch die Griechen ergriffen dieses Mittel, die ihnen fast ganz fehlenden Volksschulen wohlfeil zu errichten, und haben deren zu Athen, Argos und auf den Inseln. Aus Frankreich kam das Interesse dafür nach Italien, wo nun Toskana (in Florenz 5 und in 30 Landgemeinden) und Parma seit 1822 ihre Errichtung erlaubten. In Neapel und in Spanien, wo unter den Cortes 1821 und 1822 in den meisten Hauptstädten solche Schulen entstanden, mußten sie 1823 eingehen. Frankreich hatte 1821 schon 1197 Kinderschulen und 166 Regimentsschulen dieser Art. Letztere mußten seitdem diese Methode ganz aufgeben und von jenen sind in Folge der beharrlichen Gegenwirkung der Geistlichkeit und der Ministerien viele jetzt aufgelöst, da die Absicht, dem Volke, unter dem in Frankreich von 24 Mill. Erwachsenen nur 9 Mill. lesen und schreiben können und von 6 Mill. Kindern nur $1^3/_5$ Mill. Schulunterricht genießen, einige Bildung zu geben, als Parteizeichen des Liberalismus gefährlich befunden wird und mächtige Gegner hat. Außer ähnlichen Ursachen wurden diese Schulen in der östreichischen Armee eingestellt und für ganz Oestreich untersagt und in Rußland der Anfangs große Eifer dafür bald so lau, daß über Versuche im Kleinen nicht hinausgegangen werden durfte. Fürchtete man in diesen Staaten ohne Grund, die Lancasterschulen möchten das Volk zu klug machen, so hat dagegen die dänische Regierung mit ganz entgegengesetzter, aber richtiger Erwartung seit 1819 angefangen, sie in Dänemark, Holstein und Schleswig einzuführen. — Diese Schulen sind in Ländern, wo bisher noch fast gar Nichts, wie in Frankreich, oder nichts Geordnetes und Zweckmäßiges, wie in England, für den Volksunterricht geschaffen war, unstreitig von großem Nutzen, doch immer nur ein Nothbehelf, der die mangelnde Volkserziehung nicht ersetzen kann. Sie wirken bloß auf äußere Abrichtung in den Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens nach sehr unvollkommnen Methoden. Der Religionsunterricht beschränkt sich auf ein seelenloses Auswendiglernen. Sprachunterricht, Singen, Zeichnen und Denkübungen fehlen ganz. An Wirksamkeit des Lehrers auf das Gemüth der Kinder und an eigentliche Geistesbildung ist dabei gar nicht zu denken. So hat denn England, Frankreich &c. ein Lehrsystem, dessen todter Mechanismus, in Deutschland und besonders in Preußen durch bessere Methoden zur wahren Menschenbildung verdrängt worden ist, mit einem Eifer aufgenommen, der eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Fortschritten der deutschen Erziehungskunst und mit dem Geiste der Pestalozzi'schen Erziehungsidee verräth. Deutsche Dorfschulmeister leisten jetzt mehr für die Geistesbildung ihrer Schüler, als Lancaster und Bell, und kein Deutscher, der das einheimische Gute kennt, kann auf den Einfall kommen, uns eine Schuleinrichtung zu empfehlen, die wohl zur Entwilderung des Pöbels in England und Frankreich brauchbar seyn mag, aber, wo Menschen und Christen ge-

bildet werden sollen, unzugänglich und zweckwidrig ist. Indeß traf der zuerst von dem Major Abrahamson in Kopenhagen angeregte legitime Enthusiasmus für ein zur Beschränkung der Volksbildung auf die nothdürftigsten Fertigkeiten so ganz geeignetes Schulsystem besonders in den Herzogthümern Hollstein und Schleswig auf einsichtsvolle Pädagogen, in deren Händen die dänische und schleswig-holsteinische wechselseitige Schuleinrichtung nur die Ordnung, Genauigkeit und unablässige Selbstbeschäftigung der Kinder aus Lancasters Schulen angenommen, aber das Geisttödtende seines Mechanismus, wodurch dieser nächst der Wohlfeilheit beliebt worden war, ganz beseitigt hat. Der Lehrer unterrichtet hier alle Kinder selbst und überläßt den aus den Schülern wechselnd gewählten Gehülfen nur das Wiederholen der gelernten Pensen und die weitere Einübung von Fertigkeiten, zu denen er vorher Anleitung gab. So ist vorzüglich zu Eckenförde im Holsteinischen aus Lancaster'schem Mechanismus und deutscher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit eine für Volksschulen, wo mehrere Klassen von einem Lehrer in einem Zimmer gleichzeitig beschäftigt werden müssen, ungemein zweckmäßige Einrichtung hervorgegangen, durch welche der Lehrer Zeit gewinnt, mehr als bisher in deutschen Landschulen möglich war, für Geistesbildung der Schüler zu thun. Die neuesten Nachrichten über diese Lehrart in Dänemark enthält die Schrift: Progrès de l'enseignement mutuel en Danemark, extrait d'un rapport au roi, par M. d'Abramson, major etc., Kopenhagen, 1825. Noch bemerken wir, daß der verstorbene König von Portugal in Lissabon eine Normalschule des wechselseitigen Unterrichts durch den Prof. Lecoq 1824 gegründet hat, von deren Fortgang aber uns Nichts bekannt geworden ist. Vergl. Möller: Ueber die Anwendung der wechselseitigen Schuleinrichtung in Volksschulen, Altona, 1826; Diekmann: Briefe die wechselseitige Schuleinrichtung darstellend, Altona, 1826. Unter den ältern Schriften ist zu empfehlen: Dr. Harnischs Ausführliche Darstellung und Beurtheilung des Bell-Lancaster'schen Schulwesens in England und Frankreich, nach Hamel bearbeitet, Bresl. 1819.

Wechselwinkel. Wenn zwei Parallelen durch eine dritte Linie geschnitten werden, so heißen die auf entgegengesetzten Seiten den schneidenden, an der einen und der andern Parallele liegenden, innern Winkel Wechselwinkel.

Weckherlin (Georg Rudolph), einer der besten deutschen Dichter seiner Zeit, geb. zu Stuttgart 1534, studirte zu Tübingen die Rechte, alte Literatur, und erlernte dabei die wichtigsten neuern Sprachen. Nach der Vollendung seiner akademischen Laufbahn durchreiste er Frankreich und England. Aus der englischen Sprache hat Weckherlin mehrere Wörter und Wendungen germanisirt, von denen aber nur wenige uns geblieben sind. Obgleich er schon sehr früh angefangen hat, deutsche Verse nach eigener Weise und Regel zu schreiben, so vergaß er doch darüber seinen Beruf zum Geschäftsmanne nicht. Bald nach seiner Rückkehr, in seinem 25sten Jahre, ward er als herz. Sekretär in der Kanzlei zu Stuttgart angestellt, und daneben versah er den Dienst eines Hofpoeten mit gewissenhafter Treue, indem er nicht nur jedes freudige und traurige Ereigniß an dem Hofe seines Herrn und der mit ihm verwandten Fürstenhäuser besang, sondern auch die Programme zu großen Hoffeierlichkeiten herausgab. Nach der stürmischen Zeit des ausbrechenden dreißigjährigen Krieges, in der wir Weckherlins Leben nicht genau verfolgen können, finden wir ihn 1620 zu London wieder, angestellt als Sekretär bei der deutschen Kanzlei, welche nach der unglücklichen Katastrophe, die den Pfalzgrafen Friedrich, den Eidam Jakobs I., um die Krone Böhmens und um sein altes Kurfürstenthum brachte, errichtet worden war, um die Verbindung zwischen England und dem protestantischen Deutschland zu un-

terhalten. Die Stelle, welche Weckherlin in dieser Kanzlei bekleidete, scheint nicht unwichtig gewesen zu seyn, und er selbst spricht von vielen Sendungen, schweren Geschäften und weiten Reisen, die er als Sekretär gemacht habe. Ein Gelegenheitsgedicht vom Jahre 1646 nennt ihn: Rathssekretär beider Königreiche in Großbritannien und gibt einen hohen Begriff von dem Umfange seines Wirkungskreises, und seine eigene Gedichte bezeugen durch die Namen seiner Freunde und Gönner, daß seine Verhältnisse in England glänzend waren und er an allen Höfen, mit denen er in Berührung kam, geehrt und beliebt gewesen seyn muß. Aber unter den Zerstreuungen und Täuschungen des Hoflebens, immer beladen mit Geschäften, welchen die Muse nicht hold ist, in der Fremde umherschweifend und aus seinem Vaterlande verbannt, blieb Weckherlin ein Deutscher in der schönsten und stärksten Bedeutung, und sang mit feurigem Muthe und unerschütterlichem Glauben, als protestantischer Dichter, die Helden Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Graf Mansfeld und vor allen König Gustav Adolph v. Schweden. Der dreißigjährige Krieg, welcher auch die würtembergischen Lande verwüstete, raubte dem Dichter sein Erbe und führte den Tod seines geliebten jüngern Bruder Ludwigs herbei, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und die väterlichen Güter verwaltete. Solche Verluste und Schläge ertrug der Dichter mit männlicher Fassung und frommer Ergebung. Weckherlin erlebte das Ende des dreißigjährigen Krieges und starb zu London gegen 1651. Seine geistlichen und weltlichen Gedichte sind zu Amsterdam 1641 und dann vermehrt 1648 erschienen. Die geistlichen Gedichte bestehen größtentheils in poetischen Uebersetzungen der Psalme; die weltlichen enthalten Oden und Gesänge, Klag- und Trauergedichte, Sonette (welche Dichtungsform er zuerst bei den Deutschen einführte), Buhlereien (Liebesgedichte), ein langes Gedicht von dem Urtheil des Paris, Eklogen und Epigramme. Viele in Deutschland hinterlassene Gedichte gingen bei den Unruhen des dreißigjährigen Krieges zu Grunde, unter andern seine in vielen Sonetten und Ständen (Stanzen) beschriebene Buhlschaft Myrta genannt (der poetische Name seiner Geliebten). Weckherlin behandelte das Sylbenmaß ganz nach franz. Manier und beobachtete noch keine Quantität der Sylben. Wenn unserem Ohre dieß gegenwärtig hart und fast unleidlich vorkommt, so werden wir dafür durch den innern Gehalt seiner Dichtungen reichlich entschädigt: sie zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, Nachdruck, Gedrungenheit und Gedankenfülle aus. Zu den schönsten Stücken gehören die Ermunterung an deutsche Krieger und der Wechselgesang zwischen Philidor und Myrta. Die Herausgeber der Sammlung kritischer, poetischer und andrer geistvollen Schriften (Zür. 1742 44 St. 9) haben zuerst des Dichters Andenken wieder aufgefrischt, worauf Eschenburg im 3. Bande der von Zachariä begonnenen auserlesenen Stücke der besten deutschen Dichter u. s. w. eine Auswahl Weckherlin'scher Poesien mittheilte. Zu einer vollständigen neuen Ausgabe hat einmal A. W. v. Schlegel Hoffnung gemacht. Vergl. Conz Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckherlins; ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrh. Ludwigsb. 1803.

Weckherlin (Wilh. Ludw.), deutscher Journalist, geb. 1739 zu Bothnang im Würtembergischen, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stuttgart und bezog hierauf die Hochschule Tübingens, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Hierauf ging er als Hofmeister nach Strasburg, und von da nach Paris, wo er besonders Linguets und Voltaires Schriften las. Nach einiger Zeit begab er sich nach Wien, wo er von Schriftstellerei und Unterricht in Sprachen lebte, aber durch seine mit vielem Witze geschriebenen berüchtigten Denkwürdigkeiten von Wien 1777 einen halb-

jährigen Arrest und die Verweisung sich zuzog. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Regensburg ging er nach Augsburg, wo man ihn als einen geistvollen Mann und guten Gesellschafter schätzte. Aber seine satyrische Laune, die sich in einer Schmähschrift ergoß, war Ursache, daß er sich bald wieder entfernen mußte. Er rächte sich dafür durch das damals vielgelesene Buch: Anselmus Rabiosus Reise durch Deutschland (1778), wendete sich hierauf nach Nördlingen, wo er eine politische Zeitschrift unter dem Titel: Felleisen, schrieb, lebte sodann, auch von hier verwiesen, einige Jahre zu Baldringen, einem fürstl. Wallersteinischen Dorfe unweit Nördlingen, und schrieb ein periodisches Werk: Chronologen (12 Bd. 1779—83), in welchen man Witz, Laune, Satyre, Freimüthigkeit und eine vertraute Bekanntschaft mit der franz. Literatur findet. Das graue Ungeheuer (12 Bde. 1782—87), die Hyperboreischen Briefe (7 Bdchen. 1788—90) und die Paragraphen (3 Bdchen. 1791—92) sind sämmtlich Fortsetzungen dieser Zeitschrift; allein der Beifall der Leser nahm sehr ab, da Weckherlin sich erschöpft hatte. Eine Schmähschrift, die er 1788 auf die Reichsstadt Nördlingen drucken ließ, zog ihm einen Verhaft zu Hochhaus, einem Wallersteinischen Schlosse, zu. Er verlebte hier vier Jahre, wurde gut behandelt, und setzte seine schriftstellerischen Arbeiten fort. Als Anspach 1792 unter preuß. Hoheit kam, ging er dahin, und erhielt die Erlaubniß, eine politische Zeitung zu schreiben. Ein verdrießlicher Vorfall, der ihm durch den unerwiesenen Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen verursacht wurde, zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er 1792 starb.

Wedgwood (Josiah), königl. großbritannischer Töpfermeister, geb. 1731 in Staffordshire, war der Sohn eines gemeinen Töpfers, der ihn dasselbe Handwerk lehrte. Er suchte dem Steingute eine größere Vollkommenheit zu geben. Er erfand das blaßgelbe Steingut und andere Compositionen, wurde durch Anlegung einer Fabrik Gründer der kleinen Stadt Etruria, erbauete auf eigene Kosten eine Landstraße von 10 englischen Meilen, und gab die erste Veranlassung zur Anlegung eines Canals, welcher die Flüsse Trent und Mersey vereinigt. Er starb auf seinem Landsitze zu Etruria 1795, und hinterließ: Bemerkungen über die Barberini oder Portlandvase; Abhandlungen über die Ochra friabilis nigro-fusca und das newsüdwalesische Mineral in den philosophical Transactions, sowie Catalogue of cameos, intaglios, medals and basreliefs with a general account of vaset and other ornaments after the antique. 1773. 8. Vergl. Töpferkunst.

Wedgwood'sches Pyrometer, ein Werkzeug, so genannt von seinem Erfinder, verdient vor andern Pyrometern oder Feuermessern den Vorzug. Es gründet sich auf die Eigenschaft des Thons, in dem Maße zu schwinden, als die Hitze groß ist, ohne sich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf eine messingene Platte sind Stäbe von demselben Metalle gelöthet, welche etwas schräg gegen einander laufen und so eine allmählig enger werdende Nuth bilden, in welche die zu den Versuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeschoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens, messen, so legt man einen thönernen Würfel in die Nuth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen und wirft ihn dann sogleich in kaltes Wasser. Der Würfel geht desto tiefer in die Nuth des Pyrometers hinein, je schmaler seine Seite durch die Hitze geworden ist. Da, wo der Würfel stecken bleibt, steht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze angibt. Es versteht sich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieselbe seyn muß.

Weenix (Johann), einer der vorzüglichsten Maler Hollands, geb. in Amsterdam 1644, lebte lange am pfälzischen Hofe, und starb in seiner Vaterstadt 1719. Er malte Geschichtsstücke, Thiere, Jagden und Landschaften mit sehr getreuer Nachahmung der Natur, und verband in seinen Gemälden das Kräftige der italienischen Schule mit der Feinheit der niederländischen.

Weg (trockner und nasser) heißen in der Chemie Operationen, wodurch Körper zerlegt und aufgelöst oder verbunden werden. Es ist Grundsatz in der Chemie, daß zum wenigsten einer von den Körpern flüssig seyn muß, wenn diese Operationen vorsichgehen sollen. Den flüssigen nennt man das Auflösungsmittel. Ist einer der aufzulösenden oder zu verbindenden Körper schon von Natur aus flüssig, so nennt man sie chemische Operation auf nassem Wege. Sind beide feste starre Körper, so muß einer flüssig gemacht werden, und geschieht dieß durch Mittheilung des Wärmestoffes, so erhält die Operation den Namen auf trocknem Wege.

Wegelagerung heißt in den Rechten die Handlung, da man auf öffentlichen Straßen im Hinterhalte auf Jemand lauert, in der Absicht, ihn zu berauben. Diese Handlung wird als eine Art des Landfriedenbruchs angesehen, und ist daher in den Gesetzen hart verpönt. Geschieht dieß Auflauern nicht aus Raubsucht, sonder aus Rache und um den Andern zu beschädigen, so wird es das Vorwarten genannt, und, nach Beschaffenheit der Umstände, geringer als das Wegelagern bestraft. — Als der Stamm der Karolinger nicht mehr über Deutschland herrschte, und die deutschen Stände ihre Regenten selbst wählten, da wurden gegen das Ende des 9. Jahrhunderts die Befehdungen häufiger, das Ansehen der Gesetze und der richterlichen Gewalt kam immer mehr in Verfall; die öffentliche Sicherheit wurde dadurch besonders gefährdet, daß die Ritter, die in ihren Burgen vom Stegreife, d. h. vom Raube lebten, sich den Reisenden, besonders den Kaufleuten, welche auf die Märkte zogen, in den Weg lagerten (im Hinterhalte auflauerten) und sie beraubten. Der ewige Landfriede (s. d.) machte diesem Unwesen nach und nach ein Ende.

Wegmesser, ein Werkzeug, welches an einem Menschen, der einen gewissen Weg geht, oder an einem Fuhrwerke angebracht wird, und welches die Schritte oder die Zahl der Umwälzungen des Rades und somit die Länge des Wegs an einem Zeiger bemerkt.

Wehrgeld, Sühn- oder Manngeld, ist eine Geldstrafe, die Derjenige, der einen Andern, zwar ohne Vorsatz, jedoch nicht ohne allen Vorwurf einiger Nachlässigkeit, getödtet hat, an die Anverwandten des Getödteten, gleichsam als einen Ersatz des Schadens, den sie durch diesen Tod erlitten, zahlen muß. Nach den sächs. Rechten beträgt es für eine getödtete Mannsperson 18 Pfund, jedes zu 20 Schilling, d. i. nach neuerem Gelde 24 alte Schock oder 20 Thlr., für eine Frauensperson 10 Thlr., wenn es auch gleich nur Kinder sind. Die Benennung kommt wahrscheinlich von dem alten Worte Wehre, Werth, her; Wehrgeld ist demnach der Preis, nach welchem Einer in der bürgerlichen Gesellschaft geschätzt ward, und welchen der Mörder desselben an die Verwandten des Getödteten bezahlen mußte. Bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, war, nach Tacitus Bericht, schon eine Art von Wehrgeld eingeführt. Da das Geld bei ihnen noch selten oder ganz ungewöhnlich war, so wurde der Todtschlag mit einer bestimmten Anzahl Rinder und Schafe gebüßt, welche an die Verwandten des Ermordeten gegeben werden mußten. In Polen hatte der Adel ehemals das Vorrecht, einen Todtschlag mit Geld abzukaufen. Aber dieses Vorrecht wurde auf dem Reichstage 1767 aufgehoben.

Weiblichkeit. Unter diesem Namen kann man alle Eigenschaften fassen, welche aus dem Naturwesen des Weibes hervorg hen und es vom Manne unterscheiben. Sie sind körperliche und geistige Unterschiede. Im Allgemeinen ist der weibliche Körper kürzer als der männliche, auch das Gesicht und der Kopf desselben sind verhältnißmäßig kleiner. Der Hals ist dünner und rundlicher, die Schilddrüse etwas größer, dagegen der Kehlkopf kleiner, weniger hervorragend und höher liegend, als beim Manne. Alle feine

Theile sind weicher und zarter, selbst die Knochen sind dünner, schwächer, rundlicher, glatter und mit weniger hervorstehenden Erhabenheiten versehen; die Muskeln sind minder stark und kräftig, das Fell ist feiner und weicher; der ganze Körper viel weniger behaart, als der männliche; denn wiewohl er längere Kopfhaare hat, so ist er doch außer den Augenbraunen, Augenwimpern, Achsel- und Schamhaaren und der feinen Hautwolle in der Regel unbehaart, wo der Mann sich durch seinen Bart und meistens auch durch die Haare an der Brust, am Bauche und an den Extremitäten auszeichnet. Die Hirnnerven sind, das erste und zweite Paar ausgenommen, kleiner, und ihre Hirnenden sind einander näher. Die Brusthöhle des Weibes ist enger, flacher und kürzer, aufwärts mehr zugespitzt, und in den obern Rippen beweglicher. Die Schultern sind schmäler und mehr gesenkt; daher der scheinbar längere Hals. Die Entfernung der Nabelgrube von der Scham ist größer und die Säule der Lendenwirbel länger. Die Schlüsselbeine sind minder gebogen und liegen gerader; das Becken ist breiter und weiter, die Schenkel oben weiter auseinander stehend, nach den Knien schräger zusammenstoßend; die Flügel des Heiligenbeins sind länger, der Schambeinbogen ist mehr geründet und nicht so spitz als beim Manne, die Aushöhlung des Heiligenbeins ist in der Regel schöner. Der Bauch ist schlaffer und ausdehnbarer, die Brüste größer, runder und dicker, die Schenkel dicker und die Hinterbacken größer, die Extremitäten dagegen im Verhältnisse zum Rumpfe kleiner und kürzer. Das Fett findet sich beim Weibe in größerer Menge, daher ist der Umriß des ganzen Körpers sanfter und weicher, alle Theile runder und die Muskelanlagen minder merklich. Das Weib ist im Ganzen reizbarer, ihr Puls ist frequenter, ihr Wachsthum schneller, die Entwickelung der Mannbarkeit früher vollendet als beim Manne; selbst ihre Ausdünstung soll im Geruche etwas Eigenthümliches haben. Im Ganzen ist der Charakter des Weibes ein hoher Grad Receptivität mit wenig Energie, und umgekehrt der des Mannes viel Energie mit wenig Sensibilität. In Ansehung dieser Lebhaftigkeit der Empfindung ist es nun vorzüglich, daß die beiden Geschlechter der Menschen sich unterscheiden. Das Weib empfindet durchaus viel rascher, lebendiger und feiner als der Mann. Der schwächere Bau ihres ganzen Körpers und die Reizbarkeit ihrer Nerven müssen diese Folge hervorbringen. Nothwendigerweise werden daher die Frauen durch ihre Gefühle weit mehr ergriffen, als die Männer; es ist für jene schwerer, ihren Gefühlen entgegen zu handeln, als den Männern, und diesen dagegen leichter, die Ruhe zu gewinnen, welche zur Ausbildung der Vernunft, zu einem ernsten und tiefen Nachdenken, zur Festhaltung allgemein gültiger Maximen und zur Befestigung des Charakters erforderlich sind. Man höre das Geständniß einer der denkendsten Frauen unsers Jahrhunderts, der Frau v. Stampeel: „Es fehlt dem weiblichen Geschlechte der tiefdringende Blick und die strenge Folge der Ideen, die zu einem ausgezeichneten Genie gehören. Vergebens schiebt man die Schuld davon auf die Erziehung desselben. Denn wie mancher Mann von der dunkelsten Geburt, von der gemeinsten Erziehung, in Varurtheilen aufgewachsen und entblößt von aller Unterstützung, von allen Hülfsmitteln, hat sich aus einer Unwissenheit, wie sie selbst bei der größten Hälfte der Weiber sich nur selten findet, bloß durch die Kraft seines Geistes zum Gipfel des Ruhmes emporgeschwungen, sein Zeitalter aufgeklärt und seinen Namen auf die fernste Nachwelt gebracht! Mir wenigstens ist kein Weib bekannt, das sich einer solchen Laufbahn rühmen könnte." Gibt man indessen auch zu, daß einzelne Ausnahmen vorhanden gewesen sind; so ist doch die allgemeine Regel nicht zu bestreiten, daß bei dem weiblichen Geschlechte das Gefühl bei weitem lebendiger und hervorstechender ist, als bei dem Manne, dessen Seele eben darum ungestörter sich dem Nachdenken hingeben kann. Die Natur selber scheint schon dadurch den Finger-

zeig gegeben zu haben, daß das Weib für den Lebenskreis bestimmt sey, wo die wechselnden Gefühle sie nicht allgewaltig hin und her schleudern, wo von ihren Entschließungen nicht das Schicksal einer Masse anderer Menschen abhängt, und wo sie nicht ganz von sich abgezogen werden, sondern wo sie vielmehr in einigen, dem gesellschaftlichen Vereine wohlthätigen Gefühlen fortleben, mit wenig Außendingen in Berührung kommen, die Ruhe und Muße zu ihrer Veredlung gewinnen, und ihre Entschließungen von dem kälteren Willen des Mannes abhängig machen sollen. Das Weib ist darum nicht der Vervollkommnung und Tugend weniger fähig, als der Mann. Je reizbarer es gegen äußere Eindrücke ist, desto stärker wirken auf dasselbe auch diejenigen, welche der Vernunft wohlgefallen; und zu ihrem Schutz hat die Natur selber sie mit den lebhaftesten Trieben begabt, welche der Mann nur in leiseren Abstufungen empfindet, ich meine die holde Scham und die Sittigkeit. Sie sind die Wächterinnen des jungfräulichen Gemaches und die Fesseln, welche den rohesten Mann binden. Sie unseren Jungfrauen zu bewahren, heißt sie schön und gut erhalten. Je feiner und lebendiger das Weib empfindet, je reger sein Gefühl ist, desto lebhafter muß auch die Empfindung seyn, welche die Vorstellung des Guten und Bösen in ihr wirket. Daher kommt es, daß, weil alle Triebe von dem Weibe stärker empfunden werden, bei der weiblichen Tugend stets vor allen Dingen die Besiegung des Geschlechtstriebes gemeint wird; dagegen, wenn von der männlichen Tugend die Rede ist, weniger hieran, als an die Erfüllung der weltbürgerlichen Pflichten des Mannes, an Bravheit, d. h. Hintansetzung des Lebens für die Erringung einer guten Absicht, gedacht wird; obgleich die Tugend an sich nur eine einzige und immer dieselbe ist und seyn kann. „Der Charakter des männlichen Betragens, sagt Schuderoff, soll Würde, der des weiblichen Anmuth ausdrücken; der Mann soll stets streben, achtungswürdig zu erscheinen, das Weib, liebenswürdig.“ Vergl. **Frauen**.

Weidmann (Joseph), ein berühmter Schauspieler in Wien, geb. daselbst 1742 von armen Aeltern, wählte, weil er die angefangenen Studien nicht fortsetzen konnte, die theatralische Laufbahn als Grotesktänzer in Brünn, kehrte nach 3 Jahren nach Wien zurück, ging darauf nach Salzburg und von da nach Prag. Hier bestimmte er sich für komische Rollen, und hielt sich dann nach und nach zu Linz, Grätz und Wien auf, wo er in dem 1776 errichteten k. k. Hof= und Nationaltheater angestellt wurde, und bis an seinen Tod 1810, das Publikum mit seinem Spiel entzückte.

Weidmüller (Johanne Elisabeth), geborne Krüger aus Sorau, geb. 1725, lernte bei ihrem Vater, der Hofmaler des Grafen von Promnitz war, die Malerei, kam 1749 nach Dresden, und kehrte 1757 nach Sorau zurück. Nach dem 7jährigen Kriege verheirathete sie sich mit dem pensionirten kursächsischen Lieutenant Weidmüller, ging 1768 wieder nach Dresden, wo sie mehrere Stücke für den Hof malte, die kurfürstliche Familie im Zeichnen und Malen unterrichtete, und Mitglied der Akademie der bildenden Künste wurde. Sie st. 1807, und hinterließ Blumen=, Frucht= und Thierstücke, Porträts und Geschichtstücke auf Glas. In der dresdner Gallerie befinden sich viele von ihren Gemälden, unter denen ein großes Blumenstück besonders bewundert wird.

Weichbild heißt 1) das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb den Ringmauern, weil man in ältern Zeiten in Deutschland die Grenzen eines Stadtgebietes durch geweihte Bilder und Kruzifixe zu bezeichnen pflegte. Man hat diese Benennung auch von dem lateinischen Worte vicus, wodurch man bisweilen in Deutschland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen. 2) Das Stadtrecht,

der Inbegriff der Stadtrechte oder Gesetze, die Jurisdiktion der Stadt. Mehreres s. im Art. Statut.

Weichsel, polnisch Wisla, lateinisch Vistula, entspringt am Berge Beraniza, auf den Karpathen in Oberschlesien, im östreich. Fürstenthum Teschen, bei dem Dorfe Wisla, nordöstlich von Jablunka, fließt durch Oberschlesien, Polen und Westpreußen und theilt sich oberhalb Marienburg in zwei Arme, von denen der rechts, die Nogat genannt, bei Elbing in das frische Haff, der links, die alte Weichsel genannt, bei Weichselmünde unterhalb Danzig in die Ostsee fällt. Aus der alten Weichsel geht bei Fürstenwerder oberhalb Danzig rechts ein Seitenarm, die neue Weichsel genannt, ostwärts in das frische Haff. Von diesen drei Ausflüssen der Weichsel ist die Nogat, ursprünglich ein Kanal, welcher im 16. Jahrh. gegraben wurde, der breiteste und tiefste. Die Weichsel ist von ihrer Quelle bis Weichselmünde 144 Meilen lang, von Warschau an 1000 — 1600 Fuß breit, und wird bei Dwory an der Mündung der Przemza für kleine, bei Krakau für mittlere, bei Sandomirz für größere Fahrzeuge schiffbar. Das enge Gebirgsthal öffnet sich schon bei Hermanitz, einige Meilen von ihrer Quelle, von wo an sie durch eine flache Gegend voller Seen und Sümpfe fließt. Von der Mündung der Przemza an wird das Thal von sanften Höhen gebildet, die an der Mündung der Dunajec rechts in sumpfigen Boden übergehen, welche das rechte Ufer bis unterhalb der San-Mündung begleitet. Weiter abwärts bleiben die Ufer flach, werden aber immer waldiger. Von der Mündung des Bug an wird das rechte Ufer von steilen Höhen begleitet, während das linke niedrig bleibt. Von Thorn an sind einzelne beherrschende Höhen am rechten Ufer, von Graudenz an sind beide Ufer flach. Die Weichsel liefert viele und gute Fische; der größte Vortheil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landeserzeugnisse, an Getreide, Holz rc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da weiter ausgeführt werden. Durch den bromberger Kanal steht sie mit der Oder in Verbindung. Unter den schiffbaren Flüssen, welche sie aufnimmt, sind der Dunajec, die Wysloka, der San, die Wieprz, Pilica, der Bug mit der Narew, die Bzura, die Drewenz und die Brahe, die bekanntesten.

Weichselzopf, plica polonica, eine besonders in Polen und dort unter den niedrigern Ständen endemisch herrschende Krankheit der Haare. Die Aerzte haben noch nicht bestimmt entschieden, ob die Krankheit eine spezifische oder die Folge, d. h. kritische Entscheidung einer andern, der skrophulösen oder venerischen, mit welcher letztern sie viele Aehnlichkeit hat, sey. Andere suchen die Ursache der Krankheit in Unsauberkeit der gemeinen Polen, die ihre Haare weder abschneiden noch kämmen, stets eine äußerst warme Kopfbedeckung tragen, wodurch der Säfteandrang nach dem Kopfe bestimmt wird. Was hiergegen spricht, ist, daß auch Pferde in den Weichselgegenden oft an einer ähnlichen Krankheit der Haare leiden; bei ihnen kann aber eine zu warme Bedeckung die Ursache der Krankheit nicht seyn. Wird der Weichselzopf bei Menschen unvorsichtig abgeschnitten, so erfolgen häufig andere Leiden, gichtisch-rheumatische Uebel, Knochenschmerzen rc. darauf. Nach Larrey, der in den Feldzügen 1806 — 7 den Weichselzopf beobachtet hat, besteht sie in einer krankhaften Verwirrung, Zusammenbackung und Zerfilzung der Haare. Der Kranke hat Schmerzen in der Kopfhaut, die eine stinkende Ausdünstung von sich verbreitet; Jauche, Eiter, Ungeziefer sammelt sich auf dem Kopfe an, die Haare sind verdickt, schwitzen eine klebrige Feuchtigkeit aus und backen hierdurch zusammen. Er traf den Weichselzopf nur in den gemeinen Volksklassen, besonders bei den unsaubern Juden an, und fast immer war er mit einem skrophulösen Ha-

bitus oder einer venerischen Dyskrasie verbunden. Die Meinung, daß der Weichselzopf die kritische Ausdünstung einer andern Krankheit sey, hat daher viel für sich. Werden die Haare im Winter abgeschnitten oder bedeckt man nach ihrer Entfernung den Kopf nicht warm und hemmt auf diese Weise die Ausschwitzung der Kopfhaut, so entstehen leicht gefährliche und selbst tödtliche Metastasen auf andere Theile, und dieß um so eher, weil das dortige Klima sehr kalt ist. Nie hat aber Larrey Nachtheile auf das Abschneiden der Haare folgen sehen, wenn dasselbe im Sommer geschah und der Kopf warm gehalten wurde. Er fand immer die Haare ohne Veränderung, und keine Feuchtigkeit drang aus denselben; eine Beobachtung, die der Erfahrung mehrerer Aerzte widerspricht, wornach die Haare in ihrem Volumen vergrößert und selbst kleine Blutgefäße sich in dieselben verbreiten sollen. Nach Larrey verursacht das Abschneiden keinen Schmerz. Eine gehörige Pflege, fleißiges Waschen und Kämmen soll den Weichselzopf verhüten: aus diesem Grunde hat Larrey ihn auch nie in den Bärten der Juden gesehen. Ist der Weichselzopf die Folge einer andern Krankheit, einer allgemeinen krankhaften Dyskrasie, so wird er auch nicht durch das bloße Abschneiden der Haare geheilt, was nur geschehen kann, wenn Unsauberkeit die Quelle desselben ist. Für die letzte Ansicht spricht der Umstand, daß die Polen den Weichselzopf bei Pferden heilen sollen, indem sie die zusammengefilzten Mähnen zwischen ein paar Steine zerreiben, ohne daß irgend ein Sekundärleiden das Thier befällt.

Weigelianer nannte man eine Sekte mystischer Schwärmer, die im 17. Jahrh. in Obersachsen entstand und sich viele Anhänger verschaffte. Ihr Gründer war Valert Weigel, geb. 1533 zu Großenhain in Sachsen, gest. 1588 zu Tschopau im sächs. Erzgebirge, wo er Pfarrer war. Fromm und unbescholten, erwarb er sich die Liebe seiner Gemeinde. Theophrastus Paracelsus's und Tauler's Schriften, worin er eine unerschöpfliche Quelle verborgener Weisheit zu entdecken glaubte, erweckten in ihm zuerst den Hang zum Mystizismus. Die Ansichten, welche diese Werke aufstellten, gab er mit eignen vermehrt in seinen Erbauungsbüchern wieder, die oft sonderbare Titel führten, als: Principal- und Haupttraktat von der Gelassenheit; der gülden Griff, d. h. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen, vielen Hochgelehrten unbekannt und doch allen Menschen zu wissen nothwendig; Kirchen- und Hauspostill für die Evangelien; das Büchlein vom Gebet. Seine Schriften wurden erst lange nach seinem Tode (1611—21, Druckort Halle und Magdeburg) von dem Cantor Weichert zu Tschopau herausgegeben. Sie machten viel Aufsehen und wurden mehr beachtet, als es überhaupt schwärmerischer Mystizismus, gehüllt in eine schwerverständliche, überladene und geheimnißvolle Sprache, verdient. Wie alle Mystiker, redete Weigel viel von einem innern Lichte, von einer innern Salbung, ohne die alle Lehre und Unterricht Nichts fruchtend sey, und durch die allein man zur Erkenntniß des Wahren und Guten gelangen könne. Die auf den Universitäten gelehrte Theologie nennt er eine falsche, die sich durch ihre objektive Gelehrsamkeit irre führen lasse; die rechte bestehe in der Erkenntniß seiner Selbst und des Berufs des Menschen, wozu er erschaffen sey und was er solle. Seine Lehre war ebenfalls nicht den Spinozischen Ideen fremd; die Welt und alle Geschöpfe darin hielt er für Ausflüsse der Gottheit. Den orthodoxen Lehrbegriff von der Dreieinigkeit und von Christo verwarf er und deutete sie mehr symbolisch. Dabei drang er vorzüglich auf den innern Gottesdienst und achtete weniger den äußern, der nur in einem Ceremonienwerke bestehe. Der protestantischen Geistlichkeit war er nicht sonderlich hold und griff sie, sowie die protestantische Kirche, mit Heftigkeit an. Auf landesherrlichen Befehl wurden einige seiner Werke 1624 öffentlich zu Chemnitz verbrannt; dieß

vergrößerte, wie gewöhnlich, nur ihre Verbreitung, und die Zahl seiner Anhänger wuchs dadurch. Sie gaben sich verschiedene Benennungen und erregten oft ärgerlichen Streit. Jakob Böhme trat in Weigel's Fußstapfen; doch trieb er das mystische Werk noch ärger.

Weihbischöfe (Vicarii in pontificalibus, episcopi titulares, episcopi in partibus in fidelium) sind in der kathol. Kirche wirkliche Stellvertreter aller bischöfl. Pontifikalhandlungen. Sie werden nach irgend einem Bisthum, welches jetzt in den Händen der Ungläubigen oder Schismatiker ist, benannt. Spuren dieser Einrichtung finden sich schon im Anfang des 4. Jahrh.; die nähere Ausbildung fällt im Orient ins 8. Jahrh.; im Occident in die Zeiten der mauritan. Eroberungen in Spanien, besonders aber ins 13. Jahrh, als nach und nach die in Palästina errichteten Bisthümer an die Ungläubigen verloren gingen. Sie sind gewöhnlich bestimmt, die Erzbischöfe und Bischöfe in ihrem Amte zu unterstützen. Die Ernennung eines Bischofs in partibus ist jetzt ein päpstl. Reservatrecht.

Weihe, s. **Ordination**.

Weihnachten, das Fest des Geburt Christi. Wann es entstanden, darüber sind die Meinungen sehr getheilt; vor dem 4. Jahrh. scheint es nicht bestanden zu haben. Ueber die Veranlassung seiner Entstehung, indem es keineswegs erwiesen, daß Christus am 25. Dez. geboren, sind die Meinungen gleich getheilt, und es genügt uns, die Ansicht von Hammer's anzuführen, daß bei den Aegyptern das Geburtsfest des Harpokrates, bei den Persern das des Mithras, und dasselbe auch bei den Römern am 25. Dez. gefeiert worden, daß alle Festlichkeiten der Christmeßnacht und der darauf folgenden zwölf Tage sich schon in den von den Aegyptern, Indiern und Persern um diese Zeit begangenen Spielen und Erlustigungen finden, und daher die Kirche gerade diesen schon heidnisch-feierlichen 25. Dez. zum Geburtsfeste des Herrn gewählt habe. Es ist allerdings keine ganz verwerfliche Vermuthung, daß auf solche Weise eine heidnische Zeit zu heiligen versucht worden. Erwägt man, daß der Mithrasdienst mit dem Sonnenkultus zusammen fällt, und daß mehrere alte Kirchenhymnen von Weihnachten unverkennbare Beziehungen und Anspielungen auf das ehemalige Sonnenfest enthalten; so wird die von Hammer'sche Hypothese keineswegs ganz unwahrscheinlich scheinen. — Aus dem Evangelium Lucä wußte man, daß die Geburt des Erlösers zur Nachtzeit geschehen sey, und veranstaltete daher Gottesdienste in der hierdurch geweihten Nacht vom 24. zum 25. Dez., woher späterhin bei uns der Name Weihnachten entstand. Man vereinigte die Gedenktage des Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannes mit Weihnachten, und machte es so zu einem dreitägigen hohen Feste (doch werden jetzt fast überall nur 2 Tage gefeiert). Es bildet in den heiligen Zeiten des Kirchenjahres einen besondern Abschnitt, den Weinachtscyklus, zu dem die Tage vom ersten Adventsonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi (6. Januar) gehören.

Weihwasser wird das in den am Eingange und an schicklichen Orten im Schiff katholischer Kirchen befestigten **Weihkesseln** oder Becken enthaltene geweihete Wasser genannt, mit dem die Eintretenden sich zu besprengen pflegen. Religiöse Reinigung vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und sind bei Juden und Heiden gebräuchlich, denn zum Gebet erfordert die fromme Meinung und Sitte reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am jüdischen Tempel wurde seit dem 4. Jahrh. auch am Eingange jeder christlichen Kirche ein Wasserbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wuschen, doch erst seit dem 6. Jahrh. pflegte man das Wasser dazu besonders zu weihen. Die griechische Kirche hat den von den Protestanten nicht beibehaltenen Gebrauch des Weihwassers mit der katholischen gemein.

Weikard (Melchior Adam), kais. russ. Staatsrath, oran.- nassauischer Geheimrath, Direktor des Medicinalwesens zu Fulda und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, geb. zu Römershag im Fuldaischen 1742. Die Bahn der Wissenschaften betrat er unter ungünstigen Verhältnissen; eine fast angeborne Kränklichkeit, die durch Verwahrlosung in der Kindheit noch vermehrt wurde, indem sie ihm eine Verunstaltung des Körpers verursachte, schien ihm jedes ausdauernde Studium zu verbieten. Feurige Leidenschaft zu den Wissenschaften ließ ihn aber diese überwinden. In Hamelburg besuchte er die Schule; hier gab ihm der Zufall ein handschriftliches Werk über die Materia medica in die Hände, was in ihm die Lust zur Medicin und zum Kräutersammeln erweckte. 1758 bezog er die Universität zu Würzburg, studirte Philosophie und später Medicin. 1764 erwarb er sich durch ein Examen das jus praedicandi, und ließ sich dann in Fulda zum Doktor promoviren. Bald darauf ward er als Physikus nach Brückenau berufen, wo er zugleich die Stelle eines Baderaztes übernahm. Nach Verlauf von 6 Jahren ward er als zweiter Leibarzt nach Fulda berufen, wo ihm auch bald nach der Abreise des ersten Leibarztes eine Professur ward. Sein Stand in Fulda war nicht der angenehmste; Sorgen und Kummer trübten seine Tage und vermehrten seine Kränklichkeit, die hauptsächlich aus einer erhöhten Reizbarkeit der Nerven hervorging, welche auch später nicht völlig gehoben wurde. Während seines Aufenthaltes zu Fulda kam sein philosophischer Arzt heraus; die darin niedergelegten Ansichten fanden viele und heftige Gegner, was ihm gleichfalls mancher Verdruß zuwege brachte; dennoch ward das Werk einige Mal aufgelegt. 1784 ging er nach Petersburg als Hofarzt, wo er bald zum Kammermedicus erhoben wurde. Die Kaiserin belohnte außerdem seine Verdienste mit 10.000 Rubeln zum Ankaufe eines Hauses. Obgleich sein Stand in Rußland glänzend war, ward dennoch täglich in ihm der Wunsch reger, nach Deutschland zurückzukehren. 1787 begleitete er die Kaiserin auf der bekannten taurischen Reise; sie ward ihm durch die Gicht und seine Reisegesellschaft verbittert. 1789 erhielt er auf sein Ansuchen ein Jahr Urlaub mit Beibehaltung seines Gehaltes. In Begleitung der Gräfin Baratinska reiste er nach Deutschland und nahm seinen Aufenthalt größtentheils in Mannheim und Heilbronn, wo er 1794 einen Entwurf einer einfachen Arzneikunst oder Uebersicht des Brownischen Systems, der in mehrere europ. Sprachen übersetzt wurde, schrieb. Hier gab er auch 4 Hefte zu einem Magazin der Brownischen Arzneikunst, ein medicinisch-praktisches Handbuch, den neuen philosophischen Arzt in 3 Bden. und andere weniger bedeutende Schriften heraus. Es wurden ihm viele Anträge zur Uebernahme eines Amtes gemacht; er schlug sie aber alle aus, und lebte ruhig zu Heilbronn den Wissenschaften. Unglück in seiner Familie und manches andere Unangenehme warfen auch dort auf sein Leben dunkle Schatten, wodurch seine Kränklichkeit sehr vermehrt wurde. Einen Anfall einer allgemeinen Gicht suchte er durch die Bäder zu Badenbaden zu besiegen; sie verschafften ihm Linderung, aber keine gründliche Heilung. Er starb 1803 zu Brückenau. Er schrieb seine Autobiographie. Weikard führte zuerst das Brownische System in Deutschland ein; viele Gegner standen dagegen auf und griffen das System und ihn mit Heftigkeit an. Seine Nervenreizbarkeit machte seine Erwiderung bitter und derb.

Weiller (Kajetan von), bis 1823 k. baierischer Studiendirektor, 1762 zu München von armen bürgerlichen Aeltern geboren, begann und vollendete daselbst 1773 bis 1783 seine wissenschaftliche Laufbahn. Philosophie und Theologie zogen ihn am meisten an, und er behauptete stets den ersten Platz mit der Note der Eminenz. In der geistlichen Beredsamkeit erhielt er die silberne Preismetaille. Nach seinem Abgange vom Lyceum übernahm er

beim Landesregierungsvicekanzler von Pettenkofen eine Hofmeisterstelle und ward den 21. Mai 1785 in Freisingen zum Priester geweiht. Als er sein Hofmeisteramt beendet hatte und keine öffentliche Anstellung als Lehrer erhalten konnte, so setzte er den schon seit 1776 ertheilten Privatunterricht in den höhern Wissenschaften wieder fort, und lehrte zugleich Mathematik in der Anstalt von Adrian von Riedl, sowie Philosophie und Theologie bei den Theatinern. Damit verband er seit 1790 auch einige Seelensorge. 1792 kam er zwar als Lehrer der Mathematik, Geschichte und Religion an die Realschule, allein ohne Gehalt, und seit dem Dez. 1794 nur mit einem Wartegeld von 100 Gulden, sodaß er immer noch den Unterhalt für sich und seine Mutter durch Privatstunden verdienen mußte. Im Juli 1795 gab ihm der münchner Magistrat einen Zuschuß. Seit 1793 schrieb er mehrere Schulreden und Abhandlungen über Erziehung und empfahl sich dadurch so sehr, daß er 1799 erst Professor der praktischen Philosophie und Pädagogik, dann Rektor des Lyceums ward. In demselben Jahre gab er auch: Ueber die gegenwärtige und künftige Menschheit; eine Skizze zur Berichtigung unserer Urtheile über die Gegenwart und unserer Hoffnungen für die Zukunft, heraus. Es folgten nun eine Reihe pädagogischer und philosophischer Schriften aufeinander: Versuch einer Jugendkunde (1800); Mein Glaubensbekenntniß über den Artikel der allein seligmachenden lateinischen Sprache; ein Commentar zu meinem Wunsche, der Eintritt u. s. w. (beide Schriften 1801); Erbauungsreden für Studirende in den höhern Klassen (3 Bde., 1802—4). Im Juni 1802 belohnte die Universität Landshut seine Verdienste durch die freie Ertheilung der philos. Doktorwürde, nachdem er schon im Mai in die Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied der philologisch-philosophischen Klasse, jedoch mit Beibehaltung der Rektoratsgeschäfte, getreten war. In demselben Jahre erschien sein Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde (1ster und 2ter Bd., 1805); dazwischen, Mutschelles Leben (1803); der Geist der allerneuesten Philosophie der Hrn. Schlegel, Hegel u. Comp. (1ste Hälfte, 1804, 2te H., 1805); Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie (1804). Daran schloß sich: Verstand und Vernunft (1806). 1806 nöthigte ihn seine geschwächte Brust bis 1809 die Vorlesungen auszusetzen, welche er dann über Geschichte der philosophischen Systeme und über Philosophie überhaupt wieder begann. Durch die Gleichstellung der allgemeinen Sektionen auf den Lyceen und Universitäten ward sein Rektorat in ein Direktorat verwandelt, und ihm 1809 noch das Rektorat des Gymnasiums, Progymnasiums und der Primairklassen übertragen, sodaß er Direktor aller Lehranstalten der Hauptstadt war. Im Mai 1808 gab ihm der König als einen besondern Beweis seiner Gnade das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der baierischen Krone. Seine vielen Geschäfte hinderten ihn nicht, seine Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens (1. Thl., 1808, 2. Thl., 1812, 3. Thl., 1814); Grundriß der Geschichte der Philosophie (1813) neben den jährlichen Studienberichten und andern Abhandlungen erscheinen zu lassen. Eine neue Auszeichnung ward ihm dadurch zu Theil, daß ihn der verstorbene König Maximilian 1812 zum Lehrer der Philosophie bei dem Prinzen Karl ernannte, und 1813, wie die übrigen Ritter, der Adelsmatrikel einverleibte. Außer mehreren pädagogischen Abhandlungen sind seitdem von ihm noch erschienen: Grundlegung zur Psychologie (1817); Tugendlehre (1817). — In den Schulreden und in den akademischen Abhandlungen dieses ausgezeichneten Lehrers erkennt man das Bild eines thätigen, stets für edle Zwecke wirksamen und gegen alles Verderbliche kämpfenden Lebens. Was er meistens bei feierlichen Anlässen vortrug, entsprang aus lebendiger Anschauung und ergriffenem Gemüthe. Er erklärte sich mit Ernst gegen mehrere Mißgriffe in der Erziehung und im Un-

terrichte. Insbesondere drang er auf Entwickelung der Vernunft und ein wahrhaft evangelisches Christenthum. Ausgezeichneten Werth hat seine Abhandlung über die religiöse Aufgabe unserer Zeit (1819) und: das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft (1820). In seiner letzten merkwürdigen Schrift: der Geist des ältesten Katholicismus, als Grundlage für jeden spätern (Sulzbach, 1824), hat K. v. Weiller das ursprüngliche Christenthum als die allein wahre Universalreligion philosophisch dargestellt; er beschreibt es als die Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Mann den Feinden des Lichts mißfiel. Herr von Weiller wurde 1823 seiner Studiendirektion enthoben und zum Geheimenrath, sodann an Schlichtegrolls Stelle zum Generalsekretair der k. Akademie der Wissenschaften zu München ernannt. Von dieser Stelle nachher wieder entlassen, starb er am 23. Juni 1826. Sein letztes Werk ist: Charakterschilderungen seelengroßer Männer nebst der Biogr. deff. ersten Verfassers, von einem seiner Schüler (München 1827). Von seinen kleinen Schriften erschien das 3. Bdchen. (Passau 1826) auch u. d. T.: Vermischte Reden und Abhandlungen.

Weimar (Sachsen-Weimar und Eisenach), Großherzogthum des deutschen Bundes, von dem preuß. Sachsen, dem herzoglichen Sachsen, Reuß, Kurhessen und Baiern umschlossen, besteht aus zwei Hauptmassen, dem Fürstenthum Weimar im Nordosten und Eisenach im Nordwesten des thüringer Waldes, mit mehreren isolirten Parzellen, zusammen 67 QM. mit 224.600 meistens luther. Einw., auch 9800 Katholiken unter dem Bischof von Fulda, 6390 Reformirte und 1240 Juden in 31 Städten, 19½ Marktflecken und 679 Dörfern und Weilern. (Ueber das Fürstenthum Eisenach s. d. bes. Art.) Das Fürstenthum Weimar begreift seit 1815 das eigentliche Fürstenthum Weimar, das hennebergische Amt Ilmenau, den größten Theil des neustädtischen Kreises, das vormals sächsische Amt Tautenburg mit Zwätzen, Lehesten, Liebstedt und einigen enklavirten Ortschaften, die Herrschaften Blankenhain und Nieder-Crannichfeld und die erfurtischen Aemter Azmannsdorf, Tonndorf, Schloßvippach und einige einzelne Ortschaften, enthält auf 46 QM. 136.000 Einwohner, und ist in zwei Kreise eingetheilt. Weimar ist ganz mit Hügeln bedeckt, die wenig eigentliche Ebenen öffnen, und das Amt Ilmenau liegt mitten im thüringer Walde. Das Amt Allstädt dagegen, ganz von Preußen umschlossen, in der goldenen Aue, ist fast durchaus eben. Eisenach wird vom thüringer Walde und dem Rhöngebirge durchzogen. Die Natur ist nur in einigen Thälern, wie im Saalthale bei Jena und im Oberilmthale, schön. Das Ganze ist daher nicht von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. Das Klima ist rein und gesund. Die das Land berührenden Flüsse sind: die Saale, welche die Ilm und die Unstrut aufnimmt; und die Werra, welche die Hörsel aufnimmt. Ackerbau ist der vornehmste Nahrungszweig der Bewohner; das Land ist gut angebaut, die Viehzucht, besonders die meistens veredelten Schäfereien, ansehnlich, und die vortrefflich bewirthschafteten Waldungen ein großer Reichthum des Landes. Die Erzeugnisse bestehen, außer den gewöhnlichen Hausthieren, in Wildpret aller Art, Fischen, Getreide, Gartengewächsen; im mildern Saalthale gedeiht viel Obst und etwas Wein; auch wird Flachs, Hanf, Rübsamen und Hopfen gebaut. Aus dem Steinreich findet man Silber, Kupfer, Eisen, Kobalt, Brennkohlen, Quader-, Sand- und Schiefersteine, Marmor, Alabaster, Gyps, Kalk, etwas Salz (bei Kreuzberg an der Werra), Walkererde. Auch hat das Land einige Mineralwasser. Der Kunstfleiß ist sehr groß; vorzüglich werden viele Wollenzeuche, Strümpfe und Mützen, Leinwand, Eisenwaaren, Potasche, Bleiweiß, Kienruß verfertigt und ausgeführt. Die Großherzoge von Weimar, luther. Religion, stammen von der Ernestinischen (der ältern) Linie

des Gesammthauses Sachsen, gestiftet von dem Kurfürsten Ernst (st. 1486). Sie theilte sich durch die Söhne des Enkels desselben, des letzten Ernestinischen Kurfürsten, Johann Friedrich des Großmüthigen (st. 1554) in mehrere Aeste, die durch die Herzoge Wilhelm II. und Ernst den Frommen (Söhne Johanns, des Enkels Johanns des Großmüthigen) 2 Hauptzweige, Sachsen-Weimar-Eisenach und Sachsen-Gotha, bildeten. Wilhelm II. ist der Stifter der weimarschen Linie. Sein Vater, Herzog Johann von Sachsen, geb. 1598, erhielt 1625 das Direktorium der landesfürstlichen Regierung. Als aber die Sachsen-Coburgische und Eisenachsche Erbschaft dazu kam, ward 1640 das Land unter die Brüder getheilt, sodaß Wilhelm, Albert und Ernst Jeder seinen gewissen Antheil erhielt und die gemeinschaftliche Regierung aufgehoben ward. Wilhelm blieb im Besitz des Herzogthums Weimar, Albert bekam Eisenach und Ernst Gotha. Albert starb ohne Erben, worauf die beiden andern Brüder sein Land unter sich theilten. Wilhelms Sohn, Johann Ernst V. stiftete die jetzige großherzogl. weimarsche Linie (st. 1683). Ihm folgten seine Söhne Wilhelm Ernst und Johann Ernst VI. Ersterer führte mit seinem Bruder die Regierung gemeinschaftlich bis 1685 und starb 1728 ohne Erben. Der Letztere starb 1707 als regierender Herzog. Sein Sohn, Ernst August (geb. 1688), theilte die Regierung bis 1728 mit seinem Oheim Herzog Wilhelm Ernst, einem vortrefflichen Fürsten, dessen ruhig waltender Sinn aber mit dem feurigen Geiste des Neffen oft wenig übereinstimmte. Der Letztere ließ sich daher die Einführung der Primogenitur desto angelegener seyn, welche 1724 die kaiserliche Bestätigung erhielt. 1741 vereinigte er nach dem Tode des letzten Herzogs von Eisenach Wilhelm Heinrichs die Lande dieser Linie mit den seinigen. Er führte die Regierung mit Geist und auf eine sehr selbstständige, freilich zuweilen auch von dem Gewöhnlichen abweichende Weise. Von ihm rührt das Jagdschloß Belvedere her. Als er 1747 zu Eisenach starb, gab die Vormundschaft über seinen einzigen erst zehnjährigen Prinzen Veranlassung zu großen Streitigkeiten zwischen den Herzogen von Sachsen-Gotha, Meiningen und Koburg. Der Prinz wurde in Gotha erzogen, und trat 1756 die Regierung an, als er 1758 schon starb, und eine erst 18jährige Gemahlin und einen Erbprinzen, Karl August (geb. 1756), hinterließ. Hier erneuerte sich der Streit um die Vormundschaft, welche jedoch vom Reichshofrath der fürstlichen Mutter, der Herzogin Amalie (s. d.), Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, zugesprochen wurde. Mit ihr fing sich die Blüthezeit von Weimar an, an dessen kleinem Hofe sich bald ein Kranz der ausgezeichnetsten Männer vereinte, und mit welchem Alles, was Deutschland Großes und Schönes aufzuweisen hatte, in enger Verbindung war. Die Herzogin Obervormünderin, Anfangs selbst noch unter Vormundschaft ihres Vaters, aber bald für majorenn erklärt, widmete der Erziehung ihrer Söhne und der Landesverwaltung eine gleich aufmerksame und glückliche Sorge. Mit großer Klugheit leitete sie den kleinen Staat durch die schwierigen Zeiten des siebenjährigen Krieges. Ein vielseitig gebildeter Staatsmann, der ältere Minister von Fritzsch, war ihr vorzüglichster Rathgeber. 1774 führten der Graf von Görz und von Knebel den Erbprinzen nach Paris und in die Schweiz. Auf der Reise knüpfte sich die Bekanntschaft des jungen Herzogs mit Göthe, welche für das Leben und Wirken Beider so entscheidend geworden ist. Ein 17jähriger Fürst und ein 25jährig. Dichter schlossen einen Bund, dessen 50jährige Dauer (von dem Eintritt Göthe's in weimarsche Dienste gerechnet) 1825 mit einer herzlichen allgemeinen Theilnahme gefeiert wurde. Als der Herzog sein 19. Jahr zurückgelegt hatte, übergab ihm die Herzogin Mutter an seinem Geburtstage, 3. Septbr. 1775, die Regierung, um von da an nur sich selbst und den Musen zu leben. Was der Herzog Karl August von diesem Augenblicke an für sein Land in

einer mehr als 50jährigen Regierung gewirkt, wie seine edle Mutter bis an ihren 1806 erfolgten Tod alles Schöne und Gute schützen und fördern half, wie die Herzogin Louise, seine Gemahlin, geborne Landgräfin von Hessen-Darmstadt, vermählt am 3. Okt. 1775, mit wahrhaft fürstlichem Sinne ihm zur Seite stand, kann hier nicht auseinandergesetzt werden. Die Namen Göthe, Herder, Wieland, Schiller, v. Voigt, v. Einsiedel, v. Knebel, Musäus, welcher erst jetzt auch im Auslande erkannt wird, und viele andere talentvolle Männer sind Zeuge Dessen, was der Geist des Fürsten aus Weimar gemacht hat. Alle Zweige der Verwaltung wurden in diesen 50 J. neu geordnet; der Herzog selbst, mit den Ministern Göthe und Voigt, war der unermüdliche und eifrige Beschützer und Pfleger der Universität Jena. Der schöne Park, das 1771 abgebrannte und aus seinen Trümmern schöner wiedererstandene Residenzschloß, der botanische Garten zu Belvedere, die neuerbaute große Bürgerschule und manche andere Schöpfung sind Beweise, daß dem Herzog kein für die Menschheit wichtiger Gegenstand fremd blieb, und daß sich mit den beschränkten Mitteln eines kleinen Landes doch durch Beharrlichkeit und zweckmäßige Thätigkeit Großes ausrichten läßt. Zweimal folgte der Herzog auch dem Drange, sich im Kriege zu versuchen. Er machte den Feldzug gegen Frankreich im J. 1792 und gegen Napoleon 1806 mit, kehrte aber, da das Glück die preußischen Waffen nicht begünstigte, beidemale bald zu seinem Lande zurück. Er schloß sich im Dez. 1806 dem Rheinbunde an, trat im Nov. 1813 wiederum dem großen Bunde gegen Napoleon bei, war 1815 auf dem Congreß zu Wien gegenwärtig, und erhielt mit der großherz. Würde eine ansehnliche Gebietserweiterung. Der Großherzog war einer der ersten deutschen Fürsten, welcher das dem gesammten deutschen Volke 1815 gegebene Wort einer landständischen Verfassung bald und ungeschmälert gelöst hat. Er sammelte 1816 eine Auswahl aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgern und dem Bauernstande, und mit ihnen wurde das Grundgesetz vertragsmäßig verabredet, welches am 5. Mai 1816 bekannt gemacht wurde. Das Regierungsjubiläum des Großherzogs am 3. Sept. 1825, war ein Volksfest in vollesten und edelsten Sinne des Worts. (S. Weimars Jubelfest am 3ten September 1825, erste und zweite Abtheilung. Weimar, bei Hoffmann.) Er starb den 14. Juni 1828 und ward neben Schiller zur Erde bestattet; Göthe wird es einst neben ihm seyn. Seine Gemahlin starb am 14. Febr. 1830. Sein Sohn, Karl Friedrich, vermählt mit Maria Paulowna, der Schwester des russischen Kaisers Nikolaus, folgte ihm in der Regierung. Die landständische Verfassung ruht auf demselben Prinzip, welches den meisten andern neuen Verfassungen deutscher Staaten zum Grunde liegt, der Repräsentation des Eigenthums nach den 3 Ständen der Rittergutsbesitzer, der Bürger und der Bauern. Jeder Stand stellt 10 Abgeordnete aus seiner Mitte und die Universität Jena einen Deputirten. Der Stand der Gelehrten, Künstler, Kaufleute und Fabrikanten hat also keine eigne Repräsentation; übrigens ist in der neuen Verfassung das Zweckmäßigste mit hoher Liberalität berücksichtigt. Die Wahlen sind durchaus frei, und die Freiheit der Presse war darin unbedingt ausgesprochen. Doch wurde auf dem am 17. Dez. 1820 eröffneten Landtage die Oeffentlichkeit der Landtags-Sitzungen verneint, und die Verabschiedung eines Staatsdieners nach den bestehenden Gesetzen, ohne Urthel und Recht, bejaht. Nur Auszüge aus den Verhandlungen sollten durch den Druck bekannt gemacht werden. Zur Wahlfähigkeit wird in allen 3 Ständen erfordert: deutsche, eheliche und christliche Geburt, dreißigjähriges Alter und unbescholtener Ruf, für den Stand der Rittergutsbesitzer der Besitz eines Ritterguts, in den Städten der Besitz eines Wohnhauses und eines unabhängigen Einkommens (aus Capitalien oder Gewerben) von 300 Thlr. (in Weimar und Eisenach von 500 Thlr.), unter den Bauern

der Besitz eines Bauerguts wenigstens von 2000 Thlr. Die Abgeordneten werden auf 6 Jahre gewählt. Die Direktion des Wahlgeschäfts liegt den Landesregierungen (Justizkollegien) zu Weimar und Eisenach ob. Ein Landmarschall (jetzt auf Lebenszeit der Freiherr von Riedesel auf Neuhof) und zwei Gehülfen bilden das Direktorium der Landstände, auch für die Zeit, wo der Landtag, welcher regelmäßig alle 3 Jahre einberufen wird, nicht versammelt ist. Die Rechte der Landstände sind: 1) Regulirung des Staatshaushalts gemeinschaftlich mit dem Landesfürsten; 2) Bewilligung der öffentlichen Abgaben; 3) Theilnahme an der Gesetzgebung; 4) Prüfung der Staatsrechnungen; 5) das Recht der Vorschläge zu neuen Gesetzen und der Beschwerden über die Minister und andere Staatsbehörden. Sie wählen die Landräthe, zwei Räthe des Landschaftskollegiums, den Kassirer der Hauptlandeskasse, den Landschaftssyndikus. Die 31 Abgeordneten sind zwar in einer Kammer vereinigt, allein sowohl die Stände als die Kreise haben das Recht, sich zu einer besondern Stimme zu vereinigen (Curiat- und Provinzialstimme), was aber nur durch Stimmeneinheit sämmtlicher Abgeordneten des Standes oder Kreises geschehen kann, und worüber die Entscheidung dem Souverain zusteht. Die Staatseinkünfte betragen 1.875.000 Gulden; die Schuld 6.296.000 Gulden. Der 1732 gestiftete aber wieder eingegangene Falkenorden der Wachsamkeit ist 1815 in 3 Klassen wieder erneuert worden. — Das Staatsministerium besteht aus 3 Geheimräthen. Die Unzertrennbarkeit des Großherzogthums ist auf den Fall des Aussterbens des regierenden Hauses festgesetzt. Das Großherzogthum nimmt mit dem ganzen ernestinischen Hause die 12. Stelle im engern Rathe des deutschen Bundes ein, führt im Plenum eine eigene Stimme, stellt 2100 Mann Bundeskontingent zur 2. Division des 9. Armeekorps, und zahlt 400 Fl. zur Erhaltung der Bundeskanzlei. 1821 hat es auch die Stellung der Kavallerie und Artillerie für die Häuser Schwarzburg übernommen. Statistischen Werth hat das Staatshandbuch des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach (Weimar 1827, vom Geh. Kanzleisekretär E. Müller) und Schweizers Handbuch über das weimarsche Staatsrecht.

W e i m a r, die Hauptstadt des Großherzogthums Sachsen-Weimar und besonders der Provinz Weimar, die Residenz des Großherzogs und Sitz der Landeskollegien, liegt in einem freundlichen Thale an der Ilm, worüber eine steinerne Brücke führt, und an der Lotter, welche sich in die Ilm ergießt; ein an sich unansehnlicher, jetzt offener Ort, mit unregelmäßigen Straßen und Plätzen, zum Theil noch aus alten Häusern bestehend, und nur von mäßiger Größe, indem es 1829 nur 850 Häuser mit 8000 Einwohner zählte, aber eine der denkwürdigsten Städte Deutschlands, und hochgefeiert vor allen in den Jahrbüchern unserer Literatur, weil einst hier nebeneinander Göthe, Herder, Schiller und Wieland glänzten, aus welchem herrlichen Vereine nur der Erstere noch vorhanden ist. Unter die Merkwürdigkeiten gehören: das prächtige Schloß mit dem daran stoßenden höchst geschmackvollen Park am Ufer der Ilm, worin ein im röm. Styl erbautes großherzogl. Sommerhaus; die großherzogl. Bibliothek (120.000 Bde.), die Hauptkirche mit der großherzogl. Gruft und schönen Gemälden von Lukas Kranach, der auf dem hiesigen Kirchhofe begraben liegt; das ansehnliche Gemälde-, Münz-, Medaillen- und Alterthums-Kabinet, das gemeinschaftliche Archiv der herzogl. sächs. Linie. Weimar hat ein stark besuchtes Gymnasium, mit einer Bibliothek, eine höhere Bürgerschule mit dem Landschullehrerseminar, ein freies Kunstinstitut, welches jährliche Ausstellungen veranstaltet, ein wichtiges Landes-Industrie-Comptoir nebst dem großen geographischen Institut, eine Landescentral-Baumschule, eine Landeswaisenanstalt, ein treffliches Hoftheater u. s. w. Die Einwohner leben meistens von den Ausflüssen des Hofes und der Staats-

behörden. Doch gibt es hier eine Metallwaaren- und eine Spielkartenfabrik sowie einige Tuchwebereien. Eine halbe Stunde von Weimar liegt auf einem Hügel, wohin eine schöne Baumreihe führt, das Lustschloß Belvedere mit einem großen Kunstgarten und mit einem hier vierteljährig zusammenkommenden landwirthschaftlichen Vereine, und etwas näher Tieffurth mit schönen Gärten.

Wein, der Name eines Pflanzengeschlechts, welches mit seinen 12 Arten in die erste Ordnung der 5. Klasse gehört. Wir beschränken uns hier nur auf den gemeinen Weinstock, welcher allenthalben bei uns wächst. Er wird gewöhnlich der edle Weinstock genannt, und ist durch die Kultur nach und nach in eine große Menge von Spielarten verändert worden, die theils aus Samen erzeugt, theils durch Klima, Boden und Behandlung verursacht worden sind. Das eigentliche Vaterland und die ursprüngliche Sorte des Weins weiß man nicht mehr mit Gewißheit anzugeben, doch scheint das gemäßigte Asien seine Heimath, und er von dort nach Griechenland, Italien, Frankreich und dem übrigen Europa gekommen zu seyn. Gegenwärtig ist er in allen Welttheilen verbreitet. Am besten gedeiht er in den gemäßigten Ländern, innerhalb des 32. und 50. Breitengrades. Südeuropa, mit Einschluß von Süddeutschland, liefert eine Menge köstlicher Weine; so auch die Canaren und das Cap. Zwar findet man auch Länder von weit höherer Breite, z. B. Derbyshire in England, die Marken, vorzüglich die Mittelmark, Grünberg in Schlesien, Meißen rc., alles Länder, welche über den 50. Grad der Breite hinausliegen, wo theils noch jetzt Wein gebauet wird, theils ehemals gebauet wurde. Indessen gibt es in diesen Gegenden selten Jahrgänge, die trinkbare Weine liefern, und es sind nie Weine von vorzüglicher Güte. In den eigentlichen europäischen Weinländern, als Griechenland, Ungarn, Italien, einigen Theilen der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, und in Deutschland im Oberöstreichischen, in Franken, Schwaben, am Oberrhein, beschäftigt der Weinbau im Großen wenigstens ebenso viele Menschen als der Ackerbau. Der Weinstock gehört zu den zärtlicheren Gewächsen, und verlangt daher zu seinem Gedeihen nicht nur ein günstiges Klima, sondern auch eine geschickte Behandlung. An Bergen, die den größten Theil des Tages der Sonne ausgesetzt sind, gedeihet er am besten. Durch Ableger und durch Stecklinge wird der Weinstock fortgepflanzt. Im Frühlinge wird er aufgezogen, d. h. von der Erde, womit er im Herbste bedeckt worden war, befreiet, aufgerichtet, beschnitten und an Pfähle geheftet. Das Beschneiden und Heften geschieht den Sommer hindurch mehrere Mal, und das Hacken oder Krauten, wodurch der Boden aufgelockert und vom Unkraut gereinigt wird, 6—7 Mal. Nach der Weinlese werden die Pfähle wieder ausgezogen und die Weinstöcke gedeckt, d. h. sie werden in daneben gemachte Gräben gebogen und mit Erde belegt, um sie vor dem Winterfrost zu schützen. Wer diese Arbeiten gehörig zu verrichten weiß, der heißt ein Winzer oder Häcker. — In der Regel ist das wärmere Klima zur Entwicklung des zuckerhaften Bestandtheils des Traubensaftes günstiger, und je mehr Zuckerstoff der Most enthält, desto geistreicher wird der Wein. Allein die Güte eines Weins hängt nicht bloß von seinem Gehalt an Geist, sondern auch von den andern Bestandtheilen ab. So hat die Erfahrung gelehrt, daß der edelste Riechstoff nur mit solchen Weinen verbunden ist, die in kälteren Himmelsstrichen wachsen. Moste, die zu reich an solchen Bestandtheilen sind, die ein warmes Klima hervorbringt, kommen in eine zu lebhafte Gährung und scheinen eben dadurch die feinen riechenden Theile zu verlieren. Bekanntlich hat die Witterung den bedeutendsten Einfluß auf die Güte des Weins. Ist sie kalt, so erhält man einen Wein von herben und schlechten Geschmack; ist sie regnigt, so wird der Wein schwach und wenig geistig, auch sind Wind-

und Nebel dem Gedeihen des Weinstocks sehr nachtheilig, und wenn während der Blüthezeit des Weinstocks häufig Regen fällt, so erhält man nur eine geringe Menge Wein. Die Weinlese darf nicht früher vorgenommen werden, als bis die Trauben ihre völlige Reife erlangt haben. In einigen Ländern, z. B. in Sizilien, stellt man mehrere Lesen an. Bei der ersten pflückt man die reifsten Trauben, nimmt sorgfältig alle fauligen oder von der Sonne gedörrte Beeren hinweg, und setzt sie dann, in Körben ausgebreitet der Sonne aus, und läßt sie abwelken. Dieses Verfahren wendet man an bei den süßen Weinen. Andere Weine werden erhalten, wenn man die Trauben am Stocke abtrocknen läßt, z. B. auf den Inseln Cypern und Candia. Auf ähnliche Art trocknet man die Trauben, die den tokaier Ausbruch geben. Die abgelesenen Trauben werden zertreten, oder durch eine eigene Maschine zerquetscht, dann auf die Kelter gebracht, und der abgelaufene Most dann in besondern Küfen, oder, wie es am Rhein und in Franken geschieht, gleich in große Fässer gebracht, worin er der Gährung überlassen wird, dann wird er von der Hefe abgelassen und auf neue Fässer gebracht. Dieses Abziehen muß nach der Natur des Weines öfterer wiederholt werden. Alte Weine unterscheiden sich von jungen Weinen, und besitzen nicht mehr die Süßigkeit derselben, desto mehr aber Geschmack, Geruch und Geist. Der Grund scheint darin zu liegen, daß bei der ersten Gährung nicht aller Zuckerstoff auf einmal zersetzt wird, sondern erst nach und nach sich noch zersetzt und in Geist übergeht. Daher nimmt man an, daß in dem Weine allmählig noch eine unmerkliche oder stille Gährung fortdaure. In dem jungen Weine befinden sich immer noch eine Menge zuckerartige Theile, die sich erst allmälig zersetzen und in Geist übergehn. Auch bringt wohl die innigere Vereinigung der Bestandtheile des Weins, die durch das Alter bewirkt wird, die mannichfaltigsten Verschiedenheiten hervor. Während der Gährung des Mostes scheidet sich das in demselben enthaltene saure weinsteinsaure Kali oder der Weinstein ab, und überzieht die Seitenwände der Fässer oft mit beträchtlichen Krusten. Wenn die Gährung unterbrochen wird, ehe sie ganz beendiget ist, indem man den Wein auf starke Bouteillen abzieht, die gut verkorkt und so verwahrt werden, daß kein Gas entweichen kann, so wird er zum moussirenden Weine, dergleichen der Champagner ist. Ein solcher Wein setzt die Gährung augenblicklich fort, sobald der Stöpsel gelüftet wird, er schäumt beim Eingießen sehr stark, das zurückgehaltene kohlenstoffsaure Gas entwickelt sich in Menge, und ertheilt dem Wein einen pikanten Geschmack und Geruch. Die Hefen, die sich bei der Weingährung abscheiden, sind ein Gemenge von schleimigen Theilen, Kleber, Weinstein und fibrösen Theilen der Keimen und Trauben. Gewöhnlich sind sie von Konsistenz flüssig, welches noch von Weintheilen herrührt, die damit verbunden sind und die man durch das Auspressen davon absondern kann. Bei der Destillation geben sie einen guten Alkohol, der als Hefenbranntwein bekannt ist. Durch Destillation läßt sich aus dem Wein, sowie überhaupt aus allen geistigen Getränken eine Flüssigkeit absondern, die man Weingeist oder Alkohol (s. d.) nennt. Man unterscheidet den Wein in gar viele Arten und Sorten, deren Verschiedenheit von der Verschiedenheit des Geleges und der Trauben, der Farbe der Beeren, dem Geruch und Geschmack des Saftes, der Zubereitung und Behandlung, des Alters der Stöcke, der Beschaffenheit des Bodens u. s. w. herrührt. Dicke Weine sind solche, welche wenig Phlegma, aber desto mehr Weingeist, erdige und salzige Theile bei sich führen; feine Weine haben viel Phlegma, wenig Schwefel, etwas von flüchtigen Theilen und eine gewisse liebliche Schärfe. Nach der Farbe ist der Wein entweder weiß oder roth. Nach dem Geschmacke sind einige süß und lieblich, andere säuerlich, streng, herb, noch andere zwischen süß und herb, und diese hält man für die vorzüglichsten. In Anse-

hung des Geruchs (der Firne) schätzt man einen angenehmen, den Erdbeeren ähnlichen Geruch. Nach dem Alter sind die Weine entweder jung oder alt und abgelegen, oder mittlere. Doch ist der Sprachgebrauch dabei verschieden. In Frankreichs inländischem Handel hält man den Wein für neu, der erst einige Monate alt ist, und den für alt, der über ein Jahr abgelegen hat. Französische Weine, die über zwei Jahr alt sind, verlieren schon wieder. Doch machen einige Sorten Bordeaux-, Orleannois-, Burgunder- und Roussillonweine davon eine Ausnahme. Die deutschen Weine werden besser, gesünder und vollkommner, je älter sie werden. In Weinländern, z. B. in Frankreich, wendet man geringe Sorten Weine häufig zur Destillation an, um daraus den echten Weingeist zu ziehen; auch destillirt man aus den Weinhefen noch einen guten Geist, und selbst aus den in Gährung gegangenen ausgepreßten Weinbeeren, Trestern, bereitet man noch einen sehr angenehmen Branntwein. Da die Weine vorzüglich durch ein gewisses Alter an Güte gewinnen, so erfordern sie eine richtige Behandlung und Wartung im Keller. Ein guter Keller muß gewölbt, gehörig tief, sauber geplattet, oder mit gebrannten Steinen ausgelegt, und der Veränderung der Temperatur der Atmosphäre, wie auch äußerlichen Erschütterungen, so wenig, als möglich ausgesetzt seyn. Jedes heftige Fahren oder Erschüttern, dessen Wirkung sich bis in den Keller fortpflanzt, gibt Gelegenheit zur Beunruhigung der auf dem Lager befindlichen Weine, und bringt die abgesetzte Hefen oder Trub, wieder empor. Etwas Feuchtigkeit muß der Keller haben, denn zu trockene Keller verzehren vielen Wein. Auch muß die Helligkeit mäßig im Keller seyn. Zu viel Feuchtigkeit und Finsterniß in einem Keller geben Gelegenheit zur Verschimmelung und Anfaulung der Fässer. Ein Wein, der sich lange halten und verbessern soll, muß nach der Beschaffenheit des Kellers oft aufgefüllt, und nach seiner individuellen Beschaffenheit abgestochen, und hauptsächlich in großen Fässern aufbewahret werden, denn je größer das Faß ist, desto mehr verbessert sich der Wein, wie die Erfahrung gelehrt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die sogenannte stille oder unmerkliche Gährung in großen Massen langsamer vor sich geht, als in kleinen, wodurch auch die Güte des Weines gewinnt. Auch ist das Sauerwerden und das Zähewerden der Weine in großen Fässern nicht so leicht zu befürchten. Auch findet das Abhellen in größern Fässern leichter statt, als in kleinen. In einem guten Weinkeller darf auch, außer dem Wein, kein anderes Getränke aufbewahrt werden, keine riechende, weder vegetabilische noch animalische Stoffe, weil solche leicht in Fäulniß gehen, die Luft verderben, und so dem Weine Gelegenheit geben, umzuschlagen oder wenigstens einen fremdartigen Geruch anzunehmen. Große Fässer müssen durchaus in eisernen Reifen liegen, und mit hölzernen Kopfreifen versehen seyn, die Fässer selbst müssen von gutem Eichenholz verfertiget und durchs Auswässern von aller Lohe befreiet werden. Es gibt Jahrgänge, wo die Weine ohne künstliche Beihülfe nicht helle werden wollen; das Mittel, wodurch man aber die Klarheit der Weine bewirkt, nennt man die Schöne, sowie die Arbeit das Schönen genannt wird. Die Schöne besteht in nichts, als in einer Auflösung von thierischen Leim, wozu man die feinste Hausenblase nimmt. Man klopft sie erst weich, dann weicht man sie in reines Wasser ein, arbeitet sie tüchtig durch, bis ein dicker Brei daraus entstanden ist, der noch so lange mit Wein versetzt wird, bis er sich zu einer dünnen Gallerte aufgelöset hat, die man in festverstopften Bouteillen im Keller aufbewahrt. Rothe Weine schönt man mit Eiweiß. Man vermischt die Schöne in einem Gefäße mit etwas Wein, den man allmählig vom Faße dazu läßt, peitscht alles mit einer Ruthe zu Schaum, schüttet diesen in das Faß, läßt wieder etwas Wein ab, welches man dann wieder oben hinein in das Faß gießt, und vermischt so die Schöne auf das Genaueste mit

dem Wein; hernach wird das Faß vollgefüllt, gut verspundet, und so lange in Ruhe gelassen, bis der Wein ganz helle geworden, worauf er abgezapft und auf ein anderes Faß gebracht wird. Bisweilen verlangt man, daß der Wein eine hohe Farbe besitzen soll, diese ertheilt man ihm durch etwas gebrannten, in Wein aufgelösten Zucker. Ein Faß, worin Bier, Essig, Branntwein enthalten war, taugt nicht, um darauf Wein zu ziehen, weil der Wein darin seinen guten Geruch und Geschmack einbüßen würde. Auch vermeidet man es, zur Aufbewahrung edler Weine Fässer zu nehmen, auf welchen ein geringerer Wein gelegen hat; wohl aber kann man geringere Weine durch wiederholtes Abziehen auf solche Fässer, auf welchen edle Weine lagerten, außerordentlich verbessern. Sobald ein Faß leer ist, muß es aufgebrannt werden; zu dem Ende steckt man ein mit Schwefel überzogenes Papier (Einschlag) angezündet in das Faß und verspundet solches hernach. Läßt man die Fässer ohne sie aufzubrennen im Keller liegen, so laufen sie an, setzen Schimmel ab und dieser verdirbt die darin befindliche Luft und macht sie stinkend. Ein hernach darauf gezogener Wein nimmt dann einen moderigen Geruch und Geschmack an. In Ansehung der Aufbewahrung des Weins hat der Geh. Rath von Sömmering schon vor mehreren Jahren entdeckt und alle Versuche haben es bestätigt, daß durch thierische Häute mehr das Wässerige, durch Häute aus Pflanzenstoffen aber mehr das Geistige einer aus Wasser und Weingeist bestehenden Flüssigkeit verdunste; und daß man daher den Wein veredelt, wenn man ihn in einem Glase mit breiter Oeffnung, die mit einer Blase überbunden und wohl verwahrt ist, eine Zeitlang an einem Orte, wo es nicht friert, stehen läßt. Zwei Hauptkrankheiten der Weine sind: das Sauerwerden und das Schwerwerden. Ersteres kann man verhüten, wenn man die Weine in guten Kellern auf stets vollen Fässern erhält, also die Fässer fleißig auffüllt und gut verspundet. Soll ein Wein vom Fasse verzapft werden, so brennt man das Faß ein, nachdem man etwas Wein herausgelassen hat; die dadurch entstehende schweflichte Säure nimmt den Sauerstoff der Luft weg, der vorzüglich zur Veranlassung der Säure, d. h. der Erzeugung der Essigsäure in dem Weine, Gelegenheit gibt. Das Schwerwerden der Weine rührt hauptsächlich von dem zu häufigen Extraktivstoff her, der nicht gehörig zersetzt worden ist und eine eigenthümliche Entmischung erlitten hat. Man heilet diese Weine durch eine heftige Bewegung, durch Abstechen, Schönen und Abziehen auf stark geschwefelte Fässer. Weine, die sich vollkommen abgelagert haben und nichts mehr absetzen, zieht man auf Bouteillen, die man sorgfältig verkorkt, verpicht und in Keller legt; auf diese Art kann man sie sehr lange aufbewahren. Zu den vorzüglichsten Weinen gehören die Rheinweine. Diese sind die haltbarsten; sie besitzen zwar nicht den Geist und die Süßigkeit der Weine aus südlicheren Gegenden, aber sie sind reich an edlem Riechstoff und werden durch das Alter immer angenehmer im Geschmack. S. Rheinwein. Die Behandlung der Rheinweine verursacht die wenigste Mühe; sobald er in den Keller kömmt, bedeckt man nur das Spuntloch so lange als die sichtbare Gährung vorüber ist; alsdann füllet man das Faß voll, steckt den Spuntlocker auf, füllet alle 14 Tage wieder auf und sticht im März den Wein ab. Ein edler Rheinwein, der auf das Lager bestimmt ist, braucht nur 4 Jahre nach einander im März abgestochen zu werden, und man kann ihn hernach 20 Jahre lang liegen lassen, ohne etwas anders zu thun, als ihn aufzufüllen. An Dauer übertrifft der Rheinwein alle andere Weine, jedoch bekömmt er auch durchs Alter erst seine Güte, anstatt daß Franken- und andere Weine schon im 3. Jahre trinkbar sind. Die Pfälzer-, Franken- und Moselweine werden wie die Rheinweine behandelt, auch kommen erstere dem Rheinweine im Geschmack sehr nahe. Die besten Sorten wachsen in Neustadt an der Hardt, Ettinghofen und For-

ster. Die Frankenweine (s. d.) sind milder im Geschmack, wie die Rheinweine, aber sie besitzen nicht das Aroma derselben, auch sind sie weniger geistig. Die besten Sorten sind der Leistenwein, der Steinwein, der Würzburger und der Werthheimer. Die Moselweine besitzen einen sehr angenehmen erfrischenden Geschmack, gehen aber durch das Alter in der Güte zurück. Die östreichischen Weine sind arm an Geist und reich an Säure, und müssen lange liegen, um trinkbar zu werden, aber desto feurigere Weine bringt Ungarn hervor. S. Ungarweine. Indessen muß man an den eigenthümlichen Geschmack gewöhnt seyn, wenn man sie behaglich finden soll. Die siebenbürger Weine sind den ungarischen Mittelsorten ähnlich. In Kroatien und Dalmatien gewinnt man besonders gute rothe Weine. Die Moldau und Walachei liefern sehe edle und schmackhafte Sorten, die an die angrenzenden Länder verführt werden. Die steiermarkische Weine sind eine Mittelgattung deutscher Weine. Die vorzüglichsten fallen im marburger und liller Kreise ꝛc. Die Grafschaften Görz und Gradiska liefern den Refosco, Piccolit, Rebulla und Zibidin, gute Sorten von rother und weißer Farbe. In Tirol, dessen Weinbau sehr beträchtlich ist, fallen die besten Sorten an den Ufern der Etsch. Der Traminer oder Marzimin, ein lieblicher Wein von rother Farbe, gilt für den vorzüglichsten. Noch stärker ist der Brixener. Ferner sind berühmt der Leitacher, Altpfeiffer, Kichelberger, Zscheigner, Coccia d'oro. Sie halten sich aber alle nicht leicht über einige Jahre und müssen wohl gewartet werden. Mähren baut weiße und rothe Weine, größtentheils von gleicher Güte mit den östreichischen. Böhmen hat seinen meisten Weinbau an den Ufern der Moldau und Elbe. Für die ersten Sorten hält man den rothen Melnicker, den Außiger u. s. w. — Die Schweiz erzeugt gute Sorten rother und weißer Weine, unter denen die von La Vaux und La Cote die berühmtesten sind. In dem Fürstenthum Neuenburg (Neufchatel) fällt beim Dorfe Cortaillod ein vortrefflicher Wein, den die Ausländer dem besten Champagner und Burgunder noch vorziehen. Die walliser Weine sind ebenfalls vorzüglich, besonders in dem Striche zwischen Brieg und St. Maurice. Man unterscheidet zwei Sorten, deren eine Coquempin, die andere Vin de la Marque genannt wird. Der Martinacher, vom Fuße des St. Bernhards, ist ausgezeichnet durch Stärke und Feuer. Andere gute Sorten aus Neuenburg, aus den Cantonen Zürich und Bern, übergehen wir. Die französischen Weine gehören mit unter die edlen Produkte, und in keinem Lande wird mehr Sorge getragen, den Wein zu erhalten und zu versenden, als in Frankreich. Der edelste aller Tischweine ist der Burgunder (s. d.); er ist reich an Geist, Zucker, ohne Säure, und besitzt einen guten Geruch, der den meisten französischen Weinen fehlt. Ueber die übrigen französischen Weine, s. Bordeauxwein, Champagner, Roussillonweine u. s. w. — Italien baut vortreffliche Weine, von denen hauptsächlich die syrakuser, die sardinischen, neapolitanischen und toskanischen ausgeführt werden. Im Kirchenstaate wachsen die besten Sorten um Orvieto, weiß und süß, um Monte Fiascone, ein angenehmer, röthlicher Muscateller, um Viterbo, Livanio, Ardea, Albano, Montemalo, Perugia. Neapel liefert den berühmten Falerner, welcher am bajischen Meerbusen gewonnen wird, und dick, hochroth, süß und feurig ist. Der Chiarello oder Chiarello piccante ist hellroth, leicht und lieblich von Geruch und Geschmack. Den ersten Rang aber behauptet der berühmte Lacrimä Christi (s. d.). Calabrien liefert einen trefflichen rothen Muskateller; ferner den Vin greco von gelber Farbe und verschiedene andere Sorten. Sizilien erzeugt theils feurige, theils süße und angenehme Weine. Unter jenen ist der Faro, unter diesen der Syrakuser der berühmteste. Die sardinischen Weine gleichen mehr den spanischen als den französischen. Unter die besten rechnet man die, welche

um Algheri, Cagliari und am Cap de Logudori fallen. Auch das Venetianische, Genuesische und Toskanische haben starken Weinbau; doch wollen wir dabei nicht verweilen. — Die Weine Spaniens sind im Allgemeinen stark, dick, lieblich und feurig, und werden stark ausgeführt. Neukastilien liefert den Valdepennas, einen burgunderähnlichen Tischwein, den leichten rothen Foncarrel und den angenehmen weißen Ribadavia; Granada den bekannten Malaga, von dem es eine rothe und eine weiße Sorte gibt; Sevilla den köstlichen Xereswein, von dem es zwei Sorten gibt, deren eine weiß und süß ist und Pajarete oder Pararete heißt, die andere bitterlich und magenstärkend ist und Vin seco genannt wird; ferner den Tinto de Rota (Tintowein), einen dicken rothen Wein 2c.; Valencia den bekannten süßen Alicantwein, den Benicarlo; Catalonien den weißen Malvasia, den süßen und rothen Garnacha und viele andere Sorten; endlich Navarra den berühmten Peralta, einen starken weißen Wein, bekannt unter dem Namen spanischer Sect. Auch Murcia, Aragonien und Majorca liefern vielen und trefflichen Wein. Ferner zieht Spanien auch aus seinen außereuropäischen Besitzungen verschiedene Weinsorten. Die canarischen Inseln liefern starke, liebliche und süße Sectweine, die in großer Menge verfahren werden. — Unter den portugiesischen Weinen ist der vorzüglichste der Portwein (s. d.). Aber auch an den Ufern des Tejo, in Alentejo und Estremadura wächst ein guter Wein; Faro liefert guten weißen Wein und Setubal Muscateller. Die azorischen Inseln versenden eine Menge ihrer Weine. Ueber den Maderawein sehe man den Art. Madera nach. — In den türkischen Staaten haben außer der Moldau und Walachei (s. oben) auch Bulgarien und Dobroge, Natolien und Syrien beträchtlichen Weinbau. Unter den griechischen Inseln sind wegen ihrer Weine Scio oder Chios und Cypern am berühmtesten (s. Scio und Cyprische Weine). Endlich nennen wir noch die Krim, welche treffliche weiße Weine, meist von leichter Art, erbaut. — Von den außereuropäischen Weinen, so weit sie nicht schon in obigem angeführt worden, kommt eigentlich nur ein einziger auf unsere Märkte, nämlich der Capwein (s. d. Art. Cap), unter dessen verschiedenen Sorten der rothe Constantiawein und der sogenannte Peterswein die vorzüglichsten sind. — Den Burgunderwein ahmt man nach, wenn man rothen Most und rothen Wein durch Frost konzentrirt, und einen Theil des Mostes, mit drei Theilen Wein vermischt, gähren läßt. Nach einem bis zwei Jahren ist dieser Wein trinkbar. Man kann auch weißen Wein und Most durch den Frost konzentriren, sie im obigem Verhältnisse mit einander vermischen, mit einander gähren lassen, und etwa ein Zehntheil des Saftes von ausgekernten schwarzen Kirschen dazu thun, und den Wein ein bis zwei Jahre alt werden lassen. Einen moussirenden Champagner ahmet man nach, wenn man einen Theil des durch Frost konzentrirten Mostes mit drei Theilen eines durch den Frost konzentrirten Weines vermischt, sobald er sich im Fasse abhellet, ihn auf Bouteillen zieht, und etwa vier Monat aufbewahrt. Die italienischen Weine werden nachgekünstelt, wenn man drei Theilen von gefrornen Most und einen Theil durch Frost konzentrirten Wein mit einander gähren und im Fasse aufhellen läßt. Einen dem Kanariensekt ähnlichen Wein erhält man, wenn man in ein Faß, welches etwa eine halbe Ohme rheinisch hält, 15 Pf. Zucker, nebst 20 Pf. großer Rosinen bringt, wovon man sorgfältig alle Stiele abgelesen, dann das Faß mit einem jungen Weine anfüllt, doch so, daß etwa der vierte Theil leer bleibt. Hierauf verstopft man zwar das Spundloch, aber nicht fest, und läßt es an einem temperirten Orte liegen und rüttelt es alle Tage um. Die Gährung wird vor sich gehen, und etwa 40 Tage lang dauern. Dann bringt man das Faß in den Keller, läßt die Flüssigkeit liegen bis sie sich abhellt, und zieht sie dann auf ein neu geschwefeltes Faß, schönt

sie mit Hausenblase und behandelt sie wie einen andern Wein. Auf die im Faße befindlichen Rosinen kann man nochmals Wein gießen, und etwas Zucker zusetzen, und dadurch noch einen guten Wein durch Gährung erhalten; endlich benutzt man den Rückstand auf Branntwein. — Um künstlichen Alicantwein zu machen, verfährt man ebenso, nimmt aber, anstatt der Rosinen, frische Korinthen. Der Frontignac wird nachgeahmt, wenn man große Rosinen nimmt, und zuletzt am Ende der Gährung ein Säckchen mit Holunderblüthen in das Faß hängt. Junge Weine sind schleimicht, trübe und nicht sehr geistig, gewöhnlich auch sauer. Sie gehen, wegen des in ihnen in größere Menge rückständigen gährungsfähigen Stoffes, leicht in Gährung, und dann in eine Säure über, und schwächen, wenn sie häufig genossen werden, die Verdauung ungemein, verursachen dadurch Sodbrennen, Blähungen, Krämpfe und Durchfälle. Herbsäuerliche Weine von schlechter Beschaffenheit, wie unsere Landweine, sind von eben der Wirkung, und Bleikolik und Gliederlähmung wohl gar zuweilen die Folgen des häufigen Genusses derselben. Zu sehr geschwefelte Weine greifen den Kopf, die Brust, die Nerven an, und verursachen allerhand Nervenkrankheiten, Koliken, Schwindel, Husten und Abzehrung. Daß sie zu viel Schwefel enthalten, zeigt die braune oder schwarze Farbe an, die sie bekommen, wenn in dieselbe eine Auflösung des Silbersalpeters getröpfelt wird. Ein Ei oder ein Silberscheibchen bekömmt eine schwarze Farbe, wenn es in solchen Wein getaucht wird. Geschmierte Weine sind mehr dem Beutel als der Gesundheit nachtheilig, ausgenommen die, welche mit Alaun, ungelöschtem Kalk, Branntwein verfälscht sind. Die Wirkungen des Weins überhaupt sind beinahe dieselben, als die des Mohnsaftes (s. Opium). Nur machen die übrigen Bestandtheile, die der Wein, außer dem Geistigen hat, besonders seine sauer- und süß-salzichten, daß er nicht so, wie der Mohnsaft, die Thätigkeit der Gedärme hemmt, sondern vielmehr den Stuhlgang, die Ausdünstung und die Harnabsonderung befördert. Aber sowie der Wein, das Klima, die Tageszeit, Gewohnheit, eigenthümliche Beschaffenheit und Gemüthsstimmung des Menschen verschieden ist, ebenso verschieden sind auch die Wirkungen des Weins. Von geistreichen und feurigen Weinen werden die Wirkungen eher und länger, von wässerigen und säuerlichen später und kürzere Zeit beobachtet. In wärmern Gegenden ist der Wein ein viel größeres Bedürfniß als in kältern. In jenen macht ein etwas reichlicher Genuß die Seele heiter und die Verdauung lebhafter, in diesen erfolgt leicht, nach erregter Heiterkeit, Stumpfsinn und gestörte Verdauung. Einige Personen können den Wein nur des Morgens, Andere nur des Mittags, noch Andere nur des Abends vertragen. Manche Leute dürfen gar keinen Wein trinken; manche nur rothen und keinen blanken, und so umgekehrt; manche ihn gar nicht lassen oder aussetzen, wenn sie sich wohl befinden und nicht ganz zu Geschäften untauglich machen wollen. Viele Menschen können, wenn sie heiter und fröhlich sind, ganze Bouteillen ausstechen, ohne betrunken zu werden, die, wenn sie mißmüthig und bei übler Laune sind, nicht zwei Gläser vertragen können. Manchen Menschen bekömmt der Glühewein sehr gut, denen der kalte Kopfweh und Betäubung verursacht: Umstände, auf die bes. beim arzneilichen Gebrauch des Weins sorgfältig Rücksicht genommen werden muß. Aus den Wirkungen, die der Wein zum Theil mit dem Mohnsafte gemein hat, kann man schließen, daß er nicht ein Getränk für gewöhnlich, sondern eine sehr schätzbare Arznei sey, die ebenso wenig, als jede andere, in gesunden Tagen genommen werden sollte. Seine Hauptkräfte sind in dem Geistigen und seine Wirkungen in dem Reize enthalten, die er auf die empfindliche Faser macht. Je größer nun dieses Verhältniß des Geistigen zu dem Wässerigen ist, desto größer ist seine Kraft. Aus dem obigen erhellet

aber, daß jenes in den echten süßen Weinen größer ist, als in allen übrigen säuerlichen Weinen, jene also weiter kräftiger wirken müssen, als diese. Nach Verhältniß der größern oder geringern Menge Weins, die in den Körper gebracht wird, wirkt er entweder als ein reizendes, belebendes, aufheiterndes, ermunterndes und erquickendes, oder als ein abstumpfendes, entspannendes, niederschlagendes besänftigendes und betäubendes Mittel. Vermöge jener Wirkung vermehrt er den Herz- und Aderschlag, den Umlauf des Bluts und aller Säfte, und jede Ab- und Aussonderung, wobei der Geist heiterer und freier wird. Vermöge dieser Wirkung, die eine Folge des zu viel auf einmal oder zu oft hintereinander genossenen Weins ist, zieht er gerade das Gegentheil und einen Zustand der Trunkenheit nach sich. Der Wein ist, wegen seiner Reizkraft, ein sehr schätzbares Mittel in Nerven- und Faulfiebern, wo die Lebenskraft sehr gesunken, und die Neigung der Säfte zur Fäulniß bei schlechter Verdauung, die aber nicht etwa von Säure herrührt, entstanden, wo der Puls sehr klein und zugleich schwankend, zitternd und ungewiß, wo die Stimme gebrochen, stammelnd und kaum zu vernehmen, ein stilles Delirium zugegen, der Schweiß kalt und klebricht, und Schlafsucht nicht zu verscheuchen ist. Hier verdient der alte Rheinwein, auch guter alter Frankenwein den ersten Platz, und den süßen, die viel zu hitzig sind, vorgezogen zu werden. Der Kranke kann von ihm trinken so viel, als er will. In krampfhaften Zufällen, im Starrkrampf, im Wasserkopf, wenn die Lebenskräfte erlöschen wollen; im Brande, wenn er von Schwäche herrührt; in bösartigen Blattern, die Schwäche halber nicht ausbrechen können; in der bösartigen Bräune, die mit dem Brande aus Schwäche verwandt ist; in großer Schwäche, die auf starke Ausleerungen folgt; in Zeiten, wo Faulkrankheiten von Ansteckung grassiren. Hier hat gleichfalls der alte Rheinwein oder Frankenwein den Vorzug vor den süßen. Ferner: in Krankheiten, die mit langwierigen Erschöpfungen verbunden und ohne Fieber sind. In Verdauungsschwäche, wo es an Eßlust fehlt, während dem Gebrauch ausleerender Mittel, der Meerzwiebel, der abführenden Brunnen, des Seidlitzer- und Seidschützerwassers, und verschiedner andrer Arzneien, die den Magen und die Verdauung schwächen, sind die süßen spanischen, besonders der Malaga, von großem Nutzen. Verboten ist der Wein in hitzigen Fiebern mit und ohne örtliche Entzündung, mit und ohne Ausschlag, mit und ohne Verwundung, als: in Katarrhen und im Fortgange derselben, wo das Fieber zur bestimmten Zeit wiederkömmt; in der an einem Orte fest sitzenden Gicht; im hitzigen Rheumatismus; in Gallenfiebern, in Ausschlagsfiebern, so lange sie einen regelmäßigen Verlauf halten; in aktiven Blutflüssen, Verwundungen, so lange sich noch keine Schwäche dazu gesellt; in der Vollblütigkeit und überwiegenden Neigung zum Schlaf wegen des vielen nach dem Kopf strömenden Blutes, und endlich bei kleinen Kindern. Aeußerlich braucht man den Wein bei allgemeiner und örtlicher Schwäche von zu großen Anstrengungen oder von gesunkenen Lebenskräften, wie in Nerven- und Faulfiebern, im Brande u. s. w. zum Riechen, Waschen, Bähen, Baden, Klystieren und beim Scheintod neugeborner Kinder auch noch zum Tropfbad auf die Herzgrube; bei gelähmten und schwindenden Gliedern, bei Schwäche der Füße, zumal bei kleinen Kindern zum Bähen und Baden; bei Quetschungen, Blutunterlaufungen, Verrenkungen, Stockungen der Säfte, und kalten, wässerigen, weißen Geschwülsten, wie z. B. am Knie zu Umschlägen mit Salmiak; bei unechten Entzündungen, als bei den langwierigen Augenentzündungen ebenfalls zu Umschlägen mit bittern Kräutern; bei zu stark eiternden Wunden und Geschwüren, bei einer zu großen Weiche des Knochenkallus, bei zögernder Vernarbung und Schließung der Wunden mit zusammenziehenden Dingen zu Waschwassern und Bähungen; beim

kalten Brande mit Fieberrinde zu Umschlägen u. s. w. Ueber die Pflege des Weins bei den alten Römern s. Böttiger's Abh. in der Abendzeit. 1819. N. 259. fg. und des röm. Arztes Bacci Schrift de naturali vinorum historia. Romae, 1591. fol. und Barry: Observations on the Vines of the Ancients. Ueber den Weinbau und die Weinpflege der Neueren s. die Schriften von Chaptal, Rozier, Parmentier, Fabbroni, Demachy, Hahnemann, Gotthard u. A. ferner: Ritter, die Weinlehre, oder Grundzüge des Weinbaus u. s. w. Mainz, 1817. Hellenthal's Weinkellermeister, oder Hülfsb. für Weinbesitzer und Weinhändler, von Lübeck. 3. Aufl. Pesth, 1819. Hörter's Rheinl. Weinbau (2 Thl. Trier, 1822 — 24.).

Weinbrenner (Friedrich), großh. badischer Oberbaudirektor, Commandeur des großherzogl. hess. Verdienst- und Ritter des zähringer Löwenordens, geb. zu Karlsruhe den 9. Nov. 1766. Nicht bloß die Profession seines Vaters, der Zimmermann war, sondern auch Neigung führte den Sohn zu demselben Fache. Nach dem Tod des Vaters, der frühe erfolgte, setzte er das Geschäft fort; doch fand sein thätiger Geist nicht hinlängliche Beschäftigung in dem Geschäfte. Er studirte daher für sich die Baukunst, worin er es bald so weit brachte, daß er Andern Unterricht darin ertheilen konnte. Ueberdieß legte er sich auf Physik und Mathematik. 21 Jahr alt leitete er drei Jahre hindurch mehrere Bauten in der Schweiz; hierauf suchte er ein höhere Bildung auf der Bauakademie zu Wien. 1791 reiste er nach Rom und verwendete dort 6 Jahre auf das Studium der Bauüberreste der Alten. Mit welchem Eifer und wie fruchtbringend derselbe war, beweisen seine Vorschläge zur Restauration der Bäder des Hippias, des Theaters des Curius, der Landhäuser des jüngern Plinius und andere Arbeiten. Seine übrige Zeit widmete er dem Unterrichte in der Baukunst. 1798 nach Karlsruhe heimgekehrt, ward er Bauinspektor und bald darauf Baudirektor. Hier errichtete er eine Lehranstalt für angehende Architekten, welche einen solchen Beifall sich erwarb, daß nicht allein In- sondern auch eine Menge Ausländer sie besuchten. Zugleich führte er mehrere öffentliche und Privatgebäude auf, und lieferte Entwürfe zu Nationaldenkmälern, als für die Schlachten bei Leipzig und Waterloo, sowie zu Monomenten für ausgezeichnete Männer; alle bekunden, daß er den architektonischen Geist des Alterthums erfaßt habe. Am meisten bewies er dieß in der Theorie des Theaterbaus. Er, ein tiefer Kenner dieser Werke der Alten, zeigte durch Schrift und Beispiel, daß die Form derselben auch auf unsere Bühnen angewendet werden könne und daß sie die zweckmäßigste sey, sowohl in akustischer als optischer Hinsicht. Er fand Gelegenheit, im Baue des neuen Theaters zu Karlsruhe und des Stadttheaters zu Leipzig, seine Grundsätze in Ausübung zu bringen. Ueber beide Bauten hat er eine Schrift herausgegeben; die über das leipziger Theater findet sich in der Abendzeitung, Jahrg. 1804 Nro. 144. 1821 führte er das große Stadthaus zu Karlsruhe auf; es war sein letztes Werk. Er starb 1826 daselbst. Seine Schriften, die sich durch einen klaren Styl und helle Darstellungsgabe auszeichnen, führt Meusel in seinem Gelehrten Deutschland auf. Er selbst hat seine Biographie geschrieben, die noch nicht im Druck erschienen ist. Ausgezeichnet war er als Lehrer, und eine Menge tüchtiger Schüler sind aus seiner Anstalt hervorgegangen.

Weinen ist, wie das Lachen, ein Affekt, durch welchen die Natur die Gesundheit mechanisch befördert. Es ist ein mit Schluchzen geschehendes (konvulsivisches) Einathmen, das mit einem Thränenguß verbunden ist; oder die schmelzende Empfindung eines ohnmächtigen Zürnens mit dem Schicksal, oder mit andern Menschen, wegen einer von ihnen erlittenen Beleidigung; die letztere Empfindung ist Wehmuth. Das Weinen ist ein schmerzlinderndes Mittel, eine Vorsorge der Natur für die Gesundheit, und eine Witwe,

welche die Ergießung der Thränen nicht gehindert wissen will, sorgt, ohne es wissen oder eigentlich zu wollen, für ihre Gesundheit. Ein Zorn würde diesen Erguß bald hemmen; obwohl nicht immer Wehmuth, sondern auch Zorn Weiber und Kinder in Thränen setzen kann. Denn das Gefühl seiner Ohnmacht gegen ein Uebel, bei einem starken Affekt (es sey des Zorns oder der Traurigkeit), ruft die äußern natürlichen Zeichen zum Beistande auf. Dieser Ausdruck der Zärtlichkeit als Schwäche des Geschlechts darf den theilnehmenden Mann nicht bis zum Weinen, aber doch wohl bis zur Thräne im Auge rühren; weil er im erstern Fall sich an seinem eigenen Geschlecht vergreifen und so mit seiner Weiblichkeit dem schwächern Geschlecht nicht zum Schutz dienen, im zweiten aber gegen das andere Geschlecht nicht die Theilnehmung beweisen würde, welche ihm seine Männlichkeit zur Pflicht macht, nämlich dieses in Schutz zu nehmen. Lachen ist nämlich männlich, Weinen dagegen weiblich (beim Manne weibisch), und nur die Anwandlung zu Thränen und zwar aus großmüthiger Theilnehmung am Leiden Anderer, kann dem Mann verziehen werden, dem die Thräne im Auge glänzt, ohne sie in Tropfen fallen zu lassen, noch weniger sie mit Schluchzen zu begleiten und so eine widerwärtige Musik zu machen. Auch bei dem Lachen geschieht eine stoßweise (gleichsam konvulsivische) Ausathmung der Luft, welche durch die heilsame Bewegung des Zwergfells das Gefühl der Lebenskraft stärkt und sie, wie das Weinen, durch Ergießungen von einem Hinderniß befreiet (man kann nämlich auch bis zu Thränen lachen, wenn man bis zur Erschöpfung lacht). Es ist eine Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören.

Weingeist (Spiritus vini) nennt man im engern Verstande eigentlich den aus Wein, Weinhefen, oder gegohrnen Weintrestern durch Destillation bereiteten Geist. S. Wein. Jetzt versteht man aber überhaupt jeden Geist unter diesem Namen, er mag aus irgend einer in die Weingährung gegangenen Substanz destilirt worden seyn. S. Alkohol und Branntwein.

Weinpalme (Raphia vinifera) wächst an den Ufern der Flüsse, welche die Königreiche Oware und Benin, im Innern von Afrika scheiden. Sie hat einen schönen Wuchs, eine Menge glänzender, wie mit Firniß überzogener Früchte, und gefiederte, stachliche Blätter, von 1½—2 Metres Länge. Die Fruchtzweige sind außerordentlich groß, und mit Früchten beladen kann sie kaum ein Mensch von der Erde aufheben. Palläste und Häuser werden aus dieser Weinpalme erbaut und mit ihren Blättern bedeckt. Reiche und Arme kennen wenig Bedürfnisse, welche diese kostbare Palme nicht befriedigte. Aus den Blattrippen macht man Sayagen, eine Art Harpunen zum Fischfang, woran man eine eiserne Spitze oder Fischgräte befestigt. Der Wein von dieser Palme ist farbiger und stärker als der gewöhnliche Palmenwein. Man schält die Früchte und läßt die Kerne in gewöhnlichem Palmenwein, mit Wasser vermischt, gähren. Dieser dunkle und leicht berauschenden Wein schäumt wie Champagner und hält sich lange Zeit.

Weinprobe ist ein Mittel, um die Verfälschung der Weine zu entdecken. Den Alaun entdeckt die flüchtige oder feuerbeständige Schwefelsäure, die einen weißen in Salpetersäure unauflöslichen Bodensatz daraus niederschlägt; den Branntwein die Destillation, welche schon vor 200 Grad Fahrenheit übergeht. Einen zu starken Schwefelgehalt entdeckt man durch eine Auflösung von ätzendem Laugensalz und Wasser. Zu stark geschwefelten Wein erkennt man, wenn durch Hinzusetzung einer salpetersauren Silberauflösung ein brauner oder schwärzlicher Niederschlag erfolgt. Die schändlichste Verfälschung der Weine geschieht durch Bleioxyde, eine wahre Giftmischerei, zum Glück aber auch sehr leicht zu entdecken. In frühern Zeiten suchte man die Verfälschung durch die sogenannte wirtemberger Weinprobe zu entdecken. Allein da dieß nicht zuverlässig wirkt, so bedient man sich jetzt

des mit Hydrothionsäure geschwängerten Wassers, oder der Hahnemannischen Weinprobe, die ebenfalls nichts anderes als ein hydrothionsaures Wasser ist, mit größerer Sicherheit. Diese zeigt die Bleitheile, die in einem Weine befindlich sind, durch ein mehr oder weniger dunkelbraune Farbe an. Sehr dunkle rothe Weine kann man vorher erst durch einen Zusatz von etwas Milch entfärben, ehe man die Weinprobe anwendet. Sollte indessen durch die Weinprobe die Gegenwart des Bleies in einem Weine angezeigt worden seyn, so muß man, zu mehrerer Ueberzeugung, noch eine genauere Prüfung desselben vornehmen. Zu dem Ende wird eine Partie des Weins zur Trockne verdunstet, und der trockne Rückstand in einem bedeckten Tiegel ausgeglüht, und nach dem Erkalten untersucht, ob sich in dem Rückstande Bleikörner finden. Sollte dieses nicht der Fall seyn, so muß der Rückstand in Salpetersäure aufgelöst, und in die neutrale mit Wasser verdünnte Auflösung eine Zinkplatte gestellt werden, um zu untersuchen, ob sich an diese metallisches Blei anlegt u. s. w. Bei Abwesenheit von Metall bleibt der Wein unverändert; zeigt sich dagegen ein schwarzbrauner Niederschlag, so ist Blei, ein dunkelbrauner, so ist Kupfer, ein pomeranzenfarbener, so ist Spießglanz, ein gelber, so ist Arsenik vorhanden. Eisen, das durch die Hahnemannische Weinprobe nicht zu entdecken ist, wird durch Galläpfeltinktur entdeckt, indem eisenhaltiger Wein dadurch eine schwarze Farbe erhält.

Weinsberg, Stadt und Sitz eines Oberamtes des Neckarkreises im Königreich Würtemberg, nicht weit von Heilbronn, in einem angenehmen Thale an der Sulm, mit 250 Häusern und 1750 Einwohnern, hat Weinbau. Die Trümmer des Schlosses Weibertreue errinnern an die Belagerung desselben 1140, wo Kaiser Konrad III. nur den Weibern freien Abzug mit dem Besten auf den Rücken gestattete. 1823 ward hier ein Frauenverein zur Verschönerung des Bergs und zur Unterstützung unbemittelter Frauen, die sich durch eheliche Treue und besondere Opfer, z. B. mehrjährige Pflege erkrankter Gatten ausgezeichnet und tadellos gelebt haben, gestiftet.

Weinstein, ein Salz, bestehend aus Pottasche und Weinsteinsäure, was sich aus den jungen Weinen an die Wände der Fässer niederschlägt und ansetzt. Nachdem der Wein roth oder weiß ist, färbt sich auch der Weinstein darnach. Reinigt man ihn von dem anhängenden Schleim, so wird er weiß und bekommt den Namen Weinsteinrahm, Cremortartari, oder Weinkrystalle. Seine Säure ist als Weinsteinsäure unter die Arzneimittel aufgenommen. Sie ist angenehm sauer, krystallisirt in weißen Krystallen und löset sich leicht im Wasser auf. Aus Weinstein Basreliefs und Statuen zu verfertigen und sie zu färben, diese Kunst hat ein Toskaner, L. de Vegni, schon vor 1761 erfunden, und den Weinstein, welchen das Wasser der Bäder des h. Philipp, im sienischen Gebiete, am Fuße des Berges Amiata, nicht weit von der römischen Grenze, absetzt, auf diese Art benutzt.

Weishaupt (Adam), geb. zu Ingolstadt 1748, studirte daselbst die Rechtswissenschaft, erhielt die Doktorwürde und wurde Lehrer des geistlichen Rechts an der Hochschule seiner Vaterstadt. Er ist der Stifter des nachher so berüchtigt gewordenen Illuminatenordens (d. i. die geheime Gesellschaft der Erleuchteten). Dieser Verein ward von ihm 1776 gegründet und verbreitete sich zuerst von Ingolstadt aus über München und Eichstädt, vorzüglich in dem katholischen Deutschland; dann auch in einigen Gegenden des protestantischen, und zählte zur Zeit seiner Blüthe mehr als zweitausend Mitglieder; unter diesen Männer von den größten und anerkanntesten Verdiensten. Nachdem aber im J. 1785 die baierische Regierung mehrere Mitglieder entdeckt und ohne gesetzmäßige Form hart bestraft, auch den Orden, als dem Wohle des Staats gefährlich, aufgehoben und dessen

Fortdauer hart verpönt hatte, erlosch derselbe völlig; wenigstens hat man seitdem von seiner Fortdauer keine Spuren nachgewiesen. Von der Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens führen wir Folgendes an. Schon auf der Universität hatte sich Weishaupt mit schriftlichen Versuchen über einen zu stiftenden Orden beschäftigt; als Ideal schwebte ihm der Freimaurerverein vor, von dessen Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder und unaufhörlicher Prüfung derselben er sich die übertriebensten Vorstellungen machte. Inzwischen war er zu Ende des J. 1773 nach Ingolstadt auf den Lehrstuhl des geistlichen Rechts berufen worden, welchem die Jesuiten seit 19 Jahren vorgestanden hatten. Diese boten Alles auf, ihn von dort zu entfernen. Weishaupt, der sich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umsah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirksamste Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beschlossene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde anfangs durch äußere Umstände verzögert und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Abgesandter einer auf Alchymie arbeitenden Loge in Ingolstadt erschien, um die fähigsten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dieß zu verhindern, beschloß er die Gründung eines eigenen Ordens, dessen Geist er in einer Stelle Abbts (in dem Buche vom Verdienste) ausgedrückt fand. Noch bestimmter drückt sich Weishaupt später darüber also aus: „Selbstdenkende Menschen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und allen Religionen und unbeschadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller so verschiedenen Meinungen und Leidenschaften, durch ein gegebenes höheres Interesse in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, sie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß sie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß Viele wie ein Einziger handeln und begehren und aus eigenem Antriebe, aus wahrer Ueberzeugung von selbst thun, was kein öffentlicher Zwang, seit Welt und Menschen sind, bewirken konnte“: dieß sey die Absicht, die ihm bei seinem Orden vorgeschwebt habe. So war denn unstreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, moralische Ausbildung des Menschen, und um diese zu erreichen, zugleich Sicherung vor äußern Bedrückungen aller Art, das ins Auge gefaßte Ziel; und in diesem Geiste entwarf Weishaupt die Statuten für die Ordensglieder, die er, bevor er auf den Namen Illuminaten verfiel, Perfektibilisten nannte. Am ersten Mai 1776 ward der Orden gegründet, und als die ersten Mitglieder wurden Diejenigen aufgenommen, die durch diese Anstalt gerettet werden sollten. Das Ritualsystem, das Lehrgebäude und die Gradfolge bestand aus folgenden Theilen: Erste Klasse, Pflanzschule, a) Vorbereitungsaufsatz, b) Novität, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Einweihung eines Magistratus. Zweite Klasse, Freimaurerei (d. i. damaliges Logenwesen), 1) symbolische: a) Ritualbuch der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister; b) Constitutionsbuch; 2) schottische: a) Illuminatus major, oder schottischer Noviz; b) Illuminatus dirigens, oder der schottische Ritter. Dritte Klasse, Mysterien, 1) kleine, a) Presbyter oder der Priestergrad; b) Prinzeps oder der Regentengrad; 2) große Mysterien, a) Magus, b) Rex. Zur Charakteristik des Geistes dieser Verfassung, die nie vollständig ausgearbeitet wurde, dient Weishaupt's eigene Erklärung, daß ihm dabei die Verfassung der Jesuiten (vrgl. d. Art.) Vorbild gewesen. Weishaupt forderte, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mitglieder nicht durchzusetzen war, blinden Gehorsam der Untergebenen gegen die Obern; eine Art von katholischer Beichte wurde eingeführt; die Mitglieder sollten sich bemühen, allenthalben angesehene und in Connexionen stehende Männer an sich zu

ziehen und in alle öffentliche Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen; sie sollten in den Besitz aller öffentlichen Stellen und Aemter zu kommen suchen, sie sollten nicht nur über ihre eigenen Fortschritte in der Moral und Aufklärung monatlich Bericht erstatten, sondern auch über ihre Nebenmitglieder Beobachtungen einsenden. Der moralische Schaden, den diese Grundsätze nachsichziehen mußten, leuchtet ein. Auch ohne öffentliche Verfolgung konnten gute und rechtliche Männer nicht lange in einer solchen Form vereinigt bleiben; dazu aber kam noch, daß viele unfähige und unwürdige Menschen aufgenommen und daß selbst von Denen, die guten Willen hatten, nur Wenige Weishaupt's Plan zu fassen vermochten. Dennoch, sagt ein billiger und gründlicher Beurtheiler, waren die Illuminaten besser als ihr Orden. — Noch mögen einige geschichtliche Hauptmomente hier Platz finden. Nachdem der Orden einige Jahre bestanden hatte, beschloß man, ihn mit den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wollte zwar die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden seines Ordens aufbehalten, willigte jedoch ein, daß alle Areopagiten die drei ersten Maurergrade erhalten sollten. 1780 ward Knigge gewonnen. Dieser, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden für alt und ausgebildet haltend, nahm, dem ihm ertheilten Auftrage gemäß, viele vornehme, gelehrte und rechtschaffene Männer zu Minervalen auf und ertheilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als er aber, um sie vollständig zu belehren und zu befriedigen, von Weishaupt nachdrücklich die Darlegung des ganzen Systems forderte, erhielt er von diesem das Geständniß, daß bis jetzt nur die untere Klasse, die Pflanzschule, in einigen katholischen Provinzen errichtet sey, und zugleich die Aufforderung, nach seinen Materialien die höhern Grade auszuarbeiten. Knigge erklärte sich bereit dazu. Bei einer persönlichen Zusammenkunft vereinigte man sich über die Art und Weise, und bevollmächtigte zugleich Knigge, den bevorstehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsbad zu einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Er gewann unter andern Bode, der, nachdem er sich genau von Allem unterrichten und bis zum Illuminatus dirigens hatte befördern lassen, förmlich versprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, demselben die Oberhand in dem neuen Systeme der Freimaurerlogen zu verschaffen u. s. w. Doch ehe noch Bode seine Versprechen erfüllen konnte, eilte der Orden seinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verschiedenen Ansichten geleitet, entzweiten sich, und Ersterer sagte sich endlich am 1. Julius 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in seinem Innern zum Untergange reif, mußte der Orden den äußern Verfolgungen unterliegen. Schon 1783 hatten sich Stürme gegen ihn erhoben und am 24. Juni 1784 erschien ein kurfürstl. baier. Befehl, der alle geheimen Verbrüderungen aufhob. Obwohl die Illuminaten, sowie die Freimaurer, gehorchten, so erschienen dennoch heimliche Denunziationen, zu deren Beweis die Angegriffenen umsonst aufforderten. Ein zweites Verbot erfolgte am 2. März 1785, von Pater Frank und Kreitemeyer nomine Serenissimi erlassen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beispiel des Ungehorsams beweisen zu können, einige der rechtschaffensten Mitglieder des Ordens zu bestrafen. Weishaupt wurde seines Amtes entsetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernst von Gotha Aufnahme. Nun erst wurden die aus dem Orden getretenen Utschneider, Cossandey und Grünberger, die schon lange die heimlichen Angeber gewesen, vor eine geheime Commission gerufen, um Alles, was sie vom Orden wüßten, schriftlich anzuzeigen und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitemeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin versprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgesetzt,

verwiesen, eingesperrt. Bei dem Prozesse ging man jedoch mit Schonung und billiger Rücksicht auf die Verhältnisse der Personen zu Werke. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufhebung dieses Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber nicht die Art, wie man dabei verfuhr. Was von dem Einflusse der Illuminaten auf die französische Revolution gesagt worden ist, sind leere Träumereien.

Weisheit (Sapientia), eine Idee von der nothwendigen Einheit aller möglichen Zwecke. Sie ist eine Idee, d. h. ein nothwendiger Vernunftbegriff, dem kein congruirender Gegenstand in den Sinnen gegeben werden kann. Aber sie ist eine Idee der praktischen Vernunft, d. i. eine solche, die jederzeit wirklich, obzwar nur zum Theil, in concreto gegeben werden kann. Eine solche praktische Idee ist sogar die unentbehrliche Bedingung jedes praktischen Gebrauchs der Vernunft; obwohl ihre Ausübung jederzeit begrenzt und mangelhaft ist, aber unter nicht bestimmbaren Grenzen, also jederzeit unter dem Einflusse des Begriffs einer absoluten Vollständigkeit. Da nun die reine Vernunft sogar in einer solchen Idee Causalität hat, Das wirklich hervorzubringen, was diese Idee enthält, so ist es nichts Geringschätziges, daß die Weisheit eine Idee ist. Die Weisheit kann nun theoretisch oder praktisch betrachtet werden. In theoretischer Rücksicht ist sie die Erkenntniß des höchsten Guts; in praktischer, die Angemessenheit des Willens zum höchsten Gut. Alle mögliche Zwecke vereinigen sich nämlich in der Idee vom Endzweck. Dieser gibt also allen Zwecken nothwendige Einheit. Der Endzweck aller Zwecke ist aber das höchste Gut, welches als Endzweck der theoretischen Vernunft vollkommen erkannt, und als Endzweck der praktischen Vernunft vollkommen gewollt wird; eine Vernunft also, welche diese Erkenntniß und diesen Willen hat, besitzt die Eigenschaft der Weisheit. Diese Weisheit wohnt allein bei Gott; und ihrer Idee nur nicht sichtbarlich entgegen zu handeln, ist Das, was man etwa menschliche Weisheit nennen könnte. Wir sehen hieraus, daß die Tugend die eigentliche, nämlich praktische Weisheit genannt werden kann; denn diese praktische Weisheit macht, daß derjenige Mensch, welcher ihr nachtrachtet, den Endzweck des Daseyns der Menschen zum Endzweck seines Willens macht. Die Vernunft, welche lehrt, das Moralischgesetzwidrige auszurotten, noch mehr aber wenn sie es auch ins Werk richtet, verdient allein den Namen der menschlichen Weisheit. Zur theoretischen Weisheit gehört Einfalt, im Gegensatz der Künstelei, diese Einfalt, von der man sagt: vollkommene Kunst wird wieder zur Natur; und zu der man nur spät gelangt. Diese Einfalt ist ein Vermögen, durch Ersparung der Mittel, d. i. ohne Umschweif, zu eben demselben Zweck zu gelangen. Der diese Gabe hat, der Weise, ist, bei seiner Einfalt, gar nicht einfältig, d. i. kein solcher, welchem man nichts beibringen kann, oder der zum Lernen unfähig ist. Es gibt dreierlei Arten von Lehrern, die alle zu unserer Vollkommenheit beitragen; der Eine macht uns geschickt, der Andere klug, der Dritte weise. Die letzte Stufe, die Weisheit, ist gewiß die vollkommenste, wird aber nie erreicht. Die Geschicklichkeit ist auf Sachen, die Klugheit auf Menschen, die Weisheit auf die Moralität gerichtet.

Weissagungen oder auch Prophezeiungen sind deutliche, bestimmte, keinen Doppelsinn darbietende Vorherverkündigungen von Begebenheiten, die vorherzusehen, auch dem schärfsten Witze und dem entwickeltsten Verstande des Menschen unmöglich und die später durch keine Anstalten, durch welche die Weissagung wissentlich wahrgemacht werden sollte, herbeigeführt werden. Daß sie keinen Doppelsinn besitzen dürfen, unterscheidet sie von den Sprüchen der alten Orakel; denn diese waren immer zweideutig. Im hohen Alterthum standen die Weissagungen in großem Ansehen; fast jeder Religionsstifter bediente sich ihrer, um seinen göttlichen Beruf darzu-

thun; aber die Meisten besitzen den Charakter der wahren Weissagungen nicht. Am wichtigsten für uns Christen sind die Prophezeiungen der heil. Schrift und besonders des alten Testaments, weil wir in ihnen einen Beweisgrund unserer offenbarten Religion erkennen. Ihr Verständniß und ihre Deutung haben allerdings ihre Schwierigkeiten; denn die Prophetensprache ist sehr bilderreich, die orientalischen Sprachen lieben überhaupt bildliche Ausdrücke, und schon darum darf man sich nicht wundern, daß sie auch bei den Propheten angetroffen werden, besonders, weil sie eben dadurch einen desto stärkern Eindruck auf die Gemüther zu machen suchten. In diesen Fällen muß man das Bild von dem vorgebildeten Gegenstande wohl unterscheiden, wenn man nicht in Irrthümer verfallen will. Darunter kommen oft solche Bilder vor, welche uns nach unserem, von dem orientalischen sehr verschiedenen Geschmacke sonderbar scheinen. So z. B. vergleichen sie Könige und Fürsten mit Sonne und Mond, und die Vornehmen der Nation mit Sternen. Den Fall des Staats, des Königs und der Großen künden sie durch das Bild einer Sonn- und Mondsinsterniß an. Man muß also mit der Vorstellung der Orientaler und mit dem Geiste ihrer Sprache bekannt seyn, um sie recht zu verstehen. Was die Prophezeiungen des alten Testaments vor andern auszeichnet, ist: sie stehen miteinander in einer genauen Verbindung, sie machen ein großes, vielumfassendes Ganze aus; sie unterstützen einander, und erhalten eben dadurch mehr Bestimmtheit und Deutlichkeit; sie arbeiten alle zu dem gleichen gotteswürdigen Zwecke hin, auf die Veredelung der Menschen; die Fundamental-Lehren, den Glauben an den einigen Gott, als allmächtigen Schöpfer des Universums und als moralischen Weltregenten, zu erhalten, und die Menschen auf die große Restaurationsepoche vorzubereiten. Dadurch unterscheiden sich die Weissagungen der Hebräer wesentlich von allen heidnischen Orakeln; bald hat man für ihr Gegebenseyn keine historische Gewißheit, bald sind sie unbestimmt, dunkel und zweideutig, daß man daraus machen konnte, was man wollte, daß sie eintrafen, was auch immer geschehen möchte; sie hangen untereinander gar nicht zusammen; sind lauter abgerissene Stücke ohne allen der Vernunft genug thuenden und Gottes würdigen Zweck. Es kann zwar nicht geleugnet werden, daß auch unter den hebräischen Weissagungen einige vorkommen, welche für uns dunkel sind, theils, weil wir den Geist der Sprache so vollkommen nicht mehr kennen, theils weil uns die Geschichte ihre Erfüllung nicht immer umständlich genug ausgezeichnet hat. Dagegen aber ist es unleugbar, daß die meisten so bestimmt und deutlich sind, daß man ihren Sinn, besonders wenn man sie mit der Geschichte vergleicht, unmöglich verkennen kann, wenn man nicht durch willkürliche und gezwungene Interpretationen Dunkelheiten und Verwirrungen muthwillig hineinlegt. Die Weissagungen des alten Bundes haben eigentlich zwei Hauptobjekte; sie betreffen entweder die Schicksale des Volkes, oder den künftigen Messias. Aber von beiden Klassen ist es wahr, daß sie miteinander in Verbindung stehen. Die ersten und ältesten sind nur einige Hauptzüge von der spätern Zukunft, welche aber auch durch die darauf folgenden immer näher bestimmt, durch Hinzusetzung neuer Züge mehr vereinzelnet werden. Am meisten muß der Zusammenhang der Weissagungen bei den messianischen beobachtet werden. Gott muß als ein moralischer Weltbeherrscher alle Begebenheiten zu moralischen Zwecken leiten. Wenn nun die Sittlichkeit in der gegenwärtigen Lage des menschlichen Geschlechtes, wie Frint dieß bewiesen hat, ohne eine höhere Offenbarung, ohne einen Wiederhersteller der verdorbenen Menschennatur nicht erreicht werden konnte; so mußten alle vorhergehenden Begebenheiten, Voranstalten, Vorbereitungen zu dieser merkwürdigen Erscheinung seyn; die Menschen mußten schon vorhinein auf den großen Mann, welcher dieses wichtige Geschäfte ausführen sollte, aufmerksam gemacht werden, damit sie

ihn bei seiner Ankunft desto gewisser erkennen konnten; sein Bild mußte durch die Weissagungen vorhinein so deutlich entworfen werden, daß man sich bei seiner Ankunft an seiner Person nicht irren konnte, wenn man anders unbefangen sehen und die Wahrheit erkennen wollte; denn von einer abgenöthigten Anerkennung kann doch wohl keine Rede seyn. Da in der Welt Alles stufenweise geht, so läßt sich schon vorhinein erwarten, daß die Vorsehung auch die nämliche Regel werde beobachtet, und das ganze Bild des Messias nur allmälig entworfen haben. Das war einerseits der menschlichen Empfänglichkeit angemessen, weil ein Zug immer die Vorbereitung und der Grund des folgenden war; und andrerseits wurde bei dieser stufenweisen Entwickelung die frohe Erwartung auf den Messias immer lebendig erhalten. Daraus ergibt sich nun die natürliche Folge, daß man die Weissagungen, besonders die sich auf den Messias beziehen, nicht einzeln betrachten, nicht aus ihrem Zusammenhange reißen dürfe, weil sie sonst ihre Bestimmtheit verlieren, Das nicht mehr leisten können, was sie ihrem Zwecke nach leisten sollen, und in ihrem Zusammenhange auch wirklich leisten. Die ersten Weissagungen von dem Messias konnten nur allgemein unbestimmt, und eben darum nur dunkel seyn, gerade so, wie die ersten Züge an einem Gemälde, aus welchem sich wohl im Allgemeinen sagen läßt, daß ein Kopf daraus werden soll, aber noch nicht, wessen Porträt es werden wird. Indessen sind noch diese ersten Züge des Gemäldes, weil sie doch keine Bestimmtheit haben, gar nicht überflüssig, sie sind die Grundlage der übrigen, durch welche ihre Bedeutung immer näher bestimmt wird; bei seiner Vollendung ist das Gemälde so vereinzelt, daß es gerade nur das Gesicht dieses bestimmten Menschen vorstellt, welches vorgestellt werden soll. S. Wahrsagungen.

Weisse (Christian Felix), ein schätzbarer deutscher Schriftsteller, geb. am 28. Jan. 1726 zu Annaberg im sächs. Erzgebirge, wo sein Vater Schulrektor war, aber 1728 dem Rufe als Gymnasialdirektor nach Altenburg folgte. Hier erhielt der junge Weisse seine erste Bildung, bezog dann 1745 die Hochschule zu Leipzig, wo er die humanistischen Wissenschaften studirte und sich besonders an J. H. Schlegel und Lessing anschloß. Seine Verbindung mit dem Letztern trug viel dazu bei, daß er sich weder der schweizerischen noch der Gottsched'schen Schule ergab. Sein Talent zur dramatischen Poesie entwickelte sich schnell, ohne eigentlich sehr hervorragend zu seyn. Sein Lustspiel: Der Leichtgläubige, ward von der Neuber'schen Schauspielergesellschaft auf die Bühne gebracht. Auch der nähere Umgang mit dem berühmten Schauspieler Eckhof, seine Verbindung mit Rabener, Gellert, v. Cronegk (welcher Letztere ihn mit Uz bekannt machte) wurde bald für ihn sehr gewinnreich. 1758 ging Weisse mit einem jungen Grafen, bei dem er eine Hofmeisterstelle übernommen hatte, nach Paris, lebte dann, mancherlei literarischen Arbeiten obliegend, bei einem andern jungen Grafen zu Burgscheidungen in Thüringen, hielt sich dann in Berlin auf, und wurde 1761 Kreissteuereinnehmer zu Leipzig, welches Amt er bis an seinen Tod (16. Dez. 1804) verwaltete. Weisse hob zuerst mit Lessing, dem er freilich an Genie nachstand, das deutsche Theater aus seiner schmachvollen Niedrigkeit empor. Die Lustspiele unseres Dichters zeichneten sich für die damalige Zeit ungemein aus. Mehr Originalität herrscht in seinen komischen Opern, die mit Hillers Musik den Deutschen einen neuen überraschenden Genuß gewährten; wir nennen: Lotchen am Hofe, nach dem Französischen; die Liebe auf dem Lande; der Dorfbarbier; die Jagd; der lustige Schuster; der Erntekranz. Viele Arien und Romanzen aus diesen Opern wurden schnell allbeliebte Volkslieder. Unter seinen Trauerspielen fand insonderheit sein Richard III. gerechte Anerkennung; ebenso sein Romeo und Julie. Die sehr singbaren Scherzhafte Lieder (1758), sowie seine Amazonenlieder (eine glückliche

Nachbildung der Gleim'schen Kriegslieder) 1761, sind nicht ohne poetischen Werth und wurden gleichfalls bald überall beliebt. Einen bedeutenden Einfluß übte er auf die deutsche Literatur durch die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, die er anfangs mit Nicolai, dann allein herausgab (63 Bde.). Ein hohes Verdienst erwarb sich Weisse noch als Kinderschriftsteller durch seine Kinderlieder und seinen Kinderfreund, der eine liberalere Erziehungsart einführte und ungemein viel Gutes wirkte. Dem Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes ist auch ein ästhetisches Verdienst nicht abzusprechen. Als Mensch verdiente Weisse, seines trefflichen Charakters wegen, in jeder Rücksicht die Achtung, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurde. Seine Selbstbiographie ward von S. F. Frisch und C. E. Weisse, Lpz. 1806, herausgegeben. Die Sekularfeier seines Geburtstages fand 1826 zu Annaberg statt, wozu A. Mahlmann ein Festspiel (Lpz. 1826) dichtete. Auch wurde durch Sammlungen eine Schule für arme Kinder in Annaberg u. d. N. der Weissensstiftung errichtet.

Weißes Meer, ein großer Busen des Eismeeres zwischen der Halbinsel Kanin und der Küste von Lappland, der sich nach Süden bis fast zum 64° N. Br. herabzieht, und seinen Namen davon hat, daß er einen großen Theil des Jahres über zugefroren und mit Schnee bedeckt ist. Schifffahrt auf ihm findet nur von der Mitte des Maies bis Ende des Septembers statt. Die Küste ist sehr unregelmäßig, von vielen Felsen und kleinen Inseln umgeben, und läßt gegen 30 Flüsse den Ausgang finden, wovon der Dwina-, Onega-, Mezenfluß die größten sind. Der letztere bildet in der Mündung eine Bai, an der eine Stadt gleiches Namens liegt. Die Dwina geht in zwei Armen ins Meer, die von einer Insel getrennt werden. An ihr liegt das 1584 gegründete wichtige Archangel (s. d.), der Hauptstapelplatz jener Gegend. Unter den Inseln des weißen Meeres ist die Solowki-Insel im Onegabusen die größte. Zwei Kanäle, die die Dwina mit der Wolga und dem Dnieper verbinden, lassen aus dem weißen Meere unmittelbar ins kaspische und schwarze Meer schiffen.

Weite, Abstand, Entfernung, der Sonne und Planeten wird durch ihre Parallaxe (s. d.) gefunden. In Rücksicht auf die Planeten sind ihre wirklichen Entfernungen nach der Keppler'schen Theorie berechnet worden, und zwar nach dem Abstande der Erde von der Sonne, welcher beim Durchgange der Venus durch die Sonne gefunden wurde. — In der Optik heißt die scheinbare Entfernung eines Gegenstandes die, welche wir annehmen, wenn wir ihn von weitem betrachten. Sie unterscheidet sich gewöhnlich sehr von der wahren Entfernung, weil wir gewohnt sind zu denken, daß alle entfernte Gegenstände, deren Theile wir nicht mehr zu unterscheiden vermögen und die auch keinen andern sichtbaren Gegenstand ihrer Nähe haben, alle gleichweit von uns abstehen, obgleich der eine vielleicht mehrere Millionen Meilen näher ist als der andere, wie das mit Sonne und Mond sich wirklich verhält. — Auch in der Perspektive finden wir eine Distanze oder Entfernungslinie und Entfernungspunkte. Und zwar ist die Entfernungslinie dort diejenige, welche vom Auge nach dem Haupt- oder Augenpunkt gezogen wird. Die Distanzpunkte liegen in der Horizontallinie des Hauptpunktes rechts oder links von diesem.

Weitsichtigkeit, Presbyopie, eine Krankheit der Augen, die man am häufigsten bei ältern Menschen trifft; daher auch ihr griech. Name. Sie besteht darin, daß der Weitsichtige kleine Gegenstände nur in einem sehr hellen Lichte und in einer größern Entfernung, als es bei einem gesunden Auge der Fall ist, sehen kann. Die Presbyopie ist das entgegengesetzte Leiden der Myopie (s. d.). Bei dieser fällt der Fokus oder die Spitze des Lichtstrahlenkegels, der sich von den sichtbaren Gegenständen verbreitet, vor,

bei jenen hinter der Retina, der Netzhaut. Die Ursache der Krankheit liegt in einer zu geringen Convexität der Vorderhaut oder der Linse, oder in einer Verminderung der Flüssigkeiten des Auges, besonders des Glaskörpers, wodurch die Linse der Netzhaut zu nahe kommt, oder in einer Verminderung der lichtbrechenden Kraft der flüssigen Theile des Auges. Die Krankheit ist meist für die Kunst unheilbar, doch beseitigt sie manchmal die Natur, sodaß Menschen, welche früher weitsichtig waren, in spätern Jahren davon befreit werden. Den Nachtheil der Presbyopie wird durch convex geschiffene Gläser gehoben. Bei ihrem Gebrauche muß man aber die Regel beobachten, daß man mit den weniger scharfen beginnt und von einer schwächern zu einer höhern Nummer nicht eher übergeht, als bis es unumgänglich nothwendig ist.

Welfen oder Guelfen war der Name eines berühmten Fürstenhauses, das, im 11. Jahrh. aus Italien (Otto von Freisingen setzt ihre ältesten Besitzungen zwischen den Brenner und den St. Gotthard) nach Deutschland verpflanzt, eine Zeitlang über verschiedene der schönsten deutschen Provinzen herrschte, und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der königl. und herzogl., noch fortblüht. Nach des Geh. = Justizraths Eichhorn Urgeschichte des Hauses der Welfen tritt dasselbe erst mit dem 9. Jahrh. in der letzte Periode Karls d. Gr. in das volle Licht der Geschichte. Das Andenken an diesen alten berühmten Namen ist durch die Stiftung des hanöver. Guelphenordens (s. Hanover) erneuert worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mächtige Partei, die sich in Deutschland und späterhin vorzüglich in Italien den Unternehmungen der Kaiser und den Anhängern derselben, den Gibellinen, widersetzte. (Vergl. Friedr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Lpz. 1823). — Die Familie der Welfen besaß, in zwei Linien getheilt, im 11. Jahrh. ansehnliche Güter im südlichen Deutschland. Azzo, aus dem Hause Este in Italien, Herr von Mailand, Genua und andern Städten der Lombardei (st. 1097), erhielt einen Theil dieser Güter durch seine Heirath mit der welfischen Erbtochter Kunegonde. Sein Sohn Welf (Guelph) I. (st. 1101) wurde Herzog in Baiern und erbte die Güter der andern welfischen Linie. Welf's erster Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in Baiern, erhielt durch seine Gemahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachsen, die demselben in Sachsen eigenthümlich gehörenden billungischen Güter. Heinrich der Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog in Baiern, war einer der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten, und erhielt von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Lothar (1137), auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothar's Tode wollte Heinrich dem von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) die Krone streitig machen; ward aber in die Acht erklärt, und der größte Theil seiner Güter ihm entzogen. Nach seinem Tode (1139) erhielt sein Sohn, Heinrich der Löwe (s. d.), nur das Herzogthum Sachsen und seine Erbgüter in diesem Lande; die baierschen Erblehen erhielt sein Oheim Welf. Als zwischen diesem und des Kaisers Konrad Bruder, Friedrich (1140), der Krieg ausbrach, wurden in der Schlacht bei Weinsberg die Namen Welf und Waiblingen die Losung, wodurch sich beide Parteien von einander unterschieden. — Waiblingen, im jetzigen Königreich Würtemberg, war ein Erbgut der Familie Hohenstaufen, und die Italiener änderten nachher, um sich die Aussprache zu erleichtern, den Namen Waiblinger in Gibellinen. — Der Streit, den anfangs nur die beiden Familien mit einander geführt hatten, verbreitete sich in der Folge weiter, blieb nicht Familiensache, sondern wurde der Brennstoff zu den hartnäckigsten Kämpfen gegen einander erbitterter politischen Parteien. Die Päpste, welche die

Oberherrschaft über die Kaiser zu erringen suchten, und die seit dem Anfange des 12. Jahrh. nach Freiheit und Selbstständigkeit emporstrebenden Städte Italiens bildeten die Partei der Welfen (Guelphen); alle Die, welche es mit der Partei des Kaisers hielten, hießen Gibellinen. Fast 300 Jahre hindurch ward der Kampf der Parteien mit der größten Heftigkeit und Erbitterung fortgesetzt. Friedrich I. von Hohenstaufen (genannt Rothbart) zog sechs Mal über die Alpen, um sein Königthum in Italien gegen den Republikanismus der lombardischen Städte zu behaupten. Für Pavia's Partei, als die schwächere, kämpfend, verheerte er 1154 das Mailändische, zerstörte Tortona und ließ sich in Pavia und Rom krönen. 1158 bezwang er Mailand, schleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo er die kaiserl. Rechte im Sinne des justinian. Codex ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) setzte und einen Landfrieden verkündete. Als seine Härte eine neue Empörung erregt hatte, verbrannte er Cremona (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einw. daraus und schleifte die Festungswerke (1162). Aber nur die Furcht vor seinen Waffen hielt seine Macht aufrecht. Als der Kaiser 1163 ohne Heer nach Italien kam, schlossen die Städte einen Verein für die Freiheit, der sich zum lombardischen Bunde bildete. Dieser Bund stellte Mailand her und baute, gegen das gibellinische Pavia, eine neue Stadt, dem Papste zu Ehren Alessandria genannt. Weder Friedrichs Statthalter, Christian, Erzbischof von Mainz, noch er selbst konnten gegen den Bund etwas ausrichten, jener scheiterte vor Ankona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibellinischen Toskana; der Kaiser mit den Deutschen vor Alessandria (1175), ja, er ward von Mailand bei Lognane aufs Haupt geschlagen (1176). Da schloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenstillstand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der diesen die Freiheit sicherte, zu Konstanz (1183). Die Republiken behielten die Vögte, fremde Edelleute, nun von ihnen selbst zu Richtern und Feldherren gewählt. Alle sollten wie vorher den Vasallen- und Unterthaneneid dem Kaiser leisten. Anstatt aber ihren Bund zu einer steten Eidgenossenschaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befestigen, zerfielen sie bald in neue Parteiungen, als die Plane der Hohenstaufen auf Siciliens Thronfolge Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lombardei abzogen. Berühmt ist in einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein fast aller lombardischen Städte die Niederlage, die sie dieser überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herrn da Romano und die Markgrafen v. Este als Häupter, jene der Gibellinen, diese der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Gegend umher neu zu begründen und die Ansprüche auf Karl d. Gr. und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; auch zog er fast ganz Toskana zur Guelfenpartei (1197), nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaiserkrone auf das hohenstaufensche Haus in der Person Friedrichs II. die alten Verhältnisse wieder her (1212). In Florenz gab dieser politische Parteigeist den Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entstanden, Vorwand und Nahrung (1215), und so theilten sich nun fast alle Städte auch im Innern in Guelfen und Gibellinen. Die guelfischen Städte der Lombardei erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Gegen diese Bürgerkriege erhob sich damals der Dominikaner Johann von

Vicenza, ein hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Versammlung von Paquara (1233) schien seine Bemühungen zu krönen; aber das Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza stürzte ihn. Als der Kaiser von seinem Kreuzzuge zurückgekehrt war (1230), führte er den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannstrahls nicht achtend, mit abwechselndem Glücke, während Ezelin da Romano, unter dem Vorwande des Gibellinismus, durch Gewaltthaten aller Art die eigne Herrschaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpstl. Hof wußte damals die pisanische Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu seinen Vasallen zu machen, unter heftigem Widerspruch dieser, und besonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Pisa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti) Dennoch verheirathete Friedrich seinen Bastard Enzius mit einer Visconti und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan Gregors IX., Friedrich abzusetzen, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245); dieß schwächte gänzlich die Gibellinenpartei, welche durch die Ränke der Bettelorden schon sehr untergraben war. Das treue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) hatte nur eine zweijährige, und ein neuer, nach der Schlacht von Monte Aperto (1260), nur eine sechsjährige Dauer; die Bologneser zwangen alle Städte Italiens in einen guelfischen Bund und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Bastard Enzius gefangen, den sie nie wieder freigaben. Nur in der trevisanischen Mark hatte der gibellinische Name durch den Schrecken Ezelin's die Oberhand, bis er in einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano in der Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardei seine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben sich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die Republik Toskana blieben frei. Seit Karl I. von Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, Senator von Rom, päpstl. Vicarius in Toskana, auf Italiens Königskrone seinen Ehrgeiz richtete (eine Politik, der seine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Zu diesen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen fast überall die des letztern siegte. Die redlichen Bemühungen des edlen Gregors X. (st. 1271), Frieden zu stiften, waren vergeblich; wirksamer die Nicolaus III., der Karls Uebermacht fürchtete; aber Martin IV. (1280), diesem knechtig ergeben, verdarb Alles wieder und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein andres Interesse trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueser halfen dem Michael Paläologus (1261) Konstantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chio; bei Meloria vernichteten sie (1284) die Seemacht der Pisaner und vollendeten ihre Meeresherrschaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete seine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute (1282) und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toskana die Guelfen selbst in zwei Faktionen, die schwarzen und die weißen (1300). Diese wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. fast überall vertrieben, und verbanden sich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardei schien die ersterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern: auf einmal erhob sich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, in den meisten Städten das Volk und verjagte sie (1202—6), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand

verdrängt hatten. Heinrich VII. (vergleiche den besondern Artikel), der erste Kaiser, der nach 60 J. wieder (1310) in Italien erschien, führte die Fürsten in ihre Städte zurück, und fand bei seinen Forderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung im Reiche, überall Gehorsam. Nur Florenz übernahm jetzt die, zwei Jahrhunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf fünf Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Beschützer, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibellinische Pisa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach seiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrschte, einen andern in Castruccio Castracani (1316); Padua fiel (1318) dem Hause Carrara; Alessandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand; Mantua, seit 1275 von den Bonacossi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1273 die Polenta. In den übrigen Städten war dieselbe Tyrannei, aber doch häufig von Geschlecht zu Geschlechte wechselnd, und desto drükkender. Die kleinen Fürsten, besonders della Scala, Matteo, Visconti, Castruccio, hielten den Vergrößrungsabsichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage; doch erwarb dieser seinem Sohne, Karl von Calabrien, die Herrschaft von Florenz und Siena, die er bis zu seinem Tode behielt (1328). Ludwig der Baier, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte selbst zu thun mit den Gibellinen, die er durch seine Unbeständigkeit und Treulosigkeit von sich entfrembete, sowie andrerseits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen so abkühlte, daß die beide Parteien, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend, sich einander mehr näherten. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen seyn, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner sich ihm entgegengestellt. Bei seinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden sie sich mit Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und seinen Bundesgenossen, den päpstl. Legaten Bertrand von Poiet, der sich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturze Beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrschen anfingen, begann Mastino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardei und von Lucca, die Freiheit der Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherheit und Freiheit. Als der bedrängte Mastina den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die Pisaner und eroberten es für sich (1342). Da wählten jene einen Diktator, Walther v. Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte Cola Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen. Nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten, Cardinal Albornoz, zurückgekehrt (1354), herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstande ermordet ward. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle die Familien, und gaben sich in Simon Boccanigra den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räthe des Generalkapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Parteien, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, diese verjagten (1348). Johann Visconti, Erzbischof

und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anschlägen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft nicht durch Karls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstl. Legaten so wirksam gestört als durch der Republiken, besonders der Florentiner, Weisheit und Unerschrockenheit. Karl erschien 1355, stürzte in Pisa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti, in Siena die Herrschaft der Neun, an deren Stelle der Zwölf trat, unterwarf sich augenblicklich ganz Toskana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. 1363 richtete er gegen die Visconti nur wenig aus, befreite Lucca von der pisanischen Herrschaft und stürzte in Siena die Zwölf wieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisas und Sienas Freiheit an dem tapfern Freiheitssinn der Bürger. Dem Papst Innocenz VI. gelang es durch den Cardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenstaat zu erobern (1354—60); aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs äußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberte Städte wieder ab. Die Grausamkeiten des Cardinals Robert von Genf (nachher Clemens VII.) und seiner Bande bretagnischer Söldner konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder vielmehr die Herrschaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indeß beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem Joh. Visconti (1353), und Bologna erkaufte dieser von den Pepoli (1350), aber seine Unternehmung auf Toskana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten toskanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardei. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpstl. Legaten (1375). In Florenz spalteten sich die Guelfen in die Parteien der Ricci und der Albizzi; den dadurch veranlaßten Tumult der Ciompi (1378) wußte der von ihnen selbst zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando so mannhaft als uneigennützig zu stillen. Als die Venetianer, von Carrara durch ihre Unterstützung der Genueser im Kriege zu Chiozza (1379) gereizt, ruhig zusahen, wie Joh. Galeazzo Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 und 1388), stand Florenz allein mit den unglücklichen Fürsten. Franz Carrara bemächtigte sich Paduas wieder (1390), und behauptete sich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz verändernd, aus Gegnern der viscontischen Eroberungsabsichten ihre Nebenbuhler wurden. Joh. Galeazzo erwarb vom Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard v. Appiano (der sich nur das Fürstenthum Piombino vorbehielt) Pisa (das aber sein Bastard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf sich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), sodaß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Sein gelegener Tod (1402) schaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit seiner Söhne ging ein großer Theil seiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benuzzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte, 1409 dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Aber diese Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle seine Staaten der Lombardei wieder erobert (1416—20); auch Genua, das abwechselnd bald in sogenannter Freiheit stürmischen Parteifehden (der Fregosi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frank-

reich (1396), bald dem Markgrafen v. Montferrat (1411) unterthänig gewesen war, unterwarf sich ihm (1421). Da verband sich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, sich zum Herrn dieser Stadt und von ganz Umbrien, ja selbst auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416). In Siena gelangten (1430) die Petrucci zur festen Herrschaft. Seitdem erloschen allmählig jene Parteien.

Wellen, s. Meer.

Welser, eine alte, ehemals sehr berühmte, nun ausgestorbene Patrizierfamilie zu Augsburg, von welcher mehrere Mitglieder sich in hohen geistlichen Stellen, als Gelehrte, als Krieger und als Kaufleute ausgezeichnet haben. Sie gehören wie die Fugger in die Klasse der merkwürdigsten alten deutschen Familien. Die Genealogisten haben den Ursprung des welserischen Geschlechtes in recht ausführlichen Stammbäumen hinaufgesponnen bis auf Kaiser Justinians großen Feldherren Belisar. Seine Nachkommen, durch Heirath gesippt mit dem Kaiser Anastasius, dem pompejiischen, colonnaischen und ursinischen Geschlecht, flohen in's Walliser Land. Dort soll sich, als sie wieder hinweg zogen nach Augsburg ihr nachheriger Name Welser aus Walliser entwickelt haben. Doch alles Dieß sind nur genealogische und etymologische Träume. Unter dem Kaiser Otto I. findet sich ein Julius Welser, der wegen seiner im Kriege gegen die Hungarn geleisteten Dienste (959) vom Kaiser zum Ritter geschlagen wurde. Sein Sohn Oktavian ließ sich in Augsburg nieder und von ihm stammte das dasige Patriziergeschlecht ab. Seine Nachkommen bekleideten immer angesehene Stellen im Rathe dieser Stadt. In der schreckensvollen blutbefleckten Zeit der Händel zwischen Kaiser und Papst war ein Oktavian Welser Hauptmann von Augsburg. 1196 und 1211 unter den beiden Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. waren Bartholomäus Welser und Konrad, sein Sohn, Bürgermeister zu Augsburg und ihr Geschlecht schon eins den mächtigsten und reichsten daselbst. Ein Julius Welser, des deutschen Hauses und Spitals Bruder und Ritter, hatte im heiligen Lande unter Friedrich II. wetteifernd mit den Templern und als Komthur zu Elbing wider die heidnischen Preußen Wunder des Glaubensmuths gewirkt. Er fiel 1278 in der Entscheidungsschlacht im Marchfeld, wo Ottokar gegen Rudolph v. Habsburg Sieg und Leben verlor. Johann Bartholomäus Welser war Domherr zu Strasburg und Ludwig des Baiern Geh. Rath und Beichtvater. Als seit den Entdeckungen der Portugiesen, des Nürnbergers Behaim der begeisterte Thateifer des Ritterthumes sich ganz darauf umwendete, Länder zu entdecken und zu ergründen, woher denn die Neger ihr Gold und Elfenbein, Venedig und Genua den unglaublichen Reichthum nähmen, folgten auch die Welser dieser Richtung. Bald wehten die Flaggen ihrer Schiffe auf der Ost- und Nordsee, auf dem mittelländischen und adriatischen, auf dem Weltmeer bis in beide Indien. Ihnen und den Fuggern (s. d.) waren die reichen Erzadern Tirols und Ungarns verpachtet. Bartholomäus Welser, Vater von 13 hoffnungsvollen Kindern, Karls V. Geh. Rath, schoß diesem Monarchen, die für einen Privatmann ungeheuere Summe von 12 Tonnen Goldes vor! er rüstete 8 bewaffnete Schiffe aus, mit welchen er 1528 das reiche Venezuela in Südamerika eroberte, zu einer welserischen Colonie machte und durch welserische Gouverneurs von seinem Comptoire beherrschen ließ, bis nach Karls Tode 1557 Ränke jeder Art Venezuela unmittelbar mit der Krone Philipps II. vereinigten. Des Bartholomäus Welsers Nichte, Tochter seines Bruders Franz Anton und der Freiin Anna Adlerin von Zinnenberg, war die berühmte

Philippine Welser (geb. 1530). Sie hatte von ihrer klugen Mutter eine vortreffliche Erziehung erhalten. Ihr Liebreiz, gebildeter Geist, hohe Anmuth und Milde bezauberte alle Zeitgenossen: eine hohe junonische Gestalt mit großen herrlichen blauen Augen, üppigem blonden Haar und einer blendenden Weiße, daß unter dem tiroler Landvolk noch heutiges Tages das Sprichwort lebt: „Man habe können den rothen Tirolerwein durch ihren schönen weißen Hals fließen sehen!" Ferdinand, Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., sah sie 1548 bei Gelegenheit des großen Reichstages zu Augsburg und verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sie sich allen Anträgen des feurigen erst 19jährigen Erzherzogs, der für einen der schönsten Jüngling und freudigsten Kampfhelden seiner Zeit galt. Nur in der Ehe ließ sie ihm eine Hoffnung übrig, um zu ihrem Besitz zu gelangen. Ferdinand konnte ohne Philippine nicht mehr leben und war im gleichen Augenblick unerschütterlich dazu entschlossen. Die Einsegnung geschah insgeheim ohne Vorwissen des Vaters und Oheims Karls V. Der Vater wurde, sobald er die Nachricht davon erfuhr, äußerst erzürnt, und der Sohn durfte lange Zeit hindurch vor ihm nicht erscheinen. Auch im Auslande machte diese Mißheirath großes Aufsehen. Das liebende Paar genoß indeß das größte häusliche Glück, und Philippine bezauberte durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte Alle, die sie näher kennen lernten. Auf welche Art Philippine dem Kaiser versöhnt worden, darüber sind die meisten Hausschriftsteller einig: nämlich unerkannt stellte sie sich einst (1558) zu Prag in die Reihe Derer, welchen der milde Kaiser Audienz ertheilte, warf sich in der heftigsten Bewegung zu seinen Füßen und erzählte unter einem Strom von Thränen die Geschichte ihrer Leiden. Ferdinand (wie in seines eigenen Sohnes Seele) auf das Innerste erschüttert durch ihre Klagen, bewegt durch ihre anmuthsvolle Sitte, bezaubert von ihrer zarten Schönheit, hob sie auf, und versprach, als Mann und Herr gar ein ernstliches Wort zu reden mit dem harten Vater, der ihre Liebe störe. — Da gab Philippine sich zu erkennen, und Ferdinand zu Thränen bewegt, versprach, ein Denkmal dieses versöhnenden Augenblicks zu stiften und Alles mild und billig auszugleichen, wenn sich anders Ferdinand und Philippine mit unbedingtem Vertrauen ihm ergeben wollten. Der Kaiser erkannte endlich ihre Ehe (6ten Sept. 1561) für rechtsgültig an. Die Sprößlinge derselben durften sich nur: N. N. von Oestreich nennen. Wenn der östr. Mannsstamm ausstürbe, sollten alle östr. Erblande, Ungarn und Böhmen ausgenommen, an Ferdinands und Philippinens Söhne oder ihre Nachkommen fallen. Als Philippine 1567 mit ihrem Gemahl nach Innsbruck kam, genoß sie zwar alle Vorzüge der wirklichen Gattin des regierenden Erzherzogs, aber erst 1570 erhielt sie den Titel: Durchlauchtige Frau Markgräfin von Burgau ꝛc. Sie ward von den Tirolern wie eine Heilige verehrt. Die glückliche Ehe dauerte 30 Jahre. Philippine starb sanft und mild, wie sie gelebt hatte, bei vollem Bewußtseyn, in Gegenwart ihres geliebten Ferdinand am 24. April 1580 zu Innsbruck. Ihr Grabmal ist in der silbernen Kapelle in der Hofkirche daselbst — ein großer weißer Marmorstein, auf dessen Fläche in Lebensgröße das noch immer liebliche Bild der unerreichten Frau im Sterbekleide liegt. (Vergl. Philippine Welser ꝛc. von Jos. v. Hormayr, im Taschenbuch Urania 1818. Leipzig bei Brockhaus.) Der Erzherzog ehrte das Andenken seiner Gemahlin durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: Divae Philippinae. Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste, Andreas, Cardinal, der zweite, Karl, zeichnete sich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und starb 1618, ohne Erben zu hinterlassen. Im Schlosse zu Schönbrunn wird noch das Bildniß der schönen Philippine gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie Welser nach Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt;

an allen diesen Orten zeichneten sie sich durch Wohlthätigkeit aus. — Marx (Marcus) Welser, Stadtpfleger zu Augsburg, geb. 1558, galt für einen Polyhistor zu seiner Zeit. Er war ein Schüler von Anton Muret, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und stand mit Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Um die Geschichte überhaupt und die seiner Vaterstadt insbesondere hat er sich verdient gemacht; auch machte er zuerst (1591) die sogenannte Peutingersche Charte (s. Peutinger) bekannt.

Welt. Dieses Wort kommt in verschiedenem Sinne vor, 1) im kosmologischen, transscendentalen Sinne ist es das Weltall, d. i. der absolute Inbegriff aller existirenden Dinge. Die Dinge selbst sind die Materie; die Verknüpfung derselben zu einem Ganzen ist die Form der Welt. 2) Im logischen Sinne, als bloß denkbarer Begriff, Inbegriff der Dinge an sich, der Noumenen, wie wir sie uns, ohne Anschauung, durch den reinen Verstand denken, intelligible, Verstandeswelt, mundus noumenon. 3) Im empirischen Sinne, Inbegriff aller Erscheinungen, Sinnenwelt. Nur in diesem Sinne hat der Begriff für uns Realität. Nach andern Philosophen ist Sinnenwelt der Inbegriff der Erscheinungen, insofern sie angeschaut werden; Verstandeswelt, insofern der Zusammenhang derselben nach allgemeinen Gesetzen gedacht wird. Die sphärische Astronomie, welche die Erscheinungen des bestirnten Himmels vorträgt, würde sich mit der Sinnenwelt; die theoretische hingegen, die sie erklärt, mit der Verstandeswelt beschäftigen. Dieses ist aber nur Logomachie. Denn zur Beurtheilung jeder Erscheinung, ob und inwiefern sie Wahrheit hat, gehört ja Verstand. In diesem Sinne kann Verstandes- und Sinnenwelt nicht unterschieden werden. 4) In den Worten Welttheil, Weltkreis, Weltgeschichte, Weltumsegler, alte und neue Welt u. s. w. bedeutet Welt soviel wie unsere Erde oder das sie bewohnende Menschengeschlecht, in welchen Bedeutungen das Wort Welt im gemeinen Leben häufig gebraucht wird. 5) Im biblischen Sinne ist Welt das Zeitalter und der in jedem Zeitalter herrschende verkehrte Geist, unsittliche Denkungsart.

Weltachse, s. Weltaxe.

Weltalter. Wir können das Wort in doppelter Bedeutung nehmen; für das Alter der Erde überhaupt und für die verschiedenen Zeitperioden, welche die Erde und das Menschengeschlecht durchliefen. Im letztern Sinne nahmen es die Griechen. Hesiodos setzt 5 Weltalter fest; das goldene, welches Kronos oder Saturn beherrschte und das Unschuldsalter der Menschen war; das silberne, in dem Ueppigkeit und Gottlosigkeit herrschten; das eherne, wild, kriegerisch war in ihm der Sinn der Menschen; das heroische, in dem unser Geschlecht auch kriegerisch und roh war; doch strebte es in demselben zum Bessern; endlich das eiserne: Gerechtigkeit, Sitte, Treue, Religion und Tugend entwichen aus ihm, und nur Gewalt, Trug, List und Laster geboten. Ovid hat vier Weltalter. — So verschieden die Völker über den Ursprung der Welt und der Erde dachten, gleich verschieden waren ihre Meinungen über das Alter derselben und des Menschengeschlechtes. Mehrere häufen in ihrer Chronologie Jahrtausende auf Jahrtausende, und Einige erheben sogar das Alter des menschlichen Geschlechtes zu einer solchen schwindelnden Höhe, daß man von ihr herunter nicht ohne Mitleid auf das 6000 jährige mosaische Geschlecht, das im Vergleiche mit ihnen nur der Säugling eines Tages ist, sehen kann. Oft liegt ihnen auch einen andern Sinn, als den ihr historisches Gewand anzudeuten scheint, zu Grunde; andere entspringen aus der Geschichtsverwirrung der Nation, die sie hegte, und wieder andere schwollen zu der ungeheuren Zahl von Jahren an, weil der Zeitmesser, mit dem man ursprünglich maß, durch einen viel größern spätern verdrängt wurde; man hielt nun den letztern für das stets im Ge-

brauch gewesene Zeitmaß und dachte nicht daran, die Reihe von Jahrtausenden im Verhältnisse zu diesem zu reduciren Die altägyptische Zeitrechnung leidet an diesem dreifachen Irrthum. Diodor und Varro kommen dahin überein, daß die chronologische Zahlenreihe der ägyptischen Priester nicht aus Sonnen-, sondern Mondjahren, jegliches zu 29 bis 30 Tagen, bestehen. Eine Hauptstütze dieser Chronologie glaubt man in den ungemein langen Verzeichnissen der ägypt. Könige und ihren Dynastien, die uns Herodot, Diodor und Josephus, welcher Bruchstücke aus dem Manetho erhielt, aufbewahrt haben, zu erblicken. Abgesehen davon, daß die Verzeichnisse der beiden Erstern sowohl an Zahl der Namen, an Verschiedenheit derselben und an der Dauer der gesammten Regentenfolge in einem nicht zu lösenden Widerspruche stehen; bezeugen auch die Reste des Manetho, daß Aegypten in den frühern Zeiten unter mehrern gleichzeitigen Herrscher vertheilt war; woraus die wahrscheinliche Vermuthung sich ziehen läßt; daß die Papyrusrolle, welche ägyptische Priester dem Herodot vorwiesen, nicht bloß ein Verzeichniß, wenngleich ein unterbrochenes, der auf einander folgenden, sondern auch die synchronistischen Regenten enthalten habe. Ferner ist es nicht ohne Grund, daß der Zeitraum von 36.525 Jahren, auf den die Priester ihre chronologische Rechnung bestimmten, eine astronomische Deutung zulasse; indem diese Summe aus der Multiplication des Hundsterncyclus und dem Mondcyclus entstanden zu seyn scheint: auch wissen wir, daß die astronomischen Kenntnisse der Aegypter schon eine nicht unbedeutende Stufe erreicht hatten, und ihnen die Wahrheit nicht verborgen war, daß in einer gewissen langen Epoche sich der ganze Thierkreis umwälze. Höchst wahrscheinlich entlieh Plato von den ägyptischen Priestern diese Idee: denn sein großes Jahr stimmt mit jener Zeitrechnung überein, und er sagt ausdrücklich, daß nach Ablauf desselben eine astronomische Revolution eintreten und die Sterne wieder zu einander den Standpunkt einnehmen würden, den sie im Beginne des großen Jahres hatten. Gleiches Bewenden hat es mit der babylonischen Zeitrechnung, die in der außerordentlichen Länge der ägyptischen nichts nachgab. Alexander Polyhistor wies in ihr, wie Diodor in der ägyptischen, denselben Irrthum nach, und zeigte, daß die Periode, welche Saros heißt, nur 3600 Tage und nicht soviel Jahre einschließe. Freigebiger an Zahlen ist aber die sogenannte Chronologie der Brahminen. Sie theilen das Alter der Erde und des Menschengeschlechtes in 4 Zeitläufe, von den 3 verflossen und im 4. wir leben. Sie nennen die Zeiträume Yugs, und der erste, der Sataya-Yug, oder der Zeitlauf der Wahrheit, dauerte 3.200.000 Jahre; das Alter der Menschen stieg in demselben 100.000 Jahre und ihre Körpergröße auf 21 Ellenbogen. Der Treta-Yug, oder der Zeitlauf des Drittheils — in ihm waren die Menschen zum Drittheil verdorben, daher sein Name — dauerte 2.400.000 und der Menschenalter 10.000. Der dritte, Dwapar-Yug — in ihr sank die Hälfte der Menschen in Laster — währte 1.600.000 und das Menschenalter nur 1000 Jahre. Der vierte endlich, Kali-Yug, der vergringerte Zeitlauf, soll 400.000 Jahre dauern, von denen noch keine 6000 verflossen sind; eine Zeitrechnung, die der mosaischen sehr nahe kommt. Vier Yugs bilden einen Kalpa, einen großen Weltzeitlauf. Nach Beendigung eines jeden Kalpa erneuert sich das Weltall zum Sataya-Yug. 71 solchen großen Umkreisungen oder Kalpa's gebietet ein Halbgott oder Menu, und 14 Folgen waltender Menus machen einen Tag im Leben Brahma's, des Sohns des ewigen Gottes Brahm oder Parabrahma, aus. Es ist kaum zu begreifen, wie ein nüchterner Verstand auch nur einen Schein von chronologischer Wahrheit in dieser Zahlenverschwendung habe erblicken können, und wundern muß man sich, daß Keinem der Zweifel auffiel: ob die Zeitrechnung der Brahminen auch wirklich ursprünglich eine Zeitrechnung seyn sollte?

Weltauge, ein halbdurchsichtiger Edelstein, der zu den Onyxen zu gehören scheint; doch sind einige Mineralogen, z. B. Wallerius, der Meinung, daß er unter die Opale gehöre und nur durch Verwitterung die Durchsichtigkeit verloren habe. Er hat sechs bis sieben Ringe oder Cirkel, die man als Planeten, den mittelsten aber als die Sonne gedeutet, und dem Steine deßwegen wahrscheinlich jenen, sonst nicht leicht zu erklärenden Namen gegeben hat. Er wird auch der veränderliche Stein (griechisch: Hydrophan) genannt, weil er außer dem Wasser undurchsichtig ist, in das Wasser gelegt, aber durchsichtig wird und seine Farbe ändert. Er ist ziemlich selten und wird bisweilen theuer bezahlt.

Weltaxe nennt man eine gerade Linie, die man sich zwischen den beiden äußersten stillstehenden Punkten, dem Nord- und Südpol, durch das ganze Weltgebäude denkt und um welche diese sich zu bewegen scheint. Insofern man sich nun diese auch mitten durch die Erde, von einem Erdpol zum andern durchgehend denkt, wird sie die Erdaxe genannt.

Weltbürger (Kosmopolit). Der Mensch wird in beschränkenden Verhältnissen geboren, er ist der Sproß eines engen Familienkreises, ein Glied einer besonderer Nation, ein Bürger eines besondern Staates. An diese Verhältnisse ist er durch besondere Interessen geknüpft; aus ihnen erwächst ihm die Begierde, sie ausschließend und selbst auf Kosten anderer Staaten und geselligen Vereine zu befördern. Wer aber diese engenden Schranken nicht beachtet, und seines Volkes Wohl nicht ausschließend im Auge hält, sondern in seinem Wirken und Handlen das Wohl und die Interessen der ganzen Menschheit zu befördern sucht, ist ein Kosmopolit. Nur die Vernunft und die Tugend vermögen Weltbürger zu schaffen. Die Menschenliebe auf das ganze Menschengeschlecht bezogen, heißt daher Weltbürgersinn (Kosmopolitismus). Dieser besteht in einem unbeschränkten Gemeingeiste oder in dem Bestreben, Vollkommenheit und Glückseligkeit unter den Menschen aller Zeiten und Länder so weit zu verbreiten, als es die beschränkten Kräfte des Einzelnen nur immer gestatten mögen. Der echte Kosmopolit kann und soll daher eben sowohl ein wahrer Patriot, als ein würdiger Hausvater oder überhaupt ein guter Mensch seyn. Wie sehr auch die Menschen durch Abstammung, Sprache, Sitte, Farbe, Wohnsitz, Verfassung, Religion, Kultur und eine unzählbare Menge von andern Umständen und Verhältnissen von einander verschieden seyn mögen — immer sind sie doch Glieder einer und derselben großen Familie, Kinder eines und desselben himmlischen, wenn auch vielleicht nicht irdischen, Vaters. Sie sollen sich also auch als Brüder und Schwestern oder als Verwandte betrachten und behandeln, wenn sie auch weder den Grad ihrer Verwandtschaft bestimmen noch überhaupt historisch nachweisen können, daß sie wirklich durch gemeinschaftliche Abstammung von Einem Menschenpaare miteinander verwandt seyen. Hierin besteht nun eben die allgemeine Menschenliebe, welche aber bloß praktisch ist, weil es nicht möglich, alle Menschen pathologisch zu lieben, da diese Liebe eine persönliche oder individuale Zueignung ist, welche Bekanntschaft mit der Person und ein bestimmtes Verhältniß zu ihr voraussetzt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet bilden auch alle Völker zusammen genommen, Ein Volk und alle Staaten Einen Staat, dessen Gebiet die ganze Erde ist. Diese ist also unser gemeinschaftliches Vaterland, unsere Welt. Jeder Mensch heißt daher ein Bürger dieses großen Staaten-Staates, ein Erden- oder Weltbürger. Weltbürgersinn oder Weltbürgergeist (Kosmopolitismus) ist folglich nichts anderes als ein Gemeingeist, der sich nicht auf Ort und Zeit, auf diese oder jene gesellige Verbindung einzelner Menschen beschränkt, sondern das ganze Menschengeschlecht und auch dieses nicht bloß in der Gegenwart, sondern in seiner ganzen Zukunft befaßt, und sich eben darum auch für dessen

Vergangenheit interessirt. Denn was ist unser Interesse für die Geschichte anders, als Theilnahme an den Schicksalen des großen Ganzen, welches wir unser Geschlecht nennen? — eine Theilnahme, die uns antreibt, nicht bloß in und mit der Gegenwart, sondern auch in und mit der Vergangenheit und Zukunft zu leben und so unser Daseyn idealisch gleichsam rückwärts und vorwärts durch die Unendlichkeit zu verbreiten. Nehmen wir nur das Wort Kosmopolitismus in diesem einzig wahren Sinne, so ist er nicht nur völlig tadellos, sondern auch sittlich nothwendig. Denn es soll Jeder von uns streben, menschliche Vollkommenheit und Glückseligkeit im möglich größten Umfange zu befördern, also nicht bloß in Bezug auf sich und die Seinigen, sondern auch in Bezug auf Die, welche mit ihm dasselbe Dorf, dieselbe Stadt, dieselbe Provinz, dasselbe Land, denselben Welttheil, denselben Weltkörper bewohnen. Jede Grenze, die man hier stecken möchte, wäre doch nur willkürlich. Nur die Grenze kann hier gelten, welche die Natur selbst uns gesetzt hat, indem sie uns gerade diesen Weltkörper als unseren Wohnplatz und Wirkungskreis im großen Weltall anwies. Und ist es etwa nicht möglich, daß der einzelne Mensch ein Wohlthäter seines ganzen Geschlechts werde? Ist nicht Jeder, der eine nützliche Entdeckung oder Erfindung macht und zur allgemeinen Bekanntschaft bringt, ein solcher Wohlthäter? Ist es nicht Jeder, der für Wissenschaft und Kunst, Aufklärung und Bildung, Geschmack und Sitte, Recht und Tugend und Religion sein Leben hindurch wirkt? — Aber leidet nicht der Patriotismus durch den Kosmopolitismus? Mit demselben Rechte könnte man fragen: Leidet nicht der Domesticismus (der häusliche oder Familiensinn) durch den Patriotismus? Der echte Kosmopolit, wie er so eben beschrieben, erfüllt gewissenhaft jede seiner Pflichten in jedem seiner Lebensverhältnisse, und betrachtet sowohl das Haus als den Staat als diejenigen Plätze, von welchen aus er eben zunächst auf das Ganze wirken soll. Er ist also wesentlich verschieden von jenen Egoisten, die sich nirgend fixiren, an nichts anschließen wollen, damit sie, frei von allen geselligen Banden, überall ihrem Vergnügen ungehindert nachgehen können, nach dem Grundsatze: Ubi bene, ibi patria. Ebenso verschieden ist er von jenen Schwärmern, die wie irrende Ritter (à la Don Quixote) in der Welt herumziehen und auf Abenteuer der Wohlthätigkeit ausgehen, eigentlich aber nur ihre eitle Persönlichkeit überall zur Schau herumtragen wollen. Endlich ist er auch wesentlich von jenen Allerweltsfreunden unterschieden, welche Moliere im Sinne hat, wenn er sagt: «L'ami du genre humain n'est point du tout mon fait.» Es sollte nur heißen: L'ami de tout le monde. Denn Freund des Menschengeschlechts ist jeder wahre Menschen- und Gottesfreund, jeder Mensch von sittlich gutem, festem und edlem Charakter. Der Allerweltsfreund aber ist ein charakterloses, selbstgefälliges, wankelmüthiges und nichtswürdiges Ding, daß man ihm viel zu viel Ehre erweist, wenn man ihn einen Menschenfreund nennt. Denn im Grunde meint er es nur mit sich selbst gut.

Weltgebäude, Weltall, Universum. Unter diesen Wörtern verstehen wir in weiterm Sinne den Inbegriff aller Weltkörper in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet. Das unendliche Ganze vermögen wir nicht zu überschauen, selbst die Einbildungskraft ermüdet vor dem Abgrunde der zahllosen Welten. Sogar unser Planetensystem umfaßt einen Raum, der eine Berechnung zu übersteigen scheint. Am meisten verdankt die Kunde unseres Weltsystems dem großen Herschel (s. d.). Es gab ihm den Stoff zu zwei Denkschriften, welche er 1784 und 1785 in den londner Transaktionen bekannt machte, und worin er seine Ansichten oder vielmehr Ahnungen vom unbegrenzten Weltgebäude und vom Verhältniß und Stand unsers eignen Sonnensystems oder der kleinen Sternenfamilie, zu der unsere

Erde gehört, in Rücksicht des Weltganzen enthüllte. Die Milchstraße ist nur der bleiche Lichtschimmer von tausend und Millionen kleinen Lichtpunkten. Diese eng zusammengedrängt scheinenden Lichtpunkte sind eben so viele weit von einander geschiedene Sonnen, welche neben und hinter einander in endlosen Reihen und Ordnungen für uns unentdeckbare Erdenwelten strahlen; unsere eigene Sonne gehört in das System dieser Milch- oder vielmehr Sonnenstraße; aber sie steht darin noch sehr seitwärts, daß ihr die göttliche Ordnung der Sonnenzusammenreihung unklar wird; und sie, unsere Sonne, die mehr als 1.448.000mal größer ist, denn der Erdball, den wir bewohnen, sie ist in diesem aus Milliarden Sonnen gewobenen Lichtgürtel des Himmels einer der kleinsten Lichtpunkte. „Denn ein Fixstern erster Größe", sagt Bode, „dessen scheinbarer Durchmesser nur eine Sekunde beträgt, ist wenigstens 200.000mal weiter von uns entfernt, als die Sonne; folglich müßte demnach sein wahrer Durchmesser oder seine wirkliche Größe die der Sonne um 104mal übertreffen. Unsere Sonne aber, die 1920 Sekunden scheinbaren Durchmessers hat, würde schon als ein Fixstern erster Größe, von einer Sekunde Durchmesser erscheinen, wenn sie nur 1920mal entfernter, als jetzt, von uns stände." Und ferner: Die Bahn der Milchstraße selbst wieder ist der elliptischen Bahn der Planeten ähnlich, als zöge sich dieser Sonnenkranz um ein verborgenes, entfernteres Weltlicht hin. Und die Lichtpunkte in ihr, welche wegen der unendlichen Ferne bewegungslos scheinen, sind ein Getümmel von Welten, die sich in ihren ewigen Ordnungen um sich selbst, um andere größere und mit allen durch die Ewigkeit des uferlosen Alls fortbewegen. Und jene vereinzelten Nebelflecke oder Lichtschimmer, abgesondert von der Milchstraße, der wir angehören, jene mattleuchtenden Stellen, in denen sich auch keine Lichtpünktchen mehr erkennen lassen, sondern darin Alles nur in blassem Schimmer aufgelöst ist, sind sie nicht der entfernteste, sterbende Glanz, welchen andere Milchstraßen-Ordnungen durch die Unendlichkeit werfen? Ein Verzeichniß von 10.000 solcher neuen Nebelflecken, Nebelgestirne und kleinen Sterngruppen überreichte Herschel 1786 der königlichen Gesellschaft zu London, und 1789 wieder ein Verzeichniß von 1000 andern, mit einigen Bemerkungen über das Weltgebäude. Die letzte Denkschrift, welche er der königlichen Gesellschaft vorlegte, enthielt Bemerkungen und Erfahrungen, um die relativen Entfernungen der Sterngruppen zu bestimmen, und zu beurtheilen, bis zu welchem Punkt die Stärke der Fernröhre hinlangen mag, wenn man sie gegen zweifelhafte Gegenstände im Himmelsraum richtet. Er folgerte aus diesen seinen Beobachtungen, daß ein Stern erster Größe dem bloßen Auge anfangen würde unsichtbar zu werden, sobald er zwölfmal weiter entfernt wäre, und erst in einer 2300mal größern Entfernung für ein Auge, das mit dem bis jetzt verfertigten stärksten Fernrohr bewaffnet wäre. Ein solches Fernrohr läßt noch Sterne in der Milchstraße auf der äußersten Grenze ihrer Sichtbarkeit erkennen. Wo das unbewaffnete Auge beim heitersten, zahllos gestirnten Himmel weite dunkle Räume sieht, treten Lichtpunkte in Menge hervor, am gedrängtesten in der Milchstraße. An einigen Stellen derselben, wo die Sterne nicht sehr klein sind, stehen sie jedoch so sehr übereinander gehäuft, daß Herschel (22 Aug. 1792) nach einer Schätzungsberechnung fand, daß während einer Zeit von 41 Minuten wenigstens 258.000 durch das Feld seines Teleskops gegangen waren. Die Wahrnehmungen des großen Deutschen auf der Sternwarte zu Slough verwandelten alle bisherigen Ansichten des endlosen Weltgebäudes. Unsere Sonne, selbst nur ein Wandelstern, erschien nun mit ihrem gesammten Planetengefolge als untergeordneter Theil eines andern, größern Systems, als Begleiterin einer andern unendlich fernen Sonne, die wir nicht

einmal kennen. Und jene doppelten, drei-, vier- und mehrfachen Sterne in den Tiefen des Himmels, mögen sie nicht eigene Weltsysteme bilden, mit ihren Planeten und Monden einander umschwebende Sonnen seyn?

Weltgegenden. Von jedem Punkte aus kann man eine unendliche Menge von Linien nach dem Horizonte zu ziehen, welche die verschiedenen Weltgegenden bezeichnen; man nennt diese Linien, oder vielmehr die Richtung, die sie andeuten, auch Winde und Striche; diese beiden letzten Ausdrücke sind aus der Schiffersprache entlehnt. Man theilt den Horizont eines jeden Ortes zuerst in 4 gleiche Theile, vermittelst des Meridians und einer diesen senkrecht durchschneidenden Linie, so erhält man die 4 Hauptweltgegenden: man nennt und bezeichnet sie Nord oder Mitternacht, N.; Süd oder Mittag, S.; Ost oder Morgen, O.; und West oder Abend, W. Theilt man nun jeden dieser Theile wieder in 2 gleiche Theile, so erhält man noch 4 Weltgegenden: NordOst, NO. und NordWest, NW.; SüdOst, SO. und SüdWest, SW. Theilt man noch weiter, so erhält man NordNordOst, NNO.; NordNordWest, NNW.; OstNordOst, ONO.; OstSüdOst, OSO.; SüdSüdOst, SSO. u. s. w. Setzt man die Theilung noch weiter fort, so erhält man 16 neue Benennungen, die man dadurch bildet, daß man die Namen der zunächst gelegenen Striche durch die Sylbe gen verbindet, z. B. NordOst gen Nord, NordOst gen Ost rc. Eine Scheibe, worauf ein Kreis, der nach dieser Methode in 32 oder 64 Theile getheilt und bezeichnet ist, sich befindet, wird eine Windrose genannt. Schwebt in der Mitte dieses Kreises eine auf einem Stifte bewegliche Magnetnadel, so heißt eine solche Vorrichtung ein Compaß (s. d.).

Weltgeistliche, Weltpriester (sonst auch Leutpriester, Laienpriester), werden diejenigen Geistlichen in der katholischen Kirche genannt, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Capellane, oder in Domcapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare u. s. w. angestellt sind. In der lateinischen Kirchensprache heißen sie Clerici saeculares, dagegen die Ordensgeistlichen Clerici regulares, weil sie eine Ordensregel beobachten.

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Welthandel. Dieses große Wort umfaßt die sinnlichen Elemente der freien und friedlichen Wechselwirkung der Völker; er zeigt, wie gegenseitiges Bedürfniß, den natürlichen Reichthum mit dem Kunstvermögen ausgleichend, wilde Nationen mit den gebildeten verknüpft und die ganze bewohnte Erde dem Gesetz der Sitte unterwirft, inwiefern diese beruht auf Verstand und Arbeit. Wie der Welthandel einst mit den Waffen des Fleißes, des Friedens und der Freiheit die Steppen Skythiens und die Wüsten Libyens eroberte, so lichtet er jetzt die Urwälder Amerikas und trocknet Australiens Gewässer aus. Seit Jahrtausenden durchkreuzt er die Binnenländer der alten Welt; seit Jahrhunderten durchzieht er das Weltmeer; und seit Jahren sinnt er darauf, wie er die Landenge Darien durchschneiden und das Polareis durchbrechen soll. Er ist die ewige Argonautenfahrt in der Völkergeschichte, und sein Kolchis heißt von den ersten Zeiten des Weltverkehrs an bis jetzt — Indien. — Die Gänge der Menschenverbindung suchte sonst, nach des geistvollen Schlözers Ausdruck, der Geschichtsforscher bloß auf Heerstraßen, wo Eroberer und Armeen unter Paukenschall marschirten; und nun sucht er sie auch auf Nebenwegen, wo unbemerkt Kaufleute, Apostel und Reisende schleichen. Wenn Gebirge und Meere die Menschenstämme trennen, wenn Staatsverfassungen und Religionen, Sprachen und Sitten, und die bald schüchterne, bald feindselige Politik die Völker vereinzeln, so stiftet der Handel unter ihnen einen wohlthätigen und freund-

lichen Verein. Unter allen Gottesanstalten zur Erziehung der Menschen ist keine so mächtig wirkende, keine, von der sich so hoffnungsvoll ihre dereinstige Sammlung zu Einem Brüdergeschlecht erwarten läßt — als die Vertheilung Dessen, was zu den Bedürfnissen und Genüssen des Lebens gehört, unter alle Zonen und Länder der Erde; und eine traurige Staatskunst wäre es, auf Verwilderung eines Volkes und Ertödtung seiner humanen Gefühle abzielend, welche, einen vorübergehenden Nothdrang ausgenommen, ein solches der Erzeugnisse aller andern Länder entbehren, oder dieselben dem Naturplan der wechselseitigen Aushülfe entgegen, durch künstliche Stellvertreter ersetzen lehrte. Der Handel ist so alt, als die Einführung des Eigenthums, und, da dieses schon im unvollkommensten Zustand des bürgerlichen Vereines (d. h. über bewegliche Dinge — denn das Grundeigenthum setzt schon weitere Fortschritte voraus) Platz greift, so alt als die Gesellschaft. Freilich war er anfangs bloß unbedeutender Tausch roher einheimischer Erzeugnisse unter den Bewohnern einer Gegend oder unter benachbarten Stämmen. Als aber allmählig der Gesichtskreis der Völker sich erweiterte, durch Kriege, Wanderungen und Kolonien, und durch einzelne Reisen, welche nicht nur Handelsspekulation, sondern auch Neugierde, Hang nach Abentheuern, Verfolgung, oder religiöser und humaner Eifer veranlaßte; so dehnte auch der Handel sich aus; indem er schnell in alle Fußstapfen der fortschreitenden Erdkunde trat, und durch seinen Gewinn zu immer neuen Entdeckungen einlud. Viele Hindernisse hatte er auf diesem Wege zu besiegen; die Reisen waren mühsam und gefahrvoll; die Einflüsse eines ungewohnten Klima's, die natürlichen Schrecknisse eines unbezähmten Landes kamen dem Fremdling feindlich entgegen, in undurchdringlichen Wäldern, Sümpfen, Strömen, Klippen und in nahrloser Wüstenei. Der Reisende mußte mit wilden Thieren und mit noch wilderen Menschen kämpfen, und gelang es ihm, das Ziel zu erreichen, so war doch bald wieder die Spur seiner schwachen Tritte vertilgt, und die schwer errungene Kunde vergessen. Nur größere und besser geordnete Menschenvereine konnten durch beharrliche Anstrengung ihrer Gesammtkraft und unterstützt durch die fortschreitende Kunst und Wissenschaft, diesen Schwierigkeiten Trotz bieten, einen langsam sich mehrenden Schatz der Erdkunde sammeln, und einen ausgedehnten vielseitigen Handel gründen. Zwei Haupterfindungen haben denselben vorzüglich befördert, und machen Epoche in seiner Geschichte: Geld und Schifffahrt (s. bde.). Frühe schon hat des Menschen kühner Geist diese letztere gefahrumgebene Bahn gebrochen; auf leichtem Holze schwimmend hat er über unbekannte Meere den Weg zu den fernsten Küsten gefunden. Welche Völker nun und in welchem Maße sie Antheil an dem Verdienste der Handlung und Schifffahrt und der durch beide erweiterten Erdkunde genommen, wollen wir in Kürze berühren. — Indien, welches die Natur mit den kostbarsten und gesuchtesten Erzeugnissen, als den feinsten Kleidungs- und Färbestoffen, Gewürzen und Spezereien, Edelsteinen und Perlen zum Theil ausschließungs- zum Theil vorzugsweise versehen, ist schon in den ältesten Zeiten das Ziel des wichtigsten Handels gewesen. Die Völkerschaften, welche nach ihrer Lage am besten geeignet waren, mit Indien unmittelbar oder mittelbar zu verkehren, oder seine Produkte entlegenern Nationen zuzuführen, alle diejenigen, die nach diesen Produkten lüstern waren, besonders solche, deren Land Gold und Silber hervorbrachte — fast das Einzige, was (Vorder-) Indien fehlt, und sonach das natürlichste Ausgleichungsmittel seiner Waaren — kamen hiedurch in enge und vielseitige Verhältnisse, um welche sich der interessanteste Theil der alten Handelsgeschichte dreht. Indien selbst, stolz auf seine natürlichen Reichthümer, und bei seiner frühen Industrie auch

der fremden Kunstwaaren nicht sonderlich bedürfend, scheint nach außen keinen andern als Passiv-Handel geführt zu haben. Dem Fremden kam es zu, langwierige und gefahrvolle Reisen dahin zu thun, und durch Darbringung von Gold und Silber (der Indier verlangte wenig Anderes) die indischen Kostbarkeiten zu erkaufen; nur daß ihm etwa dieselben bis an die Grenze nach bequem gelegenen Stapelstädten entgegen geführt wurden. In wiefern dieses auch das Verhältniß zwischen dem östlichen Asien und Indien gewesen, sind wir nicht mehr im Stande zu bestimmen. Gegen Westen aber waren nördlich Baktra, wohin meist die Bewohner von Klein-Tibet oder Belurland die Waaren brachten, und südlich Ceylon (Taprobane) und die gegenüberliegende Küste der vordern Halbinsel — wohin Phönizier, Babylonier und Araber schifften — die vorzüglichsten Stapelplätze. Auch ging aus dem mittlern Asien über Prophtasia, Arachotus und Ortospana eine Handelsstraße nach den Ländern des Indus, auf welcher man gleichfalls nicht tief ins Innere drang. Durch diese Kanäle bezog Indien für seine einheimischen Schätze den Tribut von drei Welttheilen; hochasiatisches (von der Wüste Cobi) und äthiopisches Gold, spanisches Silber, arabisches Räucherwerk, babylonische und phönizische Kunstwaaren. — Nächst Indien war wohl Babylonien der wichtigste und vielleicht älteste, — nach Andeutung der mosaischen Sagen — Schauplatz des Völkerverkehrs. Vergl. hierüber Babylonien. Zahlreiche Karavanen verführten die feinen Webereien und kostbaren Gewänder Babylons nebst andern daselbst erzeugten Luxusartikeln nach Ober- und Westasien, nach Persien, Medien und Baktrien und durch die arab. Wüste. Zur See gingen sie nach allen Küsten des pers. Meerbusens, und von Gerrha (Lachsa) einer chaldäischen Kolonie in Hedschar, nach dem übrigen Arabien und Indien. — Die Phönizier sind die größten und vielleicht frühsten Seefahrer der alten Welt. Ihre Lage und ihr Genie trieb sie auf dieses Element, worauf sie, was der eigene beschränkte und undankbare Boden versagte, in überschwänglicher Fülle erwarben. Nicht nur die Produkte ihrer einheimischen Industrie, worunter vorzüglich Glas und Purpur wichtig waren, sondern die kostbarsten Erzeugnisse des ganzen Orients sammelten sich in ihren zur Ausfuhr nach allen Küsten den Abendlandes so glücklich gelegenen Häfen. Baumwolle und Wein aus Aegypten, Korn aus Palästina, Wolle, Weihrauch und mittelbar auch ägyptische und indische Waaren, Elfenbein, Gold, Gewürze und Zimmt, Edelsteine und Perlen aus Arabien, (theils durch Karavanen über Gerrha und Petra, theils zur See über den persischen und arabischen Busen, an welchem letztern sie die edomitischen Häfen Elath und Eziongeber eine Zeitlang besaßen oder wenigsten benützten); Webereien, indische Produkte und vielleicht selbst chinesische Seide (nach Heeren) aus Babylon (Baalbeck und Palmyra bezeichnen den Handelsweg dahin), Pferde, Sklaven und Kupfer aus den taurischen und kaukasischen Ländern, und was näher der kleinasiatische und syrische Kunstfleiß erzeugte, Alles kam nach Phönizien und von da weiter zu den Völkern von Europa und Afrika. Vergl. Phönizien. — Kaum verdient in Vergleichung mit diesem strahlenden Handelsruhm der Phönizier jener ihrer Nachbarn, der Juden, eine Erwähnung. Lange waren dieselben rohe Ackerleute und Hirten geblieben, bis der einsichtsvolle David und der prachtliebende Salomo sie auch zur bürgerlichen Industrie und zum Handel führten. Nach ihrer Lage, da sie jetzt Häfen am Mittelmeere und am arabischen Busen besaßen, hätten sie Großes unternehmen mögen; aber wir finden nicht, daß solches geschehen. Sie fuhren wohl von Elath und Eziongeber aus nach Ophir (vermuthlich die allgemeine Benennung der entfernten Südländer),

nach Einigen auch aus den westlichen Häfen bis Tartessus in Spanien, und zogen aus diesem Handel reichen Gewinn. Aber er war nicht selbstständig; Phönizier waren ihre Schiffsbaumeister und Piloten, und zum Lohn dafür mit ihnen im Gemeinbesitz der edomitischen Häfen. — Auch die Völker Kleinasiens, wiewohl unter ihnen die Phrygier, Lydier und einige andere Kunstfleiß und Handel hatten, können hier in keine besondere Betrachtung kommen, die Karier ausgenommen, welche frühe zur See — freilich meistens als Räuber — mächtig, und Nebenbuhler der Phönizier, jedoch nachmals von diesen verdunkelt waren. Desto mehr glänzen die griechischen Städte auf kleinasiatischer Küste hervor. — Im eigentlichen Griechenland erhob sich, so wie überhaupt die Kultur, so auch der Handel später. Die Inseln, Kreta, Rhodus, Aegina, u. a. und einige durch ihre Lage, wie Korinth, oder durch andere Umstände — wie Athen — zum Handel geleiteten Städte brachen die Bahn. — Aegypten schien die Natur selbst zum ersten Handelslande der Welt bestimmt zu haben. An der Grenze zweier Erdtheile, im Mittelpunkt der wichtigsten Karavanen- sowohl als der Wasserwege und in Berührung mit beiden Handelsmeeren der alten Welt gelegen, in seinem Innern aber der ganzen Länge nach von einem großen schiffbaren Strom durchflossen, und reich an den nothwendigsten, sowie an den gesuchtesten Erzeugnissen, Getreide, Wolle, Baumwolle und Gold (in Thebais), mußte Aegypten fast nothwendig der Sitz eines lebhaften und ausgebreiteten Handels werden. Auch sehen wir hier im grauen Alter schon denselben im Gang und, in Verbindung mit Ackerbau und Religion, eine Hauptursache von des Landes Kultur und Reichthum werden. Die Priesterkolonien und ihre Tempel, welche — ursprünglich von Meroe kommend — allmählig über Aegypten sich verbreiteten, waren sämmtlich zugleich Handelsanlagen, die religiösen Feste zugleich vielbesuchte Märkte, die Nilschiffer eine zahlreiche und angesehene Kaste. Weiters, der ungeheure Verbrauch, den Aegypten von Gewürzen und Spezereien (insbesondere Zimmt), von Weihrauch, Ebenholz, Elfenbein u. a. Produkten machte, die Menge der schwarzen Sklaven in Aegypten selbst, und, aus demselben kommend, in andern Ländern — zeigt dieß nicht augenscheinlich den lebhaften Verkehr mit der Heimath jener Waaren, mit Aethiopien, Arabien und Indien? In der ältesten Zeit hatte der innere und auch der äußere Handel — nur nicht zur See — geblühet. Durch zahlreiche Karavanen stund Aegypten mit Aethiopien, Libyen und weiterhin mit Karthago in Verbindung; gegen Osten aber mit Arabien und Phönizien. — Was aber die Aegyptier nur unvollständig thaten, das wurde von Karthago in reicherem Maße erfüllt. Zwar von den Morgenländern, wenigstens von dem unmittelbaren Verkehr mit denselben, schloß es seine entfernte Lage und vielleicht sein Verhältniß zu Phönizien aus; aber was Tyrus in Osten, das wurde Karthago — der Mutter Geist, hatte auf die Tochter sich vererbt — in Westen, und auch in Süd und Nord. Wir haben Spuren des karthagischen Handels längs der ganzen westafrik. Küste. Im nördlichen Theil derselben war die Insel Cerne der Hauptmarkt. Weiter in Süden hatten sie keine Kolonien mehr; gleichwohl wie der weitsehende Herodot uns berichtet, fuhren sie bis zu den Goldländern (es fangen diese erst jenseits der Wüste an) und trieben mit deren Bewohnern einen regelmäßigen stummen Handel. Auch zu Land hatten die Karthager Wege ins innere Afrika gefunden. Unabänderlich hat die Natur selbst diese Wege bestimmt, durch die sparsam in der Sahara zerstreuten Oasen; sie hat auch durch die Vertheilung ihrer Geschenke — Salz in der Wüste; Getreide, Datteln rc. diesseits und Gold jenseits derselben — ein gegenseitiges Bedürfniß erzeugt, welches in Verbindung mit dem Sklavenhandel, allen

Schreckniſſen der Wüſte zum Trotz, in allen Zeiten einen lebhaften Verkehr zwiſchen ihren beiderſeitigen Anwohnern erhielt. Auf ſolchen Wegen ſtund Karthago nicht nur über Amonium mit Theben und Meroe in wichtiger Handelsverbindung, ſondern es hatten auch die Naſamonen, ſeine wichtigſten Karavanenführer, wie abermals Herodot erſpähet, quer durch die Wüſte den Weg zu den Nigerlanden gefunden. Denn der große von W. nach O. fließende Strom, zu dem ſie auf dieſer Reiſe gelangten, kann, wiewohl ihn Herodot für einen Nilarm hält, kein andrer als Joliba oder Niger (ſ. d.) ſeyn. — In dem Zeitraume nach Cyrus trieben Phönizier, Babylonier und Kleinaſiaten den Handel im perſiſchen Reich und jenſeits deſſelben. Die Griechen, wenigſtens mittelbar und in Friedenszeiten, nahmen Theil daran, und die Völker am Oxus und Indus blieben gewerbfleißig wie zuvor. Die Perſer ſelbſt handelten zwar wenig, aber ſie verzehrten viel, und erleichterten den innern und Durchgangshandel durch Anlegung von Straßen, Caravanſereien und verſchiedene Begünſtigung. Baktra und Maracanda (Samarkand) waren die nördlichen Stapelplätze. In Süden behauptete Babylon ſeinen alten Ruhm; doch nahm der Handel auf dem perſiſchen Meerbuſen ab, weil die Perſer, um die Hauptſtädte ihres Reiches vor der Möglichkeit des Ueberfalls durch eine feindliche Seemacht zu bewahren, die Schifffahrt auf dem Tigris durch Aufführung ungeheurer Steindämme hemmten. Alexander d. Gr. zerſtörte dieſelben wieder, jedoch nicht vollſtändig. Unter den griechiſchen Handelsſtaaten verdient wohl Athen den erſten Platz. Seine Kriegsmarine verſchaffte — von Themiſtokles Zeiten an — auch ſeiner Handelsflagge Anſehen. Die Menge der auswärtigen Beſitzungen, der Reichthum einer volkerfüllten Hauptſtadt, der Induſtrie freundliche Geſetze, die Vortrefflichkeit der Häfen, endlich die durch den Perſerkrieg gewonnene politiſche Präponderanz gaben Athen auch in kommerzieller Rückſicht eine unvermeidliche Ueberlegenheit über ſeine Rivalen. Die meiſten Gewäſſer des mittelländiſchen Meeres, vorzüglich gegen Aſien — wo der cimoniſche Friede die perſiſche Flagge beſchränkte — waren von ſeinen Schiffen erfüllt. Noch wichtiger war ſein Handel mit Aegypten, Thracien und Macedonien, und vor allen mit den Ländern des ſchwarzen Meeres. In ſpätern Zeiten, als die Macht Athens geſunken war, theilte hier Byzanz nach ſeiner glücklichen Lage mit demſelben den Handelsgewinn. Durch eine ebenſo glückliche Lage — vorzüglich in Anſehung der ſchüchternen Schifffahrt der Alten, behauptete Korinth bis auf ſeine Zerſtörung durch Rom einen äußerſt lebhaften und bereichernden Handel nach Oſt und Weſt. Selbſt Athen wurde in ſpätern Zeiten durch Korinth verdunkelt. Von der Handelsgröße der Rhodier zeugt außer den vielen poſitiven Angabe auch der Umſtand, daß, als ihre Stadt — in der macedoniſchen Periode — durch Erdbeben zerſtört ward, alle Könige und Städte bis tief in Aſien die reichſten Beiſteuern zu deren Wiederherſtellung gaben. In dem weſtlichen Theile des Mittelmeeres glänzten Syrakus und Marſeille hervor; beide, zumal Syrakus, nicht unwürdige Rivalinnen von Karthago. Gegen ihre Flagge konnte hier jene der übrigen Griechen nicht aufkommen. Auch der hetruriſche Handel wurde von ihnen beſchränkt. Nach den Fall Syrakuſen's und Karthago's hob ſich Marſeille noch mehr. Die wichtigſte Handelsrevolution wurde durch Alexander d. Gr. bewirkt. Derſelbe erbaute nach der Zerſtörung von Tyrus die Stadt Alexandrien in Niederägypten. Unfern der weſtlichen Nilmündung, auf einer zwiſchen dem Meer und dem See Mareotis ſich hinziehenden Landenge erhob ſich dieſe große, prächtige, volkerfüllte Stadt. Das arabiſche Meer, zu welchem vom Nil ein kurzer Landweg, auch ein Kanal führte, auf der einen, und das vielarmige Mittelmeer auf der andern Seite berührend, war Alexandrien durch die

Natur selbst zum Mittelpunkt des Verkehrs zwischen den Morgen- und Abendländern, zum Stapelplatz des Welthandels bestimmt. Als die macedonischen Reiche bis auf die letzten Trümmer zernichtet waren, dauerte doch in einer langen Folge von Jahrhunderten und unter dem mannigfaltigsten Wechsel der Herrschaft die Handelsgröße Alexandriens fort, bis die Entdeckung des Wasserwegs nach Ostindien alle Verhälnisse änderte. Die Seleuciden (vor dem Emporkommen der parthischen Macht) und die Ptolemäer theilten sich in den indischen Seehandel; diese befuhren alle Küsten von Arabien bis Ceylon und Malabar. Die Seleuciden belebten vorzüglich den Verkehr zu Land. Vom Indus an durch Mittelasien zogen in dieser Periode die Waaren theils auf den oben beschriebenen Wegen, theils wurden sie stromaufwärts bis dahin gebracht, wo ein kurzer Landweg zu dem obern Oxus führte, auf dessen Rücken sie hinab in das caspische Meer, dann weiter in den Kur und nach einem abermaligen Landtransport in den Phasis und das schwarze Meer gelangten. In noch spätern Zeiten wurden die Wolga und der Tanais (Don) gebraucht. — Die Römer haben anfangs den Handel nicht werth geachtet. Mehrere der blühendsten Handelsstaaten (die stillen Hetrusker, hierauf Syrakus und Karthago, und Korinth) fielen unter den Streichen ihres rohen Kriegersinns; andere (Kleinasien, Rhodus, selbst Massilia) wurden von ihnen hart bedrängt. Gleichwohl war Rom nicht ohne Handel. Es hatte eine eigene Innung von Kaufleuten schon vor dem ersten pun. Kriege. Nur blieben Krieg und Ackerbau vorherrschend. Erst unter den Kaisern wurde Manches zur Beförderung des Völkerhandels gethan. Der verschwenderische Luxus der Reichen — zumal in Rom, das allein die Erzeugnisse vieler Länder verzehrte — beschäftigte unzählige Hände und sicherte der Industrie ihren Lohn. Aber auch nach dem Ausland wurden die begierlichen Blicke gerichtet. Alle Zonen mußten der schwelgerischen Stadt an der Tiber ihre Erzeugnisse zollen. Die babylonischen Teppiche, die skythischen Pelze, der Bernstein von den baltischen Gestaden, Elfenbein und Sklaven aus Aethiopien, Räucherwerk, Gewürze in unbeschreiblicher Menge aus Arabien und Indien; aus dem letztern Land auch Edelsteine, Perlen, Seide und andere Schätze des südöstlichen Asiens. Niemals zuvor ward der indische Handel so lebhaft betrieben. Augustus besserte die ägyptischen Schleusen und Kanäle aus, suchte durch Anstalten und Verordnungen den alexandrinischen Handel zu heben und that selbst einige Kriegszüge nach Arabien und Aethiopien zur Erweiterung kommerzieller Verbindungen. Noch viele Kaiser, insbesondere Claudius, Trajan, Hadrian, selbst Commodus und später Alexander Severus, auch Diokletian u. A. waren dem Handel freundlich; nicht alle aus gleich liberalen Gründen und nicht durchaus zum Vortheil Roms. Alljährlich um die Zeit der sommerl. Sonnenwende lief eine Flotte von dem Hafen Myoshormos nach Indien aus übers arabische und weiters von Ocelis gerade übers Weltmeer nach Malabar und Ceylon (der Hafen Musiris auf der Westküste der vordern Halbinsel war der gewöhnliche Stapelort). Dorthin wurden auch die Erzeugnisse der entferntern Länder, Bengalen, Hinterindien und vielleicht von China durch die einheimischen Kaufleute gebracht. Die reichbeladene Flotte kehrte dann im Dezember oder Jenner auf dem nämlichen Wege nach Aegypten zurück und von Alexandrien aus ging das Meiste nach Rom. Mehrere Millionen Thaler büßte dieses jährlich durch solchen Handel ein. Denn ungeachtet verschiedene abendländische Waaren, als Weine, Glas, Zinn &c. in Indien guten Absatz fanden, so mußte doch der bei weitem größte Theil von Kostbarkeiten mit Silber bezahlt werden. Gleichwohl, da die Ausbeute der Bergwerke ergiebig war, wurde das Reich an Geld nicht ärmer und aus dem abnehmenden Werth des Silbers (gegen

das Geld gerechnet) bis auf Konstantin d. Gr. Zeit herab, mögen wir auf die fortwährende Vermehrung seiner Masse schließen. Von diesem Kaiser an beginnt auch die wahre Handelsgröße Konstantinopels. Bald schien es mit Alexandrien wetteifern zu dürfen. Die fast unabgebrochenen persischen Kriege erschwerten den Handel, aber unterdrückten ihn nicht. Um so eifriger wurde er übers schwarze und kaspische Meer getrieben. Der Handel der Abendländer war in der Periode der römischen Kaiser nicht minder blühend und litt auch öftere Störung durch die Kriege der Barbaren. Schon fingen die Anwohner der Nordsee an, durch Seeräuberei furchtbar zu werden. Aber überhandnehmende Noth und Muthlosigkeit lähmten allmählig die Industrie. — Sowie die Wellen der Völkerwanderung (vergl. d.) vom 5—8. Jahrh. über den Ländern des untergegangenen röm. Reichs zusammenschlugen, so gingen mit den übrigen Einrichtungen und Künsten der Gesittung und des Friedens auch Völker-Verkehr und Handel unter; nicht nur als natürliche Folge der unaufhörlichen Kriege, sondern wegen des rauhen Charakters und der Verhältnisse der Sieger; die öffentliche Sicherheit, die Bedingung des friedlichen Verkehrs, entfloh; es begann die eiserne Zeit des isolirenden Faustrechts. Doch nicht leicht wird die Gesittung, wo sie einmal tiefe Wurzeln geschlagen, wieder völlig ausgerottet. Die Städte am Rhein, einige am atlantischen und am Mittel-Meer, vorzüglich aber die italischen Städte waren hierin vor Andern glücklich. Im Morgenlande verfiel der Handel weit minder. Konstantinopel, durch seinen Reichthum und seine Schwelgerei, gab ihm Leben in einem weiten Kreise; ja, es wurde die erste Handelsstadt der Welt, als Alexandrien, welches früher solchen Rang behauptete, in die Hände der Saracenen gefallen war. Nach allen Provinzen des römischen Reichs und weiter hin nach allen Weltgegenden, zumal aber nach Asien und den indischen Ländern, auch nach Abyssinien, (woselbst der christliche Negus von Axum aus einen weitverbreiteten Verkehr wie einstens die Priester Meroe's unterhielt) erstreckte sich die Handels-Sphäre Konstantinopels. Aber die Landwege durch Mittel-Asien waren in der Gewalt des Perser-Königs; die Wasserfahrt übers rothe Meer wurde von der unthätigen byzantinischen Regierung nur schwach unterstützt; daher, besonders wenn Krieg mit den Persern war, oder der Verkehr mit ihnen durch gegenseitige Eifersucht gehemmt ward, die nördlichen Wege übers schwarze und kaspische Meer nach den Oxus-Ländern und an die nord-indische Grenze vorzugsweise dem innerasiatischen Handel dienten. Doch litt derselbe durch die Länge und Mühseligkeit solcher Wege, mehr noch durch die Wildheit der nördlichen Steppenvölker manche Beschränkung. Sogdiana selbst wurde von den weißen Hunnen, später von den Türken erobert; kümmerlich erwehrten sich die gewerbsfleißigen Einwohner der unabläßig von Turan herströmenden Wogen der Barbarei. Durch die unermüdete Betriebsamkeit der Sogdoiten wurde selbst mit China Verkehr gepflogen. Die Seide zumal brachten sie den römischen, jedoch gewöhnlicher den persischen Kaufleuten. — Eine große Umwälzung in den Handels-Verhältnissen wurde durch die Eroberungen der Saracenen bewirkt. Der innere und südasiatische Handel kam fast ganz in ihre Hände. Auch mit der afrikanischen Ostküste bis weit in Süden und mit einigen wichtigen innern Ländern dieses großen Welttheils trieben sie lebhaften Verkehr. — Die Kreuzzüge gaben dem Völkerverkehr ein lebhafteres Leben und eine größere Ausbreitung: die Genueser und Venezianer, damals die einzigen Handelsstaaten Europa's von Bedeutung, lieferten anfangs nur die Transportschiffe für die Kreuzheere; doch bald erwuchs hieraus ein Handel mit der Levante, mit Aegypten und mit den Völkern am arabischen Meerbusen. In Aegypten ward Alexan-

drien nun wieder ein Hauptcentralpunkt des asiatischen Handels; die Venezianer verdrängten die Genueser, und diese suchten nun einen nördlichern Weg, um Indiens Naturschätze und Manufakturen zu beziehen. Landkaravanen brachten sie bis an die Gestade des kaspischen Meeres; hier wurden sie eingeschifft und auf der Wolga tiefer nach Norden gebracht. Aus dem schwarzen Meere fuhren sie die Güter den Don herauf und transportirten sie dann zu Lande nach Riga, was zum Hauptstapelplatz für jene Gegenden diente. Venedig und Genua blieben während dem Zeitraume der Kreuzzüge und einige Zeit nachher die geschäftigsten Kaufleute Europa's, bis in Norden des Welttheils ihnen in der Hansa ein gefährlicher Nebenbuhler entgegen trat. — Im Mittelalter, während der Fortschritte der bürgerlichen Freiheit meist nur unter Kampf und Leiden, zögernd, auch mit sehr ungleicher Theilnahme der einzelnen Völker und Volksklassen geschahen; während dem aufflammenden Licht der Erkenntniß in göttlichen und menschlichen Dingen vielfältiges Hinderniß von Seite der Dummheit und Bosheit entgegengestellt ward, und wahre Aufklärung noch immer auf einem sehr kleinen Theil der Menschen beschränkt blieb: erfreuten sich Völkerverkehr und Handel mit ihren Grundlagen, dem Landbau und Gewerbsfleiß, einer fast ungetheilten Gunst und thätiger Beförderung von allen Ständen und Parteien. Der allgemein fühlbare Vortheil solcher, der Bereicherung der Nationen und dem erhöhten Lebensgenuß gewidmeten Thätigkeit, die natürliche Progression der einmal aufgeregten Bedürfnisse und Gelüste, waren unvereinbarlich mit Anfeindung des Handels; und nur diejenige Beschränkung, welche mittelbar aus den noch übrigen Mängeln des allgemeinen bürgerlichen Zustandes der Wissenschaften auf ihn einfloß, oder auch der gelegenheitliche Conflikt mit roher Privatleidenschaft, Raubsucht und Neid, hemmten im Einzelnen seinen Flor. Der Handel wurde durch viele und stets zunehmende günstige Umstände, zumal durch viele treffliche — theils eigentliche Handels- theils wissenschaftliche — Erfindungen sehr wirksam befördert und gehoben. So dienten die Wechselbriefe und die Banken zu einem wichtigen Ersatz des baaren Geldes und boten Erleichterungsmittel der Saldirung. Das Lumpenpapier, die Buchdruckerkunst, die Posten machten eine Vervielfältigung der Handelsverbindungen und Schnelligkeit der Mittheilungen möglich, wie sie früher kaum mochte geahnet werden. Seidenbau, Zuckerplantagen im südlichen Europa, das Pöckeln der Heringe im nördlichen, sowie die weitere Ausdehnung des Stockfisch- und Wallfischfangs wurden Quellen des reichsten Verkehrs. Endlich öffneten der Kompaß — wohl schon eine ältere Erfindung, doch nur langsam in größere Anwendung gesetzt, — und die am Ende 15. Jahrh. gemachten großen Entdeckungsreisen dem Unternehmungsgeiste neue, unermeßliche Sphären. Die Handelswichtigkeit der italischen Staaten erhielt sich im Mittelalter. Vor allen glänzte **Venedig**. Obgleich von seinen morgenländischen Besitzungen viele durch der Mongolen und noch mehrere durch der osmannischen Türken rohe Kriegsgewalt verloren gingen, dennoch erhielt sich sein ostindischer Handel über Aegypten, und hiedurch der gewinnbringendste Verkehr mit allen Ausländern. Auch die übrigen Hauptstädte Italiens, auch jenseits des adriatischen Meeres das durch Sprache und politisches Verhältniß ihnen angehörige **Ragusa**, einst Venedig unterthan, seit der Mitte des 14. Jahrh. aber frei, erhielt oder machte der Handel reich und mächtig. Weit weniger bedeutend war der **französische** Handel; wiewohl einige südl. Städte, zumal Marseille und Lyon, durch selbstthätigen Verkehr sich bereicherten. Das mittlere und nördliche Frankreich diente mehr dem belgischen und dem hanseatischen Handel. Auch **England** erhob sich nur langsam zur kommerziellen Wichtigkeit. Lange spielte es gegen die Niederländer und

gegen die deutschen Hanseaten eine untergeordnete Rolle. Die Letzten duldete es jedoch weniger unwillig auf seinen Märkten als die Ersten. Spanien, begünstigt durch den Reichthum seines Bodens und den Gewerbfleiß seiner maurischen und jüdischen Einwohner, trieb ansehnlichen Handel. Portugal nicht minder. Doch erst am Ende des Mittelalters ging für beide durch die glücklichsten geographischen Entdeckungen die allerglänzendste Aussicht auf. Ueber den im 13. Jahrh. entstandenen großen hanseatischen Bund s. Hansa. In den Niederlanden war damals der wichtige Markt, wohin die westl. und südlichen Handelsnationen, zumal die Italiener, die Erzeugnisse ihrer Länder und die orientalischen Waaren brachten, wogegen sie jene des Nordens daselbst einnahmen. Die unvollkommene Schifffahrt jener Zeit bedurfte solcher Zwischen-Niederlage, um die mühsame Reise abzukürzen. Unermeßlich war der Gewinn, welchen die belgischen Städte aus solchem Verhältniß zogen, sie wurden die reichsten in Europa, und bald — nach ihrer Vereinigung unter ein Haupt — der deutschen Hansa überlegen. Nicht bloß die nordischen und die Seestädte Deutschlands wurden durch Handel groß. Auch viele des Binnenlandes, zumal an den größeren Flüssen, gelangten zum gleichen Flor. — Der Rhein, noch jüngst öde, einsam und verlassen, ein Steppenfluß ohne Fall und Ausfluß, stockend und versumpft, war damals die große Pulsader des deutschen Lebens; was die weiten Wasserstraßen Asiens dem schwarzen und mittelländischen Meere zugeführt, was auf Kameeles Rücken seine Wüsten durchwandert hatte; was das verschlossene Afrika mühsam aus seinem Innern in den großen Kreislauf der Güter hineingegossen, das Alles sammelte sich in den Lagunen von Venedig, und von hier ward es dem Rheine zugeführt, wo sich dann die kölnischen Handelsleute am thätigsten zu rühren verstanden; die Kölner verdoppelten den Erwerb, den der Strom ihnen zugeschwemmt hatte, durch eigne innere Industrie, welche einen Theil der vorüberströmenden Waaren im Tausche an sich brachte und damit weiter wucherte. Durch seinen ausgebreiteten Land- und Seehandel gelangte Köln zu einem Wohlstand und Reichthum, welche dieser Stadt während mehrerer Jahrh. die Achtung und Bewunderung von ganz Europa zuzogen. Könige und Kaiser machten ihre Geldanleihen in Köln. Die kölnische Flagge wehte auf allen damals beschifften Meeren bis in die entferntesten Welttheile. Kölnische Schiffe brachten die wallonischen und rheinischen Kreuzritter nach der ägyptischen Alexandreia, um an der Belagerung von Ptolemais Theil zu nehmen. Wie bedeutend der Handel gewesen seyn muß, den Köln mit England führte, beweist der Umstand, daß diese Stadt im J. 1470 im alleinigen Besitz der Faktoreien war, welche die Hansa in London und andern englischen Häfen errichtet hatte. — Aber noch viele andere Städte am Rhein, dann Frankfurt am Main, in Oberdeutschland aber vor allen andern Augsburg, Ulm und Nürnberg waren durch den Handel mächtig und blühend. Die rheinischen Städte, welche sich auch öfters in eigenem Bündnisse vereinigten, handelten besonders lebhaft nach den Niederlanden und nach England. Die oberdeutschen wurden theils durch einheimisches Fabrikwesen blühend, theils durch den italienischen Handel, der ihnen die Waaren Südeuropa's und der Levante zuführte. Selbst an dem Seehandel nahmen Augsburg und Nürnberg unmittelbaren Antheil. Glücklich wetteiferte mit Beider Handelsruhm das starke Regensburg; sowohl durch die kostbaren Zeuche, die seine Arbeiter verfertigten, als durch die auf allen Straßen nach seinem wohlgelegenen Markt strömenden Waaren. Seit den großen Länderentdeckungen in der alten (des Seewegs nach Ostindien durch Vasco da Gama, s. d.) und neuen Welt (durch Columbus ꝛc., s. d.), am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrh., entstund erst der eigentliche Welthandel und verdunkelte durch

seine Früchte auch die glänzendste Handelsgröße jeder früheren Zeit. Aber andere Nationen, als bisher auf dieser Bahn sich ausgezeichnet, rissen ihn an sich, und mit ihm Reichthum, Macht und politische Bedeutung. Nicht länger waren es die Staaten von Italien in Süden, nicht länger die Hansa in Norden, welche des ersten Ranges sich freuten. In Italien behauptete Venedig, obschon auch die Türken ihm die empfindlichsten Schläge beibrachten, noch bis zum 17. Jahrh. einen Rest der alten Größe; aber die portugiesische Seefahrt nach Ostindien hatte ihre kostbarste Wurzel getödtet. Wiederbelebung war unmöglich. Dagegen schritten Portugal und Spanien rasch und glorreich voran, und Spanien, nach seiner Vereinigung mit Portugal, hätte unter weiser Verwaltung fast den Alleinhandel im Großen behaupten mögen. Aber damals schon hatten die engherzigen Maximen seiner Regierung den Grund zum Verfall gelegt. Despotischer Druck lähmte die besten Kräfte der Nation, Fanatismus vertrieb ganze Scharen betriebsamer Einwohner, und finstere Herrschsucht erzeugte den Haß der Fremden. S. Spanien und Portugal (Gesch. von). Der Abfall der Niederländer neben andern unermeßlichen Folgen änderte auch völlig den Gang des Handels. Der kostbarsten Zweige desselben bemächtigte sich Holland. — England, seit der Königin Elisabeth Zeit, eiferte rühmlichst nach. Auswanderer aus dem gedrückten Niederland hatten den Kunstfleiß dahin gebracht. Aus den Händen der Hansa riß es den einträglichen Wollwaaren-Handel und stieg überhaupt in dem Maß als jene fiel. Unthätig sah Spanien zu. Selbst der amerikanische Handel, trotz der ängstlichen Vorkehr einer kurzsichtigen Regierung, blieb nur dem Schein nach in seiner Hand. Die tiefgesunkene Industrie der Spanier vermochte es nicht, die Bedürfnisse Amerika's zu befriedigen. Unter ihrem Namen oder auch auf Schleichwegen versahen Fremde seinen Markt: die Schätze der neuen Welt, durch die spanischen Hände bloß durchlaufend, bereicherten jetzt Holland, England, bald auch Frankreich u. a. Mehr und mehr erkannten die weisern Cabinette die Wichtigkeit der Theilnahme am Welthandel. Eine Reihe folgenreicher Verhandlungen, Anstalten und Kriege war die Folge davon. Die Märkte Amerika's und Ostindiens forderten eine steigende Menge europäischer Manufakturwaaren und veranlaßten dadurch ihre vermehrte Produktion. Der Gewinn des Kaufmanns theilte sich auch dem Fabrikanten und Handwerker mit, ermunterte zum Betrieb der Gewerbe und Künste und setzte seinen nährenden Kreislauf auch durch die ackerbauende Klasse fort. Alle menschlichen Beschäftigungen erhielten mehr Ausdehnung und Regsamkeit, eine vermehrte Bevölkerung war die Folge davon. Dazu kam die große Menge Goldes und Silbers, welche alljährlich die neue Welt über die alte ergoß. Dadurch wurde die Masse des cirkulirenden Numerairen zu großer Erleichterung des Verkehrs vermehrt, die Preise der Erzeugnisse erhöht, dagegen die Geldzinse herabgedrückt, und die Aufbringung der Fonds für große Unternehmungen erleichtert. —— Der Verbrauch der Kolonial-Waaren (Gewürze und Spezereien, ostindische Zeuche aller Art, Farbe- u. Mobelhölzer, Arzneimittel, Baumwolle, und vor allen Kaffee, Zucker, Reiß und Thee, edle Metalle und Steine), der früher nur den Reichern möglich war, hat sich vornehmlich seitdem Engländer und Holländer den ersten Platz unter den Kolonialvölkern Europa's eingenommen, mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts ins Ungeheure vermehrt. Statt daß die Kolonialwaaren früher nur Gegenstände des höhern Luxus waren, sind sie seit der Zeit Gegenstände des Bedürfnisses, selbst für die niedrigsten Klassen der Bewohner Europa's geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politischen Zustande unsers Welttheils herbeigeführt. Der Welthandel erhielt eine ungleiche höhere

Wichtigkeit und ein allgemeineres Interesse. Der Stand der Kaufleute, der sich eben dadurch so außerordentlich vermehrte, bildete bald einen über die gesammte kultivirte Welt sich verbreitenden Bund, der nur von Einem Zwecke beseelt war, den Handel in seinem Gange zu erhalten; und selbst unter kriegführenden Nationen bemühten sich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuschneiden. So ward durch den immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter sich zugleich der Austausch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten sich, ein weltbürgerlicher Geist vereinigte isolirte Nationen, und schuf die Völker Europa's gleichsam zu einer großen, gebildeten Familie um. Gleich folgereich ward die durch den steigenden Verbrauch der Kolonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Kolonialstaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seestaaten, England und Holland. Für beide und freilich im geringen Grade auch für die übrigen Kolonialstaaten Europa's ward der Handel mit den Erzeugnissen der Kolonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht, beide trugen wie kein andrer Staat zur Bildung der europäischen Menschheit bei, wie den auch die höhere politische Wichtigkeit beider höchst wohlthätig auf das politische Gesammtwesen von Europa zurückwirkte. England insbesondere wurde die Stütze des Systems von Europa. Ihnen lag vor allem daran, Europa vor Unterdrückung und Universalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Uebermacht eines Staats diesen in Stand setze, ihnen die Häfen und Küsten des festen Landes zu verschließen. So wurden die Hauptkolonialstaaten die thätigsten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäischen Staaten, zugleich aber auch die heftigsten Gegner jeder entstehender Universalmonarchie und Uebermacht. Daher suchte auch in unsern Tagen Frankreich, sobald es nach einer Universalmonarchie zu streben anfing, die Seemächte von dem Festlande auszuschließen, freilich unter sehr uneigennützig klingenden Verwänden. Man wollte die Völker vor der Verarmung bewahren, sie von der Steuer befreien, die sie fortdauernd an England, das bei der Uebermacht seines Seewesens bald die einzige europäische Kolonialmacht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Kolonialwaaren zahlen mußten, wollte diese Waaren durch allerhand Stellvertreter (Surogate) überflüssig machen, und so das Festland selbst mit Gewalt und wider seinen Willen bereichern, da die trefflichen Gründe noch immer bei der schwachsinnigen, nur an Gewohnheit hängenden Menge keinen Eindruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auffallend, daß der Kolonialwaarenverbrauch schon seit Jahrhunderten stattfand, und daß man noch immer kein wesentliches Vertrauen wahrnahm, sonst hätte ja auch freilich der Handel längst aufhören müssen, da sich mit einer verarmten Nation nicht wohl ein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegenstück der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs, das Festland mit Gewalt zu bereichern, dasselbe täglich ärmer ward. Untersuchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet sey, was Frankreich behauptete, daß der große Verbrauch von Kolonialwaaren nothwendig arm machen müsse, so ist es leicht, das Gegentheil davon zu beweisen, was auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt wird. Das neue Bedürfniß nöthigte zu neuem Gewerbfleiß und neuer Thätigkeit, um dieses Bedürfniß zu befriedigen, vermehrte dadurch das Ergebniß der Arbeit und damit zugleich den Wohlstand der Nation. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Hervorbringnisse der Arbeit, gehen jetzt als Tauschmittel gegen Kolonialwaaren aus dem Lande, und würden sonst in demselben geblieben seyn. Allerdings; allein theils wäre nicht die Aussicht vorhanden, sich durch den Erwerb einen neuen Genuß zu

verschaffen, theils ist ja auch der Zweck alles Gewerbfleißes und aller Thätigkeit nicht, Geld anzuhäufen, sondern die Summe der Genüsse zu vermehren. Wird dieser Zweck erreicht, so haben Industrie und Fleiß gewirkt, was sie wirken sollten. Auf die kleine Zahl verschwenderischer Müßiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Kapital verzehren, um ihre Genüsse zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rücksicht genommen werden. Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zustande von Europa alle Kolonialwaaren gänzlich auszuschließen, nicht gut möglich sey, und so suchte man durch Surrogate aller Art sich zu helfen. Die ungeheuern Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Kolonialwaaren belegte, so weit französische Macht reichte, das hieß in jenen Jahren beinahe über das gesammte europäische Festland, trugen dagegen wesentlich dazu bei, die Völker desselben immer ärmer zu machen; denn diese Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauscht werden konnte, und brachten zugleich einen höchst verderblichen Schleichhandel hervor. — Wir geben schließlich eine gedrängte Uebersicht des gegenwärtigen Welthandels; was jedes Volk aber in unsern Tagen für Importen aus dem Welthandel bezieht und welche Exporten es ihm wieder gibt und wie die Handelsbilanz sich bei ihm stellt, darüber s. d. bes. Art. der einzelnen Länder.

1. In Europa eröffnet Großbritannien, welches im 18. Jahrh. die erste Kolonialmacht wurde, den Reihen aller handeltreibenden und dem brit. Kunstfleiße mehr oder minder tributbaren Völker. Denn mit mehr als 25.000 Kauffahrern und einer Waarenlast von 3 Mill. Tonnen versendet es jährlich an Werth innerhalb Europa für etwa 170 Mill. und außer Europa für ungefähr 95 Mill. Thlr.; die Einfuhr wird jährlich auf etwa 146 Mill. Thlr. geschätzt. Der Handel ist großentheils Kompagniehandel. Den letzten treiben die russische, die levantische, die afrikanische, die Südsee-, die Hudsonsbaigesellschaft, die Ostindische Kompagnie (s. d.), die Londner Bank (s. d.), und die Borneo-, Salo- und Banca-Kompagnie (um die Gold- und Demantgruben auf Borneo, die Perlenfischerei bei Salo und Banca, und die Zinngruben auf letzter Insel zu betreiben). Die wichtigsten Handelsstädte Englands sind, außer London, Liverpool, Bristol und Hull; die wichtigsten Fabrik- und Manufakturplätze sind: Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Halifax, Rochdale 2c. In Schottland sind die vornehmsten Handelsstädte: Glasgow, Greennock, Leith und Aberdeen. Der auswärtige Handel von Glasgow und Greenock erstreckt sich nach Westindien, Amerika, dem mittelländ. und baltischen Meere. Irlands größte Handelsstädte sind Dublin, Cork, Wexford, Waterford und Belfast. — Deutschlands Handel ist, seiner schiffbaren Flüsse wegen, sehr beträchtlich. Seine vornehmsten Häfen sind: Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Bremen, Emden, Stettin, Triest; die vorzüglichsten binnenländischen Handelsstädte: Wien, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Augsburg, Berlin, Breslau, Köln, Nürnberg, Braunschweig, Mainz, Botzen, Prag. Insbesondere ist Hamburg der Kanal, durch welchen der ausgedehnte Handel zwischen Großbritannien und den deutschen Staaten hauptsächlich seinen Weg nimmt. Seine Wechselgeschäfte sind sehr bedeutend. — Bremen hat einen beträchtlichen Ausfuhrartikel in den Produkten Westphalens und Niedersachsens, die es nach England, Spanien und Portugal gehen läßt, und mit Amerika mehr Verkehr als irgend eine der deutschen Seestädte. — Leipzig, der Centralpunkt für den europäischen Landhandel im Innern Deutschlands und den Niederlagsort für die ausländischen und für die sächsischen Waaren, besitzt außer andern merkantilischen Vorrechten 3 Messen (zu Ostern, Michalis und Neujahr),

zu denen Kaufleute aus allen Gegenden Europens und selbst aus Asien herzuströmen, und deren jede 3 Wochen dauert; außerdem ist hier auch ein wichtiger Markt für die sächsische Wolle. — Augsburg ist durch seine Agenten und Banquiers das Medium des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande, besonders Italien. — Frankfurt a./M., ein Ort von großer Handelsthätigkeit, vorzüglich auf seinen beiden großen Messen, im Frühjahre und Herbste, hat überdieß durch den Reichthum seiner alten und neuen Banquierhäuser einen äußerst bedeutenden Wechselhandel. — In Braunschweig werden bedeutende Geschäfte gemacht, sowohl in seinen natürlichen und künstlichen Produkten als in ausländischen Waaren. Seine 2 großen jährlichen Messen behaupten den nächsten Rang nach den leipziger und frankfurter Messen. — Oestreich hat sich durch sein Mauthsystem und durch seine Handelsgesetzgebung ganz von Deutschland getrennt. Sein Handel ist meistens Land- und Flußhandel. Wien, die Niederlage des binnenländischen Handels von ganz Oestreich, hat einen ziemlich ausgedehnten Verkehr mit England, den Niederlanden und Frankreich, desgleichen einen sehr bedeutenden mit Italien, Ungarn, Polen und der Türkei. Triest kann als Depot für die Produkte der Levante angesehen werden; auch ist hier ein lebhafter Markt für die Einfuhr britischer Waaren und der Artikel der Neufoundlandsfischerei. Außerdem beschränkt sich Oestreichs Seehandel auf Venedig und Fiume. Außer Wien gehören zu den bedeutendern Landhandelsplätzen der Monarchie: Lemberg, Prag, Brünn, Brody, Botzen, Pesth, Kronstadt. Gewinnreich sind die Speditionsgeschäfte der Durchfuhr, namentlich der levantischen Waaren. — In Böhmen ist der Handel bei weitem größtentheils in den Händen der das Land zahlreich bewohnenden Juden. Er besteht hauptsächlich in Exporten. Prag ist die vornehmste Handelsstadt des Landes, dann Reichenberg. — Preußen ist ebenfalls durch sein Sperrsystem besonders seit 1818 von Deutschland in Hinsicht des freien Handelsverkehrs getrennt. Der Handel dieser Monarchie wird durch die Ostsee, durch viele schiffbare Flüsse und durch Kanäle begünstigt; er ist wichtiger, was die einheimischen Erzeugnisse betrifft, als der Speditions-, Transito- und Kommissionshandel, der in Köln, Magdeburg, Stettin, Minden, Danzig, Königsberg, Kottbus, Breslau rc. hauptsächlich blüht. — Hanover zeichnet sich durch merkantilische Geschäftigkeit nicht aus. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Emden, Hanover, Münden. — Der Handel, den Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hessen u. a. Länder treiben, kann unter dem deutschen Handel überhaupt mit begriffen werden, da dort kein gegenseitiges Sperrsystem stattfindet. Wir verweisen auf die einzelnen Artikel dieser Länder. — Dänemark und Holstein. Obgleich die dänischen Kaufleute mit allen Handesstaaten Europa's Verbindungen angeknüpft haben, und sowohl im Handel auf dem baltischen als in dem auf dem mittelländ. Meer eine bedeutende Rolle spielen, so besitzt dennoch ihr eignes Land nur wenig solcher Erzeugnisse, welche als Ausfuhrartikel wichtig werden. Was sie ausführen, sind meist Produkte ihrer ost- und westindischen Besitzungen. Die vornehmsten dänischen Handelsstädte sind: Kopenhagen und Helsingör in Seeland, Aalborg in Jütland, Flensburg und Tönningen in Schleswig, Altona und Kiel in Holstein. Die vornehmsten Handelsgesellschaften in Dänemark sind: die asiatische oder ostindische Kompagnie, die isländische Kompagnie, die Seeassekuranzkompagnie, die afrikanische oder dänisch-westindische Kompagnie und allgemeine Handelsgesellschaft. — Frankreichs Handel erreicht jedes Land der Erde. Die vornehmsten Häfen sind: Bordeaux, Marseille, Nantes, Havre de Grace, St.-Malo, l'Orient und Dünkirchen;

die bedeutendsten Handelsstädte: Rheims, Troyes, Grenoble, Nismes, Angoulême, Cognac, Nantes, Rouen, Rochelle, Caen, Beaucaire. — Italien. Obgleich dieses Land am mittelländischen und am adriatischen Meere die vortrefflichsten Häfen besitzt und überhaupt eine dem Handel ungemein günstige geographische Lage hat, so ist dennoch sein Handel, sowohl der einheimische als der auswärtige, sehr beschränkt. Der Grund davon ist in den unpolitischen Beschränkungen, schweren Steuern und Abgaben zu suchen, welchen in diesem höchst fruchtbaren, aber größtentheils schlecht regierten Lande die Handelsstädte unterworfen sind. Unter diesen sind die vornehmsten: Florenz, Genua, Livorno, Neapel, Venedig, Ancona, Messina, Cagliari, Ajaccio, Valetta. Venedig, einst die größte Handelsstadt der Welt, jetzt ein Freihafen, ist trotz seinem geschwundenen alten Glanze noch immer ein wichtiger Handesplatz, da der europäische Handel nach der Levante größtentheils in seinen Händen sich befindet. — Die ionischen Inseln (Cefalenien, Zante, Korfu, Santa-Maura rc.) haben ebenfalls lebhaften Handel mit ihren Produkten. Der Handel der Insel Cypern ist unbeträchtlich. Ihre bedeutendsten Handelsstädte sind Larnica und Rhodos. — Die Insel Kandia, welche durch ihre Lage ganz zum Stapelplatz des europ., asiat. und afrikan. Handels geeignet ist, hat deßungeachtet nur wenigen Verkehr. — Die Niederlande und Holland. Die vornehmste Handelsstädte der belgischen Niederlande sind Antwerpen, Gent und Ostende. Antwerpen ist für den Handel des europ. Nordens der Stapelplatz, erlangt seit der Wiedereröffnung der Schelde allmälig seine merkantilische Bedeutsamkeit wieder, welche aller Wahrscheinlichkeit nach wegen seiner vortrefflichen centralen Lage, seines vortheilhaften Lokals überhaupt, und weil es der Kanal ist, durch welchen der meiste Handel der Holländer geht, dereinst selbst die Bedeutsamkeit von Amsterdam und Hamburg übertreffen muß. Die größten Handelsstädte in Holland sind Amsterdam, Rotterdam und Gröningen, dann folgen Lüttich, Middelburg und noch die Handelshafen Briel, Delftshaven, Dortrecht, Enkhuizen, Medenblick rc. Amsterdam war vor dem Verfall des holländ. Handels eine der größten Handelsstädte der Welt, der Stapelplatz der aus Osten und Westen und aus den vornehmsten europ. Staaten kommenden Waaren. Zu einer Zeit, wo die Holländer im ausschließenden Besitze der orientalischen Spezereien, der Seidenwaaren Ostindiens und Chinas und der ostindischen feinen Baumwollenzeuche waren, kleideten sie sich selbst nur in grobes Tuch und begnügten sich mit sehr frugaler Nahrung. Die sehr feinen Tücher, welche sie selbst fabrizirten, bestimmten sie bloß für das Ausland und kauften zu ihrem eignen Gebrauche das grobe Tuch in England, sowie sie auch in jener Zeit ihre selbst producirte vortreffliche Butter und ihren Käse meist verkauften und zu ihrem eignen Verbrauche diese Artikel der weit größern Wohlfeilheit wegen in England und Irland nahmen. — Auch den Wechsel- und Bankgeschäften verdanken die Holländer zum Theil ihren hohen Wohlstand, und der Kanal, durch den sie gemacht wurden, war Amsterdam. Noch jetzt ist es mit Hamburg einer der großen Vereinigungspunkte der Wechselgeschäfte zwischen dem Norden und dem Süden Europas, obgleich von der Zeit an, da in der amsterdamer Bank ein Mangel an Vertrauen sich zu erkennen gab, dieser Geschäftszweig bei weitem nicht mehr so bedeutend gewesen ist, indem ein großer Theil seiner Wechselgeschäfte nach London und Hamburg überging. — Polens Handel ist nicht sehr beträchtlich und fast ganz in den Händen der Juden. Warschau und Krakau sind die beiden größten Handelsstädte. Das erstere hat 2 Messen jährlich. — Portugal handelt meist mit England, dem europ. Norden rc. Als Han-

delsstädte stehen Lissabon, Oporto und Setubal oben an. — Rußland treibt einen beträchtlichen und sehr ausgebreiteten Handel. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Tobolks, Irkuzk und Tomsk in Sibirien; Astrakan, Orenburg und Kasan im asiatischen Rußland; Moskau und Nowgorod im Innern Rußlands; Archangel am weißen Meer; Liebau (doch jetzt sehr gesunken) in Kurland; Taganrock, Oczakoff, Kaffa oder Feodosia, Odessa, Cherson, Sebastopol und Azoff am schwarzen und azoffschen Meere; Riga, Pernau, Narwa; Rewal, Petersburg, Wiborg, Frederiksham, Arensburg; die Meßplätze zu Nischnei-Nowgorod, Irbit u. a. m., welche den Karavanenhandel des Orients mit dem russisch-europäischen, durch Kanäle und Ströme beförderten Binnenhandel verknüpfen. Durch das schwarze und azoffsche Meer hat Rußland einen sehr lebhaften Handel mit der Türkei und Smyrna; am kaspischen Meere mit Persien; über Kjächta mit China, und an der Nordwestküste von Amerika gründet es gegenwärtig seinen Handel in der Südsee. — Schweden und Norwegens Handel aus ihren 32 Seehäfen, durch die Bank, die ostindische Compagnie, die westindische Compagnie, die levantische Handelsgesellschaft, die Gewerbsgesellschaft u. a. m. befördert, ist wichtig. Die vornehmsten Handelsstädte Schwedens sind, Stockholm, Gothenburg und Gefle, in Norwegen die wichtigsten Christiania, Bergen, Drontheim und Christiansand. — Schweiz. Die Schweiz hat einen nicht unbedeutenden auswärtigen Handel. Die vornehmsten Handelsstädte dieses Landes sind Basel, Bern, Zürich, Genf und Neufchatel. — Spanien. Dessen Handel ist seit drei Jahrhunderten, sowie sein Gewerbfleiß aufhörte, immer tiefer gesunken. Das Land konnte den Welthandel an sich ziehen, wenn es seine Lage verstanden und benutzt hätte. Doch ist noch jetzt der Naturreichthum des Bodens der Träger seines Handels. Fast der ganze Handel an den spanischen Küsten ist in den Händen der Franzosen, Holländer und Engländer. Auch hat der Abfall des spanischen Amerika Spaniens Kolonialmacht beinahe ganz vernichtet. — Türkei. Die Türken sind noch weit davon entfernt, ein Handelsvolk zu seyn, obgleich ihr Verkehr mit Oestreich, Frankreich, Italien, Großbritannien und Holland u. s. w. durch die in der Türkei lebenden Armenier, Griechen und Juden, welche den Handel dieses Landes fast ganz in ihren Händen haben, keineswegs unbedeutend ist. Der vornehmste Handelsplatz ist Konstantinopel, vorzüglich im Handel mit Rußland. — Ungarn. Dieses wird von Oestreich wie Ausland betrachtet und ganz mit einer Zollkette umgeben; daher weicht der Handel Ungarns von dem System des übrigen Kaiserstaats ab, und ist von der Regierung nichts weniger als begünstigt. Dennoch ist sein auswärtiger Handel keineswegs unbedeutend. Die Ausfuhr übersteigt bei weitem die Einfuhr. Diese kann nur durch Oestreich und die Türkei geschehen, da die Regierung jeden andern Weg, welcher für sie gewählt werden könnte, verboten hat.

II. Asien. Es treibt hauptsächlich Binnenhandel, vornehmlich in Vorder- und Mittelasien, mittelst jener Karavanen (von einem Dichter die Flotte der Wüste genannt), in denen man zuweilen mehr als 50.000 Kaufleute und Reisende vereinigt sieht, die Zahl der Kameele aber noch weit größer ist. Der Mittelpunkt dieses Karavanenhandels ist hauptsächlich Mekka, welches dem Auge des Reisenden zu der Zeit, wo die Karavanen darin sind, einen so belebten Markt und eine solche Anhäufung von Kaufmannsgut darbietet, wie in keiner andern Stadt des Erdbodens gefunden wird. Ostindiens Musseline und übrige Waaren, Chinas Erzeugnisse, die sämmtlichen Gewürze des ganzen Morgenlandes, die Shawls von Kaschemir u. s. w. bringt der geduldige Rücken des Kameels nach Mekka, von wo aus

sie auf dem asiatischen nicht nur, sondern auch auf dem afrikanischen Festlande verbreitet werden. Die Araber, einst, und ehe noch der Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt war, das erste Handelsvolk der Welt, haben jetzt einen ziemlich unbedeutenden Handel. Kaffee, Aloe, Mandeln, Balsam von Mekka, Gewürze und Droguerien und ihre afrikanischen Importen an Myrrhen, Weihrauch und arabischem Gummi sind die Hauptartikel, welche sie ausführen. Das an kostbaren Naturerzeugnissen reiche Jemen hat seinen Hauptmarkt zu Mokka. Ueberhaupt verbindet der arabische Meerbusen und das rothe Meer Arabiens Handel mit dem von Afrika, insbesondere mit dem von Aegypten und Abyssinien. — Wie glücklich auch Persiens geographische Lage für den Handel ist, so treibt es ihn dennoch nur mit sehr geringer Emsigkeit und wenig Unternehmungsgeiste. Die vornehmsten Plätze für den persischen Handel sind die türkischen Städte Bagdad und Bassora. Auch hier ist der Hafen Abuschär oder Buschir (engl.), am persischen Meerbusen, ein Stapelort für persische und indische Waaren. Sein Handel mit Ostindien ist sehr bedeutend, da es der Kanal ist, durch den das osmanische Reich mit den Spezereien des Morgenlandes und mit den Manufakturwaaren der britischen Besitzungen in Ostindien versorgt wird. — Asiatische Türkei. Der vornehmste Hafen der Levante ist Smyrna, ein sehr bedeutender Niederlagsplatz der Kaufmannsgüter des Morgenlandes und Abendlandes. Damask ist der Mittelpunkt des Handels in Syrien und macht sehr große Geschäfte durch die Karavanen, welche vom Norden Asiens nach Mekka und von Bagdad nach Kairo gehen. Aleppo hat viel Handelsverkehr mit Konstantinopel, Bassora, Bagdad, Damask und Skenderun oder Alexandrette, nach welchen Orten alljährlich Karavanen durch Aleppo gehen. Alexandrette hat auch ziemlich bedeutenden Handel. Erzerum ist der Stapelplatz der Seiden- und Baumwollenwaaren, gedruckten Leinwand, Spezereien, des Rhabarbers, der Färberröthe und des ostindischen Zitwers. — Das britische Ostindien und die malaiische Halbinsel. In dem langen Zeitraume von 4000 Jahren sind die für den Handel wichtigen Produkte Indiens dieselben geblieben; denn alle jene von den Alten erwähnten Artikel und Schätze Indiens sind es immer noch, welche die Nationen der übrigen Welttheilen dort holen, nämlich: Reis, Indigo, Farbewaaren, Kochenille, Opium, Baumwolle, Seide, Apothekerwaaren, Zimmet, Kassia, Kokosnüsse u. dgl. Der ostindische Handel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer unter der Leitung der ostindischen Kompagnie. Nächst dem sind die Amerikaner der vereinigten Staaten die Nation, welche am ostindischen Handel den meisten Antheil hat. Dänemark hat nur einen sehr unbeträchtlichen Handel mit Ostindien, und der, den Schweden mit ihm hatte, ist jetzt fast vernichtet, obgleich die schwedisch-ostindische Gesellschaft vor den neuesten großen Veränderungen in der Regierung dieses Landes und vor dem Durchgehen der Kommunikationsakte in England unter allen europäischen Handelsgesellschaften die am besten regulirte und in ihren Geschäften glücklichste war, nächst der englischen. Portugals Handel mit den britischen Besitzungen in Ostindien ist bedeutend, der spanische hingegen sehr gering. Kalkutta ist die wichtigste Handelsstadt Ostindiens. Außerdem sind Benares, Gusarate, Udschein und Multan unter den Handelsstädten im nördlichen Indien, Madras und Pondichery an der Ost-, Bombai, Surate und Kodschin an der Westküste, Goa, Singapur, Prinz-Wallisinsel u. a. m. zu bemerken. — China. Der Handel, welchen China mit Europa, dem britischen Indien, den vereinigten Staaten von Amerika, mit Kochinchina und Siam, mit Japan und den übrigen asiatischen Inseln treibt, ist sehr beträchtlich. Jener Kochinchina's ist größtentheils in den Händen der Chineser. — Japan.

Seit der Vertreibung der Portugiesen aus Japan ist der Handel dieses Reichs fast bloß innerer. Die einzigen Ausländer, mit welchen die Japaner noch einigen Verkehr haben, sind die Chineser und die Holländer, und auch diese sind auf den Hafen von Nangasaki beschränkt. — Die Inseln Amboina, ihrer Gewürznelken, Banca, seiner Zinnbergwerke wegen berühmt, die Bandainseln, Java, Sumatra, Borneo, die Prinzwallisinsel u. s. w. (s. d. bes. Art.) haben einen wichtigen Verkehr mit fast allen Handel treibenden Nationen.

III. Afrika. Der Mangel an schiffbaren Flüssen und die unermeßlichen Sandwüsten, durch welche Afrikas fruchtbare Regionen von einander gesondert werden, bilden ein unübersteigliches Hinderniß einer solchen Ausdehnung des Handels, wie sie der großen Fruchtbarkeit dieses Welttheils entspräche. Außer dem innern Verkehr hat der afrikanische Handel seine Quellen bloß in folgenden Ländern: in Aegypten, in den Barbareskenstaaten, an der Westküste, in Guinea, in der Nähe der Flüsse Gambia, Niger und Senegal, am Vorgebirge der guten Hoffnung, in den Niederlassungen der Portugiesen an der Ostküste und an den Küsten des rothen Meers. Der innere Handel ist Karavanenhandel. Die afrikanischen Karavanen bestehen aus 500—2000 Kameelen. Die drei Hauptländer, von wo sie ausgehen, sind Marokko, Fez und Aegypten. Die Hauptartikel des afrikanischen innern Handels sind Salz, Gold und Sklaven. Die größten Waarenzüge gehen von der Westküste und aus dem Innern über Tombuktu, dem großen Stapel des Binnenhandels und andere Niederlagsorte, nach der Ostküste, wo die wichtigsten Handelsplätze folgende sind: Natal (an der Lagoaküste), Soffala, Qualimane, Mozambique, Querimba, Quiola, Mombaza, Melinda, Brava, Mogadora, Berbera, Zeila und Adel. Qualimane, Mozambique und Melinda sind portugiesische Niederlassungen; aus Adel, Zeila, Berbera und Brava holt man vorzüglich Goldstaub, Elfenbein und Weihrauch, wofür die arabischen und ostindischen Produkte hingebracht werden. Zwischen den britischen Niederlassungen in Ostindien und Mozambique ist der Handel beträchtlich und die Engländer holen Elephanten- und Hippotamuszähne, Schildkrötenschalen, Droguereien, Kauris, Gold u. s. w. — Die Barbareskenstaaten. Der Handelsverkehr der Barbareskenstaaten mit den Europäern ist sehr unbedeutend und schwankend, und die wenigen Geschäfte, die gemacht werden, sind hauptsächlich in den Händen der Franzosen, Briten und Amerikaner. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Algier, Tunis, Tripolis, Sallee und Agadez oder Santa Cruz und in Marokko Mogador. S. Tombuktu und Wassanah. — Mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Handel für Großbritannien äußerst vortheilhaft. — Aegypten scheint wegen seiner ungemein glücklichen Lage, im Mittelpunkt von drei Welttheilen, ganz dazu geschaffen, auch der Mittelpunkt des Handels derselben zu seyn; allein es hat seinen ehemaligen hohen Rang unter den Handelsvölkern ganz verloren, seitdem es aufgehört hat, der Kanal für den Handel nach Indien zu seyn. Indeß hat es immer noch einen sehr bedeutenden inländischen Handel, der bis in das Innere von Afrika reicht. Die größten Handelsstädte sind Kairo und Alexandrien, seit 1819 wieder durch einen Kanal verbunden. Kairo hat die zwei Häfen Rosette und Damiette. — Guinea oder das Land von Sierra Leone, die Pfeffer-, Zahn-, Gold- und Sklavenküste, wo die Holländer, Franzosen, Engländer und Dänen Niederlassungen haben, führt Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Häute rc. aus, vormals auch Sklaven, gegen Tuch-, Wollen- und Baumwollenzeuche, Leinwand, Gewehre, Schießpulver rc. — Die Küsten Niederguineas (Congo, Angola rc.) und die Guineainseln,

meistens von Portugiesen besetzt, führen Getreide, Lebensmittel, Baumwolle, Indigo, Zucker ꝛc. aus. Auch wird hier noch der Sklavenhandel (s. d.) von Portugiesen ꝛc. getrieben. — Unter den übrigen afrikanischen Inseln erzeugen die Azoren als Ausfuhrartikel Wein und Süd-Früchte. Die Haupterzeugnisse der Canarien sind Orseille im rohen Zustande, Rosenholz, Branntwein und Canarienwein. Die capverdischen Inseln führen Orseille im rohen Zustande und grobe Baumwollzeuche für die Afrikaner aus. — Madeiras Hauptprodukte sind köstliche Weine. Der Handel der Insel Bourbon beschränkt sich fast ganz auf Madagaskar, Isle-de-France, die Comoroinseln und die Niederlassungen der Araber an der Ostküste von Afrika. — Isle-de-France oder die Mauritiusinsel führt Kolonialwaaren aus.

IV. Amerika. Amerikas umfassende Küsten geben ihm alle die Handelsvortheile, welche die alte Welt besitzt, ohne daß sich mit diesen Vortheilen das große Hinderniß jener ungeheuern Kontinentmassen verbindet, deren Inneres eben so weit entfernt vom Meere, als arm an schiffbaren Flüssen ist, wie z. B. ganz Afrika und die unermeßlichen Strecken der asiatischen Tatarei und Sibirien. Besonders durch den Reichthum an schiffbaren Flüssen hat sowohl der Norden als der Süden Amerikas einen unendlich großen Vorzug vor allen übrigen Erdtheilen. Die lange Kette von großen Seen und die Menge schiffbarer Flüsse in Nordamerika sind bereits der Schauplatz eines sehr lebhaften Verkehrs. Die großen Binnenländer Südamerikas werden durch Flüsse von riesenmäßiger Größe sehr zugänglich gemacht und von der Mündung des la Platastroms an, bis zum Meerbusen von Darien kann eine binnenländische Schifffahrt zu Stande gebracht werden, fast ohne daß dabei im mindesten hülfreiche Hand der Kunst erfordert wird. Indeß bleibt zur Beförderung von Amerikas Handelsverkehr immer noch ein sehr großes und belohnendes Werk übrig, die Durchgrabung des schmalen Isthmus von Darien, wodurch, wenn der Kanal Breite und Tiefe genug bekäme, um auch den größern Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, eine Gemeinschaft des stillen Oceans mit dem atlantischen Meere bewirkt würde, deren Vortheile gar nicht zu berechnen sind. — Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Geschwindigkeit der Vorschritte, welche die vereinigten Staaten im Handel und in der Schifffahrt gemacht haben, ist wahrhaft beispiellos. Kaum ist dieses Volk auf dem Ocean erschienen und bald gibt es keine Küste des Erdbodens mehr, mit welcher nicht seine Seefahrer schon vertraut geworden. Während man sie mit ihren bewundernswürdig leichten Schiffen an den sämmtlichen atlantischen Küsten bis zum Cap Horn hinab, von wo sie dann sich in die Südsee wagen, das Meer bedecken sieht, dringen sie anderer Seits selbst bis hinauf zum Eise des Nordpols und bis in die tiefen Einfahrten der Hudsonsbai und der Davisstraße. Die entferntesten und stürmischsten Meere sind von ihren Flaggen bedeckt. Selbst die kaum noch bekannt gewordenen Küsten der ganzen südlichen Hemisphäre, und sowohl die Westküsten von Amerika als die Ostküsten von Asien werden von ihnen besucht. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Neu-York, Boston, Baltimore, Philadelphia, Charlestown, Savannah, Pittsburgh und Neu-Orleans. — Der Handel der beiden Canadas, Neuschottlands und Neubraunschweigs war lange auf das bloße Ergebniß der Fischereien und auf den Pelzhandel beschränkt. Aber in Folge der höheren Vervollkommnung des britischen Kolonialsystems und des Embargos, welches während des letzten Krieges auf den Handel Amerikas gelegt ward, hat er sich auf eine staunenswürdige Weise gehoben. — Die vornehmsten Handelsstädte Südamerikas sind Buenos-Ayres, Mexiko, Lima, Guatemala, Cartagena, Vera Cruz, Caracas, Potosi und Acapulco.

vorzüglich die Havannah auf der Insel Cuba. Buenos=Ayres war im Besitz des Transitohandels der sämmtlichen spanischen Besitzungen in Amerika und vor dem Ausbruche der Revolution der Markt für den Handel des Mutterlandes und seiner Kolonien. Die Hauptquelle des Gewinnes für Carracas sind die Kakaopflanzungen, welche beinahe 2 Drittel des europäischen Bedarfs hergeben. Die Häute und Felle, welche ebenfalls ausgeführt werden, haben den Vorzug von denen von Buenos=Ayres, und das reichhaltige Kupfererz aus den Bergwerken von Aroa ist noch weit vorzüglicher als selbst das schwedische oder das von Coquimbo in Chile. Guatemala ist sehr berühmt wegen seines Indigos, der hinsichtlich der Härte, des Glanzes und des Gewichts große Vorzüge hat. Acapulco oder Los Reyes, eine Hafenstadt Neuspaniens, hat einen beträchtlichen Handel mit den Philippinen und den Küsten von Quito und Peru. Der innere Handel, vornehmlich zwischen Buenos=Ayres und Peru und Chile, ist sehr beträchtlich. Der mit den Indianerstämmen besteht hauptsächlich im Tauschhandel. — Mexico handelt mit den übrigen Freistaaten aus Vera Cruz und Acapulco; es hat auch viel Schleichhandel. — Brasilien hat 3 große Handelsstädte: Rio=Janeiro, Bahia oder S.=Salvador und Pernambuco. Der größte Theil des brasilischen Handels ist gegenwärtig in den Händen der Engländer. Die englischen, holländischen und französischen Besitzungen in Südamerika sind Demerary, Berbice, Essequebo, Surinam und Cayenne. Sie haben beträchtlichen Handel mit ihren Erzeugnissen. — Westindien. Die vornehmsten Inseln, welche das eigentliche Westindien ausmachen, sind Cuba, St.=Domingo oder Haiti, Jamaica, Barbados, Dominica, St.=Christoph oder St.=Kitts, Curaçao und Guadeloupe. Sie haben alle ziemlich dieselben Erzeugnisse. Ehe St.=Domingo oder Haiti zu einem unabhängigen Negerreiche erhoben ward, war es die Niederlage der Waaren von Havannah, Vera Cruz, Guatemala, Cartagena und Venezuela; seitdem aber ist Jamaika das Magazin aller aus dem Meerbusen von Mexiko kommenden Waaren geworden. Trinidad ist der Hauptsitz des Schleichhandels mit Cumana, Barcelona, Margarita und Guiana. S. Westindien.

V. Neue Wege eröffnet jetzt dem Welthandel der Engländer auf der Südsee, wo er seit kurzem die Sandwichsinseln, die Freundschafts= und die Gesellschaftsinseln in den Kreis des europäischen Weltverkehrs gezogen, und in Australien und Vandiemensland einen großen Markt für den Umtausch britischer Kunstwaaren gegen Naturerzeugnisse angelegt hat, während die Nordamerikaner auf den Washingtonsinseln (Nukahiwa) und auf andern Eilanden im stillen Ozean Handelsplätze zu gründen bemüht sind. S. Morean de Jonnes: Du commerce extérieur au XIXme siècle (2 Bd., Paris 1826.

Weltkenntniß. Je nachdem man das Wort Welt (vrgl. d.) in einem verschiedenen Sinn nimmt, erhält auch das Wort Weltkenntniß verschiedene Begriffe. Bald bedeutet Welt, das All, das Universum, bald die Erde, bald aber, und dieß ist das gewöhnlichere, wird es auf das Leben und Treiben der Menschen beschränkt, in welchem Falle dann die Kenntniß der geselligen Verhältnisse, der menschlichen Charaktere, Gemüthsstimmungen, Interessen, Handlungsweisen rc. sowohl in ganzen Völkern, als Ständen, Geschlechtern und einzelnen Menschen darunter verstanden wird.

Weltkugel, s. Globus.

Weltmeer (Ocean). Es gibt eigentlich nur ein Weltmeer, ein großes überall zusammenhängendes Ganzes, das fast drei Viertheile unserer Erdoberfläche bedeckt und alles feste Land von einem Pole zum andern einschließt. Alle Gewässer, die man mit dem Namen Meer belegt, sind Theile desselben,

doch theilt man ihn, seiner weiten Ausdehnung wegen, in fünf große Partien. 1) Der nördliche Eis- oder Polarocean (s. Eismeer), dessen Mitte der Nordpol bildet und der die nördlichen Küsten von Europa, Asien und Amerika zur physischen Grenze hat; es hängt zwischen Norwegen und Grönland mit dem atlantischen und durch die Beringstraße mit dem Australocean zusammen. Es ist nur in sehr günstigen Sommern zu beschiffen, indem das Eis gewöhnlich erst im September zerschmilzt. Die Winde auf demselben sind veränderlich, die Ostwinde jedoch die herrschenden. Die vornehmsten bekannten Inselgruppen desselben sind Spitzbergen und Nova Zembla. 2) Das westliche oder amerikanische Weltmeer, östlich von den Westküsten Europa's und Afrika's, westlich von den Ostküsten Amerika's, nördlich von dem nördlichen und südlich von dem südlichen Eismeere begrenzt. Unterhalb der Südspitze Afrika's stößt es mit dem indischen und durch Magelhaens Meerenge und die Fahrt um Cap Horn mit dem Australocean zusammen. Es hat in der heißen Zone Ostwinde und außer derselben veränderliche Winde, wird durch den Aequator in zwei Theile getheilt, nämlich in das atlantische Weltmeer, den nördlichen Theil von dem nördlichen Eismeere bis zum Aequator, östlich von Europa und Nordafrika und westlich von Nordamerika begrenzt und in das äthiopische Meer, den südlichen Theil, von dem Aequator bis zum südlichen Eismeere, östlich von Südafrika und westlich von Südamerika begrenzt. 3) Der indische Ocean, im Norden an die Küste Asiens, im Osten an das Australland, im Süden an den südlichen Polarocean und in Westen an Afrika grenzend. Auf diesem herrschen nicht nur in verschiedenen Gegenden desselben, sondern auch zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Winde, worunter die regelmäßig abwechselnden Monsons die bekanntesten sind. Sowohl diese Winde, als die Beschaffenheit des Meeres selbst, welches mit Inseln, Klippen und Felsen wie besäet ist, machen die Fahrt auf demselben äußerst schwierig und gefährlich. 4) Der Australocean, gewöhnlich das große Weltmeer oder die Südsee genannt. Es wogt zwischen der Westküste von Amerika und begrenzt die Nordküste von Asien und die Ostküste des Australlandes, hängt im Norden durch die Beringstraße mit dem nördlichen Eisocean zusammen und ist im Süden gegen den südlichen Eisocean offen. Außer einigen asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es die sämmtlichen Inseln Australiens. Man theilt es in die Nordsee bis zum Wendekreise des Krebses, die Mittelsee oder das stille Meer, zwischen den beiden Wendekreisen und in die eigentliche Südsee vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südlichen Eismeere. 5) Der südliche Eis- oder Polarocean um den südlichen Eispol her bis zu sechzig Grad südlicher Breite. Cook war der Erste, welcher sich hineingewagt, aber wegen des Treibeises, der Eisfelder, Stürme, Nebel und Kälte dasselbe beinahe unfahrbar fand. Erst in neuester Zeit ward er genauer untersucht. Vergl. Südpolarländer.

Weltpol, s. Pol.

Weltsystem, Weltordnung, Sonnensystem, Planetensystem, eine Anzahl Weltkörper, welche in einer bekannten oder vermutheten Ordnung stehen. Da man eine solche Ordnung nie aus unmittelbarer Erfahrung kennen kann, sondern nur aus Schlüssen, welche mehr oder weniger hypothetisch sind, so bekommt denselben Namen 2) jede deßhalb aufgestellte Hypothese. Eine derselben, die Copernikanische, wird, ihrer hohen Wahrscheinlichkeit wegen, als ausgemachte Wahrheit betrachtet und daher jetzt als das wahre Weltsystem angenommen. Die vornehmsten aus einer solchen Hypothese zu erklärenden Erscheinungen sind die tägliche Umdrehung des Himmels, der jährliche Umlauf der Sonne, die auf der

Schiefe beider Bewegungen gegen einander beruhende Verschiedenheit der Tageslängen und Jahreszeiten und die eigene Bewegung der Planeten. Bei der letztern bemerkt man das Sonderbare, daß Mars, Jupiter und Saturn am geschwindesten gehen, wenn sie bei der Sonne sind, alsdann langsamer fortrücken, endlich stille stehen, und, indem sie der Sonne gegenüber kommen, gar zurückgehen; Venus und Merkur hingegen sich nie über gewisse Grenzen von der Sonne entfernen, an diesen Grenzen allemal umkehren und wieder bei der Sonne vorbei auf ihre andere Seite gehen, wozu noch kommt, daß alle Planeten größer aussehen, wenn sie zurückgehen und kleiner, wenn sie rechtläufig sind, wie dieß vorzüglich beim Mars und der Venus ungemein stark in die Augen fällt. Da die Unbeweglichkeit der Erde durch das deutlichste Zeugniß der Sinne bestätigt zu werden scheint, mußten die ersten Beobachter des Himmels sehr natürlich alle erwähnte Bewegungen der Gestirne für wirklich halten und auf die Erde als einen ruhenden Mittelpunkt beziehen. Gleichwohl sollen die besondern Erscheinungen der Venus und des Merkurs schon die ältern Aegypter veranlaßt haben, diesen beiden Planeten einen Umlauf um die Sonne zuzuschreiben, daher man dem Weltsysteme, welches diese um die Sonne, alle übrige Bewegungen aber um die ruhende Erde gehen läßt, gewöhnlich den Namen des Aegyptischen gibt. Die Griechen kamen hierin schon weiter und Pythagoras trug die wahre Weltordnung im geheim, späterhin Philolaus von Krotona öffentlich vor. Ihre Meinung fand jedoch so viele Gegner, und wurde von so Vielen als irrig verschrien, daß man im allgemeinen bei der ältern blieb und die Erde, im Mittelpunkte des Weltsystems, als unbeweglich ruhend, betrachtete. Um dieselbe ordnete man die 7 Bahnen des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, Jupiter und Saturn, und umgab dieß alles mit der achten Sphäre der Fixsterne. Einige ließen zwar Venus und Merkur um die Sonne laufen, die Meisten führten sie aber in Kreisen um leere Mittelpunkte und ließen diese mit der Sonne zugleich um die Erde gehen, wobei es streitig blieb, ob jene beiden Planeten außerhalb oder innerhalb der Sonnenbahn um die Erde liefen. Zu Platons Zeiten nahmen die Mehresten das Letzte an und in dieser Gestalt wird das alte griechische System im Almagest des Ptolemäus dargestellt, woher es den Namen des Ptolemäischen bekommen hat. Viele Erscheinungen am Himmel ließen sich aus diesem Systeme nur schwierig oder auch wohl gar nicht erklären und die Bestimmungen desselben wichen immer mehr von dem wahren Himmelslaufe ab, je länger man die Beobachtungen fortsetzte und je mehr Ungleichheiten man in den Bewegungen der Weltkörper wahrnahm. Man sah sich deßhalb zu mancherlei Zusätzen genöthigt, wodurch die Verwickelung immer höher stieg. Schon früher hatte Eudoxus die Meinung von ineinander steckenden durchsichtigen Sphären geäußert, welche sich wie Zwiebelschalen drehen und die Planeten mit sich herumführen sollten. Er gab jedem Planeten vier Sphären, deren eine die tägliche Umdrehung, eine die eigene Bewegung, eine die Veränderungen der Breite und noch eine die Stillstände und Rückgänge bewirkte. Da für Sonne und Mond nur drei nöthig waren, so zählte er deren 26, welche aber hernach von Kallippus und Polemarch, mit Beistimmung des Aristoteles, auf 56 vermehrt wurden. Das Almagest, welches überhaupt keine Mittel angibt, die von ihm angenommenen Bewegungen zu bewirken, ist zwar frei von dem Vorwurfe einer thörichten Einbildung; wirklich kann man aber, bei vorausgesetzter Unbeweglichkeit der Erde, die tägliche Umdrehung aller Gestirne schwerlich anders als durch Einschließung derselben in solche Sphären erklären, weil sich sonst keine Verbindung angeben läßt, welche alle Sterne zu-

gleich in parallelen Kreisen um die Pole zu gehen nöthigte. Dieses unbehülfliche System herrschte, mit allem angehangenen Flickwerke, auch nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, ohne Ausnahme im Occident. Die starke Ueberredung von der Unbeweglichkeit der Erde, zu welcher der sinnliche Schein verleitet, das Almagest, als damalige Hauptquelle der astronomischen Wissenschaften, die abergläubische Verehrung des Aristoteles und der Glaube, einige Schriftstellen wörtlich nehmen zu müssen, waren die Stützen, auf welchen es, bis zur Mitte des 16. Jahrh. unerschüttert ruhte. Jetzt trat Nikolaus Copernicus auf, welcher 1472 zu Thorn geboren wurde. Die Verwicklung der ptolemäischen Hypothesen, der gänzliche Mangel an Symmetrie und Ordnung und das Ungeheure der Vorstellung, daß sich eine solche Maschine so schnell um die Achse dreht, als zur täglichen Bewegung erfordert wird; alles Dieses empörte sich gegen den Gedanken, daß diese Anordnung das wahre Werk der so einfachen Natur darstellen könne. Er beschloß daher, aus den Schriften der Alten alle Meinungen vom Weltbau zu sammeln und zu vergleichen. S. über sein System den Art. Copernicus. Dasselbe hatte Jahre lang keine andern Folgen, als daß es die Mängel der ältern fühlbarer machte. Mehrere Gelehrte bemühten sich daher andere Systeme zu erfinden, welche von jenen Mängeln frei wären und dabei nicht gegen den allgemeinen Volksglauben anstießen. Unter denselben fand das Tychonische Weltsystem den mehresten Beifall. Tycho de Brahe setzte zwar die Erde unbewegt ins Mittel und ließ um sie den Mond und in größerer Entfernung, die Sonne laufen; den übrigen 5 Planeten aber gab er Bahnen, welche um die Sonne gingen, deren Mittelpunkt also durch die Bewegung der Sonne selbst am Kreise herumgeführt wird. Tychos Hypothese erklärt zwar die Erscheinungen völlig, aber immer nur noch durch höchst verwickelte und unnatürliche Bewegungen. Indeß wurde durch dieselbe das ältere System verdrängt und man folgte diesem neuern fast allgemein, bis Galilei (s. d.), im Anfange des 17. Jahrh., den Himmel mit Fernröhren genauer beobachtete, als es bis dahin hatte geschehen können. Er fand das Ab- und Zunehmen der Venus und des Merkurs, das Daseyn der Jupitersmonden, die Aehnlichkeit des Mondes mit der Erde, die Flecken der Sonne und deren Umdrehung um ihre Achse. Es ward nun unwidersprechlich gewiß, daß Venus und Merkur um die Sonne laufen, daß alle Planeten dunkel sind und von der Sonne erleuchtet werden, daß sich Weltkörper um Achsen drehen können, daß die Erde nebst ihrem Monde sich in völlig gleichem Falle mit dem System des Jupiters und seiner Monden befinde und daß die Sonne als der einzig leuchtende und bei weitem größte Körper sich vor allen übrigen als der vornehmste des Systems auszeichne. Die Copernicanische Weltordnung wurde hierdurch bestätigt und fand in allen Ländern Europens immer zahlreichere Anhänger, bis endlich mehrere seiner gelehrten Vertheidiger, unter diesen besonders Kepler und Newton, ihm den Sieg verschafften, sodaß es von allen Astronomen angenommen wurde. Die Sonne verlor nun ihre Stelle unter den Planeten, welche dagegen die Erde einnahm, und der Mond wurde ein bloßer Trabant der Erde. Man zählte jetzt nur 6 Planeten, bis in neuern Zeiten Uranus und vor kurzem Vesta, Juno, Ceres und Pallas entdeckt wurden. Dieses jetzt allgemein gültige System sinnlicher darzustellen, hat man Planeten- oder Welt-Maschinen erfunden, welche die Bewegung der himmlischen Körper im Kleinen durch Kugeln darstellen, die durch Räderwerk in Bewegung gesetzt werden. Wir besorgen, daß manche unserer Leser diesen Artikel, so lang er auch verhältnißmäßig ist, nicht weitläufig oder deutlich genug finden werden, gestehen auch gern, daß wir ihm ohne Kupfer die von uns selbst gewünschte

Deutlichkeit nicht zu geben vermochten; Leser, welche sich ausführlicher zu unterrichten wünschten, können jedoch diesen Wunsch leicht erfüllt sehen, wenn sie Bode, Lalande, Kästners oder Anderer astronomische Lehrbücher oder auch Gehlers oder Fischers physisches Wörterbuch nachschlagen. Vergl. Weltall.

Weltumsegler. Ueber dieselben bis auf Krusenstern s. Reisen. Der russ. Capt. Krusenstern, der 23. Erdumschiffer, fuhr vom 60° N. B. bis zum 60° S. B. der andern Hemisphäre: und auf dieser mehr als 3jährigen Reise starb ihm nicht ein Mann. Wie reich die Ausbeute in wissenschaftlicher Hinsicht war, beweisen 3 im Drucke erschienene Beschreibungen dieser Entdeckungsreise, welche Alexanders Regierung verherrlicht. Der Kaiser hatte für das wissenschaftliche Gelingen dieser Nationalunternehmung Alles gethan und u. A. die besten Instrumente von Troughton, Arnold und Pennington ankaufen lassen. Er belohnte die Seefahrer mit kaiserl. Freigebigkeit. Außer dem Astronomen Horner aus der Schweiz, den Naturforschern Tilesius aus Leipzig, Langsdorf und dem Arzte Laband, war kein Ausländer am Borde. Dem Cap.=Lieut. Lisanskoy übergab er die Führung der Newa. Am 5. Oct. 1803 verließ er die Rhede von Falmouth. Den 26. Nov. wehte zum ersten Male die russische Flagge jenseits des Aequators, und den 19. Aug. 1806 kehrte die Nadeshda nach Kronstadt zurück. Vgl. Reise um die Welt in den Jahren 1803—6, auf Befehl Sr. Maj. K. Alexanders I. auf dem Schiffe Nadeshda (die Hoffnung) und Newa, unter dem Commando des Cap. von der kaiserl. Marine, A. J. v. Krusenstern. (Petersburg, auf Kosten des Verf., 1—3. Thl., 1810—12, 4.) Die beiden ersten Theile enthalten die Erzählung der Reise; der 3. Theil enthält naturhistorische und physikalisch=nautische Abhandlungen von Hofr. Tilesius, D. Karl Espenberg, Hofrath Horner und dem Capt. Krusenstern. Der Atlas in 6 Heften enthält 16 Bl. über Japan und naturhistorische und ethnographische Abbildungen vom Hofr. Tilesius. Eine 2. Aufl. dieses Werks erschien in Berlin in 12. 1811 — 12, mit dem Bildnisse des Verfassers und mit Kupf. Eine engl. Uebersetzung der Krusenstern'schen Reise von Goppner ist unvollständig und durch eine Menge Fehler entstellt. — Auch Capit. Lisanskoy hat die auf der Newa gemachte Reise um die Welt in russ. Sprache beschrieben (Petersburg 1813, 2 Thle., vom Hofr. D. Pasner deutsch übersetzt), und der k. russ. Hofr. G. H. v. Langsdorf Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803 bis 4 (2 Bde., 4., mit Kupf., Frankfurt a. M. 1812) herausgegeben, wovon jedoch nur der erste Band die Krusenstern'sche Reise betrifft, da der Verf. 1805 die Expedition in Kamtschatka verließ und seine Reise von den Aleuten aus zu Lande durch Sibirien endigte. Auch dieses Werk ist ins Englische übersetzt. Krusenstern entdeckte die Orloffsinseln und durch ihn wurden die neuen Marquesas= oder Washingtonsinseln, besonders Nukahiwa, und die Meerenge von Sangaar bekannter. Vorzüglich gewann die Geographie von Australien, die der japanischen Küste und der Inseln des chinesischen Meeres. Die östlich von Japan gelegene Insel aber, welche die Spanier 1610 entdeckt haben sollten, konnte Krusenstern so wenig finden als vor ihm Vries und La Peyrouse. Dagegen untersuchte er genau die Westküste der Insel Jedso, die Straße La Peyrouse und die Küsten der Insel Sachalin. Der Wunsch, die Handelsverbindungen mit Japan wieder anzuknüpfen, mißlang. — Otto v. Kotzebue, Sohn des Dichters August von Kotzebue, russ. Marine=Capitain, welcher schon als Seekadet bei der Krusensternischen Reise gewesen war, trat im Aug. 1814 auf Kosten des Grafen Romanzoff mit dem Schiffe Rurik eine Reise um die Welt an, kam 1818 zurück, und sein Bericht über dieselbe erschien 1821 in Weimar. 1824 unternahm er eine dritte Reise um die Welt

als Befehlshaber eines kaiserl. Kriegsschiffs, entdeckte in der Südsee 2 Inseln, erreichte im Juni 1824 Kamtschatka und kehrte im Juli 1826 nach Kronstadt zurück. Sein Begleiter, D. Eschholz, gab in London eine Beschr. der Reise (2 Bde. mit Kpf.) heraus. — Alle angestellte Versuche, mittelst einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in den großen oder in den stillen Ocean zu gelangen und dann südwärts die alte und die neue Welt zu umsegeln, sind bis jetzt nicht gelungen. (S. Nordpolexpedition.) Der russ. Capitain Bellinghausen drang i. J. 1820 bis zum 70° des Südpols vor. Die neueste Voy. autour du monde ist die des Freg.-Cap. Duperrai mit der Coquille auf Befehl Ludwigs XVIII. in d. J. 1822 — 25 (6 Bde., 4., m. e. Atlas von 375 Bl., erscheint heftweise Paris 1828).

Weltweisheit ist nach Kant das System der philosophischen Kenntnisse, oder der Vernunfterkenntnisse aus Begriffen. (S. Philosophie.) Das ist der Schulbegriff von dieser Wissenschaft. Aber nur der Weltbegriff gibt dieser Wissenschaft Würde, d. i. einen absoluten Werth, den keine andere Wissenschaft hat. Man fragt doch immer am Ende: wozu dient das Philosophiren und was ist der Endzweck desselben — die Weltweisheit selbst als dem Schulbegriffe betrachtet? In dieser scholastischen Bedeutung des Worts geht Weltweisheit nur auf Geschicklichkeit, in Beziehung auf den Weltbegriff dagegen auf die Nützlichkeit. In der erstern Rücksicht ist sie also eine Lehre der Geschicklichkeit, in der letztern eine Lehre der Weisheit. Nach dem Weltbegriff ist also die Weltweisheit eine Gesetzgeberin der Vernunft und der Weltweise insofern nicht Vernunftkünstler, sondern Gesetzgeber. Der Vernunftkünstler oder Philodox, wie Sokrates ihn nennt, strebt bloß nach spekulativem Wissen. Der praktische Philosoph, der Lehrer der Weisheit durch Lehre und Beispiel, ist der wahre Weltweise. Was aber die Weltweisheit nach dem Weltbegriff betrifft, so kann man sie auch eine Wissenschaft von der höchsten Maxime des Gebrauchs unsrer Vernunft nennen. Denn Weltweisheit in dieser Bedeutung ist die Wissenschaft der Beziehung alles Erkenntnisses und Vernunftgebrauchs auf den Endzweck der menschlichen Vernunft, dem, als dem obersten, alle andern Zwecke subordinirt sind und sich in ihm zur Einheit vereinigen müssen. Das Feld der Weltweisheit in dieser weltbürgerlichen Bedeutung läßt sich auf folgende Fragen bringen: was kann ich wissen? was soll ich thun? was darf ich hoffen? was ist der Mensch? Die erste Frage beantwortet die Metaphysik, die zweite die Moral, die dritte die Religion und die vierte die Anthropologie. Der Weltweise muß also bestimmen können: die Quellen des menschlichen Wissens; den Umfang des möglichen und nützlichen Gebrauchs alles Wissens; und endlich die Grenzen der Vernunft. Das Letztere ist das Nöthigste, aber auch das Schwerste, um das sich aber der Philodox nicht bekümmert. Zu einem Weltweisen gehören hauptsächlich zwei Dinge: Kultur des Talents und der Geschicklichkeit, um sie zu allerlei Zwecken zu gebrauchen; Fertigkeit im Gebrauch aller Mittel zu beliebigen Zwecken. Es macht einige Schwierigkeit, die Grenzen zu bestimmen, wo der gemeine Verstandesgebrauch aufhört und der spekulative anfängt. Indessen gibt es doch hier ein ziemlich sicheres Unterscheidungszeichen, nämlich folgendes: Die Erkenntniß des Allgemeinen in abstracto ist spekulative Erkenntniß, die Erkenntniß des Allgemeinen in concreto, insofern sie reine Anschauungen zu Gegenständen hat, ist mathematische, insofern sie aber auf empirische Gegenstände geht, gemeine Erkenntniß. Philosophische Erkenntniß ist spekulative Erkenntniß der Vernunft und fängt also mit den Versuchen der gemeinen Vernunft, das Allgemeine in abstracto zu erkennen, an. Aus dieser Bestimmung des Unterschieds zwischen gemeinem und spekulativem Vernunftgebrauch läßt sich nun beurtheilen, von welchem Volke man den

Anfang des Philosophirens datiren müsse, nämlich von den Griechen. Die Griechen haben zuerst versucht, nicht an dem Leitfaden der Bilder die Vernunftkenntnisse zu kultiviren, sondern in abstracto; statt daß die andern Völker sich die Begriffe immer nur in concreto durch Bilder verständlich zu machen suchten. So gibt es noch heutiges Tages Völker (z. B. die Chineser und einige Indianer), welche die Natur der philosophischen Gegenstände (z. B. Gottes, der Unsterblichkeit der Seele u. s. w.) nicht nach Begriffen und Regeln in abstracto zu erforschen suchen. Bei den Persern und Arabern findet sich zwar einiger spekulativer Vernunftgebrauch, allein die Regeln dazu haben sie vom Aristoteles, also doch von den Griechen entlehnt. In Zoroasters Zendavesta entdeckt man nicht die geringste Spur von Philosophie, eben dieses gilt auch von der gepriesenen ägyptischen Weisheit. — Tennemann charakterisirt die erste Periode der (griech. und römischen) Philosophie als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit. Sie bildet ein in sich vollendetes Ganzes, welches die Keime aller spätern Philosophien gewissermaßen insichträgt. Der griech. Geist erhob sich durch Poesie zur Philosophie. Die Theogonien, Kosmogenien und Gnomen leiteten die Philosophie ein und knüpften sie an die Religion an. In dem ersten Abschnitte dieser Periode, gleichsam dem Jugendalter der Philosophie, in welchem das Nachdenken noch unsystematisch und von der Poesie noch wenig getrennt war, suchte sie die Frage über den Ursprung der Natur und den Grundstoff der Welt a) in der ionischen Schule, die mit Thales (610 v. Chr.) beginnt, durch Nachdenken über die Natur und den Ursprung oder das Erste der natürlichen Dinge; dann b) durch die Formen der Anschauung, wie Pythagoras und seine Schule (die italische), ferner c) durch dialektische Entgegensetzung von Vernunft und Erfahrung in der eleatischen Schule, und d) durch Vereinigung beider in der atomistischen zu lösen. — Der Sophistik, welche die sittliche Ueberzeugung zu zerstören drohte, stellte sich Sokrates (um 422) entgegen und leitete das Interesse der Untersuchung zunächst auf die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen, worin ihm viele seiner Schüler folgten. Die Philosophie erhielt dadurch eine neue Richtung, welche erst durch seine Schüler, besonders Plato und Aristoteles, in systematischer Gestalt sichtbar wurde. Der zweite Abschnitt der ersten Periode beginnt daher mit Sokrates und dessen Schülern: a) Plato (seine Schule die akademische) und b) Aristoteles (seine Schule die peripatetische). Sie charakterisirt sich durch ein systematisches Streben, alle Gegenstände der Philosophie zu umfassen. Plato legte den Grund zu einer systematischen Philosophie, Aristoteles bildete das System einer Philosophie aus; Jener hielt sich mehr an die lebendige Vernunftanschauung, Dieser strebte das verständige Nachdenken über die Dinge zu entwickeln. Neben die akademische und peripatetische Schule stellen sich c) die stoische (von Zeno gestiftet) und d) die epikurische im Gegensatze auf. Alle diese Systeme bekämpfte die (von Pyrron gestiftete) skeptische Schule. Die übrigen sokratischen Schulen: e) die kyrenaische, megarische, kynische, elische und eretrische, folgten der einseitigen praktischen Richtung ihres Meisters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. „Wir sehen hier“, sagt Schulze von diesem Abschnitte, „den philosophischen Geist mit männlicher Bedachtsamkeit die Lösung der philosophischen Aufgaben und die philosophische Ergründung aller für die Menschheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen“. Daher hatten auch in diesem Abschnitte die Nachforschungen nach der Realität der menschlichen Erkenntniß eine so große Wichtigkeit. In dem dritten Abschnitte endlich zeigt sich der philosophierende Geist, wie er, mit den Schwächen des Alters behaftet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampf

ermüdet, auf Vereinigung der streitenden Parteien sinnt (bei Eklektikern), oder sich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Mysticismus wirft (bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Anführer Ammonius Saccas 193 v. Chr. war). Die Römer aber verbreiteten und pflegten nur die empfangene Philosophie. (Vergl. über diese Periode Griechische Philosophie und die Art. über einzelne Philosophen). Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters (800—1500 n. Chr.), oder der Scholastik, zeigt das Streben der Vernunft nach philosophischer Erkenntniß, unter dem Einflusse eines über sie erhabenen, durch die christliche Offenbarung gegebenen Princips, oder im Dienste der Kirche. (S. Scholastische Philosophie.) Die Araber, deren literarische Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griech. Philosophie und einzelne religiöse Philosopheme. Die dritte Periode, welche vom 15. Jahrh. beginnt, charakterisirt Tennemann durch ein freieres, selbstständiges, immer tiefer eindringendes Forschen nach den letzten Gründen und Streben nach systematischer Einheit der Erkenntnisse. Man bekämpfte zuerst die Scholastik durch Erinnerung an die alte griechische Philosophie in ihrer ursprünglichen Reinheit; nach diesem Kampfe, in welchem man die angemaßte Autorität besiegte, traten neue Ansichten auf, welche sich systematisch zu begründen strebten. Einige bauten auf die Erfahrung, wie Bacco und Locke. Ihnen entgegengesetzt, suchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philosophie anfangen, sie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch ein dialektisches Raisonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging und das subjektive Bewußtseyn und Denken als die Grundlage der Philosophie aufstellte, wodurch die idealistische Richtung der neuern Philosophie begründet wurde. Spinoza und Leibnitz verfolgten auf entgegengesetzten Seiten, Jener realistisch, Dieser idealistisch, den betretenen Weg des Nachdenkens. Der Geist des Letztern erlosch in dem Formalismus der Wolf'schen Schule und in einer eklektischen Popularphilosophie. Die Hume'sche Skeptik bahnte der Kant'schen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieser Kritik aber beginnt ein bedeutender Abschnitt der neuern Philosophie, weil Kant vornehmlich in Deutschland, wo seit Ende des 18. Jahrh. die Philosophie blühte, durch seine Kritik eine große Umwälzung bewirkte. (S. Kant und Kritik.) Unbefriedigt durch die Kritik, traten bald nach ihrem Erscheinen die neuern Systeme der Wissenschaftslehre von Fichte und der Identitätslehre oder der Philosophie des Absoluten von Schelling auf. Gegen sie kämpfte vorzüglich die Mystik Jacobi's und seine Schüler. Die Aufgabe mehrerer neuerer Bearbeiter der Philosophie ist, die Wissenschaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (s. Deutsche Philosophie), die einzelnen Theile der Philosophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden und in einen organischen Zusammenhang zu bringen.

Wenceslaus (Wenzel), ältester Sohn des Kaisers Karl IV. aus dem luxemburgischen Hause, geb. 1361, deutscher Kaiser oder vielmehr König, da er nicht vom Papste gekrönt worden war, und König von Böhmen. Zur Erziehung des Knaben bestimmte der kaiserliche Vater Petrarka; aber dieser lehnte den Ruf ab; auch würden die weisesten Männer den Knaben nicht zu seinem hohen Berufe haben bilden können; denn schon von früher Jugend an nahm seine Erziehung einen verkehrten Weg. Im 2ten Jahre ward er zum Könige von Böhmen gekrönt; im 6ten belehnte er schon einen Herzog mit einem Staate, im 10ten nahm er eine Frau, im 12ten ward er mit der Mark Brandenburg belehnt und kaum 18 Jahr alt folgte er seinem Vater auf den deutschen Thron. Der sterbende Kaiser gab ihm auf dem Todesbette noch den Rath: es nicht mit den Deutschen, dem Papste und den Pfaffen zu

verderben. Karl IV. konnte gut Rath geben; denn er hatte es in seinem Leben so ziemlich mit allen dreien verdorben. Ohne Sorgfalt für die innere Wohlfahrt wie für die äußere Hoheit des Kaiserreiches, betrachtete und behandelte er es bloß als einen Gegenstand seines Privatvortheils, als ein zum eigenen Besten erworbenes, und wegen der vorübergehenden Dauer um so emsiger zu nützendes Besitzthum. Unthätig sah er den neu umsichgreifenden Befehdungen und Verbrechen der Gewaltthat zu; ja er ermunterte durch eigenes Beispiel wie durch die Kraftlosigkeit seiner Gegenverfügungen die Keckheit der Bösen. Während er sich des Schaugepränges der kaiserlichen Majestät erfreute, und die Großen des Reichs zu knechtischen Dienstverrichtungen um seine Person erniedrigte, befestigte er durch Zulassung und Gesetze die selbstständige Hoheit der Fürsten und beförderte die Auflösung des Reichsverbandes. In solchen Zeiten sollte der schwache unreife Jüngling das Reichsscepter mit fester Hand führen; es war wirklich zu viel von ihm verlangt. König Wenzel ist leidenschaftlich von Vielen geschmäht, von Andern wohlwollend vertheidigt worden; aber sehr wenig gehört zu einem guten Fürsten, wenn Wenzel Lob oder auch nur Entschuldigung verdient. Er war nicht ohne Talent, aber ohne Thätigkeit und guten Willen. Vom Kindesalter an durch Hoheitsgepränge und Schmeichelei verwöhnt, und mit 17 Jahren an die Spitze der Nationen gestellt, nahm er jenen Herrscherstolz an, welcher auch dem Kräftigsten nicht ziemt, an dem Schwachen aber doppelt gehässig ist. Willkür und Laune waren sein Gesetz. Gegenvorstellungen, Berufung auf Rechte schienen ihm Verbrechen. Nicht ahnend, was die Pflicht des Regenten heische, schändete er sich durch Völlerei und gemeine Lust, er vergaß zu regieren, da er nur zu genießen begehrte, und überließ sich wider Unterthanen und Bürger demjenigen Jachzorn, der selbst wider Knechte verwerflich ist. Was er Löbliches unternahm, oder Kluges ordnete, geschah in vorübergehender Laune, ohne Nachdruck und Beharrlichkeit. Er verschmähte es, oder verstund nicht, des Volkes Liebe zu erwerben, und erkannte den Werth der ihm erwiesenen Treue nicht. Die Schwäche des Kaisers erhob den Trotz der Großen, nur die willkürliche Macht gebot und das Schwert entschied. Am meisten lag der Druck und die Gewaltthat der Fürsten auf den Städten. Was diese vom Kaiser nicht zu erhalten vermochten, suchten sie sich selbsten zu geben, Schutz und Sicherheit. Zu diesem Zwecke entstand daher 1376 und 1381 der große schwäbische und rheinische Städtebund; ihm entgegen verbündeten sich die Fürsten und der Adel. Der König wußte nicht, durch was er dem Unheil steuern sollte. Die Kriege der Bünde waren verwüstender, als jene der Einzelnen. Dem Reich drohte Auflösung. Ein weiser König, seine edle Bestimmung und die wahre Stütze seiner Macht erkennend, würde fest an die Städte sich angeschlossen, durch ihre Macht den Trotz der Großen gebrochen, auf Bürgertreue, Recht und Ordnung das Glück des Staates wie den Ruhm seiner Verwaltung gebaut haben. Aber Wenceslaw, wiewohl er mitunter — etwa aus Groll wider die trotzigen Fürsten — zu den Städten sich hinneigte, that es doch weder entschieden noch beharrlich genug. Ja, er ließ endlich von den Großen sich völlig einnehmen wider die den Geburtsstolz kränkende Bürgermacht, und hob die Bündnisse sämmtlich auf. Anarchie und zahllose Befehdungen waren die Folgen davon. Denn die Verordnungen und Eide wegen des Landfriedens waren unkräftig gegen den Sturm der Leidenschaften, und der Vorschlag des Königs zu einer allgemeinen Verbindung der Reichsglieder blieb ein leerer Traum. Wenn Karl IV. von den Deutschen wenig geliebt ward, so blieb er doch seinen Böhmen theuer; Wenceslaw verscherzte auch die Anhänglichkeit seiner Erbunterthanen durch Erpressung und willkürliche Strenge. Wohl waren es mehr die Großen als

das Volk, mit welchen er allernächst zerfiel, aber die Mißhandlung, die man wider ihn sich erlaubte, zeigt von allgemeiner Verachtung. Denn dreimal setzten — unter Leitung Sigismunds seines Bruders, und Jodoc's seines Neffen — die böhmischen Stände ihn gefangen, dreimal entkam er der Haft, und blieb ungebessert. Bald ward das Mißvergnügen auch in Deutschland laut. Die ungetreuen Verwandten des Königs, zumal Sigismund, welchen er zum Reichsverweser ernannt hatte, nährten es heimlich. Der Papst, erbittert durch Wenzels Einmischung in das damalige Schisma, brachte es zum Ausbruch. Was den Unmuth zum Höchsten brachte, war, daß der Kaiser Wenceslaus, nach dem Beispiele seines Vaters, Karls IV., die noch übrigen Krongüter in Italien, davon er doch keine Vortheile mehr ziehen konnte, veräußerte. Er machte den Galeazo Visconti zum Herzoge von Mailand und Grafen von Pavia, Parma und Piacenza, bloß mit Vorbehalt der schwachen Rechte der Lehnsherrschaft. Einige Kurfürsten, die mit dieser Veräußerung unzufrieden waren, traten sogleich in eine Verbindung wider ihn. Zu unbekümmert wegen dieser Verbindung, kam er i. J. 1398 nach Rheims, um sich mit dem Könige von Frankreich wegen der Mittel zur Endigung der Kirchenspaltung zu bereden. Er nahm es als Schirmvoigt der römischen Kirche auf sich, die Absetzung der beiden Päpste zu betreiben. Der Papst zu Rom, Bonifacius der Neunte, kam dem Streiche zuvor, und bewog die 3 geistlichen Kurfürsten zur offenbaren Empörung. Kurpfalz verband sich mit ihnen. Die päpstlichen Nuntien beseelten und lenkten die Mitverschwornen. Wenceslaus ward endlich i. J. 1400 abgesetzt, weil er die Reichsgüter verschwendet, die Regierungsangelegenheiten vernachlässiget, die kaiserliche Würde durch seine Aufführung entehret, weil er der Kirche nicht zum Frieden geholfen, den Visconti für Geld zum Herzoge von Mailand gemacht, Vieles vom Reiche getrennt, Blankete zum freien Gebrauche der Inhaber ausgestellt, den Befehdungen nicht abgeholfen habe, auch grausam und tyrannisch gewesen sey. Ist es wohl wahrscheinlich, daß man es bei dergleichen Beschuldigungen würde haben bewenden lassen, wenn der Kaiser solch ein Ungeheuer gewesen wäre, als ihn seine Feinde schildern? Die Böhmen, seine Unterthanen, hatten ihn vier Monate hindurch in gefänglicher Haft gehalten, weil er sie an Beraubung und Ermordung der Juden verhindert hatte. Daß er es mit der wider die beiden Päpste gerichteten Kirchenversammlung zu Pisa hielt, kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden; denn er wünschte den Kirchenfrieden, wenngleich er für ihn wenig that. Daß er den berühmten Johann Huß in Schutz nahm: das war es ohne Zweifel, was ihn in den Augen der Gegenpartei so schändlich machte. Die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und der Pfalz erwählten hierauf den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz zum Könige. Seine Ernennung war das Werk einer Partei. Dem Reiche blieb er fremd. Und es zeigte sich auch jetzt wieder die Rechtsliebe der Städte. Sie fielen nicht ab von Wenzel, so wenig er ihnen Gutes gethan, so vieles sie vom Gegenkönig hoffen mochten oder fürchten. Aachen hielt eine 5jährige Belagerung aus. Nürnberg u. a. begehrten, bevor sie den Pfälzer erkennten, ihre Pflicht von Wenzel selbst entlassen zu werden. Er, wie wir lesen, taxirte ihre Treue, und bedang sich für die Entlassung einige Fuder Wein. Ruprecht war so wenig als Wenzel im Stande, den Uebeln zu steuern. Inzwischen gerieth Wenzel mit seinem Bruder Sigismund, König von Ungarn, in einen neuen Streit, dessen Folge war, daß Wenzel 1½ Jahr zu Wien gefangen gehalten wurde. Nach seiner Befreiung schlug ihm Ruprecht Vergleichsverträge vor, die Wenzel nicht annahm. Der schismatische Papst Gregorius XII. hatte einen eifrigen Vertheidiger an Ruprecht, der sich noch immer auf dem kaiserlichen Throne erhielt. Die Deutschen, die dieses

Papstes überdrüssig wurden, entfernten sich auch von seinem Beschützer, und machten eine furchterliche Verschwörung. Der Tod Ruprechts, der im Jahr 1410 erfolgte, kam ihren Anschlägen zuvor. Wenceslaus, der bis auf sein Königreich Böhmen zurück gebracht war, begab sich, nach einigen vergeblichen Bemühungen zur Wiederbesteigung des kaiserlichen Thrones, seiner Ansprüche auf denselben, jedoch mit der Bedingung, daß ein Prinz aus seinem Hause zum Kaiser erwählt würde. Zwei Wahlen, die eine zum Besten seines Vetters, des Markgrafen von Mähren, die andere zum Besten seines Bruders, Sigismund, Königs von Ungarn, ließen einen Bürgerkrieg erwarten. Weil aber der Erstere bald darauf starb, so fielen alle Stimmen auf Sigismund, einen feurigen und unermüdeten Prinzen, der allein den Kirchenfrieden wieder herzustellen vermögend war; und eben das ließ er auch seine vornehmste Sorge seyn. Von jetzt an lebte Wenzel in seinem Erbreiche Böhmen in gewöhnlicher Unthätigkeit, bis das Concilium von Constanz durch Verbrennung von Johann Huß, den Wenzel eifrig zu schützen suchte, ganz Böhmen in Gährung brachte. Als die Böhmen den schrecklichen Tod ihres geliebten Reformators und seines edlen Freundes, Hieronymus von Prag, vernahmen, geriethen sie in große Bewegung. Die Anhänger der neuen Lehre, hochbegeistert für dieselbe und rachedürstend, rotteten sich zusammen, den Kelch, das Symbol ihrer Glaubenserneuerung (das zwar nicht von Huß, sondern von Jakob von Mieß herrührte) triumphirend herumtragend, und drohende Waffenspiele mit gottesdienstlichen Gebräuchen vereinbarend. Nikolaus von Hussinecz, der Gutsherr von Hussens Geburtsort, und Johann von Trocz: now, genannt Ziska, die sich zu ihren Häuptern aufwarfen, lagerten sich mit einem starken Heer auf einem Berge im bechinger Kreis. Die Taboriten — also wurden die Scharen von solchem Lager (Tabor), welches sich später in eine Stadt verwandelte, genannt, verbreiteten bald die Schrecken des Bürgerkrieges über das ganze Land. In Prag selbst ward das Rathhaus erstürmt, ein Theil der Räthe aus den Fenstern in die Spieße der Unterstehenden gestürzt, und manch anderer Gräuel verübt (1419, 30. Juli). Vor Zorn und Schrecken starb gleich darauf der König Wenzel in demselben Jahre, dessen träge Fahrlässigkeit die Kühnheit der Empörer ermuntert hatte.

Wendekreise (Tropici) nennt man in der Astronomie und Geographie Kreise, welche zu jeder Seite des Aequators, parallel mit ihm durch die Sonnenwendepunkte gezogen werden. Der eine heißt der nördliche oder auch Wendekreis des Krebses, und der südliche heißt auch Wendekreis des Steinbocks. Jeder steht 23° 29′ vom Aequator ab. Zwei Kreise auf dem Erdglobus in gleicher Entfernung von dessen Aequator, erhalten ebenfalls obige Namen. Der Raum, den sie einschließen, wird die heiße Zone genannt, und alle Strahlen der Sonne fallen dort beinahe senkrecht nieder.

Wendeltreppe, deren Stufen ringsherum um eine Spindel laufen, weßhalb solche nicht gleich breit seyn können, folglich zu vermeiden sind, wo man nur kann, und bloß da anzuwenden, wo der Raum zu klein ist und zu einer Treppe nicht anders benutzt werden kann. 2) Wird wegen der ähnlichen Figur eine einschalige Conchylie so genannt. Es gibt mehrere Arten derselben, von denen die vorzüglichste die echte Wendeltreppe ist, mit von einander abstehenden, frei um eine Spindel laufenden Windungen. Sie findet sich auf die Küste Coromandel in Ostindien, ist gegen zwei Zoll lang, und wurde zuweilen mit 1000 Thalern und mehr bezahlt.

Wenden, ein Volk sarmatischen Stammes, auf deren Heimath — als meistens außer dem geographischen Gesichtskreis der Alten gelegen — ein noch weit abschreckenderes Dunkel ruht, als auf andern Völkern, die eine Woge in dem großen Ocean der Völkerwanderung bildeten. Vom adriati:

schen bis zum baltischen Meer, von der Elbe zum Don ist die wendische Sprache, das wendische Blut ausgebreitet, ja die erste wird — neben den einheimischen Zungen — als jene des herrschenden Volkes bis zum Eismeer und zu den Kurilen geredet: aber wer eigentlich die Wenden, oder von wannen und wessen Stammes sie seyen? ist unentschieden. Sonst hielt man sie fast allgemein für Sarmaten, da Tacitus und mit ihm die andern Hauptschriftsteller in Osten der Germanier unmittelbar die Sarmaten setzten. Aber weil Tacitus zweifelt, zu welchem der beiden Völkerstämme er die Veneder zählen solle, und die Aehnlichkeit einiger ihrer Sitten mit germanischen bemerkt; so haben Neuere die Wenden für Deutsche erklärt; ja Gatterer ist geneigt, sie für eins mit den Vindelern oder Vandalen des Plinius zu halten (d. h. die alten Wenden: die spätern Wenden aber seyen von Süden eingewanderte Slaven gewesen, welche dann, nach ihrer gewöhnlichen Sitte, von dem neuen Vaterland, dem Land der Wenden, sich selber benannt hätten); wichtige Gründe, welche gegen solche Meinung streiten, haben die dritte Hypothese veranlaßt, wornach die Wenden ein eigenes Stammvolk wären, welches die östlichen Germanen in Norden von den Finnen, in Süden von den Sarmaten geschieden habe. Aber die Vervielfältigung der Stammvölker, wo nicht auffallende Verschiedenheiten in den Charakterzügen, nach Sitten, Gestalt und Sprache, erscheinen, ist nicht wohl zu rechtfertigen; und solche wichtige Verschiedenheiten zwischen Wenden und Sarmaten lassen sich keine erweisen. Denn ob auch die westlichen Wenden ihren Nachbarn, den Germanen, in Einigem ähnlich, demnach von dem entferntern Sarmaten verschieden gewesen: so läßt sich solches aus der auf der Grenze unvermeidlichen Vermischung des Blutes benachbarter Stämme oder aus gegenseitiger (die Bastarner, eine germanische Nation an den Karpathen, waren in Sitte und Lebensweise den Sarmaten, mit welchen sie zusammen grenzten, nicht minder ähnlich, als die Wenden den Deutschen) Nachahmung der Sitten erklären; und so mögen wir gleichfalls annehmen, daß die östlichsten sarmatischen Horden durch allmählige Uebergänge den Finnen und den (asiatischen) Skythen näher gekommen; die reine sarmatische Sitte aber nur bei den mittlern Stämmen ganz deutlich herrschend gewesen. Die charakteristischen Züge, unter welchen die Sarmaten erscheinen, und welche wir auch bei den Wenden und Slaven meistens erkennen, bestunden, außer der eigenen (slavischen) Sprache, in der schwarzen Haar- und Augenfarbe, in fliegenden Gewändern, tragbaren Gezelten, in der Vielweiberei, in dem vorherrschenden Gebrauch der Pferde; wogegen die Germanier durch blondes Haar, enganliegende Kleidung, Monogamie, festere Hütten und Ueberzahl des Fußvolkes im Krieg sich unterschieden. Demnach wäre die Einheit des wendischen mit dem sarmatischen Stamm allerdings glaubwürdig; aber wir mögen zur Bezeichnung desselben entweder den alten Namen der Sarmaten, oder den neueren der Wenden wählen. Die große Ausbreitung der eigentlich wendischen und dagegen das Schwankende in der Aufzählung der sarmatischen Völker (deren mehrere wohl zu asiatischen Skythen gehören) spricht für die neuere Benennung. Das erste historische Licht, welches (aus Jornandes) auf die Wenden fällt, zeigt uns dieselben in drei Hauptstämme, die eigentlichen Wenden, die Slaven, und die Anten getheilt, wovon die ersten an Deutschlands nördlichen Grenzen, die zweiten von der obern Weichsel bis gegen den Dniester, die dritten von da bis zum Dnieper hausten. Aber die Begrenzung ihrer Sitze war schwankend und wandelbar, deutsche, finnische und skythische, oder auch verwandte aber anders benannte sarmatische Stämme, in bunter Vermischung, drängten sich neben und zwischen sie; und große, allgemeine Strömungen wurden

durch äußere Revolutionen veranlaßt. Als die Völker des nördlichen Deutschlands in allgemeiner Bewegung gegen den Süden drangen, so rückten viele Stämme der Wenden in die verlassenen oder nur noch dünne bewohnten Gegenden des nordöstlichen Deutschlands ein. Der Zug der Gothen von den Mündungen der Weichsel zu jenen des Dniepers brachte die meisten sarmatischen Stämme in — ausweichende, widerstrebende, oder folgsame — Bewegung; Hermanrich's starker Arm eroberte, erschütterte wenigstens, das ganze wendische Land; und sowohl der Einfall der Hunnen in Europa und Attila's Schwert, als nach dessen Tod die Auflösung des hunnischen Reiches gaben den Anstoß zu neuer Bewegung. Endlich wurden viele von den südlich gezogenen Stämmen durch abermaligen Stoß asiatischer Völker, als der Bulgarn, Avaren, Ungarn und Wlachen wieder zurück nach Norden getrieben; andere durch die Feindseligkeiten der aufstrebenden Franken gehemmt; und durch alle diese wechselnden Einwirkungen die Anlässe zur Ueberschwemmung deutscher, griechischer, skythischer und finnischer Länder, und zur Stiftung vieler theils ephemerer, theils bleibender wendischer Staaten gegeben. Weder die Zeit solcher Stiftungen, noch ob sie durch Wenden, Slaven oder Anten geschehen, läßt sich überall mit Bestimmtheit angeben. Großchrobatien in Ostböhmen, Schlesien und Lodomerien, Groserblien in Meißen, Westböhmen und Mähren, sollen am Ende des 5. Jahrh. von vermischten wendischen und slavischen Stämme; nach der Zertrümmerung dieser Reiche durch die Avaren und Franken, abermals von Wenden und Slaven Großmähren und Böhmen, (in diesen Provinzen und südlich in Oestreich ward über viele slavische Stämme im 7. Jahrh. von einem fränkischen Kaufmann, Samo, eine zwar ausgedehnte, aber mit ihm selbst wieder verschwindende, und darum wenig folgenreiche Herrschaft mit Glück und Ruhm geführt); von Slaven allein oder vorzüglich die donauischen und illyrischen Reiche oder Fürstenthümer, Dalmatien, Croatien, Friaul, Kärnthen, Slavonien, Servien und Bosnien, von den Anten aber (deren Name später unter den nachströmenden asiatischen Horden verschwand) die russischen Staaten Kiev und Nowgorod, und das polnische Reich — insgesammt vor dem 7. Jahrh. — gestiftet worden seyn. Unter den ins nordöstliche Deutschland eingewanderten Stämmen machten insbesondere die Pommern, die Uker, Lutizer, deren Name noch heute in ihren Wohnsitzen lebt, die Wilzen zwischen der niedern Oder und Elbe, die Sorben in Meißen und dem südlichen Brandenburg, und die mächtigen Obotriten im Mecklenburgischen ihren Namen berühmt. — Wie die meisten nordischen Völker waren auch sie eine kriegerische Nation und schlugen sich häufig mit ihren Nachbarn herum. Im 7. Jahrh. führten sie Kriege mit den Franken, die aber unglücklich für sie ausfielen. Sie mußten sogar den Siegern Tribut bezahlen. Gegen die Deutschen verbanden sie sich häufig mit den Böhmen und Ungarn und führten hartnäckigen Krieg mit ihnen, bis sie 934 von Heinrich I. bei Merseburg und 948 von Otto besiegt wurden. Um die Besiegten niederzuhalten, errichteten die deutschen Könige die Markgrafschaften Meißen, Nordhausen und Lausitz, und um sie zum Christenthum zu bekehren, die Stifter zu Merseburg, Meißen, Zeitz und Magdeburg. Die Wenden mußten ihre Städte verlassen, welche Deutsche bezogen. Die Kriegsgefangenen wurden den Klöstern und Adeligen als Leibeigene übergeben. 1047 schuf Gottschalk ein wendisches oder obotritisches Königreich, was unter der Hoheit der sächsischen Herzöge und der deutschen Könige stand. Sein Streben, die Wenden mit den Deutschen innig zu verschmelzen, gefiel aber so wenig, daß er 1066 ermordet ward. Sein Sohn Heinrich stellte es 1105 wieder her: doch ward es nach dem Tode des Herzogs von Schleswig, Knud, der es zum

Lehen erhielt, in mehrere kleinere Staaten gespalten. Die Wenden wurden nur langsam zum Christenthum bekehrt und ihre heidnischen Religionsgebräuche vermählten sich dergestallt mit den christlichen, daß man noch mehrere Jahrhunderte hindurch den Götzendiener im Christen erkannte. Selbst die Wenden in der Ober- und Niederlausitz bewahren noch unzweideutige Reste von der Sprache, den Sitten und Gebräuchen ihrer Ahnen. Der Wende ist treu und arbeitsam, wenngleich zurückhaltend und etwas mißtrauisch, was man dem Drucke, der auf ihm lag, zuschreiben muß. Die Wenden bilden einen kräftigen Menschenschlag, der gute Soldaten liefert. Ihre Sprache ist ein Zweig des slawischen Sprachstammes und stimmt mit der böhmischen, polnischen und russischen so sehr überein, daß diese Völker sich gegenseitig leicht verständigen können. In der neuern Zeit scheint man ihre Cultivirung mehr zu beachten. Uebersetzungen deutscher Gedichte in die wendische Sprache fielen sehr glücklich aus.

Wenzel (zwei Gebrüder, Joseph und Karl). Sie waren Söhne eines Arztes und Professors zu Mainz; der Erste ward 1768, der Zweite 1769 zu Mainz geb. Sie ergriffen Beide den Stand ihres Vaters und studirten auf der damals durch die Bemühungen des großen Anatomen Sömmering und andrer ausgezeichneten Männer wieder aufblühenden Universität zu Mainz Medizin. 1794 empfingen Beide an demselben Tage unter dem Vorsitze Sömmering's den Doktorhut, reisten dann 2 Jahre durch Deutschland und Italien. Nach Mainz zurückgekehrt, praktizirten Beide gemeinschaftlich, welches brüderliche Verhältniß auch dann nicht aufgelöst wurde, als Karl sich 1795 in Frankfurt niederließ. Mit derselben Einigkeit traten sie auch als medizinische Schriftsteller auf, und selbst nach dem Tode des Aeltern gab Karl noch Werke heraus, worin man den Geist und die Gründlichkeit des Verstorbenen erkannte. Ihre vorzüglichern Werke bestehen in Abhandlungen über die Struktur und Krankheiten des Gehöres, über den Kretinismus, über geburtshülfliche Gegenstände. Einen großen Ruf erwarb sich das Werk, was sie gemeinschaftlich in lateinischer Sprache unter dem Titel herausgegeben: Ueber die innere Struktur des Menschen- und Thiergehirns. Nach dem Tode des ältern Bruders gab Karl noch einige Prachtwerke unter seinem Namen heraus; als über die Krankheiten des Uterus, des Rückengrathes; über Induration und über künstliche Frühgeburt. Joseph starb zu Mainz 1808. Er war nie verheirathet, ein tiefer, ungemein fleißiger Mann, der wahrscheinlich an Gründlichkeit und Umfang der Kenntnisse seinen Bruder übertraf, der 1827 im Okt. verschied. Er hatte die einzige Tochter Sömmering's zur Gattin. Ein menschenliebender Mann, verwandte er die Einkünfte einer ergiebigen Praxis auf wohlthätige Zwecke. Beide Brüder waren als Mitglieder in viele gelehrte Gesellschaften aufgenommen. Karl's Verdienste wurden noch überdieß durch Orden von dem Fürsten Primas, Rußland und Preußen geehrt und belohnt.

Werden, kleine Stadt von 300 Häusern und 2150 Einw. in der ehemaligen Grafschaft Mark, jetzt zum düsseldorfer Regierungsbezirk der preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg gehörend, an der Ruhr. Sonst befand sich hier eine reichsfreie Mannsabtei Benediktiner-Ordens, welche 777, nach Andern 790, von dem heil. Ludgero, ersten Bischof zu Münster, gestiftet und von Karl d. Gr. durch ein Diplom bestätigt wurde. Der Abt ward unter die gefürsteten Prälaten und unmittelbaren Stände des deutschen Reichs gezählt und war beständiger Direktor der rheinischen Prälatenbank. Werden's Einwohner sind evangelisch. Es befindet sich hier jetzt im Abteigebäude ein großes Landeszuchthaus. Es gibt hier Tuchmanufakturen; Steinkohlen, Kalksteine, Eisen, Kupfer, Papierfabriken in der Umgegend.



Werder (Werd, Waerder, Wörth) heißt eigentlich eine Insel in einem Flusse; dann aber auch eine urbar und bewohnbar gemachte Sumpfgegend. In dieser letzten Bedeutung sind besonders die in Westpreußen gelegenen großen Werder, der danziger, marienburger und elbinger, bekannt. Es sind Landstriche zwischen Flüssen und stehenden Gewässern, ohne Berge, und sehr fruchtbar an Getreide und Graswuchs. Der danziger Werder (1500 Hufen) enthält 35 Dörfer. Bekannt sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegenen und zum Gebiet dieser Stadt gehörenden Inseln und Marschländer Billwerder, Ochsenwerder u. s. w.

Werf (Adrian van der), einer der vorzüglichsten Maler der niederländischen Schule, geb. zu Kralingerambacht bei Rotterdam 1659, bildete sich unter Cornelius Picolet und Eglen van der Neer, brachte den größten Theil seines Lebens in Diensten des Kurfürsten von der Pfalz zu, dessen besondere Gunst er sich erwarb. Werf ward von ihm mit Schätzen und Ehrenstellen überhäuft, in den Adelstand erhoben und erhielt jährlich 6000 Gulden, wofür er nur ¾ des J. bloß für ihn arbeiten mußte. Jedes Gemälde ward ihm dabei noch besonders bezahlt. Er starb in Rotterdam 1722 und hinterließ Bildnisse, kleine Historien, Gesellschaftsstücke u. a., die sich durch hohen Schwung und richtige Zeichnung auszeichnen, doch ist die Farbe des Fleisches nicht lebhaft genug, fällt etwas ins Gelbe und gleichet dem Elfenbein. Seine vorzüglichsten Gemälde schmücken die düsseldorfer Gallerie, jetzt in München; eine ganze Reihe seiner schönsten Werke sind in der dresdner Gallerie, darunter: die Verstoßung der Hagar, das Urtheil des Paris, eine eigene Familiengruppe und eine Verkündigung. Auch in Wien, Paris, Brüssel, Köln ꝛc. befinden sich Werke dieses Künstlers. Er beschäftigte sich auch mit der Baukunst, verbannte alle Kleinigkeiten aus den Verzierungen und entwarf den Riß zur Börse in Rotterdam. N. Verkolie, van Meurs, P. van Bleck, G. M. Preißler u. A. haben nach ihm gestochen. Sein Bruder, Peter, geb. 1655, starb zu Rotterdam 1718, copirte viele von seinen Gemälden, die von betrügerischen Kunsthändlern für Werke Adrians ausgegeben werden.

Werft, Schiffswerft, ein Ort am Meeresufer, wo die Schiffe ausgebessert oder kalfatert werden; eine Einrichtung in ansehnlichen Häfen, nebst den nöthigen Vorräthen und Anstalten für den Schiffbau, die Ausrüstung ꝛc. S. Schiff und Docke.

Werkmeister (Benedikt Maria von), einer der freisinnigsten kathol. Theologen neuerer Zeit, geb. zu Füssen im Allgau, studirte in der Reichsabtei Neresheim, Benediktinerordens, schöne Wissenschaften und Philosophie, wurde daselbst 1764 als Klosternoviz aufgenommen und legte im folg. J. die Ordensprofession ab. Er widmete sich nun der Theologie und dem Kirchenrecht, und von 1767—69 im Kloster Benediktbeuern vorzüglich den oriental. Sprachen und der Bibelexegese. 1769 wurde er zum Priester geweiht. 1770—72 war er Novizenmeister und Lehrer der Philosophie, dann bis 1774 Professor an dem bischöfl. Lyzeum zu Freisingen und nach seiner Zurückkunft ins Kloster Sekretär des Reichsprälaten, Bibliothekar und Archivar des Klosters. Von 1777—80 lehrte er abermals Philosophie zu Freisingen; war dann bis 1784 im Kloster Direktor der höhern und niedern Studien, Bibliothekar und Professor des Kirchenrechts. 1784 ward er von Herzog Karl als katholischer Hofprediger nach Stuttgart berufen. 1790 trat er mit Genehmigung des Papstes in den Weltpriesterstand über. Nach dem Tode des Herzogs hielt er sich mit einer Pension in Neresheim auf, war dann 1795 abermals Hofprediger des Herzogs Friedrich in Stuttgart, und ging im folg. Jahre als Pfarrer nach Steinbach, 5 Stunden von Stuttgart.

1807 ward er königl. würtemb. kathol. geistl. Rath, 1808 Ritter des Civilverdienstordens, 1816 Mitglied der königl. Oberstudiendirektion, 1817 kathol. Oberkirchenrath. 1819 feierte er sein Priesterjubiläum. Er starb 1823. Von den zahlreichen Schriften dieses hellsehenden deutschen Gottesgelehrten nennen wir, der vielen trefflichen Predigten nicht zu gedenken: Ueber die christliche Toleranz (1784); Gesangbuch für die kathol. Hofkapelle zu Stuttgart (4. Aufl. 1794); Ueber die deutschen Meß= und Abendmahlsanstalten in der kathol. Hofkapelle zu Stuttgart; Thomas Freikirch, oder freimüthige Untersuchung über die Unfehlbarkeit der kathol. Kirche (1792); Neues Gebetbuch für aufgeklärte kathol. Christen (herausg. von Brunner, 4. Aufl. 1802); Beweis, daß die bei den Protestanten üblichen Ehescheidungen vom Bande auch nach kathol. Grundsätzen gültig sind rc. (1804); Vorschlag, wie in der deutschen kathol. Kirche die Priesterehe allmählig eingeführt werden könnte (1803); Jahrschrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken rc. (Ulm 1806—15); Kathol. Gesangbuch (1809); Deutsches Ritual für kathol. Seelsorger u. v. a.

Werner (Abrah. Gottlob), königl. sächs. Bergrath, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, Mitglied vieler Akademien und gelehrten Gesellschaften. Mit Recht rühmt man ihn als den Begründer der wissenschaftlichen Geognosie. Er ward 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz geb. Sein Vater war dort Inspektor der gräflichen Solmsschen Eisenhütten; hierdurch ward schon frühe die Aufmerksamkeit des Knaben auf die Bergwerkkunst und die Hüttengewerbe gezogen, was ihm die Richtung für sein Leben gab. Im 10. Jahre kam er auf die Waisenschule zu Bunzlau in Schlesien, welche er 1764 wieder verließ, um als Gehülfe seines Vaters und als Unterschreiber zu Wehrau angestellt zu werden. Auf seiner Reise nach dem Karlsbad, die er in seinem 18. Jahre machte, um seine durch angestrengten Fleiß erschütterte Gesundheit wieder herzustellen, lernte er zuerst den großen Bergbau zu Freiberg kennen. 1769 bezog er auf Anrathen von freiberger Bergbeamten die einige Jahre vorher dort errichtete Bergakademie. Er suchte hier nicht allein die theoretischen Kenntnisse seines Faches sich zu erwerben, sondern sich durch Selbstuntersuchungen und durch Befahren der Gruben zu bilden; wobei ihm auch nicht wenig die lehrreichen Unterhaltungen der obern und niedern Bergwerksbaubeamten behülflich waren. Auch legte er sich eifrig auf das Studium der Sprachen. 1771 ging er nach Leipzig, wo er sich die ersten beiden Jahre hindurch der Rechtswissenschaft, und später der Naturkunde widmete. 1774 verließ er die Universität, nachdem er vorher seine Abhandlung: Ueber die äußern Kennzeichen der Fossilien, herausgegeben hatte. Das Jahr darauf ward er als Inspektor und Lehrer der Mineralogie und Bergwerkkunde bei der freiberger Akademie angestellt. Hier wirkte er bis an seinen Tod. Ihm vorzüglich verdankt die Akademie den großen Ruf, der aus allen Gegenden Europa's und selbst aus Amerika Mineralogen, Berg= und Hüttenleute herbeizog. Aus seiner Schule gingen berühmte Mineralogen hervor, durch deren Bestreben die mineralogische Naturkunde unseres Erdballs in der neuern Zeit einen so reißenden Fortgang empfangen hat. Werner schied gleich Anfangs in seinen Vorträgen die Mineralogie von der Bergwerkbaukunde, und trennte auch später die Lehre von den einfachen, nicht vermengten Mineralien — die Geognosie — von der über die Gebirge und Gebirgsarten — von der Oryktognosie. Beide erhielten zuerst durch ihn eine wissenschaftliche Ausbildung. „Wir unterscheiden, sagt Prof. Weiß in Berlin, einer der vorzüglichsten Schüler Werner's, billig Werner den Oryktognosten und Werner den Geognosten. Als schöpferischer Geist steht er in beiden Beziehungen da; ja selbst die Namen erinnern uns daran, daß er beiden

Disciplinen eine gänzlich neue Gestalt gab; denn auch die Bildung der Namen, das Ganze gehört ihm. Freilich nicht bloß Namen und Gestalt erhielt die Wissenschaft neu durch ihn; Werner gab beiden Disciplinen einen neuen Inhalt. Doch was wäre das Neue, wenn es auch nicht das Wahre wäre, wenn man die Natur in Dem nicht fände, was die Wissenschaft Wernerisch zu nennen hat! Auffassungskraft der Natur war in hohem Maße das Talent von Werner. Er hatte einen klaren Blick, unbewölkt, heiter und sicher. Die Kraft anzuschauen, zu fassen mit den Sinnen, stand ihm in eminenten Grade zu Gebote; er war darin Meister. Geregelt von klarem Verstande und scharfer fester Urtheilskraft war die Regsamkeit, die feine Empfänglichkeit der Sinne, sein erstes Naturtalent; und er wußte aus ihrem sorgfältigern cultivirtern Gebrauche die Grundlage seiner neuen Wissenschaft zu bilden." Werners Oryktognosie ist einzig das Ergebniß sinnlicher Anschauung. Sein erstes und Hauptstreben war, die Gegenstände in ihren physischen Eigenschaften vollständig und genau aufzufassen und davon ein treues Bild durch die Sprache zu entwerfen. Seine Lehre von den Gebirgen und Gebirgsarten konnte daher auf eine allgemeine wissenschaftliche Form keinen Anspruch machen. Bisher war die Geognosie bloß Geogonie gewesen, die sich fast einzig auf leere Hypothesen gründete. Werner führte sie auf ihr eigentliches Gebiet, die Erfahrung nämlich, zurück. Er studirte die Bildungsgeschichte unseres Erdballes an ihm selbsten; wobei er aber davon ausging, daß alle Bildungen der Gebirgsmassen und der Erdrinde Niederschläge aus dem Weltocean sind: eine Annahme wodurch er den allgemeinen Neptunismus begründete, welcher noch jetzt viele Anhänger hat. Wenn auch die spätern Geognosten nachgewiesen haben, daß auch das Feuer zur Gestaltung von Mineralien, z. B. des Basalt rc. Vieles beigetragen habe; wenn auch seine Ansichten in dieser Hinsicht beschränkt waren, so kann ihm doch der Ruhm nicht abgesprochen werden, daß Werner der eigentliche Gründer der Geognosie sey. Nicht weniger ruhmvoll und wohlthätig war sein Wirken als Lehrer der Bergbaukunst, der Eisenhüttenkunde und der andern Zweige des Bergbaus. Den ersprießlichsten Einfluß hatte er auf die Akademie und ihre Zöglinge, denen er Lehrer und theilnehmender Freund zugleich war. Sein europäischer Ruf gründete sich mehr auf seine Vorträge als auf seine Schriften. Er hat weniger geschrieben, als seine großen Kenntnisse in den verschiedenen Fächern erwarten ließen. Außer jener schon oben erwähnten Schrift: Ueber die äußern Kennzeichen der Fossilien, und einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, von denen mehrere von großer Wichtigkeit sind, besitzen wir von ihm: Kurze Klassifikation der verschiedenen Gebirgsarten (Dresden 1787); Neue Theorie über die Entstehung der Gänge (Freiberg 1791); ein Band einer Uebersetzung von v. Cronstedt's Versuch einer Mineralogie (Leipzig 1780); Verzeichniß des Mineralienkabinets des Hauptmanns Pabst v. Ohain (2 Bde. Freiberg 1791 u. 92). Werner war sehr bescheiden und anspruchslos und auch als Mensch sehr liebenswürdig. An seinem Vaterlande hing er mit inniger Liebe, hatte mehrere vortheilhafte Rufe ins Ausland abgelehnt, und begnügte sich mit seinem mäßigen Einkommen um so leichter, da er nicht verheirathet war. Er starb zu Dresden den 30. Juni 1817 in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester. Sein Leichnam wurde auf Kosten des Staats, unter einem feierlichen Trauerzuge, nach Freiberg abgeführt und in dem dortigen uralten Dom, nicht fern von den irdischen Resten des Kurfürsten Moritz und andrer Fürsten des Hauses Sachsen, beigesetzt. Die mineralogische Gesellschaft zu Dresden, deren Mitstifter und erster Präsident er war, hat ihm an der freiberger Straße, eine Stunde von Dresden, ein aus Granitblök=

ken und Basaltsäulen gruppirtes Denkmal errichtet. Seine Schwester, die verwitw. Pastorin Glaubitz zu Hirschberg in Schlesien, ließ ihm 1823 auf seinem Grabe ein Denkmal setzen. Sein patriotischer Sinn hatte ihm schon lange vor seinem Tode daran denken lassen, der freiberger Akademie seine reiche und vollständige Mineraliensammlung zu erhalten, obwohl ihm schon aus England 50.000 Thlr. dafür geboten worden waren. Er überließ sie der Akademie für 40.000 Thlr., von welchen ihm jedoch nur 7000 Thlr. baar ausgezahlt, das Uebrige aber verzinst wurde. Nach seinem Tode fielen die Zinsen von 17.000 Thlrn. auch der Akademie anheim, und alle seine noch übrigen Sammlungen an Büchern, Landcharten, Rissen und Zeichnungen, Münzen rc., und sein ganzer literarischer Nachlaß wurde derselben für die geringe Summe von 5000 Thlrn. überlassen. Auch die Schwester eiferte auf eine höchst würdige Weise dem Edelmuthe des Bruders nach. — Zu Edinburg in Schottland stiftete ein vorzüglicher Schüler Werners, der berühmte Professor Robert Jameson, eine gelehrte Gesellschaft unter dem Namen Wernerian Natural History Society. Lebensbeschreibungen Werner's lieferten der zu früh für die Wissenschaft verst. Geh. Finanzrath Blöde zu Dresden, im 2. Bde. der Schriften der mineralogischen Gesellschaft daselbst (1818), und der dresdner Prediger Dr. Frisch, der 23. Jahre lang zu Freiberg mit Werner innig befreundet war. Die letztere enthält zugleich 2 Abhandlungen des Prof. Dr. Weiß über Werner's Verdienste um Oryktognosie und Geognosie, und ist 1825 zu Leipzig erschienen.

Werner (Friedr. Ludw. Zach.), einer der merkwürdigsten Zeitgenossen, war zu Königsberg in Preußen 1768 geboren. Sein Vater, Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der dortigen Universität, starb, als der einzige Sohn erst das 13te Jahr zurückgelegt hatte, sodaß dieser nun bis zum 22sten unter den unmittelbaren Einflüssen der Mutter stand, einer Nichte des Dichters Valentin Pietsch. Sie war, nach mehreren glaubwürdigen Zeugnissen, eine Frau von durchdringendem Geiste, lebhafter Phantasie und tiefem Gefühl. 1784 ward Werner in Königsberg Student, hörte juristische und kameralistische Vorlesungen, auch Philosophie bei Kant, und opferte daneben, wie einstimmige Nachrichten behaupten, den Grazien des Epikur mit freier, entschiedener Vorliebe. Von einer vorherrschenden religiösen Richtung blickte während seines Universitätslebens keine Spur durch. Nach der ersten Ausflucht von Königsberg nach Dresden trat er 1793 als Kammersekretär in den preußischen Staatsdienst und bekleidete diese Stelle an mehreren Orten, am längsten in Warschau. 1799 verheirathete er sich daselbst neuerdings, nachdem die erste Ehe aus unbekannten Gründen aufgelöst worden war, und ging bald darauf durch abermalige Trennung, nicht ohne große Einbuße von seiner Seite, eine dritte Verbindung mit einer jungen, liebenswürdigen Polin ein, die ebenso wenig ein Wort deutsch als er polnisch verstand. Das Leben in Warschau war zu jener Zeit zwanglos, heiter und an mannichfaltigen Genüssen ergiebig; besonders pflogen die Deutschen unter einander eine innige Geselligkeit; Werner schloß sich vor allen an den tüchtigen Mnioch und den jugendlich offenen Hitzig an. Unter den schönsten Einwirkungen einer zauberischen Natur, eines herzlichen Umgangs, einer wohlthuenden Freiheit entstanden um 1800 die Söhne des Thales, über welche sich der Verfasser in einem Briefe an Hitzig 1801 gelegentlich also ausdrückt: „Dir aufrichtig zu sagen, ich bin etwas, aber nicht viel, damit zufrieden; aber ich kann es unmöglich umschmelzen. Ich weiß, daß das Ding, wenn auch einzelne Szenen Erzeugnisse einer nicht ganz unglücklichen Phantasie seyn mögen, doch kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Geschwätz und wenig Handlung, noch weniger aber dramati-

sches Interesse hat." Wegen des scharf eindringenden Urtheils verdient dieses Selbstbekenntniß auch hier eine Stelle. Sein Aufenthalt in Königsberg 1801 bis 1804, wohin ihn die zunehmende Krankheit seiner Mutter gerufen hatte, verrieth schon damals manche verborgene Keime jener Denkart, für die er sich später so laut erklärte; davon zeugen mehrere Briefe aus jener Periode unwidersprechlich. Der 24. Februar 1804, der Todestag der Mutter, ist durch die Dichtung gleiches Namens berühmt geworden. Im Besitze eines baaren Vermögens von 12.000 Thalern, das ihm durch den Tod der Mutter zugefallen war, ging Werner im Frühjahr 1804 mit seiner Gattin nach Warschau auf seinen Posten zurück, wo er mit dem geistreichen Hoffmann in nähere fördernde Berührung kam, der auch zu dem daselbst vollendeten Kreuze an der Ostsee eine originelle Musik schrieb. Durch die Verwendung mehrerer Freunde, wie die Gunst des Ministers von Schrötter, des damaligen Chefs des neu-ostpreußischen Departements, welcher sich für die Sache der Religion und Maurerei lebhaft interessirte, ward er 1805 in Berlin als geheimer expedirender Sekretär angestellt. Weder der Umgang mit Männern wie Johannes von Müller, Fichte, Uhden, Schadow, noch die Poesie, noch weniger sein Berufsverhältniß konnten ihn vor dem Strudel einer wilden Genießlust bewahren, woraus wohl hauptsächlich die Trennung von seiner dritten Frau, nach einem Aufenthalt von zwei Monaten, erklärt werden muß. Die für das dortige Theater gedichtete Weihe der Kraft setzte (1806) das Publikum in eine allgemeine Bewegung, welche sich später über ganz Deutschland ausbreitete. Bald trieb ihn seine unwiderstehliche Reiselust von Berlin über Prag nach Wien, dann nach München, wo er Jacobi und Schelling persönlich kennen lernte, sofort über Frankfurt an den Rhein bis nach Köln, dem deutschen Rom, und von da nach Gotha in die belebende Nähe eines gebildeten Fürsten. Im Dez. 1807 sah er in Jena zum ersten Mal mit tiefer Bewunderung Göthe; in diesem Gefühle ist er sich bis an sein Ende gleich geblieben. Weimar zeichnete ihn mannichfaltig aus, doch kehrte er nach einem dreimonatlichen überaus angenehmen Aufenthalt 1808 wieder nach Berlin zurück, wo sein Gefühl von der Franzosenherrschaft so bitter verletzt wurde, daß er sich von dem unerträglichen Eindruck durch eine Reise nach der Schweiz zu befreien suchte. Zu Interlachen kam er bei einem Volksfest in den interessanten Kreis der geistreichen Baronin von Staël. (Siehe das Urtheil derselben über Werner im 34sten Kapitel des 2. Theils ihres Werks über Deutschland.) Während des Spätherbstes 1808 war er in Paris, vertauschte es aber bereits im Dez. mit Weimar, wo er durch die Huld des großmüthigen Großherzogs von Frankfurt, des Fürsten Primas von Dalberg, die Zusicherung einer Pension erhielt. Fast um dieselbe Zeit ernannte ihn der Großherzog von Hessen-Darmstadt zum Hofrath. Noch einmal hielt er sich, zugleich angezogen von A. W. Schlegel, vier Monate in Coppet bei der Frau von Staël auf, durch deren Vermittelung er im Nov. 1809 über Turin und Florenz nach Rom, der Hauptstadt der Welt, reiste. Hier trat Werner am 19. April 1809 zur kathol. Kirche über und widmete sich dann dem Studium der Theologie. Neapel, Florenz, Venedig durchdrangen ihn wechselsweise mit der verschiedenartigen Macht des Schicksals, der Natur und der Kunst. Mit patriotischer Freude sah er 1813 die siegreichen Heere der Verbündeten durch Frankfurt nach dem Rhein ziehen. In Uebereinstimmung mit dem Willen des Fürsten Primas, des Erzbischofs von Dalberg, trat Werner im Jan. 1814 ins Seminarium zu Aschaffenburg und wurde bald nachher zum Priester geweiht. Zur Zeit des Congresses, im Aug. 1814, kam er in Wien an und predigte sogleich ungeachtet des Mangels an Uebung vor einer außerordentlich

zahlreichen Versammlung. Von 1816 bis 1817 lebte er in Podolien bei der Familie des Grafen Cholonievsky, durch dessen Einfluß er Ehrendomherr von Kaminiek wurde. Auch hatte er das Glück, daß ihm die Freigebigkeit des Großherzogs von Sachsen-Weimar den Verlust der Pension ersetzte, die er früher dem Fürsten Primas verdankte. Er trat mit großer Feierlichkeit in den neuerlich wiederhergestellten Redemtoristenorden, verließ ihn aber höchst inkonsequent zum Erstaunen des Publikums bald darauf wieder, aus Gründen, die allerdings nicht ganz allein auf ihm lasten mögen. — Er predigte oft aus der reichen Fülle seines Innern, ohne sonderliche, zumal schriftliche Vorbereitung. Auf die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde, kurz vor seiner letzten Krankheit, die Kanzel nicht zu besteigen, antwortete er in frommer Gelassenheit, aber ernst und fest: „Es geziemt einem echten Streiter auf dem Schlachtfelde zu sterben.“ Er starb auch wirklich an den Folgen seines Eifers zu Wien am 19. Jan. 1823, und wurde zu Enzersdorf am Gebirge beigesetzt. (S. Lebensabriß Werners, von Hitzig. Eine Selbstbiographie Werners befindet sich im Felder-Waitzeneggerschen Lexicon.) — Ernst, in hoher Weihe, in seltener Kraft, mit reichem Gemüth und gesangvollem Herzen erschien Werner als kathol. Prediger, gleich einem Meteor, das Viele erschreckt, Viele ergötzt, Keinen gleichgültig läßt und das Manche für ein rein flammendes Himmelsfeuer, Manche für elektrischen Brennstoff hielten, sehr Wenige aber richtig beurtheilten, da nur sehr Wenige zur Höhe sich empor schwingen konnten, von wannen es leuchtend herabstrahlte. Also stand der Mann da, der eine wichtige Speiche im Rade der Zeit ergriffen hatte und festhielt; Vielen ein unentwirrbares Räthsel, von Vielen mißverstanden, von Vielen verkannt, von Vielen, und zwar auch von Solchen tief gekränkt, um die er es am wenigsten verdient hatte und denen er mit Großmuth vergab; indeß Andere sich an seinem Lichte erfreuten und nicht Wenige dadurch erleuchtet und entzündet wurden. — Flammte sein Eifer auf, so glich er einem donnernden Aetna, der Flammen, Steine, feurige Lava und Asche in schauriger Majestät unter einander auswirft. — Sehr unrichtig haben Werner'n Jene beurtheilt, die ihn für einen frömmelnden Heuchler, Schwärmer oder gar für einen falschen Mystiker hielten. Entschieden war sein Haß gegen allen falschen Mystizismus. — Sein Ringen nach Wahrheit war selbst seinen frühern Glaubensgenossen bekannt, und gern disputirte Göthe mit ihm über das Christenthum. Einst, am Hofe des Großherzogs von Weimar, richtete Werner, des Streites müde, die Frage an Göthe: ob er zugebe, daß Gott die Liebe sey? Dieser aber wandte sich zu den Umstehenden und sagte: Gebe ich ihm zu, daß Gott die Liebe ist, so deducirt er mir das ganze Christenthum. Das will ich aber nicht. Er wandte sich also zu Werner und sprach: Gott ist nicht die Liebe, Gott ist Alles! — Ob auch Katholik mit Leib und Seele, war er gleichwohl sehr fern von aller Intoleranz, außer gegen halbe Genialität, hegte auch immer große Achtung gegen edle Sucher der Wahrheit. — Einer seiner frommen Wünsche war eine kollegialische Annäherung der Katholiken an die Naturphilosophie. Er war der entschiedenste Feind aller Unterdrükkung von Kunst und Wissenschaft. Seine Lieblingsidee war ein geistlicher Orden, in welchem ein liberaler Ideenverkehr, Grandiosität und Universalität der Ansicht und ein nicht ganz blinder Gehorsam herrsche; er meinte, nur ein Orden, der sich verdeutschen wird, könne in unsrer Zeit wohlthätig durchgreifen. — Für die unsrer Zeit angemessensten Darstellungsweise des Christenthums hielt er die: dasselbe als Grundbedürfniß, als Postulat und Culminationspunkt der reinen Menschheit darzustellen: daher auch sein Wunsch nach einer echt-deutsch-katholischen Dogmatik, woran es

seines Erachtens noch immer fehle. — Unter Werners dramatischen Werken glänzen besonders hervor die Söhne des Thales durch eine seltene Vereinigung von Kraft und Milde, von Tiefe und Klarheit, von Einbildungskraft und Verstand, eine treffliche Charakterzeichnung, eine reine, edle gebildete Sprache und eindringende Beredsamkeit. Das Gedicht wurde mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen, und zuletzt auch, wenngleich nicht mit bedeutendem Erfolge, auf die Bühne gebracht. Die Fortsetzung oder der zweite Theil, der ein Jahr später erschien und auf den der Verfasser selbst mehr Werth legte, als auf den ersten, bleibt hinter diesem vielfach zurück; denn es fand sich dem Trefflichen so Vieles beigemischt, was der Kunst und dem reinen poetischen Sinne nicht zusagen wollte, eine gewisse unklare mystische Tendenz, eine weitschweifige mehr rhetorisch als dichterische Darstellung und ein Streben, den Mangel an Phantasie und Leben durch das Phantastische und Prunkende zu ersetzen. Hierauf erschienen das Kreuz an der Ostsee, eine Tragödie (1r Theil, die Brautnacht); die Weihe der Kraft, ein Drama, welches, wenn es auch besonders wegen des ihm beigemischten Mystischen, mehr Seltsamen und Wunderlichen als Wunderbaren und Ergreifenden, nicht mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurde, dennoch wahrhaft poetisches Leben und wenigstens theilweise alle Vorzüge offenbart, welche wir oben als Eigenthum seines Genius bemerklich gemacht haben. Auch ist es zum Theil mit Beifall auf mehrern deutschen Bühnen dargestellt worden. Späterhin dichtete er die romantische Tragödie: Attila, König der Hunnen; dann Wanda, Königin der Sarmaten, ein Drama derselben Gattung mit Gesang; bewies aber durch beide, daß die Phantasie ein zu großes Uebergewicht über die andern Seelenkräfte, welche zur Erzeugung eines echten Kunstwerkes mitwirken müssen, gewonnen habe. Ein tragischer Silberblick seiner leidenschaftlich aufgeregten Natur, ein Nachtstück im eigentlichsten Sinne ist dagegen der vier und zwanzigste Februar, weit hervorragend über die Fluth der spätern Nachahmungen durch erschütternde Originalität, tief eindringende Blicke ins menschliche Herz, kunstreiche Zusammendrängung und seltene Gewalt der Sprache. Man kann dieß Werk betrachten als eine glückliche Explosion lange und still aufgehäufter Elemente. Die religiöse Richtung seines Geistes und Gemüthes zeigt sich in der Tragödie Kunigunde, in welcher dichterische Darstellung und Tiefe der Empfindung herrscht. Sein letztes Trauerspiel, die Mutter der Makkabäer (Wien 1820, den 7. Bd. von Werners Theater ausmachend) weist im Einzelnen große Schönheiten auf, verdunkelt diese aber durch Rohheit der Sprache und eine plumpen, oft unheiligen Humor. Den geringsten Werth haben seine geistliche Lieder. Ungeachtet der gerügten Mängel verdient er den Namen eines Dichters mit besonderm Nachdruck. Seine glänzendste Eigenthümlichkeit liegt, wenn wir die frühere Periode hauptsächlich berücksichtigen, in der höheren Geistigkeit eines unaufhaltsamen Strebens, in der oft überraschenden Kraft der Charakterzeichnung, in dem unwiderstehlichen Reiz einzelner Situationen und in dem reichen Quell einer frischen, starken, mitunter sehr originellen Darstellung.

Wernicke, auch **Wernigk** oder **Warneck** (Christian), der berühmte deutsche Epigrammatist, von väterlicher Abkunft ein Sachse, von mütterlicher ein Engländer und von Geburt ein Preuße, studirte seit 1685 zu Kiel, besuchte dann Holland, Frankreich und England und lebte nach seiner Zurückkunft ohne Anstellung in Hamburg, bis ihn der König von Dänemark zum Staatsrath und Residenten in Paris ernannte, wo er zwischen 1720—30 starb. Gegen die in Hamburg ein ungebührliches schriftstellerisches Gewerbe treibenden Hunold und Postel schwang er die Geißel und schrieb Sa-

toren gegen dieselben. Seine Ueberschriften oder Epigrammata in kurzen Satyren, kurzen Lobreden und kurzen Sittenlehren bestehend (Hamb. 1704, 1710), erhoben sich durch Kraft und Freiheit der Gedanken, sowie durch Reinheit und Schönheit der Sprache weit über ihr in fade Reimereien versunkenes Zeitalter, und wurden vielleicht eben deßwegen bald vergessen, bis später Bodmer und Ramler sie wieder erweckten, leider nicht ohne verbesserungslustige Aenderungen (Lpz. 1780).

Werst (Wersta), Benennung der russischen Meile von 750 geometrischen Schritten oder 3750 Fuß. Der Grad des Aequators hat 105½ Werste; mithin gehen beinahe 7 Werste auf eine deutsche Meile, und 20 Werste betragen so viel als 3 deutsche Meilen.

Werth (in der Nationalökonomie) bezeichnet den Grad der Tauglichkeit eines Dinges, entweder als Genußmittel selbst, oder als Mittel zur Hervorbringung desselben. Jedes Ding, was dem Menschen zum Mittel zu seinen Zwecken dienen kann, besitzt für ihn einen Werth; dieser ist zweifach, entweder ein absoluter oder positiver, indem der Gegenstand bloß in dem Verhältnisse zu dem Zwecke, der durch ihn erzielt werden soll, betrachtet wird; oder ein relativer, verglichener, indem der Gegenstand mit andern werthhabenden Dingen verglichen und demgemäß sein eigener Werth bestimmt wird. Z. B. ein Stück Tuch hat einen positiven Werth, da man es zur Kleidung gebrauchen kann; einen relativen, indem man seinen Werth gegen andere Gütern, als gegen Leinwand rc. abschätzt. Der erste heißt auch der Gebrauchs-, der andere der Tauschwerth. Jener läßt sich nicht immer richtig schätzen, weil er oft von persönlichen Verhältnissen eines Menschen abhängt; z. B. ein Grundstück, ein Haus, kann für den Einen hohen Gebrauchswerth haben, indem seine Zwecke gerade ein solches Mittel erfordern, während sein Werth in den Augen eines Andern gering erscheint. Der Tauschwerth und seine Gradbestimmung ist wankend und veränderlich; denn die Preise der Tauschgüter können durch viele Umstände bald erhöht bald erniedrigt werden; z. B. die größere Menge einer Waare drückt auf dem Markte ihren Tauschwerth, das Geld, hier als Tauschartikel angesehen, herunter. Nur Dinge, die sich schätzen lassen, besitzen einen Tauschwerth, mithin keine geistigen Güter, wie groß auch ihr Gebrauchswerth seyn mag. Sie erhalten erst einen Tauschwerth, wenn sie sich auf irgend eine Weise sinnlich gestalten; z. B. das Talent eines Dichters ist kein Tauschartikel, aber wohl die geschriebenen oder gedruckten Gedichte.

Werth des Lebens. Wenn die Bestimmung des Menschen die höchste Glückseligkeit, oder was einerlei ist, die höchste Weisheit ist, denn Weisheit und Glückseligkeit sind so unzertrennlich, wie Ursach und Wirkung; wenn sein ganzes Daseyn nichts anders ist, als der Weg zu diesem Eden; und wenn endlich dieses irdische Leben eine Tagereise in dieser Wanderung, der Tod die Lagerstelle am Abend des vollbrachten Tages ist: so wird es nun ein Leichtes seyn, uns den Endzweck dieses Zeitlebens bestimmt zu vergegenwärtigen, und uns die wichtigen Fragen zu beantworten, wozu sind wir hier? was sollen wir thun? wie sollen wir leben? — Wir müssen so leben, daß dieses Leben in der Reihe unsers Daseyns nicht vergeblich verschwindet, daß wir auch in diesem Leben dem uns vorgesteckten Ziele, so viel wir vermögen, näher kommen, also daß wir weiser und besser werden, und der Tod nur, nach dem Sprichworte der Holländer, die Probe auf die Summe des Lebens ist. In der Tugend es möglichst weit zu bringen, das ist offenbar die Aufgabe dieses Lebens; in unsrer moralischen Freiheit fortzuschreiten, muß unser Bemühen seyn. Zu dem Ende wurde unser Geist bekleidet mit diesem Leibe, damit wir uns selber kennen lernen sollten; damit wir alle unsre On mit dem

Wachsthume unsrer Erkenntniß in unser Selbstbewußtseyn nach und nach aufzunehmen vermöchten; damit die Mutter Erfahrung uns zurückführe aus dem Labyrinthe, in welches uns ohne sie Spekulation führen würde, sobald selbige die kleinste schiefe Richtung durch einen Fehlschluß erhalten hätte; damit wir den Egoismus verbannen und die Liebe lieb gewinnen können; damit wir die Tugend zu üben vermögen; damit wir uns selbst besiegen lernen; damit wir endlich uns durch uns selbst vervollkommnen, und also freie, völlig freie Wesen werden können. Alles dieß wäre nicht so beschaffen, wenn wir dieses Leben, oder ein dem ähnliches nicht zu leben hätten, und wer der höchsten Glückseligkeit theilhaftig werden will, der muß dieses Leben benutzen, die Freiheit zu erwerben, ohne welche keine Seligkeit statt findet. — Der Kampf der Freiheit mit der Sinnlichkeit, und das Resultat, was er ergibt, der Zustand unsrer Seele, der daraus hervorgeht, und den sie mit sich fort nimmt aus diesem Leben: das ist das Wahre, das Wesentliche des Lebens. Alles Andre, jede einzelne Begebenheit, jeder Zustand der Personen sind bloße Phänomene, welche Nichts sind, sobald sie gewesen sind, welche, sogar, indem sie sind, nichts weiter als Erscheinungen, als Produkte wirkender Kräfte sind, wie das Bild in der Camera Obscura Wirkung des reflektirenden Lichtes ist. Denn da Alles, was nicht Geist ist, nur Erscheinung ist; so können auch die Verhältnisse alles Körperlichen und Irdischen nichts anders seyn als Erscheinungen, bestimmt für die Dauer dieses Lebens, und vorhanden zur Uebung, zur Entwickelung unsers unsterblichen Geistes. Wie gering erscheint in dieser Hinsicht dem Weisen diese Welt. Was ist der höchste Glanz dieser Erde, die angeborne Majestät der Fürsten? eine Erscheinung, nicht wesentlicher, als der Rock des Bettlers. Einen ganz andern Werth erhält die Majestät des Regenten durch die Erkenntniß der moralischen Nothwendigkeit der Staaten und ihrer Regierung; dieses Verhältniß wird durch die Vernunft selbst bedingt, und gibt den Machthabern ein Ansehen, welches der Weiseste ehren muß. Der Nimbus der persönlichen Erhabenheit aber ist ein Schatten, den das Licht der Erkenntniß verjagt, welche allen Gütern der Erde und allen ihren vermeinten Beschwerden einen gleichen Werth beilegt, denjenigen, der ihnen als Mittel zur Vervollkommnung unsrer selbst zukommt. Nicht mehr gilt das Leben selbst. Auch dieser Leib, durch dessen Vereinigung mit der unsterblichen Seele dieses Leben entspringt, ist Erscheinung. Er ist Mittel zur Erreichung des Zweckes unsers Daseyns, und mithin nur von Werth in Beziehung auf diesen Zweck, insofern wir durch und in demselben diesem Zwecke näher kommen können. Niemals darf daher die Tugend der Erhaltung des Lebens geopfert werden. Das Leben der Tugend vorziehen, will soviel sagen, als, die Sünde könne jemals von der Vernunft geboten werden, Schein gehe über Wahrheit, das Mittel über den Zweck. Das Leben ist der Güter Höchstes nicht; der Uebel Größtes aber ist die Schuld. — Aber auf der andern Seite, wie ehrwürdig und kostbar muß auch eben darum uns dieses Leben erscheinen. Es ist die Bedingung unsrer Ausbildung. Zweckmäßige Benutzung des Lebens ist gleichbedeutend mit seliger werden. Jedes Theilchen dieses Lebens ist für uns von dieser Wichtigkeit, und unwiederbringlich der Verlust, den wir an der Zeit unsrer Laufbahn hienieden erleiden. Sie ist zweifach verloren, da es keinen Stillstand unsrer Moralität gibt. Du hast allemal dich von der Seligkeit um so viel weiter entfernt, als du ihr näher gekommen bist. S. Menschenbestimmung.

Werth (Johann von), baierischer General der Cavallerie, geb. zu Weert in Brabant 1594, diente anfangs in der kaiserl. Armee, trat 1631 als Rittmeister in baierische Dienste, zeichnete sich gegen die Schweden aus und wurde General. Als solcher setzte er die Franzosen durch seine Eroberungen in

Schrecken, nahm 1637 die Festung Ehrenbreitstein, nöthigte den Herzog Bernhard v. Weimar, die Belagerung von Kenzingen aufzuheben, gerieth 1638 in franz. Gefangenschaft, erhielt 1642 seine Freiheit wieder, entsetzte Rothweil, nahm bei Möhringen 10 franz. Regimenter gefangen und trat aus Mißvergnügen in kaiserliche Dienste, wo er sich in dem Feldzuge von 1646 neuen Ruhm erwarb. Im folgenden Jahre trat er wieder in baierische Dienste, zog sich nach dem Frieden 1648 auf seine Güter in Böhmen zurück und starb daselbst 1652.

Wesel, sonst eine Reichs- und Hansestadt im Herzogthum Kleve, gehört jetzt zum düsseldorfer Regierungsbezirk der preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg und ist eine starke Festung. Sie liegt am Einfluß der jetzt bis Lippstadt schiffbar gemachten Lippe in den Rhein, über welchen eine fliegende Brücke führt, die jenseit durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Die Citadelle ist in dem Winkel, wo die beiden Flüsse sich vereinigen, erbaut. Auch ist jetzt die büdericher Insel zwischen der Stadt und dem Brückenkopfe befestigt. Die Stadt ist auf holländische Art gebaut. Sie hat 3 evangelische und eine katholische Kirche. Unter den Thoren verdient das schöne berliner Thor Erwähnung. Wesel zählt mit der Besatzung an 12.000 Einw. in 1500 Häusern, besitzt ein Gymnasium und ein Schauspielhaus, hat einige Fabriken für Tuch, Leinwand, Zwirn, Hüte, Leder und Tabak, viele Branntweinbrennereien, Schifffahrt und Handel.

Wesen. Das Wesen wird von der Erscheinung, als das derselben zum Grunde liegende und unveränderliche Seyn unterschieden. Sowie jede Erscheinung nun ein Wesen voraussetzt, so reden wir von einem Wesen schlechthin im Gegensatz der Erscheinungswelt, dieß ist die Wirklichkeit, oder Das, worin das Wesen wirkt und sich offenbart, indem das Endliche immerfort entsteht und vernichtet wird. Kant nennt Wesen das erste Prinzip der Möglichkeit eines Dinges, folglich was zum Begriffe einer Sache gehört, Natur dagegen den ersten innern Grund Dessen, was zur Wirklichkeit eines Dinges gehört. Er meint, der Triangel habe keine Natur, sowie alle Gegenstände der Geometrie. Indessen redet man doch häufig von der Natur des Dreiecks gleichlautend mit Wesen und versteht im logischen Sinn darunter die unveränderlichen Merkmale eines Begriffs. Allein in jener andern Bedeutung ist Wesen von der Natur verschieden; da reden wir selbst von einem Wesen der Natur. Eine andere Bedeutung hat ferner der Ausdruck Wesen, wenn wir selbstständige Subjekte damit bezeichnen, z. B. lebendige Wesen, Naturwesen, vernünftige Wesen, unsichtbare Wesen.

Weser, einer der Hauptströme Deutschlands, entsteht aus dem Zusammenfluß der Werra und der Fulda. Die Werra entsteht aus zwei Bächen, der nassen und trocknen Werra, die beide auf dem thüringer Walde im Fürstenthum Koburg, jene 1½ M. nördlich von Schalkau, diese etwas weiter westlich, entspringen, und bei dem Dorfe Schwarzenbrunn oberhalb Eisfeld zusammenfließen. Von hier fließt die Werra durch Franken, Thüringen und Hessen bis Münden, meist in einem breiten schönen Thale zwischen allmählig ansteigenden Höhen. Enge und steil wird das Thal bei Frauenbreitungen, Salzungen, Vach, oberhalb Treffurth und von der Mündung einige M. aufwärts. Sie ist 38 M. lang, wird über 200 F. breit, schiffbar bei Treffurth für kleine, bei Witzenhausen für große Schiffe. — Die Werra nimmt auf: Links unterhalb Vach die Ulster, die auf der Rhön entspringt; rechts oberhalb Kreuzburg die Hörsel, in welche rechts bei Eisenach die Nessa fließt. — Die Fulda entspringt auf dem Rhöngebirge im Würzburgischen oberhalb Gersfeld, und fließt durch das Fuldaische, durch Hessen und bei Münden mit der Werra zusammen. Sie ist 27 M. lang, wird nicht so breit als

die Werra, schiffbar bei Hersfeld für kleine, bei Kassel für etwas größere Fahrzeuge. Sie fließt fortwährend in einem von steilen waldigen Höhen gebildeten beschränkten Thale, das sich nur bei Fulda, Hersfeld und Kassel etwas erweitert, und außer diesen Punkten keine bequeme Uebergänge hat. — Die Fulda nimmt auf: links oberhalb Kassel die Schwalm, welche südöstlich von Homburg am nördlichen Abfalle des Vogelsgebirges entspringt. Die Schwalm nimmt auf: links unweit ihrer Mündung die Eder, welche am Ederkopfe auf dem südlichen Rothlagergebirge entspringt. Schwalm und Eder sind von geringer Breite, wie die Diemel, aber ihre Thäler tief und von waldigen Höhen beschränkt. Die Schwalm ist 14, die Eder 17 M. lang, beide sind nicht schiffbar. — Nach ihrer Vereinigung bei Handverisch-Münden in einer romantischen Gegend erhalten sie den Namen Weser. Nachher strömt sie in nördlicher Richtung durch das handv. Fürstenthum Göttingen, die herzogl. braunschw. Lande, das handvr. Fürstenth. Kalenberg, die kurhess. Grafsch. Schauenburg, die preuß. Prov. Westphalen, die handvr. Prov. Hoya, Verden und Bremen, und das Herzogthum Oldenburg, und ergießt sie 10 M. unterhalb der freien Stadt Bremen in die Nordsee. Sie ist 62 M. lang, bei Münden 300, bis Minden 300 bis 600, von da bis Bremen 600 bis 700 Fuß breit. Bei Bremen wird sie wieder schmaler, erweitert sich aber unterhalb so schnell, daß sie bei Vegesack schon an 2000 F., unterhalb der Hunte-Mündung $1/_4$, und an ihrer Mündung, d. h. zwischen Langwarden im Oldenburgschen und Dorum im Bremenschen $1^1/_2$ M. breit ist. Sie fließt immer in Einem Arm ohne Untiefen und Inseln, und ist ganz schiffbar, schon bei Münden für Schiffe über 2000 Ctn., von Elsfleth in Oldenburg für Seeschiffe. — Hohe und steile Berge begleiten sie von Münden bis Minden, treten aber nur einigemal ganz nahe an die Ufer, z. B. links bei Beverungen, Polle, unterhalb Hameln, bei Vlotho, rechts unterhalb Polle und Bodenwerder, sodaß das Thal größtentheils ziemlich weit und offen ist und meist Wiesen an den Ufern hat. Am engsten ist es von Münden bis Beverungen, und in der ganzen Gebirgsgegend ist die linke Thalseite fast immer steiler, als die rechte. Unterhalb Minden werden die Gegenden an der Weser ganz seicht; sie fließt mehrentheils zwischen Wiesen und Niederungen, die bisweilen naß und sumpfig werden, und ist schon von Hoya an auf beiden Seiten eingedeicht. Sie hat wenige gute Uebergangspunkte, den besten bei Minden. Sie nimmt links nicht weit von ihrer Mündung bei Elsfleth die schiffbare Hunte, rechts aber bei Verden die Aller, ebenfalls schiffbar, auf, welche selbst durch die vom Harz kommende Ocker und die südöstlich vom Harz entspringende schiffbare Leine verstärkt wird. Die Ober- und Mittelweser war bisher wegen der vielen Krümmungen und Versandungen oft Monate lang im Sommer unschiffbar. Bei ihrer Mündung breitet sich die Weser bedeutend aus und viele Sandbänke und Watten machen die Schifffahrt hier beschwerlich; auch ist sie für große Schiffe nicht einmal bis Bremen schiffbar. Von Münden an wird indeß die Schifffahrt auf großen flachen Fahrzeugen betrieben und ist sehr bedeutend. Die Schiffe der Weser haben dreierlei Namen und Größen. 1) Die der ersten und größten werden Böke genannt, und bestehen aus Fahrzeugen, die 118 bis 120 Fuß lang und 8 bis 9 Fuß breit sind, um 30 bis 40 Lasten zu tragen. 2) Die von der zweiten Klasse heißen After, Achter oder Hinterhänge; ihre gewöhnliche Länge beträgt 106—108, ihre Breite 6—7 Fuß, und ihre Ladung 20—25 Lasten. 3) Die dritte Art führt den Namen Büllen. Die Länge eines solchen Fahrzeuges steigt auf 60—65, und seine Breite auf $3^1/_2$ Fuß, seine Ladung aber besteht in 10 Lasten. Diese drei Schiffe machen, wenn sie beladen sind, eine Mast aus, die bei vollem Mast 60—79 Last ladet. Sie müssen von Bremen

bis Hameln durch Leinenzieher, zuweilen 40—70 an der Zahl, von Hameln bis Münden durch Pferde gezogen werden. Die Stapelstädte dieses Flusses waren in den frühesten Zeiten Handöverisch-Münden, Minden und Bremen, jedoch so, daß mündensche Schiffer das Fahrrecht auf der Werra mit hessischen Schiffern gemeinschaftlich und nur die Fahrt auf der Fulda nach Kassel und von da zurück ausschließlich hatten. Zu Münden kamen gewöhnlich in einem Jahre auf der Weser 364, auf der Fulda 128, auf der Werra 104 Schiffe an. Mittelst der Fulda gehen die Weserfrachten über Kassel bis Hersfeld, und auf der Werra bis Wanfried; durch die schiffbare Aller bis Zelle, und mit Hülfe der Aller und Leine, bis Hanover. Außerdem aber kommen viele Güter auch auf der Achse von und nach Münden aus Hessen, Thüringen, Sachsen, Frankfurt und Baiern, um von oder nach Bremen spedirt zu werden. Höchst lästig waren unter andern bis in die neueste Zeit die 22 Zölle, die zum Theil hohe und verschiedene Tarife hatten. Der bedeutendste darunter war der Zoll bei Elsfleth im Herzogthum Oldenburg. Er wurde dem Grafen Anton Günther v. Oldenburg 1628 wegen der kostbaren Dämme, durch welche der beste Theil des Landes gegen Ueberschwemmung geschützt werden muß, vom Kaiser Ferdinand II. und den Kurfürsten bewilligt. Wider diese Verleihung protestirten zwar die Bremer aus dem Grunde, weil ihnen allein die Jurisdiktion auf der ganzen Weser unterhalb der Stadt zustehe, sehr nachdrücklich, aber vergebens. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde der Zoll zwar aufgehoben, aber dem Herzog der Genuß noch auf 10 Jahre (bis 1813) gelassen. Längst hatte der Zoll seine Beendigung erreicht, und doch wurde derselbe zuerst nach vielen Vorstellungen von der freien Hansestadt Bremen bei dem deutschen Bundestage (am 7. Mai 1820) bewirkt. Man rechnete ehemals den jährlichen Ertrag desselben auf 80—100.000 Thlr. — Bei dem getheilten Interesse der Weseruferstaaten war es sehr wichtig und eigentlich nothwendig, dieselben zu vermögen, Alles, was sich auf die Fahrt auf dem Weserstrome bezieht, durch eine gemeinschaftliche Uebereinkunft festsetzen zu müssen. Sie machten sich auch wirklich hierzu auf dem wiener Kongresse verbindlich. Doch erst 1821 trat die Weserschifffahrts-Kommission in Minden in das Leben. Es erschienen da Bevollmächtigte von Preußen, Hanover, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Lippe-Detmold und der freien Hansestadt Bremen. Die Verhandlungen dauerten 3 Jahre und hatten endlich ein erwünschtes Ergebniß. Denn nach der Weserschifffahrtsakte vom 10. Sept. 1823 ist die Schifffahrt vom Ursprung der Weser durch Zusammenfluß der Werra und Fulda bis ins offne Meer und umgekehrt völlig frei; doch bleibt die Schifffahrt von einem Uferstaat zum andern auf dem großen Strom ausschließend den Unterthanen derselben vorbehalten. Alle ausschließliche Berechtigungen, Frachtfahrt auf der Weser zu treiben, sind aufgehoben, Fähren und Ueberfahrtsanstalten rc. ausgenommen. Alle bisherige Stapel- und Zwangsumschlagrechte zu Bremen, Minden und Münden sind aufgehoben. Sämmtliche bisher bestandene Zollabgaben hören auf, und werden in eine allgemeine Schifffahrtsabgabe unter dem Namen Weserzoll verwandelt, und nach dem Bruttogewicht erhoben. Für den Lauf der Weser von ihrem Ursprung bis Bremen einschließlich und umgekehrt werden 315 Pfenn. Conv. von jedem Schiffpfund zu 300 Pf. brem. erhoben, und zwar von Preußen 59, Hanover 126, Kurhessen 41, Braunschweig 16, Lippe 13 und Bremen 60 Pf. Von Bremen bis ins offne Meer und umgekehrt findet weder Zoll noch sonstige Abgabenerhebung statt. Die Erhebung geschieht zu Bremen, Dreye, Stolzenau, Minden, Erder, Rinteln, Hameln, Holzminden, Beverungen, Lauenförde und Gießelwerder. Bei Landesprodukten soll eine verhältniß-

mäßige Herabsetzung statt finden. Leer passirende Schiffe, auch die neuen und zum Verkauf bestimmten sind gänzlich frei. Alle Uferstaaten verpflichten sich, jeder in den Grenzen seines Gebiets alle im Fahrwasser der Weser sich findenden Schifffahrtshindernisse ohne Verzug auf ihre Kosten wegräumen zu lassen, und keine die Sicherheit der Schifffahrt gefährdenden Strom- oder Uferbauten zu gestatten. Das Strandrecht ist für immer aufgehoben. Jeder Hoheitsstaat setzt und erhält in seinem Gebiet den Leinpfad in guten Stand. Von Zeit zu Zeit soll sich eine Revisionskommission in einer Weserstadt vereinigen, zu der jeder Staat einen Bevollmächtigten sendet, um sich von der vollständigen Befolgung der Uebereinkunft zu überzeugen, Abstellung von Beschwerden zu veranlassen und Veranstaltungen und Maßregeln zu berathen, die nach neuern Erfahrungen Handel und Schifffahrt erleichtern können. Die Bestimmungen dieser Akte werden nach der Erklärung der handöverschen Regierung vom 30. März 1824 auch, so weit es geschehen kann, auf die Aller und Leine angewendet. Diese Bestimmungen traten am 1. Mai 1826 in Kraft. — Was den Weserhandel im Allgemeinen betrifft, so dehnt er sich vorzüglich aus auf Leinengarn, Harzprodukte, Wolle, Rüböl, alle Gattungen Kolonialwaaren, Thran- und Seefische, handövr. Leinen, fabrizirter Tabak, Steingut, englische Manufakturwaaren jeder Art, rohes Leder, Fensterglas und Spiegel u. s. w. Im Handel der Weseruferstaaten spielt seit drei Jahrhunderten die freie Hansestadt Bremen die erste und wichtigste Rolle. Bremen unterhält seit Jahrhunderten die zum Betriebe der Seeschifffahrt unentbehrlichen Sicherungsanstalten auf der Unterweser. Es legt von der Stadt bis weit in die offene See auf einer Strecke von 12—13 Meilen die Tonnen zur Bezeichnung des Fahrwassers, es unterhält vor der Weser eine Baake oder einen Signalthurm und ein Leuchtschiff, um auch bei Nacht dem Schiffer die Bahn zu zeigen. Als Beitrag zu Bestreitung der desfallsigen sehr bedeutenden Kosten erhob Bremen seit den ältesten Zeiten von allen die Unterweser befahrenden Schiffen, sie mochten für Bremen oder für irgend einen andern Uferplatz bestimmt seyn, eine Abgabe. Den Wünschen seiner Mituferstaaten zu entsprechen, hat Bremen jetzt jene ältern Abgaben durch eine Verordnung vom 12. Juni 1826 aufgehoben und eine Frachtabgabe den für Bremen mit Frachtgütern einkommenden Schiffern dahin auferlegt, daß dieselben für jedes Schiffspfund ihrer Ladung eine Abgabe von 1½ Groten oder 6 Pfennigen zu zahlen haben, welche Abgabe aber für die eigenen bremischen Schiffer, sowie für die Schiffer derjenigen fremden Nationen, mit welchen Bremen in vertragsmäßigen Reciprocitätsverhältnissen steht, auf die Hälfte oder 3 Pfennige moderirt ist. Wenn einmal die Weserschifffahrt lebhaft geworden ist, wird auch auf den Nebenströmen Aller, Leine, Ruhme u. a. handövr. Flüssen etwas Anderes, als Holzflöße zu Wasser versendet werden. Getreide, Holz, Hopfen, Porzellan und Obst werden aus dem Braunschweigischen einen leichtern Absatz auf der vielbefahrenen Weser als durch die kostbare Landfracht nach Bremen finden. Preußen hat nur eine mäßige Weserufergrenze bei Minden und bei Höxter, und besitzt nur bei ersterm beide Weserufer. Desto breiter ist aber rückwärts das preußische Gebiet. In solchem dürfte der Rhein, die Ems und die Weser mittelst der verlängerten und ausgetieften Lippe in Verbindung gebracht werden. Eisen, Holz und Linnen kann Kurhessen weit mehr als bisher ausführen. Schaumburg-Lippe hat am äußersten Gebirgsthale der Weser treffliche Steinbrüche und Steinkohlenwerke. Beide kann bei bequemerem Wassertransport auf der Weser das Land weit mehr als bisher liefern und die Niederweser verbrauchen. Auch Lippe-Detmold muß

von der verbesserten Weserfahrt vielen Vortheil beziehen, besonders die domainenreiche Kammer ihr vieles Holz höher benutzen.

Wesley (John), Stifter der Methodisten, geb. zu Epworth in Lincolnshire 1703, studirte zu Oxford Theologie, errichtete 1729 eine Gesellschaft, die sich durch religiöse und gute Handlungen auszeichnete und den Namen frommer Club, Methodisten und Sakramentirer erhielt. 1735 ging Wesley nach Amerika, um die Heiden zu bekehren, kam 1737 nach England zurück und breitete seine Lehre von der seligmachenden Gnade, die er von den Herrnhutern entlehnt hatte, weiter aus. Er stiftete mehrere Gesellschaften in den verschiedenen Theilen des Reichs, sah sich und seine Mitarbeiter, die aus Laien genommen wurden, als außerordentliche Werkzeuge Gottes an und hatte viele Verfolgungen zu erdulden. Nachdem es zwischen ihm und Whitefield, seinem vorzüglichsten Mitarbeiter, zu einer Trennung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der unter dem Namen Wesleyaner bekannten Methodistenpartei, deren bedeutenden Anwuchs durch seine vieljährige Thätigkeit als Vorsteher, Prediger und Schriftsteller ungemein befördert wurde. Er besuchte jährlich alle Gemeinden seiner Sekte in den drei britischen Reichen und predigte oft täglich drei- und viermal. Er starb 1791. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes war sanft und fest, ohne Eigennutz, doch nicht frei von Herrschsucht, seine äußere Darstellung, bei schmächtigem, mittlern Körperbau, angenehm und ehrwürdig. Man hat von ihm eine Menge Erbauungs- und Controversschriften, Noten über die Bibel, Abhandlungen über die Erbsünde, arminianisches Magazin, Gedanken über den Sklavenhandel, Gedichte, historische, philosophische, medizinische und politische Schriften u. a. m. Eine für die Geschichte der Entstehung und Verbreitung der Methodisten sehr wichtige Lebensgeschichte Wesleys hat Robert Southey (The life of J. Wesley and the rise and progress and Methodism. London 1820, 2 Bde.) herausgegeben; deutsch nach dem Engl. von Krummacher. Hamb. 1827. Vergl. Methodisten.

Wesseling (Peter), einer der gründlichsten und vielseitigsten Kenner der klass. Sprachen, der sich besonders um die Kritik alter Historiker unsterbliche Verdienste erworben hat, war zu Steinfurt 1692 geboren. Er ward auf den Hochschulen zu Leyden und Franecker wissenschaftlich gebildet, erhielt 1717 die Konrektorstelle zu Middelburg, 1723 die Professur der Beredsamkeit zu Franecker, kam 1735 nach Utrecht, wo er 1764 als Professor der alten Literatur starb. Man hat von ihm geschätzte Ausgaben des Diodor (Amsterd. 1745, 2 Bde., Fol.), des Herodot (Amsterd. 1763, Fol.) rc.; eine Itineraria vet. Rom. (Amsterd. 1735, 4.); Observationum Variarum libri II. (Amsterd. 1727, 8.); Probabilium Liber (Franecker 1731, 8.) u. m. a.

West (Benjamin), einer der berühmtesten Maler der englischen Schule, geb. 1738 aus einer Quäkerfamilie in der nordamerik. Landschaft Pensilvanien, unweit Springfield. In früher Jugend, ehe er irgend ein Kunstwerk gesehen hatte, machte er seine ersten Versuche, und widmete alle seine Mußestunden der Kunst. In seinen beschränkten Verhältnissen erfand er sich einen eigenen Styl der Malerei, indem er sich zur Ausführung seiner Entwürfe der Dinte, der Kreide und der Holzkohle bediente. Er wurde als Porträtmaler bald bekannt. Sein erstes histor. Gemälde war der Tod des Sokrates. Er hatte nun das 16. Jahr erreicht und es war nach langen Ueberlegungen bei den Seinigen beschlossen worden, daß er sich ausschließlich der Malerei widmen solle. In Philadelphia und Neu-York lieferte er viele Porträts und einige histor. Compositionen, die ihm vielen Beifall erwarben. Um seinen Blick zu erweitern, seinen Geschmack zu berichtigen und die Werke der größten Meister kennen zu lernen, reiste er im Sommer 1760 nach Rom,

wo der junge Quäker bei dem Cardinal Albani und Raphael Mengs eingeführt wurde. Der erste Anblick des Apollo im Belvedere drang ihm den Ausruf ab: Welche Aehnlichkeit mit einem jungen Krieger der Mohawkindianer! An einem ägypt. Obelisk erkannte er gerade dieselben Hieroglyphen wieder, welche er in seiner Heimath an den Wampumgehängen der Indianer erblickt hatte. West verweilte 3 Jahre in den vorzüglichsten Städten Italiens, reiste dann durch Savoyen nach Frankreich und hielt sich einige Zeit in Paris auf. Im Aug. 1763 kam er in England an und beschloß nach reiflicher Ueberlegung hier seinen künftigen Wohnsitz zu nehmen. Er machte bald Bekanntschaft mit Reynolds (s. d.), dem gepriesenen Landschaftsmaler Wilson, dem D. Newton, Bischof von Bristol, D. Johnson, Bischof von Worcester, und D. Drummond, Erzbischof von York. Für den Letztern malte er: Agrippina, landend mit der Asche des Germanikus. Der Prälat machte, von der Schönheit des Gemäldes und der trefflichen Ausführung desselben hingerissen, den König (Georg III.) auf den Künstler aufmerksam. Dieser erfreute sich auch in kurzem der besondern Huld des Monarchen, für den er manches herrliche Gemälde fertigte. Zu manchem Abendbesuch ward West nach Bukinghamhouse zu dem königl. Paare eingeladen. Die Unterhaltung betraf gewöhnlich die besten Mittel, wie die Blüthe der Kunst am kräftigsten in England gefördert werden könne. Eine schöne Frucht dieser Unterredungen war die Errichtung der königl. Kunstakademie 1764. Der König erhielt durch immer neue Aufgaben West's Genius in freudigster Thätigkeit. Unter den vielen Gemälden seiner Hand nennen wir das allgemein bewunderte, welches den Heldentod des Generals Wolfe (1780) vorstellte. West war der erste Maler, welcher Feldherren der neueren Zeit auch in ihrem jetzt üblichen Anzuge darzustellen begann; als Begleiter jenes Stückes malte er aus Auftrag des Königs den Tod des Epaminondas und den Tod des Ritters Bayard. Von dieser Zeit an nahm die Kunstakademie einen höhern Aufschwung; die Theilnahme des Publikums wurde durch die Ausstellungen rege erhalten, und der Schutz des Königs, dem sie auch ihren Sitz in Sommerset-House verdankte, gab ihr ein Ansehen, das die eigenen Verdienste ihrer Mitglieder allein ihr nicht würden verliehen haben. Der König beschäftigte West's Talente gegen 20 Jahre lang zur Verschönerung des Schlosses Windsor, wo man im Audienzzimmer sechs Gemälde aus der Geschichte Eduards III. auszeichnet. Er nahm so lebhaften Antheil an der Ausführung dieser Entwürfe, daß er ein Kunstfreund wurde, und hegte die Absicht, eine Privatcapelle im Schlosse durch Gemälde aus der biblischen Geschichte zieren zu lassen; sein Baumeister Wyatt mußte den Riß zur Capelle entwerfen. West war bis zum Sommer 1801 thätig, wo Wyatt ihm aus höherm Auftrag meldete, daß mit der Arbeit an den Gemälden für die Capelle bis auf weitern Befehl inne gehalten werden sollte. Die Weisung kam, wie West späterhin erfuhr, von der Königin. Der Künstler, höchst empfindlich über diese Behandlung, beklagte sich in einem Briefe an den König, der zu jener Zeit wieder einen Anfall von Geisteskrankheit hatte. Als er den Monarchen später in Windsor sah, wußte dieser weder von des Baumeisters Botschaft, noch von West's Brief etwas, und gab dem Künstler den Auftrag, mit seiner Arbeit fortzufahren. West sah seitdem den König nicht wieder, fuhr aber fort, an seinen Gemälden zu arbeiten, und bezog vierteljährig die ihm angewiesene Besoldung von 1000 Pf. St. jährlich, bis zum völligen Ausbruche der Gemüthskrankheit des Königs, wo man ihm, als er seinen Gehalt erheben wollte, ohne weiteres meldete: die Zahlung werde aufhören und die Einrichtung der Capelle nicht statt finden. Früher schon hatte er sich von der Akademie, deren Präsident er eine Zeitlang

war, zurückgezogen, und dagegen thätigen Antheil an der Stiftung der 1805 unter des verstorbenen Königs Schutze gegründeten British Institution genommen, welche für die Beförderung der Künste in England so wohlthätig geworden ist, da sie durch ihre Ausstellungen ausgezeichneten Kunstwerken einen Markt eröffnete. Er wurde für die Stiftung einer solchen Anstalt begeistert, als er 1802 in Paris Napoleons großartige Entwürfe kennen lernte und die Gallerie im Louvre bewunderte. Die bedeutendsten Werke, die er seit dieser Zeit ausstellte, waren: Christus, die Kranken und Lahmen heilend (von der brit. Institution für 5000 Pf. gekauft) und sein schauerlich großes Bild: der Tod auf dem fahlen Pferde (nach der Offenbarung Johannis). Sie erwarben ihm mehr öffentlichen Beifall als sein schöner König Lear, den er für die Shakspear-Gallerie malte, und Paulus auf der Insel Melite, die Natter von der Hand schüttelnd (befindet sich in der Capelle zu Greenwich); ein Bild, das hinsichtlich der Erfindung, Gruppirung, Anordnung der Theile und Vertheilung des Helldunkels zu den vorzüglichsten Werken der engl. Schule gehört. West starb zu London 1820 und wurde mit großem Pomp in der Paulskirche begraben. West hat unstreitig weit mehr durch die Beförderung jener Anstalt und der Kunstakademie, als durch eigene Trefflichkeit wohlthätigen Einfluß auf die Kunst in England gehabt. Es fehlte ihm an jener ausgezeichneten Geisteskraft und jenem kühnen Schöpfergeiste, die den großen Künstler bilden. Er kannte die Regeln, und seine Composition und Gruppirung ist immer wissenschaftlich. Seine Zeichnung hat das Verdienst der Richtigkeit, aber sein Colorit ist nicht harmonisch und verräth offenbar wenig Studium. Er überrascht nie durch Originalität des Gedankens, durch kräftiges Gefühl, und es fehlt ihm jene Kraft des Charakters und Ausdrucks, die einem Werke das Gepräge des Genies gibt. Mit den italienischen Meistern verglichen, würde man ihn zur mechanischen Schule des Pietro von Cortona rechnen müssen, der noch über ihm steht. Die ansehnliche Sammlung seiner Gemälde wurde nach seinem Tode verkauft. Vergl. Galt: The Life and Studies of B. West (Lond. 1816 u. 20).

Westenrieder (Lorenz von), geh. geistl. Rath, baierischer Geschichtschreiber, geb. 1754 zu München, wo er das Gymnasium und Lyceum besuchte, ward erst Weltpriester, dann nach Aufhebung der Jesuiten 1773 Professor der Poesie in Landshut und im folgenden Jahre Professor der Rhetorik zu München. Seine Erinnerungen über die Ursachen des geringen Nutzens, den man in Schulen aus der Lektüre der alten klassischen Autoren erhält, erschienen 1774 ohne seinen Namen, wurden in der Allgem. deutsch. Bibliothek, 35ster Bd., 1stes Stück, 1778, sehr gelobt und finden sich in seinen Reden und Abhandlungen, München, 1779. In höherm Auftrage schrieb er 1775 eine Allgemeine Erdbeschreibung für die 5 Gymnasialschulen, in 3 Bdn., 1776 eine Allgemeine Erdbeschreibung für die kurbaierischen Realschulen, in 2 Bändchen, nebst einer Beschreibung des Weltgebäudes. Beide Schriften erhielten allgemeinen Beifall und erwarben ihm Achtung und Zutrauen. Für die Akademie schrieb er eine Rede: Ueber den Werth, welchen die Griechen und Römer in öffentliche Denkmäler, dann in religiöse und bürgerliche Feierlichkeiten gesetzt und wozu sie selbe benutzt haben, 1776. Zu gleicher Zeit verfertigte er ein heroisches Drama, Mark Aurel, nachdem er 1774 ein Lustspiel, die beiden Candidaten, gegeben hatte. Dieses kürzte die verwitwete Kurfürstin selbst für das Hoftheater ab, jenes rührte den Kurfürsten Max. Joseph, welcher der Vorstellung im Schulhause beiwohnte, so sehr, daß er den Verfasser nach der Vorstellung zu sehen wünschte. Hierauf erschien 1777 seine Einleitung in die schönen Wissenschaften, 1ter Thl. Von jetzt an widmete er sich besonders der vaterländischen Geschichte, nach-

dem er 1776 Büchercensurrath, 1777 Mitglied der münchner Akademie der Wissenschaften geworden, und es erschienen nach einander seine baierischen Beiträge zur schönen und nützlichen Literatur von 1779—81; aus diesen erweitert: Leben des guten Jünglings Engelhof, 2 Bde., 1782; der Traum in drei Nächten, 1782; außerdem: Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München, 1782. Als Fortsetzung der baierischen Beiträge, erschienen 1783: Jahrbuch der Menschengeschichte in Baiern, 2 Bde. Auf dieses folgte 1784: Beschreibung des Würm- oder Starenbergersees und der umliegenden Schlösser u. s. w.; Erdbeschreibung der baierisch-pfälzischen Staaten, sammt einer Einleitung in die allgemeine Erdbeschreibung; 1785 die dazu gehörige Geschichte von Baiern für die Jugend und das Volk, 2 Bde., auf Befehl des Kurf. Karl Theodor geschrieben. Ein Auszug daraus: Geschichte von Baiern zum Gebrauch des gemeinen Bürgers und der bürgerlichen Schulen, erschien 1786. In diesem Jahre ward Westenrieder kurfürstl. wirkl. geistl. Rath und bald darauf Lokalschulkommissär. Mit 1787 begann er die Reihe seiner baierischen historischen Kalender, worin auch die Lebensbeschreibungen der deutschen Kaiser vorkommen, mit 1788 die Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft (bis jetzt über 10 Bde.). Im Jahr 1798 erschien sein: Abriß der deutschen Geschichte und Abriß der baier. Geschichte, 2 Bde. Außer seinen akademischen Reden und Abhandlungen lieferte er auch 1782—83 zu den pfalzbaierischen Beiträgen Aufsätze. Im J. 1807 gab er auch eine Geschichte der baierischen Akademie der Wissenschaften heraus (1ster Thl. von 1759—77, 2ter Thl. von 1778—1800). Nachdem er 1795 beständiger Sekretär, 1799 Direktor der Bücher-Censurkommission, 1800 Patrizier und Domkapitular von München, bald darauf Scholastikus und Hofkaplan geworden, blieb er 1808 bei der neuen Organisation der königl. Akademie Mitglied, Sekretär und Direktor der historischen Klasse mit Verleihung des königl. baier. Civilverdienstordens und 1813 trat er mit den übrigen Rittern in den Adelsstand. Er starb am 16. März 1829.

Westerwald, eigentlich Nisterwald, von der Nister, einem Bache, der in die Sieg fließt, liegt im preuß. Großherzogthum Niederrhein, Reg.-Bez. Koblenz, und dem Herzogthum Nassau, zwischen dem Rhein, der Sieg und Lahn, und steht mit dem Taunus und Vogelsgebirge in Verbindung. Der Hauptzug geht aus der Gegend zwischen den Quellen der Lahn und Sieg, d. h. zwischen Siegen und Lasphe, in südwestlicher Richtung an den Rhein von Niederlahnstein bis Engers. Die höchste Masse des Gebirges, der hohe Westerwald, geht nordwestlich bis Friedewald, Hachenburg, Dierdorf, südöstlich bis Herborn, Deirdorf, Mengerskirchen, Hadamar, Montabaur. In diesen Grenzen ist er 10 M. lang, bis 3 M. breit; aber bei und zwischen jenen Oertern ist kein markirter Gebirgsfuß, sondern jene hohe Masse geht in allmähliger Senkung bis an die Lahn, Sieg und den Rhein, und die ganze Gegend zwischen diesen Flüssen ist Gebirgsland. — Der hohe Westerwald erscheint theils als Gebirgsrücken, theils als hohe Fläche, ist wenig bewaldet, eine dürre, steinige, unfruchtbare, unbebaute Gegend, zum Theil mit Moorboden und Heidekraut bedeckt, mit wenigen armseligen Dörfern. Die Abfälle sind mehr bewaldet und bebaut. Die tief eingeschnittenen felsigen Thäler machen die Wege sehr beschwerlich. Das Urgebirge desselben besteht aus Basalt und Lava und das Flötzgebirge aus Kalkstein, Grauwack und Thonschiefer. Die höchste Gegend des Westerwaldes ist bei Neuburg und Salzkirch im Dillenburgischen, wo sich der salzburger Kopf 2600 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Einer der höchsten Felsen ist der Barstein, von welchem man eine weite Aussicht bis in die Wetterau und den

Vogelsberg hat. Man zieht auf dem Westerwalde viel Flachs, treibt starke Viehzucht und versieht die nahen Gegenden mit Flachs, Heu und Butter. Außerdem liefert dieses Gebirge Eisen, Kupfer, treffliche Tausteine, guten Walker- und Pfeifenthon, und besonders eine unglaubliche Menge von Braun- und Holzkohlen, deren Menge so groß ist, daß hier in der Erde Baum an Baum zu liegen scheint. — Der nördliche Theil des hohen Westerwaldes zwischen den Quellen der Lahn, Sieg, Dill (fließt bei Wetzlar in die Lahn), oder zwischen Siegen, Lasphe und Haper heißt die kalte Eiche. Ein Hauptzweig ist das Siebengebirge zwischen dem Rhein, der Sieg und Wied (fließt bei Neuwied in den Rhein), mit dem hohen Westerwalde zusammenhangend durch einen Zug zwischen der Wied und Nister, oder zwischen Hachenburg, Altenkirchen und Hersbach. S. Siebengebirge.

Westgothen. Die Gothen, unter allen germ. Völkern am berühmtesten, waren schon früh geographisch in Ost- (Ostro-) und West- (Wisi-) Gothen geschieden. Letztere hatten ihre Sitze in Dacien. Bald nach der Mitte des 4. Jahrh. hatten sich diese beiden Völker auch zu 2 polit. Massen gestaltet. (Ueber d. Ostgothen s. Gothen, Theodorich, Attila.) Die Westgothen hatten sich bei dem Sturm der Hunnen (s. Völkerwanderung) in die Gebirge geflüchtet. Sie erhielten vom Kaiser Valens Wohnsitze in den röm. Provinzen jenseits der Donau, wogegen sie die Grenzen des Reichs zu vertheidigen hatten. Verrath und Treulosigkeit bewirkten indeß einen allgemeinen Aufstand unter den Westgothen; sie siegten in der Schlacht bei Hadrianopel (378) über die Römer und verheerten nun die Donauländer. Erst Theodosius endete nach 4jähr. Kriegführung die Drangsale seines Reichs durch einen Frieden (382), welcher den Westgothen Wohnsitze in Thracien und Mösien unter der Verbindlichkeit des Gehorsams und der Kriegsdienste, jedoch mit Beibehaltung ihrer eigenen Gesetze, Sitten und erblichen Stammeshäupter anwies. Sie wurden arianische Christen. So lange man die ihnen gegebenen Versprechungen hielt, lebten sie friedlich mit den Römern. Kaum aber war Theodosius gestorben und das Römerreich in 2 Hälften zerfallen, als die Westgothen unter Alarich (s. d.) gegen Italien losbrachen. Nach abwechselndem Siegesglück gelang ihm (410) die Eroberung Roms. Er würde, wenn der Tod ihn nicht mitten aus seiner Laufbahn fortgerissen hätte, ein germanisches Reich in Italien gestiftet haben. Sein Schwager und Nachfolger Athaulf verließ Italien und wandte sich nach dem südl. Gallien, um sich hier neue Sitze zu erkämpfen. Nach Eroberung der Städte Narbonne, Toulouse, Bordeaux rc. überstieg er die Pyrenäen und drang bis Barcelona vor, wo er ermordet ward (415). Wallia trat nun an die Spitze seiner Nation, stritt als Diener des Kaisers tapfer und glücklich gegen die Alanen, Sueven und Vandalen und erhielt für sein Volk die schöne gall. Provinz Aquitanien zur bleibenden Niederlassung (419). Toulouse war die Hauptstadt. Nach Wallia's Tod wurde Dietrich I. König, welcher 32 J. glücklich und ruhmvoll regierte. Er stritt vereint mit dem kaiserlichen Feldherren Aetius gegen Attila in der Schlacht bei Chalons, wo er den Heldentod starb (451). Dietrich II. kämpfte glücklich gegen die Sueven in Spanien. Der verlorene Zustand des abendl. Römerreichs und bald dessen völliger Untergang gaben seinem Nachfolger Eurich (466—83) die anerkannte Befreiung von fremder Oberhoheit und Gelegenheit zu großen Eroberungen sowohl in Hispanien, wo er die Sueven zum Tribut zwang und das röm. Land bis auf einige Ufergegenden unterwarf, als in Gallien, wo er Marseille gewann und überhaupt bis zur Rhone und Loire die westgoth. Herrschaft ausdehnte. Eurich gab den Westgothen, die früher nach Rechtsgewohnheiten waren gerichtet worden, geschriebene Gesetze, die von seinen

Nachfolgern erweitert und in eine Sammlung (s. Lindenbrogs Codex Legum antiquarum und Cancianis Barbarorum Legis antiquae. Venedig 1781 ꝛc. 4 Thle.) gebracht wurden, welche die vollständigste aller germanischen Gesetzgebungen ist und das Recht schon in einer hohen Ausbildung zeigt. Sein Nachfolger Alarich sammelte auch hier seinen römischen Unterthanen in Gallien Gesetze, die er durch rechtsgelehrte Abgeordnete aus dem Theodosianischen Codex, den Verordnungen der spätern Kaiser und andern Quellen ziehen ließ, um zwar den Provinzialen ihre alten Rechte, aber die verbindende Kraft des Gesetzes doch aus seiner landesherrlichen Gewalt hervorgehen zu lassen. So lange die gesetzliche Kraft dieses Rechtsbuches bestand, die erst um die Mitte des 7. Jahrh. aufgehoben wurde, blieb der verschiedene Gerichtsstand der Westgothen und Römer. Die Schwäche des westgothischen Reichs wurde bald offenbar, als es an der Loire mit den erobernden Franken in Berührung kam, da der katholische Chlodowig (s. d.) unter dem Vorwande, es sey Unrecht, die ketzerischen Westgothen in dem schönsten Theile Galliens herrschen zu lassen, den friedlichen Alarich angriff und ihn bei Rouglé (507) schlug. Die Franken besetzten ohne Widerstand die meisten Städte in Süd-Gallien, und das Reich der Westgothen wäre in große Gefahr gerathen, wenn sich nicht der Ostgothenkönig Theodorich (s. d.) ihrer angenommen hätte. Während er die Vormundschaft über den Thronfolger, seinen Enkel, führte, benutzte er die günstige Gelegenheit, sich eines Theils der den Westgothen noch gehörenden Besitzungen im südlichen Gallien zu bemächtigen, und nach langer Trennung beider Völker bestand eine Zeitlang eine innige Verbindung zwischen Ost- und Westgothen. Nach Theodorich's Tod entbrannte abermals der Krieg mit den Franken. Amalarich wurde ermordet während desselben (531). Drei nachfolgende Könige aus andern Häusern traf dasselbe Loos. Religionshaß der Katholiken und Arianer nährte die politischen Parteiungen. Solche Verhältnisse hinderten die Westgothen, oder es machte alter Haß sie abgeneigt, den Vandalen beizustehen, deren Reich damals durch Belisar's Waffen fiel. Die Römer, von Afrika aus, verstärkten ihre Macht in Spanien und eroberten vieles Land. Auch Athanagild (554), der vierte König nach Amalarich, stritt unglücklich gegen sie. Endlich, unter dem vortrefflichen Leovigild (568—86), erhob sich glänzender als je, die westgoth. Macht. Er endete das Reich der Sueven (585) und herrschte mit Ausnahme einiger Punkte über die ganze pyren. Halbinsel. Er nahm seinen Sitz in Toledo und suchte die königl. Gewalt erblich zu machen. Sein Sohn Recared schwor auf der Synode zu Toledo die arian. Irrthümer ab und brachte durch die Macht des königl. Beispiels, mitunter auch durch Anwendung von Strenge, die ganze Nation der Westgothen zur Fahne der Rechtgläubigkeit. Mit diesem ersten kathol. König beginnt eine neue Periode in der westgoth. Geschichte, ein neuer Charakter des Volks und der Regierung. Sieger und Besiegte, nachdem die Scheidewand des feindseligen Glaubens gefallen war, berührten sich auch williger in den übrigen Punkten und schmolzen allmählig wie in Eine Macht zusammen, durch vervielfachte Familienverbindungen, mehr noch durch ähnliche Sitten und Lebensweise, durch eine gemeinschaftliche Sprache und gemeinschaftliche Gesetze, indem das röm. Gesetz aufgehoben wurde. Aber die Religion, welche vorzugsweise solche Vereinbarung bewirkt hatte, blieb auch in der Folge das vorherrschende Prinzip der westgoth. Monarchie. Der kathol. Glaube ward nicht nur als das Pfand des ewigen, sondern auch des zeitlichen Wohles geehrt. Die Klerisei, als Hüterin solchen Glaubens, jetzt unter einem Panier vereint und wohl geordnet, erhielt sofort einen überwiegenden Einfluß in alle Geschäfte. Die Großen des Reichs, die weltlichen Staatsdiener und Hofbeamten (Viri illustres officii palatini genannt), die

eine Art von Adel bildeten und als des Königs verfassungsmäßige Rathgeber die Rechte der Volksvertreter an sich brachten, blieben nicht mehr der erste Stand im Staate; die alte Ordnung der Königswahl, wobei jene die Entscheidung gehabt hatten, wurde zum Vortheil der Bischöfe verändert, und unter schwachen Königen, die oft durch Priesterränke zur Krone gelangten, oder die Billigung und Lossprechung der Geistlichen wegen eigenmächtiger Thronbesteigung oder verletzter Eide erflehten, mußte es jenen leicht werden, sich früh an die Spitze des Staats zu stellen, und alle öffentlichen Lasten von sich abzuwälzen. Dieser vorherrschende Einfluß war besonders auf den Kirchenversammlungen sichtbar, welche in frühern Zeiten bloß Gegenstände des Glaubens und der Kirchenzucht verhandelt hatten, aber gleich nach dem Uebertritte des Staatsoberhauptes anfingen, mit geistlichen Geschäften auch wichtige politische Angelegenheiten zu verbinden. Als die Geistlichen einmal ihren Einfluß auf Staatsangelegenheiten gesichert hatten, konnten sie es unbedenklich gestatten, daß auch weltliche Große, die mit dem Könige in die Versammlung kamen, an den Berathungen Theil nahmen, um so mehr, da sie immer gewiß seyn konnten, die weltlichen zu überstimmen, und schon 633 die Verfügung gemacht wurde, daß nur diejenigen weltlichen Großen Zutritt zur Versammlung erhalten sollten, die nach dem Ausspruche der Bischöfe desselben würdig wären. Solche Macht des Klerus setzte das Ansehen des Königs herab oder zwang ihn zu andächtlerischen Regierungsmaximen, schlug den kriegerischen Geist der Westgothen nieder und entnervte die ganze Nation. Siebzehn Könige herrschten noch von Recared bis Roderich, welcher den Untergang des Reiches sah. Als die bessern mögen gelten: Sisebut (612) der Eroberer des tingitanischen Mauretaniens, welcher 90.000 Juden zur Annahme der Taufe zwang, die Hartnäckigen aber an Gut und Leib bestrafte. (Noch härtere Verfolgungen übten mehrere seiner Nachfolger.) Suintille (621), welcher den Römern ihre letzte Besitzung, St. Vincent entriß, sein Ansehen gegen die Großen und Bischöfe mit Muth behauptete, dafür aber von einem Concilium zu Toledo abgesetzt wurde. Wamba (672), welcher nach einer wirklich guten und kraftvollen Regierung für nöthig zur Seligkeit hielt, in einer Mönchskutte sich begraben zu lassen. Gefährlich wurden dem westgoth. Reich um diese Zeit die auf der Küste Nordafrikas siegreich vordringenden Araber, welche seit Anfang des 8. Jahrh. Nachbarn der Gothen geworden waren, die hier gleichfalls einen Landstrich besaßen. Anstatt mit gemeinsamen Kräften die Fortschritte dieser furchtbaren Feinde zu hemmen, bahnte ihnen der Parteihaß unter dem gothischen Volke zur Einnahme Spaniens sogar den Weg. Denn als König Witiza durch einen von der Geistlichkeit veranstalteten Aufruhr vom Thron gestürzt und Roderich auf denselben erhoben wurde, riefen aus Rachegefühl die Brüder und Söhne des Ersteren die benachbarten Araber gegen den unrechtmäßigen Besitzer der Herrschaft zu Hülfe. Sie kamen unter Tarik und erfochten in d r Schlacht bei Xeres de la Frontera einen Sieg (711), welcher, da Roderich mit der Blüthe seines Volks gefallen war, die ganze Halbinsel in ihre Hände gab, die nun eine Provinz des großen Chalifenreiches wurde. Doch ein Lebensfunke der westgoth. Monarchie erhielt sich in den Gebirgen Asturiens, wohin die Tapfersten der Nation sich zurückgezogen hatten. Klein, aber unüberwindlich war diese Heldenschar, ihr Haupt, Pelayo, Sprößling des frühern Königsgeschlechts. Wie von ihnen, die da herrlich gegen die Saracenen stritten, und auf späte Nachkommen vaterländische und religiöse Begeisterung brachten, allmählig ein neues christliches Reich über Spanien gegründet worden, s. d. Art. Spanien (Geschichte v.). Am längsten blieben die Spuren westgothischer Staatseinrichtungen in den Gesetzen zurück; da die Christen,

als sie aus den Gebirgen wieder hervorkamen, auch ihre alten Rechte wieder mitbrachten. Die älteste Sammlung spanischer Gesetze, das Fuero juzgo oder Forum judicum, ist aus den alten westgothischen Gesetzen geschöpft, und sowohl in dem noch gültigen castilianischen, als dem katalonischen Landrechte ist Vieles daraus beibehalten worden. — Auch der westgothische Kirchenbrauch, der auf der Kirchenversammlung zu Toledo 633 eingeführt wurde, um in allen Kirchen einerlei Gottesdienst einzuführen, überlebte lange den Untergang des westgothischen Reichs. Dieses sogen. Officium gothicum oder mozarabicum (Mozarabes wurden die Christen genannt, die unter den Arabern lebten), das man mit Unrecht dem h. Isidor zuschreibt, enthielt viele liturg. Gebräuche, die in der span. Kirche seit den ältesten Zeiten üblich waren. Die Päpste suchten sie abzuschaffen, es entstanden große Streitigkeiten darüber, die durch Ordalien entschieden werden sollten; doch hat es sich besonders in den unter den Arabern lebenden Christen erhalten. Das Officium gothicum ist auf Veranstaltung des Kardinals Ximenes zu Toledo, das Missale 1500, das Breviar 1502 gedruckt. Auch bewahrt die spanische Sprache, obgleich die Westgothen nach der Eroberung der pyrenäischen Halbinsel die Sprache der besiegten Römer annahmen, in einigen Wörtern noch Ueberreste der gothischen. S. Jos. Aschbachs Geschichte der Westgothen (Frankf. a/M. 1827).

Westindien. Unter diesem Namen versteht man die zwischen Florida und den Mündungen des Orinoko oder den beiden großen Continenten Amerika's im atlantischen Ozean liegenden Inseln. Sie erhielten diesen Namen, weil Columbus bei seiner ersten Reise nur einen nähern Weg nach Ostindien suchte, und in diesen Inseln, welche er zuerst entdeckte, vielleicht nur die äußersten Gegenden jenes gesuchten Landes gefunden zu haben glaubte. Die Aehnlichkeit des Klima's und der Produkte rechtfertigt übrigens die Benennung. Die westindischen oder mittelamerik. Inseln erstrecken sich vom 67° bis zum 40° W. L. und vom 10° bis 27° N. B.; sie liegen also mit geringer Ausnahme ganz innerhalb der Wendekreise, und trennen den mexikanischen Meerbusen und die karaibische See vom atlantischen Meere. Diese Inseln, mit Ausnahme von Tabago und Trinidad, welche dem festen Lande von Südamerika nahe liegen und ganz dessen Charakter haben, sind alle gebirgig, zum Theil vulkanisch, obgleich nur wenige ihrer Vulkane noch in Thätigkeit sind. Sie waren zur Zeit der Entdeckung alle mit den schönsten Wäldern bewachsen, welche man jetzt nur noch auf den größeren findet, und diese sind daher auch bei weitem die fruchtbarsten und wasserreichsten; die kleineren hingegen, deren Wälder man unbesonnener Weise ausgerottet hat, leiden an Dürre und besitzen zum Theil weder Quellen noch Bäche, auch ist ihr Boden nur noch wenig ergiebig. Die größeren Inseln haben bedeutende Gebirgszüge, doch übersteigt wohl kein Gipfel die Höhe von 8000 F.; einige dieser Inseln, vorzüglich die Lukavischen, scheinen, wie viele im Australozean, aus Korallenfelsen zu bestehen. Auffallend ist die außerordentliche Klarheit und Durchsichtigkeit des Meers in der Nähe dieser Inseln, wo man bei 20 — 30 Fuß Wassertiefe deutlich auf dem Grunde tausendfältiges Gewürm, Seesterne, Schnecken, Fische mit den prächtigsten und verschiedenartigsten Farben, Wälder von Seepflanzen, Schwammgewächse, Korallen u. s. w. unterscheidet, und das Schiff, worauf man sich befindet, in der Luft zu schweben scheint. — Das Klima Westindiens ist fast auf allen Inseln gleich, nur die verschiedene Höhe über der Meeresfläche bewirkt eine bedeutende Verschiedenheit der Temperatur; im Allgemeinen wechselt diese letztere auch im Laufe des Jahrs nur wenig. Im Ganzen genommen ist freilich die Hitze bedeutend, doch nirgend so sengend und unerträglich, wie in manchen Gegenden Afrika's; der beinahe 9 Monate herrschende Ostwind, welcher sich um 8 — 9 Uhr erhebt und bis

gegen Abend anhält, gewährt eine angenehme Erfrischung, und auf den größeren und gebirgigen Inseln weht auch des Nachts ein kühler Wind von den Bergen nach dem Meere; die kleinern Inseln haben diesen Landwind nicht. Die Morgen und Abende sind entzückend schön, aber keine Dämmerung trennt hier den Tag von der Nacht. Die Nächte sind wegen des außerordentlichen Glanzes der Gestirne bezaubernd (schon bei den Mondesvierteln liest man kleine Schrift; die Venus strahlt wie ein zweiter Mond), aber für den Fremdling, wegen des starken Thaues, gefährlich. Man kennt hier wie in allen Tropenländern nur 2 Jahreszeiten, die trockne und die nasse; jene wird der Sommer, diese der Winter genannt, obgleich eben kein Unterschied der Temperatur statt findet, ja beim Eintritt der Regenzeit die Hitze gerade am drückendsten ist. Genau genommen gibt es zwei Regenzeiten, so oft nämlich die Sonne im Zenith der Inseln steht, welches zweimal, im April und im August, geschieht, daher sowohl im Mai als im September häufige Regen fallen, jedoch unendlich häufiger und stärker im September und Oktober, als im Mai. Im Ganzen fällt hier beinahe vier Mal mehr Wasser als in unsern Gegenden. Die erste Regenzeit hat nur wenig anhaltende Regenschauer, worauf heitre und trockne Monate folgen. Die Bäume krönen sich dann beinahe in einer Zeit mit Blüten und Früchten; überall wuchert die Kraft der Vegetation. Moose, Flechten und Steinpflanzen bedecken die Mauern; hohe Kräuter fassen rings die Steine des Basaltpflasters der Städte ein; große Stechäpfel (Stramonium), purpurröthliche Euphorbien wachsen längs der unbesuchten Straßen hin; Gesträuche, wie der Stachelmohn und das Solanum bedecken die öffentlichen Plätze; ungeheure Schwämme wachsen selbst im Innern der bewohnten Gemächer; an allen Orten, wo die Regenwasser ablaufen, schießt der Byssus auf. Ende Septembers beginnen die gewaltigen, oft mehrere Tage anhaltenden Regengüsse. Dann hört der Ostwind auf, West- und Südwinde treten an seine Stelle, und nicht selten erheben sich jene furchtbaren Orkane, welche mit der größten Heftigkeit schnell hintereinander aus allen Weltgegenden wüthen, sodaß sie nicht allein die ältesten Bäume entwurzeln, sondern schon mehr als ein Mal ganze Städte fast spurlos vertilgt und bedeutende Schiffe aus dem Meere aufs Land über die Gipfel der Häuser geworfen haben. Zuweilen wird das Unglück noch durch eben dann am häufigsten eintretende Erdbeben vermehrt. In dieser Regenzeit ist die Feuchtigkeit der Atmosphäre so groß, daß alles geschlachtete Fleisch, alle Vorräthe von Speisen schnell in Fäulniß übergehen, alle Metalle rosten und selbst die besten Uhren davon angegriffen werden. Dieß ist auch die für den aus Europa kommenden Fremdling gefährlichste Jahrszeit; Neger und Eingeborne überstehen sie leichter. Ueberhaupt aber ist das Klima nicht eigentlich ungesund; leichte Hautübel befallen allerdings den Neuangekommenen, hat er aber diese überstanden, hütet er sich im Anfang vor allzu großer Erhitzung und Erkältung, vor dem Genuß hitziger Getränke und Unmäßigkeit jeder Art, so ist es gar nicht selten, daß auch Europäer hier sich bald an das Klima gewöhnen und ein hohes Alter erreichen. — Westindien ist außerordentlich reich an den mannichfaltigsten Produkten. Doch waren vor Columbus hier kaum 8 Arten vierfüßiger Thiere einheimisch, worunter das Moschusschwein und der Raton. Die eigentlichen Hausthiere wurden aus Europa eingeführt. Dagegen belebt in der reichsten Abwechselung das schönste Gefieder die Waldungen, von dem großen Arras bis zu dem Sperlingspapagei. Die Mittelstufe zwischen den Vögeln und den Schmetterlingen nehmen die von vielfarbigem Golde glühenden Colibris ein. Längs dem Gestade wohnt der scharlachrothe 4 Fuß hohe Flamingo; Fregatten, Albatrosse u. a. Tropikvögel kreuzen über dem Meere. Schöngespiegelte Enten durchplätschern die Ge-

wässer, in welchen viele Arten Fische, durch schöne Farben und Glanz ihrer Schuppen ausgezeichnet, wohnen. In den Wäldern, die des Nachts durch große Scharen Feuerkäfer erhellt werden, spielen bunte Schlangen (meist unschädlich) und schönfarbige Eidechsen. Nur der Alligator schreckt zuweilen den Wanderer. Zu den Landplagen gehören die so häufigen Moskitoesfliegen, die Kakerlaken, welche alles Eßbare verunreinigen, viele Arten Ameisen und die jährlich aus Europa hieher gebrachten Ratten. In unerschöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich. Zu den einheimischen Gewächsen gehören viele schöne Waldbäume, der Brasilien-, Campeche-, Mahagony- und Eisenholzbaum; viele Palmarten, worunter auch die Kokospalme, der Manglebaum, dessen herabhängende Zweige Wurzel schlagen; die amerik. Agave. An genießbaren einheimischen Pflanzen sind vorhanden: die süßen Bataten, die Ananas, der Pisang, mehrere Feigenarten, die Yamswurzel, der Maniok, der Mais. Alle in Afrika's Tropenländern einheimischen Arten der vegetabilischen und animalischen Welt finden hier eine ausgezeichnet günstige Förderung. Das Zuckerrohr, das die Felder der Antillen bedeckt, kommt ursprünglich aus einer der afrikanischen Inseln; den Kaffeebaum verdanken sie Arabien; ein Theil ihrer gemeinen Nahrungspflanzen gehört der Küste von Guinea an; ihre besten Futterkräuter, wie die Blumen ihrer Gärten, kommen aus demselben Lande. Ihr Dattelbaum ist der des Atlas und ihr Tamarindenbaum wurde vom Senegal dahingebracht. Ebenso leicht haben sich die Neger zu einem neuen Menschenstamme auf diesen Inseln ausgebreitet. Dagegen gehen europäische Pflanzen und Thiere zu Grunde, oder sie verschlechtern sich. Die Ursache von jenem Gedeihen findet Morean de Jonnès in der Uebereinstimmung der Beschaffenheit der Atmosphäre (vorzüglich in der Vereinigung der Hitze und Feuchtigkeit) dieses Archipels und der afrikanischen Tropenländer, sowie in ihrer Opposition mit der vom europäischen Continent. — Sämmtliche Inseln haben einen Flächenraum von 4653 QM. Die Ureinwohner sind rothbraune Karaiben, die der span. Geldburst und Fanatismus fast gänzlich ausgerottet hat; die schwarzen Karaiben sind aus einer Mischung mit Negern entstanden. Die Zahl aller Einwohner beträgt 2.460.000, darunter 520.000 Europäer fast aller Nationen, 670.000 freie farbige Leute und 1.200.000 Neger, die sonst jährlich durch 100.000 neu eingeführte aus Afrika ergänzt wurden. In den Wildnissen der Gebirge leben die entlaufenen, räuberischen Maronneger. Von dem Europäer und Neger stammen die farbigen Menschen ab, der Mulatte, Terceron, Quarteron, Quinteron u. s. w. Die Eingebornen, welche von Europäern abstammen, heißen Kreolen. Außer den europäischen Sprachen hat sich eine kreolische Mundart gebildet. Die Bewohner sind theils kathol., theils protestantische Christen, mit Ausnahme der unbekehrten Neger; doch gibt es unter ihnen thätige Missionsanstalten, vorzüglich in der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel dieser Inseln seyen, beweisen die Zollregister. Schon vor 1790 führten die Engländer aus ihren Besitzungen auf 1815 Schiffen mit 21.000 Matrosen für 6½ Mill. Pf. Sterl. Waaren aus. Ueberhaupt schätzte man damals die Ausfuhr sämmtlicher westindischen Erzeugnisse auf 110 Mill. Thlr., darunter die französischen auf 1½ und die niederländischen auf 8½ Mill. Thlr. An Zucker allein wurd über 7 Mill. Centner und an Kaffee 930.000 Centner ausgeführt. Großbritannien gewinnt bloß durch Rum 2.454.000 Pf. Sterl. Haupteinfuhrartikel aus Europa sind europäische Fabrikwaaren, Wein und Mehl, deren Gesammtwerth von Humboldt auf 13.300.000 Pf. Sterl. schätzt. Je wichtiger der Besitz Westindiens für Europa ist, desto mehr Sorgfalt wendet, besonders die englische Regierung, auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges

Vertheidigungssystem dieser Inseln. Die Verfassung der britisch-westindischen Inseln ist fast durchgängig wie die auf Jamaika und auf den Bahama-Inseln. Die meiste Gefahr ist von einem Aufstande der Neger zu fürchten; man hat daher Regimenter von Schwarzen errichtet, sie aber nach Europa (Gibraltar, Malta u. s. w.) versetzt. Das Loos des Negersklaven aber ist durchaus gesetzlich gemildert. Die Kreolen, welche ihres Muthes wegen die entschlossensten zum Widerstande sind, werden, sowie die Mulatten und freien Neger, zu allen Verwaltungsstellen gelassen; auch ist überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus den Eingebornen beigesetzt. Endlich befolgt man gerechtere Grundsätze in Ansehung der Freiheit des Handels, und läßt den Kolonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande, so wenig als möglich fühlen. Am weitesten ist dagegen die spanische Regierung in ihrer Kolonial-Verwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht fehlen, daß die spanischen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es abzuschütteln versuchten. Dieser Hang zur Unabhängigkeit hat sich nun zwar auf den spanischen Antillen noch nicht so mächtig geäußert, wie auf dem festen Lande des spanischen Amerika; allein er ist von St. Domingo und Trinidad ausgegangen, und hat in dem durch den Handel mit Westindien beförderten Küstenverkehr seinen Nährstoff gefunden. — Westindien besteht aus 3 Hauptinselgruppen, den großen und kleinen Antillen und den Bahamainseln. Das span. umfaßt 2498 QM. mit 707.000 Einw.; das franz. 59 QM. mit 254.000 Einw.; das engl. 685 QM. mit 722.000 Einw.; das dänische 8½ QM. mit 46.500 Einw.; das schwed. 2¾ QM. mit 18.000 Einw.; das niederl. 14½ QM. mit 26.000 Einw. und das freie oder Haiti 1385 QM. mit 995.000 Einw. — I. Große Antillen. 1) Cuba, die größte Antille, gehört den Spaniern, führt seit 1824 den vom König erhaltenen Beinamen der „immer getreuen", sowie Havana der „stets getreuesten", liegt dicht am nördlichen Wendekreise, 150 M. lang und 30 — 50 M. breit, enthält 2309⅕ QM. Die Insel hat 625 Zuckermühlen, 783 Kaffeepflanzungen, 9821 Landsitze oder Pflanzungen, 1762 Feldwirthschaften oder Ackerhöfe, 1197 Stutereien, 980 Viehhöfe, 1601 Tabakspflanzungen, 294 Bienenhäuser. Die Exporten sind: Tabak, Wachs, Baumwolle, Ochsenhäute, Gold und Silber, vorzüglich viel Kaffee und Zucker ꝛc. Die Importen: Getreide, Oel, Wein, Lebensbedürfnisse, Fabrik- und Luxuswaaren, z. B. Spielcharten (jährlich 10.000 Packete) ꝛc. Cuba war sonst die Niederlage von allen Waaren aus Meriko und den übrigen Provinzen des dortigen Meerbusens, von europäischen nach jenen Ländern geführten Waaren, und von allem gemünzten Gold und Silber aus Meriko. Die franzöf. Schiffe bezahlen seit 1824 nur 6 pCt. Zoll, die übrigen Nationen 22. Die Abgaben brachten 1821: 3.400.000, die Zölle allein 2.400.000 Piaster; die Ausgaben betrugen 3.724.644, das Deficit also 324.644 Piaster. Die Insel bildet eine Generalcapitainschaft, deren Sitz Havana ist. Die Einnahme betrug 1824: 3.033.300 Piaster. Zur Sicherheit der Insel dienen 5700 M. und die 24.000 M. starke Miliz. Die Insel wird in die Gobiernos de la Havana (von Havana bis Bayamo) und de Cuba getheilt, und hat die regelmäßig angelegte Hauptstadt Havana, mit einem vortrefflichen Hafen, in welchem 1000 Schiffe ganz sicher, ohne Anker und Taue zu brauchen, liegen können. 1823 liefen 1215 Schiffe ein, worunter 59 spanische und 70 fremde Kriegsschiffe, 106 span. und 890 fremde Kauffahrer. — 2) Jamaika, die wichtigste englische Insel, 269 QM. groß. Die Kaffeepflanzungen nehmen 15.343, die Zuckerpflanzungen 105.032, und die Getreidepflanzungen 7771 engl. Acres ein. 1811 zählte man 30.000 Weiße, 11.400 Freineger und Mulatten und 1817: 345.252 Sklaven, von denen in diesem Jahre 40.000 getauft wurden.

1829 betrug die britische Ausfuhr nach Jamaika, der dermaligen großen Niederlage für Colombia, Panama, Yukatan, Guatemala und Mexiko (ohne was direkt nach den übrigen Marktplätzen Süd- und Nordamerikas versendet wurde) über $17\frac{1}{2}$ Mill. Pf. Sterl. An der Spitze der Regierung steht ein Gouverneur mit einem Rathskollegium von 12 Mitgliedern. Die Abgaben belaufen sich auf 367.200 Pf. Sterl. San Jago de la Vega oder Spanish Town, mit 5000 Einw., ist der Sitz des Gouverneurs, der Kolonialversammlung und des höchsten Gerichtshofes. — 3) Haiti, vormals San Domingo, auch Hispaniola (vergl. d. bes. Art.), enthält 1385 QM. 1789 waren im vormaligen franz. Antheil 793 Plantagen, mit Aernten von 163 Mill. Pf., 2900 Pf. Syrup, 303 Barillen Zuckerbranntwein, Baumwolle (in demselben Antheil in 789 Plantagen, mit einem Gewinn von 6 Mill. Pf.), Kaffee (in demselben Antheil in 6117 Plantagen, mit einem Gewinn von 68 Mill. Pf.). Im vormaligen span. Antheile waren 1.508.000 Acres bebauet und der Plantagen 8528. Die Zahl der schwarzen und farbigen Einwohner beträgt beinahe 1 Mill. Die Souverainetät wohnt wesentlich der Gesammtheit der Bürger bei. Hauptstadt und Sitz der Regierung ist Port au Prince, an einer großen Bai. — 4) Porto Rico oder San Juan de Puerto Rico, eine spanische Insel, 182 QM. groß, 213.000 Einwohner (17.000 Sklaven) in 1 Ciudade, 2 Villas und 5681 Pflanzungen. Diese Insel bildet mit den nahe liegenden Jungferninseln spanischen Antheils die Capitania generale de Portorico. 1828 betrugen die Einkünfte 150.000 Fl. Die feste Hauptstadt St. Juan de Portorico, mit einem guten Hafen, Sitz eines Gouverneurs und kathol. Bischofs. — II. Kleine Antillen oder karaibische Inseln werden in Rücksicht des Ostwindes in Inseln in oder über dem Winde (islas Barlovento, Leewards-Islands) und in Inseln unter dem Winde (islas Sottovento, Windwards-Islands) getheilt; da nämlich im heißen Erdstriche, wo diese Inseln liegen, der Ostwind das ganze Jahr hindurch weht, und die östlichen Inseln ihn eher haben müssen, als die westlichen, so heißen auch diese: Inseln unter dem Winde. — 1) Jungfer- oder Virginische Inseln, deren Anzahl ungefähr 60 beträgt. Den Dänen gehören folgende Inseln, die auf $8\frac{1}{2}$ QM. 46.300 Einw. haben, nämlich 2923 Europäer, 2864 Freigegebene und die übrigen Sklaven. Die jährlichen Einkünfte der Inseln betragen 899.749 Pf. Sterl. Allen fremden europäischen Schiffen ist der Handel nach den Freihäfen St. Thomas und St. Jean gegen Erlegung der für fremde Schiffe bestimmten Zollabgaben gestattet. Die Verwaltung der Inseln ist einem Gouverneur übertragen, der mit den beigeordneten Regierungsräthen das Regierungskollegium bildet. — a) St. Thomas, enthält $1\frac{3}{5}$ QM. und ist größtentheils gebirgig, hat aber Mangel an Quellwasser. 1792 lieferte sie 1219 Faß Zucker, 448 Faß Rum und 5800 Pf. Baumwolle. Die Zahl der Einwohner betrug 1815: 550 Weiße (Engländer, Franzosen, Deutsche, Dänen), 1500 freie Neger und 3000 Sklaven. Sie hat bei einem furchtbaren Orkan am 21. und 22. Sept. 1819 sehr gelitten. Die Auflagen und Zölle geben in Friedenszeiten einen Ueberschuß von 2 bis 3000 Rthlr: zu Gunsten der öffentlichen Kasse. Die Hauptstadt gleiches Namens an einem bequemen Hafen, der an 200 große Schiffe fassen kann, hat 2 Missionsörter der Herrnhuter. — b) St. Croix, enthält $4\frac{4}{5}$ QM., ist nur mäßig gebirgig und sehr fruchtbar. Die ganze Insel ist in 346 Plantagen vertheilt. Auf 155 wird Zucker gebaut, der von außerordentlicher Güte ist, und sämmtlich roh ausgeführt wird. In mittlern Jahren ist der Ertrag 200 Fässer Zucker, an Werth 1.200.000 und 10.000 Fässer Rum, an Werth 500.000 Rthlr. Die Zahl der Einwohner betrug 1815 2223 Weiße, 1165 Freigelassene und 28.000 Sklaven. Die Hauptstadt

Christianstadt mit einem kleinen Hafen, 660 Häusern, 5000 Einw., Sitz des Gouverneurs dieser Insel, mit der Festung Christianswehr. Missionsplätze der Herrnhuter. — c) St. Jean (John) 1⅓ QM. ist auch gebirgig, hat aber vortrefflichen Boden. Das Hauptprodukt ist Zucker, jährlich 800 Fässer. Es lebten hier 1815: 150 Weiße, 200 freie Neger und 6000 Sklaven. Die Hauptstadt St. Jean mit einer sichern Rhede. In Friedensthal haben die Herrnhuter eine Missionsanstalt. Den Engländern gehören: Spanish Town oder Virgin Gorda (Penniston), Tortola, beide 5 QM. mit 10.700 Einw., worunter über 10.000 Neger und 400 freie Farbige, die sich mit Viehzucht, der Erzeugung von Lebensmitteln, Baumwoll- und Zuckerbau beschäftigen, und hauptsächlich Häute ausführen. Die Stadt Road Harbour ist bei dem schrecklichen Orkan am 21. Sept. 1819 beinahe zerstört, 95 Zuckerpflanzungen sind verwüstet worden und über 100 Menschen umgekommen. Den Spaniern gehören: die Passage- und Colubra- oder Schlangeninsel, zusammen 6¾ QM., 7000 Einw., worunter 2550 Sklaven, die Zucker und Baumwolle bauen. Die unbewohnte Bieque oder Krabbeninsel, wird von Spaniern, Engländern und Dänen gemeinschaftlich benutzt, die hier Holz fällen, jagen und fischen, aber keine Pflanzungen anlegen dürfen. — 2) St. Eustache oder Eustaz, eine niederländische Insel, hat 1 QM. Flächenraum, 1815: 1420 Einw., wovon 1200 Sklaven, und besteht fast aus 2 hohen Bergen, vormaligen Vulkanen, deren Seiten angebaut sind. Man baut Mais, Tabak, Zucker, Kaffee, indische Feigen, Kokosnüsse rc. Wichtiger ist die Insel wegen des ausgebreiteten Schleich- und Zwischenhandels, der besonders zu Kriegszeiten hier getrieben wird. Die Stadt ist am Strand gebaut. Nordwestlich ist die von St. Eustache abhängige Insel Saba, ein steiler, aber auf der Höhe mit guter Gartenerde bedeckter Felsen, der 1½ QM. und 430 Einw., wovon 130 Sklaven; hat Zucker-, Baumwolle- und Tabaksbau. — 3) St. Martin, niederländisch, hat 4 QM. mit 4100 Einw., unter denen 350 Weiße, 250 Farbige und 350 Neger, ist voll hoher Bäume und nicht sehr fruchtbar. Sie liefert jährlich 2.600.000 Pf. Zucker und 330.000 Pf. Baumwolle. Das hier gewonnene Salz geht nach den benachbarten Inseln, meistens nach den nordamerikanischen Provinzen. — 4) Anguilla oder Schlangeninsel, von ihrer gekrümmten Gestalt genannt, enthält mit Barbuda 6 QM., ist größtentheils eben, und hat fast lauter kreideartigen, sehr fruchtbaren Boden. Die Produkte sind: Zucker, Baumwolle rc. Der Einwohner sind 1650. Die Insel ist, sowie Barbuda (die letzte 1¼ QM. mit 500 Weißen, 50 Farbigen und 950 Sklaven, im Privatbesitz der Familie Codrington), eine englische Besitzung und steht unter einem Vicestatthalter. — 5) St. Barthelemi, enthält 2¾ QM., ist gebirgig und gehört Schweden. Sie liefert Baumwolle, Zucker, Indigo, Kakao, Tabak rc. Der Einwohner sind 18 000, wovon ⅘ Sklaven. Die Einkünfte der Krone sollen i. J. 1809 100.000 Piaster betragen haben. Hauptstadt ist Gustavia, 10.000 Einw. mit dem jährlich von 1300 Fahrzeugen besuchten Freihafen. — 6) St. Christoph oder St. Kitts, 3 QM., ist nächst Jamaika die wichtigste englische Besitzung in Westindien. Das Innere ist voll Berge. Die sämmtlichen Pflanzungen betragen 43.726 Acres oder engl. Morgen, wovon 17.000 Zuckerpflanzungen. Der Einwohner sind 31.700, worunter 30.000 Negersklaven und 500 freie Neger und Mulatten. Die Hauptstadt ist Basse-Terre mit dem Fort Londonderry. — 7) Newis, eigentlich nur ein hoher, allmählig abnehmender, mit Bäumen bewachsener Berg, enthält 1 QM. und gehört den Engländern. Der fruchtbare Boden enthält 4000 Acker angebauten Zuckerlandes. Auch hat man Südfrüchte rc. Die Einwohner belaufen sich auf 500 Weiße, 15.000 Neger und 200 freie Far-

bige. Die einzige Stadt ist Charles-Town mit einer trefflichen Rhede, wo die Schiffe zwischen Klippen und Untiefen sicher vor Anker liegen können. — 8) Montserrat begreift 2 QM., mit 444 Weißen, 200 freie Farbigen und 10.000 Neger, welche Zucker (an 6 Mill. Pf.), Indigo und Baumwolle bauen. Die Insel hat keinen Hafen und keine sichere Rhede. Der Hauptort ist Plymouth. — 9) Antigua enthält $4^1/_3$ QM., und ist in Rücksicht ihres Produktenreichthums eine der wichtigsten Besitzungen der Engländer. Die Produkte sind: Tamarinden-, Kohl-, Calebassen- und Manzinellbäume, Pomeranzen, Apfelsinen, Yams, Ananas, Maniok, Arumwurzel, europ. Küchengewächse, Zucker (wovon jährlich 285.529 Ct. ausgeführt werden), Kaffee, Baumwolle, Indigo ꝛc. Die Einwohner bestehen aus 35.739, wovon 1400 freie Farbige und 31.452 Neger, unter denen 1787: 5465 von den Herrnhutern bekehrte. Der Werth aller Ausfuhr beträgt gegen 2.596.000 Rthlr. Die Hauptstadt ist St. Johns-Town, mit 11.000 Einw., einem Hafen und 2 Forts; Sitz des engl. Gouverneurs, mit Herrnhuter- und Methodistengemeinen. Die 4 Inseln (6 bis 9) machen ein engl. Gouvernement aus, Gouvernment of the Leeward Charaibean-Islands. Der Gouverneur hat seinen Sitz zu St. John, und auf einigen Inseln sind Untergouverneurs angestellt, denen ein Rath von 12 und eine Assembly von 25 Gliedern als Repräsentanten beigegeben sind. — 10) Guadeloupe, eine der wichtigsten franz. Inseln, $42^1/_3$ QM., ist sehr gebirgig; die Bevölkerung betrug 1820 109.404 Seelen, wovon 87.998 Negersklaven, 12.802 freie Weiße und 8604 freie Farbige. Im J. 1820 wurden dem Mutterlande gesandt: $51.048^3/_4$ Ct. raffinirten Zucker, $377.918^2/_3$ Ct. Rohzucker, 20.759 Ct. Kaffee, $1320^2/_3$ Ct. Baumwolle, 100.252 Gallon. Rum und 563 Pf. Gewürznelken; an Werth 16.989.808 Fr.; 1821 betrug die Ausfuhr 19.376.668, die Einfuhr 9 330.069 Fr. Nach der Verfügung des Königs über die Verwaltung der Inseln Bourbon, Martinique und Guadeloupe vom 21. Aug. 1825 wird dem Statthalter ein Commissarius, ein Generaldirektor und ein königl. Prokurator beigegeben; ein Controlleur sorgt für die Regelmäßigkeit des Dienstes; ein Geheimrath ist dem Statthalter behülflich, und ein aus 12 Mitgliedern (die der König aus den Kandidaten wählt, welche die Municipalräthe der Kolonie in Vorschlag bringen) bestehender Gemeinderath gibt jährlich seine Meinung über das Budget ab, und bringt die Wünsche und Bedürfnisse der Kolonien zur Kenntniß der Behörde. Die Einkünfte betrugen 1820: 1.789.492 und die Kosten 2.978.737 Fr.; die Krone deckt den Ausfall mit einem jährlichen Zuschuß von 1.300.000 Fr. (S. Guadeloupe.) — Zu diesem Gouvernement gehören noch die Inseln: a) Desiderade, 1 QM., hat bequeme Häfen und liefert Baumwolle, Kaffee, Zucker, Tabak und zählt 213 Weiße, 33 Mulatten und 659 Sklaven. — b) Marie galante hat 4 QM. und ist voll Hügel und hat 1938 Weiße, 226 Mulatten und 10.121 Sklaven. — c) Les Saintes oder die Heiligen-Inseln, eine Gruppe von drei kleinen Inseln, die Kaffee und Baumwolle liefern, und auf 6 QM. 1788 eine Bevölkerung von 419 Weißen, 20 Mulatten und 865 Sklaven hatten. — 11) Dominica oder Dominique ist $13^3/_4$ QM. groß und sehr gebirgig, produzirt vorzüglich Kaffee und Zucker, Tabak, Indigo ꝛc. Der Einwohner sind 26.500, wovon 24.000 Negersklaven und 1500 freie Farbige, auch einige Caraibenfamilien. Die Regierung führt ein Gouverneur, neben dem ein Senat von 12 und eine Assembly von 19 Repräsentanten der Einwohner, ganz nach engl. Form besteht. — 12) Martinique, französ. Insel, 17 QM. groß und meistens uneben (vergl. d. Art.). — 13) St. Lucie oder St. Alusia, eine englische Insel, $10^1/_2$ QM., hat einige sehr steile Gebirge, einen noch thätigen Vulkan, ist sehr fruchtbar an Zucker, Kaffee,

Baumwolle, Kakao, Indigo, vortreffliches Zimmerholz ꝛc. Die Bevölkerung belief sich 1813 auf 24.850 Menschen, worunter 24.000 Negersklaven und 350 farbige Menschen. Der vornehmste Ort ist Port Castries (Carenage) mit einem sehr bequemen Hafen, Sitz des Gouverneurs und der Assembly. — 14) St. Vincent, eine englische Insel, begreift 6¼ QM., hat ein beträchtliches Gebirge, auch einen feuerspeienden Berg. Der fruchtbare Boden trägt Zucker, Kaffee, Kakao, Indigo, vortrefflichen Tabak, Seide Baumwolle. Es leben hier 40.103 Einw., worunter 27.156 Sklaven von Negern und mehrere tausend Caraiben. Die Exporten betragen jährlich an 110.500 Pf. Sterl. an Werth. Der Hauptort ist Kingston, Sitz des Gouverneurs der im Winde liegenden engl. kleinen Antillen. — 15) Barbados, auch eine engl. Insel, hat 11 QM., ist im Süden und Nordwesten eben, hat aber im Osten mehrere Berge. Die Luft ist sehr gesund. Die Produkte des Landes sind: Zucker (wovon 15.000 Oxhoft jährlich nach England geschickt werden), Baumwolle, Kaffee, Ingwer (5550 Ct.), Indigo, Pomeranzen und Citronen (mit einem jährlichen Gewinn von 40.000 Pf. Sterl.) ꝛc. Der Einwohner sind 81.939, worunter 62.358 Sklaven. Die Regierung ist in den Händen eines vom König von England eingesetzten Statthalters. Die Hauptstadt ist Bridge-Town an der Carlislebai, die an 500 Schiffe fassen kann, Sitz des Gouverneurs und Raths. — 16) Grenada und die Grenadillen (Grenadinen), engl. Besitzungen. Grenada hat 8½ QM. und besteht aus fruchtbaren Ebenen und Hügeln. Die Bodenerzeugnisse sind: Kakao, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak ꝛc. Die Bevölkerung bestand 1813 in Grenada und den Grenadillen aus 800 Weißen, 1600 Farbigen und 32.603 Negern. Fast alle Einwohner sprechen französisch und sind kathol. Religion. Hauptstadt ist George Town mit einem vortrefflichen Hafen, Sitz des Untergouverneurs, der dem in Kingston wohnenden Gouverneur von St. Vincent untergeordnet ist. Die Grenadillen, eine Gruppe von 12 (30) kleinen Inseln im Norden von Grenada, die den Kalkbänken ihren Ursprung danken, 3⅕ QM., sind nicht ganz angebaut, mit 2000 Negern und 302 Weißen und Farbigen, die Zucker und Baumwolle bauen. — 17) Tabago, die südlichste unter den caraibischen Inseln, eine englische Besitzung, hat 6½ QM. und mäßige Hügel, baut vorzüglich Zukker, Kaffee, Kakao, Zimmt, Citronen, Sassafraß, Gummikopal, Baumwolle, Indigo, Muskatnuß und Zimmtbäume ꝛc. Die Bevölkerung bestand 1813 aus 17.720 Einw., wovon 470 Weiße, 250 Mulatten und 17.000 Sklaven; auch sind hier einige Familien rothe (echte) Caraiben. Der Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist Scarborough. — 18) Trinidad, eine englische Insel zwischen der Insel Tabago und der Orinocomündung (s. d. bes. Art.). — 19) La Marguarita, einst spanisch, jetzt der Republik Colombia, hat 16⅓ QM., besteht aus 2 durch eine 100 Schritt breite Landenge verbundenen Theilen, hat kein Flußwasser. Die ergiebigen Perlenbänke sind für jetzt erschöpft. Die Hauptstadt Assoncion ist die Residenz des Gouverneurs. — 20) Die niederländische Insel Curassao, fast nur ein Felsen im Meer von ungefähr 8½ QM. (s. d. bes. Art.). — III. Die Bahama- oder lucayischen Inseln, auch Turkish-Islands, durch die Bahamastraße oder den Golf von Florida vom festen Lande getrennt, im Norden von Cuba, unter englischer Oberherrschaft. Sie bestehen aus 200 oder nach Mac-Kinnen 700 Inseln, von denen die meisten bloße Klippen sind; zusammen 257 QM. Sie waren der erste Theil Amerika's, welchen Columbus entdeckte, indem er den 11. Okt. 1492 eine von ihnen, Guanahami, jetzt St. Salvador, betrat. Nachdem die Spanier sie erobert und verwüstet, gaben sie ihren Besitz auf, verhinderten aber doch die Engländer,

welche zweimal versuchten, sich hier niederzulassen, festen Fuß zu lassen, bis endlich, nachdem diese Inseln lange ein gefährlicher Zufluchtsort der unter dem Namen Boukaniers bekannten Seeräuber gewesen, sie 1717 von England in Besitz genommen worden sind. Nur die südlichen Bahamainseln liegen in der heißen Zone, und werden von den westindischen Orkanen getroffen, die aber hier nicht so häufig und stark sind, als auf den Antillen. Die Produkte sind fast die nämlichen wie auf den vorigen Inseln, unter welchen die Baumwolle hier am besten gedeiht. Nächstdem wird viel Seesalz aus Salzseen gewonnen. Auch der Schildkrötenfang ist beträchtlich. Die überhaupt schwache Bevölkerung, 16 — 17.000, worunter an 10.000 Sklaven, ist fast zur Hälfte auf der Insel New-Provedence zusammengedrängt. Die gesetzgebende Versammlung zerfällt, wie in England, in ein Ober- und Unterhaus; ersteres besteht aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern des Raths, letzteres aus 26 Repräsentanten der verschiedenen Inseln. Der Gouverneur stellt den König vor und besitzt die vollziehende Gewalt. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondere Gerichtshöfe ausgeübt. New-Provedence ist 8 QM. groß, liegt zwischen Eleuthera im Osten und Andros im Westen; obgleich wenig fruchtbar und nur in der Nähe der Hauptstadt angebaut, enthält sie 8000 Einw., welche meistens in der Stadt Nassau, dem Sitz der Regierungsbehörden und dem wichtigsten Handelsplatze der Bahama-Inseln, wohnen.

Westindische Handelskompagnien in Deutschland. Es ist höchst erfreulich, den Geist der alten deutschen Hanse in Deutschland wieder aufleben zu sehen. Neben den seit 8 Jahren zu Darmstadt und Stuttgart fortgesetzten Verhandlungen über die Errichtung eines süddeutschen Handelsvereins zur Ausgleichung der Kommerzverhältnisse mehrerer deutschen Staaten sind in kurzer Zeit 2 deutsche Institute in das Leben getreten, welche den deutschen Produkten, Manufakten und Fabrikaten nach fernen Welttheilen einen Abfluß verschaffen wollen. Durch sie wird der Vorwurf beseitigt, daß sich der Deutsche nicht gleich dem Franzosen und Engländer bemühe, direkte Verbindungen in fernen Weltgegenden anzuknüpfen. Wer zuerst die Idee zu der Rheinisch-Westindischen Kompagnie faßte, verdient den lebhaften Dank seiner Zeitgenossen. Es war allerdings kühn, 39 verschiedene deutsche Staaten zu einem Seehandelsstaat zu vereinigen, und damit praktisch die Frage zu entscheiden, wie Englands Konkurrenz auf den deutschen Messen, nicht durch Retorsion, durch Verbote und Sperranstalten, sondern durch ein der Freiheit des Handels angemessenes Nationalunternehmen zu erwiedern sey. Auf den Märkten in Amerika waren ohnehin unsere süddeutschen Erzeugnisse fremd geworden und in Vergessenheit gerathen; denn Cadix, als der Kanal, auf welchem sie ehemals dahingingen, wurde durch den Krieg gesperrt und auch nach eingetretenem Frieden war er der Ereignisse in Südamerika wegen nicht mehr geöffnet. — Dem zu früh verst. Herrn Jakob Aders, Kaufmann zu Elberfeld, gebührt als Stifter der **Rheinisch-Westindischen** Kompagnie das Ehrendenkmal, nicht nur öffentlich schon 1818 im Deutschen Beobachter seiner Ideen auf den außereuropäischen Märkten Entschädigung für den deutschen Kunstfleiß zu suchen, entwickelt, sondern auch mit kräftigem Geiste, unermüdetem Eifer und aus reinem wahren Patriotismus einen neuen direkten Weg gebahnt und alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, die sich der ersten Begründung eines solchen Nationalinstituts in fernen Welttheilen entgegenstellen. Herr Becher, gegenwärtig Subdirektor der Rheinisch-Westindischen Kompagnie, und Herr Holzschuhe, ihr erster nun verst. Hauptagent für Haiti, unterstützten ihn 1820 in der Ausführung seiner großen Idee mit den zweck-

mäßigsten Vorschlägen, die sie zum Theil früher schon auf Hamburg berechnet öffentlich vorgelegt hatten. Besonders trug Ersterer mittelst der ihm eignen ausgebreiteten Kenntnisse und Erfahrungen im Welthandel sehr viel zur schnellern Entwickelung des trefflichen Plans bei, nachdem man darin einig geworden war, daß Hamburg, wie Holzschuhe und Becher früher gemeint hatten, nicht als der schicklichste Mittelpunkt für eine solche Vereinigung anzusehen sey. Schon am 13. Jun. 1821 erschien, nach mehreren Verhandlungen in öffentlichen Blättern, der förmliche Vorschlag zur Errichtung einer auf Aktien begründeten Kompagnie zu Elberfeld, in Verbindung mit den nöthigen auswärtigen Etablissements. Er erregte schnell eine so lebhafte Theilnahme in Rheinpreußen, daß sich schon am 8. März dess. J. 50 Aktionnäre in Elberfeld versammelten und den Beschluß faßten, nicht bloß, wie anfangs von Aders vorgeschlagen war, eine Schiffladung als Versuch abzusenden, sondern eine fortdauernde zu Seehandelsgeschäften vorzüglich nach Amerika bestimmte Gesellschaft zu gründen. So war die Rheinisch-Westind. Kompagnie, ungeachtet vieler Anfechtungen in öffentlichen Blättern, binnen anderthalb Monaten förmlich konstituirt. — Die wichtigste Aufgabe war die Aufstellung einfacher Fundamentalgesetze, in welche die höchst mögliche Garantie für die Theilnehmer gelegt werde. Wie es den Stiftern der Gesellschaft gelang, dieselbe zu lösen, zeigen die das große Publikum interessirenden Art. der Statuten, welche auch die irrige Ansicht widerlegen, als beschäftigte sich die Gesellschaft nur mit dem Betriebe norddeutscher, vorzüglich preuß. Natur- und Kunsterzeugnisse. Die von dem Könige von Preußen am 7. Nov. 1821 bestätigten Verfassungsartikel dieser Komp. enthalten u. A.: 1) Sie wird Geschäfte nach Westindien, Nord- und Südamerika oder auch nach andern Weltgegenden, entweder für eigne Rechnung oder konsignationsweise, mit oder ohne Vorschuß, für dritte Rechnung betreiben, sich jedoch in ihrer Waarenausfuhr auf eigne Rechnung ausschließlich auf deutsche Fabrikate, Manufakte und Produkte beschränken. Fabrikate und Produkte der Schweiz und der Niederlande werden in Konsignation angenommen. 2) Die Dauer derselben ist auf 20 nacheinander folgende Jahre vom 8 März 1821 bestimmt. In der Generalversammlung des vorhergehenden 3. Jahres soll es entschieden werden, ob die Gesellschaft über jene Periode hinaus bestehen oder bei Ablauf derselben sich auflösen soll. Sollte es sich jedoch zu irgend einer Zeit bei Ziehung der Bilanz ausweisen, daß ein Drittheil des ursprünglichen Kapitalwerthes Aktien verloren gegangen, so sollen die Geschäfte der Kompagnie geschlossen und sobald als möglich liquidirt werden. 3) Die Kompagnie wird auf Aktien, jede von 500 berl. Thlr. gegründet, jedoch soll die Zahl der Aktien 2000 nicht übersteigen. 4) Gegen Einschluß des Betrags wird für jede Aktie von der Direktion ein Dokument ausgefertigt, welches an den Inhaber lautet und von dem Besitzer ohne andre Formalität als die der Uebergabe nach Gefallen abgetreten werden kann. Die Direktion wird jedoch, wo es verlangt wird, die Aktien gegen billige Schreibgebühr auf den Namen des veränderten Besitzers einschreiben lassen. 5) Die Aktien werden von der Kompagnie mit 4 Prozent jährlich verzinst. Die Direktion wird mit den Aktiendokumenten Zinskoupons auf 5 Jahre austheilen, und ebenso viele Empfangscheine zur Hebung des Bonus oder der Extradividende auf den Fall, daß ein solcher bei der Ziehung der Bilanz beschlossen werden sollte. Die Zinsen sollen jährlich vom 1. bis zum 30. April in dem Hauptkomptoir der Kompagnie bezahlt werden, jedoch wird die Direktion, wenn es verlangt, und ihr vor Anfang Februar angezeigt wird, die Zinsenzahlung auch in Köln, Berlin, Frankfurt, Leipzig oder Hamburg anweisen. 6) Im Fall des Verlustes eines Aktiendokuments

muß für die Zins- und Dividendenhebung eine der Direktion genügende Bürgschaft geleistet werden. Nach dem dritten Jahre soll diese Bürgschaft aufhören, ein neues Dokument ausgeliefert werden, und das verlorne frühere soll verschollen seyn. Wenn Aktien zu einer Erbschaft- oder Fallitmasse gehören, so soll jedesmal nur ein Erbe oder Curator massae als rechtmäßiger Besitzer einer Aktie auftreten können. 7) Die Generalversammlungen der Aktionnärs werden für jetzt in Elberfeld gehalten. Die Generalversammlung wird durch die elberfelder Zeitung, die berliner Staatszeitung, die hamburger Börsenliste, eine kölner, eine frankfurter und die leipziger Zeitung, wenigstens einen Monat vorher, durch dreimaliges Einrücken zusammenberufen, und die persönlich anwesenden oder durch Vollmacht vertretenen Theilnehmer repräsentiren alsdann die gesammte Kompagnie. 8) Alle Wahlen in der Generalversammlung geschehen durch schriftliche versiegelte Abstimmung. 9) Die Generalversammlung erwählt aus den Aktionnärs durch Stimmenmehrheit eine Direktion von 5 Gliedern, welche an dem Orte des Hauptkomptoirs der Kompagnie wohnhaft seyn müssen. Sie erwählt ferner aus den Aktionnärs durch Stimmenmehrheit einen die Kompagnie in der Zwischenzeit von einer Generalversammlung zur andern repräsentirenden Direktorialrath von 7 Gliedern, welche aus den Geschäftszweigen der Linnen-, Baumwollen-, Wollen-, Seiden-, Eisen- und Quincaillerriewaaren, und aus Kaufleuten der Kapitalisten gewählt werden, die jedoch nicht über 12 Meilen von dem Sitze des Direktoriums entfernt wohnen dürfen. 10) Die Generalversammlung wird jährlich, nach ausgemittelter Bilanz, durch die Direktion zusammenberufen, um mit der beschlossenen Dividende bekannt gemacht zu werden, die erledigten Stellen zu besetzen, und über die etwanigen Vorschläge des Direktoriums und des Direktorialrathes zu entscheiden. Nach beendigter Abstimmung über diese Gegenstände steht es jedem Aktionnär frei, Vorschläge zur Berathung zu machen. Die Direktion kann in besondern Fällen, nach genommener Rücksprache mit dem Direktorialrathe, die Generalversammlung öfter zusammenberufen. 11) Ueber die der Generalversammlung gemachten Vorschläge zur Veränderung an den Statuten sollen an eine in der Generalversammlung für diesen Zweck zu erwählende Kommission verwiesen, und von dieser gebilligt werden, ehe die landesherrliche Sanktion für dieselbe nachgesucht werden kann. 12) Bei dem Stimmen in der Generalversammlung hat Derjenige, welcher eine und nicht mehr als 4 Aktien besitzt, 1 Stimme; wer über 4 und nicht mehr als 8 besitzt, 2 Stimmen: wer über 8 und nicht mehr als 12 besitzt, 3 Stimmen, und wer über 12 Aktien besitzt oder vertritt, hat 4 Stimmen, sodaß in keinem Falle mehr als 4 Stimmen in einer Person vereinigt seyn können. 13) Bei gleichen Stimmen entscheidet die des Vorsitzers, welchen sich die Generalversammlung jedesmal bei der Eröffnung ihrer Sitzung wählt. Vormünder können für ihre Mündel, Kuratoren für ihre Kuranden, und jeder Aktienbesitzer entweder in Person oder durch einen bevollmächtigten Aktionnär stimmen; wer jedoch an dem Orte, wo die Generalversammlung gehalten wird, wohnt, muß persönlich erscheinen. Alle Vollmachten zur Vertretung in den Generalversammlungen müssen übertragbar seyn und der Direktion wenigstens 3 Tage zuvor zur Verifikation eingereicht werden. Alle nicht in Person oder durch Vollmacht Erscheinende unterwerfen sich den Beschlüssen der Generalversammlung stillschweigend. 14) Die Komp. wird auf den Haupthandelsplätzen der fremden Welttheile, oder wo es sonst für nöthig erachtet, nach Maßgabe der Ausdehnung ihrer Geschäfte, ihre eignen Komptoirs errichten. 15) Auf Waaren, welche der Komp. konsignirt wer-

den, soll die Direktion nie mehr als die Hälfte des Werthes vorschießen, und dieser Werth soll nach dem Preise bestimmt werden, zu welchem die Komp. die Waaren zu selbiger Zeit gegen baare Zahlung würde kaufen können. Für solche Vorschüsse wird die Komp. ein Proz. per Monat Zinsen berechnen, sonstige Bedingungen aber, als Provision und Zeitfrist des Vorschusses, sollen jedesmal zwischen dem Direktorium und dem konsignirenden Theile nach Umständen bestimmt werden. Auf verderbliche oder unpassende Waaren wird die Komp. keinen Vorschuß leisten. 16) Die Direktion ist verpflichtet, darauf zu wachen, daß in keinem einzelnen der auswärtigen Etablissement der Komp. mehr als ein Sechstheil des Schutzfonds, einschließlich der von ihr garantirten Konsignationen und gemachten Vorschüsse, zu ein und derselben Zeit, für Rechnung der Komp. ausstehe, und daß dieser Betrag nur im Verhältniß des Eingangs der Retouren wieder ergänzt werde. 17) Es soll den auswärtigen Komptoirs der Komp. nicht gestattet seyn, was den Manufaktur- und Fabrikatenhandel betrifft, in andern als deutschen Waaren Geschäfte zu machen. Diese Komptoirs sollen ihre Skripturen nach der doppelten Buchhaltung führen und verpflichtet seyn, die prima nota der täglichen Vorfallenheit mit jeder Gelegenheit an die Direktion der Komp. nach Europa zu senden. Sie sollen sodann jährlich der Direktion die Bilanz ihres Geschäfts einschicken, und den sich ergebenden Gewinnst, sowie er sich realisirt, an die Komp. remittiren. 18) Am Ende des zweiten Jahres, oder falls es die Direktion für gut erachten sollte, schon am Schlusse des ersten, und alsdann jährlich, zieht die Komp. eine Bilanz, und legt solche, unterzeichnet von sämmtlichen Direktoren oder deren Substituten und dem Subdirektor, der Generalversammlung vor. 19) Sollte jedoch einem oder dem andern Theilnehmer die Bescheinigung der gesammten Administration nicht genügen und er eine anderweite Untersuchung des Bücherabschlusses verlangen, so soll auf dessen Antrag von der Generalversammlung zuvörderst darüber abgestimmt werden, ob eine Kommission von 3 Aktienbesitzern zur Untersuchung des Bücherabschlusses ernannt werden soll. Diese Kommission soll alsdann verpflichtet seyn, das ihr übertragene Geschäft binnen einem Monate, von ihrer Ernennung an gerechnet, zu beendigen, und zugleich ermächtigt seyn, die schließliche Decharge im Namen der Komp. zu ertheilen. 20) Der aus der Bilanz sich ergebende Gewinn wird sodann nach Abzug der Zinsen zu demjenigen Theile, welchen das Direktorium in Gemeinschaft mit dem Direktorialrathe nach der Lage der Dinge bestimmen wird, als Bonus oder Extradividende den Aktienbesitzern ausgezahlt, von dem Uebrigen aber ein Reservekonto gebildet, um möglichen Verlusten dadurch zu begegnen. So hat sich diese Gesellschaft nach einer mehrjährigen Erfahrung (Art. 2) einen festen Kredit gesichert, und (Art. 5) die Theilnehmer gegen alle üble Folgen geschützt, welche Verbindungen dieser Art nachsichziehen können. Die Aktenmäßige Geschichte der Rheinisch-Westind. Komp. von ihrem Entstehen bis zur jetzigen Blüthe, erinnert zugleich, wie sich der gedrückte deutsche Handel im 13. Jahrh. durch den Bund der Hanse vor seiner Zerstörung schützte, und wie der jetzige durch Sperren und Imposte gehemmte deutsche Gewerb-, Manufaktur- und Fabrikenfleiß dieser neuen Komp. den Muth gab, mittelst vereinter Kräfte die Freiheit der Meere gegen seine Bande zu sichern. Selbst die deutsche Bundesversammlung hat in einem Beschlusse vom 10. Juni 1822 ihre innigsten Wünsche für das Gedeihen dieses Nationalinstituts ausgesprochen. — Am 15. März 1822 war die Zahl der Aktien der Komp. auf 525 und im Jan. 1823 auf 800 gestiegen. Auffallend war, daß von 500 derselben $^1/_{10}$ Süddeutschland angehörte, was wohl nur die Muthlosigkeit, welche vorzüglich die immer

zugenommene Vervielfältigung der Zollgitter verbreitete, und die gesteigerte Leidenschaft für das Hazardspiel mit Staatspapieren erklären dürfte. — Noch im J. 1821 wurden für 102.400 pr. Thlr. Waaren auf eigne Rechnung der Komp., und für 34.700 pr. Thlr. konsignirte, mit wohlfeilern Assekuranzen und Frachten als gewöhnlich, nach Port-au-Prince verschifft. Man begründete 2 Etablissements, eines in Haiti, wo man jedem Europäer bisher große Schwierigkeiten zu Erlangung eines Regierungspatents in den Weg gelegt hatte, das andre in Mexiko. Der sehr geschickte und kluge Deputirte des deutschen Handelsvereins, Herr Miller von Immenstadt, wurde zum Agenten der Komp. von Süddeutschland ernannt. 1822, wo die Zahl der untergebrachten Aktien schon auf 650 gestiegen war, erfolgte auch ein Waarentransport nach Buenos-Ayres, um als Einleitung zu einer künftigen Niederlassung am Platastrome zu dienen. Im Ganzen waren bis dahin schon für 634.000 pr. Thlr. Waaren ausgeführt. Im Anfange 1823, wo noch keine Bilanz gezogen werden konnte und die Aufnahme des Inventariums, wegen des unrealisirten Zustandes des größten Theiles der versendeten Waaren, weder Gewinn nach Verlust zeigte, ergab sich schon aus dem in Haiti verkauften, der Komp. eigenthümlichen Waarenantheil ein Gewinn von 25.321 pr. Thlr. Keine Gattung Waare war ohne Vortheil verkauft worden, obwohl dort die engl. und franz. Industrie mit der deutschen konkurrirte und die Engländer überdieß mit 5. Proz. am Zoll begünstigt waren. In Baumwollen-, Linnen- und Eisenwaaren sind die größten Verkäufe geschehen. Die Mitte 1823, in welcher das erste Tausend Aktien vergriffen war, lieferte auch erfreuliche Nachrichten aus Mexiko; denn die Niederlassung der Komp. wurde in Vera-Cruz und in Mexiko mit allen den ältern merkantilischen Häusern zustehenden Privilegien anerkannt und ein guter Absatz gemacht. Noch im nämlichen J. wurden 3 bedeutende Schiffsladungen, weit über eine halbe Mill. pr. Thlr. betragend, von der Elbe aus abgesendet, daher der Totalwerth der Ausfuhr bis zu diesem Zeitpunkte 1.338.000 pr. Thlr ausmachte, wozu beinahe alle Theile Deutschlands in verschiedenen Fabrikzweigen beigetragen haben. Schon im ersten Viertel des J. 1824 konnte die Direktion der Rheinisch-Westind. Komp., welche vom Beginnen an stets richtig die Zinsen an die Aktionnäre bezahlt hat, bei einem Ueberschusse von 20.000 pr. Thlr., die Austheilung einer Dividende von 4 Proz. auf die ersten tausend Aktien beschließen und in der Mitte dess. J. vollziehen lassen. Sie hätte dieselbe auf 6 Proz. steigern können, wäre sie nicht so vorsichtig gewesen, den Ueberschuß zu einem stillen Reservefonds zu benutzen. So konnte es nicht fehlen, daß das allgemeine Vertrauen auf dieses Nationalinstitut mit jedem Tage zunahm und mehrere im Innern Deutschlands sich bildende Vereine dessen Leitung ihre Ausfuhrversuche anvertrauten, wie z. B. die in Baiern und Würtemberg gestifteten Vereine für die Exportation dortiger Manufakte, und die in Danzig sich bildende Aktiengesellschaft für die Ausfuhr von Mehl. Von Buenos-Ayres gingen gute Nachrichten für die deutschen Fabrikate ein. Sie werden künftig am Platastrome einen großen Wirkungskreis für ihre Industrie finden, wenn sie, gleich den Engländern, einen höhern Werth auf vermehrten Absatz als auf großen Gewinn legen. Höchst wichtig war vor Allem für Deutschland die Nachricht, daß deusches Mehl sowohl in Port-au-Prince als in Buenos-Ayres dem nordamerikanischen ganz gleich geachtet und an ersterm Orte selbst dem besten Richmond-Mehl an die Seite gesetzt, daß daher auch der gleiche Preis für dasselbe bezahlt wurde. Hierauf gründete Herr Subdirektor Becher den Plan zu Stiftung eines eignen Vereins für deutsche Mehlausfuhr. Leider ist aber noch zur Zeit diese Unterstützung für das ganze süd-

liche Deutschland unausführbar, weil Holland, durch einen Transit von beiläufig 100 Proz. vom Werth, den einzig möglichen Weg auf dem Rheinstrome feindselig sperrt und sich den gerechten Forderungen Preußens für Deutschland entgegensetzt. Am Schlusse 1824 hatte die Rheinisch-Westind. Komp. schon in 17 meistens engl. Schiffen binnen 3 Jahren für 2.286.120 pr. Thlr. in Waaren ausgeführt. Hieran haben Antheil die preuß. Rheinprovinzen, Mark und Westphalen 561.810, das übrige Preußen 913.890, Sachsen 502.240, Hanover 112.880, Baiern 57.390, Kurhessen 33.430, Rheinhessen 4650, Dänemark und Holstein 21.960, Würtemberg 3700, Braunschweig 1800, Baden 2600, die freien Städte 3670, Oestreich und Böhmen 38.040, Neufchatel und die Schweiz 28.030: Total 2.286.120 pr. Thlr. — Noch glänzender zeigte sich für dieses Nationalinstitut das Jahr 1825. In demselben wurden auch nach Chile Geschäfte eröffnet und ein Schiff mit 30.000 pr. Thlr. Werth an Waaren dahin gesendet. Es ergab sich außer den laufenden Zinsen des Kapitals der Komp. ein Ueberschuß von 4 Proz. auf die bis dahin untergebrachten 1460 Aktien, der im Juni dess. J. als die zweite Extradividende vertheilt wurde. Schnell vergriffen sich auch nicht nur die noch unbegeben gewesenen 540 Aktien der Komp., sondern sie wurden sogar, als die Direktion keine mehr zu verkaufen hatte, mit einer Prämie von 5 Proz. aufgekauft. Die Komp. schritt daher in einer am 27. Aug. 1825 gehaltenen Generalversammlung mit einer Mehrheit von 278 Stimmen gegen 23, zu einer Verdoppelung ihres Kapitals von 1 Mill., durch Kreirung neuer 2000 Aktien, die ganze zu 500, und die halbe zu 250 Thlr. pr. Kour., die jedoch an der möglichen Dividende der nächsten Bilanz keinen Antheil haben. — Für den Verein zur Mehlausfuhr erklärten sich auch Männer vom ersten Rang in Deutschland mit Kapitalunterstützung, sobald Preußen den Sieg der guten Sache gegen die niederländischen feindlichen Durchgangszölle werde errungen haben. So hat die Rheinisch-Westind. Komp. in dem kurzen Zeitraum von 5 J. dem deutschen Kunstfleiß den Weg zu einer kräftigen Theilnahme an dem Seehandel gebahnt, und schon ist das Streben nach Ausfuhr deutscher Industrieerzeugnisse jeder Art allgemeiner geworden, während man noch vor wenigen Jahren an der Möglichkeit eines solchen Abflusses vaterländischer Industrieerzeugnisse verzweifelte. Die Rheinisch-Westind. Komp. erleichtert die Ausfuhren durch Vorschüsse, ersetzt den Fabrikanten die ihnen so nothwendigen Zwischenhändler, welche die Ausdehnung der engl. Fabriken größtentheils beizumessen ist, und sie gibt Mittel zur Nachahmung fremder Fabrikate an die Hand. Durch die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen und eine unerschütterliche Solidität gewährt sie den deutschen Spekulanten größere Sicherheit als irgend ein einzelnes Handelshaus; denn sie darf nach ihren Grundsätzen ihre Verluste nicht verschweigen, sobald sie ein Drittheil ihres Kapitals bedrohen. Sie bietet den Kapitalisten eine vortheilhafte Anlage ihrer Fonds dar, indem diese außer den richtigen Zinsen die Gewinne unter sich vertheilen. Sie sucht neue Märkte für deutsche Fabrikate und vermindert dadurch auf den einheimischen die den Fabrikanten nachtheilige Konkurrenz. Der ganze Ertrag ihrer Ausfuhr ist ein wahrer deutscher Nationalgewinn; denn die meisten Waaren derselben, von dem rohen Material bis zur feinsten Ausarbeitung, sind Produkte Deutschlands. Unter diesem Gesichtspunkte muß das Institut betrachtet werden, und wenn es dann auch gar keinen pekuniären Gewinn brächte, so würde doch schon vor der Hand der Vortheil für Deutschland von höchster Bedeutung seyn. Daß es nicht an Männern fehlt, welche, auch ohne Rücksicht auf die Größe der Dividende, den allgemeinen Nationalvortheil zu würdigen verstehen, zeigt die Erfahrung. Bedenkt man den

ungewöhnlichen Kostenaufwand, welchem jedes Geschäft im ersten Entstehen und während der Entwickelung seiner Fundamentalpläne unterworfen ist, bedenkt man die macherlei Mißgriffe, die in dem Ursprung einer ihrem Wesen nach so neuen Sache unvermeidlich sind: so müssen die bereits vorliegenden festen Resultate allgemeine Aufmerksamkeit erregen, und Denjenigen, die zu denselben mitwirkten, insbesondere dem Subdirektor Becher, den Dank der Zeitgenossen um so mehr sichern, als die größten Schwierigkeiten bereits überwunden sind. — Am Schlusse des Jahres 1825 zeigte die Bilanz des Vereins der Generalversammlung, daß sich seine Ausfuhr um das Doppelte vermehrt habe, und daß das Zutrauen zur Gesellschaft bei ihrem eigentlichen Publikum, ihren Aktionnären, so festgegründet sey, daß die ihnen zur Uebernahme al pari anheimgestellten 1000 Aktien, die dazu dienen sollten, das Kapitalvermögen des Vereins zu vermehren, was im verflossenen Jahre beschlossen worden war, sofort vergriffen wurden, und außerdem von dem 4ten und letzten Tausend mehrere zu einer Prämie von 5 Proz. übernommen worden sind. Auf der andern Seite wurde aber auch der Gesellschaft den Markt auf Hayti von den Franzosen, die durch die Uebereinkunft mit dem Negerstaate große Vergünstigungen an Zöllen erhalten hatten, abgelaufen; dagegen aber zeigte das von den Spaniern gänzlich befreite Mexiko durch die Wiederbelebung des Bergbaues dem deutschen Handel bessere Aussichten, von denen sich hoffen ließ, daß sie durch die Feststellung der merkantilischen Verhältnisse zwischen Preußen und Mexiko eine sichere Basis gewinnen würden. Der Handel der Kompagnie nach Buenos Ayres ward in diesem Jahre durch den Krieg zwischen diesem Freistaate und Brasilien, währenddem Brasilien die Häfen des ersteren blokirte, unterbrochen. Es mußte selbst ein Schiff mit seiner vollen Ladung nach der Elbe wieder zurückkehren. In diesem Jahre gerieth die Kompagnie mit dem deutsch-amerikanischen Bergwerksverein, und nicht eben zu ihrem Vortheile, in Verbindung. Die Agentschaft der Kompagnie in Mexiko nahm für die Fonds, welche sie nach Europa zu remittiren hatte, vorzugsweise Tratten der deutschen Bergwerks-Agenten: früher waren diese gute und sichere Remessen, die selbst von englischen Häusern gesucht wurden. Im Verlaufe des Jahres aber gingen die Geschäfte des Bergwerksvereins so schlecht und seine Hoffnungen wurden so wenig realisirt, daß die Generalversammlung desselben sich weigerte, eine Zubuße auszuschreiben, um die Generaldirektion in den Stand zu setzen, ihren Wechselverbindlichkeiten gegen die Kompagnie zu genügen. Diese verlor für den Augenblick ihr Kapital, wenngleich eine Uebereinkunft mit dem Bergvereine ihr Sicherheit für die Folge versprach. Zugleich wurde ihr Absatz in Mexiko durch die dortigen starken Zölle, die 30 Proz. Eingangsrechte und noch überdieß 3 Prz. Stadtzoll betrugen, bedeutend vermindert. Dagegen suchte sie ihre Unternehmen nach Ostindien auszudehnen; sie wurde hiezu um desto mehr angefeuert, da die Holländer, um den Engländern in den hinterasiatischen Gegenden das Gleichgewicht halten zu können, den Hafen von Batavia beinahe zum Freihafen erklärt hätten. Der Transport nach Indien betrug 281.000 Thlr. pr. Kour. Hiedurch wuchs die Ausfuhr der Kompagnie für das Jahr 1826 auf 1.3 4.700 Thlr. In der ersten Generalversammlung des Jahres 1827 ward den Mitgliedern des Vereins von dem Subdirektor eine Bilanz gezogen, wodurch sich ergab, daß die Kompagnie in dem verflossenen Jahre den bedeutenden Verlust von 61.468 Thlrn. erlitten hatte. Derselbe sowie die wenigen Aussichten, bedeutende Geschäfte in der neuen Welt zu machen, drückten für den Augenblick die gesellschaftlichen Aktien herunter. Wichtig war es dagegen für die Kompagnie, daß die preuß. Regierung durch ihren Geschäftsträger v. Olfers mit der brasil. Regierung Verhandlungen anknüpfen ließ, um

eine Gleichstellung der Zölle mit den Engländern und Franzosen und überhaupt mit den begünstigsten Nationen zu erwirken; ein um so wohlthätigeres Unternehmen, da diese Ungleichheit zum Nachtheil deutscher Fabrikate seither der einzige Grund gewesen war, warum Deutschland bei dem so sehr bedeutenden Gebrauch europäischer Fabrikate in Brasilien so wenig konkurrirt hat, während doch von der ungeheuren Zuckerproduktion Brasiliens jährlich zwei Drittheile nach deutschen Häfen verführt wird. Am 14. März 1827 beschloß die Kompagnie in einer Generalversammlung durch Stimmenmehrheit eine Abänderung des 13. Parag. ihrer Statuten, die darin bestand, daß die Anzahl der durch eignen Besitz und durch Vollmachten in einer Hand sich vereinigenden Stimmen bei künftigen Abstimmungen unbeschränkt seyn möge; daß die Direktion und der Direktorial-Rath als solche sowohl wie die einzelnen Glieder derselben auch ferner wie bisher Vollmachten zum Abstimmen in der Generalversammlung annehmen könnten; und daß endlich eine jede Aktie von 500 Thlr. oder zwei halbe von 250 Thlr. das Recht einer Stimme gewähren solle. Das Jahr 1827 machte die Kompagnie keine bedeutende Geschäfte, weil die Direktion durch die Rückwirkung der verhängnißvollen Handelskrisis von 1825—26, welche sich auf den überseeischen Märkten durch eine beispiellose Stockung im Handel und einen unerhörten Geldmangel fühlbar machte, von neuen Unternehmungen zurückscheuchte. Der Handelstraktat mit Brasilien ward den Grundsätzen der Reciprocität gemäß glücklich zu Stande gebracht. Dagegen ward auf der andern Seite durch die Huld des Königs von Preußen, der die Hälfte der noch ungegebenen Aktien — 500 Stück, jede zu 500 Thlr. — übernahm, der Fonds mit 250.000 Thlr. vermehrt. Die Expedition nach Sinkapore in Ostindien hatte nicht den gewünschten Erfolg, denn die Krisis in der Handelswelt hatte ihren nachtheiligen Einfluß auch auf den englisch-ostindischen Märkten ausgeübt und den Absatz vermindert; doch machte die Kompagnie die viel versprechende Erfahrung, daß das bekannte gubener Waizenmehl in einem guten Zustande nach Sinkapore gekommen sey, und dieß folglich eine siegreiche Konkurrenz des deutschen Waizenmehls in den dortigen Ländern mit dem amerikanischen erwarten lasse. In der Generalversammlung am 6. Sept. 1828 ward den Gliedern der Kompagnie eine 18monatliche Bilanz zur Einsicht und Prüfung vorgelegt, deren Resultat aber nicht erfreulich war. Ursache desselben waren theils die widrigen Konjunkturen der jüngstverflossenen Jahre in dem Handel nach allen Punkten jenseits des Meeres, theils die Vertreibung der Altspanier aus Meriko, wo überdieß eine lange Ungewißheit in Hinsicht einer bevorstehenden Zollveränderung nachtheilig wirkte. Die Bilanz ergab einen Verlust von 10 Proz. Auch war die Ausfuhr gegen die andern Jahre geringer; sie betrug 821.000. In derselben Generalversammlung ward aus Furcht noch bevorstehender Verluste die fernere Abschreibung von 10 Proz. beschlossen. Besser und mehr Erfolg versprechend, erhoben sich die Handelsaussichten der Kompagnie nach dem Abschlusse der Bilanz im Jahr 1829. Der Friede zwischen Brasilien und der Republik Buenos-Ayres war geschlossen, wodurch nicht allein der deutsche Handel mit diesem wichtigen Theil von Südamerika wieder freigegeben wurde, sondern auch eine größere Ausdehnung durch die Erklärung der Unabhängigkeit der Banda-Oriental erhielt. Noch bedeutendere Vortheile versprach der Friede, wenn dem Zusatz-Artikel des Traktats, worin sich beide Parteien für die Freimachung der Paraguay-Schifffahrt vereinigen, Genüge geleistet werden sollte. Die politischen Unruhen am Laplatastrome drückten dagegen den Verkehr auf eine klägliche Weise darnieder, und auch die Berichte aus Ostindien lauteten wenig günstig. Ueberhaupt hatten die Unternehmungen der Kompagnie einen so unglücklichen Fortgang,

daß 1829 ihre Aktien tief in der Meinung des Publikums sanken, und nur 40 Proz. standen.

Dagegen kam 1825 zu Leipzig die neue Stiftung einer Elb-Amerikanischen Kompagnie zu Stande. Der erste Vorschlag in den trefflichen Elbeblättern war nicht auf dieselbe, sondern vielmehr dahin gerichtet, einen Nebenzweig der Rheinisch-Westindischen Kompagnie unter ihrer Direktion am Elbufer zu bilden, da Viele es mit guten Gründen weit vortheilhafter hielten, daß nicht eine zweite Kompagnie der Art in Deutschland errichtet, sondern daß von dem gesammten deutschen Handelsstande mit vereinten Kräften nur ein einziges Nationalinstitut erhalten werde, welches sich in mehren Theilen Deutschlands durch Nebenzweige ausbreite. Allein Mehrere glaubten, Norddeutschland, besonders Sachsen, müsse eine selbstständige Verbindung an dem Elbufer bilden. Es erfolgte daher am 30. Nov. 1822 eine öffentliche Einladung hierzu von dem Handelsmann Hoyer zu Neustadt, in Verbindung mit Vogt und Peters, als Mitstiftern der beabsichtigten Anstalt. Umständlich waren zwar alle Vortheile derselben für die Fabriken Sachsens und der angrenzenden Länder in dem Aufsatze entwickelt; aber in Beziehung auf die Rheinisch-Westind. Komp. wurde nebst mehreren andern unrichtigen Sätzen, die jedoch in den Elbeblättern bald widerlegt wurden, die Behauptung aufgestellt, daß eine Elbhandelsgesellschaft sich von jeder Expedition 20—40.000 Thlr. mehr Gewinn versprechen könne als die Rheinisch-Westind. Komp. Dieser eröffneten glänzenden Aussichten ungeachtet fanden viele Handels- und Fabrikplätze nöthig, über die 2 verschiedenen Vorschläge unter sich mit aller Umsicht Berathungen anzustellen. Im März 1823 versendete Hoyer Cirkulärschreiben mit dem Entwurf der künftigen Statuten; im Aug. dess. J., wo schon über 52.000 Thlr. subskribirt waren, wurde die erste Versammlung der Aktionnärs in Neustadt bei Stolpen gehalten, der Plan der Statuten geprüft und ein provisorisches Direktorium erwählt. Man hoffte damals schon im Frühjahr 1824 die erste Expedition nach Westindien vorbereiten zu können. Die zweite Konferenz hatte am 3. Nov. 1823 zu Dresden statt, und führte das Unternehmen seinem Ziele dadurch näher, daß die Stifter desselben dessen weitere Ausbildung dem Hause des Herrn Bassenge und Komp. zu Dresden, in Verbindung mit andern sächsischen Häusern, überließen. Ein eigner Reisender ward alsbald beordert, die Fabrikanten im Erzgebirge und Voigtland, sowie in der Lausitz, zur Theilnahme einzuladen. Dieß mag viel beigetragen haben, daß sich endlich in der Mitte 1824, also 2 Jahre nach der ersten Einladung, die — vom Könige von Sachsen genehmigte — Elb-Amerikanische Compagnie in der Art konstituirte, daß sie mit dem 2. Jan. 1825 beginnen, den überseeische Vertrieb vaterländischer (sächsischer) Fabrikate und Produkte zum Zwecke nehmen, und ihren Sitz in Leipzig haben sollte. Am 15. Mai 1825 trat sie in volle Wirksamkeit. Wir halten nöthig, das Wichtigste ihrer Stututen, theils zur Vergleichung mit den Grundgesetzen der Rheinisch-Westind. Komp., theils zur Kenntniß Derjenigen, welche sich über die Wahl der Theilnahme an einer der beiden Verbindungen bestimmen wollen, hier anzuführen: 1) Die Dauer der Elb-Amerik. Komp. ist fürerst auf 15 nacheinander folgenden Jahre vom 2. Jan. 1825 an festgesetzt. 2) Das zu dieser Unternehmung erforderliche Kapital wird auf Aktien eingelegt, und zwar fürerst bis zu dem Belaufe von ½ Mill. Thlr pr. Kour., nach dem Münzfuß von 1764, oder 10.000 Aktien, jede zu 500 Thlr. gerechnet. 3) Die Aktien werden auf den Inhaber lautend vom 7. Jan. 1825 ausgestellt, und von da mit 4 Proz. jährlich in halbjährigen Terminen Ende Juni und Ende Dez. jedes Jahres verzinst. 4) Mit den Aktien werden Zinskoupons

auf 10 Jahre, auf dem Hauptkomptoir in Leipzig zahlbar, ausgegeben. Gehen dieselben oder eine Aktie verloren, so kann der Verlierende neue Dokumente nur gegen einen auf seine Kosten, unter Angabe der Nummern 3 Mal zu 3 Monaten wiederholten Aufruf in der leipziger, berliner und hamburger politischen Zeitung und nach Ablauf von 2 Jahren von der Bekanntmachung des ersten Aufrufs in der leipziger Zeitung an, verlangen. Nach Ablauf dieser Zeit sind die Forderungen aus dem verlorenen Dokument mit diesem amortisirt. 5) Die Kompagnie erkennt keinen Arrest noch Beschlag weder auf Aktien noch auf die Zinsen= oder Dividendenzahlungen an. 6) Jeder Aktionnär haftet für die Kompagnie nur mit dem Betrage der von ihm eingeschossenen Aktien. Die Gesammtheit der Aktionnäre bildet die Kompagnie, von deren Beschlüssen die Begründung und Organisation dieser Unternehmung abhängig ist. Die Versammlung und Abstimmung sämmtlicher Aktionnärs findet statt, wenn a) der Fonds von 500.000 Thlr. vermehrt, b) ein Beschluß über Fortsetzung der Gesellschaft über die bestimmte Frist gefaßt, c) eine frühere Auflösung derselben in Antrag gebracht, d) das Verfahren bei der sodann zu bewirkenden Liquidation bestimmt, e) eine Veränderung in den Statuten beschlossen werden soll, und endlich f) wenn die Direktion und Ausschußpersonen in einer gemeinsamen Versammlung durch Stimmenmehrheit die Befragung der Aktionnärs für nöthig erachten. 7) Die Einladung zu diesen Generalversammlungen wird 4 Wochen vor Abhaltung derselben durch die Direktion in den gelesensten öffentlichen Blättern bekanntgemacht. 8) Die Abstimmung geschieht entweder mündlich oder schriftlich, sowie es der Vorsitzende der Natur der Sache angemessen findet. Stimmrecht hat jeder Aktionnär in der Maße, daß wer eine und nicht mehr als 4 Aktien besitzt, 1 Stimme, wer über 4 und nicht mehr als 8 Aktien besitzt, 2 Stimmen, wer über 8 und nicht mehr als 12 Aktien besitzt, 3 Stimmen, und wer über 12 Aktien besitzt, 4 Stimmen bei der Generalversammlung hat. Mehr als 4 Stimmen können in keinem Falle in einer Person vereint seyn. Abwesende können durch Bevollmächtigte stimmen. Jeder, der in der Generalversammlung selbst oder durch einen Bevollmächtigten erscheint, hat sich durch Vorzeigung der Aktie, der Letztere überdieß durch eine genügende Vollmacht, zu legitimiren. Diejenigen Aktionnärs, welche weder persönlich noch durch Bevollmächtigte bei der Generalversammlung erscheinen, haben sich den Beschlüssen stillschweigend zu unterwerfen. Diese werden jederzeit durch Stimmenmehrheit gefaßt und bei gleichen Stimmen gibt die des Vorsitzenden den Ausschlag. 9) Die Leitung des Geschäftes wird durch ein aus 5 Gliedern bestehendes Direktorium verwaltet. 10) Zu gültiger Unterzeichnung der Firma der Kompagnie ist die Unterschrift von 2 Direktoren erforderlich. Die Aktiendokumente müssen von allen 5 Direktoren unterzeichnet seyn. 11) Dem Direktorium gegenüber wird die Gesammtheit der Aktionnärs durch 9 Ausschußpersonen repräsentirt, welche zuerst von der Generalversammlung erwählt werden und zwar dergestalt, daß in der Jubilatemesse nach Ablauf des 2. Jahres 3 derselben durch das Loos austreten und sofern von Jahr zu Jahr, bis bei Ablauf des 5. Jahres die Anciennetät den Austritt bestimmt. Die verbleibenden 6 Mitglieder besetzen die erledigten Stellen nach ihrer Wahl, wobei die abgehenden aufs neue gewählt werden können. 12) Der Ausschuß versammelt sich in der Regel jährlich einmal in der leipziger Jubilatemesse, um die Resultate der Bilanz des vorherg. Jahres einzusehen, von dem Zustand des Geschäfts im Allgemeinen Kenntniß zu nehmen, und dann 2 Glieder aus seiner Mitte zu ernennen, welche die Uebereinstimmung der Bilanz mit den Büchern untersuchen, und nach Justifizirung derselben dem Direktorium im Namen ihrer

Kollegen schriftlich Decharge geben. 13) Sollte sich bei Untersuchung der Bilanz Zweifel oder nicht zu beseitigende Meinungsverschiedenheiten ergeben, so haben die zur Revision Deputirten 2 andre Ausschußpersonen, und das Direktorium ebenfalls 2 sachverständige Männer aus der Kaufmannschaft als Schiedsrichter zu ernennen, welche dann einen Obmann wählen, um gemeinschaftlich die streitigen Punkte zu untersuchen und darüber ohne weitere Appellation zu entscheiden. 14) Bei Ausmittelung der Resultate der zu betreibenden Geschäfte soll jede Illusion vermieden werden. Es ist daher der Direktion zur besondern Pflicht gemacht, bei Anlegung der Bilanz nach den Grundsätzen zu Werke zu gehen, welche jeder solide Kaufmann dabei befolgt, und alle noch zu realisirende Aktiven, es mögen nun solche in Waaren oder in ausstehenden Schulden oder worin sonst bestehen, so zu würdigen, wie solche zu der Zeit des Bücherabschlusses in der That als wirklich geltend anzunehmen sind, niemals aber soll eine Waare, selbst wenn der relative Werth derselben inzwischen gestiegen wäre, über ihren Einkaufpreis mit Zuschlag der darauf haftenden Kosten angeschlagen werden. 15) Sobald sich bei einem Abschlusse ein Gewinn ergibt, so soll ein Drittel davon, bis zu dem Belaufe von 10 Proz. des vorhandenen Aktivfonds, als Reservefonds auf den Büchern der Kompagnie vorgetragen, die 2 Drittel aber in der Maße vertheilt werden, daß davon der 5. Theil dem Direktorium gewährt, die 4 Fünftel aber als Dividende den Aktionnärs vergütet werden, und zwar so, daß jede bis zum 30. Juni des Jahrs, an dessen Schlusse sich der Gewinn ergibt, unterzeichnete Aktie ihren gleichmäßigen Antheil daran erhält, jede später noch in dems. J. unterzeichnete Aktie aber erst an dem Gewinn künftiger Jahre Anspruch zu machen hat. Die Dividenden werden mit den Zinsen des nächsten Termins nach dem Abschlusse, der den Gewinn ergibt, an den Inhaber der Zinskoupons bezahlt. 16) Die Anzeigen der sich ergebenden Gewinndividenden, sowie die Aufforderung zu Erhebung derselben, ergeht an die Aktionnärs in den gelesensten öffentlichen Blättern, wenigstens 4 Wochen vor dem dazu bestimmten Termin. 17) Als Gewinn wird jeder die eingelegte Summe der Aktien übersteigende Ueberschuß betrachtet, und der Reservefonds hat zunächst die Bestimmung, die möglichen Verluste zu decken, welche sich im unglücklichen Falle im Laufe der Geschäfte ergeben können. Wenn z. B. bei der vollen Summe des Aktienfonds von ½ Mill. Thlr. der Reservefonds nach und nach auf das bestimmte Maximum von 10 Proz., also auf 50.000 Thlr. angewachsen wäre, und in einem darauf folgenden unglücklichen Jahre ergäbe sich ein Verlust von 30.000 Thlr., so würde dieses Deficit aus dem Reservefonds gedeckt, und dieser dadurch auf 20.000 Thlr. vermindert. Gäbe nun das darauf folg. J. einen Ueberschuß von 30.000 Thlr., so würde davon wieder 1 Drittel zum Reservefonds genommen und die 2 Drittel vertheilt und damit in den folg. Jahren so lange fortgefahren, bis der Reservefonds wieder die statutenmäßige Höhe von 10 Proz., in dem angenommenen Falle 50.000 Thlr., erreicht hätte. 18) Sollte sich als Resultat eines unglücklichen Geschäftsganges der Verlust eines Drittels des ursprünglichen Kapitalstammes der Aktien darthun, so sollen sogleich die Geschäfte der Kompagnie eingestellt und zur schleunigsten Liquidirung geschritten werden. Auch soll, falls die Kompagnie nach Ablauf von 6 Jahren einen geringern Verlust von 10 Proz. des Stammkapitals erlitten hätte, in einer Generalversammlung die Auflösung in Antrag gebracht, und nach Stimmenmehrheit entschieden werden. — Sehr zweckmäßig hat auch die Elb-Amerikanische Kompagnie folgende Bedingungen, unter welchen sie die Waaren zur weitern Versendung nach überseeischen Plätzen in Konsignation nimmt, öffentlich bekanntmachen lassen: 1) Sind

dergleichen Waaren in die Hauptniederlage der Kompagnie in Leipzig einzuliefern, um deren Qualität untersuchen und deren zweckmäßige Verpackung besorgen zu können, wenn die letztere nicht passend befunden werden sollte; nur nach vorheriger Verständigung in besondern Fällen kann eine Ausnahme von Einlieferung der Waaren nach Leipzig stattfinden. 2) Der Eigenthümer dieser Waaren hat der Kompagnie alle baare Auslagen, als Fruchtzölle, Verpackungsspesen, Assekuranzen und wie selbe sonst den Namen haben mögen, zu vergüten; die Kompagnie macht sich dagegen verbindlich, die größte Billigkeit zu beobachten, und alle Begünstigungen, welche sie in Ersparnissen in ihren eignen Waaren genießt, auch auf die in Konsignation gegebenen zu bewilligen. 3) Berechnet die Kompagnie außer den im §. 2 gedachten Spesen, bei Abgang der Waaren von deren Fakturawerth 1½ Proz. Provision, ½ Proz. für kleine Kosten, als Kourtagen, Briefporto rc., da die Angabe der letztern nicht immer genau zu bestimmen ist. Nach geschehenem Verkauf findet eine weitere Berechnung von 1½ Proz. für kleine Kosten statt, von der Summe des reinen Ertrags solcher Waaren. 4) Erbietet sich die Kompagnie, wenn dergleichen Waaren in kouranten guten Artikeln von einem gewissen festen Werthe bestehen, dem Verderben, oder auch einer zu schnellen Preisveränderung, als es bei Bijouterien und andern Modewaaren der Fall ist, nicht unterworfen sind, deren Eigenthümern auf Verlangen und nach Gutbefinden ein Drittel bis zur Hälfte des reinen Fakturawerthes derselben, vorschußweise, gegen Berechnung von 5 von Hundert jährl. Zinsen, darzuleihen, welcher Vorschuß nebst Zinsen nach geschehenem Verkauf mit in An- und Abrechnung gebracht wird. 5) Verbindet sich die Kompagnie, mit den dergestalt anvertrauten Waaren auf das sorgfältigste zu verfahren, den Bestimmungsort derselben nach vorheriger Uebereinkunft mit dem Eigenthümer zu wählen, alle eingehende auf solche Waaren Bezug habende Nachrichten den Eigenthümern derselben prompt mitzutheilen und bei Ablegung der Berechnung auf Verlangen die Richtigkeit derselben durch die Vorlegung aller darauf Bezug habenden Originalpapiere darzuthun, sowie überhaupt 6) dergleichen Waaren von Seiten des Direktoriums einer statutenmäßigen Behandlung unterworfen sind, als ob selbe Eigenthum der Kompagnie wären. Alle unvorherzusehende Unglücksfälle, entstehen solche durch Erdbeben, Feuer, Wasser oder sonstige Veranlassung, gehen demnach für Rechnung des Eigenthümers solcher Waaren; und sollte in einem solchen Falle es sich erweisen, daß der etwa von der Kompagnie darauf geleistete Vorschuß an baarem Geld und Spesen, in Folge eines solchen Ereignisses aus dem Werthe der Waaren oder deren Assekuranz nicht wiederzuerlangen sey, so ist der Eigenthümer solcher verloren gegangenen Waaren verbunden, das dagegen empfangene Kapital, Spesen und Zinsen nach Wechselrecht sofort wieder zu erstatten. Jedoch übernimmt die Kompagnie jede billige Gewährleistung für jeden erweislichen Verlust, welcher durch Vernachläßigung irgend einer direkt in dem Dienste der Kompagnie befindlichen Person entstehen dürfte. 7) Hat jeder Konsignär bei Einlieferung der Waaren ein Formular zu unterzeichnen, kraft dessen er nicht nur bekennt, von den Bedingungen, unter welchem die Elb-Amerikanische Kompagnie Waaren in Konsignation übernimmt, gehörig in Kenntniß gesetzt worden zu seyn, sondern sich auch verpflichtet, diesen Bedingungen sich bei jeder Gelegenheit zu unterwerfen, soweit die eingelieferten Waaren dabei in Bezug kommen. — Möge die jüngere Schwester der neuen deutschen Hanse, deren erste Waarensendungen bereits im April 1825 in See gewesen sind, mit gleicher Sorgfalt wie ihre ältere gepflegt, und die große Summe der Erfahrungen für sie benutzt werden, durch welche letztere bereits eine

unerschütterliche Solidität erlangt hat. Die Elb-Amerikanische Kompagnie läßt schon den örtlichen Verhältnissen nach die günstige Erfolgen hoffen. Sie befindet sich in dem Mittelpunkte der vorzüglichsten Fabrikgegenden Deutschlands und an einem Orte, der durch seine Messen eine umfassende Kenntniß sowie die beste Auswahl unter den Fabrikwaaren darbietet, sich auch fortdauernd im Besitz ausgebreiteter Handelsverbindungen mit den überseeischen Handelsplätzen befindet. Uebrigens ist nicht zu wünschen, daß sich die Zahl der neuen deutschen Hanseschwestern noch weiter mehre, und unsere Gewohnheit an achtunddreißigfachen deutschen Interessen das große Interesse eines einzigen bereits in 2 Hälften gespaltenen Nationalinstituts zerstöre. So beabsichtet man z. B. eine Böhmisch-Westindische Elbschifffahrtskompagnie, die offenbar so überflüssig als nachtheilig für die bestehenden Institute seyn muß, da die Elb-Amerikanische Kompagnie hinreichende Mittel zu Gebote hat, um den böhmischen Leinwand- und Glashandel emporzubringen. Nützlich sind aber dagegen solche Verbindungen, welche nur die Ausfuhr eines einzelnen Produkts zum Zwecke haben, wie z. B. die westindische Gesellschaft in Schlesien, welche vorzüglich die Ausfuhr von Mehl nach Südamerika beabsichtet. — Nach dem Prospektus der Elb-Amerikanischen Kompagnie will sie nicht bloß im Königreiche Sachsen Handel und Gewerbfleiß durch Ankäufe für baares Geld befördern, sondern auch in Schlesien, Böhmen, in den Groß- und Herzogthümern Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, den fürstl. anhalt- und reußischen Ländern, Hessen, Baiern u. s. w. Durch sie wird die Elbschifffahrtsakte die wohlthätigsten Erfolge haben, da bekanntlich schon jetzt der Elbhandel den Rheinhandel weit übertrifft. Noch wichtiger würde der Elbhandel werden, wenn der Entwurf, das baltische Meer mittelst eines Kanals von Wismar nach dem Schwerinersee mit der Elbe zu verbinden, zu Stande käme.

Westminster, Westminster-Abtei, Westminster-Hall, s. London.

Westphalen. In alten Zeiten gab es Ost- und Westphalen und beide gehörten zu dem großen deutschen Volke der Sachsen. Der Ostphalen Name hat sich schon lange verloren; aber von den Westphalen hat noch jetzt eine preuß. Provinz den Namen. Ostphalen umfaßte alles Land zwischen der Elbe und Weser, Westphalen das zwischen Weser, Rhein und Ems. Im J. 12 n. Chr. ist in Westphalen die berühmte Niederlage des Varus geschehen. Um 688 ward dieses Land durch die beiden Brüder Ewaldi, die bei Bremen den Märtyrertod starben, mit dem Christenthum bekannt. — Das **Herzogthum Westphalen** machte in den frühesten Zeiten einen Bestandtheil des großen Herzogthums Sachsen aus. Der westl. Theil hieß die Grafschaft Arensberg und der gegen Osten liegende Theil das Sauerland oder Engern. 1180 kam es an den Kurfürst Philipp von Köln als ein Lehn, wofür er dem Kaiser Friedrich I. 5000 florenlische Gülden bezahlte, weil damals Herzog **Heinrich d. Löwe** (s. d.) von Baiern und Sachsen, dem das Land gehörte, in der Reichsacht war. Seitdem hat es Kurköln besessen, bis zur Auflösung des Erzstifts 1802, worauf es durch den Deputationsrezeß in die Entschädigungsschale des Hauses Hessen-Darmstadt geworfen, aber 1815 von demselben an Preußen abgetreten, und nun mit der preuß. Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arensberg verbunden ward. Es enthielt damals 72 □M. mit 135.000 Einw. in 18 Aemtern, 25 Städten und 539 Marktflecken und Dörfern. — Der **westphälische Kreis** begriff nicht bloß das Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch ansehnliche Landesbezirke jenseits des Rheins; aber das eigentliche Herzogthum Westphalen ward, als Zubehör von Köln, zum kurrheinischen Kreise gerechnet. Seiner am Rheine

gelegenen Zubehörungen wegen führte er kanzleimäßig auch den Namen des niederrheinisch-westphälischen Kreises. Er gehörte zu den größern Kreisen des vormaligen deutschen Reichs, und zählte unter seine Mitglieder: die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Korvey, die Herzoge von Jülich, Kleve, Berg und Oldenburg, die Fürsten von Minden, Verden und Ostfriesland, die Grafen von Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Tecklenburg, Lingen, Steinfurt, Rittberg und viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften; die Reichsstädte Aachen, Köln und Dortmund. Kreisdirektoren waren der Bischof v. Münster und der Herzog von Jülich; daher Kurbrandenburg und Kurpfalz wechselsweise solches Amt führten. — Das Königreich Westphalen. Es wurde am 15. Nov. 1807, nachdem Napoleon durch den tilsiter Frieden in den Besitz aller preuß. Staaten bis zur Elbe, ferner von Kurhessen, Hanover und Braunschweig gekommen war, von dem franz. Kaiser ins Daseyn gerufen. Sämmtlich braunschweig-wolfenbüttelschen Besitzungen, die kurhessischen Länder, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, die preuß. Provinzen Magdeburg und Altmark diesseits der Elbe, Halberstadt mit Hohenstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ratzenberg, die hanöverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohenstein und Elbingerode und Osnabrück, das nassau-oranische Fürstenthum Korvey und die Grafschaft Kaunitz-Rittberg bildeten den neuen Staat, mit einem Flächeninhalt von beinahe 700 QM. und 2 Mill. Einw. Er ward in 8 Departemente, der Elbe, Fulda, des Harzes, der Leine, Ocker, Saale, Werra und Weser, getheilt. Eine vollständige Urkunde, von Napoleon gegeben, bestimmte die Form der Regierung, die dem franz. Repräsentativsystem nachgebildet war. Neben dem Könige standen Minister und ein Staatsrath; die gesetzgebende Gewalt war in den Händen von Reichsständen; franz. Gerichtsordnung und Einführung des Code Napoleon; allgemein gleiche Steuerverfassung für alle Provinzen mit ausdrücklicher Anordnung einer Grundsteuer. Die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze, die Aufhebung aller Vorrechte einzelner Klassen von Staatsbürger, sowie jede Art von Leibeigenschaft und vollkommne Duldung aller Religionsparteien wurden zu Grundgesetzen des neuen Reichs erklärt, daneben aber auch die Conscription und das franz. System der Münzen, Maße und Gewichte. Durch die Verfassungsurkunde ward der Heimfall Westphalens an Napoleon und seine Abkömmlinge in Ermangelung männlicher Nachkommenschaft des neuen Königs verordnet. Zum König hatte Napoleon seinen jüngsten Bruder Hieronymus ernannt, der mit einer Tochter des Königs von Würtemberg vermählt, sich Jerome Napoleon unterzeichnete. Einige 20 J. alt, langte dieser König den 10 Dez. 1807 in Kassel an, wo er seinen Wohnsitz im kurfürstl. Schlosse aufschlug. Den 1. Jän. 1808 empfing er von den Abgeordneten der Stände die Huldigung zu Kassel. Die Lage des neuen Königreichs war nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zusammengesetzt wurde, waren durch das methodische Plünderungssystem der Franzosen mehr oder weniger ausgesogen und manche ganz erschöpft; dazu kam, daß der Kaiser sich zur Belohnung seiner Militaire die Hälfte aller Domänen vorbehalten, daß er die Haltung einer Besatzung von 12.500 Mann in Magdeburg ausbedungen hatte, die Westphalen nicht allein beköstigen, sondern auch besolden und kleiden mußte, und daß außerdem noch die bedeutenden Reste der den einzelnen Provinzen aufgelegten Kriegssteuer an Frankreich bezahlt werden sollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, besonders da alle Kassen

leer waren, Alles neu geschaffen und überdieß eine Armee neu gebildet werden sollte. Es war ein Glück für das Land, daß gleich anfangs an seine Spitze die ausgezeichnetsten Köpfe Westphalens traten und Gewicht genug bekamen, um den jungen unerfahrnen Monarchen zu leiten. Trotz der ungeheuern Verluste, welche die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermeßlichen Geldbedürfnisse, die schnell herbeigeschafft werden mußten, sah man sich doch im Stande, eine ziemliche Einrichtung treffen, und in kurzer Zeit ein Heer von 16.000 Mann aufstellen zu können. Die neuen Formen, die in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Rechtsgang, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihren Kredit bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man sich bald daran, und fand sein Schicksal selbst erträglicher, als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren zwar drückend, aber doch nicht unerschwinglich, die neue Verfassung sicherte der größern Volksmasse Vortheile und Gerechtsame zu, die sie bald kennen und würdigen lernte. So verschwanden nach und nach die Vorurtheile, und die Regierung gewann Festigkeit und Sicherheit. Der prachtvolle Hof und die unsinnige Verschwendung des Königs schadeten im Ganzen nichts, da der König seine bestimmte Civilliste und außerdem noch als franz. Prinz 1 Mill. Fr. zu verzehren hatte; es konnte daher der Nation gleich seyn, wie er damit wirthschaftete, und es mußte ihr sogar lieb seyn, daß er solche im Lande ließ und das Geld in Umlauf brachte. Uebrigens konnte er, durch die Verfassung gebunden, wenig Böses wirken, und der Wille, so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stand, war nicht zu verkennen. Am 1. Juli 1808 wurde die erste Ständeversammlung von dem König durch eine Rede eröffnet, worin er die öffentliche Schuld (112 Mill. Fr.) als den wichtigsten Gegenstand der Erwägung empfahl und die Theilnahme des ganzen Königreichs an dieser Schuld als das Siegel der Vereinigung aller seiner Theile darstellte. Die Ständeversammlung blieb nicht zurück hinter dem Wunsche des Monarchen. Drei Kommissionen, die in ihrem Schoße gebildet wurden, ordneten den Staatshaushalt nach allen seinen Theilen. Für 1809 waren die Ausgaben berechnet auf 37 Mill. 375.000 Fr., wovon 5 Mill. auf die Civilliste, 13 Mill. auf das Ministerium des Krieges, 8 Mill. 103.000 Fr. auf das der Finanzen, des Handels, des Schatzes rc. angewiesen wurden. Die Versammlung der Reichsstände dauerte bis zum 21. Aug. — 1809 ward der Staat während des östr. Krieges durch innere Unruhen gefährdet. Nur durch Zufall zum Theil mißlangen die kühn angelegten Unternehmungen Katts, Dörnbergs, Schills (s. d.) und Emmerichs; der Zug des Herzogs von Braunschweig dagegen erregte nur einen vorübergehenden Schrecken. Dieß gab Gelegenheit zu einigen harten Maßregeln und zur weitern Ausbildung der hohen Polizei. Von den 5 Universitäten des Reichs wurden am 10. Dez. 1809 die beide kleinsten, Helmstädt und Rinteln, aufgehoben und nur Göttingen, Halle und Marburg beibehalten; schon früher aber waren dagegen zu Kassel und Braunschweig Kriegsschulen errichtet worden. Am Ende des Jahres ward vom König ein neuer Orden der westphälischen Krone gestiftet. Auf die Vorstellungen Frankreichs mußte indeß das Heer unverhältnißmäßig vermehrt werden und war nun über 30.000 Mann stark. Dieß machte die Conscription äußerst lästig und vermehrte die Ausgaben, wofür so wenig der Finanzminister, als die zum zweiten und letzten Male berufenen Reichsstände (28. Jan. 1810), Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verzweiflungsvollen Mitteln, zur Verschleuderung einiger Domänen, wobei vielleicht zu leichtsinnig zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht; aber alles Dieß half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Uebel wurde zusehends größer.

Doch schien das Königreich für diese seine Anstrengungen dadurch einen Ersatz zu erhalten, daß am 14. Jan. 1810 durch einen in Paris unterzeichneten Vertrag derjenige Theil des Hanöverischen, welchen Napoleon seit Ende 1806 hatte für sich verwalten lassen, demselben einverleibt wurde; beinahe um 500 QM. mit 800.000 Einw. ward das Reich vergrößert. Kaum hatte man indeß davon Besitz ergriffen, als eine andere Verfügung des Kaisers den größten Theil desselben wieder nahm, und selbst von den alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und mit dem großen Kaiserreich vereinigte. Es half nichts, daß der König diese Maßregel zu Paris persönlich zu hintertreiben versuchte; er sah sich vielmehr genöthigt, nun auch die harten Continentalgesetze in ihrer ganzen Strenge im Umfange seines Landes in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch im Ganzen in Westphalen weniger litt, als im übrigen Deutschland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde, und die Douanen dem Handel wenige Hindernisse in den Weg legten. 1812 führte der König sein Heer nach Polen, er selbst mußte zwar früher dasselbe verlassen und in sein Land zurückkehren, aber das schöne, mehr als 24.000 Mann starke Heer fand mit dem franz. seinen Untergang jenseits des Niemen, und nur unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde hierauf ein neues Heer organisirt, und 12.000 Westphalen begleiteten den Kaiser 1813 von neuem nach Sachsen; aber gleich nach den ersten Unfällen, die ihn in Schlesien trafen, gingen 2 Kavallerieregimenter davon zu den Preußen über. In diesem Jahre machte Czernitscheff und die Niederlage Napoleons bei Leipzig dem westphäl. Königreich ein Ende. Jener vertrieb den König aus Kassel am 30. Sept. Zwar kehrte Hieronymus den 17. Okt. dahin zurück, allein nur um sich mit den zusammengerafften Kostbarkeiten sogleich wieder nach Paris zu flüchten. Zwei Tage nach seinem Abzuge trafen die Russen wieder zu Kassel ein, und in wenigen Tagen waren fast in dem ganzen Königreich die alten Regierungen wieder eingesetzt. Das am 15. Nov. 1807 gegründete Königreich war am 20. Okt. 1813 nicht mehr. — Die preuß. **Provinz Westphalen**, welche theils aus altpreußischen, theils aus 1815 erst neu hinzugekommenen Theilen Deutschlands besteht, grenzt gegen N.W. an die Niederlande, gegen N. an Hanover, gegen O. an Hanover, die lippischen Länder und Braunschweig, gegen S.O. an Kurhessen, Waldeck, Großherzogthum Hessen, gegen S. an Nassau und Niederrhein, gegen S.W. an Jülich-Kleve-Berg, und enthält 376 QM. mit (1829) 1.228.600 Einw. (711.900 Katholiken unter den Bischöfen zu Münster und Paderborn, 504.600 Evangelische, 173 Mennoniten und 11.930 Juden). Die vornehmsten Flüsse, welche diese Provinz bewässern, sind: die Weser (mit der Diemel und Werra), die Ems, die Lippe, die Ruhr (mit der Lenne), die Eder und die Lahn, welche hier ihren Ursprung haben, die alte Yssel, Berkel, Dinkel und Vechte. Der östliche und südliche Theil des Landes ist gebirgig. Hier sind unter andern der Teutoburgerwald; die mindensche Bergkette, den linken Flügel der westphäl. Pforte bildend, ist niedrig, bleibt aber fortwährend rauh und steil, ist wenig mit Bäumen, mehr mit Buschwerk und Heidekraut bewachsen; am höchsten ist diese Bergkette im Mindenschen (900 F.), fällt am linken Weserufer mit dem Wittekindsberge steil ab und bildet hier die westphäl. Pforte, einen Engpaß. Auch die ganze Gegend zwischen dem Teutoburgerwalde, der Diemel, Weser und westphäl. Werra ist Gebirgsland, und besteht aus Gruppen und Reihen mehr und minder hoher, bewaldeter, zum Theil angebauter Berge, die durch fruchtbare Thäler und Niederungen oder wellenförmiges Ackerland getrennt sind. Das sauerländische Gebirge, gegen die Sieg hin, besteht aus dem westphäl. Theile des Rothlagergebirges, von Freudenberg

nordwestl. bis an die Ruhr bei Blankenstein und Wetter, samt allen davon ausgehenden Bergketten. Ein östl. Zweig ist die Ebbe von Meinertshagen bis an die Lenne oberhalb Plettenberg. Er besteht aus rauhen und steinigen sehr zerrissenen und zerstückelten Bergketten, mit tief eingespülten engen felsigen gekrümmten Thälern und kleinen Hochflächen, auf denen Gehölze, Gesträuch, Gras- und Heideboden und dürftiges Ackerfeld wechseln. Die Thäler sind voller Fabrikanlagen, und bei starker Bevölkerung ist Fruchtbarkeit und Anbau gering. Die Wege, welche in diesem bergigen Lande die Thäler immer quer durchschneiden, sind sehr beschwerlich. Doch gibt es auch fruchtbare Ebenen in diesen Gebirgsstrecken, z. B. das Sintfeld, die soester und warburger Börde. In dem nördl. und nordwestl. Theile der Provinz finden sich dagegen viele beträchtliche Heidestrecken. Das Klima ist gemäßigt, rauh in den Gebirgsgegenden des Sauerlandes. Die Erzeugnisse bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Getreide, auch Buchweizen, vielem Flachs, Kartoffeln, Waldungen, vielem Eisen, Kupfer, Galmei, Blei, Steinkohlen, Salz, Mineralwasser ꝛc. Der Ackerbau verschafft nicht den hinreichenden Bedarf. Die Gewerke sind in vielen Gegenden sehr wichtig, und beschäftigen sich vorzüglich mit der Veredelung des Flachses, indem man sowohl sehr feine Leinwand, als besonders gröbere, Löwentlinnen genannt, verfertigt, ferner mit Betreibung sehr vieler Eisen- und Stahlhämmer, und Fabrizirung manigfaltiger Eisen- und Stahlwaaren. Auch gehen aus den nördl. Gegenden viele Einwohner nach den Niederlanden, zum Torfstechen und zur Unterstützung bei der Ernte. Die Provinz zerfällt in die Regierungsbezirke Münster, Minden und Arensberg mit den gleichnamigen Hauptstädten. Der Sitz des Oberpräsidenten und des kommandirenden Generals des 7. Armeekorps ist in Münster, wo auch der Landtag gehalten wird. Der von Wigand und dem Domkapitular Meier gestiftete Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens gibt (Hamm 1825) ein Archiv für Geschichte und Alterthumskunde heraus.

Westphälischer Domänenverkauf. Da die gewöhnlichen Einkünfte im vormaligen Königreich Westphalen zu den großen Ausgaben, welche die beständigen Kriege Napoleons ihm verursachten, nicht hinreichten, so schlug der Finanzminister des Königs Hieronymus, Graf v. Bülow, vor, einen Theil der Staatsdomänen zu veräußern. Der westphälische Staatsrath billigte dieses, auch von anderen Regierungen im Nothfall angewandte Mittel, weil man dadurch dem Lande neue Opfer ersparte, und zugleich den Stand der (größtentheils von den frühern Regierungen ausgestellten) Staatsschuldscheine, in denen ein Theil des Kaufschillings erlegt werden konnte, verbesserte. Nach der Auflösung des Königreichs aber erklärte Kurhessen unterm 14. Jan. 1814 diese Domänenveräußerungen für ungültig, die Kammern zu Hanover und Braunschweig verfuhren in demselben Sinn, und wurden im Verfolg durch landesherrliche Verordnungen darin unterstützt, während die preuß. Regierung dieselben bestätigte. Diese hatte nämlich das Königreich Westphalen anerkannt; die Häuser Hanover, Braunschweig und Kurhessen hingegen hatten ihre Staaten weder förmlich abgetreten, noch die westphälische Regierung als staatsrechtlich vorhanden angesehen. Daher wurden von ihnen die Käufer der veräußerten Staatsgüter ihres in gutem Glauben und lästiger Weise erworbenen Eigenthums ohne die mindeste Entschädigung gewaltsam entsetzt, ausgenommen in den Landen, welche Preußen im Tilsiter Frieden abgetreten und Hanover nun in Besitz genommen hatte, namentlich im Hildesheimischen, wo die Käufer theils ihr Kaufgeld zurückerhielten, theils im Besitz blieben. Zwar forderte der Frei-

herr von Stein, als Generaladministrator der von den Franzosen wiedereroberten deutschen Provinzen, an den sich jene Domänenkäufer, besonders die Kurhessischen, gewandt hatten, den Kurfürsten von Hessen (29. Mai 1814) auf, die Käufe anzuerkennen; allein vergebens. Nun suchten die Domänenkäufer bei dem Kongresse zu Wien durch ihren Bevollmächtigten und zugleich Mitbetheiligten, Phil. Wilh. Schreiber, um die Wiedereinsetzung in ihr verlornes Eigenthum an. Hierauf erhielt derselbe von dem königl. preuß. Kongreßgesandten, Freiherrn v. Humboldt, schriftlich vom 8. Juni 1815, die amtliche Nachricht: „Daß in der von dem Kongreß noch zu unterschreibenden Akte die Rechte seiner Commitenten wahrgenommen worden seyen", sowie von dem kaiserl. östreichischen Kongreßgesandten, Freiherrn v. Wessenberg, die amtliche schriftliche Eröffnung vom 19. Juni 1815: „Daß der Kurfürst von Hessen die Verbindlichkeit habe, die Domänenkäufe anzuerkennen". Allein dessen ungeachtet enthielt die Kongreßakte durchaus keine Bestimmung über die Angelegenheiten des aufgelöseten westphäl. Staats. Alle Schritte der Domänenkäufer bei der kurhessischen Regierung waren vergeblich, und auf ihre Bittschrift vom 12. Febr. 1816, daß der Kurfürst die Sache der Beurtheilung der obersten Landesbehörden unterwerfen möchte, erfolgte am 27. Febr. der Bescheid: das Gesuch finde keine Statt". Dasselbe ward auf die Schrift vom 8. April, worin sie um gerichtliches Erkenntniß wegen Aufrechthaltung des Besitzstandes baten, erwiedert. Ebenso erfolglos war die Verwendung der kurhessischen Landstände zu Gunsten der Käufer bei dem Kurfürsten. Der preuß. Staatskanzler, Fürst v. Hardenberg, und der östreich. Gesandte am kasseler Hofe, Graf v. Buol-Schauenstein, verwiesen darauf die Käufer an die Entscheidung des Bundestages; doch wandten sie sich, auf des Letztern Rath, mit der Bitte um Schutz noch einmal an die kurfürstliche Regierung in Kassel. Allein sie erhielten keine Antwort. Nun sandten sie ihren Bevollmächtigten an den Bundestag. Auf dessen Vorstellung setzte die Bundesversammlung, 27. März 1817, indem sie ihre Befugniß in dieser Angelegenheit aussprach, durch den kurhessischen Gesandten den Kurfürsten von ihrer Ansicht der Sache in Kenntniß, daß den Supplikanten zur Ausführung ihrer Einrede des zum Staatsnutzen verwandten Kaufschillings der Weg Rechtens eröffnet werde, und empfahl die Käufer der kurhessischen Domänen auf den Fall, daß die Einrede erwiesen würde, zur milden landesväterlichen Behandlung. Allein die Antwort des Kurfürsten in der am 5. Mai 1817 zu Protokoll gegebenen Note, die in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt war, wies die Sache ab. Doch ließ sie den Verkäufern jenen Beweis offen. Dagegen gaben die Domänenkäufer eine im ähnlichen Tone geschriebene Antwort auf die Aeußerungen des Herrn v. Lepel in Betreff der westphälischen Domänenkäufer (Frankfurt 1817) in Druck, sowie einen Aufruf an die hohen verbündeten Mächte des deutschen Bundes (Germanien 1817) und eine Beraubungsklage gegen den Kurfürsten: Dringendes und rechtliches Restititutionsgesuch der westphälischen Domänenkäufer (Frankf. 1817). Diese Klage wurde dem Bundestage übergeben, mit dem Gesuch: daß er vorläufig auf die Rückgabe des gewaltsam Entnommenen erkenne, nach Vollendung der organischen Bundesgesetze aber in Ansehung des Rechts selbst einen Beschluß fasse. Die meisten Gesandten waren von ihren Höfen beauftragt, zur Befriedigung der Käufer auf das thätigste mitzuwirken, und der preußische gab den 17. Juli 1817 zu Gunsten derselben eine nachdrückliche Erklärung zu Protokoll. Hierauf erstattete der Referent, der herz. oldenb.-schwarzburg.- und anhaltische Gesandte v. Berg, das von der Mehrheit genehmigte Gutachten: da den Domänenkäufern der Beweis der oben erwähnten Einrede offen stehe, so seyen sie mit ihrem Resti-

tutionsgesuche ab-, und auf die Ausführung dieser Einrede zu verweisen, damit jedoch eine nochmalige Empfehlung gerechter und milder landesväterlicher Behandlung zu verbinden. Die östreichische Bundesgesandtschaft erklärte ausdrücklich, die Zuversicht, daß eine solche Empfehlung ihren Zweck nicht verfehlen werde, habe sie bisher abgehalten, auf eine weitere Einschreitung des Bundestages in dieser Angelegenheit anzutragen. Außer dem kurhessischen Gesandten weigerte sich bloß der großherzoglich badensche, in dieser Sache zu stimmen, „so lange nämlich", war seine Erklärung, „die Hauptfrage nicht entschieden sey, wiefern die im tilsiter Frieden 1807 formell anerkannte und nachher mit allen (?) Mächten Europa's in Verkehr getretene westphälische Regierung, mit welcher namentlich mehrere Bundesstaaten Verträge geschlossen, mit dem Prädikate einer usurpatorischen und deren Folgen belegt werden könne?" Nunmehr führte der Bevollmächtigte die Sache der Domänenkäufer auf dem vom Kurfürsten angebotenen Wege Rechtens vor den inländischen Gerichten durch alle Instanzen; allein das kurfürstliche Oberappellationsgericht zu Kassel entschied gegen ihn, und zwar auf den Grund der kurfürstlichen Kabinetsordre vom 14. Jan. 1814, als eines vom Souverän in der Eigenschaft des höchsten Gesetzgebers selbst ausgeflossenen Gesetzes. Hierauf kehrte der Bevollmächtigte an die Bundesversammlung zurück, und übergab derselben eine gedruckte Bittschrift, worin er sie ersuchte, entweder eine Kommission niederzusetzen zur Ausstellung der Regulirung der Angelegenheiten des aufgelöseten Königreichs Westphalen, oder bei den verbündeten Mächten, als europäischen Friedensstiftern und Gesetzgebern, die das westphäl. Gebiet erobert und einen Theil desselben an den Kurfürst von Hessen wieder abgetreten haben, die auf den aufgelöseten westphäl. Staat sich beziehenden Gegenstände zu entscheiden seyen. Der Bundestag beschloß, da es weder an gesetzlichen Bestimmungen, wonach die Angelegenheiten beurtheilt, noch an Behörden fehle, von welchen sie beurtheilt und erledigt, dann die Rechtspflege und Vollziehung geschützt werden könne, und da die bereits erbetenen Instruktionen über die Grundsätze erwartet würden, so werde das Gesuch um Verwendung bei dem Kaiser von Oestreich und König von Preußen, in der Art, wie gebeten, abgewiesen. Am 12. Aug. 1819 beschloß der Bundestag ferner, die Bitte um Instruktion zu wiederholen, wobei Hanover erklärte, daß es nie seine Zustimmung zu dem Grundsatz geben werde: der feindliche Besitzer dürfe die Domänen verkaufen. Der mehrerwähnte Bevollmächtigte gab inzwischen zu Aachen, Karlsbad und Wien neue Bittschriften ein, und wandte sich gleichfalls an die betheiligten Höfe. Zu Wien ward, nach der Allg. Zeit. St. 65. v. 1821, bei der Ministerzusammenkunft im Mai 1820 wegen Beschleunigung der Instruktion Verabredung in dem Sinn getroffen, daß die Beschwerden an die Landesgerichte verwiesen, und wenigstens die Fragen ihrer freien Entscheidung überlassen würden, ob und wie weit den Käufern guter Glauben zur Seite stehe, und ob sie für das Gezahlte zu entschädigen seyen oder nicht? Auf dem Bundestage ward am 30. Juli 1821 den 22. Nov. zur endlichen Abstimmung über den Domänenverkauf in Kurhessen anberaumt. Es kam dabei zur Sprache, daß am 20. Jun. eine Kommission zu Berlin zusammengetreten sey, um eine Auseinandersetzung zwischen Preußen, Hanover, Kurhessen und Braunschweig wegen der westphäl. Verhältnisse zu bewirken. Indeß war jene Abstimmungsfrist von neuem vertagt, und diese Kommission schritt gleichfalls nicht vor. Der Bevollmächtigte wiederholte am 9. Febr. seine Bitten zu Berlin. Seidem scheint theils ein ungestört gerichtliches Verfahren, theils Verhandlung mit den einzeln Käufern eingetreten zu seyn. Die Bundesversammlung erledigte die bei dem Bundestage angebrachte Sache der west-

phäl. Domänenkäufer durch den Beschluß vom 4. Dez. 1823: „Da die kurf. hess. Verordnung vom 14. Jan. 1814 keine Justizverweigerung begründe, welche die Bundesversammlung zu einer Einschreitung nach d. 29. Art. der Schlußakte verpflichte könnte, so halte sich dieselbe in der Angelegenheit der westphäl. Domänenkäufer nicht für competent". S. d. Ausz. a. d. Protokoll in der Beil. zu d. Allg. Zeit. vom 23. Dez. 1823 b. z. 5. Jan. 1824. Die kurhess. Gesandtschaft hatte schon vor diesem Beschlusse bei dem Bundestage erklärt, daß mit mehreren Käufern solcher Domänen ein gültiges Abkommen theils getroffen worden sey, theils noch ferner mit voller Beruhigung erwartet werden könne. Auf die letzte Bittschrift Schreibers an die Bundesversammlung vom 30. Jan. 1826 wurden sämmtliche Reklamanten, durch den Beschluß der Bundesversammlung vom 10. Aug. 1826, von selbiger wegen Mangel an Competenz abgewiesen, den betheiligten Regierungen aber ward empfohlen, dahin zu wirken, daß die Regulirung der westphäl. Centralangelegenheiten durch die zu diesem Zwecke in Berlin bestehende Kommission bald bewirkt werde. — Die Rechtsschriften und Gerichtserkenntnisse über diese Sache gehen von entgegengesetzten Grundsätzen aus. Einige sehen in dem Königreich Westphalen bloß ein Raubwerk, und wenden auf die Staatshandlungen die Vorschriften des römischen Rechts über Räubereien an, weil Hanover, Kurhessen und Braunschweig nicht mit Frankreich Krieg geführt, sondern nur einen Ueberfall erduldet, weil ihre Fürsten die Länder nicht abgetreten, also ihr volles Recht behalten, und dasselbe nach geendigtem Raubzustande wieder in wirklichen Besitz genommen worden, weil der Kongreß zu Wien dieses Recht stillschweigend anerkannt, indem er das Königreich Westphalen gar nicht erwähnt habe. (S. über die Aufrechthaltung der Verfügungen des Jerome Buonaparte in Kurhessen.) Andere behaupten, der Staatsvertrag zwischen den Fürsten und ihren Unterthanen sey durch die Flucht der erstern, und die Unterwerfung der letzteren unter ein neues Staatsoberhaupt und ihre freiwillige Huldigung aufgelöset, das öffentliche Eigenthum sey in den neuen Staat übergegangen, und mit gutem vollen Recht veräußert, wenn es nach Vorschrift der neuen Staatsverfassung veräußert worden. Andere beziehen sich auf das übliche europäische Völkerrecht, auf die Gründung des westphäl. Staats im tilsiter Frieden, auf seine Anerkennung von allen Mächten des festen Landes, auf den 16. Art. des pariser Friedens vom 30. Mai 1814, welcher den ungestörten Besitz ihres Eigenthums in den abgetretenen Landen zusichert, und auf den Umstand, daß die betreffenden Fürsten ihre Länder durch die Siege der Mächte wiedererhalten haben, von denen das Königreich Westphalen anerkannt worden. Dieses macht vorzüglich Behr geltend, und er schließt von dem rechtmäßigen Verkäufer des Staatsguts auf das rechtmäßig erworbene Eigenthum des Käufers. Noch andere, und namentlich das Appellationsgericht zu Wolfenbüttel, gehen von dem Eroberungsrecht aus, beschränken dasselbe auf das Recht der Verwaltung, und schließen davon das Recht der Veräußerung von Grundstücken aus, oder nehmen an, wie das Appellationsgericht zu Kassel, der Staat ist immer derselbe, wie auch sein Oberhaupt wechsele. Der Staat bestand während der Abwesenheit des rechtmäßigen Oberherrn, er ging in das Königreich Westphalen über, der König trat in wirklich ungestörten Besitz der Staatsgewalt, und konnte diejenigen Handlungen gültig vornehmen, welche in den Grenzen der Staatsverwaltung begriffen waren. (S. die Schriften von Bülow und Pfeifer.) Wieder eine andere Meinung findet das Eroberungsrecht unbestimmt, und eine Vorschrift des allgemeinen deutschen Staatsrechts zur Anwendung auf den vorliegenden Fall nicht vorhanden. Da dieser nun gleichmäßig in allen betheiligten Landen entschieden

werden müsse, und es die Sache der Gerichte sey, völkerrechtliche und staatsrechtliche Bestimmungen anzuwenden, und nicht zu geben, so könne von den Gerichten in dem vorliegenden Fall nur der ruhige Besitzstand aufrecht erhalten werden, bis die völker- und staatsrechtliche Entscheidung über das Eigenthum erfolge. (S. Allg. Liter. Zeit. Nr. 207, v. 1816, und Erg. Blatt 34. v. 1817.) Endlich sagt man, der Verkauf der westphäl. Staatsgüter war ungültig, weil nach der westphäl. Verfassung die Einwilligung der Stände dazu erforderlich gewesen, und diese nicht ertheilt ist. Es sollte nach dieser Verfassung nämlich der Ertrag der Staatsgüter zur bestimmten Ausgabe für das königl. Haus verwendet werden, und wenn er nicht hinreichte, von dem Staatsschatz der Zuschuß erfolgen, über die Schatzeinnahmen sollte aber jährlich den Ständen ein Gesetz zur Bewilligung vorgelegt werden, also gehörten die Einnahmen von den Staatsgütern zu dem Staatsschatze, und sie so wenig als die Staatsgüter selbst konnten ihrer Bestimmung entzogen und veräußert werden, ohne ständische Einwilligung. Dieses führt von Berlepsch aus. Ueber die Rückgabe der Kaufgelder handelt Schmidt am ausführlichsten.

Westphälischer Friede, höchst merkwürdig, weil er endlich den Dämon des dreißigjährigen Haders in **Deutschland** (s. den Art. über dessen Geschichte) beschwor, welcher die verworrensten Verhältnisse zu ordnen, die widerstreitendsten Ansprüche gewaltiger Parteien auszugleichen, die kostbarsten Interessen und Rechte zu bestimmen, zu wahren, in Harmonie zu bringen hatte, das Meisterwerk der politischen Kunst jener Zeit und nach seinem Inhalt wie nach seinen Folgen mehr ein Grundgesetz für das europäische, als bloß für das deutsche Staatensystem — der Schlußstein einer welthistorischen Periode oder der Anfangspunkt einer folgenden — verdient und fordert wohl eine etwas umständlichere Betrachtung. Nicht weniger als dreizehn Jahre ward dieses Friedens willen unterhandelt; denn gleich an jenen von Prag (1635) schlossen sich Negotiationen um einen allgemeinen. Nach dem Wunsch des Kaisers sollten der Papst und die Krone Dänemark die Vermittlung übernehmen und zu Köln und Lübeck die verschiedenen Friedensverhandlungen mit Frankreich und mit Schweden gepflogen werden. Diese Kronen dagegen verwarfen theils solche Vermittlung, theils begehrten sie, an Orten, welche einander nahe gelegen wären, zu unterhandeln. Dann weigerte sich der Kaiser, Gesandte der Reichsstände in der Eigenschaft als Bundesgenossen der feindlichen Kronen zuzulassen. Erst auf dem Reichstag zu Regensburg (1640) gab der Kaiser hierin nach und bewilligte auch in Gemäßheit des Reichsbeschlusses, daß zu Münster und Osnabrück in Westphalen (statt Kölns und Lübecks) die Friedens-Congresse sich versammeln sollten. In demselben Jahre waren zu Hamburg Präliminarien unterzeichnet worden, welche aber erst 1643 die Ratifikation des Kaisers und Spaniens erhielten. Die Siege Torstensohns hatten dieses bewirkt; der Sieg des Kaisers bei Duttlingen verminderte die Nachgiebigkeit wieder. Und so ward noch öfter durch den wechselnden Gang des Krieges die Unterhandlung befördert oder gehemmt. Die förmliche Eröffnung des Congresses geschahe am 10. April 1645. Am 1. Juni übergaben die beiden alliirten Kronen ihre Vorschläge. Frankreichs Bevollmächtigte in Münster waren der Duc de Longueville, d'Avaux und Servien. Mazarin und Lyonne gaben ihnen ihre Verhaltungsregeln. Schwedischer Seits unterhandelten Oxenstierna und Salvius, welche auch den Traktat zu Osnabrück unterzeichneten. Die kaiserlichen Bevollmächtigten waren der Graf Johann Ludwig von Nassau, der Graf von Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane; doch in den letzten achtzehn Monaten war die Seele des ganzen Werks der

Graf Maximilian von Trautmannsdorf. Unter den spanischen Bevollmächtigten wurden Saavedra und Brun für die geschicktesten gehalten. Die Generalstaaten schickten acht Bevollmächtigte; die Eidgenossen den wackern Bürgermeister von Basel, Johann Rudolph Wetstein. Unter den protestantischen Gesandten zeichneten sich der braunschweigische, Jakob Lampadius, und der würtembergische, Johann Conrad Varnbühler, aus. Venedigs Gesandter, Contareno und der päpstliche, Fabio Chigi (nachher Papst Alexander VII.) traten als Vermittler auf. Adam Adami, der Gesandte des Fürstbischofs von Corvey, war der Geschichtschreiber des Congresses. Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt. Der Kaiser selbst, so lange noch irgend eine Hoffnung zu besserm Kriegsglück war, bewilligte nur wenig; aber die allmählig näher kommenden Donner der schwedischen Heere besiegten sein Widerstreben. Am 24. Okt. 1648 wurden zu Osnabrück und zu Münster die Friedensinstrumente unterzeichnet. Deutschland, im Blute schwimmend und von Brandtrümmern erfüllt, vernahm fast ungläubig die Botschaft, sein Jammer solle sich enden. Unter den Friedensbedingungen stunden jene oben an, welche die von den Kronen Schweden und Frankreich zum Lohn ihrer Siege geforderten Abtretungen — man nannte sie Genugthuungen — bestimmten. Zu Osnabrück wurden die Interessen Schwedens, zu Münster jene Frankreichs geregelt; die von beiden Kronen gemeinschaftlich durchgesetzten Bestimmungen nahm man gleichlautend in beide Instrumente auf. Schweden also bekam ganz Vorpommern sammt der Insel Rügen und einige Distrikte von Hinterpommern; dann die Stadt Wismar sammt Zugehör, endlich noch das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Verden, beide in weltliche Länder verwandelt als Herzogthümer: dazu noch eine Summe von 5 Millionen Thalern zur Bezahlung der Kriegsvölker bis zur Friedensvollstreckung. Das deutsche Reich jedoch sollte die genannten Länder darum nicht verlieren, sondern sie sollten Reichslehen und verbunden mit dem deutschen Staatskörper bleiben. Dagegen erhielt Frankreich im münsterschen Frieden die zu seiner Genugthuung ausersehene herrliche Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß und den Sundgau, so weit das Haus Oestreich sie bisher besessen. Die Abtretungen, welche an Schweden geschahen, begründeten Ersatzforderungen auf Seite der dadurch beschädigten Stände. Auch waren mehrere Fürsten, welche noch aus andern Titeln Anspruch auf Vergütungen machten; das Mittel, sie zu befriedigen, ward in der Sekularisation geistlicher Länder und Güter gefunden. Das Haus Brandenburg erhielt die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer und das Erzstift Magdeburg als ein Herzogthum. Dem Herzog von Mecklenburg wurden für die Stadt Wismar die Bisthümer Schwerin und Razeburg als weltliche Fürstenthümer zu Theil. So gewissenhaft ja ängstlich war man auf Schadloshaltung der Großen bedacht (während von jener der Völker keine Rede war), daß zum Ersatz für die Coadjutorien, die einige Prinzen vom Hause Braunschweig-Lüneburg besaßen, demselben Hause das abentheuerliche Recht verliehen ward, dem bischöflichen Stuhle zu Osnabrück jeweils abwechselnd mit einem katholischen Bischof, einen seiner jüngern Prinzen als Bischof zu geben. Hessenkassel war ohne Vergütungsansprüche, aber wegen treuer Anhänglichkeit an Schweden von dieser Krone unterstützt, erhielt es die Abtei Hirschfeld als Fürstenthum, nebst 600.000 Thalern. Auch Kursachsen bekam einige Aemter zur Schadloshaltung für Kriegsübel und Verzichte. Schwieriger zu befriedigen waren die Restitutions-Ansprüche Derjenigen, welche als Feinde des Kaisers oder des Reiches ihre Länder und Würden verloren hatten und für welche Frankreich und Schweden die Wohlthat einer allgemei-

nen Amnestie begehrten. Zwar die Wiederherstellung der Häuser Würtemberg, Baden-Durlach, Croy, Nassau, Hanau, Isenburg u. s. w. wurde vom Kaiser bewilligt; aber jene des Hauses Pfalz konnte nicht geschehen, ohne Baiern um seine wohlverdiente Belohnung zu bringen, oder ihm dafür einen Ersatz auf das Erbgut Oestreichs anzuweisen. Man kam endlich dahin überein, daß Baiern die Oberpfalz und die Grafschaft Cham, auch die pfälzische Kur behalten, dagegen sollte für das pfälzische Haus nebst vollkommner Wiederherstellung in der Unterpfalz eine neue, die achte Kur errichtet werden. Auf die Unterthanen des Kaisers selbst sollte die Amnestie und Restitution theils gar keine, theils nur eine beschränkte Anwendung haben. In diesem Punkt widerstund Ferdinand nicht mit Unrecht aller Zudringlichkeit der beiden Kronen. In Ansehung der Religionssachen, als welche der eigentliche Grund des Krieges und überall vom tiefst gehenden Interesse waren, bemühten sich die Friedenskünstler am angelegensten, jedoch vergebens, eine befriedigende Ausgleichung zu treffen. Aber auch jetzt war mehr nur von Rechten kirchlicher Gesammtheiten und von Rechten der Stände, wenig von Rechten der einzelnen Bürger die Rede, und als Grundlage des Friedens erschien die Idee einer wechselseitig wohlverwahrten — in der That also feindseligen, nur durchs Bollwerk versicherten — Stellung, was eine Menge theils kleinlichter, theils gehäßiger Bestimmungen nothwendig machte, welche dann doch zum Zweck nicht hinreichten, vielmehr den Samen erneuter Zerwürfniß insichtrugen. Also wurde der augsburger Religionsfriede (s. d.) von 1555 (mit dem passauer Vertrag von 1552) feierlich bestätigt, bloß mit der Ausdehnung, daß nun auch die Reformirten mit eingeschlossen seyen und daß in Ansehung der anzuerkennenden Confessionseigenschaft und Religionsübung einzelner Lande und Orte, sowie in Ansehung aller daraus fließenden Rechtsfolgen das Normaljahr entscheidend seyn sollte. Doch nur für die Katholischen einerseits und die Evangelischen anderseits, hier also die Lutherischen und Reformirten zusammen genommen, ward das Normaljahr (1624) aufgestellt. Zwischen Lutherischen und Reformirten unter sich galt ein besonders, meist auf Besitz und Verträgen ruhendes Recht, zu welchem der westphälische Friede nur einige wenige Bestimmungen hinzuthat. Alle geistlichen Stiftungen — diejenigen ausgenommen, worüber der Friedensschluß eine besondere Verfügung getroffen — sollten nach dem aufgestellten Entscheidungsjahr fortan demjenigen Religionstheil gehören und in demselben Religionsverhältnisse bleiben, wie es der Besitzstand vom 1. Jenner 1624 mitsichbrachte. Das Normaljahr aber sollte nicht nur über Sachen und Real-Rechte, sondern auch über jene der Personen entscheiden. In demselben deutschen Vaterland, auf dem gemeinsamen Reichsboden war ein und derselbe Glaube hier herrschend, oder nicht herrschend, dort bloß geduldet, dort unterdrückt oder geächtet, in bunter Abwechslung auf den sich nächst gelegenen Orten und dabei noch vielfältiger Rechtsänderung ausgesetzt, je nach der wechselnden Gesinnung des Herrn oder nach den Zufällen der Landesvererbung: alles Dieses nach dem Ausspruch des hochgepriesenen westphälischen Friedens! — Nur die Stände und die Reichsritter erhielten das selbstständige Recht der Gewissensfreiheit: bei allen Uebrigen entschied der Zufall des früheren Besitzes oder der landesherrlichen Gnade. Auch in den Reichsstädten entschied das Normaljahr über die Religionsrechte ihrer Angehörigen. In den östreichischen Ländern — als ob sie nicht zum deutschen Reiche gehörten — sollte nicht einmal durch das Normaljahr die landesherrliche Gewalt beschränkt werden. Den evangelischen Unterthanen Oestreichs gab der westphälische Friede (einige wenig bedeutende Stipulationen ausgenommen),

keinen Trost. Die in Bezug auf Besitz, Herrschaft und Duldungsanspruch dergestalt nach Ländern und nach Ortschaften mit vielverschlungener Grenzbezeichnung von einander gesonderten Religionen sollten übrigens, eine gegen die andere betrachtet, ein durchaus gleiches Recht besitzen. Außer den drei benannten Confessionen christlicher Religion sollte keine andere der Freiheit oder der Duldung vermöge Reichsbürgerrechts sich erfreuen. Doch blieb den einzelnen Reichsständen unbenommen, für ihr Gebiet ein minder strenges Gesetz zu geben. Zunächst den kirchlichen Dingen wurden die politischen Beschwerden der Reichsstände verhandelt und jetzt endlich durch feierliches Grundgesetz ausgesprochen, was der That nach schon längstens bestanden, nämlich das Landeshoheitsrecht der Stände, welches, obschon die Oberhoheit des Kaisers und Reichs fortdauern sollte, auch gewisse Reservatrechte dem ersten vorbehalten blieben, in seinem Umfang und in seinen Wirkungen nur wenig verschieden von wirklicher Souveränität erschien. Selbst Bündnisse sollten die Reichsstände schließen dürfen zu ihrer Erhaltung und Sicherheit, sowohl unter sich als mit Auswärtigen; nur nicht gegen Kaiser und Reich und nicht gegen den Landfrieden — eine den Kaiser und den Landfrieden wenig sicherstellende Klausel, wie die Natur der Dinge mitsichbrachte und nur zu bald die Erfahrung gelehrt hat. Den Reichsstädten wurden alle ihre Regalien in ihren Ringmauern und in ihrem Gebiete gewährleistet, auch der Reichsritterschaft ihre Reichsunmittelbarkeit und selbst den Reichsdörfern ihr ähnliches Recht gesichert. An diese Bestimmungen schlossen sich noch mehrere andere, welche theils die Theilnahme der auf dem Reichstag vereinigten Stände an allen wichtigen Reichsgeschäften und die Freiheit ihrer Stimmen dabei, theils die Organisation des Reichstags und seine Eintheilung in die drei Collegien, der Kurfürsten, Fürsten und Städte (den letzten ward nunmehr ausdrücklich eine entscheidende Stimme beigelegt), theils endlich die Verfassung des Kammergerichts und des Reichshofraths betrafen. Die wichtigsten waren von Frankreich und Schweden diktirt, was am deutlichsten ihren Geist bezeichnet. Doch zeigt sich darin auch vielfältig die deutsche Besonnenheit und Umsicht. Verschiedene, die Reichsordnung, Polizei und das Steuerwesen betreffende Punkte, auch die Regulirung des Postwesens wurden auf den nächstkünftigen Reichstag ausgesetzt. Schon vor dem Schluß des westphälischen Friedens war zu Münster (20. Jan. 1648) in einem besondern Friedensvertrag die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande anerkannt worden. Hiedurch ward auch die Losreißung dieses neuen Staates vom deutschen Reichsverband bekräftigt. Gleichzeitig ward auch die Unabhängigkeit der Schweiz von Deutschland anerkannt. Man hatte gewünscht, den deutschen Frieden zum allgemeinen europäischen zu erhöhen; darum ward in dem Instrument von Osnabrück Spanien ausdrücklich als Bundesgenosse des Kaisers und Theilnehmer des Friedens aufgeführt; auch wurden England, Dänemark, Polen, Portugal, Rußland, Lothringen, Venedig, die vereinigten Niederlande, die Schweiz und Siebenbürgen namentlich in denselben eingeschlossen. Der Papst Innocenz X. aber protestirte, der Sekularisationen wegen, gegen den Frieden. Mit Frankreich jedoch hatte Spanien sich nicht aussöhnen können (auch Lothringen nicht), daher nahm es an dem zu Münster zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossenen Frieden keinen Theil; und es ward der Krieg zwischen diesen Mächten noch fortgesetzt bis zum pyrenäischen Frieden. — Mit dem westphälischen Frieden entstand ganz eigentlich die neuere Kabinetsregierung der deutschen Höfe und die damit verbundene auswärtige Diplomatik. Nun bildete sich ein Hof- und ein Kriegsstaat nach dem andern aus, und die in ihrer Gewerbs- und Handelsfreiheit durch Zölle und Beschränkungen aller Art vielfach ein-

geschnürte deutsche Nation strengte ihren Kunstfleiß und ihre Kraft fast nur dazu an, um für einige hundert Hofhaltungen, Gesandtschaftskorps und größere oder kleinere Kriegsheere die Kosten zu erschwingen. Kein Volk in Europa trägt jetzt diese dreifache Last. Und mit dem Allen erlangte die deutsche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor dem Auslande, sondern die meisten europäischen Kriege wurden auf ihrem Grund und Boden, mit ihrem Blute und auf ihre Kosten ausgefochten. Unstreitig war der Friede für das Haus Oestreich sehr nachtheilig; dieses wurde aus dem Herzen des Reichs auf seine Erbstaaten zurückgedrängt, während Frankreich und Schweden in jenem Platz faßten. Allein, bei diesem Vortheil, den die fremden Mächte erlangten, verlor am meisten das Reich der deutschen Nation. (Vergl. von Wollmanns Geschichte des westphälischen Friedens, 2 Thl. Leipzig 1808.)

Westpreußen, auf beiden Seiten der Weichsel bis zur Ostsee, gehörte vormals unter dem Namen Polnisch-Preußen zu Polen. Allein 1772 nahm es der König von Preußen wegen verschiedener alten Ansprüche in Besitz, und vereinigte es mit dem Königreich Preußen, und seitdem heißt es Westpreußen und das alte eigentliche Königreich Preußen heißt Ostpreußen. 1793 kamen auch Danzig und Thorn in preußischen Besitz. Aber 1807, im Frieden zu Tilsit, mußte ein Theil des Landes an Frankreich abgetreten werden, welches selbigen theils zum Herzogthum Warschau schlug, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freistaat bildete. Erst 1815 gab der wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück. — Die jetzige Provinz Westpreußen, welche Westpreußen nebst dem Netzdistrikte, mit Ausnahme des zu Posen geschlagenen Theils, begreift, grenzt gegen N. an die Ostsee, gegen O. an Ostpreußen, gegen S. an Polen und Posen, gegen W. an Brandenburg und Pommern und enthält auf 166 □M. 793.000 Einw. (387.300 Evangelische, 377.000 Katholiken, 12.800 Mennoniten und 15.700 Juden). Die Weichsel, welche hier die Drewenz, die Brahe, das schwarze Wasser und die Ferse aufnimmt, ist der Hauptfluß; die Küddow durchfließt nur einen Strich dieser Provinz. Unter mehreren Seen bemerken wir: das frische Haff, den pauzker Wiek (ein Meerbusen), den Drausensee &c. Der nur zum Theil fruchtbare Boden ist eine sandige Höhe mit beträchtlichen Waldungen. Am fruchtbarsten sind der marienburgische Werder, die Gegend um Stargard und das Gebiet von Danzig und Elbing. Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs werden in solcher Menge erzeugt, daß man einen großen Theil davon ausführen kann, auch zieht man vieles Obst, und die ansehnlichen Waldungen liefern viel Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Bienenzucht wird stark getrieben, besonders hat man in der Weichselniederung große und schöne Pferde, sowie auch treffliches Rindvieh. Die Ostsee, das frische Haff und die vielen Landseen sind sehr fischreich, besonders werden viele Lachse und Neunaugen ausgeführt. Das Mineralreich ist arm und beschränkt sich bloß auf etwas Sumpferz, Töpferthon, Kalk, Bernstein und viel Torf. Fabriken und Manufakturen sind nur in Danzig von Bedeutung. Sie liefern Wollenzeuche, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Glas, schwarze Seife; auch sind mehrere Eisen- und Stahlhämmer vorhanden. Der Handel ist bedeutend in den Städten Danzig und Elbing (s. d. Art.). Westpreußen zerfällt jetzt in die zwei Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, mit den gleichnamigen Hauptstädten.

Westpunkt, s. Abendpunkt.

Wettstein, eine berühmte Gelehrtenfamilie, welche aus Kiburg im Canton Zürich stammte, und von der sich auszeichneten: 1) Johann Rudolph, Sohn von Johann Jakob Wettstein, der 1618 zu Basel

starb, geb. zu Basel 1594, studirte anfangs, trat dann als Kapitän in venetianische Dienste, wurde, nach Basel zurückgekehrt, 1620 Rath der Stadt, 1635 Tribun und 1645 Consul, ging 1645 als Abgesandter des Cantons nach Münster und Osnabrück, wurde 1653 vom Kaiser in den Reichsadelstand erhoben und starb 1666, geschätzt wegen seiner Friedensliebe und seines Eifers für das Wohl des Staats. — 2) Johann Rudolph, Sohn des Vorigen, geb. 1614, studirte Philosophie und Theologie, wurde 1634 Geistlicher, 1636 Professor der griechischen Sprache, durchreiste seit 1637 Frankreich, England und die Niederlande, wurde 1655 Professor der Theologie und half Suicern bei seinem Thesaurus ecclesiasticus, Formula consensus. Er starb 1684, einige Schriften hinterlassend. Sein Sohn gleiches Namens, geb. zu Basel 1647, folgte ihm als Professor der griech. Sprache, später der Theologie und starb 1711. Sein zweiter Sohn, Johann Heinrich, geb. zu Basel 1649, gründete zu Amsterdam ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben wußte, und das nach seinem Tode (1726) von seinen 2 Söhnen fortgesetzt wurde. Eine Menge durch Gehalt, Correktheit und äußere Schönheit ausgezeichnete Ausgaben alter Classiker in allen Formaten gingen aus seinen und seiner Söhne Pressen hervor. — 3) Johann Jakob, geb. zu Basel 1693, wo er auch seine Bildung empfing. Später durchreiste er die Schweiz, Frankreich, England und Deutschland und suchte überall Manuskripte des neuen Testaments zusammen, um davon eine ganz neue Edition mit Varianten herauszugeben. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, ward er Diakon bei der Kirche St. Leonard, wo er 1730 Prolegomena zum neuen Testamente drucken ließ. Das Werk wurde heftig angegriffen. Man denunzirte den Verfasser bei dem Rathe von Basel als einen Socinianer und Neuerer; das geistliche Collegium entsetzte ihn noch dasselbe Jahr seines Amtes und nöthigte ihn, in Holland Schutz zu suchen. Dort nahmen ihn die Remonstranten freundlichst auf und trauten ihm einen philosophischen Lehrstuhl, doch unter der Bedingung an, sich erst zu rechtfertigen. Er kehrte daher nach Basel zurück, wo er die Aufhebung des gegen ihn erlassenen Dekrets bewirkte und darauf nach Amsterdam zurückkehrte, wo er bis an seinen Tod, der 1754 erfolgte, den Lehrstuhl der Philosophie inne hatte. Seine Ausgabe des neuen Testaments in griechischer Sprache mit Varianten und Anmerkungen erschien 1751 — 1752 in 2 Bnd. Fol. Er hatte darin zwei Briefe des h. Clemens aufgenommen, deren Authentizität er zu beweisen sich anheischig machte. Sie sind in syrischer Sprache geschrieben und vom Herausgeber ins Lateinische übersetzt. Bis jetzt haben die Gelehrten die Authentizität derselben nicht anerkennen wollen.

Wetter, das, bezeichnet die verschiedenen Zustände unserer Atmosphäre, ihre Kälte, Wärme, Feuchtigkeit, Trockenheit u. s. w. Es wird vom herrschenden Winde bestimmt. Westwind begünstigt in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, Südwind Wärme mit Gewitter, Ostwind trockenes, helles Wetter, Nordwestwind Strichregen mit abwechselnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieser Winde wirkt auf seine Weise auf das Barometer (s. d.), welches deßhalb auch Wetterglas benannt ist.

Wetterau, ehemals eine Landschaft im deutschen Reich, sogenannt von dem kleinen Flusse Wetter, welcher hier ohnweit Freien-Solms entspringt und sich in die Nied mündet. Sie hatte ungefähr 12 deutsche Meilen ins Gevierte, erstreckte sich von Süden gegen Norden von Franken und der Quelle der Kinzig bis an das Herzogthum Berg, und hatte die Erzstifter am Rhein gegen Westen, Hessen aber und die Abtei Fulda gegen Osten. Die Lahn

durchfließt das Land von Osten gegen Westen, bis an den Rhein und theilte es ehemals in die nördliche und südliche Wetterau. Erstere umfaßte den Westerwald und enthielt die Grafschaften Siegen, Dillenburg, Witgenstein, Wied und Westerburg. Die südliche Wetterau begriff das jetzige Nassauische bis an den Main, das Solmsche und Isenburgische, die Grafschaft Hanau, sowie die freien Reichsstädte Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar. Im engern Verstande war die Wetterau später nicht viel über 6 Meilen groß, indem sie in der Länge von Homburg an der Höhe bis Birstein, in der Breite von Hanau bis Gießen sich erstreckte. In dieser Begrenzung gehört sie jetzt größtentheils zum Großherzogthum Hessen. Die Ebene um die Wetter ist eine der fruchtbarsten Gegenden in ganz Deutschland, an Wein, Getreide, Wolle, Flachs, Tabak, Obst, Hülsenfrüchten &c. Die wetterauischen Reichsgrafen und Herren hatten ihre besondere Sitzung und Grafenbank auf den Reichsversammlungen. Die südliche Wetterau gehörte zum oberrheinischen, die nördliche aber zum westphälischen Kreise.

Wetterleuchten nennt man eine feurige Lufterscheinung, die in einem hellen, plötzlich erscheinenden und bald wieder verschwindenden Scheine besteht. Das Wetterleuchten wird Abends oder des Nachts und zwar in der wärmern Jahreszeit am meisten beobachtet, und nicht immer wird sein Erscheinen durch Wolken am Himmel begleitet. Das Wetterleuchten hat seinen Grund in der Elektricität, womit die Luft oder Wolke geschwängert ist. Wahrscheinlich unterscheidet sich das Wetterleuchten vom eigentlichen Blitze nur dadurch, daß bei ihm entweder nicht die hinlängliche elektrische Materie vorhanden ist, um den Donner hervorzubringen, oder dadurch, daß bei einem Gewitter der elektrische Funke durch Gasarten schlägt, die explodiren und Wasser bilden. Man meint, die mit Elektricität beladene Luft oder Wolke lasse den elektris. Stoff fahren und ein Wetterleuchten entstehe, sobald mit ihr die nicht elektris. Dünste oder aufsteigenden Gasarten in Berührung kommen. Es soll auf dieselbe Weise geschehen, wie aus klein zerschlagenen Zuckerstückchen ein leuchtender Schein hervorgelockt wird, wenn man im Dunkel mit der Hand oder mit einem Stückchen Holze über sie hinfährt. Das Wetterleuchten in der Nähe und am hellen Himmel rührt auch wohl von dem Wiederscheine der Blitze eines am tiefen Horizonte liegenden Gewitters her.

Wetterlichter (St.-Elmsfeuer). Nur wenn die Gewitterwolken und der Erdboden mit hinlänglicher entgegengesetzter Elektricität geladen sind, entsteht Blitz und Donner; ist dieß aber nicht der Fall, so wird keine heftige plötzliche Entladung veranlaßt, sondern die Elektricität setzt sich allmählig ins Gleichgewicht. Geschieht dieß in der Nacht, so sieht man erhabene spitzige Theile des Erdbodens mit größern oder kleinern elektrischen Flammen leuchten, die man Elmsfeuer nennt, und wodurch diese Körper vom Erdboden aus den Wolken und der Luft eine entgegengesetzte Elektricität zublasen und das Gleichgewicht herstellen. Diese Erscheinung zeigt sich besonders oft zur See, wo die Flammen an den Spitzen der Mastbäume glänzen und eine Zeitlang fortbrennen ohne zu schaden; gewöhnlich begleitet sie ein starker Wind, der sie aber nicht bewegt. Die Wetterlichter sind im Großen dasselbe, was die Flammen an spitzigen Körpern in der Nähe von großen Elektrisirmaschinen im Kleinen sind.

Wetterscheide, auch Wetterscheidung genannt, bezeichnet in der Umgangssprache die Stelle des Dunstkreises in einer gewissen Gegend, wohin gewöhnlich Gewitter und Strichregenwolken ziehen, oder wo sie sich auch zu zertheilen pflegen. Gibt kein vorherrschender Wind den Wolken ihre Richtung, so ziehen sie meist einen und denselben Weg, den ihnen bald durch die Anziehungskraft von Bergen und Hügeln, bald durch die von Wäldern und

Seen vorgezeichnet wird. Die Anziehungskraft dieser Naturkörper auf die Wolken liegt vielleicht in den Ab- und Ausdünstungen jener. Ein Ort, der auf einer Anhöhe liegt und in einer gewissen Entfernung von Seen, Waldungen oder großen und breiten Flüssen umgeben ist, wird selten im Sommer Gewitter und Regen haben, weil sich die Wolken in der Nähe des Ortes theilen.

Wetteruhr heißt dasjenige Hebebarometer, an welchem ein rundes Zeigerblatt mit einem Zeiger befestigt ist. Um die Spindel des Zeigers ist eine Schnur einfach gewunden, an deren beiden Enden zwei gleichschwere Gewichte sich das Gleichgewicht halten. Eins derselben ruht auf dem Quecksilber im kürzern Schenkel des Barometers und bewegt durch sein Steigen und Fallen den Zeiger, welcher dadurch den Stand des Quecksilbers am Zeigerblatt angibt.

Wetterstrahl, s. Blitz.

Wetterschirm, eine Erfindung, sich vor dem Blitze zu schützen, wenn man im Freien von einem Gewitter übereilt wird; eine Art eines großen Regenschirmes von Wachstaffet an einem langen Spazierstocke. Ihn zu seiner eigentlichen Absicht einzurichten, befestigt man oben an dem Knopfe des Stockes eine breite metallene Tresse, deren anderes Ende in einiger Entfernung auf der Erde festgemacht wird und stellt sich dann unter die der Tresse entgegengesetzte Seite des Schirmes.

Wettin, berühmtes Grafengeschlecht im Mittelalter, dem das sächs. Gesammthaus Ernestinischer und Albertinischer Linie entsprossen. Ob dieses Geschlecht, dessen beglaubigte Abstammung nicht weiter als bis auf Theodorich Buzici (der in Otto's I. Zeiten lebte) zurückgeführt werden kann, slawischer oder germanischer Abkunft war, ist nicht mit Gewißheit auszumitteln. Ein Chronist nennt ihn Vir egregiae libertatis, welches im Mittelalter den Besitzer eines bedeutenden deutschen Freiguts bezeichnete, der keinem Höhern durch Lehnsverhältnisse verpflichtet war. Daß seiner Familie erblich eine ansehnliche Besitzung in der Nähe von Halle gehörte, wo sie die Burg Wettin erbaute und sich nach derselben nannte, ist historisch gewiß. Theodorich starb 982. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der älteste, Dedo, als Graf von Wettin; der jüngere, Friedrich, erhielt die Grafschaft Eilenburg, die nach seinem unbeerbten Tode (1017) auf des bereits früher verstorbenen Dedos Sohn, Dietrich II., Grafen von Wettin, fiel, der auch den Gau Seuseliz (Siusli) besaß. Von den sechs Söhnen Dietrichs II. wurde der ältere, Friedrich, Bischof von Münster; der zweite, Dedo, erhielt ungefähr um das J. 1031, nach dem unbeerbten Absterben des lausitzischen Markgrafen Odo, die Markgrafschaft Lausitz, und als 1068 Ekbert I., Markgraf von Meißen, starb, erwarb er sich auch dessen Markgrafschaft. Dedos nachmalige Unternehmungen sind in die Geschichte des Kaisers Heinrich IV. verflochten. Dedo starb 1075. Sein Sohn, Heinrich der ältere, Graf von Eilenburg, und dessen Sohn, Heinrich der jüngere, besaßen die Markgrafschaft Meißen nur einige Zeit und ihre Geschichte ist dunkel. Nach des letztern Tode (1127) trat Konrad, Graf von Wettin, dessen Vater Thym, zweiter Bruder Dedos war, in seine Rechte, erbte seine Patrimonialgüter, wozu auch die Grafschaft Eilenburg gehörte, und wurde vom Kaiser Lothar mit der Markgrafschaft Meißen belehnt; auch erhielt er (1136) die östliche Mark oder das nachmalige Markgrafthum Niederlausitz. Man gab ihm den Beinamen des Großen und er war einer der angesehensten und mächtigsten Reichsfürsten. Obgleich seine Länder nach seinem Tode (1156) zwischen seine 5 Söhne getheilt wurden, so fielen doch die meisten derselben, bei dem frühzeitigen Erlöschen dieser Seitenlinien an die meißner Stammlinie zurück. In unmittelbarer

Folge regierten nach Konrad, sein Sohn Otto der Reiche (1156—90), unter welchem die freibergischen Bergwerke entdeckt sind und die ersten beiden leipziger Messen gestiftet wurden; dann dessen ältester Sohn, Albrecht der Stolze (1190—95), und nach ihm der jüngere, Dietrich der Bedrängte (1195—1221). Verstärkt durch den Erwerb von Thüringen war im 13. Jahrh. das wettinsche Haus in Meißen eine der mächtigsten deutschen Familien. Dietrichs Enkel war Friedrich der Gebissene, und dessen Enkel Friedrich der Streitbare, dessen ritterliche Tapferkeit und kriegerischen Verdienste der Kaiser Sigismund 1424 mit der sächs. Kur und dem Herzogthum Sachsen belohnte. Mehreres s. im Art. Sachsen (Geschichte von).

Wettrennen. Dieses der engl. Nation eigenthümliche Spiel und Volksfest (das auch von mehrern deutschen Fürsten, und namentlich von den Königen von Baiern und Würtemberg, in ihren Staaten eingeführt werden) ist fast in allen engl. Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbste oder Frühjahre) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an diesem Feste Theil. Zu Newmarket, einem von London 55 engl. Meilen entfernten Flecken, werden jährlich außer den kleinern noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebst einer Menge Glückspieler sich einfinden. Der Ort, wo die Wettrennen gehalten werden, ist nicht weit von dem Flecken entfernt. Ein 2 Stockwerk hohes Haus (in der Kunstsprache the stand genannt) bestimmt den Endpunkt des Laufes. Nicht weit davon steht der Stall, zur einstweiligen Einstellung der Rennpferde, und unweit desselben das Wäge-Haus (the weighinghouse), wo sowohl die Jockey's als die Sättel gewogen werden. Eine ungeheuere Wage, einer Heuwage nicht unähnlich, ist in der Mitte des Wägezimmers an der Decke befestigt: der Jockey setzt sich rittlings in die Schale; das Gewicht wird auf die andere gelegt, und so bestimmt, ob jener die vorgeschriebene Anzahl Pfde. wiege. Ein ähnlicher Prozeß findet, sobald die Jockey's das Rennen vollendet haben und von ihren Pferden abgestiegen sind, sowohl für den Verlierer als für den Gewinner statt, damit man sich überzeuge, ob der eine oder der andere nicht während des Rennens etwas weggeworfen habe, um sich leichter zu machen, weßwegen alle auch sogleich, nachdem sie das Ziel erreicht, ohne sich aufzuhalten, über dasselbe hinweg nach dem Wägehaus reiten, wo ihr Gewicht, wie vorher, abermals in die Bücher eingetragen wird. Die Rennbahn ist durch nichts weiter ausgezeichnet, als durch den Rasen, womit sie gedeckt ist, weßwegen sie auch kurzab der Rasen (the turf) genannt wird. Gegen das Ende derselben, dem Hause für die Zuschauer gegenüber, läuft zu beiden Seiten eine kleine Einfassung von Pfählen, die durch Stricke mit einander verbunden sind, hin, welche sich bis zu dem kleinen Häuschen des Schiedrichters (the judge's box) erstreckt. Dieses Häuschen, von Holz und einem Schilderhause nicht unähnlich, ruht auf Rollen und kann vermittelst einer daran befestigten Deichsel hin- und hergezogen werden. Es wird sobald der Platz zum Rennen bestimmt ist, bis zum großen Pfahle geschoben, der am Ende der Rennbahn steht, und an welchen der Richter (the judge), gewöhnlich ein alter kunsterfahrner Stallbediente oder Pferdebändiger, der dieß Amt als Versorgung erhält, auf einer Erhöhung stehend, das Auge legt, um genau bestimmen zu können, welches Pferd zuerst das Ziel erreicht habe. Sein Ausspruch entscheidet über Gewinn und Verlust, und wird von ihm sogleich in ein kleines Buch eingetragen, das er bei sich führt. — Der nächste wichtige Platz ist der sogenannte Wettpfahl (the betting post), ein Pfahl in der Nähe des Zieles und des Hauses für die Zuschauer, um den herum sich die Liebhaber des Wettrennens, welche meist zu Pferde sind, versammeln, und auf das Glück dieses oder jenes

Pferdes, welches auslaufen soll, zu wetten beginnen. In einem Kreise rund um den Pfosten versammelt, stehen sie dicht gedrängt aneinander, und man hört nichts als den fortdauernden Ruf: zwanzig, dreißig, zweihundert Pf. auf das und das Pferd, gegen jenes! während einige dieser Herren die gemachten Wetten in ihre Taschenbücher eintragen. Das Geld wird gleich nach dem Rennen, sobald man nach Newmarket zurückgekommen ist, auf dem sogenannten Kaffeehause bezahlt. Das Wettrennen hat unterdessen, vielleicht ein oder zwei Meilen von dem Wettpfahle begonnen, während noch immer fort gewettet wird, womit auch die Freunde des Wettrennnens (the gentlemen of the turf) nicht eher aufhören, als bis sie die anlaufenden Pferde erblicken. In diesem Momente entfernt sich Alles, was bisher auf der Bahn gehalten oder gestanden hat, aus derselben: die Peitscher (the whippers), mit großen Hetzpeitschen bewaffnete Stallknechte, gehen auf derselben umher, treiben durch das Knallen ihrer Peitschen Alles hinweg, und Jedermann begibt sich jenseits der Pfähle oder Schranken, um die Pferde kommen zu sehen. Endlich brausen diese daher, auf das Aeußerste von ihren Reitern gepeitscht und gespornt, und fliegen in einer Sekunde vor den Zuschauern, ja, ohne sich aufzuhalten, vor dem Pfahle des Richters vorbei, dem Wägehause zu. Sobald sie vor dem Richter vorüber sind, spricht dieser laut sein Urtheil aus, die Menge strömt in einander, Alles fragt, wer gewonnen habe, und Alles ist Neugierde und Spannung. Doch nicht lange, und das zweite Rennen beginnt. Das Häuschen des Richters wird weiter, nach dem nächsten Rennplatz hin, gezogen, die Menge folgt demselben, und das so eben beschriebene Schauspiel erneut sich. Der Rennplatz wechselt nämlich jedes Mal. Leute, welche die das Wettrennen betreffenden Ankündigungen u. dergl. verkaufen, schreien unaufhörlich, unter der Menge umherlaufend, ihre Blätter aus. Diese bestehen aus zweierlei Papieren: 1) einem Foliobogen, der mit Benennung der Tage und Stunden der Rennen (die größeren dauern gewöhnlich 4 – 6 Tage), die Namen der Pferde, ihr Alter, Gewicht, Maß, Stammbaum, die Namen ihrer Eigenthümer, ihren Preis (falls die Wettenden verbunden sind, sie im Falle des Gewinnes zu verkaufen), und alle übrigen mit dem Rennen verbundenen und zu beobachtenden Bedingungen enthält; 2) einem Oktavblatte, auf dem für jeden Tag die Namen der Eigenthümer, der Pferde und die Kleidung der Jockey's angegeben sind, sodaß man, wenn eines derselben sichtbar den Vorrang erhält, sogleich wissen kann, wer gewonnen habe. Beide werden täglich ausgegeben, und bilden so gewissermaßen die Chronik des Pferderennens. Wer sich ein Bild der kunstgerechten Erziehung der Wettpferde machen will, lese den ersten Theil der Memoirs des durch seine Schauspiele bekannten Th. Holcroft, der in seiner Jugend Jockey in Newmarket war.

Wetzel (Friedrich Gottlob), Doktor der Arzneikunde, geb. 1780 zu Bautzen, war der Sohn eines nicht sehr bemittelten Tuchmachers. Er zeigte früh eine entschiedene Neigung zu den Wissenschaften und ausgezeichnetes Talent zur Poesie. Er widmete sich auf der Hochschule zu Leipzig der Medizin, ging hierauf nach Jena, wo er sein Studium eifrig fortsetzte, auch Schellings Vorlesungen besuchte. In den J. 1802—5 verlebte er in verschiedenen Gegenden Sachsens, besonders in den reizenden Thälern des thüringer Waldes, heitere Tage, ohne durch einen bestimmten Beruf sich binden zu lassen; er schrieb Mancherlei, das seine äußere Lage deckte, und schon da fand sein Herz die geistvolle Johanna Henäcker, früher in dem Hammerwerke Kotzhütte, später in Arnstadt wohnhaft, mit welcher er sich im J. 1805 ehelich verband. Mit seiner Gattin zog er nun nach Dresden. Er arbeitete an der Abendzeitung, hielt Vorlesungen über den Homer vor einem gebilde-

ten Publikum und sah mit reger Theilnahme die wunderbaren öffentlichen Ereignisse von 1806 und 1807 an sich vorübergehen, die er schon prophetisch ein Jahr vorher in seinem magischen Spiegel, darinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands rc. mit wahrhaft Johanneischem Geiste verkündigt hatte. 1809 ließ er sich in Bamberg nieder, wo er nach dem J. 1810 die Redaktion des Fränkischen Merkur übernahm, der unter seiner Leitung sich bald zu einem den bedeutendsten politischen Blätter Deutschlands erhob. Sein glückliches Talent, die entscheidende Zeit des J. 1813 und der folgenden Jahre zu eindringenden Volksliedern zu benutzen — ein Talent, worin er mit seinem Freunde Freimund Reimar wetteiferte — machte ihn zum Manne des Volks, und er fühlte sich ungemein heiter und glücklich in dem gesegneten Bamberg. Schon im J. 1819 endete er sein Leben an einer Brustentzündung, die in ein Nervenfieber überging. Der Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, damaliger Generalvikariatsrath in Bamberg, besuchte ihn in seiner Krankheit, um ihn zum Katholizismus zu bekehren. Wetzel starb aber protestantisch und wurde auch protestantisch begraben. Seine mit wahrhaft Shakspearschem Geiste ausgeführte Jeanne d'Arc (Leipzig und Altenburg, 1817) hat bei Vielen die Anerkennung gefunden, daß sie, was die Anlage und scenische Behandlung betrifft, besonders auch wegen der viel größern Treue, mit welcher sie der Geschichte folgt, ihre große Vorgängerin, die Schillersche Jungfrau von Orleans, übertreffe. Sein Hermannfried, letzter König von Thüringen, Trauerspiel, der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache von ihrem Mitgliede gewidmet (Berl., 1818), gehört zu den originellsten Erzeugnissen der neuern Melpomene. Die Schriftproben (2 Bdchn., Bamb., 1814—18) enthalten in dem ersten Bändchen treffliche Gaben aus den Dichtungen der Edda, und es ist zu bedauern, daß die darin angekündigte ausführlichere Bearbeitung der nordischen Sagenwelt nicht erscheinen konnte. Man hätte seine humoristischen Schriften, namentlich Rhinoceros (Nürnb., 1810), das den Dichter der Urania wohl ohne die Absicht des Verfassers verwundet haben mag, und sein Prolog zum großen Magen, immer nur aus dem gemüthlichen Standpunkt auffassen sollen, auf welchem unsern mit wahrhaft Aristophanischem Witze begabten Verfasser seine Freunde sahen, so würde man sie milder beurtheilt haben. Seine Kriegslieder und seine poetischen Gaben in mehreren beliebten Almanachen beurkunden seine reine, schöne, poetische Natur, die sich auch in seinen anonym erschienenen Schriften, z. B. Sieg über die Hypochondrie, Briefe über das Brownsche System u. s. w. nicht ganz verleugnen konnte.

Wetzstein. Viele Steinarten von feinem Korn sind zum Wetzen und Schleifen von Messern und andern Schneidewerkzeugen tauglich, vornehmlich aber eine Schiefergattung von splittrigem Bruch, halbharter Substanz und grünlicher oder gelblich grauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchscheinend. Diesen Wetzschiefer findet man auch in Deutschland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert ihn die Levante. Größe, Form und Feinheit sind nach den Werkzeugen verschieden, die darauf geschliffen werden sollen.

Weyde (Rogier oder Roger von der), einer der trefflichsten niederl. Maler der ältern Schule, von Brüssel gebürtig, blühte im Anfang des 16. Jahrh. Er lernte von van Eyk die Oelmalerei. Seine Bilder sind durch Kraft und Ausdruck ausgezeichnet. Er malte auch Porträts und starb an einer Epidemie 1529. Auf dem brüsseler Rathhause befinden sich 4 allegorische Bilder von ihm, wovon das eine von dem erschütterndsten Ausdrucke seyn soll. Es stellt dar einen sterbenden Greis, der seinen verbrecherischen Sohn zum letzten Mal umarmt und ihn zugleich der Strafe hingibt. Seine berühmte Abnehmung vom Kreuze kam nach Spanien. Vielleicht ist auch die Anbetung der

Könige in der wiener Gallerie unserm Roger angehörig. In der Kollegiatkirche zu Brüssel befinden sich schöne Glasgemälde von seiner Hand.

Wezel (Joh. Karl), einer der fruchtbarsten Romanenschreiber und Lustspieldichter, geb. 1747 zu Sondershausen, war nach seinen vollendeten Schul- und akademischen Studien eine Zeitlang in Berlin als Hauslehrer, hielt sich dann bald in Leipzig, bald in Wien, bald wieder in Leipzig auf und beschäftigte sich, als Privatgelehrter, bloß mit Schriftstellerei. Obgleich mehrere seiner Arbeiten das Gepräge der Eile, mit welcher sie verfaßt wurden, ansichtragen, und einzelne Partien oft zu gedehnt durchgeführt sind, so vermißt man doch in denselben weder Gewandtheit des Geistes, noch lebhafte Phantasie, Witz, Laune und treue Schilderung. Sein Versuch über die Kenntniß der Menschen (2 Bde., Leipz., 1784—85) zeugt von Welt- und Menschenkenntniß. Seine Romane: Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen (4 Bde., Leipz., 1774—75); Belphegor (2 Bde. 1776); Ehestandsgeschichte des Phil. Pet. Marks (1779); Kackelach oder Geschichte eines Rosenkreuzers; Hermann und Ulrike (4 Bde. 1780); Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit (2 Bde. 1781); Prinz Edmund (1785); Satyrische Erzählungen (2 Bde. 1777—78) u. a. fanden zum Theil bei den Zeitgenossen eine freundliche Aufnahme, machten aber doch nur ein vorübergehendes Glück. Seine Lustspiele 4 (Bde. 1773—86), in welchen er sich den Marivaux zum Vorbild genommen zu haben schien, gefielen beim Lesen besser als sie bei der Vorstellung gefallen haben sollen, weil die Dialogen in denselben oft sehr rasch, kurz und zu gedrängt sind. Freunde der Wezelschen Muse unter den Zeitgenossen ertheilten seinen Lustspielen das Lob, daß sich seine Manier der des Moliere nähere. Er übersetzte auch: Robinson Crusoe (1799); Cooks dritte und letzte Reise (1788) u. M. aus dem Englischen; die Campesche Bearbeitung des Robinson fand man jedoch anziehender. Seine Schrift: Ueber Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen (Leipz. 1781), verwickelte ihn in eine literarische Fehde mit dem damaligen Prof. Dr. Platner in Leipzig, welche mehrere Streitschriften und Spottgedichte veranlaßte. 1785 verfiel Wezel in einen Zustand gänzlicher Geisteszerrüttung, in welchem er sich wie öffentliche Blätter berichteten, für einen Gott hielt, über seine Bücher die Inschrift: Opera Dei Wezelii gesetzt hatte, und, allen Besuch ablehnend, sich Nägel und Bart wachsen ließ. In diesem traurigen Zustande lebte er 34 Jahr von wohlthätigen Menschen unterstützt in seiner Vaterstadt, bis der Tod (28. Jan. 1819) diesen unglücklichen Zustand endete. Von seinem Nachlasse sind noch einzelne Stücke in neuern Taschenbüchern gedruckt erschienen.

Wezlar, ehemals eine freie Reichsstadt in der Wetterau des oberthein. Kreises, war von 1693—1806 der Sitz des Reichskammergerichts, kam 1803 nebst ihrem kleinen Gebiete als Grafschaft unter die Hoheit des damaligen Reichserzkanzlers, nachmaligen Großherzogs von Frankfurt, und gehört seit 1815 zum koblenzer Regierungsbezirk des preuß. Großherzogthums Niederrhein. Sie liegt ganz abgesondert von dieser Provinz und von Nassau, Kurhessen und Großherzogthum Hessen umgeben, 6 Stunden von Frankfurt und 8 von Koblenz entfernt, an einem steilen Hügel am Lahnflusse, über den hier eine steinerne Brücke führt und welcher hier auch die Dill und Wezbach aufnimmt. Sie ist altmodisch gebaut, hat 6 Kirchen (worunter die Stiftskirche ein großes herrliches Gebäude altdeutschen Styls), 750 Häuser und 4500 Einwohner, meist evangel. Bekenntnisses. Seit Auflösung des Reichskammergerichts ist die Stadt ein sehr öder Ort. Die Einwohner leben von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, vom Feld-, Garten- und Obstbau und einer nicht unbedeutenden Krämerei mit allen Arten von Waaren. Die

Umgegend ist zwar bergig, aber fruchtbar. Man bricht schönen Marmor. Am 15. Juni 1796 schlug der Erzherzog Karl den franz. General Lefebre bei Wezlar.

Whigs, der Name einer Oppositionspartei in England, welche die Grundsätze, die das Wesen der 1689 ausgebildeten britischen Staatsverfassung bezeichnen, gegen die Herrschsucht der Minister und gegen die Ausdehnung der Vorrechte der Krone zu behaupten sucht. Hume bezeichnet das Wesen eines Whigs so: „Ein Freund der Freiheit, ohne der Monarchie zu entsagen." Die Whigs, zu denen auch Fox und Burke, Lord Chatham, Sheridan, Whitbread, Ponsonby und viele andere ausgezeichnete Staatsmänner gehört haben, sind die gemäßigten Freunde des Volkes und dürfen nicht verwechselt werden mit den leidenschaftlichen Reformers, welche die bestehende Ordnung umstoßen wollen. Zu den letztern gehören Burdett, Hobhouse, Cobbet, Hunt u. A., die theils wirkliche Verbesserungen, z. B. eine gleichmäßige Volksvertretung und eine strengere Sparsamkeit in der Finanzverwaltung (wie die eigentlichen Whigs) verlangen, theils aber auch auf Abänderungen in der Verfassung, z. B. auf jährliche Parlamentswahlen, dringen und dem Volke schmeicheln, um es mit Haß gegen die Aristokratie des Reichthums und der Gewalt zu erfüllen. Ihr übertriebener Whigismus wird in England mit dem Namen rank democracy bezeichnet. Zu den echten Whigs gehören jetzt der Herzog von Sussex (Bruder Georgs IV.), die Herzoge von Bedford, Devonshire u. A., der Marquis v. Landsdown, die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. s. w., die Commoners Tierney, Bennet, Brougham, Sir James Mackintosh u. A. In der Sitzung des Parlaments, die d. 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, haben alle Parteien ihre Kräfte gemessen; weil aber der reine Whigismus auf die Seite der Minister, der Verfassung und der Eigenthümer getreten war, so konnte der wilde Whigismus der Reformers seine Plane nicht durchsetzen. Hierauf behaupteten die gemäßigten Whigs, vorzüglich durch Canning, ihre Stellung im Ministerium; allein seit Wellington an die Spitze desselben getreten ist, herrschen die Ansichten der Tories vor. (Vgl. Opposition und Tories). Unter mehreren Oppositionsblättern ist vorzüglich die Morning Chronicle das Organ des Whigs.

Whisky, ein offener, sehr hoch gebauter Wagen. In Schottland auch der Name eines Getränks.

Whiston (Will.), ein berühmter engl. Gelehrter, geb. 1667 zu Northon in Leicestershire, widmete sich mit Eifer dem Studium der Mathematik, alten Sprachenkunde, Philosophie und Theologie auf der Universität zu Cambridge. 1698 erhielt er eine Predigerstelle zu Lowestoft in Suffolk und 1703 eine Professur der Mathematik an der Hochschule Cambridge. In dieser Eigenschaft erwarb er sich großen Ruhm. Als eifriger Anhänger des Arianismus mußte er 1710 Cambridge verlassen, und begab sich nach London, wo er eine arianische Gemeine zu sammeln suchte, und trat, da dieses unmöglich war, in die Gesellschaft der englischen Baptisten, wo er viele Verfolgungen zu erdulden hatte. Whiston starb zu London 1755. Verdienstlich waren seine Bemühungen, die Küsten von England rundum auszumessen und genaue Karten davon zu liefern. Auch hat er eine Maschine erfunden, welche die vor Anker liegenden Schiffe gegen Ungewitter und gegen die Gewalt der Wellen schützt. Außer seinen mathemat. Schriften gab er auch Erklärungen der 3 Briefe des h. Johannes Evangelist u. a. theologische Werke; Sam. Clarke's Biographie u. a. Werke heraus.

Whistspiel, ein aus England nach Deutschland verpflanztes Kartenspiel, welches seinen Namen daher hat, weil es große Aufmerksamkeit und deßhalb Stille erfordert.

Whitbread (Samuel), geb. 1758 zu London. Sein Vater, der Samuel hieß, war der bekannte Bierbrauer und Parlaments-Deput Von wohlhabenden Landleuten abstammend, brachte er durch Unternehmu geist, Fleiß, Ordnung und Verstand sein Vermögen auf eine solche daß er für eine halbe Million Pf. Sterl. das größte Brauhaus in Eu in der Chiswellstraße zu London errichtete. Nicht geringer war sein li des Vermögen. Ein Mann von seltenen Eigenschaften, unterstützte er gemeinnützige Unternehmen durch seinen Credit und sein Ansehen. Sohn ward erst zu Eton erzogen, auf welcher Schule er mit dem nach gen Grafen Grey Freundschaft schloß, die sich auch in der Folge nicht Später studirte er zu Oxford und Cambridge. Nach vollendeten St machte er eine Reise nach dem festen Lande, auf der ihn der bekannte schichtschreiber Coxe als Freund und Führer begleitete. Nach Englan rückgekehrt, heirathete er die Tochter seines Freundes, des damaligen G rals Sir Charles Grey; seine Schwester ward zugleich die Gattin s Schwagers, des Seekapitäns Sir George Grey. 1790 trat er als D tirter der Stadt Bedford ins Unterhaus. Hier schloß er sich der Oppositi Partei, an deren Spitze, wie bekannt, Fox stand, an, und zeigte den M stern einen kräftigen aber loyalen und männlich freien Widerstand. schien überhaupt mehr zum Frieden geneigt, und rieth daher überall zu söhnenden Maßregeln, wo ein Bruch zu befürchten stand, wie bei den verhältnissen mit Spanien wegen des Nutkasundes, auf den Spanien spruch machte, und wegen Oczakow mit Rußland. Feurig und beredt er den Sklavenhandel an und stimmte für seine Abschaffung. 1793 er gegen den Krieg mit Frankreich, den er für unpolitisch erklärte. Immer Frieden geneigt, hieß er auch später die Fehde mit Frankreich nicht gut, suchte in dieser Hinsicht den Einfluß des Ministeriums auf das Unter durch kräftige Reden, unter den en sich eine auszeichnete, die er 1800 g den Staatssekretär Dundas (Viscount Melville) über das polit. Ver niß beider Staaten hielt, zu beschränken. Als entschiedener Whig dra unausgesetzt auf Parlamentsreformen; auch nahm er sich mit Wärm Gefangenen Palmer, Skirving, Muir und Gerald an, die man w Aeußerungen über den Krieg mit Frankreich und wegen ihrer Ansichten die Nothwendigkeit der Reformen den Prozeß als Aufrührern macht. Eifer bei ihrer Vertheidigung ehrte zwar ihn, half aber den Eingezog wenig, die nach Botanibay transportirt wurden. Großes Aufsehen er seine Klage gegen den Viscount Melville (1805), der Präsident des Adm litätshofes war, wegen schlechter Verwaltung des Schatzmeisteramtes Marine und wegen eigennütziger Verwendung der öffentlichen Gelder. Parlament fand die Anklage, wenngleich ihre Anschuldigungen meh Unterbeamten als den Lord trafen, so gegründet, daß ein Staatspr der am 29. April 1806 begann, gegen ihn anhängig gemacht wurde. ville, den der König aus der Liste der Geheimräthe strich, nahm seine lassung. Whitbread zeigte sich in diesem Prozeße als einen edlen Mann hielt sich bloß an die Thatsachen, ohne die Person des Lords, dem er übri seiner ausgezeichneten Talente wegen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ berühren. Melville ward freigesprochen. Nach Pitts Tode hatte das Fo Ministerium, in welches auch Whitbreads Schwager und Jugendfreund Graf Grey, und Lord Grenville getreten waren, zwar in seinen meiste U nehmungen Whitbread'n zum Vertheidiger; doch behielt er auch ihm gegen seine Unabhängigkeit und sprach nur für dasselbe, insofern es seine Ansi theilte. In der Vertheidigung, wobei er offen und frei zu Werke g gerieth er mit Sir Francis Burdett, der gehäßige Bemerkungen über da

gemacht hatte, der ohne die Vermittelung gegenseitiger Freunde sich wahrscheinlich mit einem Zweikampfe geendet haben würde. Während 1807 zogen die Gesetze, welche die Armen betrafen, und die in England allerdings einer Revision bedurften und noch bedürfen, seine Aufmerksamkeit auf sich; er suchte den sittlichen Zustand der Armen zu verbessern und wollte deßhalb das schottische Parochialsystem eingeführt wissen. Er fand nur wenig Unterstützung bei dem Parlamente und mußte sich begnügen, durch Privatunternehmungen seinem Ziele näher zu kommen. Nach For's Tode verließ Whitbread nicht die Grundsätze dieses Ministeriums, sondern sprach eifrig für den Frieden mit Frankreich. Als aber Napoleon Spanien erst hinterlistig und dann räuberisch überzog, drang er ebenso eifrig auf Unterstützung der spanischen Nation. Später griff er den wiener Congreß an und mißbilligte besonders das Theilungsverfahren gegen Sachsen. Die Achtserklärung des wiener Congreßes gegen Napoleon erklärte er für ungerecht und völkerrechtswidrig; auch tadelte er den Krieg von 1815 gegen Napoleon; nicht weniger mißbilligte er die Absicht der Alliirten, die Bourbons wieder mit Gewalt auf den Thron ihrer Väter zurückzuführen, oder Frankreich eine Regierung aufzubringen. Dieser Grundsätze ungeachtet widersetzte er sich nicht der Motion, nach welcher dem Herzog v. Wellington wegen seines Sieges ges bei Waterloo ein Denkmal gesetzt werden sollte. Trotz seiner parlamentar. Arbeiten und der Verwaltung eines ungeheuern Gewerbezweiges, übernahm er noch die Leitung des Drurylane-Theaters und beschloß dessen höchstverworrene Verwaltung und Rechnungsführung in Ordnung zu bringen, was ihm auch nebst dem prächtigen Aufbau des Theatergebäudes 1812 überraschend schnell und glücklich gelang. Hiemit schien aber auch seine thätige Laufbahn geendet zu seyn. Unter den angestrengten Arbeiten erlag seine Gesundheit; sein Muth wich von ihm, sodaß er zuletzt glaubte, von der öffentlichen Meinung verachtet zu seyn. Diese Gemüthslage führte ihn zum Selbstmorde; man fand ihn am Morgen den 6. Juli 1815 todt in seinem Bette; er hatte sich die Kehle durchschnitten; das Rasirmesser lag neben dem Bette auf der Erde. Der Corroner — das Geschwornen-Gericht über Selbstmörder — erklärte: Samuel Whitbread habe sich im Zustande der Geistesverrückung selbst entleibt. Er hinterließ 2 Söhne und ebenso viel Töchter. Die Verwaltung seines Vermögens und seiner erstaunlichen Brauerei betrieb er meisterhaft; er war ein nicht weniger eifriger Landwirth. Er besaß einen festen unbestechlichen und unbeugsamen Charakter, der ihm den Namen des englischen Cato erwarb. In den parlamentarischen Kämpfen verleugnete er seine Ueberzeugung nicht; sah nie auf die Person seines Gegners, sondern nur auf die Sache. Seine Festigkeit war übrigens nicht immer von einer gewissen Rauheit und einem gebieterischen Wesen frei.

Whiteboys, Parteiname der unruhigen Katholiken in Irland, zum Unterschiede von der protestant. Partei, deren Glieder sich **Orangemen** nennen. Der Kampf, worin beide Parteien mit religiösem und politischem Fanatismus sich wüthend verfolgten und der durch die neulich erfolgte Emancipation der irischen Katholiken vielleicht mehr verdeckt als ausgerottet ist, war eine Folge der schrecklichen Gesetze, welche das mächtige England gegen Irlands Katholiken erlassen hatte. Von ihnen sagte Burke: „Sie sind so blutdürstig, als irgend andere von katholischen Fürsten seyn konnten; und waren sie nicht blutdürstig, so waren sie noch ärger; so waren sie die Menschen- und Bürgerwürde entehrend, langsam, aber sicher in ihren grausamen Wirkungen. Sie ließen den Leuten nur das Leben, um in ihnen alle Rechte des Lebens, alle Gefühle der Menschlichkeit verhöhnen zu können." Der Katholik durfte (nach dem catholic code) zu seiner eigenen Vertheidi-

gung nicht einmal Waffen haben, keine liegenden Güter erwerben, kein Geld auf Unterpfand leihen, zur Wahl keines Parlamentsgliedes stimmen, nicht als Vormund seiner eigenen Kinder handeln, nicht den mindesten Theil an der öffentlichen Verwaltung seiner Grafschaft oder seines Bezirks nehmen. Der Irländer wurde wie ein Fremdling in seinem Vaterlande behandelt, oder ärger noch, wie ein beständiger Feind. Einen Irländer mitten im Frieden zu tödten, wurde kaum für ein Hauptverbrechen gehalten. Nur Protestanten bekleideten alle Stellen. Alle Wege zu Ehren und Reichthümern waren den katholischen Eingebornen verschlossen. Der Vorwand, „die Fortschritte des Papstthums zu hemmen", war und blieb Vorwand. Man legte es darauf an, den katholischen Glauben auszurotten. Und dieser Zustand dauerte bis zu unsern Zeiten, bis gegen die letztern Regierungsjahre Königs Georg III. Freilich hatten die Irländer ein Parlament; aber es war nur von Protestanten besetzt und in vollkommener Abhängigkeit vom britischen Parlament. Zwar wurde diese Abhängigkeit im Jahr 1782 aufgehoben, aber mehr dem Schein als dem Wesen nach. Der Vizekönig und die Minister leiteten es vermittelst der Bestechungen nach Willkür. Daher kein Wunder, wenn den Uebeln des Volkes damit wenig abgeholfen war. Früher hatte dieses Volk nicht einmal das Recht gehabt, seine eigenen Wollenfabrikate auszuführen, oder mit den britischen Kolonien Handel zu treiben. Erst im Jahr 1784 ward den Irländern dieß erlaubt, und erst seitdem erhob sich der Wohlstand und stieg die Bevölkerung in gleichem Verhältnisse. Man zählte im Jahr 1785 nur noch 2.845.932 Einwohner, im Jahr 1819 schon 5.206.612, und im Jahr 1821 sogar 6.846.949 Seelen. Der Ausbruch der franz. Staatsumwälzung konnte auf das tief niedergedrückte Volk nicht ohne Einfluß bleiben. Das bisher dumpfe Gefühl des Unrechtlichen in seinem Zustande ward zum Gedanken. Es ward sich seiner unzerstörbaren Rechte bewußt. Die Katholiken verlangten in ihrer an den König gerichteten Bittschrift gleiche Rechte mit den irländischen Protestanten. Die Bitte schien in einem aufgeklärten Jahrhundert nicht unbillig, um so weniger, weil damals unter etwa 4 $^{3}/_{10}$ Mill. Einwohnern kaum $^{1}/_{2}$ Mill. nichtkatholisch waren. Die Bitte traf den gewähltesten Augenblick. Man schaffte vielerlei den Katholiken Drückendes und Kränkendes ab und mäßigte den sogenannten katholischen Codex; behielt aber noch vom Alten immer genug bei, um Alles wieder, sobald man wollte, auf den vorigen Fuß herstellen zu können, wie dieß häufig geschieht, wenn man gezwungen handelt und eine Staatslist für Staatsklugheit hält. Daher waren die Irländer nicht zufrieden gestellt. Noch immer blieben die Engländer und die wenigen irländischen Protestanten Herren und Obere des gesammten Volks. Kein Katholik konnte Mitglied des irländischen Parlaments werden. Das Mißvergnügen ward lauter. Man hörte aller Orten von Whigclubbs. Man bewaffnete sich heimlich. Man sah Räuberbanden als Defenders, als vereinigte Iren umherziehen. Durch Milde und Klugheit wurde ein allgemeiner Aufstand verhütet. Aber er brach aus im Jahr 1796, als Lord Carhampton, der mit Vollmacht zu jeder Gewalt in Irland ankam und sich mit der Mehrheit des dubliner Parlaments gegen die Katholiken verstand, die frühere Mäßigung beiseite setzte. Die Flammen des Aufruhrs wurden mit Blut gelöscht, brachen aber im Jahr 1798 von neuem aus und hätten furchtbar werden können, hätten die Franzosen, statt 1200 Mann, wenigstens 12.000 Mann zur Hilfe gesandt. Viele Dörfer wurden Asche. Viele Familien verarmten. Zahllose Menschen kamen in Treffen, einzelnen Mördereien und Hinrichtungen ums Leben. So ward die Ruhe hergestellt. Als Pitt darauf die Vereinigung Irlands mit Großbritannien ausführte, und im J. 1801 das



irische Parlament mit dem altbritischen zu einem verband, mochte er sich wohl schmeicheln, die schwere Aufgabe für lange Zeit oder für immer gelöset zu haben. Pitt's Erleichterungsmaßregeln gegen die irischen Katholiken hatten wohl eine augenblickliche Besänftigung, aber keine völlige Beruhigung der Gemüther zur Folge. Die irischen Protestanten glaubten sich durch diese Nachgiebigkeit der Regierung mehr gefährdet als geschützt. Sie vereinigten sich daher zu bewaffneten Gesellschaften, die Orangemen hießen und von der Regierung geduldet wurden. Hierdurch ward der innere Zwiespalt noch furchtbarer; die Orangemen betrugen sich wie wilde Thiere, die, von allen milden und humanen Gesinnungen beraubt, die Katholiken verfolgten, mißhandelten und selbst der Regierung sich drohend zeigten, wenn es ihr einfallen sollte, den Unterdrückten gleiche Rechte mit ihnen zu gestatten. Die Gesetze gewährten den Verfolgten keinen Schutz; sie mußten ihn demnach in sich selbsten suchen. Ihre Lage und das Beispiel der Protestanten lehrten sie ähnliche Gesellschaften bilden; die älteste derselben legte sich den Namen Whiteboysm — Weißburschenschaft — bei; ihr folgten bald andre mit den verschiedenen Namen Rightboys, Levellers, Defenders, Ribbonmen ꝛc. Sie standen an Haß, Verfolgungswuth und grausamer Erbitterung den Orangemen nicht nach. Doch nicht allein in den niedrigen Klassen der irischen Katholiken war dieser Oppositionsgeist thätig, sondern auch in den bessern Ständen, die ebenfalls Gesellschaften, deren Zweck die Emancipation der Katholiken war, bildeten; die bekanntesten unter ihnen war die Catholic Association zu Dublin, an deren Spitze der Advokat O'Connel als erster Redner stand; sie ward 1825 durch eine Parlamentsakte aufgelöst. — Wer sich ein Bild von dem neuern Zustande Irlands entwerfen will, dem empfehlen wir zwei Schriften — die Memoirs of the life of Captain Rock (London 1821) von Thomas Moore, und Captain Rock detected (London 1824) — hierzu. Da beide von einem einseitigen Gesichtspunkte ausgehen, so wird man das Wahre so ziemlich erfassen, wenn man sie beide vereint. Moore schreibt Irlands Unglück der hohen Kirche und den Zehnten zu; der Verfasser der Gegenschrift hingegen den irländischen Grundbesitzern und ihrem das Volk ausplündernden Pachtsysteme. Beide haben Recht. Die kirchliche Einrichtung Irlands ist neben der antikatholischen Gesetzgebung das größte Hinderniß für den Wohlstand des Landes. Dasjenige, was in den kirchlichen Einrichtungen Irlands am auffallendsten erscheint, ist die große Ueberzahl der höhern Kirchenämter. England hat 26 Erzbischöfe und Bischöfe. In Irland steigt ihre Zahl auf 22. Nie ist geklagt worden, daß dieser Würdenträger in England zu viele seyen; aber verhältnißmäßig ist ihre Anzahl in Irland offenbar zu groß. England hat 9 Mill. Lutheraner und Anglikaner auf eine Bevölkerung von 12 Mill. In Irland finden sich mehr als 6 Mill. Katholiken bei einer Bevölkerung von 7 Mill. Die übrigen Einwohner bestehen aus Gliedern der herrschenden (anglikanischen) Kirche und aus verschiedentlichen Dissidenten. Wird nun in Betracht gezogen, wie viele Presbyterianer einzig nur in der Grafschaft Ulster sich finden, so wird man geneigt, mit Herrn Wakefield anzunehmen, von der Gesammtheit der irischen Bevölkerung möge höchstens ein Zwanzigtheil der herrschenden Religion zugehören. Ihre Anzahl kann auf keinen Fall höher als zu ½ Mill., das ist zum Vierzehntentheil, berechnet werden. Für diese kleine Abtheilung bestehen demnach 22 hohe Kirchenämter und 1300 Benefiziarien. Welch ein schreiendes Mißverhältniß! Das Bedeutsame in der Sache ist nicht die Zahl der anglikanischen Geistlichen Irlands, sondern die ungeheure Summe, welche alljährlich von den armen kathol. Bauern entrichtet werden muß, um jene Geistlichkeit zu bezahlen. Die wahrhaft ärgerliche Seite

der kirchlichen Einrichtung ist diese, wodurch sie ein Vorbild von Verschwendung und Ungerechtigkeit wird. Das ärmste Land von Europa unterhält wenigstens fünfmal mehr Geistliche, als nöthig ist, und es bezahlt sie zehnmal stärker, als billig und erforderlich wäre, um eine erleuchtete, achtbare und fromme Geistlichkeit zu besitzen. Die Irländer, sollte man denken, dürften erwarten, daß so wohl bezahlte Kirchendiener ihre Sprengel bewohnen und den Wohlstand des Landes befördern helfen würden; dieß ist jedoch nicht der Fall, und die irischen Bischöfe sind vielmehr in den glänzenden Gesellschaftskreisen von London und Bath anzutreffen. Was die hohe protest. Geistlichkeit dem armen Volke übrig ließ, fraß der protest. Gutsbesitzer weg. Die großen Landlords wohnen selten in Irland, sondern verzehren die hohen Pachtgelder in England. Hierzu gesellen sich noch ein dritter unerträglicher Druck: es ist die schlechte Gerichtsverfassung, die durch ihre ungeheuren Kosten hunderte Bauern jährlich an den Bettelstab brachte. Die Richter waren immer Protestanten und oft sogar von der Oranienpartei. Hr. Wakefield bezeugt, die irischen Richter seyen „parteiisch, bestechlich, unwissend und gewaltthätig"; und zu Unterstützung dieser Anklage fügt er die achtungswürdigsten Zeugnisse bei. Während der Debatten über die Unruhen in der Grafschaft Sligo im Jahr 1806 erklärte Lord Kington: „er sehe die Richter als eigentliche Beförderer dieser Unruhen an", mit dem Beifügen: „das Betragen Mehrerer aus ihnen sey für das Richteramt im höchsten Grade schändlich, und sie verdienten vielmehr aufgeknüpft zu werden, als ihre Stellen zu behalten." Herr Day beschuldigt in seiner Zuschrift an den Vorstand des Geschwornengerichts der Grafschaft Kerry, vom Jahr 1811, die Richter „der Nachlässigkeit, Bestechlichkeit und Parteilichkeit." Was kann aus solchen Elementen hervorgehen? Nichts anders als wüthender Parteikampf, anarchischer Verwirr. Die herrschende Partei weiß, daß sie rechtlos besitzt, darum will sie mit den Waffen sich behaupten; der unterdrückte irische Katholik sieht in ihr nur seinen parteiischen Richter, seinen aussaugenden Herrn, seinen Henker und Büttel; die Gesetze gewähren ihm keinen Schutz; darum sucht er ihn in seinen Waffen. — Der Ursprung der allgemeinen Verbindung der anglo-protestantischen Partei geht bis in die Zeiten der letzten Eroberung Irlands 1690 fg. hinauf, und dieser Bund der Orangemen trägt noch als Zeichen die Farben des Eroberers, des Prinzen von Oranien, König Wilhelms III., den damals der Protestantismus der hohen Kirche auf den Thron des kathol. Königs Jakobs II. erhob. Die gemeinen kathol. Irländer haben dagegen die weiße Farbe zu ihrem Bundeszeichen gewählt und werden aus diesem Grunde Whiteboys genannt. Sie halten ihre Zusammenkünfte des Nachts und verbinden sich durch Eide, keinen Zehnten zu entrichten, die Herabsetzung der Pachtgelder zu erzwingen und die Häuser der Obrigkeiten, die gegen sie verfahren, sowie derjenigen Mitbürger, die nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, zu verbrennen. Seit der Union (1801) ist der Haß der vereinigten Irländer (Defenders) und die Wuth der Banden aus dem Pöbel (der Whiteboys, Ribbonmen, Bandmänner) noch heftiger geworden. Vergebens suchte der König bei seiner Anwesenheit in Irland 1821 den Parteigeist zu versöhnen und die leidenschaftlichen Protestanten, die Anglo-Irländer oder die Orangemen zur Mäßigung zurückzuführen. Allein diese hörten nicht auf, bei mehrern Anlässen in Dublin, vorzüglich an dem Jahrestage des Sieges, den Wilhelm III. am Boynefluß (11. Juli 1690) über Jakobs kathol. Armee erfocht, durch Spottlieder, durch Bekränzung der Statue Wilhelms III. u. s. w., die Irländer zu reizen. Dagegen begingen auch die Whiteboys solche Ausschweifungen, daß die Regierung im Dec. 1821 den



Marquis von Wellesley, einen von den Urhebern der Union, als Lordlieutenant (Statthalter) nach Irland schickte, der, nachdem gütliche Mittel nichts fruchteten, die Banden der Insurgenten durch Linientruppen zerstreuen und die Schuldigen hinrichten ließ. Das Parlament genehmigte daher den Vorschlag des Marquis von Londonderry, die Aufruhrakte in Irland in Kraft zu setzen und die Habeas-Corpus-Akte eine Zeitlang aufzuheben. Zugleich verbot Wellesley die Feier des Sieges am Jahrestage und setzte an 200 protestant. Friedensrichter ab, welche Parteigeist oder Schwäche für die Orangemen gezeigt hatten. Dieß reizte jedoch den protest. Pöbel von der oranischen Faktion in Dublin so auf, daß er im Theater den Statthalter des Königs persönlich beschimpfte. Mehrere Unruhstifter wurden verhaftet, allein die Jury, welche unter dem Einflusse der Orangemen stand, sprach sie los. Seitdem äußerte sich der gegenseitige Parteihaß zwischen den Orangemen, welche die Fesseln Irlands festhalten und zwischen den Whiteboys, welche sie zerreißen wollten, bei mehrern Gelegenheiten, während der kathol. Verein in Dublin auf konstitutionellem Wege den vollen Genuß aller politischen Rechte wieder zu erlangen bemüht war. Um dem Elend und dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, trug die Opposition im Parlamente (Juni 1823) auf eine gänzliche Umbildung der irländischen Gesetzgebung und Verwaltung an. Allein die Rechte des Eigenthums und des Besitzstandes ließen dieß nicht zu; denn wie Lord Liverpool im Oberhause sagte, sind $^{49}/_{50}$ des irländischen Grundeigenthums in den Händen der Protestanten; diese aber auch zugleich der reichste, gebildetste und unterrichtetste Theil des Volks; daher in Irland so wenige Katholiken zu Verwaltungsstellen tauglich befunden werden. In Irland, sagte er, entzweie nicht Religionshaß die Gemüther, sondern es sey ein Krieg der Armen gegen die Reichen, der Proletarien (Eigenthumslosen) gegen die Grundeigenthümer, der Regierungsbedürftigen gegen die zur Regierung fähigen Personen. Das Einzige, was das Parlament 1823 beschloß, war eine Verbesserung des Zehntensystems mittelst vereinfachter Erhebung. Uebrigens ward die Fortdauer der Gültigkeit der Aufruhrsakte in der unglücklichen Insel genehmigt und dadurch wenigstens die öffentliche Ruhe in der Insel 1824 wiederhergestellt. Hierauf nahm im brit. Oberhause eine interessante Untersuchung der politischen Stellung der kathol. Kirche zu dem Staate überhaupt und zu dem britischen insbesondere ihren Anfang. Die Erklärungen der Vorsteher des kathol. Vereins auf die ihnen vorgelegten Fragen schienen jede mögliche Beruhigung zu geben; allein dessenungeachtet siegte die Sache der Emancipation nicht. Die von Canning unterstützte Bill ward zwar im Unterhause (mit geringer Mehrheit) angenommen, fiel aber im Oberhause, wo sich der Herzog von York gegen dieselbe erklärte, durch. Die Catholic Association löste sich öffentlich auf. Auch die Orangisten (Orange-Men) zu Dublin beschlossen am 18. März 1825 einmüthig, ihren Verein aufzuheben, um ähnlichen Gehorsam, wie die Katholiken, gegen das Gesetz an den Tag zu legen. Indeß dauerten die geheimen Verbindungen fort, und die Emancipationsfrage kam in dem 1826 neugewählten Unterhause wieder zur Berathung. Das Elend in Irland hatte sich seitdem so wenig vermindert, und das unter der Asche fortglimmende Feuer des Aufruhrs, der Whiteboysm, war so wenig erloschen, daß noch immer von Irland her für England große Gefahr zu befürchten stand. Das Edinburgh Review für 1825 sagte über die irländ. Angelegenheiten: es sey die dringendste Nothwendigkeit vorhanden, Maßregeln von entschiedenem Charakter rücksichtlich Irlands zu ergreifen; von der Beschaffenheit dieser Maßregeln hange das Schicksal des britischen Reiches ab. Wolle England fortwährend 5 Sechstheile des irländischen Volkes als

eine entartete Kaste behandeln und die schändlichen Mißbräuche, mit denen jeder Theil der innern Verwaltung Irlands behaftet sey, aufrecht erhalten, so gehe England einem Bürgerkriege entgegen, der mit äußerster Wuth und in einer größern Ausdehnung als jemals zuvor auszubrechen drohe. Die Whiteboys Association habe den Landmann zu den verzweifeltsten Unternehmungen gezogen und vorbereitet. Man werde kein anderes Beispiel eines Volkes in der Weltgeschichte auffinden, welches seinen Herrschern so gänzlich entfremdet und so überreif zu Revolutionen sey als die Irländer. Dieß Alles und die von seinen Anhängern 1828 durchgesetzte Wahl des talentvollen, kühnen Sprechers der irländ. Katholiken, O'Connel, zum Mitgliede des Parlaments, bewog endlich den ersten Minister, Wellington, die Emancipation vorzubereiten und durchzuführen. Die Emancipation konnte allein Irland beruhigen und jenen furchtbaren Parteikampf aufheben. Einen wichtigen Schritt hiezu geschah durch den Lord Russel, der am 26. Febr. 1828 im Unterhause eine Motion wegen Abschaffung der Test- und Corporationsakte (s. d.) machte; sie ging durch. Am 29. April ward die Bill mit einigen Amendements vom Oberhause angenommen. Doch wurde der alte Sakramental-Eid durch einen andern insofern ersetzt, daß Der, welche ihn ausschwört, sich eidlich verbindlich macht, Nichts zum Schaden der protestant. Kirche oder ihrer Geistlichkeit zu unternehmen. Die Bill erhielt die königliche Bestätigung. Während dieser Verhandlungen ward eine große Menge Bittschriften für und gegen die Emancipation der Katholiken beim Parlamente eingereicht, deren größern Theil aber sich zu Gunsten der gedrückten Katholiken aussprach. Am 8. Mai brachte Sir Francis Burdett eine Motion über diese Angelegenheit ins Unterhaus; sie lautete: Das Haus möge sich in ein allgemeines Comite bilden, um den Zustand der Gesetze in Betreff der kathol. Unterthanen Englands in der Absicht in Erwägung zu ziehen, um zu einer entscheidenden und versöhnenden Uebereinkunft zu gelangen, die zum innern Frieden und zur allgemeinen Eintracht führen können. Nach langen Debatten ging die Motion durch, und der ihrem Inhalte gemäß gebildete Ausschuß beschloß, die Gesetze, welche die Katholiken in England betreffen, zu revidiren. In Irland regten die schon statt gehabten und die noch zu erwartenden wichtigern Discussionen die Gemüther an. Ein großer kathol. Verein, an dessen Spitze der Herzog von Norfolk stand, bildete sich, der den Beschluß faßte, durch jedes legale Mittel den großen Zweck zu betreiben. Bei der Wahl eines Parlaments-Deputirten von Clare unterstützte er so kräftig seinen Kandibaten, den Advokaten O'Connel, daß dieser den Sieg über seinen Gegner, den Protestanten Vesey-Fitzgerald, davon trug. Dieser Triumph brachte die Orangisten-Clubbs in Harnisch; sie versammelten sich im Norden des Reichs, der Regierung anzeigend, daß im Nothfalle ein Wink hinreichen werde, 300.000 Protestanten zur Unterstützung zu bewaffnen. Ein solcher Zustand konnte nicht dauern; die englische Regierung hatte zwischen einem hartnäckigen blutigen Bürgerkrieg, der vielleicht Irland von England losgerissen haben würde, und zwischen der Befreiung der Katholiken zu wählen. Daß ihre Wahl auf die letztere fiel, war gerecht und politisch zugleich. Dagegen ist es nicht zu leugnen, daß die Irländer in ihrem jetzigen Verfahren sich der Verbesserung würdig zeigten, besonders trugen die Häupter der kathol. Vereine hiezu viel bei. O'Connel und Shiel reisten durch das Land und hielten Volksversammlungen zur Bildung liberaler Clubbs, deren Zweck es war, zuvörderst über die Polizei zu wachen und alle Mißbräuche derselben gerichtlich zu verfolgen, sodann Ruhe und Ordnung unter dem Volke zu erhalten, die Bezirke so zu organisiren, daß in Zukunft Niemand ins Parla-



ment geschickt werde, der nicht ein erklärter Gegner eines jeden Ministeriums sey, das die Emancipation der Katholiken nicht zur Regierungsmaßregel machte, und um das Einsammeln der katholischen Rente zu befördern. Vor allem sah man aber die Apostel der irischen Freiheit bemüht, dem Volke Gehorsam gegen die Gesetze einzuprägen und aller Parteifehde ein Ende zu machen. Auf ihren Ruf erschienen die Landleute zu Tausenden auf offenem Felde, die Häupter der Parteien versöhnten sich vor dem Altare, und Menschen, die sonst nie auf einem Jahrmarkte zusammen treffen konnten, ohne sich auf Tod und Leben zu befehden, verbrachten den Tag miteinander in Liebe und Eintracht. Die Regierung stand erstaunt vor diesem Kolosse der Einheit in einer lange unterdrückten Nation; einer Einheit, die sie nicht zerstören konnte, noch durfte, da sie den Namen des Gesetzes und der Religion in ihren Fahnen führte. Die Oranienpartei wüthete; sie wünschte die Katholiken zum Aufstande zu reizen und sah mit Verzweiflung, daß diese nur immer mäßiger wurden. Dennoch vermochten die Häupter nicht jeglichen Unfug zu verhüten, das erbitterte Volk griff hier und dort in der Nacht die Häuser der Pächter an, verbrannte das Getreide und bedrohte die Eigenthümer mit Rache, wenn sie ihren Pachtzins bezahlen sollten. Lobenswerth war in solchen Fällen das Betragen der irischen kathol. Geistlichkeit; sie gab sich alle Mühe, Ordnung und Gesetze aufrecht zu erhalten: auf der andern Seite ist aber auch nicht zu leugnen, daß die Katholiken, wenngleich auf ruhigem Wege, den Riß zwischen sich und den Protestanten zu vergrößern suchten. So beschloß der kathol. Verein zu Dublin auf Antrag O'Connels: Allen Katholiken zu untersagen, mit irgend einem Protestanten Geschäfte zu machen. Denselben Entschluß faßten hierauf die Protestanten gegen die Katholiken. Von beiden Seiten rüstete man sich, den Katholiken wurden Waffen von Schottland zugeführt und die englische Regierung ließ Truppen nach Irland marschiren und gab es zu, daß sowohl in Irland wie in England die Protestanten Brunswicks-Clubbs formirten. Die Verhältnisse Irlands waren auf den Punkt einer Crisis gekommen; dieß erkannte die Regierung und forderte daher das Parlament in der Thronrede vom 5. Febr. 1829 auf: durch eine Akte den allgemeinen kathol. Verein in Irland aufzuheben, die Lage von ganz Irland in Erwägung zu ziehen und die Gesetze, welche die römisch-katholischen Unterthanen mit bürgerlichen Unfähigkeiten belegen, von neuem durchzusehen und zu untersuchen. Nach dieser Thronrede ward das Parlament mit Bittschriften für und wider die Katholiken bestürmt, unter denen sich, auffallender Weise, die der Universität Oxford als höchst intolerant zeigte; auch mehrere Bischöfe des Oberhauses widersetzten sich jeder Maßregel zu Gunsten der gedrückten Irländer. Ehe noch die Bill um Aufhebung des kathol. Vereins im Parlamente durchgegangen war, löste sich der Verein auf Anrathen der kathol. Bischöfe und O'Connels von selbsten auf. Die Bill wegen gefährlicher ungesetzlicher Vereine ward in beiden Häusern angenommen und erhielt am 2. März die königliche Sanktion. Am 3. März machte der Minister Peel die Motion in Betreff der Katholiken im Unterhause. Sie betraf folgende Punkte: 1) Abschaffung der bürgerlichen Unfähigkeiten der Römisch-Katholischen und ihre gleiche Zulassung zu den politischen Rechten. 2) Die Katholiken sollen in die beiden Parlamentshäuser zugelassen werden, und in Betreff der Anzahl soll keine Beschränkung statt finden. Die Katholiken, welche Mitglieder eines der beiden Parlamentshäuser werden, sollen einen besondern Eid leisten. Derjenige, welcher diesen Eid leistet, muß zuerst erklären, daß er sich zur katholischen Religion bekennt; hierauf verspricht und schwört er, dem Könige treu zu seyn, die Thronfolge zu vertheidigen und aufrecht zu halten; er erklärt, daß er allen

Gehorsam für jede Person abschwöre, die irgend ein Recht auf die Krone der drei Reiche in Anspruch nehmen wollte, indem dieß kein Artikel seines Glaubensbekenntnisses sey; daß er die Meinung abschwöre, die durch den Papst exkommunizirten Fürsten könnten durch ihre Unterthanen, oder durch irgend ein anderes Individuum abgesetzt oder ermordet werden; daß er nicht glaube, der Papst, oder jeder andere Fürst oder Prälat habe, oder müsse irgend eine Gewalt in den drei Königreichen haben; daß er nicht die Absicht hege, die eingeführte protest. Kirche umzustürzen, oder die protest. Regierung zu schwächen; endlich, daß er, indem er diesen Eid leiste, durchaus keinen Verbehalt in Gedanken habe. 3) Die Katholiken sollen unfähig seyn, die Stellen eines Lordkanzlers, oder eines Lord-Lieutenants von Irland zu bekleiden. 4) Sie können alle Stellen bei den Korporationen bekleiden und Sherifs und Richter seyn. 5) Aber sie sollen weder zu den der eingeführten Kirche bei den Pfarreien oder kirchlichen Stiftungen zugehörigen Stellen, noch zu den Stellen bei den Universitäten, noch zu den Collegien von Eton, Winchester und Westminster, noch zu irgend einer Schule oder kirchlichen Stiftung zugelassen werden können. Die Gesetze in Bezug auf das Recht der Katholiken, als Kandidaten vorgestellt zu werden, sollen in Kraft bleiben. In dem Falle, wo ein Katholik eine Stelle bekleiden wird, welche Aemter der Kirche zu seiner Verfügung stellt, soll die Krone befugt seyn, dieses Privilegium auf einen Andern zu übertragen. Kein Katholik soll eine Stelle bekleiden können, welche ihn ermächtiget, der Krone über die Ernennung zu den der eingeführten Kirche in England und Irland anklebenden Aemtern sein Gutachten zu geben. 6) Die jetzigen Strafgesetze, welche die Katholiken betreffen, sollen abgeschafft werden. 7) In Betreff des Eigenthums sollen die Katholiken mit allen übrigen Dissidenten auf einen und denselben Fuß gestellt werden. 8) Die katholischen Parlamentsglieder sollen nicht gehalten seyn, wegen irgend einer besondern Frage das Haus zu verlassen. 9) Es soll keine Erklärung gegen die Transsubstantiation von ihnen gefordert werden. 10) In Bezug auf Dasjenige, was die kirchlichen Sicherheiten betrifft, sollen die Katholiken auf den nämlichen Fuß, wie alle übrigen Dissidenten, gestellt werden. 11) Es soll bei den Verhältnissen in Bezug auf geistliche Materien zwischen der katholischen Kirche und dem römischen Stuhle weder ein Veto, noch irgend eine Einmischung stattfinden. 12) Die bischöflichen Titel und Namen, welche jetzt bei der anglikanischen Kirche gebräuchlich sind, sollen von den Mitgliedern der katholischen Kirche nicht angenommen werden. 13) Werden die Katholiken zu Korporations- oder andern Stellen zugelassen, so sollen in keinem Falle die Insignien solcher Aemter an einem andern Orte des religiösen Cultus, als an einem Orte des Cultus der eingeführten Kirche getragen werden. 14) Die Jesuiten und Klostergemeinden, die Namen und die Zahl der zu den bestehenden Gemeinden gehörigen Individuen sollen eingeschrieben werden; die Gemeinden, in welchen man religiöse oder klösterliche Gelübde ablegt, sollen nicht vermehrt werden, und man wird Verfügungen treffen, um für die Zukunft jenen des Jesuiten-Ordens den Eintritt in das Land zu untersagen; die jetzt im Lande befindlichen Jesuiten sollen in ein Register eingetragen werden. 15) In Betreff der Wahlfreiheit und der Freeholders von vierzig Shillings wird vorgeschlagen, die erstern von vierzig Shillings auf zehn Pfund Sterling zu erhöhen. Die Güter der Freeholders sollen eingeschrieben werden und die Einschreibung soll vor dem Richter-Adjunkt der irländischen Grafschaften stattfinden mit der Befugniß, in gewissen Fällen von seiner Entscheidung an ein höheres Tribunal zu appelliren. Während den Debatten wurde der Eman-



cipations-Bill auf die Motion des Hrn. Peel eine neue Klausel hinzugefügt, welche bestimmt, daß kein Individuum, welches die h. Weihen in der kathol. Kirche empfangen hat, Parlamentsglied seyn kann, und daß jedes Parlamentsglied, welches die Weihen der Kirche empfangen würde, dadurch seinen Sitz im Parlament verlieren soll. Am 31. März ging die Emancipations-Bill im Unterhause durch und wurde ins Oberhaus gebracht. Hier entspannen sich die heftigsten Discussionen; der größere Theil des britischen Clerus erhob sich gegen die Bill, ihn unterstützten eine nicht geringe Anzahl Lords; doch sprang die Nothwendigkeit einer Maßregel, wodurch Irland beruhigt werden könne, so sehr den andern Lords in die Augen, daß am 10. März die Bill mit großer Stimmenmehrheit angenommen wurde; drei Tage darauf empfing sie mit einer andern, welche die Wahlfreiheit in Irland betraff, und deren Grundsätze schon oben angegeben worden sind, die königl. Bestätigung. Die Annahme der Emancipations-Bill hatte auf Irlands Lage augenblickliche Folgen; die Parteien kamen sich näher, die Gemüther wurden besänftiget und der Werth des Grundeigenthums stieg; eine Folge jenes Artikels der Bill, welche die Wahlfähigkeit der Irländer von 40 Shillings auf 10 Pf. erhöhte. Doch war das parlamentarische Drama der Emancipation noch nicht ganz ausgespielt; ein andrer weniger wichtige Akt begann mit O'Connels Weigerung, als er am 15. Mai im Unterhause erschien, den alten Eid auszuschwören; er zeigte die Stellen an, die er nicht genehmigen könne. Am 18. Mai trat er wieder vor die Schranken des Unterhauses und erklärte, daß er den Eid nur der Emancipations-Bill gemäß leisten werde. Hingegen erhob sich der General Sollicitor mit der Motion: Es sey die Meinung des Hauses, daß O'Connel, da er vor der Annahme der Emancipations-Bill gewählt sey, das Recht nicht habe, im Parlamente zu sitzen und zu votiren, bis er den durch die alten Gesetze geforderten S u p r e m a t e i d (s. d.) geleistet habe. Als die Motion durchging und O'Connel sich weigerte, den alten Eid zu leisten, ward beschlossen, daß eine neue Wahl zu Clare stattfinden solle. Dieser Beschluß ward zu einem neuen Triumphe für O'Connel; am 30. Juli ward er wieder zu Clare zum Deputirten erwählt, ohne daß ein Gegner es wagte, gegen ihn in die Schranken zu treten. Auch überall in Irland erhoben sich kathol. Mitbewerber gegen die protest. Candidaten zur Parlamentswahl; und nicht selten trugen jene den Sieg davon, wenngleich der Kampf oft blutig ward. Um hinführo diesen Unglücken vorzubeugen, wurden die Landbewohner durch Militär entwaffnet. Hierdurch ward Irland für den Augenblick beruhigt.

W h i t e f i e l d (George), einer der eifrigsten Beförderer des Methodistizismus, war 1714 zu Gloucester geboren. Die Ausschweifungen, denen er sich in der Jugend ergab, konnten seine Talente nicht unterdrücken. Er besuchte anfangs eine lateinische Schule, mußte aber bald die Stelle eines Kellners in dem väterlichen Gasthause übernehmen; doch ging er später als Student nach Oxford. Hier mit den Methodisten bekannt werdend, trat er zu ihrer religiösen Sekte über, deren eifrigster Anhänger und ausgezeichnetster Prediger er ward. Wenn er predigte, was, nachdem ihm die Kirchen verschlossen worden waren, auf öffentlichen Straßen und auf dem Felde geschah, hatte er stets ein ungeheueres Publikum um sich gesammelt, das manchmal auf 50.000 Menschen stieg. Die Wirkung seiner Beredsamkeit war ebenso außerordentlich, sie glich einer Bezauberung. Sein Vortrag, voll Kraft und Fülle, zeichnete sich durch Energie und großen Bilderreichthum aus; seine gewaltige Stimme war im Stande, den zahllosen Haufen zu durchdringen. Seine Predigten hielt er unvorbereitet, aber desto mehr kamen sie aus dem Herzen und gingen wieder zum Herzen der Zuhörer. Nach

Nordamerika machte er sieben Missionsreisen und bekehrte eine bedeutende Zahl Menschen zu seiner religiösen Partei. Seinem Apostelеifer konnten selbst die rohen Matrosen auf den Schiffen nicht widerstehen. Viele Verdienste erwarb er sich ebenfalls um die Errichtung und Erhaltung von Schulen und Waisenhäusern in Schottland und England. Sein Streben, solche Institute zu gründen, dehnte er auch auf Nordamerika aus, wo er unter andern 1740 ein großes Waisenhaus bei Savannah in Georgien errichtete, was er durch Einsammeln milder Beiträge unterhielt. Von einer Predigt, die er in dieser Absicht hielt, erzählt Franklin: die Begeisterung des Mannes habe ihn, der nichts zu geben gesonnen war, weil er die Sache für unausführbar erachtete, so sehr ergriffen, daß er alles Geld, was er bei sich hatte, ins Becken warf. W. starb 1770. Bei seinem Tode vermachte er die Sorge für das große Waisenhaus seiner Freundin und Gönnerin, der Gräfin Hundington, die ihn zu ihrem Kaplan ernannt und ihn eifrigst unterstützt hatte. Nach seiner 1741 erfolgten Trennung von Wesley bildete sich um ihn eine eigene Partei, die sich Whitefieldianer nennen. Ueber sie s. Methodisten. Seine Schriften enthalten seine Biographie und Predigten und machen sieben Bände aus.

Wibaldus, ein berühmter deutscher Staatsmann seiner Zeit, aus der edeln Familie du Pre, wurde Lehrer in der Schule zu Stablo und 1135 Abt daselbst. Er stand beim Kaiser Lothar in großer Gunst, der ihn in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog, und wider seinen Willen zum Abte auf dem Berge Cassino machte, wo er so viel Verfolgungen ausstehen mußte, daß er das Kloster 1137 heimlich verließ und nach Deutschland zurückkehrte. 1146 wurde er zum Abt von Korvey erwählt, genoß das Zutrauen der Kaiser Konrad III. und Friedrich I., der ihn zweimal als Gesandten nach Konstantinopel schickte. Er starb 1158 zu Butellia in Paphlagonien an Gift, eine schätzbare Sammlung von Briefen hinterlassend, welche die Welt- und Kirchengeschichte von Deutschland erläutern. Sie befinden sich in Martene Collect. ampl. vet. monum. T. II. 153.

Wiclef oder Wicliffe (Johann), ein gelehrter Weltpriester des 14. Jahrh., geb. 1324 zu Wicliffe in Yorkshire, erhielt seine theologische und philosophische Bildung auf der Hochschule zu Oxford und in beiden Fakultäten die Doktorwürde. Er machte sich bald durch seine Freisinnigkeit bekannt. 1356 gab er eine Schrift heraus, worin er auf die unerlaubten Mittel, deren sich viele Geistlichen bedienten, um zu Aemtern zu gelangen, aufmerksam machte. Auch zeigte er sich als einen beredten Vertheidiger der Universitätsrechte gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, welche sich auf die Lehrstühle zu Oxford zu erheben suchten. Nachdem er an der Hochschule mehrere Aemter bekleidet hatte, erhielt er 1365 das Rektorat an dem Collegium zu Canterbury. Es war voraus zu sehen, daß Wiclef sich den Haß der Mönche zuziehen mußte; sie bewirkten endlich beim Papste seine Absetzung. Allein nun trat der gereizte Wiclef gegen das Kirchenoberhaupt selbst auf. König Eduard III. hatte nämlich 1365 mit Zustimmung des Parlaments den sonst gewöhnlichen Tribut (Peterspfenning) an den Papst, der Drohungen desselben ungeachtet, abgeschafft. Wiclef begab sich währenddem nach Oxford, wo er als Professor theologische Vorlesungen hielt und 1367 in einer besondern Schrift die Rechte des Königs gegen den Papst vertheidigte. Dieser bestritt auch beharrlich das Recht des Königs, die geistlichen Pfründen in England zu vergeben. Um den Streit beizulegen, ward Wiclef nebst einigen Andern 1374 als Gesandten nach Brügge geschickt, um daselbst mit den Abgeordneten des Papstes zu unterhandeln, vor welchen der freimüthige Brite seines Königs Rechte auch mündlich behauptete. Nach seiner

Rückkehr gab er eine Schrift voll des tödtlichsten Hasses gegen das Oberhaupt der Kirche heraus und trat kühn als Glaubensverbesserer auf. Eduard schützte seinen Theologen vor den Nachstellungen der Mönche und machte ihn zum Kanonikus an der Stiftskirche zu Westbury, sowie zum Pfarrer zu Lutterworth im Bisthum Lincoln. Geschmeichelt durch den Beifall seines Königs und vieler Reichsedeln, ging er in seinen Behauptungen immer weiter, und bestritt zuletzt wesentliche Dogmen des Katholizismus. Er verwarf unter andern die Transsubstantiation, den Primat des röm. Bischofs, sowie die Hierarchie, den Ablaß, die Klostergelübde, überhaupt das Mönchthum, besonders die Bettelorden, die meisten gottesdienstlichen Ceremonien, den Reichthum der Geistlichen, indem er lehrte, daß Letztere arm seyn und der Fürst die Güter derselben zum Wohl des Staates und des Volkes anwenden müsse. Er behauptete, die heil. Schrift sey die einzige Richtschnur des Glaubens (auch hat er das neue Testament ins Englische übersetzt), die himmlische Gnade die einzige Hoffnung des Heils. Also zernichtete er — voll Eifers wider die mißbrauchte menschliche Authorität — die Freiheit des Einzelnen durch die unbedingte Vorherbestimmung; gleichwie er, aus Scheu vor der einheimischen Kirchengewalt, die Freiheit der gesammten Kirche hingab an die weltliche Macht. Diese antikatholischen Lehren fanden ausgebreiteten Beifall, mußten aber den Haß des Klerus erregen. Papst Gregor IX. verordnete 1377 den Ketzerprozeß wider Wiclef und befahl dem Erzbischof von Canterbury, denselben einzuleiten. Letzterer berief in London eine Versammlung der Geistlichen zusammen, vor welcher Wiclef erscheinen mußte, jedoch durch den mächtigen Schutz des Herzogs von Lancaster u. a. Großen dem ersten Angriff entging. In einer neuen Versammlung der Geistlichen 1378 ward ihm bloß Stillschweigen aufgelegt. Wiclef fuhr jedoch immer fort, mit Freimüthigkeit seine vorher geäußerten Grundsätze sowohl durch Schriften, als auch mündlich auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle zu verbreiten. Die Geistlichkeit zog endlich Eduards Thronfolger, den schwachen Richard II., auf ihre Seite; und in einer 1382 zu London gehaltenen Versammlung der Geistlichen wurden mehrere von Wiclefs Lehrsätzen als ketzerisch verdammt, seine Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils ins Gefängniß geworfen. Da jedoch Wiclef selbst, auf Anrathen seiner Freunde, sich vor der Versammlung nicht gestellt hatte, überdieß Urban VI. und Clemens VII. einander seit 1383 den päpstlichen Stuhl streitig machten, und deßhalb zwischen ihren beiderseitigen Anhängern Streitigkeiten waren, so zog sich Wiclef's Prozeß in die Länge. Am meisten beschwichtigte er selbst die Gegner durch die Nachgiebigkeit, womit er die anstößigsten seiner Lehren mildernd erklärte. Er starb 1384 in seinem Pfarramte zu Lutterworth, und die Flüche der Verdammung seiner Lehre schallten bloß über sein Grab. 1425 wurden auf Verordnung der Kirchenversammlung zu Konstanz seine Gebeine ausgegraben und verbrannt. Seine Lehre faßte so tiefe Wurzel, daß die Kammer der Gemeinen, so sehr sie auch vor dem Namen der Ketzerei erzitterte, die Einziehung der zahlreichen Kirchengüter zu wiederholten Malen in Vorschlag brachte. Wiclef's Schüler (man nannte sie wie andere Ketzer Lollharden und Begharden) pflanzten die Meinung ihres Lehrers theils in geheimer Ueberlieferung, theils in lauter Verkündigung fort, mit mehr oder weniger Echtheit, in England selbst und auswärts: nirgends so folgenreich als in Böhmen, allwo schon in frühern Zeiten viele zerstreute Paulizianer, Waldenser u. a. Ketzer hausten und die Gemüther des Volks vorbereitet waren zur Aufnahme neuer Lehre (s. Huß).

Widdin, Stadt und Festung in Bulgarien, der Hauptort eines Sandschaks, Sitz eines Pascha's und eines griech. Bischofes, liegt am rechten

Ufer der Donau, in einer schönen fruchtbaren Ebene, ist groß, wohlgebaut, stark und regelmäßig befestigt, hat ein festes Schloß und ist zum Theil mit Morästen umgeben. Auf einem Berge der gegenüberliegenden Donau-Insel, von welchem die Festung eingesehen wird, ist ein abgesondertes Werk angelegt. Die Stadt zählt 25.000 Einw., welche einige Industrie haben und starken Handel treiben. — Sie wurde in neuern Zeiten durch die glücklichen Unternehmungen Paswan Oglu's bekannt. Der Sultan Selim III. hatte, nach Beendigung des Krieges gegen Oestreich und Rußland, dem zerrütteten Zustande des Reichs durch eine neue Ordnung der Staatsverwaltung abzuhelfen und die verderbliche Uebermacht der Janitscharen durch eine neue Einrichtung des Kriegswesens (Nisam Dschedbid) zu brechen gesucht. Man wollte jene furchtbare und verwilderte Schar durch die neugeworbenen, an europäische Kriegszucht und Taktik gewöhnten Krieger entbehrlich machen und sie nach und nach auflösen. Während man die gefährlichsten Abtheilungen derselben, die in Konstantinopel lagen, noch verschonte, fing man damit an, die an den Grenzen als Besatzung liegenden Janitscharen (die Yamag) aufzuheben. Die Befehle der Regierung, diese Krieger nicht weiter zu besolden, fanden Widerstand, der zwar überall ohnmächtig blieb, aber in Widdin in einen furchtbaren Aufstand ausbrach. Hier stellte sich der kühne und schlaue Paswan Oglu (d. h. Paswans Sohn) an die Spitze der Janitscharen. Sein Vater hatte im letzten Kriege (1788—91) ein Heer von Freiwilligen tapfer geführt, war aber vom Großwesir, der auf dessen Ansehen und Reichthum eifersüchtig war, hingerichtet worden, und der Sohn selber hatte eine Zeitlang gefangen gesessen. Erbittert gegen die Pforte, ergriff Paswan Oglu begierig die Gelegenheit, sich zu rächen; er sammelte die Janitscharen, die aufgelöst werden sollten, und zwang den Pascha, aus der Stadt zu fliehen. Die neuen Abgaben auf Lebensmittel und Landeserzeugnisse, die man zur Bestreitung des Aufwandes der neuen Einrichtung des Kriegwesens aufgelegt hatte, machten auch die Bewohner der Stadt zum Aufstande geneigt, und kaum hatte Paswan durch den ersten Sieg das Vertrauen auf seine Tapferkeit und seine Kriegskunst befestigt, so traten alle auf seine Seite, und er war bald im Stande, ein kleines Heer zu errichten. Als seine Kriegsmacht so sehr angewachsen war, daß die Einkünfte der Stadt zur Unterhaltung derselben nicht mehr hinreichten, entsendete er einzelne Abtheilungen in die benachbarten Landschaften, um Steuern zu erheben und sich der öffentlichen Gelder zu bemächtigen, und forderte die Fürsten der Moldau und Wallachei auf, ihm Lebensmittel, Kriegsbedarf und Geld zu schicken, um die verheerenden Streifereien seines Heeres von ihren Ländern abzuwenden. Der Sultan, sagte er in einem öffentlichen Aufrufe, habe, dem Koran zuwider, das Leben und Vermögen der Freunde Mohammeds einer Räuberrotte, wie er den neuerrichteten Staatsrath nannte, überlassen, und er erklärte, daß er alle treuen Janitscharen und alle Rechtgläubigen unter seine Fahnen sammeln wollte, um den Sultan aus der Gewalt jener Räuber zu befreien und die rechtmäßige Staatsverfassung herzustellen. Es gelang ihm, auch die Griechen zu gewinnen, als er Freiheit und Gerechtigkeit zu seiner Loosung machte, und versprach, ihnen die freie Ausübung des Gottesdienstes zurückzugeben und alle Auszeichnungen, die man ihnen gegen frühere Zusage vorgeschrieben hatte, wieder aufzuheben. Der kraftvolle Rachid Effendi, der an der Spitze der Staatsverwaltung stand, bereitete sich zur Ausführung eines weit umfassenden Entwurfes, um den Aufstand zu unterdrücken und dann seine siegreiche Kraft zur völligen Auflösung der Janitscharen zu benutzen. Sein Tod vereitelte dieß, und die übrigen Mitglieder des Staatsrathes, nicht kühn genug, jenen Plan zu verfolgen, ließen dem furchtbaren Paswan Begnadigung und



Ersatz der eingezogenen Güter seines Vaters anbieten, wenn er zum Gehorsam zurückkehren wollte. Diese Schwäche machte den Empörer noch kühner. Er forderte für Widdin Befreiung von den neuen Steuern und Wiederherstellung der Rechte der Janitscharenbesatzung. Der Sultan gab nach, und schickte einen Pascha nach Widdin, den aber Paswan nicht zu Macht und Ansehen kommen ließ, da das Heer auf seiner Seite blieb. Bald aber verlangte er, um sich den rechtmäßigen Besitz seiner Gewalt zu sichern, die Statthalterschaft von Widdin und die Würde eines Pascha von drei Roßschweifen, und als der Sultan dieses Gesuch abwies, ließ Paswan den Aufstand wieder ausbrechen. Er hatte anfänglich den Plan, mit seinem Heere gegen Konstantinopel zu ziehen, und wahrscheinlich würde, bei der Unzufriedenheit der meisten Großen mit der neuen Verfassung, es ihm gelungen seyn, den osmanischen Thron umzustürzen, aber er entschloß sich später, das Heer des Sultans in Widdin zu erwarten, in der Hoffnung, daß die Kriegsvölker zu ihm übergehen oder in den Sümpfen um die Stadt ihren Untergang finden würden. Im ersten Feldzug (1797) siegte sein Heer fast immer, nahm die meisten Städte an der Donau, und bedrohte selbst Belgrad, und während des Sultans Kriegsvölker durch Ausreißen, Schlachten und Seuchen abnahmen, wuchsen Paswans Scharen immer mehr an. Der Sultan stellte im folgenden Jahre den Großadmiral Hussein, der des Landkrieges unkundig war, an die Spitze eines neuen, zahlreichen Heeres. Paswan gab seine Eroberungen auf, entließ den größten Theil seiner Kriegsvölker, und warf sich mit 10.000 Mann nach Widdin, das auf zwei Jahre mit allen Bedürfnissen versehen war, und faßte den Entschluß, durch die hartnäckigste Vertheidigung der Stadt das überlegene Heer aufzureiben. Der neue Kampf wurde von des Sultans Feldherren ebenso schmählich geführt, als der frühere; mörderische Ausfälle schlugen bald den Muth des Heeres nieder, das täglich schmolz, und als der Hauptsturm abgeschlagen wurde, sah sich der Kapudan Pascha genöthigt, die Belagerung aufzuheben, um sich zurückzuziehen. Paswan Oglu sammelte alsdann wieder die entlassenen Kriegsvölker, nahm die früher aufgegebenen Eroberungen zurück und bedrohte, gefährlicher als je, die nördlichen Gegenden des Reichs. Unvermögend, den kühnen Empörer zu bezwingen, mußte die Pforte ihm endlich (im Okt. 1798) Begnadigung gewähren, und ihm die Statthalterschaft von Widdin mit der Paschawürde anbieten, um sich bei den Gefahren, welche die Landung der Franzosen in Aegypten dem Reiche drohte, von dem innern Feinde zu befreien.

Widerlegung. Hierunter versteht man bald den Beweis von der Falschheit einer Behauptung, bald die Beweisführung. Es ist oft schwerer zu widerlegen als direkt zu beweisen; denn beim Widerlegen ist es oft nicht genug, bloß Gründe für seine Meinung anzugeben; sondern man muß alle abweichenden Meinungen überwinden; denn sehr häufig sind wir nicht im Stande, das Wahre, sondern nur das Wahrscheinlichere über einen Gegenstand zu geben; und die Wahrscheinlichkeit der einen Behauptung wächst, je mehr die von ihr abweichenden aus dem Wege geräumt werden. Die leichste Widerlegung ist, wenn man zeigt, daß die fremde Meinung einer ausgemachten Wahrheit widerspricht. Man widerlegt, wenn man darthut, daß entweder mit der Behauptung sich widersprechende Begriffe verknüpft sind, oder daß der Grund, auf den sie sich stützt, kein Grund ist, oder daß aus ihm falsche Schlüsse gezogen worden sind.

Widerspruch, s. Widerstreitende.

Widerstand. Die Materie ist träge, d. h. um in Bewegung gesetzt zu werden, bedarf sie einer außer ihr liegenden bewegenden Kraft; diese Kraft verliert an ihrer Wirkung, d. h. an der dem Körper mitgetheil-

ten Bewegung, so viel, als erforderlich war, die Trägheitskraft, den Widerstand, des Körpers zu überwinden. Ein einmal in Bewegung gesetzter Körper bewegt sich so lange, bis er einen Widerstand, eine Kraft, findet, die ihn hemmt. So rollet eine auf einen ebnen Boden geschleuderte Kugel so lange, bis die ihr mitgetheilte Bewegung allmählig durch die Reibung und durch den Druck der Luft aufgehoben wird. Widerstand kann daher so definirt werden: Alles, was die Kraft, welche angewendet wird, einen Körper in Bewegung zu setzen, hemmt oder aufhebt.

Widerstand der Mittel nennt man die Kraft, womit Körper, worin ein anderer Körper sich bewegt, auf diesen hemmend wirken. In dem leeren Raume einer Luftpumpe fallen eine Bleikugel und ein Federchen gleich rasch aus der Höhe auf den Boden. In der freien Luft hingegen, wo das schwere Blei weit leichter den Widerstand derselben überwindet, als das Federchen, muß jenes weit eher den Boden erreichen. Die Bewegung fester Körper in flüssigen Mitteln erfahren einen ähnlichen Widerstand, indem sie die ihnen widerstrebenden Theile der Flüssigkeit aus dem Wege treiben müssen. Viele Physiker haben sich Mühe gegeben, ein allgemeines Gesetz des Widerstandes zu finden, aber es gibt so viele und sonderbare Abweichungen, daß sie die Allgemeingültigkeit eines jeden Gesetzes bisher aufgehoben haben. Newton's Meinung, daß der Widerstand eines nämlichen Mittels dem Quadrate der Geschwindigkeit des darin bewegten Körpers proportional sey, bestätigt sich nur bei einem gewissen Maße der Bewegung; diesseits und jenseits dieses Maßes erleiden die bewegten Körper, besonders bei sehr schnellen Geschwindigkeiten, einen unerwartet großen Widerstand, z. B. bei abgeschossenen Stückkugeln.

Widerstreitende oder widersprechende Merkmale, nennt man in der Logik oder Denklehre diejenigen Merkmale, welche sich nicht miteinander zum Begriffe eines Objektes vereinigen lassen, weil sie einander aufheben; welche sich aber vereinigen lassen, weil sie einander nicht aufheben, heißen einstimmende. Da nun Dasjenige, was durch Merkmale der ersten Art gedacht werden sollte, gar nicht denkbar seyn, mithin auch in kein System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse passen würde: so ergibt sich hieraus als ein allgemeines Gesetz des Denkens der Satz: Setze nichts Widersprechendes sondern nur Einstimmiges! Der Satz des Widerstreits oder Widerspruchs also ist offenbar nichts Anders als das in ein Princip der These verwandelte Princip der Identität, wodurch die Setzung des Widersprechenden als unstatthaft dargestellt wird. Denn A ist nur darum Nicht-A, weil A = A ist, d. h. es ist bloß darum und sofern ein Merkmal in Beziehung auf einen Gegenstand widerstreitend und kommt ihm alsdann nicht zu, weil und wieferne der Gegenstand durch einen mit gewissen Merkmalen identischen Begriff gedacht ist, in welchem Dasjenige schon gesetzt oder aufgehoben war, was durch jenes Merkmal aufgehoben oder gesetzt wird. An sich ist kein Merkmal widerstreitend. Nur wenn etwas als schon durch A bestimmt gedacht (= A gesetzt) wird, kann es nicht auch als durch Nicht-A bestimmt gedacht (= Nicht-A gesetzt) werden, weil A = A ist. Die Merkmale rund und eckig sind an sich gar nicht widerstreitend; sie können sogar in einer Figur als verbunden gedacht werden, wenn ich mir diese Figur theils als eckig theils als rund vorstelle. Nur in Beziehung auf ein ganz eckiges oder ganz rundes Objekt (z. B. Quadrat und Zirkel) ist je eins von beiden widerstreitend, weil im Begriffe des Quadrats die durchgängige Eckigkeit, und des Zirkels die durchgängige Rundung schon als Merkmal enthalten ist, und weil ich durch mein an die Iden-

tität des Begriffs und seiner Merkmale gebundenes Denken diese Identität nicht vernichten kann, wenn ich überhaupt etwas denken will. Spricht also Jemand von einem runden Quadrat oder viereckigen Zirkel, so ist dieß eine bloße Wortverknüpfung als Zeichen irgend einer vielleicht möglichen Gedankenverknüpfung, die aber, sobald sie ausgeführt (der Gedanke selbst konstruirt) werden soll, als unmöglich befunden wird. Denn da die Wörter willkürliche Gedankenzeichen sind, so kann man sie auch willkürlich verknüpfen, ohne bei dieser Verknüpfung etwas zu denken.

Widmer (Samuel), berühmter Mechaniker und Manufakturist, geb. 1767 zu Othmarsingen im Canton Aargau, lernte das Gewerbe in der Kattunfabrik seines mütterlichen Großvaters, die gewissermaßen die Wiege der berühmten Manufaktur zu Jouy war; dann erzog ihn sein Oheim Oberkampf zu Jouy, wo Widmer als Arbeiter alle Handgriffe im Stich, Druck und Färben lernte; hierauf hörte er Physik, Chemie und Mechanik. In letzterer folgte er seinem Genie und seiner Erfahrung. Nach einigen Jahreu übergab ihm Oberkampf die oberste Leitung der Fabrikarbeiten. Widmer wandte Berthollets chemische Bleichart der Leinwand zuerst im Großen an. Dann erfand er selbst 1792 den Druck mit gestochenen kupfernen Cylindern, machte aber der Revolution wegen erst später im Großen Gebrauch davon. Dieser Kupferdruck fördert so schnell als 24 geübte Arbeiter. Nun erfand er auch eine Maschine, um die Muster in die kupfernen Cylinder zu stechen. Diese leistet in sechs Tagen soviel und so gut, als der beste Kupferstecher in sechs Monaten macht. Noch erfand er eine andere Maschine, um Kupferplatten zu stechen. Hierauf erfand er seit 1809 die wichtige Methode, das Wasser in den Färbekesseln durch Dämpfe zu heizen. Man ahmte dieß in allen großen Fabriken und auch in Badeanstalten nach. Dann entdeckte er eine Art Farbe:. le vert solide d'une seule applicatiou, worauf die königl. Gesellschaft zu London einen Preis von 2000 Pf. (50.000 Fr.) gesetzt hatte. Bis dahin hatte man das vert solide nur durch zweimal Auftragen, entweder von Indigoblau auf Gelb, oder von Gelb auf Indigoblau erhalten. Den Engländern theilte Widmer diese wichtige Erfindung nicht mit, daher erhielt er nicht den dort ausgesetzten Preis. Er reiste damals nach England, wo ihn der berühmte Sir Joseph Banks mit Achtung aufnahm. Widmer lernte daselbst die Maschine zum Oeffnen der Baumwolle kennen und führte sie in Frankreich in seiner berühmten Spinnerei zu Essonne ein. Außerdem erwarb er sich noch durch seine technische Verbesserungen ein großes Verdienst um das französische Gewerbwesen und galt allgemein für den ersten Manufakturisten in Frankreich. Seine letzte Erfindung war eine Maschine zum Weißbleichen der Leinwand, die man, weil das Wasser durch einen Kreislauf siedend in die Blechwanne ein- und ausströmt, hydrocyclephore nennt. Ludwig XVIII. ertheilte dem verdienstvollen Manne das Kreuz der Ehrenlegion. Noch in einem Alter von 54 Jahren widmete sich Widmer seinen Arbeiten mit Eifer; dieß stumpfte seine Kräfte ab. Er versank in Melancholie und starb 1824. Widmer war zugleich ein guter Bürger, großmüthig und theilnehmend gegen Unglückliche, auch gegen seine Landsleute, die Schweizer.

Wied, ehemals eine Grafschaft des niederrheinischen Kreises des deutschen Reichs, nun ein mediatisirtes Fürstenthum, auf beiden Seiten des Flüßchens Wied an der Lahn und am Rhein, ward von Kurköln, Kurtrier, Berg und Solms umschlossen. Die Grafen von Wied hatten auf der westphälischen Bank Sitz und Stimme. Der erste Graf von Wied, Mefried, lebte ums J. 1090. Graf Wilhelm erheirathete 1370 mit seiner Anverwandtin, Elisabeth, einer Tochter und Erbin zum Theil Gerlachs von Isenburg, die Hälfte der niedern Herrschaft Isenburg. Einer seiner Söhne, Gerlach, er-

hielt diese Grafschaft, welcher solche seinem Sohne Wilhelm hinterließ. Friedrich, Herr von Runkel, wurde von Wilhelm an Kindesstatt angenommen, und gelangte solchergestalt zu dem Besitze der Grafschaft Wied. Nach dem Tode Friedrich des Aeltern 1698 theilte sich das Haus durch dessen Söhne in 2 Linien. 1) Wied-Runkel, erhoben in den Fürstenstand 1791, besaß die obere Grafschaft Wied an der Lahn, $8\frac{1}{2}$ □M. mit 20.000 Einw., und residirte zu Dierdorf, einer Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied. 2) Wied-Neuwied, erhoben in den Fürstenstand 1784, besaß die untere Grafschaft Wied, 3 □M. mit 12.000 Einw. und residirt zu Neuwied (s. d.) am Rheine. Das Haus Wied, welches sich zur reformirten Religion bekennt, verlor seine Unmittelbarkeit durch den Rheinbund. Die wiedschen Lande liegen unter preuß. Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Runkel, $2\frac{3}{4}$ □M. mit 6200 Einw., und Selters, 2 □M. mit 5600 Einw., die nach Nassau gehören. Zusammen hat der Fürst 13 □M. mit 38.900 Einw. und 230.000 Gl. Einkünfte. Die Besitzungen der am 28. April 1824 ausgestorbene Linie Wied-Runkel sind an die jüngere Linie Wied-Neuwied (nunmehr Wied), an den Fürsten August, geb. 1779, gefallen. Wied ist jetzt das größte standesherrl. Gebiet im Großherzogthum Niederrhein. 1825 wurde dem Fürstenthume Wied dieselben Rechte und Vorzüge eingeräumt, welche unter den Standesherrschaften schon früher die Grafschaft Stolberg-Wernigerode erhalten hat. Zu Neuwied ward daher eine eigene fürstliche Regierung errichtet, welcher in Justiz- und andern Sachen die Entscheidung in 2. Instanz zusteht, und welche, unabhängig von der königl. Provinzialregierung, unmittelbar dem Ministerium untergeordnet ist, zu welchem in der letzten Instanz bei der Person des Fürsten Appellation gelangen darf.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitutio in integrum.

Wiedererzeugung, s. Reproduktion.

Wiedergeburt, s. Palingnesie.

Wiederholungs- (Repetitions- oder Multiplications-) Kreis. Man versteht darunter einen in Grade und deren Unterabtheilungen eingetheilten ganzen Kreis von solcher Einrichtung, daß die Bogen desselben successiv zur wiederholentlichen Messung eines und desselben Winkels angewendet werden können, wodurch die Fehler jener Theilung compensirt werden. Um, soweit es ohne Figur möglich ist, einen allgemeinen Begriff von diesem Instrumente zu geben, stelle man sich einen dergestalt getheilten, vertical stehenden Kreis vor, der mit einem Fernrohre versehen; und dabei einer rotirenden Bewegung um eine horizontale, gleichwie einer azimuthalen Bewegung um eine verticale Axe fähig ist. Will man nun mit diesem Kreise z. B. die Zenithdistanz eines Objects messen, so stellt man den Index des Verniers am Fernrohre auf 0 der Theilung, bringt den Kreis in den Vertical des Objectes, und rotirt ihn in selbigem, bis das Object im Mittelpunkte des Rohres steht. Dann dreht man den Kreis azimuthal um 180^0, so fällt nunmehr jenes 0 ebenso weit jenseits vom Zenith, als es vorher diesseits lag. Richtet man jetzt das Fernrohr wieder nach dem Objecte, so muß man dasselbe dazu den doppelten Abstand vom Zenith durchlaufen lassen, und erhält also den gesuchten Abstand selbst, ohne die eigne Lage des Zeniths berücksichtigen zu dürfen, wenn man den durchlaufenen Bogen halbirt. Auf eine ähnliche Art kann man den betreffenden Winkel vervierfachen, indem man den wieder umgewendeten Kreis nachher rotirt, sodaß das 0 der Theilung nach unten zu stehen kommt u. s. w. Von dieser Vervielfältigung

des Winkels, den man schließlich durch die Zahlen der Operationen dividirt, erhält das Instrument seinen Namen. — Den ersten Gedanken dieses sinnreichen Verfahrens hat der Astronom Tob. Mayer (s. d.) gehabt, der dieser für die Genauigkeit der Winkelmessungen entscheidenden Erfindung den Namen Artificium multiplicationis beilegte und sie im 2. Bd. der Comment. Soc. R. Gött. beschrieb. Nachher hat sie namentlich durch den franz. Mathematiker Borda und die engl. Künstler Ramsden, Troughton, Carry noch mancherlei Verbesserungen erfahren. — S. Biot's Astronomie (Paris 1811 2. Aufl., 3 Bde.); ferner die 2. Abthl. des 2. Bds. von Littrow's Populaire Astronomie (Wien 1815, 2 Bde.).

Wiederhall, s. Echo.

Wiederschein (Reflexion), s. Zurückstrahlung.

Wiedersehen nach dem Tode. Ob wir einstens in jenem Leben die Unsrigen, an die wir hier mit Liebe hingen und deren Erdenleben mit dem unsrigen fast verschmolzen war, wiedersehen, ist eine Frage, auf die das menschliche Herz so gerne Ja antwortet. Auch die Religion gewährt uns diesen Trost; nur die Vernunft dürfte sich eher für das Gegentheil entscheiden: wir müssen unsere Hoffnung in dieser Hinsicht der ewigen Führung, deren Vaterhand nie von uns lassen wird, vertrauungsvoll und demüthigst anheimstellen. Was Grävell in seiner Schrift: Der Mensch, über diese Aussichten, allein von dem Standpunkte der Vernunft aus betrachtet, sagt, mag hier st[e]hn. Da alle Begriffe, welche nicht aus dem reinen Selbstbewußtseyn abgeleitet sind, nur mittelst der Erfahrung, mithin nach dem Maßstabe von Raum und Zeit, eingesammelt und gebildet worden sind, welchen unser Körper uns gibt; so muß die Realität aller dieser Begriffe aufhören, sobald die Seele von diesem Körper getrennt ist. Alle Erkenntnisse mithin, welche auf Raum und Zeit gegründet sind, verschwinden mit dem Tode, und von allen unsern Wissenschaften, die daraus zusammen gesetzt sind, folgt uns Nichts in das Jenseit des Grabes. Es sind Denkformen, deren Nutzen wir erkennen werden, aber irdische Sphären unserer Erkenntniß. Sogar die Erkenntniß unserer Selbst, welche durch das aus Seele und Leib zusammengesetzte Ich begründet wird, und in welcher die Vorstellung dieses Ich mit enthalten ist, kann nicht fortdauern, sobald dieses Wesen aufhört Mensch zu seyn, sobald die Verbindung zwischen Seele und Leib zerrissen ist. Denn das Object der Vorstellung fehlt und ist nicht mehr vorhanden. Es sind also einzig und allein diejenigen Vorstellungen und Begriffe, welche wir durch Abstraction von allem Räumlichen und Zeitlichen geformt haben, und diese Erkenntnisse, in welche wir durch diese Abstraction hineingedrungen sind, und welche hiernächst unsere contemplative Anschauung und Gedächtniß aufgefaßt hat, die wir mit hinüber nehmen können, die uns begleiten und unser neues Leben leiten und führen werden. Die Erkenntniß Gottes, des Heiligen und Guten, der Gerechtigkeit, der Tugend, der Wahrhaftigkeit, sie sind unvergänglich, und die Schätze, welche wir sammeln müssen, um sie mit uns zu nehmen in das bessere Land. Dieß meinten die Alten, indem sie es für das weiseste und seligste hielten, sich einem contemplativen Leben zu widmen, und, durch Nichts gestört, das ganze Leben in diesen Betrachtungen hinzubringen. Sie vergaßen, daß diese Erkenntnisse höchst einfach sind, und durch das anhaltendste Nachdenken darüber nicht mehr zu ergründen ist, als die Anwendung der höchsten klaren Grundsätze auf einzelne concrete Fälle, daß aber eben diese Fälle im praktischen Leben gegeben werden, und daß endlich die Tugend nicht in der Erkenntniß des Guten, sondern in der Ausübung der erkannten Grundsätze besteht. Da das Selbstbewußtseyn hervorgeht aus der Vorstellung unserer Person, unserers aus Seele und Leib zusammenge-

setzten Wesens, und da wir keine Begriffe mit hinüber nehmen können, welche durch die Existenz des Leibes begründet werden; so müssen wir auch in jenem Leben als Kinder erwachen, wie in diesem, als Wesen, begabt mit Vernunft und mit einem geringen Vorrathe von Urbegriffen, aber zugleich auch mit der Fähigkeit zur Einsammlung einer Menge neuer Begriffe und Erkenntnisse, wozu uns unser neuer Zustand geschickt machen wird. Selbst unser Bewußtseyn, sowie es jetzt ist, sowie sich hier die mit diesem Leibe vereinigte Seele darin vorstellt, wird uns nicht begleiten, sondern es wird sich umgestalten in ein anderes Bewußtseyn, welches das Resultat der Vereinigung der Seele mit einem neuen Leibe seyn wird. Sogar das Andenken an diesen Zustand, an unser jetziges Leben, wird verschwinden, sowie wir hienieden uns unbewußt sind, schon gelebt und gedacht zu haben. Daß dem aber so seyn werde, ist darum nicht nothwendig. Vielmehr wenn wir bestimmt sind, zuzunehmen an Erkenntniß und Einsicht, wenn unser Verstand immer deutlicher den Zusammenhang und den Grund der Dinge erkennen wird, so wird eine Zeit kommen, wo er das Vergangene mit dem Zukünftigen, als in der Natur der Dinge gegründet, einsehen und übersehen wird, wo die verschiedene Maßstabe, unter denen die Seele ihre Vorstellungen in den einzelnen Lebensperioden sich geformt hat, nicht mehr als Zufälligkeiten, sondern als Resultate des nothwendigen Verhältnisses unserer Person zu der Welt, klar werden. Dann wird auch die Erinnerung dieses Lebens wieder aufleben und unvergänglich seyn. Dann aber wird es bloß eine historische Erkenntniß unseres früheren Zustandes, keine mit diesen irdischen Gefühlen verschwisterte Erinnerung seyn, sowie denn wahrscheinlich auch noch Aeonen verfließen werden, bevor unsere Seele diesem Zustande zureift. Denn die Natur macht keine Sprünge, und welch ein Sprung wäre der Uebergang von der Weisheit dieser Welt zu jenem Abglanze der Allwissenheit. Thöricht ist daher die Hoffnung der zärtlichen Seelen, welche ein Wiederfinden, ein Wiedererkennen, eine Fortsetzung ihrer ausschließenden Zärtlichkeit, jenseits des Grabes, glauben. Darum sollten wir sterben, darum den Schmerz des Todes, der Zerreißung des Bandes zwischen Seele und Leib, das nur bei wenigen Glücklichen plötzlich und empfindungslos, bei den Meisten nur nach langer Krankheit reißt, erdulden, um ewig wieder aufzustehen, unter denselben Bedingungen des Raumes und der Zeit, mit eben diesem Erkenntnißvermögen, mit dieser Sinnlichkeit, welche unsere Freiheit und unsere Glückseligkeit gefährdet? um immer wieder einzutreten in diese Verhältnisse, welche wir in dem Todeskampf abgestreift hatten? Mit der Umgestaltung des Bewußtseyns, mit dem Verschwinden aller Begriffe von den Dingen außer uns, zerfließen auch alle Vorstellungen und Empfindungen, welche daraus hervorquellen. Vergeblich hoffst du deinen Vater, deine Kinder, die Braut, den Freund wiederzufinden. Erst nach Aeonen von Jahren, wenn die Bedeutung dieses Lebens deiner Seele klar werden wird, wirst du wieder erkennen, daß du einmal einen Vater verehrtest, eine Braut anbetetest; aber die Bedeutung der Begriffe, Vater und Braut, wird dann nicht mehr eine schnellere Fibration deiner Herzfasern erregen und keine vorzugsweise Liebe erwecken, noch ein eigennütziges Verlangen, vorzugsweise geliebt zu seyn. Doch was gut war in deinen Gefühlen, die Liebe, die in allen diesen Verhältnissen, unter mannigfaltigen Gestalten, waltete, sie wird dich begleiten durch alle Lebensperioden; denn sie ist ewig, weil sie der Inbegriff alles Guten ist. Die Liebe zum Einzelnen muß in der allgemeinen, Alles umfassenden Liebe untergehen, welcher wir zureifen.

Wiedertäufer, die sich selbst Taufgesinnte nennen, diejenigen Christen, welche die Taufe der Kinder verwerfen, nur Erwachsene derselben

fähig achten und jeden auch schon getauften Christen, der zu ihrer Partei übertritt, wiedertaufen, daher sie bei ihrem Aufkommen im 16. Jahrh. und noch bis in die neuern Zeiten von ihren Gegnern Wiedertäufer oder Anabaptisten genannt wurden. Die in der ältesten christlichen Kirche allerdings nicht üblich gewesene Kindertaufe (s. Taufe) war schon im Mittelalter von mehrern separatistischen Parteien, z. B. von den Petrobusianern, Katharern, Piccarden u. a. m., für unstatthaft erklärt, aber in der katholischen Kirche aus wichtigen Gründen beibehalten worden. Als nun der Fortgang der Reformation jeder neuen Meinung freien Lauf zu öffnen schien, wurden 1521 zu Zwickau in Sachsen zuerst einige Feinde der Kindertaufe laut, mischten sich zum Theil im Bauernkriege unter die Rebellen und schieden ihr gesetzloses schwärmerisches Treiben völlig von der Sache des Protestantismus (s. d. Art. Münzer). Das Reich Jesu oder die wahre Kirche — so lehrten sie — muß aus lauter reinen und heiligen Menschen bestehen, welche den Glauben und die guten Werke mit einander verbinden und die Gebote Jesu strenge und buchstäblich beobachten. In ihr wurden keine Kinder getauft, weil diese weder Gutes noch Böses thun, sich zu Nichts bekennen und verpflichten können und die Kindertaufe bloß eine schändliche Erfindung des Papstthums ist. In ihr gibt es keine Obrigkeiten und obrigkeitliche Aemter, weil es in ihr keine Lasterhafte gibt, um welcher willen allein diese bürgerlichen Anstalten vorhanden sind und weil in ihr vollkommene Freiheit und Gleichheit herrscht. In ihr herrscht daher auch Gemeinschaft und Gleichheit der Güter. In ihr wird kein Eid geschworen, weil Jesus ihn verboten hat, weil Jeder redlich und wahrhaftig ist, weil nur die Obrigkeit Eide zu fordern pflegt. Alle ihre Mitglieder verabscheuen den Krieg und Soldatenstand, weil das Evangelium Frieden und Sanftmuth und selbst Erduldung des Unrechts gebietet. In ihr gibt es natürlich auch keine Todesstrafen: denn Jesus hat sie nicht geboten, er hat bloß die brüderliche Bestrafung und keine andere verordnet. Sowie sie eine Gesellschaft ist, ähnlich der, welche zwischen Jesus und seinen Aposteln statt fand, so wird auch in ihr das Fußwaschen nach dem Beispiele Jesu zur Uebung der Demuth beobachtet. In ihr braucht man keine besondere Lehrer und Kirchendiener, weil der Geist über alle ihre Mitglieder ausgegossen ist. Der besonders unter dem gemeinen Volke am Rhein, in Westphalen, Holstein, der Schweiz und den Niederlanden seit 1524 merkbaren Vermehrung ihres Anhanges setzten die Obrigkeiten bald scharfe Maßregeln entgegen. In Deutschland ergingen seit 1525 kaiserliche und Reichstagsverordnungen gegen die Wiedertäufer, an Vielen wurde die angedrohte Todesstrafe vollzogen, was auch in der Schweiz und den Niederlanden geschah; nur der Landgraf von Hessen begnügte sich, sie einsperren und unterrichten zu lassen. Dennoch sammelten sich immer neue durch die Reisen ihrer Propheten und Lehrer zusammenhängende Haufen dieser Leute. Damals hatte die Stadt Münster durch einen Schüler Luthers, Namens Rottmann, zuerst Kenntniß von der evangelischen Lehre erhalten. Dieser Mann hatte so viel Talent zum Volksredner, daß die Bürger auf seinen Antrieb in Kurzem alle katholischen Priester wegjagten, alle bisher üblichen Kirchengebräuche abschafften und den Gottesdienst ganz auf lutherischen Fuß einrichteten. Diese Revolution ging nicht ohne Gewaltthätigkeiten ab; das Domkapitel und die übrige katholische Geistlichkeit verließ die Stadt, und als man beiden nachher die Rückkehr wieder bewilligte, wurden sie doch auf eine einzige Kirche eingeschränkt, indeß die lutherische Partei deren sechs behielt. Diese Unruhen waren noch nicht ganz gedämpft, als schon wieder neue und weit größere sich erhoben. Noch waren die Gemüther in Gährung, also der Ansteckung

höchst empfänglich, welche ein Paar so eben eingewanderte Wiedertäufer aus Holland mit ihnen versuchen wollten. Der eine war Johann Bockhold, ein 26jähriger Schneider von Leyden, und der andere Johann Matthias, ein Bäcker von Harlem. Als sie zuerst (1533) mit ihren Weissagungen vom nahen Gottesreiche das Volk in der Stille zu verführen anfingen, legte ihnen der Magistrat das Handwerk und wies sie zur Stadt hinaus. Aber sie kamen zu einem andern Thore wieder herein, machten ihren Anhängern weiß, Gott habe es ihnen befohlen, in Münster ihre Sendung zu vollenden, vermehrten durch allerlei schwärmerische Reden ihre Partei zum Erstaunen und brachten sogar den Prediger Rottmann auf ihre Seite; ein Beweis, daß dieser Mann nicht würdig gewesen war, der Schüler eines Luther und Melanchthon zu seyn. Nach einigen neuen Kämpfen mit dem Magistrate, behielten sie zuletzt die Oberhand in der Stadt. Sie liefen durch die Straßen und schrien laut: Thut Buße und lasset euch von neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über euch kommen! Der Pöbel, durch so viel andere Reden, Gerüchte und Prophezeihungen schon außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerei und ließ sich wirklich umtaufen; ja Viele, die es nicht aus wahrem Glauben thaten, gingen doch aus Furcht mit hin, um nicht für ihre Neutralität gemißhandelt zu werden. Die Häupter der Sekte sandten darauf Missionarien in die benachbarten Oerter und luden alles Volk ein, zu ihnen zu kommen und Alles zu verlassen, da ihnen Alles zehnfach wieder ersetzt werden solle. Wen hätte so ein Versprechen nicht gelockt, zu einer Zeit, wo der niedere Stand in einem fast sklavischen Druck lebte? Im Anfange des Jahres 1534 war die Stadt Münster so angefüllt mit schwärmerischem Gesindel, daß der Magistrat selbst ihm Platz machte und mit wenigen Vernünftigen aus der Stadt zog. Hierauf wählten sie einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte. Matthias gebot im Namen Gottes, ein Jeder solle sein Gold und Silber ausliefern und in ein bestimmtes Haus niederlegen, auch kein Buch, als die Bibel, behalten, alle andere verbrennen. Beides geschah. Ein Bürger, der darüber spottete, ward ergriffen, vom Matthias selbst zu Boden geworfen und mit einer Pike durchstoßen, dann, als er sich wieder aufrichtete, mit einer Flinte geschossen. Als er auch davon noch nicht starb, sagte Matthias, es sey ihm offenbaret, daß dieses Menschen Zeit noch nicht gekommen, sondern daß er von Gott begnadigt worden sey. Wiewohl indessen der Unglückliche nach einigen Tagen wirklich den Geist aufgab, so benahm dieser Fall dem Propheten doch nichts von seinem Kredite. Noch schlimmer lief eine andere Prophezeihung für ihn ab. Der Bischof von Münster hatte sich mit einem Trupp Soldaten genähert und umlagerte die Stadt. Da rief nun Matthias aus, er habe einen göttlichen Befehl, diese Feinde zu tödten. Er war aber nicht sobald mit seiner Pike herausgekommen, als der nächste Soldat ihn niederhieb. Da trat nun der Schneider Johann von Leyden auf und lehrte das Volk, es sey ihm lange offenbaret gewesen, daß sein Kollege dieß Märtyrerthum bestehen würde, und jetzt sey ihm von Gott befohlen, dessen Witwe (ein sehr schönes Weib) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen und zwölf Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Das geschah. Zugleich ward ein Gesetz gegeben, daß Jeder die christliche Freiheit haben solle, so viel Weiber zu nehmen, als er wolle, wie denn Johann Bockhold selbst es nach und nach bis auf vierzehn brachte. Am 25. Jun. berief ein Goldschmied, auch ein Prophet, das Volk auf den Markt und gab vor, es sey der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl Davids wieder aufrichten solle. Durch ihn sollten alle Gottlosen ausgerottet, alle Könige und Fürsten erwürgt und das Reich allein den Frommen in die

Hände gegeben werden. Mit affektirter Demuth und Scheinheiligkeit fiel hierauf Johann Bockhold auf die Knie, dankte Gott und versicherte das Volk, er habe diese Offenbarung längst gehabt, aber nur bis jetzt nicht gewagt, sie auszusprechen. Er setzte darauf die zwölf israelitischen Richter wieder ab, übernahm das Richteramt selbst nebst einigen Ministern, stolzirte in königlichem Schmuck und mit reichem Geschmeide behängt einher, begleitet von einem großen und prächtigen Gefolge, unter welchem sich auch zwei Jünglinge zu Pferde befanden, die ihm Krone, Bibel und Schwert nachtrugen. Nachdem nun solchergestalt die Stadt Münster zur Hauptstadt des neuen Gottesreiches eingeweiht war, sandte der König derselben acht und zwanzig Apostel aus, um die übrigen Städte der Erde auf dieselbe Art zu organisiren und seinem Scepter zu unterwerfen. Wohin aber diese Betrogenen kamen, wurden sie festgehalten und meistens als Aufruhrstifter getödtet; alle aber starben mit dem feierlichsten Bekenntniß, daß Johann von Leyden der einzige wahre König sey, und daß alle andere Könige getödtet werden müßten. Bei einer so tollen Verfassung konnte die losgelassene Brutalität nur so lange ihre Rechnung finden, als Lebensmittel genug vorhanden waren, das müßige Gesindel zu ernähren. Als diese aber durch die immer engere Einschließung der Stadt mit jedem Tage seltener wurden, ward dem armen Könige doch zuletzt um seine Krone bange. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheißungen über Verheißungen, aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maße stärken, worin der Hunger ihn schwächte. Um in einer so kritischen Lage sein Ansehen zu behaupten, nahm er seine Zuflucht zum Terrorismus. Ein Zweifel kostete das Leben. Selbst da eine seiner Gemahlinnen sich verlauten ließ, sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberflusse lebe, hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam. Endlich, da schon Viele verhungert waren, erbarmten sich zwei Bürger der Stadt, schlichen sich hinaus ins Lager des Bischofs und zeigten ihm eine Stelle, wo die Mauer leicht erstiegen werden konnte. So drangen die Feinde in der Nacht hinein und schlugen sich den ganzen folgenden Tag (24. Jun. 1535) in den Straßen und auf dem Markt mit den Einwohnern herum, bis der größte Theil der letztern und unter ihnen auch der Prediger Rottmann niedergehauen war. Die übrigen baten um Gnade. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Minister Krechting hatten nicht den Muth, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten bloßgestellt, dann in mehreren deutschen Städten zur Schau herumgeführt und zuletzt in Münster (23. Jan. 1536) grausam hingerichtet. Man zwickte sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen und stieß ihnen zuletzt ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an den höchsten Thurm in der Stadt aufgehängt. — Indeß fuhren mehrere von der münsterischen Rotte unabhängige Lehrer der Wiedertaufe und des schwärmerischen Glaubens an die Stiftung eines neuen Reichs reiner Christen fort, ihre Visionen und Offenbarungen in den oben genannten Gegenden zu verbreiten. Sie verwarfen zwar die Vielweiberei, Gütergemeinschaft und Grausamkeit gegen Andersgesinnte, welche in Münster ausgeübt worden war, pflanzten aber die übrigen Lehren der ältern Wiedertäufer und eigene irrige Meinungen von der Menschwerdung Christi, zu denen der damalige Sakramentsstreit Anlaß geben konnte, auf ihre Anhänger fort. Die merkwürdigsten dieser anabaptistischen Propheten waren Melchior Hoffmann und David Joris. Jener, ein Kürschner

aus Schwaben, der sich als Lehrer seiner Partei erst 1527 in Kiel, dann 1529 in Emden, endlich in Strasburg herumtrieb, wo er auch 1540 im Gefängnisse starb, bildete besonders durch seine chiliastischen Verheißungen einer ihm und seinen Jüngern bevorstehenden Erhebung eine eigne Sekte, deren zerstreute Glieder sich unter dem Namen der Hoffmanianer lange in Deutschland erhielten, bis ihre Reste endlich den Taufgesinnten zufielen. Daß Hoffmann noch vor seinem Tode widerrufen habe, gestanden sie nie ein. Tiefer und phantasiereicher zeigte sich David Joris oder Georg, ein Glasmaler aus Delft, geb. 1501 und 1534 wiedergetauft, in seinen vielen theosophischen Schriften, die bei aller Verworrenheit der Begriffe doch durch Schwung und Innigkeit blenden konnten, und neben schlichten Erzählungen von den seltsamen Erscheinungen und höhern Eingebungen, deren Joris sich rühmte, durch einen geheimnißvollen Vortrag christlicher Lehren noch größere Wunder ahnen lassen, als sie aussprechen. Durch solche Mittel sammelte er, bei dem Bemühen, die streitenden Parteien der Wiedertäufer zu vereinigen, sich selbst einen Anhang von Stillen im Lande, die, wie die Gichtelianer Böhme's Schriften, seine Werke, besonders sein 1542 zu Deventer erschienenes Wunderbuch studirten und ihn als eine Art neuen Messias verehrten. Schwankend in seinen Meinungen, irrte er lange umher, bis er endlich, um Verfolgungen zu entgehen, 1544 unter dem Namen Joh. von Brügge in Basel Bürger ward, und 1556, nach einem ehrbaren Leben in der Gemeinschaft der Reformirten daselbst starb. Erst 1559 kam seine geheim gebliebene Ketzerei an den Tag; ruchlose Lehren und Handlungen wurden ihm meist ohne Grund Schuld gegeben, worauf der baseler Rath ihn verurtheilen und seinen Leichnam verbrennen ließ. Ein Freund dieses Joris war Nicolai, der Stifter der Familisten, die jedoch nicht unter die Wiedertäufer gehören (s. Liebesfamilie). Da nach den münsterschen Unruhen unter den Lutherischen der Grundsatz geltend wurde, keinen Ketzer, der nicht Empörungen stiftete, am Leben zu strafen, konnten solche Sonderlinge ihr Wesen im Stillen treiben, wenn sie sich nur ruhig verhielten. Doch bis über die Mitte des 16. Jahrh. standen unter den Wiedertäufern noch Propheten auf, die häufige Störungen der bürgerlichen Ordnung verursachten, und daher die nicht geringe Zahl der Märtyrer dieser Sekte vermehren mußten, wie denn auch unter den Ketzern, die Alba in den spanischen Niederlanden hinrichten ließ, nicht wenige Wiedertäufer waren. Der Duldung würdig wurden sie erst, nachdem ihr bisheriges verworrenes Treiben der Ordnung, Ruhe und bürgerlichen Sitte gewichen war, welche die Einrichtungen Menno's (s. d.) unter ihnen begründet hatten. Dieser besonnene Mann verband sie um die Mitte des 16. Jahrh. zu geregelten Gemeinden, welche unter dem Namen Mennoniten, Mennisten oder Taufgesinnte, wie sie sich selbst jetzt noch nennen, im nördlichen Deutschland und in Holland mit pünktlicher Nachahmung aller Eigenheiten der ältesten apostolischen Kirche ein für sich bestehendes Kirchenthum stifteten. Er suchte den Geist wilder Schwärmerei und rasenden Aufruhrs aus ihrer Mitte zu verbannen und damit die Quellen der Unsittlichkeit und der Verbrechen, welcher sich ein Theil derselben schuldig gemacht hatte, zu verstopfen. Er verwarf also den Grundsatz, daß das Reich Jesu durch himmlische Wunder und Eingebungen und durch Gewalt und Aufruhr der Menschen herbeigeführt werden müsse. Er verwarf die Vielweiberei, die Gemeinschaft der Güter und ermahnte zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. Er behielt aber die Lehren von der Unzulässigkeit der Kindertaufe, der Eidschwüre, der Kriege, von der Kirche als einer Versammlung der Heiligen, in welcher die strengste Kirchenzucht beobachtet werden müsse, von der Nothwendigkeit des Fußwaschens bei. Es gelang diesem würdigen Manne nicht,

alle Parteien zu vereinigen, noch während seines Lebens entstanden sogar neue. Ohngefähr seit der Mitte des 17. Jahrh. konnte man jedoch nur zwei Hauptparteien, welche sich übrigens in mehrere untergeordnete theilten, unterscheiden. Ihre Verschiedenheiten und Streitigkeiten untereinander betrafen, was in der Kirchengeschichte selten ist, meist die Moral, und dieser Umstand beweist die moralische Tendenz ihrer Lehre und Anstalt überhaupt. Die eine Hauptpartei dachte und lebte sehr strenge und trug den Namen der Feinen. Sie bestand aus Friesen in und um Emden, flämischen Flüchtlingen (Flamingern und Deutschen). Sie übten die schärfste Kirchenzucht aus und wollten, daß Exkommunicirte nicht einmal Gemeinschaft und Umgang mit ihren Blutsfreunden und Verwandten mehr haben sollten; sie führten zum Theil eine fast mönchische Lebensart. Die andere Hauptpartei bestand aus den sogenannten Groben (sie hießen auch Waterländer, weil ihre ersten Gemeinden im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Franecker wohnten), welche gelinder dachten und lebten, und es namentlich mit der Kirchenzucht, dem Kirchenbanne und seinen Folgen nicht so genau nahmen. Von dieser Partei haben wir ein Glaubensbekenntniß, welches unter den vielen wiedertäuferischen Confessionen das einfachste, deutlichste und gemäßigste ist, und welches wenigstens für eine sehr große Anzahl von Gemeinen der gelindern Wiedertäufer galt. Es ist von Ries und Gerardi im J. 1580 abgefaßt und fast ganz aus biblischen Stellen zusammengesetzt. In diesem Glaubensbekenntnisse wird gelehrt, daß nur Glaubige und Wiedergeborne die Kirche ausmachen, ohngeachtet viele Heuchler äußerlich zu derselben gehören, daß Jesus selbst das Kirchenamt angeordnet habe, daß durch die Exkommunikation ausgeführt werde, was Gott schon vorher über unwürdige Mitglieder der Kirche beschlossen habe, daß man den Umgang der Exkommunicirten vermeiden müsse, daß aber Eheleute sich deßwegen nicht trennen oder die ehelichen Pflichten versagen dürfen. In Ansehung der politischen Obrigkeit findet man die Erklärung, sie sey eine nothwendige, weise Anordnung Gottes, es sey Pflicht, sie zu ehren und ihr in Allem zu gehorchen, was nicht mit Gottes Wort streite, für sie zu beten und ihr Steuer und Zoll zu entrichten, übrigens habe sie Jesus in seinem geistlichen Reiche, der Kirche, nicht eingeführt, seine Jünger und Anhänger nicht zu einer königlichen und fürstlichen oder andern Macht berufen, noch weniger den Mitgliedern seiner Kirche ein Gesetz, welches einem solchen Amte oder Herrschaft angemessen wäre, gegeben, vielmehr seyen sie von ihm berufen, ihm, der wehrlos und von aller weltlichen Herrschaft entfernt war, nachzufolgen: deßwegen, und weil mit weltlichen Aemtern viel Unchristliches, wie z. B. Kriegführen, verbunden sey, enthalten sich die Mennoniten solcher Aemter, ohne jedoch eine billige und gemäßigte weltliche Macht zu verachten und zu verdammen. Noch wird gelehrt, daß Jesus den Eidschwur verboten habe, daß die Ehe nur wegen Ehebruch getrennt, und daß Ehen mit Niemand außer der Kirche Gottes eingegangen werden dürfen. — Die in Holstein, Preußen, Danzig, der Pfalz am Rhein, Jülich, Elsaß und der Schweiz angesiedelten, wie auch bis zum 30jährigen Kriege in Mähren stark verbreiteten Taufgesinnten, gehören zu den Feinen. Sie haben sich durch das sogenannte Concept von Köln (ein dort angenommenes Glaubensbekenntniß) 1591 wieder mit den Friesen vereinigt. Mit den Friesen und Deutschen verbanden sich endlich auch die strengsten Taufgesinnten (Flamminger) auf einer Synode ihrer beiderseitigen Lehrer zu Harlem, 1649, indem sie fünf Glaubensbekenntnisse: 1) die Friedensschrift der Flamminger zu Amsterdam von 1630, Oly Takken (Oelzweige) betitelt, 2) Jan Centson's Bekenntniß der vereinigten Friesen und Hochdeutschen von 1630, 3) Jan

Corneliſſen's Confeſſion der 1632 zu Dortrecht verſammelt geweſenen Flamminger, 4) das Concept von Köln und 5) Jakob Sutermann's Bekenntniß an die Generalſtaaten von 1626, mit Vorbehalt der Glaubensregel des göttlichen Wortes, als ſymboliſche Bücher ihrer Partei anerkannten. Während den Friedensunterhandlungen der Flamminger mit den Frieſen trat unter jenen ein frieſiſcher Landmann, Uke Wallis, mit der Meinung auf, daß Judas und die Hohenprieſter, weil ſie durch die Hinrichtung Jeſu Gottes Abſicht erfüllt hätten, ſelig geworden wären, und ſammelte ſeit 1637 eine beſondere Partei, welche zwar dieſe Meinung aufgab, aber doch durch Widerwillen gegen jede Vereinigung und Rückkehr zur äußerſten Strenge der alten Flamminger von den übrigen Taufgeſinnten geſchieden blieb. Die Ukewalliſten oder Gröninger, weil ihre Sekte in der Gegend von Gröningen entſtand, nahmen Unzufriedene aus den vereinigten Parteien auf und nannten ſich daher vorzugsweiſe die alten Flamminger oder die alten Frieſen, wurden aber von ihren Gegnern auch Dompelers, d. h. Untertaucher, genannt, weil einige ihrer Gemeinden das dreimalige Untertauchen des ganzen Körpers bei der Taufe anwendeten, dagegen die übrigen Taufgeſinnten das Beſprengen des Kopfs für hinlänglich halten. Außer Friesland haben ſie ſich, wiewohl nicht zahlreich, nach Litthauen und Danzig verbreitet; auch ſtimmen die Taufgeſinnten in Gallizien (Reſte der ehemaligen mähriſchen), welche wegen ihrer Kleidertracht in Knöpfler (die die Kleider zuknöpfen) und Heftler (welche ſtatt der Knöpfe Heftel von Draht gebrauchen und Bärte tragen) getheilt ſind und etwa 24 Familien einfacher Landleute ausmachen, in der Beibehaltung der ältern Lehre und ſtrengen Handhabung des Bannes bei merkwürdiger Sittenreinheit mit den Ukewalliſten überein. Zu der Partei der alten Flamminger, oder feinſten und nicht vereinigten Taufgeſinnten gehören noch die Danziger und die Schweizer. Jene beſtehen aus einigen kleinen Gemeinden im danziger Gebiete, in Oſtpreußen und in den Niederlanden, welche letztere von danziger und preußiſchen Familien abſtammen, und nennen ſich auch Clarchen, Clarici (die Feinen), wie man aus ihrer 1678 bekannt gemachten lateiniſchen Confeſſion ſieht. Die Schweizer ſind Reſte der Auswanderer, die während der im 16. und 17. Jahrhundert fortgeſetzten Verfolgungen der Taufgeſinnten in der Schweiz nach den Niederlanden kamen, und machen jetzt nur zwei kleine Gemeinden aus. Dieſe verſchiedenen, nicht vereinigten Zweige der ſogenannten Feinen oder alten Flamminger haben ein feſtes Beharren bei den alten Grundſätzen und Gewohnheiten der ganzen Sekte mit einander gemein. Sie verwerfen den Ausdruck Perſon in der Dreieinigkeitslehre, erklären, nach Menno, die Unſündlichkeit der Menſchennatur Chriſti daraus, daß er in dem Leibe Mariens aus Nichts von Gott erſchaffen, obwohl von dem Blute der Mutter genährt worden ſey ꝛc., halten nur die Taufe ihrer Partei für gültig. In neuern Zeiten haben ſie freilich von ihrer Strenge allmählig viel nachgelaſſen, und beſonders die Wiedertaufe der Ueberläufer aufgegeben, dagegen Chriſten, welche bloß in ihrer Kindheit getauft werden, noch bei allen Parteien der Taufgeſinnten nur durch Wiedertaufe aufgenommen werden können. Die 1649 vereinigten Flamminger, Frieſen und Deutſchen, welche anfangs auch zu den Feinen gehören wollten, neigten ſich nach und nach zu den Gelinden und Groben, zu denen ſie jetzt ebenſo, wie die durch Zuſammentritt einzelner Gemeinden verbrüderten Frieſen und Waterländer, Flamminger und Frieſen, Flamminger und Waterländer gerechnet werden. Doch verſchwanden mit der Zeit auch dieſe verſchiedenen Benennungen, da ſie keine Verſchiedenheit der Lehren und Grundſätze mehr bezeichneten. Deſto wichtiger wurde die in der großen Gemeinde der vereinigten Waterländer,

Flamminger, Friesen und Deutschen 1664 durch die Neigung eines Theiles derselben zu den Grundsätzen der Remonstranten entstandene Trennung. Galenus Abrahamssohn von Haen, ein gelehrter Arzt und Lehrer der Taufgesinnten, von sanftem Charakter und ausgezeichneten Gaben, wurde der Anführer dieser neuen Partei, die man nach ihm Galenisten nannte. Er behauptete, daß weniger die Lehre, als ein frommes Leben über den Werth des Christen entscheide und daher keinem Redlichen und Schriftgläubigen die Kirchengemeinschaft zu verweigern sey, und verrieth dabei socinianische Ansichten von Christo und dem h. Geiste. Samuel Apostool, ebenfalls Arzt und Lehrer der Gemeinde, erklärte sich mit dem altgläubigen Theile derselben gegen solche Neuerungen und für das Festhalten der alten Bekenntnisse und Gewohnheiten. — Es gibt jetzt, außer den oben beschriebenen, nicht vereinigten Zweigen der alten Flamminger oder eigentlichen Feinen, zwei Hauptparteien der Taufgesinnten, die Apostoolen, welche sich, wegen ihrer Anhänglichkeit an die nach Menno's Lehre aufgesetzten, ältern Confessionen, Mennoniten im engern Sinne nennen, und die Galenisten, die man Remonstrantisch-Gesinnte, auch Arminian-Baptisten, nach Arminius, dem Stifter der Remonstranten, nennt. Die Mennoniten behaupten, weil sie auch zu den Gelinden gehören, zwar nicht mehr Menno's Lehre von der Schöpfung Christi in dem Leibe Mariens, taufen auch keinen Ueberläufer wieder, belegen bloß grobe Vergehungen mit dem Banne und lassen ihm Warnungen vorangehen, verlangen auch keine gänzliche Meidung der Gemeinschaft mit den Exkommunicirten, halten aber noch sorgfältig auf das Verbot des Eides, der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern. Das von einem ihrer Lehrer, Cornelius Riß, abgefaßte und 1776 zu Hamburg deutsch erschienene Glaubensbekenntniß der wahren Mennoniten stimmt fast ganz mit dem reformirten Lehrbegriffe überein. Jetzt sind sie bei der Erschlaffung der Kirchenzucht unter den Feinen in Holland und Deutschland von diesen wenig verschieden. Am weitesten vom Glauben und von der Kirchenzucht der alten Taufgesinnten sind die Remonstranten abgewichen. Sie verwerfen alle symbolischen Bücher, gestatten die größte Lesefreiheit, daher es unter ihnen viele Socinianer gibt, dulden Andersgesinnte und nehmen Christen von allen Confessionen auf, jedoch nur in wenigen Gemeinden ohne Wiedertaufe; die Feinen und Mennoniten betrachten sie als Brüder. Den Bann üben sie fast nur durch Ausschließung vom Abendmahle und noch seltener aus, als letztere, gestatten Kriegsdienste und Verwaltung obrigkeitlicher Aemter, selbst den Aussageeid und verbieten nur den Versprechungseid. Sie achten die Gelehrsamkeit hoch und haben zu Amsterdam ein Seminarium zur Bildung ihrer Prediger errichtet, an dem auch Jünglinge von der mennonitischen Partei Theil nehmen. In Holland erlangten die Taufgesinnten schon unter Wilhelm I. Duldung und 1626 vollkommene Religionsfreiheit. In diesem Lande sind jetzt 131 Gemeinden mit 183 Lehrern von allen Parteien der Taufgesinnten, unter denen die meisten zu den Remonstrantischen, etwa ein Drittheil zu den Mennoniten und nur einzelne, nicht zahlreiche Gemeinden zu den Feinen gehören. Die Taufgesinnten in Deutschland, wo sie besonders in den Rheinländern häufig sind, in Ostpreußen, der Schweiz, Elsaß und Lothringen, halten sich zu den eigentlichen Mennoniten. Im Gottesdienst aller dieser Parteien findet man wenig Abweichung von den Formen des protestantischen Gottesdienstes, doch stehen sie den Reformirten auch hierin näher, als den Lutherischen. Die Feinen haben Aelteste oder Bischöfe, die die Sakramente verwalten, Lehrer, welche predigen, und Diakonen oder Almosenpfleger, und wählen alle diese Beamte durch Stimmenmehrheit der Gemeinden; die Mennoniten haben

Lehrer und Diakonen, von denen erstere die eigentlichen Pastoren, die andern nur Vermahner oder Prediger sind, beide aber von dem Kirchenrathe (Presbyterium) gewählt werden. Ebenso halten es die Remonstrantischen. Im Allgemeinen verdienen die Taufgesinnten das ihnen sonst beigelegte Lob des Fleißes, der Wirthlichkeit, Stille und Sittenreinheit noch jetzt, nur haben sich viele unter ihnen so sehr an die Weltsitte gewöhnt, daß das Gepräge der Eigenheiten ihrer Sekte sich immer mehr vermischt und dieselbe überhaupt in Verfall und Abnahme zu seyn scheint. Außer aller kirchlichen Verbindung mit den hier beschriebenen Nachkommen der alten Wiedertäufer bildete sich die Sekte der Baptisten in England. Wiedertäufer, die sich vom festen Lande nach England geflüchtet hatten, wurden unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern mit Feuer und Schwert verfolgt, auch Elisabeth verbannte alle Taufgesinnte. Erst im Anfange des 17. Jahrh. gründeten die Baptisten in Großbritannien ihre Gemeinden, welche meist aus Ueberläufern von den Presbyterianern bestanden, daher sie auch schon um 1630 in Partikular- oder Antinomian-Baptisten, die ganz bei der Lehre Calvin's auch im Artikel von der Prädestination blieben, und in General-, auch Universal- oder Arminianbaptisten zerfielen, die den calvinischen Lehrbegriff in diesem Punkte verließen, und, bei einer den Remonstranten eignen Gleichgültigkeit gegen Unterscheidungslehren, auch socinianischen Meinungen den Zugang zu ihren Gemeinden öffneten. Noch eine dritte Sekte stiftete in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. ein gewisser Franz Bampfield unter den Baptisten, indem er die Feier des Sonnabends oder Sabbaths einführte, daher seine Anhänger Sabbatharier hießen; diese dauern aber nur noch in Nordamerika fort. Alle Baptisten haben gleich anfangs von den Eigenheiten der Taufgesinnten nur die Verwerfung der Kindertaufe und den Gebrauch, die Erwachsenen zu taufen, angenommen. Sie thun dieß durch dreimalige gänzliche Untertauchung, weßhalb sie von den Holländern unter die Dompelers gerechnet werden. Den Eid, die Kriegsdienste und die Verwaltung obrigkeitlicher Aemter erlauben sie; in ihrem Geiste und Gottesdienste stimmen sie mit den übrigen Dissenters in Großbritannien überein, mit denen sie auch 1689 Religionsfreiheit erhielten. Seitdem besolden sie eigne Lehrer, welche selten Laien sind und in der Regel in den Lehranstalten der Presbyterianer ihre Bildung erhalten. Im Anfange des 19. Jahrh. hatten sie in England 247 Gemeinden ihrer drei Parteien, unter denen die Partikular-Baptisten, ungeachtet ihrer strengern Kirchenzucht, nach und nach die zahlreichsten wurden, eigne Seminarien für ihre Prediger anlegten und in der Mitte des 18. Jahrh. den Kirchengesang bei ihrem Gottesdienste einführten. In Nordamerika, wohin im 17. Jahrh. viele Mennoniten gekommen waren und noch jetzt bestehende Gemeinden gestiftet hatten, sind auch die Baptisten weit verbreitet. Im Staate Kentucky haben sie 16 Gemeinden mit 30 Predigern und in den übrigen Freistaaten wenigstens einige, im Ganzen 956 Kirchen der Partikular-Baptisten, 20 der Universal-Baptisten und 12 der Sabbatharier. Ihre Thätigkeit in der Bekehrung der Heiden und in der Bedienung von Christen, die keine Gemeinde bilden, durch reisende Prediger, verschafft ihnen immer größern Anhang. Die Baptisten in England stifteten 1792 eine Missionsgesellschaft, welche jetzt 21 Missionsplätze in Ostindien und auf den Inseln mit 42 Missionären unterhält. Die gelehrten Sprachforscher D. Carey und D. Marshman, welche mit Unterstützung der großbritannischen Bibelgesellschaft die Uebersetzung der Bibel in 7 lebende orientalische Sprachen besorgen und in ihrer Druckerei zu Serampore gegenwärtig an's Licht stellen, sind baptistische Missionsprediger. — Unter die Abkömmlinge der alten Wiedertäufer rechnet man endlich die Dunkers

(s. d.), welche in den nordamerikanischen Freistaaten Pennsylvanien und Maryland einige Brüderschaften haben. Sie stammen von deutschen Flüchtlingen ab, welche im 17. Jahrh. nach Nordamerika kamen.

Wieland (Christoph Martin), geb. am 5. Sept. 1733, gehört zu den großen Geistern, mit welchen in Deutschland nach einem langen Zeitalter der Barbarei und Geschmacklosigkeit für Kunst und Wissenschaft die goldne Periode anhebt. In ihm ehrt das deutsche Volk einen der Verdientesten um seine geistige Bildung. Nicht ohne Widerspruch freilich. Bittere, wegwerfende Urtheile über den Dichter schleuderte in Menge eine neue ästhetische Schule. Aber man hat ihr geantwortet; Stimmen, wie Göthe's, haben sie zur Ruhe verwiesen. Unabreißbar schmückt der ewige Lorber die Scheitel des Sängers des Oberon. Wielands Geburtsort ist Holzheim (ein Marktflecken bei der vormal. schwäb. Reichsstadt Biberach), wo sein Vater Pfarrer war. Ein gründlicher Kenner der alten Sprachen, innig vertraut mit der Wolfischen Philosophie, hing dieser, als Theolog, mit warmem Eifer dem Pietismus an. Später nach Biberach zum Stadtprediger berufen, starb er als Senior des dortigen evangel. Ministeriums. Wielands Mutter nennt der dankbare Sohn ein Muster frommer, häuslicher Weiblichkeit. Durch die sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause entwickelten sich ungewöhnlich früh die großen Fähigkeiten des Sohnes, der schon im 7. Jahre seinen Nepos verstand und griechische Grammatik trieb, im 11. lateinische Gedichte machte, im 12. die Zerstörung Jerusalems in einer Epopöe darzustellen versuchte und somit frühe seinen künftigen Beruf beurkundete. Von seinem Vater dem Studium der Theologie gewidmet, ward der junge Wieland im 14ten Jahre der damals rühmlich bekannten Erziehungsanstalt zu Kloster Bergen bei Magdeburg anvertraut. Hier legte er sich mit besonderer Vorliebe auf alte Sprachen, und deutete lernend, lesend, hervorbringend vielfach, wenn auch zart, die ersten Grundlinien seiner spätern schriftstellerischen Eigenthümlichkeit an. Die Grazien blieben seine Begleiterinnen, er mochte dichten oder philosophiren, scherzen oder ernst sprechen, loben oder tadeln, klagen oder sich freuen. Unter den Büchern, die auf die Bildung seines jugendlichen Geistes vorzüglichen Einfluß geäußert, nennt er selbst Xenophons Kyropädie, eine Art von philos. histor. Roman, deren herrliche Episode: Araspes und Panthea, ihn begeisterte, und die Memorabilien des Xenophon. Die kleinen philosophischen Schriften Ciceros las er gleichfalls mit großer Theilnahme. Die Werke der Engländer Steele und Addison (der spectator und tattler) regten ihn um dieselbe Zeit, so mangelhaft sie auch ins Deutsche übersetzt waren, vielfältig zur freien Selbstthätigkeit auf. Noch tiefer empfand er, wegen der natürlichen Geistesverwandtschaft, den belebenden Einfluß Shaftesburys, dessen menschenfreundliche praktische Weisheit, geschmückt mit edler Klarheit und Anmuth, erst zu liebevoller Bewunderung und später zu eigenthümlicher Nachahmung reizte. Französisch lernte er ohne Lehrer für sich. Er las Voltaire, d'Argens, La Metrie u. a. Schriften, die den frommen Offenbarungsglauben des Jünglings tief erschütterten und seine Ruhe wogenden Religionszweifeln hingaben. Obwohl es nun einem seiner Lehrer, dem er sich entdeckte, gelang, Kopf und Herz, Glauben und menschliche Weisheit bei ihm wieder zu versöhnen, so hatte unter dem Seelenkampfe doch sein Körper schwer gelitten. Sein besorgter Vater vertraute ihn deßhalb einem Verwandten in Erfurt, dem Arzte Baumer, an, dem es glückte, die geschwächte Gesundheit wieder herzustellen und zugleich seiner wissenschaftlichen Vorbereitung für die Universität Vollendung zu geben. Doch behaglich fand er sich nicht in Erfurt. Im Sommer 1750 kehrte Wieland zu seinen Eltern nach Biberach zurück, und verlebte daselbst

das glücklichste halbe Jahr seines Lebens: die Zeit seiner ersten Liebe. Fräulein Sophie von Gutermann, eine Base Wielands, die als achtbare Schriftstellerin späterhin bekannt gewordene Sophie La Roche, war der Gegenstand derselben. Harmonie der Neigungen, gemeinschaftliche literarische Beschäftigungen und jugendlich platonische Schwärmerei vereinigten bald Beider Herzen zu dem edelsten Bunde. Die Frucht dieser Liebe war Wielands erstes philosophisches Lehrgedicht: die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt. Nach Anhörung einer etwas kalten Predigt über den Text: Gott ist die Liebe, sprach er auf einem Spaziergange mit seiner Geliebten über denselben Gegenstand mit so lyrischer Begeisterung, daß sie den Wunsch, diese Ergießungen seines tiefempfindenden Herzens und seiner glühenden Einbildungskraft geordnet zu lesen, nicht unterdrücken konnte. Die Herausgabe dieses Gedichts erregte bei den Tonangebern des damaligen Geschmacks, bei Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Sulzer 2c. die günstigste Meinung für den jugendlichen Verfasser. Im Herbste desselben J. bezog Wieland die Universität Tübingen. Hier lebte er nur seinen Studien und seiner entfernten Geliebten. Sie und die Wissenschaften theilten sein Herz. Weil eine schwache Brust ihn für den Beruf seines Vaters unfähig machte, hatte er sich der Jurisprudenz gewidmet; doch trieb er diese nur so viel, als nöthig war, um eine künftige Anstellung sich nicht zu verscherzen. Humoristische, philosophische und belletristische Studien blieben nach wie vor seine Hauptbeschäftigung. So erwarb er sich eine außerordentliche Menge von gründlichen Kenntnissen, ohne daß über dem Lernen die Selbstthätigkeit seines Geistes erschlafft wäre. Der aufrichtigste Enthusiasmus für Wahrheit, Schönheit und Tugend durchdrang sein ganzes Wesen, und läuterte jede seiner Bestrebungen, die schon jetzt auf sokratische Lebenskunst hinarbeiteten. Von Bar's Epitres diverses, die damals großes Aufsehen erregten, begeisterten unsern Wieland zu seinen 10 moralischen Briefen (1751). Sie bezeichnen die Richtung seines Geistes, der sich Sokrates zum Muster gewählt hatte; sokratische Ironie, horazische Feinheit und Sterne's Laune sind in ihnen vorherrschend. Ein anderes Lehrgedicht, das er um diese Zeit niederschrieb, der Anti-Ovid, ist von geringerem Gehalt. Vorzüglich lag ihm jetzt an einer Verbindung mit dem hochgepriesenen Bodmer. Er sandte ihm die fünf ersten Gesänge seines nachher vernichteten Heldengedichts Arminius zur Prüfung zu. Nun ergriff auch Klopstock's urdeutscher Genius sein innerstes Wesen unwiderstehlich. „Als ich den Messias las (die fünf ersten Gesänge)," sagt er selbst von sich, „glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen!" Dieses Geständniß ist indeß mehr aus der vollen Brust des angehenden Dichters, als aus seiner verwandtschaftlichen Natur zu erklären, die sich im Grunde nach ganz andern Seiten hinneigte. Nach beendigten Universitätsjahren wollte er nach Göttingen gehen, um daselbst zu promoviren. Indeß lud ihn Bodmer zu sich nach Zürich ein. Wieland ging und fand die liebreichste Aufnahme, und bald an ihm einen väterlichen Freund, der ihm nicht nur bei seinen Arbeiten mit dem Schatz seiner literarischen Kenntnisse und mit seinem feinen kritischen Takt beistand, sie leitete, sondern ihn auch in den Kreis der Dichter und Gelehrten, die aus ganz Deutschland, im Gegensatz der Gottschedschen, an die Schule Bodmers sich anschlossen und im interessantesten Briefwechsel miteinander standen, in den geistbildenden Umgang Breitingers, Geßners, Hirzels, Hesses, Heinrich Meisters und anderer großen Köpfe einführte. Der Einfluß Bodmers stempelte indeß alle damaligen Erzeugnisse unseres Wieland. In dem ersten Jahre seines Aufenthalts in Zürich besorgte er eine neue Auflage der Sammlung der züricher Streit-



schriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die gottschedsche Schule von 1741—44, und begleitete sie mit einer Vorrede. Dieser literarische Kampf hat zu seiner Zeit den Fortschritt zum Bessern mächtig gefördert und bildet einen eigenen Abschnitt in der Geschichte unserer schönwissenschaftlichen Bildung. Hierauf folgte eine Abhandlung über die Schönheiten des bodmerischen Epos Noah, voll übertriebener Lobpreisungen. Noch mehr trat der Jünger Bodmers in seiner Prüfung Abrahams hervor. — Dem Studium Plato's, dem unser Wieland damals viele Zeit widmete, und dem Lesen Shaftesburys entsprossen seine platonischen Betrachtungen über den Menschen uud seine Timoklea, ein Gespräch über scheinbare und wirkliche Schönheit. Die Sympathien, die Erinnerungen an eine Freundin, das Gesicht des Mirza, das Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, seine Hymnen, besonders aber seine Psalmen oder Empfindungen eines Christen, gehören ganz seiner religiösen, mitunter polemisirenden Muse. Nur Kenntniß der Welt, Lebenserfahrungen und Kenntniß der Menschen, konnten ihn allmählig von dieser excentrischen Bahn ab und in diejenige bringen, für welche ihn die Natur eigentlich bestimmt hatte. Mächtig wirkte dazu seine durch die Uebernahme einer Lehrerstelle bei einem Verein vornehmer züricher Familien veranlaßte Trennung aus dem bodmerschen Hause. Die schöne Literatur der Franzosen, Italiener und Engländer, sowie das fortgesetzte eifrige Studium Xenophons, Shaftesburys und des Euripides gab seinem Genius eine seinen natürlichen Neigungen angemessene Richtung und verschaffte allmählig seinem Verstand die Oberherrschaft über Phantasie und Gefühl. Sein Umgang mit gebildeten Frauen vollendete diesen Wechsel. 1756 brach der siebenjährige Krieg aus. Wieland lebte zwar von dem Schauplatze desselben entfernt, nahm jedoch an den sich drängenden Begebenheiten, sowie an dem Haupthelden, Friedrich dem Großen, den lebhaftesten Antheil, und ward dadurch auf die Idee geleitet, das Ideal eines Helden in einem größern Gedicht auszuführen, wozu er Cyrus wählte. Die ersten fünf Gesänge dieses Gedichts erschienen noch im J. 1757, und wurden hier und da so gut aufgenommen, daß bereits 1759 eine neue Ausgabe davon gemacht werden konnte; allein der Beifall war mit Recht nur mäßig, so blieb es unvollendet, wurde jedoch auch als bloßes Bruchstück in der neuesten Ausgabe sämmtlicher Werke wieder abgedruckt. Ein vertrauter Umgang mit dem Schauspieler Ackermann veranlaßte, daß Wieland sein poetisches Talent am Drama vergeudete und nach dem Englischen des H. Rowe das Trauerspiel: Lady Johanna Gray schrieb (s. darüber Lessings Litteraturbriefe), aus Richardson's Grandison aber Clementina von Porretta und von Le Sage das Lustspiel Pandora entlehnte. In Bern, wohin er zur Uebernahme einer Hauslehrerstelle gegangen war, die er aber bald aufgab und sich mit philosophischen Vorlesungen beschäftigte, verwendete er seine Muße zur Ausarbeitung der schon oben erwähnten schönen Episode der xenophontischen Kyropädie, Araspes und Panthea. Wieland lernte hier unter andern auch Rousseaus Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in sehr erfreulichen Verhältnissen lebte. 1760 wählte ihn der Rath zu Biberach zum Kanzleiverweser, und Wieland, sich nach einer festern Existenz sehnend, folgte diesem Rufe in die Heimath. Wie unbehaglich er sich in seinem von so engen und oft jämmerlich-kleinlichen Verhältnissen umzäunten Berufe dünken mochte, läßt sich ahnen. Aber sein großer Geist schuf sich Erholung. Er studirte in seinen Mußestunden Shakspeare, und übersetzte nicht weniger als 28 Dramen dieses tiefen Genius. Eschenburg (vergl. d.) fügte in seiner Umarbeitung noch die 14 fehlenden hinzu. Wielands Arbeit erschien (1762—66)

in 8 Bänden bei Geßner, Orell u. Comp. in Zürich. Wielands Uebertragungsart ist freilich im strengen Sinne kaum eine Uebersetzung zu nennen, allein sie brach gerade durch ihre zweckmäßige Freiheit dem Geiste des kolossalen Dichters in Deutschland um so schneller eine siegreiche Bahn. Auf dem in der Nähe von Biberach gelegenen Landgut Warthausen lernte er den Grafen Stadion, kurmainz. Minister, kennen, und den Hofrath La Roche, dessen Gattin, seine Jugendgeliebte, er nach zwölfjähriger Trennung wiedersah. Wieland bekämpfte die wieder auflodernde Glut und sah in ihr fortan nur seine Freundin. Zwischen ihm, La Roche und dem Grafen Stadion knüpfte sich bald das Band der innigsten Freundschaft. Er fand in den beiden Männern die feinsten, abgeschliffensten Weltleute, bei der seltensten wissenschaftlichen Bildung und den achtungswerthesten Gesinnungen, und diese mit einer Philosophie gepaart, die einer heitern Weltansicht das Wort redet. Der Umgang mit diesen Männern, die alle Edlen aus der ganzen Umgegend in ihren Kreis zogen, der vertraute Umgang mit den neuesten Erzeugnissen der franz. und engl. Literatur aus der Bibliothek des Grafen, hob zu freiern, kühnern Schwingungen die Fittige seines Geistes. Hier reifte er zu einem gesellschaftlichen Schriftsteller, zu einem Dichter, wie ihn seine Zeit, und vorzüglich die im franz. Ton und Geschmack gebildeten Zirkel seiner Zeit, bedurften, um sich von dem Ausländischen zu entwöhnen und für vaterländische Dichtungen Achtung zu gewinnen. Eine glückliche Mischung von feiner Sinnlichkeit, zarter Empfindung, einschmeichelnder Lebensweisheit, Belesenheit in den trefflichsten Werken aller Zeiten und Völker, eine Phantasie, nicht sowohl durch Selbstständigkeit glänzend, als erobernd und fähig, sich alles Eroberte als Eigenthum anzueignen und mit dem Reize der Neuheit zu schmücken, leichte, gefällige Unterhaltung, eine geschmackvolle gerundete Darstellung, ein feiner, fast überfeinerter Geschmack, — solche Vorzüge und Eigenthümlichkeiten sind es, welche von jetzt an die Schriften Wielands immer mehr charakterisiren. Nadine, eine Erzählung in Priors Manier, 1762, die komischen Erzählungen 1763—64, Don Sylvio di Rosalva, ein Angriff auf Phantasterei nach der Idee des Cervantes im Don Quixote (1764), sind gleichsam die Erstlingsprodukte einer neuen Epoche in Wielands schriftstellerischem Leben, in der er sichs zum Gesetz gemacht zu haben scheint, seine Muse in das Alltagsleben zurückzuführen. — Wenn er sie zuweilen noch weiter herab zieht, sie dem Idealen geradezu den Krieg ankündigen, sie die reinere Liebe, die Philosophie, die Tugend, die Religion als Unnatur und Phantasterei spottend geiseln läßt, so rechtfertige ihn, wer es mag. — Ein würdiges Erzeugniß war seiner Agathon, im Fache der Romane die vollendetste Arbeit unsers Dichters. Er hatte die Idee zu diesem Werke schon während seines Aufenthalts in der Schweiz gefaßt, und sich immerwährend, auch indeß er sich andern Arbeiten hingab, damit beschäftigt, bis er 1764 an die Ausarbeitung desselben ging. „Die Absicht des Verfassers,“ sagt dieser selbst von seinem Werke, „war nicht, ein Bild sittlicher Vollkommenheit in seinem Helden aufzustellen, sondern zu zeigen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers Wesens habe.“ Uebrigens ist dieß geistreiche Buch mit Recht immer von Seiten der Darstellung als ein Muster betrachtet worden, und wird gewiß, wie auch der Geschmack sich ändern möge, zu allen Zeiten als solches gelten können. Auch in den berühmten Literaturbriefen wird dieses trefflichen Erzeugnisses mit gebührendem Nachdruck gedacht. In den Dichtungen, die Wieland mit seinem Agathon gleichzeitig bearbeitete, oder kurz darauf folgen ließ, ist er ganz — Erotiker; nicht, wie man so oft wiederholt hat, Nachahmer des Ovid, Cre-

billon, Voltaire; nein! „der unsterbliche Verfasser des Agathon, des Oberon, sagt Schiller, darf nicht in so schlechter Gesellschaft genannt werden. Ich erkenne den vorherrschenden Ernst der Empfindung. Selbst die muthwilligsten Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens. Selbst in den Rhythmus seines Gesangs drückt sie ihr Gepräge und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten wieder emporzutragen." Die bekannte milesische Fabel von Amor und Psyche aus dem goldnen Esel des Apulejus bildete sich nach und nach in Wielands Phantasie zu einem idealischen Traumgesicht — einer Art von allegorischer Naturgeschichte der Seele, mit dessen Abbildung er viele Jahre lang umging. Nach und nach wurde dieser Stoff im Idris, im neuen Amadis, in den Grazien verarbeitet. Aus einem andern Theile entstand die Erzählung Aspasia. In Idris und Zenide (romantisches Gedicht in 5 Gesängen, 1767) unvollendet), stellt der Dichter den Kampf der platonischen mit der sinnlichen Liebe dar. Musarion, oder die Philosophie der Grazien, rechtfertigt die Liebe gegen stoische Apathie und ist eine seiner gelungensten, reizvollsten Dichtungen. In den Grazien (1770, vertheidigt der Dichter veredelte Liebe und im neuen Amadis stellt er den Satz auf: auch ein schöner und gebildeter Jüngling kann zu einem körperlich häßlichen, aber an Geist und Herz schönen Mädchen Zuneigung fassen. Wenn, wie es heißt, der Tristram Shandy die Veranlassung zum Amadis gegeben hat, so paßt wenigstens die verschiedene Natur beider Werke nicht recht zu dieser Nachricht. — Da W. nach dem Tode seines Bruders der Einzige von seiner Familie war, so vermählte er sich mit einer Tochter des angesehenen augsburger Kaufmanns Hillenbrand, ein unschuldiges, sanftes, fröhliches, gefälliges Wesen, mit der er die glücklichste Ehe verlebte. 1763 erhielt Wieland den Ruf als Regierungsrath und erster Professor der Philosophie an der Universität zu Erfurt, die damals während der kurmainzischen Regierung unter der wohlthätigen Leitung des hochgebildeten Freiherrn von Dalberg (nachherigen Fürsten Primas) stand. Er wirkte mit dem redlichsten Eifer zum Besten des mangelhaften Instituts; doch Neid und Kabale des alten akademischen Corpus legten ihm die ärgerlichsten Hindernisse in den Weg; deßhalb wandte er seine Kraft mehr auf die ihm schon so lieb gewordene schriftstellerische Thätigkeit, wobei ihm der erweckende Umgang mit einigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Riedel (Verfasser einer Theorie der schönen Wissenschaften), Bahrdt, Meusel u. A. zu statten kam. In der stufenmäßigen Entwickelung seines Wesens verdient es eine besondere Bemerkung, daß er sich von jetzt an nicht mehr so ausschließend auf die erotische Poesie beschränkte. Er beschloß diese Periode seiner Dichterlaufbahn mit dem verklagten Amor, wodurch er die Gattung der Poesie, der er sich bisher gewidmet hatte, gewissermaßen rechtfertigte, sowie er eine allgemeine Rechtfertigung seiner Lebensansichten und philosophischen Meinungen in den Dialogen des Diogenes von Sinope (1770) der Welt mittheilte. Im Geiste des feinern Cynismus verfaßte er bald darauf das vielbesprochene Gedicht Kombabus, dessen mehr als zweideutiger Gegenstand an die äußersten Grenzen des öffentlich Erlaubten streift, behandelte ihn aber mit einem so einzigen Geschick, daß man deßhalb um vieles leichter über die gewagte Freiheit hinwegsieht. Was er von nun an schrieb, hat eine mehr philosophische Tendenz. Rousseaus geistreiche Preisschrift: von der Schädlichkeit der Künste und Wissenschaften und dessen Abhandlung über den Naturzustand der Menschen und über den Ursprung der Ungleichheit unter ihnen, welche damals alle Welt in Bewegung setzten, waren zu wichtige Erscheinungen in seinem Fache, um nicht Kopf und Feder unsers Wieland in Thätigkeit zu setzen. Er bekämpfte Rousseau in seinem kleinen Roman Koxkox und Kikequetzel (1769 und 1770)

und in andern Schriften. Für die großen, durchgreifenden Plane des Kaisers Joseph, dieses menschenfreundlichen Herrschers, schrieb er seinen goldnen Spiegel, oder die Könige von Scheschian (1774), ein Werk voll der hellsten Ideen über Regieren und Volksbildung, das den Großen der Erde mit männlichem, oft kühnem Freimuth derbe Wahrheiten unter die Augen stellt. Jetzt beginnt für die volle Entwickelung seiner glänzenden Talente unstreitig die wirksamste Periode, da sie ihm, außer der ihm so ganz gerechten äußern Umgebung, auch die hinreichende Muße gewährte: sie ist sein Aufenthalt in Weimar. Die Herzogin Anna Amalia hatte 1758 den geliebten Gemahl verloren und fand sich so auf einmal zwischen die Regierung des Landes und die Sorge für die Erziehung zweier Söhne gestellt. Mit Muth und Eifer, mit Einsicht und Liebe hatte sie beiden Pflichten genügt; unterdessen waren die Prinzen, auf denen die Hoffnung des Landes ruhte, bis in das Alter gekommen, wo sie eines männlichen Erziehers bedurften. Zu diesem wichtigen Posten wurde Wieland durch den Freiherrn von Dalberg, der ihn in Erfurt auf das genaueste hatte kennen gelernt, vorgeschlagen, und er nahm den ehrenden Ruf mit Freuden an. Im Okt. 1772 folgte Wieland mit dem Charakter eines weimarschen Hofrathes und der Zusicherung eines jährl. Gehalts von 1000 Thlrn. und nach vollendetem Erziehungsgeschäft einer lebenslänglichen Pension von 600 Thlrn. seiner neuen Bestimmung nach Weimar, wo er sich die freundlichste ehrenvollste Aufnahme und Behandlung am Hofe, die Achtung und Zuneigung seiner fürstlichen Zöglinge, die Freundschaft ausgezeichneter Geister, welche die geistreiche Fürstin schon damals um sich versammelt hatte, erwarb. Seine Erstlingserzeugnisse in Weimar waren Singspiele: die Wahl des Herkules und Alceste. Sie gehören unter die besten, die wir besitzen. Ein weit wichtigeres Unternehmen aber war die Herausgabe des deutschen Merkurs, einer Monatschrift, welche er von 1775—1789 allein und von da bis 1805 in Gemeinschaft des Hofraths Böttiger in Dresden fortsetzte. Ein bedeutenderes, reichhaltigeres Journal hat Deutschland nie gehabt. Für den Forscher unserer Literaturgeschichte behält es immer unschätzbaren Werth, ja Unentbehrlichkeit; denn nichts Neues entstand im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Geschichte und Politik, was nicht in demselben durch Wieland und seine Mitarbeiter, die größten Literatoren seiner Zeit, geistreich besprochen worden wäre. Wie eifrig Wieland selbst für diesen Zweck wirkte, wird man beurtheilen können, wenn man erwägt, daß er aus dem Merkur 16 Bände gezogen und in die Sammlung seiner sämmtlichen Schriften aufgenommen hat. Daß es bei diesem Treiben nicht an feindseligen Berührungen fehlte, ist natürlich. Wir übergehen seine Händel mit dem berühmten göttinger Dichterverein, um einer andern folgenreichen Streitigkeit zu gedenken, in die er mit einer andern literarischen Partei gerieth, an deren Spitze Herder, Göthe, Lenz, Klinger, Schlosser und andere berühmte Männer standen, die, wie die Göttinger ihren Klopstock, Shakspeare als ihren Abgott verehrten. Wielands Alceste gab Göthe'n die Veranlassung zu einer satyrischen Farçe: Götter, Helden und Wieland, welche diesen auf das empfindlichste geißelte. Wieland war großdenkend genug, dieses Spottgedicht in seinem Merkur als ein Meisterstück der Persiflage zu empfehlen, und klug genug, sich durch einen geistreichen Scherz aus dem Handel zu ziehen. Aber der Streit hatte großes Aufsehen gemacht und beschäftigte das Publikum um so mehr, je höher es beide Dichter in Ansehen hielt. Auf den Aristophanes ihres Mentors aufmerksam, suchten die fürstlichen Zöglinge, bei Gelegenheit einer Reise durch Frankfurt, die Bekanntschaft Göthe's, gewannen ihn lieb, und kaum hatte Karl August die Regierung seines Landes (1775) angetreten, so zog er ihn

in seine unmittelbare Umgebung. Zwischen Männern wie Wieland und Göthe war gar bald der alten Fehde vergessen und nicht lange, so reihte ein Fürst die ewigen Hauptpfeiler unserer Literatur, Schiller, Göthe, Herder und Wieland, als Freunde um seinen Thron. Jetzt richteten sich die Augen von ganz Deutschland auf den Musensitz an der Ilm, welcher ein zweites Ferrara zu werden versprach. Er wurde dieß wirklich und noch mehr. Die Herzogin Mutter, Amalia, war die Seele eines geselligen Kreises, wie ihn das damalige Geschlecht früher kaum hatte zu denken gewagt. Alles, was die Kunst, die Wissenschaften und das Leben an herrlichen Blüten und Früchten erzeugte, fand hier sogleich die ehrendste Aufnahme und Würdigung; Scherz und Ernst wechselten in angemessener Ordnung. Da lähmte kein starres Rangverhältniß den aufstrebenden Genius, denn die edle Amalie war als geweihte Priesterin sittlicher Schönheit das sichtbare Gesetz, dem die Geister im Gefühle der Freiheit huldigten. Wielands schriftstellerisches Talent entwickelte sich hier immer mehr, und in einer Reihe von mehr als 20 Jahren ereignete sich fast nichts von Wichtigkeit in der politischen wie in der literarischen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen. Seine Lebensphilosophie athmet den Geist des Sokrates, mitunter auch wohl eine Beimischung im Sinne des Aristipp. Besonders beschäftigte ihn das Praktische, Reinmenschliche, Leichtfaßliche im Gebiete der Forschung, dem er durch eine glückliche Methode, die auch Zweifel geschickt einwebtete und verarbeite, eine interessante Seite abzugewinnen wußte, zumal für das Bedürfniß gebildeter Weltleute. Er hat dadurch unsere Literatur mit Schriften bereichert, deren seltenes Verdienst uns hauptsächlich das musterhafte Beispiel der Franzosen und Engländer hat kennen lehren. Seine historischen Bemühungen, wiewohl sie nicht in einem bedeutenden Werke hervortreten, gefallen durch belebende Einbildungskraft, angenehm benutzte Sprachkenntniß, gesundes Urtheil und durchblickendes Wohlwollen. Diese ernsthaften Beschäftigungen schadeten keineswegs seiner dichterischen Fruchtbarkeit; diese gab sich laut kund in der Geschichte der Abderiten (1778); dieser so ergötzlichen Analyse der Verirrungen, Räthsel, Abweichungen, Widersprüche und Eigenheiten des menschlichen Geistes und Herzens, immer sein Lieblingsthema. Den Abderiten folgten Bemerkungen über Rousseau: Nicolas Flamel, Paul Lucas und der Derwisch von Brussa; moralische Probleme; das biographische Fragment: die Jugendgeschichte Bonifaz Schleichers; alle aus dem Streben, die Philosophie des gesunden Menschenverstandes auf den Thron zu stellen, entspringend. Rein poetische Erzeugnisse Wielands aus dieser Periode sind seine Erzählungen und Mährchen, 1776 — 83. Sie unterscheiden sich von den frühern vortheilhaft durch größern Ernst der Empfindung, durch mehr Tiefe des Gefühls, durch reinere Decenz. Die Krone seines Dichterruhms erwarb sich Wieland indeß durch seinen Oberon, 1780. Mit ihm verließ der Dichter auf immer das Gebiet der romantischen Poesie, um seinen Griechen und Römern zu leben. Er übersetzte den Lucian und Horaz und führte dadurch beide Classiker in das große deutsche Publikum. An Lucian verwendete er 3 volle Jahre. Als Nachhall dieser Beschäftigung betrachten wir seine Lucianischen Geist athmenden Dialogen in Elysium 1791, seine Göttergespräche und seine Gespräche unter vier Augen; endlich auch seinen Peregrinus Proteus (ein originelles Werk). Schon diese flüchtige Angabe und Bezeichnung seiner Schriften gibt dem Leser einen Begriff von der Masse des Trefflichen, das wir Wielands Geiste verdanken. „Je weniger — sagt sehr wahr und bezeichnend Gruber in seiner Schilderung Wielands — der feine Ton des

und Hipparchia, und Menander und Glycerion. Das Verhängniß aber, welches den Bach seines Lebens bisher so wenig getrübt hatte, hatte seine Schläge und Prüfungen für Wieland, den Greis, aufgespart. Schon hatte das Hinscheiden einer Enkelin der jugendgeliebten La Roche, Sophie Brentano, ein liebenswürdiges, ihm mit kindlicher Anhänglichkeit zugethanes Wesen, sein Gemüth auf eine harte Probe gestellt. Da traf den Gebeugten ein neuer, härterer Schlag; es riß ihm der Tod (am 9. Nov. 1801) auch seine Lebensgefährtin, das Weib, mit der er 35 Jahre so glücklich gelebt, von seiner Seite. Sein verwaistes Osmanstedt hatte nun natürlich wenig Reiz mehr für ihn. Er verkaufte es wieder und kehrte zur Freude seiner Freunde wieder nach Weimar. — Auf Auszeichnungen machte Wieland keinen Anspruch. In desto reicherem Maße wurden sie ihm zu Theil. Das Nationalinstitut zu Paris ernannte ihn 1802 zum Ehrenmitgliede. Zur Zeit des erfurter Monarchencongresses 1808 beehrte ihn Napoleon mit besonderer Aufmerksamkeit und dem Orden der Ehrenlegion, Kaiser Alexander mit dem Annenorden. Wohlthuender für sein Gemüth war die Achtung und das Vertrauen, mit der ihm die weimarsche Fürstenfamilie begegnete. Fast konnte er als ein Glied derselben gelten. Anna Amalia zog ihn in ihren nächsten Kreis; er wurde ihr täglicher Gesellschafter. In so schönen Verhältnissen verlebte Wieland in Weimar noch einige glückliche Jahre seines Alters. Da trafen ihn neue Schläge des Schicksals. An Herder starb ihm der theuerste Freund. Bald darauf erschütterte ihn der Tod Schillers. 1809 überstand er eine langwierige, gefährliche Krankheit. Fast ein Achtziger, vollendete er noch mit nicht immer in frühern Jahren bewiesener Beharrlichkeit, eine bedeutende literarische Arbeit. Es war dieß die Uebersetzung der Briefe des Cicero, die er im Jahre 1806 begonnen und mit seinem Leben beschloß. Wieland starb am 20. Januar 1813 im 81. Jahre seines Lebens. Seinem Willen gemäß wurde sein Leichnam nach Osmanstedt gebracht, wo ein den Grabhügel seiner Gattin und seiner Ophelia (so nannte er die Freundin Sophie Brentano) umfassendes Plätzchen sich Wieland als Eigenthum und seine künftige Ruhestätte ausbedungen hatte. Er schlummert neben seiner Gattin. Den gemeinsamen Hügel deckt jetzt ein schönes Monument mit folgender, vom Dichter lange zuvor gefertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Wieliczka, Stadt von 3400 Einw., 2 Stunden von Krakau im Königreich Galizien, berühmt wegen des Steinsalzwerks, welches unter ihr liegt, und dessen Gänge und Strecken weit über die Grenzen derselben hinausreichen. Schon seit der Mitte des 13. Jahrh. hat man hier Salz gebrochen. 1772 wurden die Gruben von dem Königreich Polen mit Galizien an Oestreich abgetreten. Im wiener Frieden 1809 theilte Letzteres das Werk mit dem Herzogthum Warschau, kam aber 1814 wieder in den vollen Besitz desselben. Da ein großer Theil des Czarthums Polen, der westliche Theil von Galizien, Oestreich-Schlesien, Mähren und ein Theil von Ungern und Böhmen mit wieliczker Salz versorgt worden ist und noch versorgt wird, so kann der Salzschatz als unerschöpflich betrachtet werden. Das Werk gehört zu dem großen Steinsalzflötz, der längs dem karpathischen Gebirge bis Okna in der Walachei von N. W. nach S. O. streicht, und hat 13 Tagesschächte, deren merkwürdigster, Leszno genannt, rund mit einer Wendeltreppe von 470 Stufen versehen ist und hohen Standespersonen zur Einfahrt dient, wozu für gewöhnliche Fremde der Schacht Danielowicz bestimmt ist. Seine Länge von O. nach W. wird auf 1400, die Breite von S. nach N. auf 800, und die größte Tiefe auf 120 wiener Klafter angegeben.

Man sieht hier unter andern eine von einem Bergmanne aus Salzstein errichtete Capelle, worin aber kein Gottesdienst gehalten wird. Eins der durch das Ausbrechen des Salzes entstandene Gewölbe oder Verhaue heißt der große Saal, wo man ein Chor für Tonkünstler in die Felsenwand eingearbeitet, Kronleuchter, die von der Decke hängen, Fossilien und Versteinerungen, die man im Gestein gefunden hat, antrifft. Dieser ungewohnte Anblick erregt bei jedem neu Eintretenden eine eigene Empfindung der größten Ueberraschung. In der Grube liefert jede losgehauene Kubikklafter Salz 280 wiener Centner. Dieses unter der östreichischen Regierung höchst zweckmäßig verbesserte Werk liefert: 1) Grünsalz, Ziclony Sol, etwa $^3/_4$ der ganzen Förderung; 2) Schachtsalz oder Szybiker Salz, Szybikowa Sol; 3) Krystallsalz, Oczkowala Sol. Das erste hat die meisten Erdtheile; das zweite ist sehr rein und scharf, und wird ohne weitere Zubereitung, als die des Zerstoßens, verbraucht; das dritte ist ganz durchsichtig und rein, wird als Tafelsalz und in Färbereien verbraucht; auch werden daraus in Wieliczka Rosenkränze, Crucifixe, Dosen ꝛc. gearbeitet. Das Salz wird zu Tage gefördert und weiter verfahren entweder in großen, tonnenförmig behauenen Kluppen, Balvan, 8 — 10 Centner schwer, oder in kleinern, viereckig behauenen, Formalstücken, oder in nicht behauenen, Naturalstücken, die gewöhnlich 50 — 160 Pf. wiegen, oder in Bröckeln, die durch das Absprämen und Bearbeiten des Salzes entstehen, und in Tonnen von 280 — 560 wiener Pfund in der Grube verpackt werden. Die jährliche Förderung kann zu 700.000 wiener Centner angenommen, erforderlichen Falls aber auf 1 — $1^1/_5$ Millionen Centner gebracht werden. Außer einigen 100 Mann Soldaten, die gewöhnlich einen Theil des Jahres zur Arbeit in den Gruben commandirt werden, waren 1809 in den Gruben 923 Menschen, größtentheils Einwohner der Stadt beschäftigt, die jedoch äußerst kärglichen Verdienst haben. In dem Werke selbst wohnen keine Menschen; strenge wird darauf gehalten, daß kein Arbeiter in der Grube zurückbleibe, und während der Nacht findet keine Arbeit in der Grube statt. Jedoch bleiben einige 60 zum unterirdischen Betrieb erforderliche Pferde für immer in der Grube, und ihre Ställe sind in Salzfelsen eingehauen. 1813 ward in Wieliczka auch eine sehenswerthe Salzsiederei errichtet. Der geschickte sächsis. Bergrath Borlach hat Grundrisse von den Gängen dieses Salzwerks geliefert, in Kupfer gest. von Nilson zu Augsburg (4 große Blätter). Eben dieser Künstler hat auch 1760 ein großes Blatt nach C. Müllers Zeichnung geliefert, welches einen ausführlichen Begriff von diesen Gruben gibt.

Wien, eine der ältesten deutschen Städte, ist, wie viele derselben, aus dem Standlager hervorgegangen, das die Römer, um von hier aus die Donau zu beherrschen, schon sehr früh aufschlugen, und das bereits unter August bis Vespasian immer eine, auch wohl zwei Legionen enthielt. Das 5. Jahrh. machte zwar der Römerherrschaft ein Ende, allein über das Geschick der bestehenden militärischen Niederlassung entschied nicht Waffengewalt, sondern ein Vertrag. Hauptsächlich trug das Christenthum, das bereits mit dem Schluß des 5. Jahrh. längs der Donau die dortigen Völkerschaften entwildert hatte, wesentlich zu ihrem Aufblühen bei. 791 kam Oestreich und somit auch Wien, nach Besiegung der Hunnen, in die Gewalt Karls des Großen, der, nach seiner weisen Sitte, daselbst eine Kirche bauen ließ. Es ist bekannt, wie er sein Gebiet auf gefährlichen Punkten durch Mark- oder Grenzgrafschaften sicherte. Diese Maßregel wirkte auch hier noch später wohlthätig fort. Um 984 wurde Leopold, Graf von Babenberg, Markgraf von Oestreich und als solcher Stammvater eines glorreichen Herrschergeschlechts. Heinrich II., zugenannt Jasomirgott, seit

1141 Markgraf, legte den ersten Grundstein zu der hochberühmten St. Stephanskirche, baute 1160 eine Residenz oder Burg in der Stadt Wien auf der Stelle wo jetzt die Kriegskanzlei steht, vergrößerte die Kirche zu Maria-Stiegen und stiftete 1155 das Schottenkloster. Unter dem Herzog Leopold VII. erhielt Wien eine Art von Stapelgerechtigkeit und eine zweckmäßigere Einrichtung der obersten Stadtbehörde, wodurch Handel, Erwerbsamkeit und Ordnung sich fühlbar hoben. Im 13. Jahrh. erhielt sie auf kurze Zeit vom Kaiser Friedrich II. die Reichsfreiheit, verlor sie aber 1245 wieder und war seitdem oft die Residenz der östreichischen Herrscher; seit Maximilian I. aber der beständige Wohnsitz der deutschen Kaiser. Zweimal ward sie von den Türken vergebens belagert: 1529, wo Karl V. mit einem Reichsheere, und 1683, wo der König von Polen, Johann Sobiesky, sie befreite. Beide Male wurden die schon vorhandenen Vorstädte niedergerissen und im 30jährigen Kriege Wälle und Basteien um die Stadt aufgeführt, die aber seit 1809 gänzlich vertilgt und in angenehme Spaziergänge umgewandelt worden sind. Wien liegt (34° 2′ 30″ L. u. 48° 12′ 36″ N. Br.) am südlichen Ufer der Donau, welche hier mehrere Arme bildet. Es besteht aus der eigentlichen Stadt und 34 umherliegenden Vorstädten; der kleine Fluß Wien trennt es von den östlichen Vorstädten und ein Donauarm von der Leopoldsstadt. Unter den 45 Brücken, welche das Ganze verbinden, sind merkwürdig: die schöne Franzensbrücke, aus 2 Landjochen und einem Mittelpfeiler aus Quadersteinen und aus 2 hölzernen Bogen bestehend; die 1816 und 1817 eröffneten Bohlen-Bogenbrücke über die Wien, die 1819 neu erbaute Ferdinandsbrücke über den Donauarm zwischen der Stadt und Leopoldstadt, 205 Fuß lang und 63 breit, mit steinernen Mittelpfeilern. Zwischen der Stadt und den Vorstädten erstreckt sich ein freier, bloß mit Alleen besetzter Raum von 6 — 700 Fuß Breite, das Glacis. Die eigentliche Stadt nimmt kaum den 10. Theil des ganzen Raumes ein und hat ungefähr eine Stunde im Umfange, während der Umfang der Linien, d. h. des alle Vorstädte umschließenden Grabens, 2¾ Meilen beträgt. Wien zählte am Ende des J. 1829 über 290.000 Einw. (die Garnison und Fremden ungerechnet), wovon an 60.500 auf die eigentliche Stadt kommen. Diese große Bevölkerung eines so kleinen Raumes ist Schuld, daß die Straßen so enge, die Plätze so klein und die Häuser so hoch und mit so geringen Hofräumen versehen sind. Die meisten Häuser haben 4 — 5, einige 6 — 7 Stockwerke und sind oft von einem ungeheuern Umfange, sodaß in einem der größten, dem Trattnerschen, das jetzt über 40.000 Fl. Miethe trägt, an 400 Menschen wohnen. Das Straßenpflaster ist zwar sehr gut unterhalten, aber da es aus Kalkstein besteht, so wird dadurch im Sommer oft ein unerträglicher Staub hervorgebracht; in den Vorstädten und auf dem Glacis, wo Straßen und Wege nicht gepflastert, sondern chausseeartig sind, ist es wo möglich noch schlimmer. Wien hat keine einzige nur etwas gerade Straße, und die vielen herrlichen Gebäude und Palläste fallen daher weniger in die Augen als es zu wünschen wäre. Die Straßen werden des Nachts durch 3400 Laternen erleuchtet. Wien hat im Ganzen 24 Stadt- und Landthore, 500 Straßen, ohne die vielen Gassen, 19 Plätze in der Stadt und rundum in den Vorstädten, größtentheils mit herrlichen Bildsäulen und Brunnen geziert, 50 Kirchen (32 Pfarreien) und viele Kapellen, 11 Mönchs- und 3 Nonnenklöster, 3 Zeughäuser, 9 Kasernen, eine schöne Börse, 5 Theater, außer den Gesellschaftstheatern u. s. w. Unter den Plätzen verdient bemerkt zu werden: der Graben, ein schmales längliches Viereck, im Mittelpunkte der Stadt, mit der berühmten, aber geschmacklosen Dreifaltigkeitssäule, 1679 errichtet; am Hof, der größte von allen, mit 2 Springbrunnen und einer

kupfernen Säule zu Ehren Mariens Empfängniß. Auf dem neuen Markte steht eine schöne aus Blei gegossene Nymphe als Zierde eines Springbrunnens. Auf dem kleinen aber von den trefflichsten Gebäuden umgebenen Josephsplatze, welcher an die Burg stößt, steht das schöne 1807 errichtete, vom Bildhauer Zauner ausgeführte 33 Fuß 8 Zoll hohe Denkmal Josephs II. Die kolossale Statue des Kaisers zu Pferde ist von Erz und ruhet auf einem schönen Fußgestell von Granit, auf dessen Seiten auf ehernen Tafeln in halberhobener Arbeit die Thaten des Kaisers symbolisch dargestellt sind. Der größte und schönste Platz wird, nach Vollendung der neuen Burg, der südlich daranstoßende und zum neuen prächtigen Burgthore führende neue Paradeplatz werden, an dessen beiden Seiten sich öffentliche Spaziergänge befinden. Außerhalb der Wälle, nördlich, an dem kleinern Donauarme, wo die die Zufuhr Wiens besorgenden Schiffe landen, ist der größte Obst- und Gemüsemarkt der Stadt. Unter den Gebäuden der eigentlichen Stadt nimmt die kaiserliche Burg zwar den ersten Rang ein, wird ihn aber erst dann würdig behaupten, wenn sie nach dem neuentworfenen herrlichen Plane aufgeführt seyn wird. In den verschiedenen Theilen des weitläuftigen Gebäudes befinden sich das kaiserliche Mineralienkabinet, das zoologisch-botanische Kabinet, in 25 Sälen die Fauna der ganzen Erde enthaltend, und, was noch etwa vermißt werden könnte, wird gewiß das seit mehrern Jahren angelegte kaiserl. brasil. Museum nachweisen; das kaiserl. Antiken-Kabinet, das Münzkabinet, eins der berühmtesten in Europa, enthält 23.000 Gold- und Silberstücke aus der Zeit von Karl d. Gr. an, ohne die Schätze zu rechnen, die es aus noch früherer Zeit besitzt; die Schatzkammer, in der auch seit 1796 die von 1424 bis zum gedachten Jahre in der Hospitalkirche zum heil. Geist in Nürnberg aufbewahrten Reichskleinodien und Heiligthümer sich befinden; der Marstall für 400 Pferde des Hofes, unweit des Burgthores, ist ein Meisterstück von einfacher Größe und zweckmäßiger Einrichtung. Unmittelbar an die Burg, sodaß sie mit ihr ein großes Ganze machen, stoßen mehrere viel schönere Gebäude, dazu gehören: die prächtige ehemalige Reichskanzlei, von Fischer von Erlach erbaut; das sogenannte Nationaltheater, sehr schön im Innern, nur viel zu klein; die prächtige Reitschule; der herrliche Redoutensaal und die Bibliothek, alle gleichfalls von Fischer. Die kaiserl. Hofbibliothek in einem 240 Fuß langen und 546 Fuß breiten Saal, den treffliche Deckengemälde schmücken, gegründet vom Vater der Wissenschaften in den östreichischen Staaten, Maximilian I. (1500), enthält mehrere tausend Handschriften und Incunabeln, eine überaus reichhaltige, kostbare und wohlgeordnete Kupferstichsammlung (von 300.000 Blättern) und eine höchst bedeutende Anzahl von Werken in allen Fächern, die indessen noch weit von den öffentlich angegebenen 300.000 Bänden zurücksteht. (Zur bequemen vorbereitenden Kenntniß dient von Leons kurzgefaßte Geschichte der Hofbibliothek.) Das Lesezimmer ist für das immer mehr zunehmende Publikum schon seit geraumer Zeit viel zu klein. Die Gefälligkeit der Bibliotheksbeamten verdient ein öffentliches Lob. Zur Unterhaltung sind jährlich 15.000 Silbergulden angewiesen; sie ist, mit Ausnahme der öftern Ferien, täglich 3 Stunden, von 9 bis 12, während einiger Monate sogar 6 Stunden offen, nämlich auch des Nachmittags von 3 bis 6. Nicht weit von der Burg liegt der schöne Pallast des 1822 verstorbenen Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und in dessen Nähe das Theater am Kärnthnerthore, größer und einfacher als das der Burg. (Es ist für die Oper und das Ballet bestimmt. Die italien. Oper hat auf demselben durch die Virtuosität der Sänger und die Beliebtheit der Rossinischen Compositionen neuerlich die glänzendsten Triumphe gefeiert.) Ausgezeichnete Gebäude sind ferner die

ungrische und siebenbürgische Staatskanzlei; die Münze, in der Himmelpfortgasse, ehemals die Wohnung des Prinzen Eugen; das Rathhaus in der Wiplingergasse und die gegenüber gelegene böhmische Hofkanzlei; das schöne bürgerliche Zeughaus am Hof, das selbst die Franzosen nur wenig antasteten, und das große kaiserl. Zeughaus in der Renngasse. Hier werden, außer einem großen Vorrath gewöhnlicher Waffen, viele Trophäen aus früheren, besonders Türkenkriegen, und alte Waffen und Rüstungen aller Art, auch der Koller und Helm Gustav Adolphs, aufbewahrt, welche mit bewunderungswürdiger Kunst zu Säulen, Wand- und Deckenverzierungen zusammengesetzt sind. Unter den Privatgebäuden, wozu viele schöne Palläste der Großen des Reichs, als der Fürsten Lobkowitz, Schwarzenberg, Auersberg, Stahremberg, Kaunitz, Esterhazy u. m. A. gehören, verdient den ersten Platz der fürstlich Lichtensteinsche Pallast in der Herrengasse, mit einer trefflichen Bibliothek. — Unter den 14 Hauptkirchen der Stadt Wien ist die Stephanskirche die älteste, wie die größte. Sie ist im altdeutschen Styl aus Quadersteinen erbaut, 342 Fuß lang, 222 Fuß breit und 76 hoch. Die Grabmäler und Monumente vieler Fürsten, Helden und Bischöfe, interessante Gemälde und 38 Altäre schmücken ihr Inneres. Ihr schöner schlanker Thurm ist einer der höchsten in Europa und gewährt einen freien, überaus majestätischen Ueberblick der ganzen Umgegend. Es führen bis zu seiner Haube 700 Stufen hinauf, von wo dann noch einige Leitern auf die höchste Spitze bringen. Seine Höhe beträgt 433¼ Fuß; er endigt in einer Rose mit einem vergoldeten Knopfe und doppelten Adler, und seine Spitze hängt 3 Fuß 1¼ Linie abweichend über. (Eine kurze zweckmäßige Beschreibung der Stephanskirche und ihrer gesammten Merkwürdigkeiten hat neuerlich Ziska geliefert.) Die Augustinerkirche, an die Burg stoßend, genießt seit 1630 durch den Kaiser Ferdinand II. den Vorzug einer Hofkirche; sie bewahrt als solche in einer Nebenkapelle die Herzen der verstorbenen regierenden Familie; auch enthält sie mehrere merkwürdige Grabmäler, unter denen das Mausoleum, welches der nun auch verstorbene Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin von der Hand des berühmten Canova 1805 setzen ließ, einen ausgezeichneten Kunstwerth behauptet, auch dann noch, wenn man verschiedene Einwürfe der Kritik gelten läßt. Die Kirche Maria-Stiegen, zum Behufe des neu entstandenen Redemptoristenordens wieder hergestellt, ist ursprünglich eine der ältesten und bietet von ihrem Thurme eine überraschende Aussicht dar. Durch die k. k. Todtengruft ist vornehmlich die Kapuzinerkirche zur heil. Maria historisch bedeutend. Seit Matthias ruhen hier alle Glieder der kaiserlichen Familie. — Die 1365 gestiftete Universität besitzt zwei ansehnliche Gebäude im nordöstlichen Theile der Stadt, eine 110,000 Bände starke Bibliothek, ein treffliches anatomisches Theater mit einer kostbaren Sammlung von Präparaten eines Ruysch, Alb. Lieberkühn u. s. w., ein Geschenk des uneigennützigen Swieten; eine Sternwarte, die neuerlich durch die Unterstützung des Kaisers mit mehrern kostbaren Instrumenten ausgestattet ist, und einen botanischen Garten. Die Universität hat am meisten für das Studium der Medizin gewirkt. Sie hatte 1829 an 80 Lehrer und 1600 Studenten. — Die Vorstädte Wiens sind im Ganzen genommen viel freundlicher als die Stadt: die Straßen sind breiter und gerader und die Häuser von geringerer Höhe. Wir werden nur diejenigen erwähnen, welche bedeutende Gebäude enthalten. Im Norden der Stadt und durch einen kleinern Donauarm von ihr getrennt, liegt auf einer Insel die Leopoldstadt, die größte und bedeutendste der Vorstädte (enthält in 608 Häusern 20,000 Einw.). Gleich am Ufer der Donau liegen mehrere Bäder, worunter das Dianenbad das vorzüglichste ist. Auf der nämlichen Insel

befinden sich die beiden Haupt-Vergnügungsplätze der Wiener. Rechts von der Leopoldsstadt erstreckt sich der wohl 3/4 Meilen lange, 1/2 breite Prater, meist ein schöner Wiesengrund mit gruppenweise stehenden Bäumen bedeckt und von vielen Alleen durchschnitten. Ueberall finden sich hier wohleingerichtete Kaffeehäuser, mannichfaltige Speiseanstalten, lärmende Turnierspiele, bunte Kuriositäten, und wimmelnde Hütten zur Unterhaltung des John Bull und seiner neugierigen Freunde. Die verschiedenen Stände erscheinen hier nebeneinander in einer glücklichen ungesuchten Absonderung. In den Hauptalleen versammeln sich die glänzendsten Equipagen mit den schönsten Pferden, besonders strahlt in dieser Hinsicht der Hof mit seiner gediegenen Pracht hervor, dem indessen einzelne Familien des hohen Adels in der äußern Erscheinung nur wenig nachgeben; in beträchtlichem Abstande schließen sich an diese die reichen Banquiers an und was sich sonst durch Geschmack und Glücksgüter auszeichnet, bis zu der äußersten Grenze hin, den Wagen der tüchtigen Fiacres. An schönen Frühlingssonntagen ist die Masse der Equipagen zuweilen so groß, daß die letzten noch der Stephanskirche gegenüber oder wohl gar auf dem Graben anhalten müssen, während die vordersten in einer ununterbrochenen Linie über eine Stunde weit bis zum Ziele der Umkehr sich ausdehnen. Die strenge, überall gleiche Ordnung, mit welcher der Zug seine Bewegung fortsetzt, ist bewunderungswürdig, sowie das ganze Schauspiel auf dem Continente jedes ähnliche weit überbietet. In den Seitengängen der Hauptallee spaziert oder sitzt hauptsächlich der Mittelstand und dient so der vornehmern Welt zur Folie, die übrigens mit ihm durch freundliche Blicke, gegenseitige Bedürfnisse, vielfache Verbindungen ungezwungen zusammenfließt. Die Nahrungs- und Erfrischungsmittel sind im Prater theurer und in der Regel viel schlechter, als irgendwo, weßhalb er denn auch immer mehr in Abnahme geräth, besonders seitdem die schönen Spaziergänge um die Stadt auch dem Gaumen einen freiern und ausgesuchten Genuß darbieten. In der Straße, die nach dem Prater führt, liegt das Theater, auf welchem der Kasperl, der Liebling der Wiener, vorzüglich herrscht. Dieß Volkstheater ist in seiner originellen Art ausgezeichnet brav und besonders dem Fremden zur nähern Bekanntmachung mit Wien nicht genug zu empfehlen. Links der Leopoldsstadt liegt der Augarten, ein dem Prater ähnlicher, aber zierlicher gehaltener Ort, mit wunderschönen Bäumen und Gängen; er wird vorzüglich des Morgens besucht und in einigen am Eingange befindlichen Gebäuden werden oft Conzerte, auch wohl Mittagsmahle gegeben. Westlich stößt an den Augarten die Brigittenau, ebenfalls mit schönen Spaziergängen und Aussichten auf die Donau. Gerade nördlich durch die Leopoldsstadt führt die Landstraße nach der großen Taborbrücke über den Hauptarm der Donau nach Böhmen. — Die östlichen Vorstädte: Erdberg, Weißgräber und Landstraße, von der Stadt durch das Glacis, den Fluß Wien und den hier in einem großen Becken endigenden Kanal geschieden, welcher aus der Leitha von der Neustadt bis Wien führt und für die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln sehr wichtig ist, enthalten: das stattliche Invalidenhaus, für 800 Mann, und weiter hinten das große Waisenhaus. Am Glacis selbst eine Reihe Kasernen für die Kavallerie, und in der Vorstadt Landstraße der große vortreffliche botanische Garten unter Leitung des thätigen Jacquin. In der südlich liegenden Vorstadt Alten-Wieden, 600 Häuser mit 23.500 Einw., trifft man zuerst den schönen Pallast und Garten des Fürsten Schwarzenberg und weiter hinter auf einer Anhöhe die schöne kaiserl. Sommerresidenz Belvedere, von welcher man eine herrliche Aussicht über die Stadt und Gegend genießt. Das Schloß selbst, großartige Pracht im Eindruck des Ganzen trotz der theilweisen schnörkelhaften Ver-

zierung anzeigend, war einst der Lieblingsaufenthalt Eugens v. Savoyen; es enthält die kaiserl. Gemäldegallerie, seit Joseph II. (1776) angemessen aufgestellt, die sich besonders durch mehrere altdeutsche und altital. Bilder auszeichnet; auch findet sich hier ein glänzender Reichthum von den Werken des Titian, Van Dyk, Rubens u. A. In einem davor liegenden Gebäude wird jetzt die herrliche Sammlung alter Waffen und Kunstsachen aufbewahrt welche sich ehemals in dem Schlosse Ambras in Tirol befand und welche von ihrem Custos A. Primisser 1819 beschrieben worden ist. (Vergl. Amra.) Neben dem schwarzenbergischen Garten, am Glacis, liegt die schöne, nach der Peterskirche in Rom 1716 erbaute Karl-Boromäuskirche, die prächtigste, schönste und regelmäßigste in ganz Wien, mit dem Denkmal des Dichters Collin, und daneben das Gebäude der polytechnischen Schule. Weiter hinter das Theresianum, eine Bildungsanstalt für den Adel, mit einer Bibliothek von 50.000 Bdn.; neben der polytechnischen Schule endlich das durch seine abentheuerlichen Opern berühmte Theater an der Wien, ein ansehnliches Gebäude. Im Süden der Stadt ziehen sich am Glacis mehrere große Kasernen entlang, unter welchen nur das schöne von Fischer errichtete Gebäude der ungrischen Leibgarde sich auszeichnet, und am Ende der Vorstadt Mariahilf der durch seine außerordentliche Pracht berühmt gewordene Lustort, der Apollosaal. Westlich in der Alser- und Währinger-Vorstadt liegen die größten medizinischen Anstalten Wiens. Vorn am Glacis steht die große Kaserne für 3 — 4000 Menschen; dahinter das große militärische Lazareth, und an dieses grenzt das große von Joseph II. aus der Stadt hierherverlegte Spital, ein ungeheures Gebäude mit 7 Höfen und 111 Zimmern, welches ganz bequem 3000 Kranke fassen kann, durch Reinlichkeit, Ordnung und Pflege musterhaft und mit den vortrefflichsten Anstalten versehen ist. Jedes Jahr nimmt es 15 — 17.000 Kranke auf. Dem Spital gegenüber liegt das große Findelhaus, ein vielleicht nothwendiges Uebel für eine so große Stadt (jährlich werden über 2000 Kinder darin aufgenommen). Auch ist damit eine Schutzpockenimpfungs-Anstalt und Ammenanstalt vereinigt. In der Währingergasse, nahe bei den Anstalten, liegt ein schönes zu medizinischen Verlesungen bestimmtes Gebäude, welches vorzüglich durch die herrlichen Wachspräparate aus Florenz, von Fontana und Moscagni, berühmt ist. In der Roßau endlich, der äußersten westlichen Vorstadt, der Leopoldsstadt gegenüber, liegen: die vortreffliche kaiserl. Porzellanfabrik, welche an Schönheit der Masse selbst der meißner kaum nachsteht. Sie beschäftigt 500 Arbeiter, verbraucht täglich 1550 Pf. Porzellanerde u. a. zur Composition der Porzellanmasse nöthige feine Erden, und von ordinären Töpferthon zu den Kapseln, in denen das Porzellan gebrannt wird, täglich 19.000 Pf., jährlich an 6000 Klaftern Holz und 7 — 800 Stübig. Schmiedekohlen, zur Vergoldung jährlich 1/4 Ctr. des feinsten Goldes. Der Absatz nach Rußland, Polen und der Levante ist sehr bedeutend. Ferner liegt in der Roßau der lichtensteinsche Sommerpallast und Garten, welche alle ähnliche in Wien an Schönheit und Geschmack übertreffen. Das Schloß, an die schönsten Zeiten der neuern italien. Baukunst erinnernd, enthält jetzt die früher in der Stadt befindlich gewesene herrliche Gemäldesammlung. — Ueber Wiens Bewohner bemerken wir im Allgemeinen: der Gegensatz zwischen dem hohen und niedern Adel trägt ein sehr eigenthümliches Gepräge und greift politisch tiefer ein, als es auf den ersten Blick scheint. Ein höchst achtungswürdiger, allgemeiner Charakterzug der regierenden Dynastie ist ihre hinreißende, musterhafte Popularität, gleich weit entfernt von theatralischer Absichtlichkeit und kleinlichem Zwang. In Betreff der Abstammung sind die Deutschen die vorwaltende Klasse. Dagegen aber fehlt es auch nicht an Griechen,

Italienern, Polen, Serviern, Türken u. s. f., sodaß Wien ein lebhafteres Schauspiel fürs Auge, als jede andere deutsche Stadt gewährt, und durch diese Mischung für den schärfern Beobachter einen ebenso anziehenden als lehrreichen Charakter darstellt. Die Consumtion ist, auch mit Berücksichtigung der Bevölkerung, ungewöhnlich stark; in einem Jahre werden über 82.500 Ochsen, 67.000 Kälber, 120.000 Lämmer und 71.500 Schweine geschlachtet. Die 64.000 Hunde, welche in Wien leben, sollen allein jährlich 2900 Ochsen und an 1½ Mill. Pf. Brot verzehren. Uebrigens ist der Ruf, den sonst Wien hatte, daß man sehr wohlfeil und doch gut daselbst lebe, mit jedem Jahre mehr gesunken. Was die Religion betrifft, so hat die katholische, als die herrschende, natürlich die meisten Bekenner. Die Protestanten (10.000) genießen besonders seit der Regierung des unvergeßlichen Joseph eine allgemeine Duldung. Den Juden ist ungehinderte Religionsübung in einer Synagoge gestattet. — Wien ist der Sitz der höchsten Hof- und Central- und der nieder-östr. Landesstellen, des Hofkriegsraths, der die Seele der ganzen Kriegsmacht in Friedenszeit ist, eines Erzbischofs, eines protestantischen Consistoriums; hat außer den schon erwähnten Bildungsanstalten, eine Akademie der morgenl. Sprachen, zunächst zur Bildung junger Männer bei der Internuntiatur in Konstantinopel für diplomatische Bedürfnisse und Dolmetschergeschäfte mit den Türken; sie steht unter 7 Professoren und hat der Diplomatik und Gelehrsamkeit manchen tüchtigen Mann geliefert. Die medizinisch-chirurg. Josephsakademie, welche 1824 nach einem neuen Unterrichtsplan wieder eröffnet wurde. Ferner seit 1821 eine theolog. Lehranstalt für die Lutheraner und Reformirten im östreich. Kaiserstaat, um den jungen Leuten, welchen die Erlaubniß versagt ist, wie sonst, auf auswärtigen Universitäten zu studiren, Gelegenheit zu ihrer Ausbildung zu geben. Es gibt außer 3 Gymnasien, ein erzbischöfl. theolog. Seminar, mehrere Pensionate, viele Privaterziehungsanstalten, eine Normalhauptschule, mit 1000 Schülern, 6 Normal- und 113 Trivialschulen, seit 1704 eine kaiserl. Akademie der bildenden Künste, Taubstummen- und Blinden-Anstalten, ein Lehrinstitut für die israelitische Jugend, eine Schule für nicht-unirte Griechen ꝛc. Merkwürdig ist besonders die polytechnische Schule unter der Direktion des Regierungsraths Prechtl, welche unstreitig die vorzüglichste in ganz Europa ist. Schon 1803 wurde von der k. k. Hofkammer die Errichtung einer Centralbildungsanstalt für Handel und Gewerbe in der Hauptstadt als nothwendig anerkannt; allein erst 1814 konnte der Plan durch Ankauf und Ausbau eines passenden Lokals ausgeführt werden. Mit diesem wiener polytechnischen Institute, welches am 3. Nov. 1815 eröffnet wurde und 1816 206 Schüler, 1829 aber an 900 Schüler zählte, ist noch eine besondere Realschule oder Vorbereitungsklasse für das polytechnische Institut, in welcher Religion, deutsche, französische und italienische Sprache, Elementarmathematik, Geographie, Geschichte und Naturkunde gelehrt wird, verbunden. Diese Realschule hat ihre besondern Sammlungen für Mineralogie und Zoologie als Hülfsmittel des Unterrichts. Außerdem zeichnet sich das wiener polytechnische Institut dadurch aus, daß in die technische Abtheilung noch die Geodäsie aufgenommen ist, und daß in einem Lokale der Anstalt sich besondere mathematische und mechanische Werkstätten befinden, in welchen die Modelle und Apparate sowohl für das mechanische Kabinet als auch die zur Erläuterung der mathematischen Lehrfächer bestimmten gefertigt werden. Endlich bildet das wiener polytechnische Institut zugleich einen Verein zur Beförderung der Nationalindustrie, indem es aus dem Handelsstande und den Fabrikanten einige Mitglieder wählt. Dieser Verein setzt jährlich Preise für Erfindungen und Verbesserungen im Felde der technischen Künste

aus, und bringt zugleich das gewerbtreibende Publikum in nähere Verbindung mit dem Institute, welches dadurch auf leichte und schnelle Weise Nachrichten und Mittheilungen von Erfindungen und in einzelnen Fällen praktische Belehrung erhält. (Vergl. die vom Direktor Prechtl herausgegebenen Polytechnischen Jahrbücher, wovon 1827 der 8te Bd. erschienen ist.) — Keine Stadt hat so viele öffentliche und Privatbibliotheken, so viele Museen, Cabinette, Gallerien, Sammlungen u. s. f. als Wien. Unter den 40 Privatbibliotheken nennen wir jene des Kaisers mit 40.000 Bde., reich an botan. und naturhistorischen Schriften, des Erzherzogs Karl, mit 60.000 Bdn., einen Schatz von kriegswissenschaftlichen und historischen Werken enthaltend, und zur allgemeinen Benutzung wöchentlich 2 Mal offen stehend. auch 80.000 Kupferstiche und 40.000 Handzeichnungen enthaltend; die der Fürsten Esterhazy und Schwarzenberg, der Grafen Harrach, Tekely, Fries, Appony, des Benediktinerstifts, der Dominikaner u. a. Klöster und Anstalten rc. Der beliebte Dichter Castelli hat eine reiche Theaterbibliothek mit 10.000 Theaterstücken, den Porträts von 400 Schauspielern und 300 Theaterdichtern, den historisch-merkwürdigen Schauspielzetteln von 1600 — 1700 und den vollständigen Theaterzetteln von 1801 an. Man zählt 83 Privatsammlungen von Gemälden, Kupferstichen rc., z. B. der Fürsten Lichtenstein, Esterhazy rc., 35 Privat-Mineraliensammlungen, 16 Münz-, 36 Naturalien- und 13 Antikensammlungen. Das berühmte Ritter von Schönfeld'sche technolog. Museum kennt man aus Scheigers Beschreibung desselben. Ferner gibt es kaiserl. Fabrikprodukten- (14.000 Stück), chemische Präparaten-, physikalische und mathematische Instrumenten- und Modellsammlungen, ein Laboratorium der allgemeinen technischen Chemie, ein Reichenbach'scher Werkstattapparat mit einer Bibliothek, ein Museum brasilischer Naturprodukte, 2 kaiserl. und mehrere privat.-botan. Gärten, ein kaiserl. Obstgarten, für alle im wiener Klima gedeihende Obstsorten, wo alle 600 Rebensorten aus der östreich. Monarchie, und aus dem Pfropfreiser an die Freunde der Obstbaumzucht abgegeben werden. Unter den Künsten hat die Musik von jeher Bewunderung und Liebe gefunden. Hier lebten Mozart und Haydn, die Heroen der neuern Musik, in ihrem Elemente, und Beethoven trat in ihre Fußstapfen, das vorgefundene Gebiet vielfach mit genialer Kühnheit erweiternd. Das große Conservatorium der Musik, eine Anstalt, in welcher von 25 Professoren gegen 100 Schüler in der Tonkunst unterrichtet werden, dürfte jetzt dem pariser nicht nachstehen. Die strengern Freunde und Kenner der Musik wollen indeß hier, wie an a. O., ihren Verfall in dem überhandnehmenden sinnlichen Kitzel entdecken. — Die Fabriken beschäftigen über 80.000 Personen. Man verfertigt Seiden- und Sammtwaaren, Seidenflor und Dünntuch, Halbseidenzeuche aller Art, besonders für den Orient, Zwirnspitzen nach brüsseler Art, Leder aller Art (nur Juften ausgenommen), Bleiplatten und Röhren, chemische Waaren, Blonden, goldne und silberne Spitzen, seidne wollne und baumwollne Bänder, Baumwollenwaaren, Galanteriewaaren, Papier, mathematische Instrumente, musikalische Instrumente, leonischen Draht, türkisches Garn, Tapeten, künstliche Blumen, feine lederne Handschuhe, Gewehre, Nähnadeln, feine Stahlarbeiten, Grünspan, Bleiweiß, Vitriol, Bleistifte, Damenfächer, Zucker, Mosaik, Rosoglio; Porzellan (vergl. oben), Chocolade, Papiertapeten, Bronze, Perlen, Wagen, Hüte, Gold- und Silberwaaren, Möbel, Wollzeuche, besonders schöne Merinoszeuche und Shawls, Spiegel, Steingut rc., wovon man, sowie von andern östreichischen Kunst- und Fabrikprodukten hier ein sehenswürdiges Kabinet anzulegen angefangen hat, das jetzt über 60.000 Artikel faßt, eine kaiserl. Kanonenbohrerei; 27 Buchdruckereien, auch eine neugriech. und hebräische;

10 lithographische Anstalten, 28 Buchhandlungen, 18 Kunst-, Musik- und Landchartenhandlungen, Normalschulbuchhandlung, Hof- und Staatsdruckerei ꝛc. In Wien zählt man über 500 Schriftsteller und 350 Tonkünstler. Es erscheinen hier 25 Zeitungen und Journale. Wien ist der Mittelpunkt des ganzen östreichischen Handels und über 180 Großhändler, 200 griech. und 40 jüdische Handelshäuser treiben besonders nach Ungarn, der Türkei, Italien u. a. Ländern einen lebhaften Handel. Der Waarentransport beschäftigt 3000 Schiffe auf der Donau (die hier Lasten von 1500 Ctr. trägt) und 2 Mill. Fuhren. Vor einigen Jahren ward der Kanal von Wien bis an die ungar. Grenze eröffnet und ein andrer von Wien nach Triest begonnen, der die Donau mit dem adriat. Meer verbinden soll. Vom Steigen des Luxus zeugen die Perlmutterschalen, von denen nach den Zolltabellen der Stadt 1812 nichts, 1813 602, und jetzt über 18.000 Pf. eingebracht werden. Wien erhielt 1714 vom Kaiser Karl VI. durch die freie Bancalitätsordnung eine Stadtbank. Seit 1771 gab diese für 12 Mill. Fl. Bankzettel aus, 1784 noch 20 Millionen. 1800, 1806 und 1808 vermehrte sich die wiener Bankzettel sehr. 1816 gründete die Verordnung vom 1. Juli 1816 die neue östr. Nationalbank, welche die umlaufenden Zettel bereits so sehr vermindert hat, daß sie einen fast festen Cours von 40 pCt. gegen Silber gewonnen haben. Eine der Hauptoperationen der wiener Bank ist, daß sie Verpfändungen der Staatsobligationen annimmt zu billigen Pfandzins. Man hat angenommen, daß dieß den Credit der Staatspapiere sehr stütze. Allerdings konnte den Unternehmern großer Staatsanleihen dieß nicht anders als höchst vortheilhaft seyn, die nun mit dem Verkauf der neuen und alten Staatsschuldscheine zögern, und es lange hinhalten können, diese Effecten in feste Hände gelangen zu lassen, und folglich das Circulationsmetall, wenn es ihrem Interesse gemäß ist, auch außer Landes in großen Massen zu nutzen. Vermöge dieser Staatsoperation kann aber auch der Credit der Staatspapiere sinken, wenn eine von den Verfändern der Staatsobligationen erzwungene Rückzahlung oder eine noch vortheilhaftere Geldspekulation der Börsenmänner in Staatseffecten diese bewegt, des Staats Effecten fallen zu machen, der seinen Credit an aus- und inländische Geldlieferer genug geopfert hat. In einer Periode, wo der Handel so schwach und die Produktion so wohlfeil ist, ist jede Begünstigung des Gewinns ohne Arbeit leider eine Einladung, sich Geschäften in Speculationen vorzugsweise zu widmen, und nicht der Nahrung durch Arbeit; auch vertheilt sich durch das Verpfändungssystem der Staatsobligationen der Gewinn auf die Staatspapiere an Wenige und unter diesen an viele Ausländer. — Die Wohlthätigkeitsanstalten sind zahlreich. Außer den schon genannten verdienen erwähnt zu werden: das große Irren- und Gebärhaus, das Waisenhaus, das Hospital und Reconvalesentenhaus der barmherzigen Brüder (worin von diesen edlen Männern Kranke ohne Unterschied des Glaubens und Entgelt aufgenommen und gepflegt werden), ein Spital der Elisabetherinnen, ein Institut für arme kranke Kinder (vom Dr. Leop. Gölis 1794 errichtet und durch Beiträge von Menschenfreunden erhalten), ein treffliches Armeninstitut, welches jährlich gegen 5000 Dürftige täglich mit 6 — 18 Kreuzern unterstützt; eine seit 1819 errichtete Sparkasse, die den untern Klassen einen bequemen Haltungspunkt gibt. Und so gibt es noch so manche wohlthätige Einrichtung, die theils das Werk von Privatpersonen sind, theils hauptsächlich das Andenken des thätigen menschenfreundlichen Josephs II. erhalten. Die Wohlthat des Badens kann der Wiener an mehrern Orten nach Bequemlichkeit und Bedürfniß genießen; auch an mineralischen Quellen ist in der Umgegend kein Mangel. Die vor einiger Zeit errichtete Schwimmschule, ursprünglich für das Militär be-

stimmt, dient zugleich, und zwar zweckmäßig, dem größern männlichen Publikum von jedem Stande und Alter. In der Nähe befindet sich ein öffentlicher Badeort innerhalb gewisser Grenzen und unter Aufsicht der Polizei. — Wien bietet unter allen Städten Deutschlands den meisten Lebensgenuß, die mannichfaltigsten Zerstreuungen und Vergnügungen dar. Für den genußsüchtigen Wiener ist in 5 Theatern, außer den Gesellschaftsbühnen, vielen öffentlichen Spaziergängen, vielen naheliegenden Dörfern, alle reichlich mit Speiseanstalten versehen, Bädern, Feuerwerken (die ehemals hier sehr beliebte Thierhetze ist seit 1790 abgeschafft) und andern öffentlichen Lustbarkeiten hinlänglich gesorgt. Das Hoftheater an der Burg, für das rezitirende Schauspiel bestimmt, besitzt ausgezeichnete Talente. Wir erinnern an den reichbegabten Anschütz, Korn, Krüger, die Schröder, die im feinern Lustspiel vortreffliche Löwe, die Müller. Essen und Trinken, Spazieren und Schauen sind die Hauptfreuden des gutmüthigen und sanften wiener Volkes. Vorzüglich aber spielt die Tanzlust eine große Rolle, und so öffnen nicht nur in einem Flügel des Josephsplatzes ein großer und kleiner Tanzsaal für die Carnevalszeit ihre prächtige Lokale, sondern es finden sich auch eine Menge stark besuchter Tanzsäle in allen Theilen der Stadt. — Wien liegt in einer vortrefflich angebauten und durch Abwechselung von Berg, Ebene und Wasser sehr angenehmen Gegend. Das Klima ist zwar im Allgemeinen, der südlichen Lage wegen, mild, doch häufigen und sehr empfindlichen Abwechselungen der Temperatur ausgesetzt, wozu die Nachbarschaft der Karpathen, von welchen oft mitten im Sommer eisige Ostwinde herwehen, wohl das Meiste beiträgt. Die Winde führen zugleich am Boden den raschesten Wechsel von Nässe und Trockenheit herbei. Staubwirbel sind daher, zumal in den freiern entlegenen Gegenden, wegen der starken Versetzung mit Kies, die herrschende Hauptplage der Stadt. In der Nähe des Belvedere ist die Luft am gesundesten. Die häufigen Krankheiten der Brust, insonderheit der Lunge mögen theils von der überwiegend trocknen und scharfen Atmosphäre, theils von den unregelmäßigen Genüssen herrühren. Was die Gegend vorzüglich schön macht, ist, nächst der Donau und ihren reizenden Inseln, ein kleiner Gebirgsrücken mit Wald und Reben bedeckt, welcher in geringer Entfernung von der Stadt sich am Donauufer erhebt und von NW. nach SO. hinstreicht; es ist ein Theil des sogenannten wiener Waldes und wird der Kahlen- auch Kaltenberg genannt. Der äußerste, der Donau zunächstliegende Berg heißt der Leopoldsberg, er liegt steil über der Donau und ist an 3 Seiten mit Reben, gegen Westen mit Buchen besetzt. Oben liegt ein Schloß und ein Wirthshaus, von welchen man der herrlichsten Aussicht genießt. Ihm zunächst, nur durch eine Schlucht davon getrennt, der eigentliche Kahlenberg, an dessen Fuß die ergiebigsten und besten Weinberge Oestreichs liegen. Den äußersten östlichen Punkt dieses Gebirgsrückens macht der Galizinberg, von einem Fürsten so genannt, welcher hier ein niedliches Landhaus und mancherlei Gartenparthien angelegt hat. — Zu den anmuthigsten Punkten um Wien gehören ganz vorzüglich die beiden kaiserlichen Lustschlösser Schönbrunn und Laxenburg. Schönbrunn liegt eine Stunde von Wien, im SW. in einem Thale dicht an der Wien. Das Schloß selbst ist groß, aber nicht architektonisch bedeutend, desto reizender sind seine weitläufigen Gartenanlagen; der hiesige botanische Garten, von Franz I. gegründet, mit dem capischen Pflanzenhause, gehört zu den ersten in Europa; auch die Menagerie ist ansehnlich. Unter Maria Theresia wurde der Bau des Schlosses nach Pacassi's Plan von dem Baumeister Valmagini 1750 vollendet; seitdem entstanden die Gloriette, die Ruine, der Obelisk ꝛc. Die Standbilder sind von Zauner, Fischer ꝛc. Ebenso stark als Schönbrunn selbst werden die nahe gele-

genen Dörfer Gumpendorf, Maria Hitzing, Meidling u. a. von den Wienern besucht. Laxenburg, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, liegt in einer schönen Ebene 2 kleine Meilen von Wien im Süden. Das Schloß ist einfach und der Garten überaus lieblich. In demselben befindet sich die in Erz gegossene Ritterstatue Josephs II., ein kleines Modell der großen auf dem Josephsplatze, und die neuerbaute gothische Franzenburg, eine Sammlung Alterthümer ganz eigenthümlicher Art, indem nicht allein die Meubles, Gemälde, Geräthe, Waffen und andere Verzierungen der verschiedenen Zimmer wirkliche Alterthümer sind, sondern selbst ein großer Theil der Steine und Verzierungen der Mauern des Gebäudes von wirklichen Burgruinen genommen worden sind. Zwischen Schönbrunn und Laxenburg das in einer schönen Felsengegend liegende und vielbesuchte Dorf Brühl (Briel), welchen Namen auch der ganze herrliche Thalgrund führt, in welchem es liegt. Baden, ungefähr 4 Stunden entfernt und ein Badeort, zieht durch Nähe, Bequemlichkeit und die köstliche Umgegend viele Wiener und auch Fremde herbei. — Joh. Pezzel's Beschreibung von Wien, deren fortwährend verbess. Auflagen mit den jedesmaligen Veränderungen Schritt halten, unterrichtet den Leser hinreichend über diese interessante Hauptstadt. Das vom Freiherrn Hormayr im Verein mit mehrern Gelehrten und Kunstfreunden 1823 begonnene Werk: Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten (mit Kpfrn., jeder Jahrgang in 12 Heften 12 Thlr.) kommt einem dringenden Bedürfniß entgegen, denn die ältern Schriften über diesen Gegenstand reichen bei weitem nicht aus. Hormayr's Verdienst liegt hauptsächlich in Zusammenstellung der Quellennachrichten, die er aber nicht genug gesichtet und noch weniger verarbeitet hat. Der Anfang bietet besonders sehr oft reine Mythologie statt unverfälschter Thatsachen. Wien, wie es ist (Lpz. 1827), von dem pseudonymen Ed. Forstmann, ist keine Uebersetzung der gar nicht vorhandenen Tablettes de Vienne.

Wiener Kongreß, s. Kongresse.

Wiener Friede, s. Friedensschlüsse und Oestreich.

Wiese nennt man ein bloß zum Gras- und Heubau bestimmtes Stück Land. Man unterscheidet natürliche und künstliche Wiesen. Erstere sind seit langen Jahren bestehende natürliche Grasplätze, letztere mit Futterkräutern, besonders perennirenden, bebaute Felder. Nach der Benutzung unterscheidet man ein-, zwei- und dreischürige Wiesen, je nachdem sie ein-, zwei- oder dreimal jährlich gemäht werden. Hochgelegene und trockene Wiesen muß man wässern; niedrige, feuchte und deßhalb viel saure Pflanzen erzeugende müssen durch Abzugsgräben trockner und süßer gemacht werden. Außerdem ist es sehr nützlich, die Wiesen alle zwei oder drei Jahre mit Düngesalz, Gyps, Kalk, Asche, Schlamm und anderer Düngung zu bestreuen. Von vorzüglichem Nutzen ist die Asche, die man bei moosigen Wiesen mit Kalk mengt.

Wight, eine englische, zu Hampshire gehörende Insel im Kanal, der England und Frankreich trennt, in einer sehr geringen Entfernung von der engl. Küste, hat 70 engl. Meile im Umkreise und ist auf allen Seiten durch Felsen, Klippen und angelegte Festungswerke gegen feindliche Angriffe gesichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt sie. Das Klima ist sehr gesund, der Boden fruchtbar, besonders an Getreide, sodaß die Insel gleichsam die Kornkammer der westlichen Grafschaften Englands ist. Die dasige große Quantität von Wolle wird fast alle roh nach den westlichen und nördlichen Grafschaften verführt. An der Südküste findet man sehr viele Vitriolsteine; ferner Fische aller Arten, einen feinen weißen Sand, zur Verfertigung des Glases und Porzellans vorzüglich tauglich, wird daher häufig in die Fabriken nach London,

Bristol ꝛc. versendet. Unter die Produkte der Insel gehören auch Hasen, Rebhüner, Fasanen ꝛc. Für alle diese Dinge, die nach London und andern benachbarten Städten ausgeführt werden, tauschen die Insulaner Waaren ein, deren nur wenige auf der Insel verfertigt werden. Es gibt jedoch einige Manufakturen, in denen Kornsäcke, Strümpfe, grobe Leinwand, wollene Zeuche, Schiffszwieback verfertigt werden. Die Insel hat 29—30.000 Einw. und ist in 52 Kirchspiele getheilt. Die Hauptstadt ist Newport, in deren Nähe auf dem feste Schlosse Carigbrook Carl I. (s. d.) 1646—47 13 Monate lang gefangen saß.

Wild. Die Naturgeschichte desselben, sowie die Zucht und der Schutz bildet die erste Hauptabtheilung der Jagdwissenschaft, deren zweite aber die Lehre von der Habhaftwerdung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzung enthält. Letztere ist es, die man besonders unter dem Worte Jagd oder Waidewerk zu verstehen pflegt, obwohl sie ohne den ersten Theil bald in sich selbst zerfallen muß. Der Jäger ist schon von Anfang an gezwungen, sich mit der Naturgeschichte der jagdbaren Geschöpfe um so mehr bekannt zu machen, als er von seiner Beschäftigung größern Vortheil ziehen will. Die Bemerkung, daß das Wild sich bei uneingeschränkter und regelloser Verfolgung, in nur etwas bebauten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewissen Schonung und Hegung desselben aufmerksam machen, und sogar der Wilde wird sich scheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Thier zu erlegen. Auch das Vergnügen, das die Herrschenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Gesetze über den Wildschutz bewirken, und, als späterhin Jagdreviere an besondere Besitzer kamen, wurden diese zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eignen Vortheil um so mehr bewogen. Die Naturgeschichte des Wildes, wie der Jäger sie kennen muß, besteht nicht nur in der Wissenschaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Eintheilung und Benennung derselben, seinem Aufenthalt, seiner Nahrung und Fortpflanzung, sondern auch besonders in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in seinem Leben und Benehmen, seinen Geschlechts- und Altersverschiedenheiten und seinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig dieser letzte Theil der Jagdnaturgeschichte sey, wird daraus erhellen, daß von einem wahren Jäger die Schätzung (das Ansprechen) eines jeden stärkern Wildes aus der bloßen Spur verlangt wird, daher auch ein solcher ein hirsch- und fährtengerechter Jäger heißt. Die Lehre von der Wildzucht beruht auf der Kenntniß von den Verhältnissen, die jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig sind, von dem einer jeden Wildgattung zuträglichsten Boden und Orte, von dem gehörigen Verhältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und des männlichen und weiblichen Wildes derselben Gattung gegen einander, und den Regeln, wie man neue Wildstände im Freien oder in Thiergärten anlegen, oder gesunkenen wieder aufhelfen könne. Insofern der Jäger aber Alles, was dem Wilde nachtheilig werden könnte, abzuhalten sucht, übt er den Wildschutz; dieser besteht einerseits in der möglichsten Vertilgung alles Raubzeuges, der Wölfe, Füchse, wilden und verwilderten Katzen, der Marder, Iltisse, Wiesel und Raubvögel; andrerseits in strenger Aufrechthaltung der Gesetze gegen Wilddieberei, zu vieles und unzeitiges Jagen, Verletzungen der Schonzeit und unbefugte Beunruhigungen der Wälder. Die Wildjagd, oder die Kunst, auf die zweckmäßigste Art jagdbare Thiere in seine Gewalt zu bekommen, und die dazu nöthigen Instrumente und Hülfsmittel, insofern dieß möglich ist, selbst zu verfertigen und in brauchbarem Stande zu erhalten, geht aus den ersten Theilen der Jagdwissenschaft hervor und kann nur bei Anwendung jener dauernd Nutzen

und Vergnügen gewähren: sowie denn auch jene Theile wieder nur durch gehörige Uebung der Jagd selbst in richtiger Anwendung erhalten werden können. (Vergl. Jagd.) — Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher sich damit beschäftigt, aus der Jagd den möglichsten Nutzen zu ziehen, erfordert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunst, das Wild auf die seinem Werthe am wenigsten nachtheilige Art zu erlegen, ebenso aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, seinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu erhalten, und endlich die Berechnung des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieser Zweig der Jagdwissenschaft ist mithin mit den andern unmittelbar und so verbunden, daß alle in einander greifen und keiner ohne den andern bestehen kann.

Wildbad, kleine, offene, nebst einem Königs-Schlosse in der würtembergischen Landvogtei Schwarzwald, in einem tiefen aber nicht unangenehmen Thale am Enzflusse zwischen hohen Bergen, die zum Theil mit Fichten- und Tannenwaldungen bewachsen sind. Die Stadt, 1560 Einw. zählend, ist seit dem fürchterlichen Brande vom 7. und 8. Juli 1742 ganz neu und regelmäßig erbaut. Sie ist wegen ihres warmen Bades, des vorzüglichsten unter den würtemb. Bädern, berühmt. Für die Bequemlichkeit der Kurgäste ist gut gesorgt. Die Wärme der Quelle übertrifft nicht viel die Wärme des Blutes im menschlichen Körper. Das Wasser ist krystallhell und wenn es kalt geworden, gleich andern reinen Wassern, angenehm zu trinken. Von den Naturmerkwürdigkeiten in der Nähe nennen wir den wilden See, auf einem Berge, dessen Wasser niemals zu-, noch abnimmt, auch keinen schiffbaren Zu- oder Abfluß hat. — Auch im baierischen Rezatkreise (ehemal. Baireuthschen) liegt ein Ort, welcher Wildbad heißt.

Wildbahn, in der Jägerei so viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, ein mit richtigen Grenzen umschlossenes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forstrevier, wo das Wild gehegt und dessen Bahn oder Wechsel geduldet wird. Die Wildbahn erstreckt sich nicht nur auf den Wald, sondern auch auf die umliegenden Wiesen und Felder, wo das Wild seine Nahrung, Wechsel und Stege unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wildbahn ist darin vom Revier unterschieden, daß durch das erstere stets ein Distrikt verstanden wird, wo ein Wildstand ist, das heißt, wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn sind in verschiedenen Ländern besondere Gesetze gegeben, daß z. B., um sie zu schonen, Niemand, der nicht dazu befugt ist, darin schießen soll, daß große Hunde nicht anders als gekleppelt und angebunden durch sie geführt werden sollen u. dgl. — Beim Fuhrwesen heißt Wildbahn so viel als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Fahrwege. Ein Pferd auf die Wildbahn spannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden, die an der Deichsel oder vor derselben gehen, noch ein drittes angespannt wird, das neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

Wildbann ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über alles Jagdwesen im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote, und Verbote aufzurichten und die Uebertreter zu bestrafen. Das Wort Bann wird in dieser Zusammensetzung nach seiner alten Bedeutung, da es allemal Gerichtsbarkeit anzeigt, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdregal oder dem Rechte des Landesherrn, das Wild in seinem Lande wegfangen zu lassen, insofern dieses Recht nicht schon an Unterthanen überlassen worden, ist aber verschieden von der ebenfalls unter dem Jagdregal mit begriffenen Jagdgerechtigkeit, oder dem

Rechte, sich eine Jagd anzumaßen, oder auch Andern die Jagd zu verleihen und zu erlauben.

Wildfangsrecht war eine ganz besondere, den Kurfürsten von der Pfalz, als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, Wildfänge, das heißt Personen beiderlei Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in einigen angrenzenden, unter andere Herren gehörenden, Distrikten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag von keinem Oberherrn reklamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden dadurch nicht leibeigen, sondern mußten sich nur zu Frohn= oder Kriegsdiensten brauchen lassen, und gewisse Steuern entrichten, konnten sich aber auch von diesem Zwange loskaufen. Als Kurpfalz nach dem westphälischen Frieden dieses Recht zu weit ausdehnte, entstanden darüber Klagen andrer Stände und ernsthafte Streitigkeiten, die durch den Ausspruch einer zu Heilbronn niedergesetzten Commission 1667 entschieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch sehr eingeschränkt. In den neuern Zeiten ist es ganz weggefallen, und nur noch als eine sonderbare Antiquität merkwürdig. — Die Benennung Wildfang in Bedeutung eines herrnlosen Ausländers war nach Obigem nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen Deutschland versteht man darunter bekanntlich einen wilden, unbesonnenen Menschen. — Wildfänge werden solche Pferde genannt, die in der Ukräne, Moldau und den angrenzenden Ländern in der Wildniß aufgewachsen und noch ungebändigt sind.

Wild= oder Raugrafen, ehemals der Name einiger reichsgräfl. Familien am Rheine, sollen nach einigen Geschichtsforschern von einem Grafen Emicho von Schmiedburg, der um 1110 lebte, abstammen und beherrschten im Mittelalter neben den Rheingrafen, mit denen sie sich verschwägerten, und den Spanheimern die Nahe und den rauhen und waldigen Hundsrück (s. d.). Indessen ist es glaublicher, daß sie von jenen alten Forst=, Rau= und Waldgrafen herkommen, welche schon unter der fränkischen Monarchie die königlichen Forsten und Jagden verwaltet, und das Richter= oder Grafenamt über Waldfrevel geübt haben. Dieses wird um so wahrscheinlicher, weil einige Königsforsten, wie zum Beispiel der Sonwald u. a., sich gerade in jene Gegenden erstreckten, worin sie ihre Herrschaft befestigt hatten. Sie bauten bei ihren Eisenschmieden die alte Schmiedburg, an der Simmer die Stadt Simmern; jene aber des Trachgaues hießen Rauinger. Sie hatten meistens den Taufnamen Berthold. Einer derselben kömmt in einer Urkunde Kaiser Ottos I. vom Jahre 956 vor. Dieser hat vermuthlich die Veste Rauingersburg aus einem seiner Güter erbauet, welche in den lateinischen Urkunden Ravengiersburg genannt wird. Seine Erben oder Nachfolger hatten zu Stromberg ihren Grafensitz. Da der letzte ihres Geschlechtes, Berthold, mit seiner Gemahlin Hedwig kinderlos blieb, verwandelten beide fromme Eheleute ihren Stammsitz Rauingersburg oder Ravengiersburg im Jahr 1074 in ein Kloster. Nach ihrem Tode fielen ihre Herrschaften theils an die Grafen von Spanheim, theils an die Grafen von Stahleck im Trachgau. — Da die überrheinischen Besitzungen der Wildgrafen im Lüneviller Frieden an Frankreich abgetreten wurden, so erhielten die beiden noch übrigen Linien, die Salmische und die Grumbachische, den größern Theil des im Hochstift Münster gelegenen Amtes Horstmar. (S. Salm und Raugrafen.) Den Titel Raugraf hat vor einigen Jahren ein Graf Wakkerbarth angenommen.

Wildungen (Karl Ludw. Eberh. Heinr. Friedr. von), einer der geistreichsten und vielseitig gebildetsten Schriftsteller im Fache der Forst= und Jagdkunde, zugleich auch ein genialer Dichter, geb. zu Kassel 1754, be=

suchte die Schule seiner Vaterstadt bis 1764, dann während der nächsten 5 Jahre das Aegidiengymnasium zu Nürnberg. Der dasige Rektor Schenk weckte in ihm den Geschmack an den alten Klassikern, die trefflichen Künstler Lichtensteger und Schwarz entwickelten die Talente des Knaben für Zeichnenkunst und Malerei. 1769 ging v. Wildungen auf das königl. Pädagogium zu Halle über und bezog die Hochschule. Gegen seine Neigungen zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, besuchte er zwar fleißig die Hörsäle eines Nettelbladt, Westphal, Besecke u. A., mit Vorliebe aber die Vorlesungen eines Eberhard und Goldhagen, welche ihn mit dem für ihn so anziehenden Reichthum der Mathematik und der Naturwissenschaft bekannt machten. 1773 ging er nach Marburg, wo er seine rechtswissenschaftlichen Studien vollendete. 1776 trat er die von seinem Landesfürsten ihm übertragene Stelle eines Beisitzers an der dasigen Regierung an. Diese weder seiner Neigung noch seinem Temperamente angemessene Laufbahn verließ er 1778 und ward Gesellschafter des letztverstorbenen Herzogs von Nassau-Usingen. 1780 erhielt er von dem damals regierenden Fürsten, Karl Wilhelm von Nassau-Usingen, den Charakter eines Regierungsraths, demnächst mehrere mit dem Forstwesen in unmittelbarer Beziehung stehende Aufträge, die er auch zur Zufriedenheit seines fürstlichen Gönners mit Eifer besorgte. Auf Verwendung seiner Verwandten wurde er jedoch 1787 vom Landgrafen Friedrich v. Hessen-Kassel zum Regierungsrath in Marburg ernannt, und dadurch genöthigt, den nassauischen Dienst zu verlassen. Länger als 18 Jahre war v. Wildungen ein wahrhaft thätiges Mitglied der Regierung zu Marburg. Später wurde ihm die Stelle des zweiten Subdegelaten bei der fürstl. solms-braunfels'schen Debit- und Administrationskommission anvertraut, ja ihm allein übertragen. Mit einer Fülle von Frohsinn, mit Gesundheit, mit seltenen Geisteskräften begabt, blieb es unserm v. Wildungen bei der gewissenhaftesten Erfüllung seiner Berufspflichten fortwährend möglich, den Künsten und Wissenschaften überhaupt, besonders aber dem Studium der Naturgeschichte und Forstwissenschaft wie dem Jagdbetriebe einen Theil seiner Zeit zu widmen. Selbst das Erscheinen eines großen Theils seiner schriftstellerischen Erzeugnisse fällt in diesen Zeitraum von 18 Jahren. 1799 wurde er Oberforstmeister zu Marburg, die Administration des Fürstenthums Braunfels beibehaltend. Auf diesem Posten ist er mit rastlosem Eifer und mit ausgezeichnet glücklichem Erfolge thätig gewesen, bis zu der unglücklichen Katastrophe, welche im J. 1806 das Kurfürstenthum Hessen betraf. Nach derselben ward er unter der neuen zum Glück kurzen Regierung zum Conservateur des eaux et des forêts ernannt. Nach der Rückkehr des letztverstorbenen Kurfürsten trat v. Wildungen als Oberforstmeister wieder in seinen frühern Wirkungskreis zurück. In einem von ihm sorgfältig gepflegten Forstgarten wurde er der Anordnung gemäß, welche er in seinem Taschenbuche für Forst- und Jagdfreunde für 1805 und 1806, dann wiederholt in seiner Selbstbiographie für seinen Todesfall getroffen hatte, am 17. Juli 1822 zur Ruhe bestattet. Seinen Ruf als Schriftsteller hat er durch folgende Schriften begründet: 1) Lieder für Forstmänner und Jäger, auch grünes Gesangbuch genannt (Leipzig, 1788), und 1790 von J. Chr. Müller, auch ungefähr zu der nämlichen Zeit von dem damaligen kursächsischen Lieutenant, nachher herzoglichen anhalt-dessauischen Legationsrath, Adolf von Lehmann, in Musik gesetzt; 2te Aufl., vermehrt durch Beiträge von andern Dichtern, 1804, 3te vermehrte Aufl. 1816, 4te mit 5 Liedern vermehrte Aufl. Altona, 1817. 2) Neujahrsgeschenk für Forst- Jagdliebhaber, 6 Bdchn., Marburg, 1794—99, und unter dem veränderten Titel: Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde, 8 Bdchn., Marburg, 1800—12. 3) Weidmanns Feierabende, ein neues Handbuch für

Jäger und Jagdfreunde, 5 Bdchn., Marburg, 1815—19; das sechste erschien nach dem Ableben des Verfassers und Herausgebers.

Wilhelm I. der Jüngere, Prinz von Oranien, der Gründer der niederländischen Freiheit, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, war 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protest. Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Kaiser Karl V. aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohlwollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der katholischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn als Kammerjunker 9 J. um seine Person, würdigte ihn seines eignen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Rathschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen seyn. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog Philibert zu Savoyen, der die kaiserl. Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser dem 22jähr. Prinzen den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, dem es allzu gewagt schien, den erfahrnen franz. Feldherren einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbervollen Schar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen. Auch empfahl er ihn seinem Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit welchen ihm die eifersüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, getäuscht, ihn als die Ursache der Widersetzlichkeit der Niederländer ansah, und ihm daher die Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella das ganze Vertrauen des Königs besaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, diesem stolzen und herrschsüchtigen Prälaten in allen Stücken folgen mußte, besonders was die Einführung der verhaßten spanischen Inquisition und die Errichtung neuer Bisthümer betraf; so stellten der Graf von Egmont, der Prinz von Oranien und der Graf von Hoorne dem Könige schriftlich vor, daß, wenn er nicht den Cardinal bald zurückrufe, dieser durch sein gewaltsames Verfahren das Land in Aufruhr bringen werde. Philipp sah diesen Schritt als ein Majestätsverbrechen an; doch verbarg er seinen Zorn und rief den Cardinal ab, schickte aber dafür den Herzog von Alba mit spanischen und italienischen Soldaten in die Niederlande. Wilhelm erkannte sogleich, wohin dieß ziele, und bat die Statthalterin, den König zu ersuchen, ihm die Statthalterstelle in Seeland, Utrecht und Holland (welche er als Erbe seines Vetters, des Prinzen Renatus von Oranien, besaß) abzunehmen; aber Margaretha schlug dieß ab, und verlangte von ihm, er möge seinen Bruder Ludwig von sich entfernen, und einen neuen Eid der Treue ablegen. Beides weigerte sich Wilhelm zu thun, indem er vorstellte, daß Ludwig kein Feind der öffentlichen Ruhe sey, wie die Fürstin glaube, er selbst aber bereits dem Könige geschworen habe. Zu gleicher Zeit wandte er sich nebst dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsduldung für die Niederlande. Als hierauf die Vorstellung, welche 300 Edelleute, den Grafen Ludwig von Nassau an der Spitze, 1666 gegen die Einführung der Inquisition und die Anstellung neuer Bischöfe übergaben, verächtlich

zurückgewiesen wurde — man nannte die Bittenden Bettler, Geusen — so veranstaltete Wilhelm eine Zusammenkunft mit Egmont, Hoorne, seinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde, um zu berathschlagen, wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nur Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer spätern Zusammenkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Diese Gnade," erwiederte der kluge Oranien, „wird unser Untergang und Egmont die Brücke seyn, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie darauf abbrechen werden." — Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Oranien, im Vorgefühle der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abschied. Der Prinz begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Ausnahme des ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zog er sich auf sein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden achtzehn Herren und mehrere von Adel, nebst den Grafen Egmont und Hoorne, verhaftet, und in Brüssel, 1568 den 5. Jun. hingerichtet. Als dieß der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwiegenheit (so nannte er den Prinzen von Oranien) gefangen. — „Wenn dieser Fisch noch nicht gefangen, so tauge die Fischerei nichts." — Alba ließ indeß den Prinzen, die Grafen von Hoogstraten, von Kuilenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölfe fordern. Der Prinz kam nicht, sondern legte eine Berufung ein an die brabant. Stände, als seine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldnen Vließe nur von dem Könige selbst und den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs von Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gesetzten Tage nicht persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A., als Beleidiger der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in seine Stadt Breda Truppen legte und seinen 13jahrigen Sohn, Philipp Wilhelm, von der Universität Löwen wegnahm und als Geißel nach Spanien schickte. (Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder und starb 1618.) Nun trat der Prinz von Oranien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte sich öffentlich zur protestantischen Religion, und erhielt von mehrern protestantischen Fürsten Unterstützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er gesammelt, drangen seine Brüder Ludwig und Adolph in Friesland ein. Sie schlugen anfangs bei Heiligerlee in Gröningen den spanischen General Johann v. Ligne, Grafen von Aremberg, der selbst blieb; allein auch Adolph verlor das Leben, und da es dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er bald darauf von Alba bei Jemmingen (21. Jul. 1568) besiegt. Wilhelm warb hierauf ein neues Heer von 24.000 Deutschen, zu welchem 4000 Franzosen stießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Blutrath (Conseil des Troubles) in Brüssel die Ursache des Krieges wären. Mit großer Geschicklichkeit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, drang in Brabant ein, und schlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog von Alba, der sich in die Festungen warf, zu keiner Schlacht nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem allgemeinen Aufstande bewegen; vielmehr mußte er sein Silber und Gepäck verkaufen, auch sein Fürstenthum Oranien verpfänden, um den rückständigen Sold an seine Offiziere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging sein Heer auseinander; er selbst aber begab sich

mit 1200 Reitern nebst seinen Brüdern zu dem Herzoge von Zweibrücken, und nahm an dessen Zuge nach Frankreich gegen die katholische Partei der Guisen Antheil. Hier zeichnete er sich in mehreren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutschland zurück. In Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Caper gegen die Spanier auszurüsten und sich vorzüglich in Seeland und Holland festzusetzen, woraus ihn die Spanier schwerlich würden vertreiben können. Diesen Rath befolgte der Prinz, und die Meergeusen — so nannte man jene Caper — überfielen und besetzten die Seestädte Briel, Vliessingen und Tervere (1572). Neubelebt durch diesen Erfolg, öffneten sich jetzt die meisten Städte Hollands und Seelands. Wilhelm von Oranien ward gleich darauf (14ten Juli 1572) in einer Versammlung zu Dordrecht zum Statthalter des Königs über Holland, Seeland und Utrecht erklärt. Dieser Beschluß war wie der erste Lebensfunke des sich bildenden Staates der vereinigten Niederlande (s. d.). — Von nun an gewann der Aufstand eine geregelte Gestalt und die Form eines rechtmäßigen Krieges. Oranien fiel jetzt, um seinem zu Bergen im Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu kommen, mit 17.000 Mann in Brabant ein, wo ihm Mecheln und Löwen die Thore öffneten; allein die franz. Hülfsvölker, welche ihm Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte den Herzog von Alba, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er sich, nicht ohne Verlust, nach dem Rhein zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in sein Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hündchen weckte ihn zur rechten Zeit, das er seine Soldaten sammeln, und dem Feinde den Rückweg abschneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht und Seeland, wo ihn die Meergeusen zu ihrem Admiral ernannt hatten. 1575 übertrugen ihm die Staaten von Holland, auf die Dauer des Kriegs mit Spanien, die Souveränetät und Oberherrschaft, welchem Beispiel Seeland, später auch Utrecht, Geldern und Obervssel folgten. Dieser Uebertrag ward 1581 erneuert. Auch huldigten die Staaten noch einige Tage früher, ehe sie ihren Abfall von Spanien bekannt machten (20. Juli), dem Prinzen, als ihrem Souverän, und schwuren ihm Gehorsam und Treue. Diese Oberherrschaft war indeß nur persönlich. Darum ward 1582 auch noch der Uebertrag der erblichen Würde der alten Grafen von Holland, womit zugleich der Besitz der gräflichen Domänen verknüpft war, von den Staaten beschlossen, und von dem Prinzen förmlich angenommen, worauf die Staaten sich ihm als ihrer gesetzlichen Obrigkeit verpflichteten. Der edle Oranien verdiente dieses Vertrauen und diese Zeichen der Erkenntlichkeit. Schon 1573 hatte er die Ausrüstung einer Flotte von 150 Segeln zu Vliessingen betrieben. Diese Flotte blieb fortwährend den Spaniern überlegen, sodaß man wohl sagen kann, die Holländer haben ihre Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdessen hatte Alba Bergen genommen und mehrere Städte nach der tapfersten Gegenwehr wieder unterworfen; allein die Grausamkeit, mit der er die Einwohner behandelte, machte die übrigen nur um so entschlossener zu Vertheidigung. Dagegen eroberte der Prinz von Oranien Gertruidenburg und Middelburg, die Hauptstadt von Seeland, nachdem die Meergeusen die spanische Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zuniga und Requesens dem Herzog von Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der mooker Heide (14. April 1574) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes aufrührerischen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leyden, indem er die Deiche durchstechen ließ. Dar-

auf starb Zuniga. Don Juan d'Austria, sein Nachfolger, Philipps Halbbruder, wiewohl talentvoll und als Sieger von Lepanto geachtet, wich dennoch dem größern Talent des Prinzen von Oranien und der Macht des Verhängnisses. Letzterer erkannte, daß Vereinigung das alleinige Mittel des Heiles sey. Durch ihn bewogen, schlossen Holland und Seeland ein engeres Bündniß. Hierauf als Don Juans Truppen, denen er den Sold nicht zahlen konnte, neben andern Gewaltthaten zumal die Stadt Antwerpen mit einer schrecklichen Plünderung heimsuchten, traten alle Provinzen, außer Luxemburg, durch die sogenannte Pacifikation von Gent (8. Nov. 1576) dem nordischen Bündniß bei. Nicht Losreißung von Spanien, bloß Entfernung der spanischen Truppen und Abschaffung der Religionsedikte war's, was die Verbundenen forderten; und Don Juan räumte durch das ewige Edikt ihnen Beides ein. Aber bald verletzte er den Vertrag durch Ueberfall Namurs, worauf von neuem der Krieg entbrannte. Die Staaten von Antwerpen riefen nun den Prinzen von Oranien zu Hülfe. Das Volk empfing ihn mit Jubel in Brüssel, wo ein Theil der Städte ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehrere Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Oestreich als Generalstatthalter, er selbst aber als General-Lieutenant angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatssachen. Indessen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gemblours (31. Jan. 1578) aufs neue in den sogenannten wallonischen Provinzen, welche eifrig katholisch waren, die Oberhand. Don Juan starb inzwischen (1578); und eine größere Gefahr als je kam über die Niederlande, als ihm Philipp den gleich schlauen als tapfern und kriegsgewandten Alexander H. von Parma (Margarethens Sohn) zum Nachfolger gab. Derselbe, die religiöse Spaltung klug benützend, brachte die Trennung der 10 südlichen Provinzen, als worin die katholische Lehre herrschte, von den nördlichen und dadurch die Unterwerfung der ersten zuwege; wogegen es Wilhelm von Oranien gelang, die letzten, sieben an Zahl, nämlich Geldern mit Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Oberyssel und Gröningen durch die Utrechter Union (23. Jan. 1579) zum bleibenden Staatenbund zu vereinigen. Durch diesen Bund krönte Wilhelm sein großes Werk. Nur scheinbar ward Spaniens Oberherrschaft darin noch anerkannt. Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Köln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorschlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, Herzog Franz von Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem Könige Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dieser hatte nämlich den Prinzen von Oranien „als einen Ketzer und Maulchristen, einen andern Kain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der niederländischen Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft" für vogelfrei erklärt und einen Preis von 250.000 Thlrn. auf seinen Kopf gesetzt. Ueberdieß sollten Dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen seyn und er mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben werden. Die Stände gaben deßhalb dem Prinzen eine Leibwache, und der Prinz antwortete in einem heftigen Manifest, worin er dem Könige unter andern Wollust und Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin Elisabeth vorwarf. Unterdessen eroberte der Herzog von Parma mehrere Festungen, unter andern Breda. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herzog v. Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf ward der franz. Prinz zum Herzog von Brabant ausgerufen (März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz von Oranien den herzoglichen Hut aufsetzte, und den Eid, daß er nach dem Inhalte des Vergleichs regieren wolle, öffentlich

abnahm. Dieß geschah in Antwerpen, wo bald nachher der Prinz meuchelmörderisch angefallen wurde. Ein Spanier, Namens Jauregui, schoß nach ihm mit der Pistole, sodaß die Kugel unter dem rechten Ohr hinein- und zum linken Backen wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausschlug. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz selbst hatte so viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen wegen dieser Mordthat schrieb. Der Rath ordnete Fasttage an; das Volk betete in der Kirche für die Erhaltung des Prinzen, und dankte ebenso eifrig für seine endliche Wiederherstellung. Man zog noch zwei andere Mörder ein, welche vom Herzoge vom Parma Geld empfangen hatten, um den Herzog von Anjou und den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen; einen Spanier, Nicolo Salzedo, und einen Italiener, Francesco Baza. Beide wurden überführt, jener in Paris von vier Pferden zerrissen, dieser tödtete sich selbst. Nach diesen Vorfällen gelüstete den Herzog von Anjou nach der unumschränkten Herrschaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtsinnigen Franzosen und achtete nicht auf den Rath des Prinzen von Oranien, dessen Ansehen ihm mißfiel. Allein seine Absicht, sich der wichtigsten Städte, wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger vereitelt, sodaß er am 3. Januar 1583 nach Frankreich zurückkehrte, wo er das Jahr darauf starb. Indeß hatte auch der Prinz von Oranien viele Feinde. Sie beschuldigten ihn, daß er mit den Franzosen in Verbindung stehe. Eigentlich war es aber der Religionshaß der Wallonen, welcher den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er begab sich daher nach Delft. Doch hier ereilte ihn der Tod. Ein Burgunder, Balthasar Gerard, hatte sich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß er des reformirten Glaubens wegen aus Besançon habe entfliehen müssen, bei dem Prinzen eingeschlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gottesdienste beiwohnte, so getäuscht, daß der Prinz ihm sein Vertrauen schenkte. Als nun Oranien am 10. Juli 1584 in seinem Schlosse zu Delft von der Tafel aufgestanden war, um in ein anderes Zimmer zu gehen, erschoß ihn der Mörder mit einer Pistole, die er mit drei Kugeln geladen hatte. Der Prinz sank neben seiner Gemahlin und Schwester, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und starb mit dem Ausruf: Mon Dieu, mon Dieu, ayez pitié de moi et de ton pauvre peuple! im 53. J. seines Lebens. — Sein Mörder war nicht älter als 22. Jahre. Der Wahnsinn, durch solche That die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu diesem Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesstrafe mit verstocktem Sinn und völliger Unempfindlichkeit. Wilhelm war 4 Mal vermählt: 1) mit Anna von Büren; 2) mit Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moritz, von welcher Moritz, sein Sohn, als Statthalter 1625 starb; 3) mit Caroline von Montpensier; 4) Ludovica von Coligny, der Tochter des Admirals Coligny, von welcher Friedrich Heinrich, sein Sohn, als Statthalter 1647 starb, dessen Enkel Wilhelm III., König von England war. Reich geboren und verheirathet, hinterließ er nichts als Schulden; und er hatte nicht versucht, seinen Söhnen ein anderes Glück zu verschaffen, als welches sie durch Tugenden und Einsichten sich selbst bauen mochten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug,

jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwendrisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit Demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen Derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber die Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem Nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt. — Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die protestant. Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit ebenso wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die katholische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht. — Es gibt von ihm drei Lebensbeschreibungen in holländischer Sprache von ungenannten Verfassern. Auch vergl. man Meursii Guilielmus Auriacus etc. Amstelod. 1638 fol. und Kluits Hist. der holländischen Staatsregierung.

Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland und König von England, Ludwigs XIV. größter Gegner durch die von ihm in die europ. Staatskunst eingeführte Idee des polit. Gleichgewichts, wurde 8 Tage nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm II. v. Nassau, Prinzen v. Oranien, 1650 geboren. Seine Mutter war Henriette Maria Stuart, Tochter des unglücklichen Karls I. Sein Erzieher war der berühmte de Witt (s. d.). Als Ludwig XIV. die Republik mit seinen Heeren überschwemmte und den Untergang der Freiheit im Voraus verkündete, ernannte das Volk den Prinzen zum Generalkapitän der Union und übertrug ihm die 4 Jahre vorher aufgehobene Statthalterschaft. Noch hatte er keine Schlacht und keine Belagerung gesehen, aber er besaß die Tugenden des Feldherrn und des Staatsmannes, und war ausgestattet mit allen Kenntnissen, welche durch eifriges Studium zu erwerben, und welche die Grundlage sind einer guten Geschäftsführung in Krieg und Frieden. Mäßig, selbstherrschend, verschwiegen, standhaft, kühn, unermüdlich, vorbereitet zu jeder großen That, betrat er den Schauplatz. Er begriff die Wichtigkeit des Augenblicks, für ihn selbst, wie für das Vaterland. Die Thaten seiner Väter stunden ermunternd vor ihm; ähnlicher Ruhm und noch lockender die Herrschaft winkte. Bei der allgemeinen Bestürzung, bei der furchtbar schwellenden Noth sah man den Jüngling besonnen, unverzagt, hülfreich in Rath und That. Er rief die europ. Höfe zu Hülfe auf, und entflammte zur That den noch lebenskräftigen Nationalgeist seines Volkes. Sein Wahlspruch war: „den Untergang des Vaterlandes nicht zu sehen; laßt uns in der letzten Verschanzung sterben"! Die Bürger Hollands durchstachen die Dämme, das Land ward zum weiten Meer, seine Fluthen hemmten den erstaunten Feind. Zugleich täuschte der Generalkapitän durch eine geschickte Bewegung die franz. Feldherren, vereinigte sich mit dem kaiserl. Heere und zwang die Franzosen, sich zurückzuziehen. Nun erhob sich die Partei des Hauses Oranien, und 1674 wurden von den Staaten von Holland und 4 andern Provinzen die Würden des Generalkapitäns und General-Admirals, sowie des Statthalters dem Prinzen erblich für seine männliche Nachkommenschaft ertheilt; seine Vorrechte wurden erweitert. Ja Geldern bot ihm die volle Landeshoheit an. Durch die franz. Minister wurde Wilhelm die völlige Souveränität angetragen; er zog Arbeit und Ruhm der glänzenden Sklaverei vor. Er war voll politischen Eifers für die protest. Religion, deßungeachtet kathol. Höfen (selbst dem heil. Stuhl) als Vertheidiger der Freiheit Europens gegen Ludwig XIV. ehrwürdig. Indeß stritt der talentvolle, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Prinz ruhmvoll, wenn auch nicht glücklich gegen den großen Condé, gegen Schomberg, Luxemburg und gegen des Königs Bruder, den H. v. Orleans. Eine blutige Schlacht bei Senef 1674 war unentscheidend; beide Parteien stimmten Dankgesänge an, beide hatten Grund zur Trauer. Bei St. Omer aber wurde 1677 das holländische Heer geschlagen; allein Wilhelm wußte inzwischen den Feind aufzuhalten und durch seine Staatskunst das Reich, Spanien und Brandenburg mit der Republik so zu verbinden, daß der Friede schon 1678 zu Nimwegen zu Stande kam, worin Frankreichs stolzer Monarch den Holländern völlige Wiederherstellung verhieß. Um die Herrschaft Ludwigs XIV., den er auch persönlich haßte, in Schranken zu halten, stiftete Wilhelm III. die Ligue von Augsburg (29. Juli 1686) zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland, wozu noch Dänemark und einige deutsche Fürsten traten. Vielleicht wollte er dadurch auch seine geheimen Plane in Ansehung Englands sicher stellen. Seine Gemahlin Maria (verm. seit 1677) war nämlich Jakobs II. (vergl. d.) von England Tochter und die Thronerbin. Unerwartet kam Jakobs zweite Gemahlin (10 Jun. 1688) mit einem jungen Prinzen nieder. Nun befürchtete der größte Theil

des Parlaments und der Nation von dem frömmelnden Jakob die Einführung des den Briten so verhaßten Katholizismus und den Umsturz der Verfassung. Auch behauptete das Gerücht, der Prinz sey untergeschoben. Also vereinigten sich in England Whigs und Tory's, Episkopalen und Presbyterianer, um, von Holland unterstützt, der Maria die Thronfolge zu erhalten. Wilhelm insbesondere sah voraus, daß England durch seines Schwiegervaters Politik immer enger mit Frankreich sich verbinden würde; er schloß sich daher der großen Mehrheit der brit. Nation an, und der Rathspensionär Fagel bewog die Generalstaaten, ihn zur Rettung der brit. Freiheit und der protest. Religion mit Schiffen und Truppen zu unterstützen. So landete Wilhelm plötzlich mit einer — angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten — Flotte von 500 Segeln, und mit 14.000 Mann Truppen zu Torbay den 5. Nov. 1688. In kurzer Frist erklärte sich der hohe und der niedere Adel und auch das Volk in vielen Grafschaften für den Prinzen. Selbst die Armee, vom allgemeinen Nationalgeist fortgerissen, zeigte dieselbe Gesinnung. Die Lords Colchester, Lovelace, Cornbury u. A. gingen mit ihren Truppen zum Prinzen über. Dasselbe that Lord Churchill, nachmals Marlborough, und diesem folgte selbst Jakobs zweite Tochter, Anna, mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark. Des verlassenen Königs Vorschläge wurden nicht angenommen, er entfloh daher mit seiner Familie im Dezember nach Frankreich, worauf Wilhelm in London seinen Einzug hielt. Beide Parlamentskammern erklärten nunmehr, in einer sogenannten Convention, „was gestalten, da König Jakob II. den Urgrundvertrag eines Regenten mit seinem Volk übertreten, den Umsturz der gesetzmäßigen Verfassung zu offenbarem Zweck gehabt und endlich das Reich vollends verlassen, der Thron erledigt sey". Hierauf ward (13. Febr. 1689) Maria zur Königin und ihr Gemahl, der inzwischen zur englischen Kirche sich bekannt hatte, zum König erhoben; doch sollte Letzterer die Regierung allein führen. Zugleich übergab das Parlament König Wilhelmen die Bill der alten wahren und unzweifelhaften Rechte des engl. Volks (Bill of rights). Auch ward die Thronfolge bestimmt. Dieß nennt man die Revolution von 1688. Schottland folgte Englands Beispiel; nur in Irland, wohin Ludwig XIV. Jakob II. mit einem Heere sandte, kämpfte die Mehrzahl der Katholiken für den abgesetzten legitimen König. Aber der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jakobs Heer, und ein zweiter, der sein General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, sowie die strengen Maßregeln, mit welcher die Besiegten unterdrückt wurden, gaben ihm auch die Krone von Irland. Wilhelm ward in jener Schlacht verwundet; allein er ließ sich an der Spitze seiner Truppen verbinden, und focht zu Pferde, bis die Schlacht gewonnen war. Der Prinz von Oranien, jetzt König Wilhelm III., der Retter Hollands, der Befreier Englands, empfing vom Schicksal die noch glänzendere Bestimmung, auch Retter Europa's zu seyn. Seine Erhebung auf den großbritannischen Thron war der Wendepunkt von seines Gegners Ludwig XIV. Glück. 1690 übernahm König Wilhelm den Heerbefehl in den Niederlanden und hemmte das ganze Jahr hindurch die Fortschritte der Franzosen. Erst 1692 errang Luxemburg die entschiedene Oberhand, eroberte das starke Namur, schlug den König Wilhelm bei Steinkerken (3. Aug.), und noch entscheidender im nächsten Jahr bei Neerwinden (1693, 29. Jun.). Einige Eroberungen waren die Frucht dieses Sieges. Doch im folgenden Feldzug eroberte König Wilhelm Namur wieder und blieb im Vortheil bis zum Ende des Krieges. Endlich mußte ihn Ludwig, im Frieden zu Ryswick 1697, als König von England anerkennen. 1699 vermittelte Wilhelm den 16jährigen Krieg des kaiserl. Hofes wider die Pforte zu Karlowitz. Indeß erfuhr er während der ganzen Zeit seiner Regierung, wie schwer die Engländer

zu regieren waren. Gleich Anfangs bewilligte man ihm seine Einkünfte bloß auf eine eingeschränkte und kurze Zeit, man setzte die zur Unterhaltung seines Hauses bestimmte Summe fest, und man verordnete, daß die übrigen öffentlichen Gelder der Aufsicht des Parlaments unterworfen seyn sollten. Mit einem Worte, er hatte Ursache, zu bereuen, nach einer Krone gestrebt zu haben, die ihm nichts als Verdruß verursachte. Ba d darauf wurde das Testament Carls II. von Spanien, der Ludwig XIV. Enkel zu seinem Erben eingesetzt hatte, die Veranlassung, daß Wilhelm in der großen Allianz zu Haag (7. Sept. 1701) ganz Europa gegen Ludwig bewaffnete. Er, der Schiedsrichter der großen Politik, wollte nämlich zu Gunsten Oestreichs und des politischen Gleichgewichts wegen, insonderheit auch, weil er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig würde, die spanische Monarchie getheilt wissen, und hatte sich deßhalb bereits Ende Juni 1701 nach Holland begeben. Ungeachtet er schon damals den Tod in seiner Brust fühlte und nicht laut mehr sprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben von Staatsmännern und Generalen, mit seinem gewöhnlichen Scharfblick Alles vor zur Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdieß noch Ludwig XIV., nach Jakobs II. Tode, dessen Sohn, Jakob III., als König von England ausrufen ließ, so ward es Wilhelm leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß England der Allianz mit Holland, dem Kaiser, Dänemark und Spanien beitrat, und die Ausrüstung von 40.000 Soldaten nebst 4000 Matrosen bewilligte. Mitten unter diesen Entwürfen aber brach Wilhelm (8. März 1702), zwischen Kensington und Hamptoncourt, bei einem Falle mit dem Pferde, das Schlüsselbein, und starb an den Folgen jenes Unfalls (16. März) in einem Alter von 52 Jahren. (Seine Gemahlin, Maria, war schon 1695 kinderlos gestorben.) Mit ihm erlosch die Erbstatthalterwürde der 5 Provinzen; und die oranische Erbschaft wurde zwischen Preußen und Wilhelms nächstem Vetter und Testamentserben, dem Fürsten von Nassau-Dietz, Erbstatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, Joh. Wilh. Friso, von welchem der jetzige König der Niederlande abstammt, getheilt. Ueber sein Regierung bemerken wir Folgendes: Man hat Wilhelm III. mit Recht den König der Holländer und den Statthalter der Engländer genannt. So sehr die Liebe und das Zutrauen der Ersteren ihn zum Beherrscher ihrer Republik machten, so sehr fesselten die Antipathie und das Mißtrauen der Letzteren seine Gewalt in diesem Königreich. Holland hatte 7 Mill. Gulden zu seinem Feldzuge in England vorgeschossen; England widersetzte sich gewöhnlich seinen Wünschen, wenn diese nicht von dem National-Hasse wider Frankreich unterstützt wurden. Man begnügte sich damit, die Verwendung eines großen Theiles der ihm zugestandenen Summen im Unterhause zu untersuchen; eine bei der engl. Regierungsform nützliche Vorsicht. Man verhinderte ihn auch an Einführung einer Toleranz, die nicht anders als vortheilhaft seyn konnte; man weigerte sich sogar, fremde Protestanten zu naturalisiren, weil sie Nonconformisten waren; sie wurden erst unter der folgenden Regierung naturalisirt. Um 1694 Subsidien zu erhalten, unterschrieb er eine Bill, die eine dreijährige Dauer des Parlaments anordnete. Man hielt es der Freiheit halber für nöthig, so die Dauer des Parlaments einzuschränken; denn die Bestechung ward abscheulich. Der Hof kaufte die Stimmen, und was konnte Der nicht ausrichten, wenn er das Parlement erkauft hatte, und es nach seinem eigenen Belieben verlängern konnte? 1696 ward eine Verschwörung wider den König entdeckt. Man bewies für seine Person den größten Eifer; beide Kammern vereinigten sich zu seiner Vertheidigung und Erhaltung. Aber 1697, nach dem Ryswicker Frieden, ließ man ihm nur 10.000 Mann von der Armee, die er zu einer stehenden machen wollte. 1699 setzte man dieselbe auf

7000 Mann herab, und man nöthigte ihn endlich, seiner holländischen Garde den Abschied zu geben; das war für ihn ein Schmerz, der ihm durch die Seele drang. Die Schmähreden wider seine berühmten Theilungs-Traktaten, die wider seine Minister erhobenen Anklagen, verbitterten ihm noch mehr das Ende seiner Tage. Die edelmüthige Unvorsichtigkeit Ludwigs XIV. zum Besten des Prätendenten zerstreuete allein so gefährliche Ungewitter. Kurz, mit weniger Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, mit weniger Achtung für die Freiheit und Gesetze der Nation, würde sich Wilhelm vielleicht nicht auf dem Throne haben erhalten können. Doch machte er sich um England sehr verdient. Es dankt diesem staatsklugen Monarchen seine Nationalbank (1694), die Grundlage seines Credits, durch die Fundirung der Zinsen ohne die Verpflichtung zur Rückzahlung des an jeden Dritten zu übertragenden Kapitals, sowie seine Preßfreiheit (1694), und die Stiftung der neuen ostindischen Kompagnie (1694); das Haus Hanover dankt ihm seine Erhebung auf den engl. Thron (durch die Akte vom 12. Jun. 1701). Das System der britischen Continentalpolitik — ein Folge der Eifersucht gegen Frankreich — ward durch Wilhelm zuerst begründet, damit aber auch das Hülfsgelder- und Anleihesystem, und die Nationalschuld. Auch in den Niederlanden bildete Wilhelm III. eine Schule großer Staatsmänner, wie Fagel und Heinsius waren. Mit Staats- und Kriegsgeschäften überhäuft, hatte er weder Muße noch Neigung zur Literatur und Kunst. Im Gespräch ernst, kalt und durch sein holländ. Phlegma zurückstoßend, wußte er die Herzen nicht zu gewinnen; allein im Handeln war er mit einem durchdringenden Blicke, rasch und thätig, in der Gefahr unerschrocken, bei Hindernissen unbeweglich, im Kriege tapfer ohne Ruhmredigkeit; bei einem schwächlichen Körper scheute er keine Beschwerde, auch wenn sie über seine Kräfte ging. Dadurch erwarb er sich die Achtung und die Bewunderung aller Männer von Verstand. So sehr er den Ruhm liebte, so sehr haßte er Schmeichelei und Prunk. Er besaß kriegerischen Ehrgeiz und Sinn für Größe, kannte aber weder die Freuden der Herrschaft noch der Humanität. Man hat von ihm noch keine seiner würdige Biographie.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der Gesetzgeber dieser Insel und Stifter einer Dynastie, welche Jahrh. lang darin herrschte, war ein natürlicher Sohn des Herzogs Robert I. von der Normandie und der Tochter eines Pelzhändlers von Falaise, die ihn 1016 gebar. Die Liebe zu dieser bewog den Herzog, der zwei erwachsene Söhne hatte, ihm bei dem Tode sein Land zu überlassen und ihm, da Wilhelm erst 9 Jahre alt war, den König von Frankreich als Vormund, nebst einigen andern großen Vasallen Frankreichs vorzusetzen. Da indessen die ältern Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergangen waren, so fehlte nur wenig daran, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche sich über den Besitz seines Landes erhoben; selbst der König von Frankreich suchte ihm dieß zu entreißen, und nur die großen Geistesgaben des jungen Wilhelm, verbunden mit bewundernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle diese Verhältnisse ohne Nachtheil hindurch, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachsen, das Schrecken aller kleinen Fürsten Frankreichs war. Inzwischen starb Eduard, König von England, ein naher Verwandter Wilhelms und durch ihn auf dem Throne erhalten, von dem ihn die Dänen oft hatten vertreiben wollen. Aus Dankbarkeit hatte er Wilhelm die Thronfolge in England zugesichert, da er ohne Kinder war, allein nach seinem Tode setzte sich die Krone ein Engländer, Namens Harold, auf, der sie nur für Wilhelm in Besitz zu nehmen eidlich versprochen hatte. Wilhelm machte sogleich Anstalten, diese Untreue zu rächen, und rüstete nicht allein eine Flotte und ein Heer aus, sondern verband sich auch mit dem

Beherrscher von Norwegen und erbot sich gegen den Papst, das Reich von ihm in Lehn zu nehmen. Harold schlug zwar die Norweger aufs Haupt, aber Wilhelm setzte über den Kanal und rückte sogleich bis nach Hastings, einem unbedeutenden Städtchen, vor, wo er in einem verschanzten Lager mit Harold nochmals Unterhandlungen anknüpfte, die sich aber in nichts auflösten. Die Waffen mußten allein entscheiden, und es kam zu der furchtbaren Schlacht bei Hastings am 14. Oktob. 1066, die sich nach dem blutigsten Kampfe mit einer fürchterlichen Niederlage der Engländer und dem Tode Harolds endigte, den ein Pfeil ins Auge traf. Die Engländer unterwarfen sich überall und zum Weihnachtsfeste war Wilhelm bereits in London gekrönt. Er suchte nun die Engländer mit seinen Normannen in ein Volk zu verschmelzen. Daher verlangte er von den Letztern strenge Kriegszucht, erwies Jedem Gerechtigkeit und ließ sich von Jedermann selber sprechen. Um endlich auch den Pöbel zugleich zu unterhalten und zu blenden, führte er eine Pracht und ein Ceremoniel an seinem Hofe ein, dessen die Engländer an ihren vorigen Königen nicht gewohnt gewesen waren. Ohne Zweifel würde demnach das englische Volk unter der neuen Regierung sehr glücklich gewesen seyn, wenn sich nicht zwischen demselben und dem König noch eine Mittelmacht befunden hätte, die auch die reinsten Wünsche Beider vereiteln mußte. Die 60.000 Normänner, die dem König das Reich erobert hatten und dafür im Besitz der ansehnlichsten Güter und fast aller bedeutenden Aemter waren, ließen die Engländer, wie man leicht denken kann, dieß Uebergewicht schwer empfinden. Parteiisch für seine Landsleute, wie ein guter Bürger, aber nicht wie ein guter König, gewöhnte sich Wilhelm, die Engländer als eine störrische, feindselige Nation zu betrachten, denen der Freiheitsgeist ausgetrieben werden müsse. Bei jeder neuen Empörung also (und die Empörungen dauerten bei der steigenden Tyrannei der Normänner während seiner ganzen Regierung fort) schmälerte er die Rechte der Nation um einige Grade mehr. Immer mehr wurden die Engländer aus ihren Besitzungen vertrieben und die Normänner eingesetzt, ja zuletzt (1070) führte er förmlich die Feudalverfassung in England ein, vermöge welcher das ganze Land in etwa 700 größere Vasallenlehne getheilt wurde, die bloß Normännern zufielen. Selbst die englische Sprache wollte er ausgerottet wissen; in keiner Schule durfte in ihr gelehrt, kein Prozeß in ihr verhandelt, in keiner vornehmern Gesellschaft, d. h. in der sich Normänner befanden, durfte sie gesprochen werden. Daher das Gemisch aus Französisch und Altsächsisch, aus dem die englische Sprache noch jetzt besteht. Das Resultat der Regierung Wilhelms war die gänzliche Zernichtung der englischen Nation und eine Einheit der Regierung, um deren willen selbst die Geistlichkeit einen großen Theil der Freiheiten wieder zurückgeben mußte, die ihr zu Anfang, da man ihre Dienste noch bedurfte, ertheilt worden waren. Die Bischöfe und Aebte wurden ebenso gut dem Kriegsdienst und den bürgerlichen Strafen unterworfen, wie die Laien, und die englischen Prälaten mußten ihre hohen Würden so gut an Normänner abtreten, als die weltlichen Herren. Alle kirchliche Beschlüsse, sowohl des Papstes als der einheimischen Synoden, mußten erst dem König zur Bestätigung vorgelegt werden, und kein Weltlicher durfte mit einer Kirchenstrafe belegt werden ohne königliche Einwilligung. Selbst seine Söhne hielt Wilhelm I. unter strenger Zucht. Der älteste, Robert, erregte deßhalb sogar einen Krieg in der Normandie, der mehrere Jahre dauerte (1079). Der König nahm zu diesem Kriege nicht seine Normänner, sondern weislich ein Heer von Engländern über das Meer mit, die nun vor Begierde brannten, ihre verlorne Ehre durch Tapferkeit herzustellen. In den letzten 6 Jahren seiner Regierung konnte Wilhelm mehr auf innere Einrichtungen denken. Unter andern ließ er nach Alfreds

Beispiel ein großes statistisches Register aller liegenden Gründe des Königreichs sammt ihren Besitzern und Pächtern, ihrem Werth, ihrer Bevolkerung, Weide, Forst und Viehstand ꝛc. aufnehmen, das noch vorhanden ist und aus dem man sieht, daß Wilhelm kein bloßer Eroberer gewesen. Da er die Lehnvertheilung erst erfand, so war er weise genug, nicht Alles wegzuschenken, sondern so viel Domänen für sich zu behalten, daß er wohl unbedenklich der reichste Monarch seiner Zeit genannt werden konnte. In seinem letzten Lebensjahre unternahm Wilhelm I. noch einen Kriegszug gegen Philipp I, König von Frankreich, von dem er sich theils mittelbar durch häufige Einfälle französ. Vasallen in die Normandie, theils unmittelbar durch Spöttereien beleidigt fühlte. Aber bald hemmte ein Unfall seinen Lauf. Durch einen plötzlichen Seitensprung seines scheugewordenen Pferdes ward er mit seinem schweren Leibe so heftig auf den Sattelknauf geworfen, daß er sogleich umkehren mußte und an den Folgen dieser Quetschung zu Rouen starb (9. Sept. 1087). Er hatte ein Alter von 63 Jahren erreicht. Auf seinem Sterbebette schmerzten ihn bitterlich die harten Maßregeln, die er gegen das gute englische Volk genommen. Er versuchte auch durch Vermächtnisse an die Kirchen sein Gewissen zu erleichtern. Alle Großen und Vasallen eilten vom Leichnam fort, alle Diener raubten im Pallaste, was sie konnten, der Leichnam lag mehrere Stunden verlassen nackend da, und als endlich der Erzbischof von Rouen denselben nach Caen bringen ließ, trieb eine plötzlich in der Stadt entstehende Feuersbrunst Alles auseinander, und kaum brachten ihn einige Mönche zur Gruft. Hier protestirte ein Unglücklicher, auf dessen Grund und Boden Wilhelm die Kirche hatte bauen lassen, wo er sollte begraben werden, gegen dieß Begräbniß, und man mußte erst diesen Schreier beseitigen. In der Gruft sollte den Leichnam ein steinerner Sarg aufnehmen; er war jedoch zu eng, und als man den ungewöhnlich starken Körper gewaltsam hineinpreßte, sprangen die Eingeweide durch die Bauchdecken und ihr Gestank vertrieb Alles. Noch nach 450 Jahren wurden bei einer Plünderung der Stadt Caen seine Gebeine aus der Gruft gerissen, in welcher man große Schätze zu finden wähnte. Seine Staaten theilte er unter seine beiden Söhne, Robert und Wilhelm, sodaß jener die Normandie, dieser die engl. Krone erhielt. Der jüngste, Heinrich, wurde nur mit den hinterlassenen Schätzen abgefunden. (Vergl. Aug. Thierry's Hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands, Paris 1825.)

Wilhelm I., Kurfürst von Hessen, geb. zu Kassel 1743. Als sein Vater, Landgraf Friedrich II., der 1754 Katholik geworden war, 1760 die Regierung antrat, gingen die Maßregeln in Wirksamkeit, welche man getroffen hatte, um dem Lande und der Regentenfamilie die ungestörte Beibehaltung des reform. Glaubensbekenntnisses zu sichern. Friedrichs Gemahlin, Maria, Tochter Georgs II. von England, überkam als Vormünderin ihrer Söhne die Regierung der Grafschaft Hanau und leitete, ohne des Vaters Theilnahme, die Erziehung der Kinder. Prinz Wilhelm genoß eine treffliche Erziehung und besuchte 2 Jahre hindurch zur Ausbildung seines Geistes die Hörsäle der Hochschule zu Göttingen. Beim Ausbruch des 7jährigen Krieges flüchtete er sich nach Kopenhagen an den Hof seines Oheims, Königs Christian VII. von Dänemark, wo er sich 1764 mit dessen zweiter Schwester, Wilhelmine Karoline, vermählte. Unmittelbar nachher übernahm er aus den Händen seiner trefflichen Mutter die Regierung Hanau's und bezeichnete diesen Schritt durch Entwickelung vieler löblichen Regenteneigenschaften. Er war einfach in seiner Lebensweise, vorsichtig in der Wahl der Beamten und Vertrauten, ihnen ein Vorbild vielseitiger Thätigkeit; allen Unterthanen zugänglich, wußte er, daß es sein Beruf sey, aller Verhältnisse kennen zu lernen. Ein Lebensplan, auf solche Eigenschaften gegründet,

trug dem Jünglinge hohe Begriffe von seiner Fürstenwürde zu. Der neue Regent berichtigte durch einen vortheilhaften Vergleich wegen des Amtes Babenhausen die Grenzen der Grafschaft, sorgte für gute Landstraßen und deren Bepflanzung, verwandelte die Festungswerke seiner Hauptstadt in gemeinnützige Gebäude und schöne Anlagen, verbesserte das Armenwesen, gründete das lutherische Waisenhaus und bedachte Kirchen und Schulen. Wie mehrere deutsche Fürsten, schloß er 1776 mit England einen Subsidien-Traktat, im Verfolg dessen er zur Bekämpfung der im Aufstande begriffenen nordamerikanischen Kolonien Mannschaft stellte. Dann zog er, 2 Jahre später, von Friedrich dem Großen zum Generalmajor ernannt, in den baierischen Erbfolgekrieg. Beide Umstände, der reiche Sold, welchen er für seine Truppen von England empfing und das Gewicht, das ein großes Heer dem Könige von Preußen verlieh, scheint seinem Geiste die vorwaltende Liebe für das Soldatenwesen eingeimpft zu haben. Sich diesem in noch größerem Umfange zu widmen, fand er Gelegenheit, als er nach dem Tode seines Vaters (1785) die Regierung der sämmtlichen hessen-kasselschen Länder erhielt. Auch in Kassel, wohin er seine Residenz verlegte und wo der schwache verschwenderische Vater viele Mißbräuche hatte aufkommen lassen, bewies sich der Landgraf Wilhelm, der Neunte genannt, als ein strenger, thätiger, das Beste seiner Unterthanen redlich wollender Fürst, dessen Gerechtigkeitssinn aber oft Härte, dessen Sparsamkeit Geiz, dessen Soldatensucht ein schwerer Fluch des Landes wurde. Er regierte höchst selbstständig, kannte die Verhältnisse seiner Länder und ihrer Bewohner und hielt alle seine Beamten in strenger Zucht und Ordnung, indem er gern sich des Landmanns annahm, ihn als sein Eigenthum betrachtend. Auf unparteiische, ungehinderte Gerechtigkeitspflege, auf Erhaltung des öffentlichen Credits und auf Handhabung einer wirksamen Polizei richtete er sein besonderes Augenmerk, wie auf das Kirchen- und Schulwesen: er gründete Freischulen, beschenkte die Universität Marburg mit neuen Fonds und ermunterte durch Gleichstellung der beiden protestantischen Hauptparteien die stufenweise Annäherung der Bekenner eines im Wesentlichen nicht geschiedenen Glaubensbekenntnisses. Ohne seinem vorwaltenden Sparungssysteme untreu zu werden, bewies er ferner vielen Geschmack bei den Verschönerungen von Hof-Geismar, Nenndorf, Wilhelmsbad und Schwalheim, wie durch große Bauten in und bei der Hauptstadt; fürstlichen Glanz zeigte er auch in Soldatenparaden. Der erste Versuch, welchen er machte, im Vertrauen auf sein Heer, sein Gewicht unter den Fürsten Deutschlands geltend zu machen, war, daß er ein hessisches Lehn, einen Theil der Grafschaft Schaumburg, besetzte, als der regierende Graf Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe 1787 starb, dessen unmündiger Sohn Landgraf Wilhelm, wegen einer nicht ebenbürtigen Großmutter, er nicht für lehnsfähig anerkennen wollte. Doch die Reichsgerichte, der Kaiser, Preußen und England nahmen sich des jungen Grafen an und der Landgraf mußte, zu seinem großen Verdrusse, nach vielem Widerstreben, das besetzte Ländchen räumen und verursachten Schaden und Kosten ersetzen. — Für diese mißglückte Unternehmung suchte der Landgraf sich zu entschädigen, indem er 1787 auf 4 Jahre einen neuen Subsidientraktat mit der Krone Großbritannien abschloß, wonach er 12.000 Mann in englischen Sold gab und dafür, ohne die Einkleidungsentschädigung, eine jährliche Subsidie von 675.000 Kronthaler erhielt. 1790 übernahm er den Auftrag, nach Kaiser Josephs II. Tode durch ein wohlgeordnetes Lager von mehr als 7000 Mann bei Bergen, um die Krönung Leopolds II. in Frankfurt am Main zu sichern und die Besorgniß eines feindlichen Ueberfalles von Frankreich her zu beseitigen. Die kriegerischen Ereignisse, welche die französische Revolution hervorrief, forderten, nach naheliegenden Beziehungen, den Landgraf zur thätigen

Theilnahme auf. Erst stellte Landgraf Wilhelm 6000, dann 8000 Mann an die Grenzen der Grafschaften Katzenellenbogen und Hanau, und zog, unter eigner Anführung, mit diesen Truppen gegen Frankreich, an der Seite der preußischen Armee, mit ihnen Sieg und Mißgeschick theilend; die glänzende Wiedereroberung Frankfurts a. M. den 23. Dezbr. 1792 gehörte allein den Hessen. In den nächstfolgenden Jahren wuchs das Hessenkorps, in Flandern und Westphalen beschäftigt, im engl. Solde auf 12.000 Mann. Doch dem Kriege machte, auch für den Landgrafen, unter preußischer Verwendung der basler Friede den 28. Aug. 1795 ein Ende. Die jenseit dem Rhein gelegenen Besitzungen des Landgrafen blieben bis auf weitere Bestimmung im französischen Besitze, seine übrigen Länder wurden in den Neutralitätsverein geschlossen, der vermittelst einer militärischen Demarkationslinie das nördliche Deutschland sicherte. Im lüneviller Frieden endlich, unter dem 25. Febr. 1801, erhielt Wilhelm mit der Kurwürde, und im Besitz derselben Wilhelm I. genannt, für den Verlust von 3/4 QM. und 2500 Einw., die er am linken Rheinufer abtrat, 5 QM. mit 14.000 Einw., durch mehrere ihm ertheilte ehemals kurmainzische Aemter und die Reichsstadt Gelnhausen. — Unter manchen Vorzeichen des herannahenden Unglücks regierte der neue Kurfürst seine Staaten in gewöhnlicher Thätigkeit, Sparsamkeit und Soldatenliebe und im unerschütterlichen Hasse gegen Frankreich, gezwungen, sich der Politik Preußens anzuschließen, dessen damals schwankende Politik ihm weder Freude noch Vertrauen einflößen konnte. Während sich seine Besorgniß nach außen hin vergrößerte, vermehrte sich der Wohlstand seiner Staaten und im größern Maßstabe die Reichthümer seines Schatzes. Durch seine dem franz. Kaiser nicht unbemerkt gebliebene Gesinnung, durch seine Verhältnisse zu Preußen, dessen Feldmarschallswürde ihm schon früher ertheilt war, und zu dessen Könige er in mehrfachen Familienverbindungen stand (sein ältester Sohn, der Kurprinz, hatte 1797 die Schwester Friedrich Wilhelms III. zur Gemahlin erhalten), durch fortwährende Kriegsrüstungen zog er das Ungewitter auf sich, welches ihm nach der Schlacht von Jena und Auerstädt, wo Preußen erlag, den trüben Traum der Neutralitätssicherheit plötzlich entriß. Als es nun Ernst galt, als Napoleon ihn und sein Land bedrohte, als er an der Spitze seiner wohlgerüsteten und tapfern Hessen mit ernsterm Widerstande die Hochachtung des übermächtigen Siegers, und sehr wahrscheinlich anständige Friedensbedingungen gewinnen konnte; als er, wo nicht überwinden, doch ruhmreichen Untergang finden konnte: da ließ er seine Schätze einpacken und entfloh mit ihnen zu seinem Bruder, dem Landgrafen Karl, ins dänische Gebiet. Seine Armee mußte sich schmachvoll von den Franzosen entwaffnen lassen. Mit dem Frieden von Tilsit und der Errichtung des Königreichs Westphalen war Wilhelm I. seiner Länder beraubt und er wohnte nun ruhig, seit dem Juli 1808, mit einem kleinen Hofstaat in Prag, und erwartete da den Ausgang der Dinge. Nur, da Oestreich im J. 1809 die Waffen wieder gegen Napoleon lüpfte, entschloß er sich endlich, im Hessenlande heimlich auf eigne Kosten Truppen werben und zur Unterstützung Oestreichs sammeln zu lassen. Er griff einen Theil seines Schatzes dafür an. Doch Napoleons zu schnelle Siege machten diesen Entwurf eitel, und alle die brave Mannschaft, die der Stimme ihres Kurfürsten gefolgt war, wurde ohne weitere Unterstützung ihrem harten Schicksal überlassen. Der durch Ausgesandte des Kurfürsten bewirkte Aufstand des tapfern Obersten Dörnberg (im April 1809) endete blutig und zum Unglück zahlloser Haushaltungen. „Die Wenigen, welche als Verfechter der kurfürstlichen Rechte, Hab und Gut verlassend, mit seltenem Glücke durch die Flucht dem Blutgerüste entkamen,“ sagt der neueste Lebensbeschreiber des Kurfürsten, „wurden von ihm kalt aufgenommen und mit Unfreundlichkeit

behandelt, und waren nicht selten dem drückendsten Mangel und Elend preisgegeben." Das Alles schwächte die Freude der treuen Hessen nicht, als der greise Kurfürst im November 1813 wieder, in Folge der Siegestage von Leipzig, mit seiner Familie nach Kassel zurückkehrte. Mit Freudenthränen und Jubelgeschrei empfing ihn sein Volk. Der siebzigjährige Greis nahm muth- und kraftvoll von neuem wieder die Zügel der Regierung zur Hand, mit der Vorstellung, daß es seiner Kraft, Thätigkeit und Fürstenwillkür freistehe, von den Ergebnissen der siebenjährigen Unglücksperiode gar keine Notiz zu nehmen. 20.000 Mann Hülfstruppen, die zu stellen er verpflichtet war, rückten schnell genug ins Feld, um den Ruhm der Hessen von neuem zu bestätigen. Den 13. März 1814 stiftete er den Orden des eisernen Helmes, zur Belohnung militärischer Verdienste. Als aber, noch vor dem ersten pariser Frieden, den kurhessischen Truppen die Rückkehr in die Heimath verstattet wurde, unter der Bedingung, die Truppen auf dem Kriegsfuß völlig marschfertig zusammen zu behalten, ließ sich der Kurfürst von der überwiegenden Neigung zur Ersparniß verleiten, jene Bedingung des seinen Truppen erlaubten Rückmarsches ganz aus den Augen zu setzen, oder glaubte vielleicht seine Regentenautorität geltend machen zu dürfen, indem er den Generalstab seines Armeekorps auflöste und einen großen Theil der Soldaten auf Urlaub entließ. Dieses erregte bei den verbündeten Mächten so großen Unwillen, daß preußische und sächsische Truppen auf Exekution in die Kurlande einrückten, worauf dann die Entlassenen wieder zu den Fahnen versammelt, und die erfolgdrohenden Mißverhältnisse durch Preußens Vermittelung beigelegt wurden. Auch in dem Kriege des folgenden Jahres, wo der Kurfürst 12.000 Mann ins Feld sandte, vermehrten die Hessen ihren kriegerischen Ruhm durch Belagerung und Erstürmung mehrerer fester Plätze in Frankreich, welche Thaten dem alten Kurfürsten zur großen Freude gereichten. 1814 war der Kurfürst mit seinem Sohne nach Wien gereist, um dort in Person den Verhandlungen nahe zu seyn, in welchen das künftige politische Verhältniß der deutschen Staaten bestimmt werden sollte. Hier schloß er sich den deutschen Fürsten an, welche darauf drangen, daß die deutsche Bundesverfassung unter Zuziehung aller Betheiligten in freier Berathung und Beschlußnahme verhandelt werden möchte, und trat Denen bei, welche auf die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums ein besonderes patriotisches Gewicht legten; diese Ansicht aber ließ man bald fallen. Auch sagt man, daß er dort mit dem Plane scheiterte, als König der Katten anerkannt zu werden, weßhalb er den kurfürstlichen Titel beibehielt und ihn mit dem Prädikat: königl. Hoheit, verband. Allem Ländertausche abgeneigt, erhielt er für manche Abtretungen und Aufopferungen reichliche Entschädigungen, in deren Besitz er auch den Titel eines Großherzogs von Fulda und eines Fürsten von Isenburg annahm. Das Entzücken der treuen Hessen verminderte sich indessen bald, als der Kurfürst Alles, was seit seiner siebenjährigen Entfernung vom Lande hier geschehen war, wie nicht geschehen betrachtete; als er die im Königreich Westphalen angestellt gewesenen Civil- und Militärbeamten wie Verbrecher von ihren Aemtern stieß, ohne Entschädigung; als er nachmals, bei Auflösung der Landwehr und Linientruppen, die Offiziere mit so kärglichem Wartegeld entließ, daß sie davon nicht leben konnten, und sie seine Gerechtigkeit wie sein Mitleiden vergebens anflehten; als er, bei Erschöpfung des Landes, während sein Privatschatz anschwoll, die Auflagen vermehren wollte; als er die unter der westph. Reg. geschehenen Domainenverkäufe aufhob und die rechtmäßigen Eigenthümer von Haus und Hof trieb (s. Westph. Domänenverkäufe), hinwieder die Schuldner des Staats, welche ihre Schuld schon an die westph. Reg. entrichtet hatten, anhielt, dieselben Kapitalien noch einmal an seine Staatskassen zu zahlen; als er durch

ein hartes Gesetz alle Druck- und Lesefreiheit beschränkte, und die hessischen Landstände seit dem Jahr 1816 nie wieder einberief, sondern in unbeschränkter Machtvollkommenheit regierte. Bewunderungswürdig war dagegen die Rüstigkeit, mit welcher der Greis, des mannichfachen Verdrusses ungeachtet, vieles Nützliche förderte, für Rechtspflege, Kirchen und Schulen sorgte, gegen Beamtenunfug wachte, seinem Volke immer zu Rath und That zugänglich blieb und in vielen lobenswerthen Eigenschaften den Regenten seines Zeitalters ein würdiges Vorbild darbot. In die unangenehmsten Widersprüche verwickelte ihn die Einrichtung einer ständischen Verfassung, welche ihm bei der Rückgabe seiner Länder zur Bedingung gemacht war. Je schneller und vertrauensvoller er dieser Verpflichtung nachkam, umsomehr sah er sich getäuscht, da die unserm Zeitalter eigene Erkenntniß von dem wahren Wesen der Staatsverhältnisse, sich mit seinen Ansichten und Fürstenrechte nicht einigen ließ. Mehrere Zusammenberufungen der alten hessischen Stände, denen der Kurfürst die Abgeordneten der Bauern zuordnete, bekundeten auf der einen Seite eine ruhigfeste, vaterlandsliebende Gesinnung der Mitglieder der ständischen Versammlung, auf der andern den Zwiespalt, in welchen der Kurfürst mit der Zeit und ihren billigen Anforderungen gerathen war. — Weises Maß in jedem Genusse und tägliche Bewegung in freier Luft gab seiner körperlichen Constitution große Festigkeit. Nur podagraische Uebel erregten leicht vorübergehende Unpäßlichkeiten. Dazu kam ein Gewächs am linken Unterkiefer, dessen Veranlassung 1809 ein Sturz mit dem Pferde gab. Späterhin verlor das linke Auge die Sehkraft fast ganz, und ein Zusammensinken des Körpers, verbunden mit sichtbarer Abnahme der Kräfte, ließ eine baldige Auflösung erwarten. Sie erfolgte schneller, als man gefürchtet hatte. Nach einem plötzlichen Schlagflusse schloß Kurfürst Wilhelm der Erste schmerzlos die Augen und schied aus dem Leben am 27. Feb. 1821, in einem Alter 77 Jahren. Seine irdische Hülle ruhet, seinem Willen gemäß, auf der Löwenburg in den herrlichen Umgebungen der Wilhelmshöhe. Seine Gemahlin war ihm am 24. Juni 1820 vorangegangen. Was Wilhelm I. gethan, wußten seine Unterthanen mit Kindesehrfurcht durch seine frühere Erziehung, durch seine Neigung zur Sparsamkeit, durch seine eigenthümlichen Vorstellungen von Pflichten und Rechten eines Landesherrn, durch sein hohes Alter zu entschuldigen, in welchem man nicht leicht mehr angenommene Begriffe ändert und sich den rings verwandelten Verhältnissen und Vorstellungen des Zeitalters willig anschmiegt. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm II.

Wilhelm, Graf zu Schauenburg-Lippe, einer der verdienstvollsten Kriegshelden des 18. Jahrh.; reg. Reichsfürst mit eignem Kriegsgefolge und Hauptmann fremder Heere, dreien Königen verbündet und dienend, führte er Krieg mit Glück und Ruhm gegen Franzosen und Spanier, wirkte nah und fern unablässig in hoher Gesinnung und segenvoller Thätigkeit, nahm regen Antheil an Geistesbildung und Wissenschaft, deren vaterländisches Gedeihen er früh zu schützen wußte und zu pflegen, und gewährt in seinem ganzen Daseyn das Bild eines großen Mannes, der durch innere Tugend aus der Menge von Gleich- und Höhergestellten hervorglänzt, und nur in all zu engen Schranken den Werth seiner unverhältnißmäßigen Eigenschaften entfaltet. Geb. zu London 1724, zeigte sich schon als Knabe in ihm stolze Strenge und kräftiger Wille. In körperlichen Uebungen, sowie im wissenschaftlichen Unterricht, besonders dem der Mathematik, Geschichte und neuern Sprachen, machte er große Fortschritte. 5 Jahre lang brachte er mit Studien beschäftigt in Genf zu, hierauf noch 2 Jahre zu Montpellier und Leyden. 1741 trat er als Fähndrich in die königl. engl. Leibgarde, wohnte 1743 mit Auszeichnung der Schlacht bei Dettingen bei und machte 1745 als

Freiwilliger in Italien unter Oestreichs Banner den Feldzug mit, wo er sich durch ungestümen Muth hervorthat. Hierauf durchreiste er die Schweiz, Italien, Deutschland und England, verweilte in letzterm Lande, bis ihn der Tod seines Vaters 1748 an die Spitze der Regierung rief. Vorzüglich ließ er sich die Organisation des Kriegswesens angelegen seyn. Beim Ausbruch des 7jährigen Krieges stellte er eine Truppenabtheilung zum englisch-hanövrischen Heere, ward bei derselben Generalfeldzeugmeister, that dem französischen Heere vielen Schaden, und trug 1758 viel zum Entsatz von Minden bei. 1759 erhielt er den Oberbefehl über das alliirte Heer, erfocht den Sieg bei Todtenhausen, und übernahm beim Ausbruche des Krieges zwischen Spanien und Portugal 1762 den Oberbefehl über das portugiesisch-englische Heer, welches er besser organisirte. Nach Beendigung dieses Krieges arbeitete er an der Verbesserung der innern Staatsökonomie Portugals, legte eine Kriegsschule der Artillerie an und erbaute eine Festung auf einem Felsen bei Elvas, die der König, der ihn zum General-Feldmarschall des portugiesischen Heeres gemacht, ihm zu Ehren Fort Lippe nannte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland im Nov. 1765 widmete er sich der Verbesserung der Landescultur, der Förderung der Gewerbe und besonders des Ackerbaues, hob alle Frohndienste auf rc., stiftete Hülfskassen, Versicherungsanstalten, ein Waisenhaus u. s. w. Er baute auch die Veste Wilhelmsstein im Steinhuder-Meere und stiftete eine treffliche Kriegsschule. Dem Studium der Wissenschaften eifrig ergeben, zog er Abbt und Herder in seine Dienste. Er starb 1777. Er war der letzte seiner Linie und hinterließ eine Abhandlung über den Defensivkrieg, wovon er in 2 Bänden 10 Exemplare abdrucken ließ.

Wilhelmsbad, ein berühmter Bade- und Vergnügungsort in der kurhess. Grafschaft Hanau, eine halbe Stunde von der Stadt Hanau entfernt. Die erste Quelle dieses Bades wurde 1769 zufällig entdeckt, und seitdem unter dem Namen des guten Brunnens häufig besucht. Der verstorbene Kurfürst von Hessen ließ hier, noch als Erbprinz, 1779 prächtige, schön und bequem eingerichtete Gebäude aufführen, einen Park anlegen, und veranstaltete mehrere andere Annehmlichkeiten für die Badegäste. Von ihm erhielt daher der Ort den Namen Wilhelmsbad. Es wird sehr häufig, besonders von Frankfurt und Hanau aus, besucht, doch mehr seiner schönen Anlagen wegen und als Vergnügungsort, da man der Heilquelle, die vorzüglich gegen Nervenzufälle dienlich sey soll, mindere mineralische Kräfte, als andern berühmten Gesundbrunnen zuschreibt.

Wilhelmshöhe, früher Weißenstein und während der westphäl. Zwischenzeit Napoleonshöhe genannt, ein kurfürstl. hess. Lustschloß, die gewöhnliche Sommerresidenz des Kurfürsten, liegt eine Stunde westlich von Kassel am Fuße des Karlsberges, und gehört mit seinem durch Natur und Kunst verherrlichten großen Parke, welcher den großen Bergabhang einnimmt und 2 Stunden im Umfange hat, zu den schönsten und merkwürdigsten Anlagen in ganz Europa. Das Schloß, von dem letztverstorbenen Kurfürsten im altröm. Style erbaut, besteht aus einem Hauptgebäude und 2 durch bedeckte Gallerien mit demselben zusammenhangenden Seitenflügeln. Ersteres ist 266 Fuß lang, 65 Fuß tief und einige 80 Fuß hoch. Die Mitte der Façade ist durch ionische Säulen von 47 Fuß Höhe und $5\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser, welche ein Fronton tragen, geziert. In der Mitte des Letztern ragt eine runde 48 Fuß hohe Kuppel hervor. Die Hauptfaçade der Flügelgebäude, deren jedes 175 Fuß lang, 60 Fuß breit und 65 Fuß hoch ist, hat 9 Fenster, vor welchen sich 8 ionische Säulen auf einem Vorsprung befinden und durch Ballustraden miteinander verbunden sind. Das platte italienische Dach ist durch 20 Vasen verziert. An den halbzirkelförmig

gerundeten Seiten der Flügelgebäude sind 6 ionische Säulen, an deren Rundungen Nischen angebracht sind, welche allegorische Figuren enthalten. Sämmtliche Vorhallen des Innern sind durch dorische Säulen unterstützt, die Wände mit geschliffenem Marmor überkleidet. Von dem Schlosse kommt man über einen schönen Rasenplatz zum großen Bassin, wo aus einem aus Steinen errichteten 12 Fuß hohen Hügel die große Fontäne emporsteigt. Ihr Strahl hat im Durchmesser 4 Zoll und wird, wenn alle Wasservorräthe losgelassen werden, bis zu einer Höhe von 190 Fuß emporgetrieben, wo sie sich endlich in Staub und Regen auflöst und dann zurück ins Bassin fällt. Letzteres tritt gewöhnlich über und fällt, nachdem es schäumend über malerisch geordnete große Felsstücke hinrollt, in den großen 1200 Fuß langen und 200 Fuß breiten See. Zunächst an demselben stößt das in chines. Geschmack erbaute Dorf Moulang, wo vorzüglich ein unter der westphälischen Regierung neben dem Schlosse erbauter, nachher aber hieher verlegter Pavillon sehenswerth ist, dessen aus buntgefärbtem Glase verfertigte Flügelfenster eine täuschende Wirkung hervorbringen. Ueber hohe Tannen- und Taxuswände steigen majestätisch die Zinnen der Löwenburg empor, die künstliche Ruine einer alten Ritterburg, aus deren gothischen Fenstern man eine der entzückendsten Aussichten ins weite Thal genießt. Die Gemächer der Burg, unter welchen der Rittersaal, die Capelle und die Rüstkammer besonders merkwürdig, sind im Geschmack der Ritterzeit angelegt und möblirt. Durch dunkle Büsche gelangt man zum sogenannten Steinhöfersche Wasserfall, ein romantischer Wassersturz, welchen der Aufseher der hiesigen Wasserleitungen, Steinhöfer, in einem Waldgebirge angelegt hat. Zwischen wild durch einander gewachsenen Bäumen und Gesträuchen stürzt sich hier das Wasser über mächtige Steinklumpen und Felsstücke, welche von der Natur selbst hier auf einander gethürmt zu seyn scheinen, in den Abgrund hinab. In der Nähe ist auch die Teufelsbrücke. Hoch in die Lüfte erheben die steilen Felsenmassen und hervorragenden Steinklippen ihren kahlen Scheitel, rauschend und unaufhaltsam stürzen sich die Fluthen in die unabsehbare Tiefe. Die Brücke ist mit einem Geländer umgeben. Das Wasser wird von hier in breiten Rinnen nach der römischen Wasserleitung oder dem Aquädukt geleitet. Aus 14 Bogen bestehend, würde ein der Sache Unkundiger dieß herrliche Werk noch für Ueberbleibsel der römischen Herrschaft halten. Am Ende mit donnerähnlichem Gebrüll sich brechend auf den hervorragenden Steinen, stürzt das 18 Fuß breite Wasser 100 Fuß hoch herab, fällt auf die unten hervorstehenden Felsen und scheint kochenden Dampf emporzuspritzen, der endlich in feinen Nebel aufgelöset, sich mit der unruhigen Fluth vermählet. Widerstand findend, stürzt der reißende Strom über ihm in den Weg geworfene Felsstücke, fällt abermals, und bildet durch Künstlerhand geleitet neue Kaskaden; seinen Lauf beendigt er am neuen Tempel, wo er sich, nach so manchen Krümmungen, in das große Bassin ergießt. Der neue Tempel ist in Zirkelform mit Quadersteinen in römischer Bauart aufgeführt; das Innere besteht aus einem kleinen Saal, den ein Plafond-Gemälde verziert. Rundum von Kaskaden umgeben, genießt man vollkommen den herrlichen Anblick des Wasserfalls. Nach einer Berechnung sollen von der Wasserleitung in einer Stunde 2800 Ohmen Wasser herabfallen. Etwas rechts sich wendend, bergaufwärts steigend und den Rührweg überschreitend, erblickt man den Karlsberg mit seinen Kaskaden. Landgraf Karl legte 1701 die erste Hand an dieses imposante Werk und vollendete es 1714 unter der Leitung des italienischen Baumeisters G. F. Guerniere. Der erste Gegenstand, welcher hier die Aufmerksamkeit erregt, ist eine Grotte Neptuns; sie hält 30 Fuß im Durchmesser, ist 20 Fuß hoch und besteht aus drei Bogen. Vor

der Grotte ist ein rundes, 220 Fuß im Durchmesser haltendes Bassin. Wenn die Kaskaden angelassen sind, stürzt sich das Wasser über die Grotte hinab in das Bassin. Gleich darüber fängt die Kaskade selbst an; sie ist dreifach, 900 rheinl. Fuß lang und 40 Fuß breit. In Zwischenräumen von 150 zu 150 Fuß sind Bassins angebracht, aus welchen das Wasser fällt. Zu beiden Seiten führen bequeme Treppen, deren jede 842 Stufen hat, bis an das Riesenschloß. Am Fuße dieses Gebäudes liegt das Riesenbassin, welches 150 Fuß im Durchmesser hat. Ein von oben herabgestürzt scheinender Felsen bedeckt darin den rücklings liegenden Körper des Riesen Enceladus. Kopf und Schultern ragen aus dem Felsen hervor und der Mund dieses Kolosses, welcher 7 Fuß lang, speit einen Wasserstrahl 55 Fuß in die Höhe. Im Hintergrunde des Bassins ist eine Grotte, auf deren einer Seite ein Centaur, auf der andern ein Faun steht, welche, so lange das Wasser herabstürzt, auf kupfernen Hörnern blasen. Außerdem stürzt in das Riesenbassin über einen 77 Fuß hohen Felsen ein Wasserfall, welcher aus einem darüber gelegenen kleinen Bassin kommt. Hinter diesem Bassin befindet sich die Grotte des Polyphem. Der einäugige Riese sitzt im Hintergrunde und bläs't auf einer Hirtenflöte sieben verschiedene Stückchen; ihn umgeben mehrere allegorische Figuren. Von dieser Grotte stößt man auf ein Bassin, dessen Gestalt dem Aeußern nach einem Artischokenblatt gleicht. Zwölf Fontänen in Bogen springend, von denen die mittelste geradeauf eine Höhe von 40 Fuß erreicht, geben ihr ein herrliches Ansehen. Auf der Spitze des Berges prangt das Riesenschloß. In achteckiger Form gebaut, besteht es aus 3 übereinander gethürmten Bogengewölben, und faßt 283 Fuß im Durchschnitte. Die beiden untersten Stockwerke dieses Riesengebäudes bestehen aus rauhen Ducksteinen, wodurch sie den natürlichen Felsen gleichen; und das imposante Ansehen dieses merkwürdigen Gebäudes noch mehr erhöhen. Zum Erdgeschoß kommt man durch vier Haupteingänge; zum 3ten Stockwerke führt von außen eine Treppe; dasselbe wird von 192, 48 Fuß hohen toskanischen Säulen getragen. Die Säulen bilden Bogengänge, und führen zu einem achteckigen Tannen=Bogengewölbe, in welchem man auf einer sich schneckenförmig aufwindenden Treppe ohne Spindel zur Plateform steigt, welche mit einer massiv steinernen Brustwehr umgeben ist. Hier steht die aus großen Quadersteinen erbaute Pyramide; sie ist viereckig und 96 Fuß hoch; ihr Inneres faßt 5 Kreuzgewölbe über einander. Die Spitze, zu der man auf einer, um eine hohle Spindel angelegten Wendeltreppe gelangt, trägt auf einem 11 Fuß hohen Piedestal die kolossale Statue des Farnesischen Herkules. Sie ist aus getriebenem Kupfer und 31 Fuß hoch. Auf Leitern kann man durch das hohle Piedestal bis in die Keule dieses Kolosses steigen, die einen so großen Umfang hat, daß 12 Personen bequem darin Platz finden. Ein kleines, von außen unbemerkbares Lädchen verwandelt die hier herrschende Finsterniß in dämmerndes Licht und gewährt eine entzückende Aussicht. Mehrere tausend Fuß hoch über das Fuldathal erhaben, schweift der unbegrenzte Blick über Städte, Dörfer und Wiesen. Der alte deutsche Brocken erhebt sein graues Haupt hoch über der Wolken Saum; feierlich lagert sich um ihn das majestätische Harzgebirge und gewährt dem forschenden Auge einen Ruhepunkt. An dasselbe weiter oder näher entfernt, schließt sich um Hessens Bergwand der Inselberg, der Meißner, um das schöne Panorama zu vollenden, in dessen Mitte man Göttingens Thürme und so viele zur Verschönerung einer Landschaft beitragende alte Bergschlösser und Ruinen bemerkt, die dem Ganzen einen Anstrich von Schwermuth geben.

Wilhelmsstein, s. Steinhuder=Meer.

Wilibrod (der heilige), Apostel am Niederrhein und erster Bischof von Utrecht, geb. 658 in der engl. Grafschaft Northumberland. Schon in früher Jugend ward er Mönch in der Abtei Rippon und zeigte seinen Eifer zur Verbreitung des Christenthums in Schottland und Irland. Später ging er zu den Friesen, die er zum christlichen Glauben bekehrte. Als Bischof von Utrecht setzte er das Bekehrungswerk mit Glück unter den Batavern und Belgiern fort. Am Abend seines mühseligen Lebens zog er sich nach der Abtei Echternach im Herzogthum Luxemburg, die er aus den Gütern der heil. Irmina, der Tochter Dagoberts, gestiftet hatte, zurück. Dort wird noch sein Körper aufbewahrt. Alcuin, der Lehrer Karls des Großen, hat sein Leben in Versen und Prosa beschrieben.

Wilkes (John), geb. 1727 zu London, war der Sohn eines reichen Branntweinbrenners daselbst. Von der Natur mit vielen Talenten und einem feurigen Geiste begabt, widmete man ihn den Wissenschaften. Nachdem er den ersten Unterricht in seinem Vaterlande erhalten hatte, ging er nach Leyden, um da die Rechte zu studiren, und bereiste dann die Niederlande und Deutschland. Nach seiner Zurückkunft in England wurde er 1757 von der Stadt Ailesbury als Repräsentant im Unterhause gewählt. Er zeichnete sich weniger durch rednerisches Talent, als vielmehr durch seine witzige und anziehende Schreibart aus. Er wurde bald von der Volkspartei als Verfechter der engl. Freiheit vergöttert. Er hatte nämlich in einem Tagsblatt, dem North Briton, sehr heftig immer gegen die Administration geschrieben, und besonders in der 45sten Nummer dieses Journals die Rede des Königs bei der Prorogation des Parlaments nach dem pariser Frieden von 1768 mit den ausgelassensten Bemerkungen begleitet, sodaß man darüber Klagen gegen ihn im Parlament erhob und es durchsetzte, daß das Blatt öffentlich nicht ohne großen Auflauf des erbitterten Pöbels verbrannt wurde. Der Pöbel sammelte die Stücke der Schmähschrift, zündete, nachdem er die Gerichtsdiener sich zurückzuziehen gezwungen hatte, ein Freudenfeuer an und warf einen Kurierstiefel (jack boot) hinein, um den Grafen John Bute lächerlich zu machen. Weil Wilkes aber Parlamentsglied war, so kam es zu harten Kämpfen über die Streitfrage, wie weit das Parlamentsprivilegium einen Verfertiger von Schmähschriften schütze. Um dem Prozeß zu entgehen, entfloh Wilkes nach dem festen Lande und wurde darauf während seiner Abwesenheit mit allgemeiner Genehmigung aus dem Parlamente gestoßen. Als aber Wilkes bei der Auflösung des Parlaments vom festen Lande nach London zurückkehrte, so gab das Ministerium, anstatt ihn sogleich gefangen zu setzen, wie es hätte dem ausgesprochenen Urtheil über ihn gemäß nun thun können, ihm Zeit, daß er sich von der Grafschaft Middlesex zum Parlamentsgliede wählen ließ. Der Pöbel, der schon vorher die Pferde vom Wagen gespannt und ihn durch die Stadt gezogen hatte, war so erfreut, daß alle Straßen von dem Ausruf: „Wilkes und Freiheit," wiederhallten, und daß es durch Zerschlagung der Fenster von Lord Bute's Wohnung seinen Haß gegen diesen Minister zu erkennen gab. Als aber diese Wahl für ungültig erklärt und er, als ein einmal Ausgestoßener, überhaupt für unfähig bestimmt wurde, so setzte man dennoch eine zweite Wählung durch, wobei der Pöbel, alle Wege zum Wahlplatze besetzt haltend, jeden Vorübergehenden zwang: „Wilkes und Freiheit" zu rufen, und sein Unterscheidungszeichen, Nr. 45, auf seine Kleider und Wagen mit Kreide schreiben zu lassen. Weil aber auch diese zweite Wahl für ungültig erklärt ward, so beunruhigte dieser Schritt, der den Landesgesetzen zuwider zu laufen schien, so sehr das ganze Königreich, daß es in mehrern Adressen seine Unzufriedenheit laut darüber zu erkennen gab. Er wurde indessen, den Ministern zum Trotz, zum Aldermann und 1770 zum Lordmajor von London gewählt.

In der Folge erhielt er die sehr einträgliche Stelle als Schatzmeister von London. Er starb 1797. Wilkes war ein Mann von Verstand und Kenntnissen, besonders der Rechte seines Vaterlandes kundig, die er mit Muth, Entschlossenheit und ausharrender Standhaftigkeit vertheidigte und dadurch den willkürlichen Unternehmungen der Minister Schranken setzte. Er schrieb eine Geschichte Englands von der Revolution an bis zur Thronbesteigung des braunschw. Hauses, 1768. Auch erschien eine Sammlung seiner Parlamentsreden.

Willamov (Johann Gottlieb), geb. den 15. Jan. 1736 zu Mohrungen in Preußen, bildete sich auf der Universität zu Königsberg und ward 1758 als Professor nach Thorn berufen. Seine erste Sammlung Gedichte: Dithyramben, die er einige Jahre später herausgab, verleugnen zwar den eigentlichen Charakter dieser Dichtungsart (denn er besang in ihr nicht die Freuden und begeisternden Gaben des Bacchus, sondern größere politische Gegenstände); dennoch würden seine Dithyramben ihrer Fülle und begeisterten Regellosigkeit der Bilder wegen länger gelebt haben, wenn diese Dichtungsform sich der deutschen Nationalität anschmiegen könnte. Anders verhielt es sich mit seiner 1765 herausgekommenen zwei Büchern dialogischer Fabeln; ihr Werth besteht in Anmuth, Natürlichkeit und Wahrheit, wenngleich auch bei ihnen die Form nicht die glücklichste ist. 1767 verließ er Thorn, wo er bisher arm und ruhig gelebt hatte, und ging als Direktor der deutschen Schule nach Petersburg. Hier gab er 1771 die Uebersetzung des Froschmäusekriegs heraus. Seiner Unkenntniß in der Oekonomie wegen gerieth das deutsche Institut zu Petersburg in Schulden; er nahm daher 1776 seine Entlassung, und gerieth dadurch in die unangenehmste Lage. Hierauf ward er als Lehrer bei einer Mädchenanstalt angestellt; doch war sein Gehalt so unbedeutend, daß er kaum davon leben konnte; es reichte nicht einmal hin, um sich anständig zu kleiden. Er starb im Mai 1777, eigentlich mit gebrochenem Herzen. Sein Charakter war sanft und mild; umsomehr ist es zu verwundern, warum er gerade die Dithyrambe wählte. Seine Werke kamen 1779 zu Leipzig und vollständiger 1793 zu Wien in 2 Bden. heraus.

Wille, das Vermögen des menschlichen Gemüths, sich nach Begriffen zur Thätigkeit zu bestimmen. In diesem Sinne können wir nur dem Menschen einen Willen beilegen; denn nur ihm ist Selbstbestimmung mit Bewußtseyn nach Vorstellungen von Zwecken und Regeln gegeben. Diese Zwecke und Regeln sind aber entweder als bloß zufällig und auf das Sinnliche gerichtet, durch den bloßen praktischen Verstand gegeben, oder als allgemein und nothwendig, von dem höheren Vermögen der Ideen, der Vernunft, abhängig. Hierauf gründet sich der Unterschied zwischen einem bloß verständigen und einem vernünftigen, auf den schon Platon hindeutete. Allem unsern Wollen liegt die Vorstellung eines Gutes oder eines Uebels zum Grunde, und es äußert sich in dem erstern Falle als ein Begehren, in dem andern als ein Verabscheuen. Der verständige Wille geht auf das Angenehme und Nützliche und verabscheut das Unangenehme und Schädliche. Der vernünftige Wille verabscheut das Böse und begehrt das sittliche Gute. Die Fähigkeit eines vernünftigen Wesens, sich bloß duch Vernunft, unabhängig von andern Gründen, zu bestimmen, heißt Willensfreiheit, sittliche Freiheit. Sie ist ein wesentlicher Bestandtheil unserer höheren, übersinnlichen Natur, durch keine sinnliche Anschauung erkennbar, aber als unleugbare Thatsache des sittlichen Bewußtseyns gegeben. Sie offenbart sich theils als freie Selbstgesetzgebung (Autonomie), theils als eine von allem Fremden unabhängige Selbstbestimmung zur Vollziehung des Gesetzes. Wenn die Tugend als freie Beherrschung der Sinnlichkeit durch Vernunft gedacht werden kann, so folgt daraus, daß ohne Freiheit keine Tugend denkbar sey, ebenso

wenig als ohne dieselbe eine Zurechnung menschlicher Handlungen möglich wäre. Dennoch nennt die Geschichte mehrere Denker, welche die Freiheit des menschlichen Willens geleugnet haben. Dahin gehören vorzüglich: Locke, welcher die Frage, ob der Wille frey sey, gradezu für ungereimt erklärte, indem er, seinem empirischen Standpunkte gemäß, aus der Erfahrung darzuthun suchte, daß der Mensch nur durch das Verlangen, aus einem Zustande in einen andern besser überzugehen, zu Handlungen bestimmt werde, und Thom. Hobbes, welcher den Willen der von Ewigkeit her bestandenen Einrichtung der Dinge um uns her und dem Verhältnisse derselben zu unserer Organisation unterordnete. Dagegen erkannte schon Aristoteles die freie Selbstthätigkeit des Menschen als nothwendige Bedingung seiner Sittlichkeit an, und durch die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie ward jene genauere Darstellung der Freiheitslehre vorbereitet, die wir der kritischen Philosophie verdanken. Vgl. Kant's Kritik d. prakt. Vernunft N. A. 1818. S. 50 u. f. und Fichte's System der Sittenlehre. Jena 1798. — Schelling's Versuch, vom Standpunkte seiner Philosophie aus die Freiheitslehre zu retten; s. in dessen philos. Schriften, Th. 1. S. 399 u. f. — Vgl. Freiheit.

Wille (Joh. Georg), Kupferstecher, geb. 1715 auf der Obermühle unweit dem Städtchen Königsberg bei Gießen. Schon in früher Jugend herrschte bei ihm eine Neigung zum Zeichnen, der er sich mit vielem Glücke und ungemeiner Beharrlichkeit überließ; obgleich sein Vater, der ein Müller war und seinen Sohn zu demselben Stande bestimmte, ihm nicht allein keine Unterstützung gab, sondern ihn auch später, um ihn, wie er sagte, von der nutzlosen Kunst fortzubringen, zu einem Büchsenmacher in die Lehre that. Auch hier widerstand er der Neigung nicht und gravirte ziemlich artige Jagdstücke in die Gewehrschlösser. Auf der Wanderschaft verließ er diese Profession und wandte sich zur Uhrmacherkunst, die er mit ausgezeichneter Geschicklichkeit übte. Er arbeitete zu Strasburg und zuletzt zu Paris; in welcher letztern Stadt er einzig der Kupferstecherkunst lebte; obgleich er unter drückenden Verhältnissen sich befand, da ihm sein Vater, der ihn für einen ungerathenen Sohn erklärte, keine Hülfe zukommen ließ. Dennoch kämpfte sich Wille durch und lieferte endlich einen trefflichen Stich des Brustbildes des Marschalls von Belleisle. Dieß machte ihn bekannt und brachte ihn bald in Wohlstand. Der harmlose, einsame Künstler konnte aber der Hyäne des robespierreschen Schreckensystems nicht entgehen; er verlor sein sehr beträchtliches Vermögen, und nur der Einfluß seines Sohnes, der General der pariser Garde war, rettete ihn vor dem Schicksale so vieler Tausende. Napoleon, der die Absicht hatte in seiner Ehrenlegion jeglichen ausgezeichneten Mann zu vereinen, ernannte auch ihn zum Ritter, und die Akademie der Wissenschaften und Künste nahm ihn in ihre Mitte auf. Anfangs gravirte er meist Bildnisse; unter ihnen sind die des Ministers Florentin und des Redners Bossuet besonders berühmt. In den letztern Jahren stach er historische und andere Gemälde nach niederländischen Meistern. Ausgezeichnet sind unter ihnen die herumziehenden Musikanten nach Dietrich und die väterliche Zurechtweisung nach Terburg. Sein Sohn, Peter Alexander, geb. zu Paris 1748, war ein sehr geschickter Maler, von dem der Vater mehrere Arbeiten nachgestochen hat. Wille starb den 8. Aug. 1808. Unter seinen Schülern sind am bekanntesten Berwick, Müller und Schmutzer.

Williams (Helena Maria), geb. zu London den 27. Juli 1769. Zu London lebte sie unter der Aufsicht des D. Kippis, der einen bedeutenden Einfluß auf ihre Bildung hatte; denn auf sein Anrathen gab sie schon im 18. Jahre Gedichte heraus und übte sich im Fache der Erzählung. Der Ertrag ihrer Gedichte, die in 2 Bändchen herauskamen, setzte sie in den Stand, 1788 nach Frankreich zu reisen, wo sie fast unausgesetzt lebte. Robespierre's

Terrorismus, der es es sich zum Grundsatze gemacht hatte, Keinen zu schonen, der sich aus der Masse hervorhob, faßte auch sie; sie ward in den Tempel gesetzt, erhielt aber ihre Freiheit nach dem Tode des Diktators wieder. Jetzt warf sie sich in die politische Schriftstellerbahn, von ihrem Freunde, dem bekannten D. Stone, angefeuert und unterstützt. Zu Napoleon hatte sie, obgleich sie sich als eifrige Republikanerin bekannte, eine starke Vorliebe, welche ihr Napoleons Bewunderung des Ossian eingeflößt haben soll. Dieß konnte man ihr verzeihen; aber nicht ihre Gefühllosigkeit, ihren Unedelmuth und sogar ihre Verleumdung, welche sie bei der Herausgabe der Correspondenz Ludwigs XVI. (Ludwigs XVI. polit. und vertrauter Briefwechsel begleitet mit Anmerkungen. 3 Bnd. 1793) zeigte. Ihre Liebe zu Napoleon vermochte sie doch nicht gegen die Rache desselben zu schützen, die sie sich bei der Gelegenheit des Friedens von Amiens zuzog. Sie machte eine Ode auf den Frieden und vergaß darin Napoleon zu nennen; sie beging sogar das in seinen Augen nicht geringe Vergehen, England die Herrschaft der Meere zuzuerkennen. Der Polizei-Präfekt zog die unvorsichtige Dichterin ein, durchsuchte ihre Papiere und setzte sie nach 24 Stunden wieder in Freiheit; da es sich aus der Untersuchung ergab, daß sie nichts Gefährliches weder gegen den Staat noch gegen die Person des gewaltigen Kaisers im Schilde habe. Sie erzählt dieß in ihrer letzten Schrift: Historische Nachrichten von den letzten Ereignissen in Frankreich seit der Landung Napoleons den 1. März 1815 bis zur Wiederherstellung Ludwigs XVIII., nebst einem Bericht von dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande und der öffentlichen Meinung in Frankreich 1815. Unter ihren frühern Schriften sind zu bemerken: ein Gedicht über den Sklavenhandel (1783); Julie (eine Novelle, 2 Bde. 1790) und mehrere einzelne Gedichte und Aufsätze, vorzüglich die Briefe, geschrieben in Frankreich im Sommer 1790 (2 Bde., 2te Aufl. 1792), und Briefe über den polit. Zustand von Frankreich (4 Bde. 1796); Reise in die Schweiz, mit vergleichenden Blicken auf den gegenwärtigen Zustand von Paris (2 Bde., 1798); Briefe über den sittlichen Zustand und die öffentliche Meinung in der franzöſ. Republik (2 Bde. 1800), und die Reisen des Hrn. v. Humboldt in die Tropenländer der neuen Welt (4 Bde. 1814). Ihre politischen Schriften über den Zustand in Frankreich sind auch ins Deutsche übersetzt. Sie starb zu Paris den 14. Dezemb. 1827.

Willkür die ungebundene Wahl, — aus Wille und Kür, Wahl, zusammengesetzt. In menschlicher Willkür steht, oder der Willkür überlassen ist alles Das, was weder durch das Sittengesetz noch auch durch ein bürgerliches Gesetz untersagt ist. (S. Freiheit und Wille.) — Im besondern Sinne versteht man darunter Stadtgesetze und Statuten, insofern sie durch freie Wahl und Stimmung der Bürger gemacht worden sind, und in dieser Bedeutung wird Willkür dem allgemeinen Landrechte entgegengesetzt. (S. Landrecht.) Das Sprichwort: Willkür bricht Landrecht, heißt so viel als: die Stadtrechte haben den Vorzug vor dem Landrechte.

Wilna, russ. Gouvernement, enthält 1234 QM. und 989.000 Einw. Es ist eine flache Ebene, bloß mit Landrücken und vielen Waldungen, Brüchen, Morästen und Seen. Der im Ganzen fruchtbare Boden liefert viel Getreide, Flachs und Hanf. Die Industrie ist unbedeutend, und beschränkt sich fast allein auf die gewöhnlichen städtischen Gewerbe. Die Einwohner sind Litthauer, Letten, Polen, Juden, Griechen, Tataren, auch Russen und Deutsche. — Die Hauptstadt Wilna, groß und ansehnlich, war ehemals Hauptstadt des Großherzogthums Litthauen. Sie liegt 54° 38′ N. Br. auf einigen Hügeln an der Mündung der Wilenka in die schiffbare Wilia, hat, ohne die 2 großen Vorstädte, eine Meile im Umfange, 3000 Häuser und 25.000 Einw. (5000 Juden und viele Deutsche). Wilna ist mit Mauern

umgeben und hat mehrere ansehnliche Gebäude, ist aber enge und winklig gebaut; doch sind die Häuser meistens massiv. Hier ist der Sitz eines griech. Metropoliten und eines kath. Bischofs. Wilna hat ein altes Schloß mit der prächtigen Schloßkirche, der Kapelle und dem Grabmale des heil. Kasimir, dessen silberner Sarg 30 Ct. wiegen soll; ein Zeughaus, über 40 Kirchen, worunter 35 kath., 1 luth., 1 reform., 1 muhammedanisch-tatarische, 3 russ., 1 jüdische; eine 1803 von der russ. Regierung bestätigte und neu organisirte kath. Universität mit einem Fonds von 142.000 Silberrubeln, 32 Professoren, 12 Adjunkten in 4 Fakultäten: der schönen Wissenschaften und Künste, der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, der Medizin, der Moral und Politik, unter welchen letztern auch Theologie und Jurisprudenz mitbegriffen sind; ferner ein kath. Oberseminar (zum Unterricht der ausgezeichnetsten Mitglieder der bischöflichen Seminarien), Piaristenkollegium, griech. theolog. Kollegium, adel. Kollegium, Bibliothek, ein gut eingerichtetes Observatorium, naturhistor. Kabinet, anatom. Theater, physik. anatom. Kollegium, Institut der mediz.-chirurg. Kroneleven (für 100 Zöglinge), Gymnasium, Kreis- und Elementarschulen, Institut für Schiffer, philanthrop. Gesellschaft zur Versorgung der Armen; eine kaiserl. mediz. Gesellschaft, Bibelges. und 5 Buchdruckereien. Wilna treibt einen ansehnlichen Handel mit Getreide, Hanf, Flachs, Honig, Wachs &c. Die Stadt wurde durch die Franzosen den 28. Juni 1812 erobert, aber nach ihrer jammervollen Flucht aus Rußland, den 28. Nov. wieder geräumt, worauf sie am 6. Dez. von den Russen wieder besetzt wurde.

Wilson (Richard), ein vortrefflicher englischer Landschaftsmaler, geb. zu Pineges in Montgomeryshire 1714, bildete sich in London und Rom, arbeitete seit 1755 in seinem Vaterlande, und starb als Mitglied der königl. Akademie in London 1782. Seine Gemälde zeichnen sich durch Größe in der Wahl oder Erfindung der Scenen, gute Vertheilung des Lichts und Schattens und Lebhaftigkeit und Harmonie der Farben aus. — 2) Arthur, Geschichtsschreiber und dramatischer Dichter, geb. 1596 in Norfolkshire, st. 1652, und hinterließ außer Lustspielen: Geschichte des Lebens und der Regierung König Jakobs I.

Wimpfen, bis 1802 eine freie Reichsstadt im Kraichgau, jetzt der Hauptort des gleichnamigen Amtes im großherzogl. hess. Fürstenthum Starkenburg, liegt 2 Meilen von Heilbronn, an der Jart und am Neckar auf einer angenehmen Höhe, ist mit Mauern und Thürmen umgeben und zählt 2600 evangel. Einw. Hier ist das Salzwerk Ludwigshall. Vor Zeiten war hier ein kaiserl. Landgericht und von 1539—40 der Sitz des Reichskammergerichts. Wimpfen ist bekannt durch Tilly's Sieg über den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach 1622 und den Heldentod der 400 Pforzheimer. (S. Pforzheim.)

Winckelmann (Johann Joachim). Dieser um Kritik und Geschichte der Kunst, sowie um das Studium der Antike unsterblich verdiente Gelehrte, war der Sohn eines armen Schuhmachers zu Stendal im Brandenburgischen und 1717 geboren. Die äußerste Dürftigkeit konnte die Kraft seines Geistes nicht beugen. Seinen ersten Unterricht erhielt Winckelmann in der Schule seiner Vaterstadt. Der damalige Rektor dieser Schule, Toppert, ein würdiger Greis, nahm ihn zu sich in sein Haus, und als Blindheit den alten Lehrer befiel, war Winckelmann dessen Führer und Vorleser. Aus dem in der Schulbibliothek befindlichen neueröffneten adelichen Ritterplatze lernte er zuerst die berühmten Werke der Maler- und Bildhauerkunst kennen. Im 18. J. seines Alters (1735) ging er mit einem guten Grunde im Griech. und Lat. nach Berlin, und besuchte dort das kölnische Gymnasium. Er, der bestimmt war, der Verkünder und Erklärer des Alterthums und seiner Kunstschätze

zu werden, mußte sich das Geld, wofür er nach Hamburg reisete, und aus der öffentlichen Versteigerung der Bibliothek des berühmten Fabricius die besten Ausgaben alter Klassiker kaufte, unterwegs bei Adeligen, Beamten und Pfarrern erbitten. 1738 bezog er die Hochschule zu Halle, wo ihn die alten Klassiker und die Geschichte mehr, als die Theologie, welcher er sich eigentlich gewidmet hatte, anzogen. Das Jahr 1741 verlebte er als Hofmeister bei dem Rittmeister von Grollmann zu Osterburg, besuchte sodann Jena, wo er Italienisch und Englisch lernte. Er mußte seines Lebensunterhalts wegen das Konrektorat in der Schule zu Seehausen in der Altmark übernehmen (1743); aber die so kärglichen Einkünfte, daß die wohlhabenden Einwohner der Stadt ihm Freitische gaben, raubten ihm ebenso wenig den hohen und freiheitsliebenden Sinn, den er in seinem Leben immer gezeigt, als ihm, mitten unter rohen und schmutzigen Buben, die er Tagelang in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens unterrichtete, der tief und unzerstörbar ihm eingeprägte Sinn für die Schönheit erlosch. Der Welt unbekannt und in der beschränktesten Lage lebte hier der Mann, der bereits mit den literarischen und artistischen Schätzen vertraut war, die Memphis, Rom und Athen hervorgebracht haben. Graf Bünau zu Nöthenitz bei Dresden erlöste ihn nach 5 Jahren aus diesem ägyptischen Diensthause, indem er ihn als Bibliothekar bei sich anstellte. Winckelmann beschäftigte sich hier viel mit Auszügemachen, brachte auch manchen Tag der Muße in Dresdens herrlichen Kunstsammlungen zu, wo er sich mit dem damals hochgefeierten Maler Oeser befreundete, dessen praktischer Leitung sich ganz hingebend. Immer mehr enthüllten sich vor ihm die Geheimnisse der plastischen Schönheiten. Unüberwindlich wurde nun seine Sehnsucht nach Rom. Winckelmann lernte in Dresden den päpstl. Nuntius Archinto kennen, der ihm eine Stelle an der vatikan. Bibliothek versprach, wenn er zur kathol. Religion überginge. Nachdem dieß Letztere 1754 geschehen, ließ sich Winckelmann nun in Dresden nieder, begab sich aber 1755, unterstützt durch einem kleinen Jahrgehalt des Königs von Polen, nach Rom, wo er sogleich mit dem berühmten Maler Raphael Mengs eine sehr gewinnreiche Bekanntschaft machte. Die Kardinäle Passionei, Albano und Archinto interessirten sich für den gelehrten Mann, und Papst Benedikt XIV. versicherte ihn seines Schutzes. Winckelmann überließ sich jetzt dem Anschauen und der Betrachtung alter und neuer Kunstwerke. 1758 besuchte er Neapel, Herkulanum, Portici, Caserta und Pästum und reiste im Spätjahr nach Florenz, wo er ein Verzeichniß der geschnittenen Steine des verstorb. Baron von Stosch anfertigte. Winckelmanns Verdienste wurden in Rom schnell anerkannt; er wurde 1759 als Bibliothekar und Aufseher über die Alterthümer des mit vielem Kunstsinne begabten Kardinals Alessandro Albani angestellt. Ihm ward eine Wohnung im Pallaste dieses Gönners eingeräumt, und er arbeitete in dieser ihm überaus zusagenden Stellung, die ihn gegen anderweitige Anträge taub machte, an mehreren seiner Werke, namentlich an seiner Geschichte der Kunst, recht mit Liebe. 1762 ging er in Gesellschaft des Grafen von Brühl abermals nach Neapel, und machte seine Entdeckungen und Bemerkungen über die herkulan. Alterthümer in einem Sendschreiben an den Grafen bekannt. 1763 erhielt Winckelmann die Stelle eines Oberaufsehers aller Alterthümer in und um Rom. 1764 machte er mit Volkmann und H. Füßli eine dritte Reise nach Neapel, deren Resultat er in einer eigenen Schrift (Nachrichten von den neuesten herkul. Entdeckungen) der Oeffentlichkeit übergab. Bei einer vierten Reise dorthin bestieg er den Vesuv während eines Ausbruchs. Im April 1768 trat er in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi eine Reise nach Deutschland an, faßte aber, in düstre Schwermuth versunken, bald den Entschluß, von Wien aus über Triest

nach Italien zu gehen; und sein Begleiter, der ihn nicht umzustimmen vermochte, verließ ihn. Bald aber traf Winckelmann ein grauses Geschick: er ward von seinem neuen Reisegefährten, dem Italiener Franzesko Arcangeli, der sein Zutrauen listig zu erschleichen gesucht hatte, im Wirthshause zu Triest, als er eben vor seinem Koffer knieend, dem Bösewicht seine goldenen Medaillen zeigen wollte, am 8. Juni 1768 durch Messerstiche tödtlich verwundet. Winckelmann verschied wenige Stunden darauf, nachdem er die Sterbesakramente empfangen und sein Testament gemacht, und den Kardinal Albani zum Universalerben eingesetzt hatte. — Schon früh genährt mit dem Geist der alten Griechen und Römer, schwang sich Winckelmann zu dem gründlichen, umsichtigen und feinen Alterthumskenner hinan, der in Rom ein Licht anzündete, wie es zuvor noch nie geleuchtet. Lebhafte Einbildungskraft, vortreffliches Gedächtniß, kritischer Scharfblick, Enthusiasmus für die Kunst, eindringliche, oft feuerige Darstellungsgabe vereinten sich in diesem seltenen Manne, der für seine Zeit als ein wahres Meteor betrachtet werden kann, und dessen Name in der klassischen Literatur einen unsterblichen Ruhm behalten wird. Unter seinen Schriften hat besonders die schon berührte, auch in mehrere europäische Sprachen übersetzte Geschichte der Kunst des Alterthums, die zu Dresden 1764 in 2 Thle. gr. 4. m. Kpf. nebst einem Band Anmerkungen, 1767 erschien (eine zweite von Riedel zu Wien 1767 besorgte Ausgabe wurde als unbefriedigend aufgenommen) Epoche gemacht. Sie kann gewissermaßen als das Gesetzbuch des Ewigschönen betrachtet werden. Winkelmann schildert das Entstehen, das Wachsthum und den Untergang der Künste bei den Aegyptern, Phöniziern, Persern, Samnitern, Volskern, Campanern, Griechen, Römern. Nicht minder berühmt sind seine Monumenti antichi inediti (2 Vol. In Roma 1767 — 68. Fol. mit 208 Kpftafeln), die in Berlin nachgestochen und übersetzt worden sind. Wichtig für das Gemmenstudium ist die Description des pierres Gravées du feu Bar. de Stosch. à Florence. 1760. 4., 3444 geschnittene Steine umfassend. Auch mehrere Sammlungen seiner Briefe (die an Berendis stehen in Göthe's Schrift: Winckelmann und sein Jahrh. Tüb. 1805) sind sehr interessant. Die beiden ersten Bände seiner sämmtlichen Werke wurden von Fernow (Dresden 1808 m. Kpf.), Bd. 3 — 8., welcher achte Bd. die Register enthält, von H. Meier und J. Schulz (Dresd. 1809 — 10) herausgegeben. J. Winckelmanns letzte Lebenswoche, ein Beitrag zu dessen Biographie; aus den gerichtlichen Originalakten seines Mörders Arcangeli, herausg. von Dr. Dom. v. Rosetti, mit Vorrede von Böttiger (Dres. 1818). Rosetti stiftete ihm auch ein Denkmal zu Triest, und gab ein deßfallsiges Prachtwerk: Il sepolcro di W. in Trieste (Venedig 1823. gr. 8.), das auch Winckelmanns letzte Lebenswoche enthält, heraus. Sickler hat vorgeschlagen, durch Ausgrabungen in Olympia Kunstschätze für ein Museum zu sammeln, das Winckelmanns Denkmal seyn soll.

W i n d nennen wir jene Luftströmung, welche die ungleiche Vertheilung der Wärme auf der Oberfläche des Landes und des Wassers, das Gleichgewicht der Atmosphäre störend, hervorbringt. Man hält sie für das Ergebniß zweier, durch die ganze Masse der Atmosphäre gehenden allgemeinen Bewegungen. Die schwere und kalte Luft der Polargegenden und die der gemäßigten Zone hat ein Streben, die warme und verdünnte Luft der heißen Zone zu verdrängen und erzeugt in jeder Hemisphäre eine Strömung gegen den Aequator hin. Um aber die den höhern Breiten entzogene Luft zu ersetzen, geht über diesen Luftstrom eine Gegenströmung vom Aequator zu dem Pol. Diese beiden nach Süden und Norden gerichteten Luftströme, die man als die ursprünglichen Winde betrachten kann, erleiden verschiedene Veränderungen. Der von den Polargegenden kommende untere Strom, auf

welchen die jenen Gegenden eigene langsame Axenbewegung Einfluß hat, erhält in seinem Fortgange nicht die schnellere Bewegung der Erdtheile, worüber er geht, sondern muß, statt gerade der Richtung des Meridians zu folgen, nach Westen sich richten. Er verfolgt diese Seitenbewegung immer mehr, je näher er der heißen Zone kommt, und da die südliche und nördliche Richtung gehemmt wird, wenn die von der andern Halbkugel kommenden Winde den Aequator erreichen, so bleibt allein die westliche Bewegung. Dieß ist der sogenannte Passatwind, der östlich vom Aequator weht, nordöstlich auf der Nordseite, südöstlich auf der Südseite. Der obere Gegenstrom, dem die schnelle Bewegung der Aequatorialgegend eigen ist, folgt auch nicht der Richtung des Meridians, sondern weicht immer nach Osten ab, und wenn er auf dem Wege zum Pol gehemmt wird, behält er bloß die östliche Richtung. Die südlichen Passatwinde kommen regelmäßig aus Ost und Südost vom 10ten Grade südlicher Breite bis zum Wendekreise; in dem Raume von jenem Breitengrade bis zum Aequator aber wehen Nordwestwinde während unsers Winters, vom Oktober bis April, und Südwestwinde in den übrigen Monaten, wogegen überall auf der Nordseite des Aequators Südwestwinde während des Sommers und Nordwestwinde im Winter wehen. Die Ursache dieser sogenannten Moussonwinde ist noch nicht befriedigend erklärt. Das Gebiet der beständigen Winde ist auf den Raum beschränkt, der auf beiden Seiten des Aequators vom 30. Breitengrade eingeschlossen wird. Außerhalb dieser Grenze sind in einem kleinen Raum Windstillen ziemlich allgemein herrschend, worauf das bis zu den Polen reichende Gebiet der veränderlichen Winde anfängt. Vom April bis Juni hat England Ostwind, das nordöstliche Asien Westwind. Sehr stürmisch sind die Küstengegenden von Nordamerika, sowie die von der Nordwestspitze von Afrika, Schleswig und der Canal zwischen England und Irland. Außerdem hat jede Küste abwechselnd nach Mitternacht ihren Seewind und ihren Landwind des Abends. Binnenmeere, wie das mittelländische, lassen sich ebenfalls nicht nach der Regel beurtheilen, denn dasselbe hat fast $^3/_4$ Jahr über nördlichen Wind; die östliche Richtung der Straße von Gibraltar macht ferner ihren Wind bloß östlich oder westlich. Dergleichen Hindernisse finden sich auf dem festen Land noch häufiger; Bergketten, Wälder ändern den Wind sehr ab; daher denn auch nur die Beobachtungen, welche auf den flachen Ebenen angestellt sind, mit denen auf dem Meere zeimlich überein kommen. Nach den verschiedenen Graden der Heftigkeit gibt man den Winden verschiedene Namen. Ein sanfter Wind (wenigstens in der Schiffersprache) durchläuft in 1 Sekunde einen Raum von 5—10 F. Bei einer Geschwindigkeit von 16 F. heißt er ein mäßiger Wind; von 24 F. ein steifer Wind; von 35 F. ein harter Wind; von 42 F. ein kleiner Sturm; von 50 F. ein mäßiger Sturm; von 54 F. starker Sturm und von 60 F. ein europäischer Orkan; bei diesem letzteren drückt die Luft auf jeden QF. Fläche mit einer Kraft von 8 Pfund. Ungleich heftiger jedoch sind die furchtbaren Orkane, welche vorzüglich Westindien oft genug heimsuchen. Um einen Begriff von der furchtbaren Gewalt dieser Wirkungen zu geben, führen wir nur an, daß bei vorausgesetzter Geschwindigkeit von 123 Fuß in der Sekunde, welche beobachtet worden ist, z. B. ein Thurm von 150 F. Höhe und 30 F. Breite, auf allen Seiten vom Windstoße eine Gewalt erleidet, die dem Drucke von 9 Mill. Pfunden gleich ist, welche Angabe auf genauen Vergleichungen des Wasser- und Windstoßes, und der specifischen Gewichte beider Materien beruht. Ebenso furchtbar in ihren mechanischen Wirkungen zeigen sich die Wirbelwinde, welche aus einer Luftsäule bestehen, die sich mit Gewalt um ihre Axe dreht und zugleich eine fortgehende Bewegung hat, und die Wasserhosen, von welchen ein eigener Ar-

tikel handelt. Den Schiffern am gefährlichsten sind die besonders in den chines. und japan. Meeren plötzlich entstehenden Roßwinde und Stürme, Typhons (s. d.). Räthselhaft ist der eigenthümliche Ton, der einige Winde, vorzüglich den Westwind begleitet: dieser, besonders vor dem Regen, heult, während alle übrigen Winde nur rauschen. Eine völlige Windstille, wie sie besonders ganz in der Nähe des Aequators häufig eintritt, kann den Schiffen oft verderblicher werden als der Sturm, weil sie theils die Reise verzögert und also Hungersnoth und Wassermangel herbeiführt, theils das Schiff der Gewalt der Strömungen rettungslos überläßt. Die arabischen Sandwüsten erzeugen unter andern den tödtlichen Samiel, durch ihre Trockenheit und die Reflexion der auf sie fallenden Sonne. Hier finden wir chemische Einflüsse thätig, die durch die stetige Verdunstung aus allen Wasserflächen, durch die Wolkenbildung, den Hagel und vor allen durch Gewitter sehr bedingt sind. Jedes Gewitter hat aber auch seinen eignen Wind. Das solchergestalt gestörte Gleichgewicht in der Luft stellt sich bisweilen schon durch entgegengesetzte Störungen der obern und untern Schichten wieder her; wenn oben bisweilen Westwind bläs't, so ist unten der entgegengesetzte. Doch findet das Letztere wohl nur statt, wenn die Ursache des Windes innerhalb enger Grenzen thätig ist. Aus dem allen ergibt sich aber genugsam, daß die Winde zur Zerstreuung ungesunder Stoffe, zur Erneuerung der Luft, zur allgemeinen Vertheilung der nöthigen Feuchtigkeit sehr nothwendig sind. Beobachtungen lehren, daß der Windwechsel allezeit von Osten nach Süden und Westen, nie umgekehrt durch den Kompaß geht, bisweilen schnell, bisweilen so, daß ein Wind mehrere Tage stehen bleibt. Leslie hat in neuern Zeiten erwiesen, daß von den Winden hauptsächlich der Regen und die Wolkenbildung abhängt. Die Luft verhält sich nämlich gerade so gegen Wärme, wie gegen Feuchtigkeit; also haben die obern ausgedehnten Schichten für beide stärkere Capacität, als die untern, woraus folgt, daß sie sowohl Wasserdunst, als Wärme in größerer Menge bedürfen, ehe sie sich damit sättigen, d. i. ehe man sie durch Gefühl bemerkt, weßhalb jene stets kälter, aber auch trockner erscheinen. Erhitzte Luft hinwiederum nimmt den Wasserdunst in geometrisch steigendem Verhältnisse auf; wenn demnach zwei Winde von verschiedener Wärme sich berühren, so müssen sie durch Abgleichung ihrer Temperaturen allezeit Wolken oder Regen absetzen, um so mehr, als der Unterschied ihrer Temperaturen beträgt. S. Mayers Lehrb. der phys. Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie (Gött. 1805, mit Kpfrn.) und Lampadius Grundriß der Atmosphärologie (Freib. 1806). Eine umfassende Sammlung aller Beobachtungen über die verschiedenen, auf der Erde herrschenden Winde, Fluten u. s. w. hat man von Romme: Tableau des vents, des marées etc. sur toutes les mers du globe; avec des reflexions sur les Phénomènes (Paris 1806, 2 Bände).

Windbüchse, ein Schießgewehr, unterscheidet sich in Kugelbüchsen und Flaschenbüchsen, bei den erstern befindet sich die Luft in einer an die Dünnung des Schaftes geschraubten kupfernen Kugel; bei den Flaschenbüchsen hingegen ist sie in der mit Messing gefütterten, hohlen Kolbe des Schaftes enthalten. Der Ansatz dieser Flasche oder das Ventilgehäuse paßt an das etwas gekrümmte Schwanzstück des Laufes, und wird durch die eingeschnittenen Schraubengewinde auf demselben fest gehalten. Das Schloß einer solchen Windbüchse bestehet aus dem Hahn, der Nuß mit ihrem Studel, der Schlagfeder und der Stange mit ihrer Feder. Die Nuß hat auf der Vorderrast einen Zapfen, der bei dem Abdrücken der Windbüchse gegen die Pritsche schlägt und dadurch einen Stift gegen den Ventilpropf der Flasche druckt, daß er sich öffnet, und die Luft plötzlich in den Lauf dringt, um die

Ladung der Windbüchsen fortzutreiben. Die Pritsche umfaßt mit ihren beiden gabelförmigen Armen, die sich auf einer gemeinschaftlichen Schraube bewegen, das Schwanzstück des Laufes; und lehnt sich mit dem andern Ende gegen den vorerwähnten Stift, der durch ein vierseitiges Loch des Schwanzstückes hinein geht und genau auf das Ventil der Flasche trifft. Für die Anwendung zum Kriege taugt bloß die Flaschenbüchse, wo man nicht Gefahr läuft; die Kugel auf Märschen rc. rc. abzubrechen oder zu biegen; und die auch überhaupt ihrer innern Einrichtung nach dauerhafter sind, als die Kugelbüchsen. — Nach v. Murr soll Hans Lobsinger zu Nürnberg die Windbüchse 1560 erfunden haben. Aber es soll doch, nach Muschenbroek, in der Gewehrkammer eines gewissen Herrn von Schmettau in Deutschland, bereits 1474, eine, wiewohl noch sehr unvollkommene Windbüchse, befindlich gewesen seyn. Im 17. Jahrh. ist der Gebrauch der Windbüchsen, wegen der entdeckten mechanischen Eigenschaften der Luft, allgemeiner geworden. Mersenne war der Erste, der ihre Einrichtung, den Gebrauch und die Stärke derselben beschrieb. Die deutschen, und besonders die nürnbergischen Künstler, haben größere, unter dem Namen der Windkanonen, verfertigt, welche Kugeln, bis 4 Pfund schwer, trieben, und damit in einer Entfernung von 400 Schritten ein 2 Zoll dickes Brett durchbohrten. Die Windbüchsen kommen von den Gewehrfabriken von Suhl, von Würzburg u. a.; sie sind in manchen Ländern hauptsächlich wegen der Gefahr, sich selbst damit zu verwunden, verboten, da dieselben beim Laden oft zersprengt werden.

Winde, ein Werkzeug, durch welches eine Last bequem und leicht in die Höhe oder in die Ferne gebracht wird; es besteht aus einer Welle oder cylinderförmigen Walze, welche an beiden Enden mit runden Zapfen versehen ist und in Zapfenlagern ruht, und die vermittelst angebrachter Hebel in der Welle bewegt wird. Steht die Welle senkrecht, so ist dieß eine stehende Winde oder ein Göpel, welcher von Menschen, auch Pferden, an Schiebestangen bewegt wird. Die Erdwinde hat ebenfalls eine senkrechtstehende Welle, in einem Gerüste, welches fortgetragen werden kann und beim Gebrauch durch Pflöcke in der Erde befestigt wird; in dem obern Ende ist die Welle viereckig und heißt ihr Kopf, durch welche die Schiebestangen gehen. — Liegt die Welle wagerecht, so heißt die Winde im Allgemeinen eine liegende. Hierher gehört der Kreuzhaspel, welcher durch Hebel oder Speichen bewegt wird, an welchen die Arbeiter wechselsweise ziehen und drücken. Wenn statt der Speichen durch die Welle an beiden Enden derselben eine Kurbel oder ein Haspelarm angesteckt wird, um mit deren Hülfe die Welle herumzudrehen, so heißt eine solche liegende Winde eine Hornhaspel. Der Arm einer Kurbel, oder das Stück, worin das viereckige Loch zum Anstecken auf die Zapfen der Welle sich befindet, bis zum andern Ende hin, wo der Griff anfängt, heißt auch der Kurbelbug. Uebrigens hat dieß Werkzeug, theils nach seinem Gebrauch, theils nach seiner Bauart verschiedene Namen, und man hat Erd=, Stock=, Fuß= und Wagenwinden, welche letztere man wieder in zwei=, drei=, vier= und mehrspännige theilt. Bei der zweispännigen verhält sich die Kraft zu der Last, wie 1 zu 55, bei der dreispännigen wie 1 zu 77 und bei den größern, wie 1 zu 100. Eine solche Winde besteht aus einer starken eisernen, mit Zähnen versehenen Stange, an welcher oben die Gabel und unten der Fuß ist. Sie wird durch ein Getriebe auf und nieder bewegt, welches durch das daran befindliche Rad in Bewegung gesetzt wird, in das eine Schraube ohne Ende eingreift, die von außen durch einen Knebel gedreht wir.

Windharfe, s. **Aeolsharfe**.

Windischgrätz, eine alte Adelsfamilie kathol. Religion, stammt von Weriand, Herrn zu Grätz, im Lande der Wenden, oder Windischgrätz, der

am Ende des 11. Jahrh. lebte, und theilt sich jetzt in 2 Linien. Die ältere, die Ruprechtische, erlangte 1804 die reichsfürstl. Würde, indem ihre Herrschaften Eglofs (1¼ QM. mit 1550 Einw.) und Sieglofs, die in Schwaben von den vorarlbergischen Herrschaften umgeben liegen, zu einer Reichsgrafschaft mit dem Namen Windischgrätz erhoben wurden. Dieses Ländchen wurde 1806 mediatisirt und steht jetzt unter würtembergischer Hoheit. Das Haus besitzt außerdem beträchtliche Güter in den östreichischen Erbstaaten, mit 100.000 Gldn. Einkünfte. Der Fürst Alfred, geboren 1787, ist Oberster des k. k. Kürassierregiments Großfürst Konstantin. Nach dem k. k. Kabinetsschreiben vom 9. September 1825 soll dem jedesmaligen Chef des Hauses, wie den andern Standesherren in den Ausfertigungen von Seiten der k. k. Landesstellen der Titel Durchlaucht und Durchlauchtig hochgeborner Fürst gegeben werden. Mit der jüngern, der gräflichen Siegismundischen Linie hat die Ruprechtische gemeinschaftlich das Oberst-Erbland-Stallmeisteramt in Steiermark und die Magnatenwürde in Ungarn.

Windkugel, s. Aeolipila.

Windmesser, s. Anemoskop.

Windrose, s. Weltgegenden.

Windsor, Lustschloß des Königs von England in Berkshire bei dem Städtchen Windsor am rechten Ufer der Themse, wird durch eine steinerne Brücke mit dem berühmten Schulort Eton verbunden. Das Schloß ward von Wilhelm dem Eroberer um 1070 erbaut. Später wählte es Eduard I. zu seiner Residenz, und Eduard III., welcher hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane prächtiger. Auch Karl II. wendete viel auf die Verschönerung von Windsor und seit jener Zeit blieb es der Lieblingsaufenthalt der Könige von England und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Das Schloß, auf einem Hügel liegend, besteht aus mehrern nicht zusammenpassenden Gebäuden aus sehr verschiedener Zeit, wovon das älteste, im goth. Styl, mit Thürmen versehen ist. Das Schloß hat 2 Höfe, welche durch den sogenannten rothen Thurm, die Wohnung des Kommandanten, von einander getrennt werden. Der untere Hof ist wegen der St. Georgenkapelle merkwürdig, worin der letztverstorbene König Georg III. in den Wochentagen seine Andacht hielt. Sie ist mit Glasmalereien nach Wests Zeichnungen geschmückt. Das Altarblatt, das Abendmahl darstellend, ist ebenfalls von diesem Künstler. Zu beiden Seiten der Kapelle sind die Sitze für die Ritter des Ordens des Hosenbands angebracht; über jedem derselben liegt das Banner des Ritters und sein Schwert. Der obere Hof, welcher von dem eigentlichen Pallast umgeben ist, erhält durch den Rasenplatz ein sehr freundliches Ansehen, während die Majestät der goth. Baukunst in den langen Fronten der 4 Seiten des Gebäudes sich in ihrer ganzen Größe offenbart. In der Mitte des Rasenplatzes steht eine metallene Statue König Karls II. zu Pferde. An der Nordseite befinden sich die sogenannten Staatsgemächer, welche eine reiche Sammlung von Bildern der ausgezeichnetsten Meister enthalten. In dem Ballzimmer sieht man die Bildnisse der engl. Königinnen von Van-Dyk. An der Ostseite befinden sich die Zimmer der Prinzen und gegen Süden die der vornehmsten Kronbedienter, alle mit Tapeten und Malereien von verschiedenem Werthe verziert, an denen die Wirkung der Zeit sichtbar ist. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 180 Fuß lange St. Georgs-Saal, der zum Speisesaal für die Ritter des Hosenbandordens bei feierlichen Gelegenheiten bestimmt ist. Er ist mit Freskomalereien von Verrio verziert, welche die ganze Länge des Saales einnehmen und Scenen aus der britischen Geschichte darstellen. Am Ende desselben steht der königliche Thron, und über diesem das St. Georgenkreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpf-

bande und der bekannten Inschrift: Honni soit qui mal y pense. In einem Zimmer, nicht weit von diesem Saale, liegt auf einem Tische die in Weiß und Gold gestickte Fahne, welche der jedesmalige Herzog von Marlborough jährlich am 2. August, am Tage der Schlacht von Blenheim, nach Windsor bringen und dort niederlegen lassen muß, widrigenfalls er sein Recht auf Blenheim verliert. Besonders merkwürdig ist die große, in ihrer Art einzige Terrasse, welche 1870 Fuß lang ist, und von welcher man eine unbeschreibliche schöne Aussicht hat. Die königliche Familie wohnt nicht in dem eigentlichen Schlosse, sondern in einem modernen Gebäude, welches der südlichen Terrasse gegenüber liegt. Die Parks und Gärten sind sehr weitläuftig, Alles aber zeugt von der edelsten Einfachheit und alles Steife und Lästige des gewöhnlichen Hoflebens ist aus diesem Aufenthalte verbannt. Die ganze Gegend zwischen Windsor und London ist mit Landsitzen der Reichen und Großen übersäet.

Winfried, s. Bonifacius der Heilige.

Wingolf, s. Nordische Mythologie.

Winkel. Unter dieser Benennung versteht man in der Geometrie zwei Linien, die eine solche Neigung gegen einander haben, daß sie in einem Punkte, den man Scheitelpunkt nennt, zusammenstoßen, ohne wieder eine gerade Linie zu machen. Man theilt die Winkel in geradlinige und krummlinige ein. Unter den erstern unterscheidet man wieder rechte spitze, die kleiner, und stumpfe, die größer als rechte Winkel sind. Krummlinige Winkel bilden sich auf der Oberfläche einer Kugel, wenn sich zwei große Kreise schneiden, oder sie entstehen durch die Neigung zweier großen Cirkelflächen. Um die krummlinigen Winkel zu messen, dient der Bogen eines Kreises der Kugel, der zwischen den zwei Flächen liegt und beide rechtwinklich durchschneidet. Körperliche Winkel entstehen durch das Zusammentreffen mehrere Flächen begrenzender Linien, wie die Ecken bei einem Körper. Crelle hat ein neues Winkel-Meßinstrument, das zweckmäßiger ist, als die bisherigen, erfunden, und es Cathetometer genannt (Berl. 1817). — In der Mechanik unterscheidet man 1) den Direktionswinkel, der durch die Direktionslinien zweier nach einem Punkte hinwirkenden Kräfte gebildet wird; 2) den Elevationswinkel, den die Direktionslinie eines geworfenen Körpers mit der Horizontallinie macht. — In der Optik ist der Incidenz- oder Einfallswinkel der, den ein einfallender Strahl mit der Fläche des Körpers macht, darin er gebrochen wird; dann, der Brechungswinkel, den der gebrochene Strahl mit dem verlängerten einfallenden Strahl macht. Die Strahlenbrechung geschieht nach unveränderlichen Gesetzen und das Verhältniß des Sinus der Strahlenbrechung bleibt sich immer gleich. — In der Befestigungskunst unterscheiden sich wesentlich der eingehende und ausgehende Winkel. Der Scheitelpunkt des erstern liegt nach der Festung, der des letztern nach dem Feinde zu. Die übrigen Winkel erhalten ihre Benennung von den bekannten Linien, welche sie bilden. Unter dem todten Winkel versteht man jeden, wo man nicht im Stande ist, eine Vertheidigung auf das vorliegende Terrain zu bringen, wie z. B. jede ausgehende Winkelspitze.

Winkelmesser, Transporteur, ein Instrument, mit welchem man Winkel mißt oder aufträgt. Es in ein Halbcirkel von Messing oder Holz, dessen Umfangslinie oder Limbus in 180° abgetheilt, und dessen Sehne die der Diameter des ganzen Cirkels ist, zugleich den Mittelpunkt genau angibt. Will man nun einen Winkel messen, so legt man den Transporteur so an, daß jeder Mittelpunkt auf des Winkels Scheitelpunkt und der eine Schenkel in die Sehne des Transporteur fällt, so wird der andere Schenkel am Limbus die Grundzahl abschneiden, welche das Maß des Winkels ist.

Winkler (Joh. Heinr.), geb. im März 1703 zu Wingendorf in der Oberlausitz, wo sein Vater Müller war. Seine erste Erziehung verdankte er seiner Mutter, einer verständigen Frau. Seinen ersten Unterricht erhielt er in einer Privatschule zu Lauban. Am meisten Einfluß hatten aber auf den Knaben die ländlichen Umgebungen, worin er spielend eine Menge Naturgegenstände kennen lernte, und das Gewerbe seines Vaters. Jene flößten ihm die Liebe zu Naturforschungen und dieses zur Mechanik ein. Sein Forschungstrieb ward von neuem durch chemische Versuche, die er bei einem geschickten Arzte in Lauban, Adam, sah, erregt. Nach vollendetem Gymnasialkursus bezog er 1724 die Universität zu Leipzig und studirte dort, wenngleich unter sehr beschränkten Umständen, Philosophie, Theologie und die ältern und neuern Sprachen. Er verfolgte seine Studien mit einem solchen Eifer, daß er 1729 das Recht empfing, Vorlesungen zu halten. Ein Professor, Ridiger, gab ihm den Rath, nach Jena zu gehen, und als Antagonist gegen den Philosophen Wolf aufzutreten. Klüger war aber Winklers Vater, welcher meinte, es sey nicht verständig gehandelt, daß ein junger, unbekannter Mann gegen einen Lehrer, der einen so großen Ruf besäße als Wolf, auftrete. Nachdem er aber die Schriften Wolfs eifrig studirt, ward er dessen warmer Anhänger und gab 1733 Metitationes philosophiae Wolfianae utriusque contemplativae et acticae heraus; ein Werk, das 3 Aufl. erlebte, und in der 3. unter dem Titel Inst. phil. universae zu Leipzig 1763 erschien. 1731 ward er als 4. Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig angestellt, wo er als Lehrer der Physik, Psychologie und natürlichen Theologie bis 1739 so wohlthätig wirkte, daß ihm der Magistrat bei seiner Uebernahme einer außerordentlichen Professur der Philosophie bei der Universität Leipzig ein bedeutendes Geschenk machte. In der Ueberzeugung, daß zu einem blühenden und beredten Style und Vortrage das Studium der Natur viel beitrage, schrieb er: Von dem Seyn und Wesen der Seele der Thiere (1741—44), und: Vernünftige Gedanken über die wichtigsten Sachen und Streitigkeiten in der natürlichen Gottesgelahrtheit (1739). 1742 ward er ordentlicher Professor der griech. und latein. Sprache. In dieser Eigenschaft gab er: Platonis Phaedo gr. et lat. cum notis (1744) heraus. Auch den Philologen verließ der schon früher geweckte Hang zur Physik nicht, was seine Institutiones mathematico-physicae (1738) und seine Anfangsgründe der Physik (1753—55) bezeugen. Später übernahm er wirklich die Professur der Physik, und hier fand er sein geeignetes Feld. Bis zu der Zeit waren in Deutschland die Eigenschaften der Elektricität noch wenig bekannt, wenngleich in England und Frankreich schon wichtige Untersuchungen damit angestellt waren und Gilbert schon lange seine Belehrungen darüber ans Licht gestellt hatte. Winkler, nebst dem Professor der Mathematik zu Leipzig, Chr. Aug. Hausen, waren die Ersten, welche das deutsche Publikum hierauf aufmerksamer machten. Winkler verbesserte die gebräuchlichen Elektrisirmaschinen und ließ sie durch einen tüchtigen Tischlermeister in Leipzig, Joh. Friedr. Giessing, anfertigen. Man erkannte bald ihre Vorzüge und bestellte sie selbst nach England. Sein Werk: Forschungen über die Elektricität, ward ins Englische übersetzt und in die philos. Verhandlungen der Societät der Wissenschaften zu London, die ihn auch zu ihrem Mitgliede ernannte, aufgenommen. Ihm gebührt auch das Verdienst, daß durch seine Versuche mit der Elektricität Franklin auf die Idee der Blitzableiter geführt worden ist. Seine Experimente erregten das größte Aufsehen, sodaß er oft die höchsten Staatspersonen und ausgezeichnetsten Männer zu Zuschauern hatte. Er gab noch mehrere Schriften über das elektrische Fluidum heraus, als: Gedanken von den Eigenschaften und Wirkungen der Elektricität (1744); die Eigenschaften der Elektricität und des elektrischen Feuers aus verschiedenen neuen Versuchen erklärt, nebst etlichen neuen Ma=

schinen zum Elektrisiren beschrieben (1745); die Stärke der elektrischen Kraft des Wassers in gläsernen Gefäßen, welche durch den Muschenbröck'schen Versuch bekannt geworden (1746). In dem letzten Werke erklärt er das elektrische Fluidum für die Ursache des Blitzes und Donners. Auch war Winkler der Erste, welcher in seiner Schrift: De avertendi fulminis artificio ex doctrina electricitatis, (1753) Vorschläge zur Ableitung des Blitzes that. Endlich übersetzte er noch Franklin's Briefe über die Elektricität. Er starb im März 1770.

Winter (Peter von), geb. zu Manheim 1754. Sein Vater war Brigadier in der kurpfälzischen Garde. Den ersten Unterricht auf der Violine empfing er vom Hofmusikus Meyer. Seine musikalischen Fertigkeiten hatten sich in seinem 10. Jahre schon unter der Leitung des ersten Violinspielers der kurpfälzischen Capelle, Kramer, so sehr entwickelt, daß er ein Mitglied des Hof-Orchesters wurde. Mit seinen musikalischen Kenntnissen stieg auch seine Liebe zur Composition, worin er den Unterricht des bekannten Abtes Vogler genoß. Es wurde auch bald eine concertirende Symphonie von ihm aufgeführt. 1775 ward er in Manheim beim Theater Direktor des Orchesters. Als später das kurfürstlichen Hoflager nach München verlegt wurde, ward er hier in derselben Eigenschaft angestellt. Er componirte mehrere Ballets, Cantaten und Melodramen, die sich aber nicht erhalten haben. 1780 machte er eine Reise nach Wien, wo er den berühmten Salieri kennen lernte, dessen Einfluß auf ihn, in Bezug auf eine gründliche Composition, von großem Nutzen war. Er setzte dort auch einige Harmoniestücke, Cantaten und Ballets in Musik. Nach München zurückgekehrt, brachte er 1782 seine Oper: Helena und Paris, auf die Bühne. Treffliche Deklamation, schöner gefühlvoller Gesang und Neuheit in der Instrumentirung setzten sie in die Reihe der besten Musikstücke der damaligen Zeit. Sie ward in Paris und London ebenfalls mit gleichem Beifalle aufgenommen. Die bald darauf erschienenen Singspiele: das Hirtenmädchen und der Bettelstudent, gefielen nicht weniger. 1787 gab er seine Oper: Bellerophon, heraus. In demselben Jahre ward er Capellmeister. Bis 1790, wo er seine Reise nach Italien antrat, schrieb er noch mehrere Cantaten und Ballets und das Singspiel Scapin und Scapine. In Italien vollendete er seine Ausbildung im Gesange und der Melodie und entwickelte völlig das ihn später auszeichnende Talent, für den Gesang zu schreiben und ihn zu lehren. Winter ward bald Meister in der ital. Tonkunst, ohne deßhalb die Vorzüge der deutschen, ihre Kraft der Harmonie, ihr tiefes Gefühl und ihre glückliche Instrumentation zu verlieren. Italien erkannte seinen Werth nicht weniger als Deutschland; man übertrug ihm von dorther häufig Opern in Musik zu setzen. Seine erste in Italien geschriebene Oper: Catone in Utica, wurde 1791 in Venedig aufgeführt; ihr folgten mehrere Opern und Oratorien. Ausgezeichneten Werth hat unter denselben die zuerst für Venedig 1793 componirte, dann auch ins Deutsche übersetzte Opera buffa: I fratelli rivali (Die Brüder als Nebenbuhler), welche sich durch Leichtigkeit des Styls und gutgearbeitete Ensembles empfahl und lange auf der Bühne erhalten hat. 1795 und 1796 reiste er nach Prag und Wien; am letzten Orte schrieb er 1795 auch die dramatische Musik, welche ihn am meisten berühmt gemacht und ihm einen der ersten Plätze unter den deutschen Operncomponisten erworben hat, seine überall bekannte und beliebte Oper: Das unterbrochene Opferfest. Die Neuheit und Lieblichkeit seiner Melodien, die treffende Charakteristik der Personen und ihrer mannigfaltigen Situationen, das Sprechende in der Deklamation und die effektvolle Instrumentirung, alles Dieß sind Vorzüge, welche sich selten in einem dramatischen Werke vereinigen und die daher auch diese Oper beim ganzen Volke beliebt gemacht haben. —

Für Wien schrieb er dann (1798) den 2. Akt der Pyramiden von Babylon und 1799 die Oper: Das Labyrinth, beide als Fortsetzung der Zauberflöte. Obgleich in diesen Opern sich manches vortreffliche Musikstück befindet, so schadet ihnen doch im Ganzen die unvermeidliche Nachahmung der Zauberflöte, und sie sind mit dem Geschmack an den Zauberopern dieser Art von der Bühne verschwunden. 1800 schrieb er den Sturm (nach Shakspeare) für München, und 1801 für dieselbe Bühne die ernste Oper: Maria von Montalban (nach dem Sujet der Lanassa), eine gediegene Musik, die Vieles enthält, was sich dem Opferfeste gleichstellen läßt. 1802 unternahm er seine Reise nach Frankreich und England. In Paris schrieb er in demselben Jahre die Opera seria: Tamerlan, in London 1803 die Opern: Kalypso (aus welcher die schöne Ouverture allgemein bekannt ist), Kastor und Pollux, und 1804 die Opern: Proserpina und Zaire, welche er späterhin für die deutsche Bühne umgearbeitet hat. Seine Opern wurden dort mit großem Beifall aufgenommen. Außerdem schrieb er auch um diese Zeit die Opera seria Colmal und die ital. Oper Ochus, in welcher man einen bestimmten Charakter vermißte. Unter seinen vielen in dieser Periode geschriebenen geistlichen Musiken zeichnet man aus mehrere Oratorien und einige Cantaten, die er für die protestantische Hofkirche, ein vortreffliches Requiem, welches er zur Todtenfeier des Kaisers Joseph II. geschrieben, und ein in sehr edelem Style componirtes Miserere, mehrere Messen, Vespern rc. Doch steht Winter im weltlichen Style höher. Unter seinen weltlichen Cantaten ist Timotheus, oder die Macht der Töne (nach Dryden's Alexanderfest, von Dr. Chr. Schreiber bearbeitet) am meisten bekannt und geschätzt; sie enthält besonders herrliche Chöre. Weniger bekannt sind: Die Tageszeiten. In das Jahr 1813 gehört die glänzende Schlachtsymphonie mit Chören. Um diese Zeit wurde Rossini's und seiner Anhänger Musik auch in München bekannt und fand rauschenden Beifall. Winter, dessen Studium von jeher der Gesang gewesen war, fühlte sich auch von Rossini's Musik so sehr angezogen, daß er einige einzelne Arien und Variationen für die Singstimme in rossinischem Geschmacke schrieb. Wenngleich Nachahmung in allen Künsten nicht sehr zu loben ist, so müssen wir doch die Empfänglichkeit, Geistesgeschmeidigkeit und Gewandtheit in der Instrumentation bewundern, womit Winter in einem solchen hohen Alter die Aufgabe löste. Dennoch gab er sich dem rossinischen Geschmacke nicht so ganz hin, daß er darüber seine Eigenthümlichkeit verlor. In der Oper Mohammed, die er damals schrieb, erkennt man noch den alten Meister; ausgezeichnet ist er dort in den Cavatinen und glänzenden Finals. In seinen Opern, die Müllerin, Romeo und Julie, huldigte er zu sehr dem Modegeschmack seiner Zeit; in ihren Ouverturen herrscht das Rauschende und Lärmende vor, das oft sehr leer ist. Man hat dem Tonkünstler den Vorwurf gemacht, daß in allen seinen spätern Opern man auf Reminiscensen aus dem unterbrochenen Opferfeste stoße. Das mag wohl mehr Täuschung als Wahrheit seyn. Daß in allen eine gewisse Naturähnlichkeit herrscht, kann nicht anders seyn, denn sie stammen alle von einem Vater her, der seinen Werken nothwendig seine Eigenthümlichkeiten hat aufdrücken müssen; dennoch unterscheiden sich die Opern, Zaire, Maria von Montalban, Mohammed hinlänglich von einander und vom Opferfeste, um jenen Vorwurf niederzuschlagen. In der Behandlung des Gesanges, wie schon angedeutet, ist Winter ein Stern der ersten Größe; sein Gesang ist der Stimme vollkommen angemessen und befördert die Bildung derselben auf ausgezeichnete Weise; seine Melodien sind immer fließend und schmeicheln das Ohre, ohne das Herz leer zu lassen; weniger mannigfaltig ist seine Modulation, gewisse Cadenzen und Wendungen wiederholen sich zu oft und einförmig; die Begleitung, die ebenfalls sehr fließend ist, hat gewisse Lieb-

kingsfiguren, z. B. im tempo agitato, die zu oft wiederkehren, und in einigen neuern Stücken bedient er sich der starken Instrumentirung oft zu sehr, um den Mangel großer Motive dadurch zu verbergen. Das Anmuthige und Prächtige gelingt ihm mehr als das Erhabene. Um aber Winter's Verdienste vollkommen zu schätzen, müssen wir noch anführen, daß er, obwohl selbst ohne Stimme, einer der trefflichsten Singlehrer in Deutschland war und durch seine tiefe Gesangkenntniß und treffliche Methode mehrere wahrhafte Sänger und Sängerinnen bildete, z. B. Mad. Metzger-Vespermann und den Baritonisten Mittermair; dieß beweist auch die von ihm kurz vor seinem Tode erschienene vollständige Singschule in 4 Abtheil. (Mainz, 1824), welche besonders in den Solfeggien einen großen Vorzug vor andern Singschulen hat. Diese Verdienste erkannte auch der tonkunstliebende Fürst, in dessen Dinste er von seiner Jugend auf bis ins Greisenalter treu geblieben, lohnend an. Als er 1814 seine 50jährige Dienstfeier beging, erhob ihn der König von Baiern zum Ritter des bairischen Civilverdienstordens. Er starb zu München den 17. Okt. 1825.

Winter. Die scheinbare jährliche Bahn der Sonne am Himmel (die Ekliptik) haben die Astronomen nach ihrem zweimaligen Durchgang durch den Aequator, im Widder und in der Wage, und einmaligen Berührung eines jeden Wendecirkul, im Krebs- und Steinbockspunkt, durch zwei sich in den Polen unter rechte Winkel durchschneidende Meridiane, die man Coluren nennt, in vier gleiche Theile abgetheilt. Mit dem Eintritt der Sonne in eine dieser Abtheilungen setzt man für die Länder der beiden gemäßigten Zonen den Anfang der vier Jahreszeiten, Frühling und Herbst, Sommer und Winter. Der große Naturhaushalt kehrt sich aber an diese mathematische Eintheilung der Sonnenbahn nicht; denn diese Jahreszeiten pflegen sich gewöhnlich erst nach dem Eintritt der Sonne in jede Abtheilung einzustellen, und sind auch von unregelmäßiger Dauer. Jene könnte man daher die astronomischen und diese die physischen (natürlichen) Jahreszeiten nennen. In einem jeden Lande des nördlichen oder südlichen gemäßigten Erdgürtels geht der astronomische Frühling an, wenn die Sonne im Aequator steht, und anfängt, sich gegen den über dem Horizont sichtbaren Pol zu erheben. Der Sommer tritt bei dieser Vorstellung ein, wenn die Sonne nach drei Monaten den Scheitelpunkt in dem gegen den sichtbaren Pol liegenden Wendecirkul, an nächsten gekommen; der Herbst, wenn sie sich nach einer Zeit von drei Monaten abermal im Aequator befindet, und von demselben gegen die Seite des unsichtbaren Pols rückt. Der Winter endlich, wenn sie abermals nach drei Monaten in dem dem unsichtbaren Pol zugewandten Wendecirkul ihre größte Entfernung vom Zenith erreicht. Bei uns, als Bewohnern der nördlichen gemäßigten Zone, fängt daher der astronomische Frühling an, am 21. März, der Sommer am 21. Juni, der Herbst am 23. September und der Winter am 21. oder 22. Dezember. In der heißen Erdzone, oder zwischen den Wendekreisen, gibt es nur zwei Jahreszeiten: die nasse, die die Stelle des Winters, und die trockne, die die Stelle des Sommers vertritt; beide stehen aber mit den astronomischen in Widerspruch. Denn der Regen folgt dem scheinbaren Sonnenlaufe. Ist die Sonne in dem nördlichen Zeichen, so herrscht an der Nordseite des Aequators die Regenzeit, und ist sie in dem südlichen, die trockne Zeit oder der Sommer. Südwärts vom Aequator findet das Gegentheil statt. Die Dauer, der Anfang und das Ende der Regenzeit hängen durchaus von der besondern Lage der Gebirge und der Abwechselung derselben ab. In den kältern Gegenden grenzt der Sommer zunächst an den Winter, und in der Nachbarschaft des kalten Erdstrichs gibt es wieder nur zwei Jahreszeiten: ein kurzer, oft heißer Sommer und ein langer kalter Winter. Obgleich die

Sonnenstrahlen immer schiefer den Erdboden treffen, je näher ein Ort den Polen liegt, so wird doch durch die dortigen immer längere Sommertage das der Wirksamkeit der Strahlen Abgehende reichlich ersetzt, und die Hitze ist oft groß und drückend. Dahingegen ist auch die Kälte im Winter, wegen der langen Abwesenheit der Sonne unter dem Horizonte, äußerst heftig und unerträglich. Die Temperatur, oder die Wärme und Kälte der Luft, nimmt keinesweges mit der größern geographischen Breite oder Entfernung vom Aequator ab und zu, sondern hängt von mancherlei bekannten lokalen, aber auch noch unbekannten Umständen ab. Unter einerlei Breite ist es in Kanada, und noch mehr in Sibirien, weit kälter, als in Europa. Die schwedischen und norwegischen Alpen halten den kalten Nordwind für das mittlere Europa ab und verschaffen demselben ein milderes Klima; auch findet im Sommer das Eis im Eismeere, zwischen Europa, Grönland und Spitzbergen zum Theil einen freien Abzug ins Nordmeer. Die Lage des Bodens und der Waldungen gegen gewisse Winde, die Gebirge, die ein Land begrenzen oder durchziehen und es vor der Kälte beschützen, oder durch beschneiete Gipfel die Luft erkalten; die Höhe eines Landes, die Nachbarschaf des Meeres oder gefrorner Landseen, ein sandiges, oder morastiges, oder bewachsenes Erdreich, die überhäuften Waldungen oder deren Ausrottung, die Leitung oder Einschränkung der Flüsse, künstlich gezogene Dämme und Kanäle, die Kultur und Urbarmachung der Länder, oder deren Versäumniß — alles Dieses hat einen mehr oder minder Einfluß auf das bestehende, oder sich nach und nach verbessernde oder verschlimmernde Klima derselben. Innerhalb des nördlichen gemäßigten Erdstrichs ist gewöhnlich der Januar der kälteste, sowie über den 48sten Grad der Breite hinaus der Juli der wärmste Monat im Jahre. Um den Sommer-Sonnenstillstand wirken freilich die Sonnenstrahlen, ihres größten Einfallswinkels wegen, am stärksten; aber dessen ungeachtet nimmt noch einige Wochen nachher die Hitze zu, da die Erwärmung der Strahlen immer noch größer bleibt, als die Abkühlung. Zwischen zwei und drei Uhr ist gewöhnlich die größte Hitze des Tages. Die Kälte in den Wintermonaten verhält sich auf ähnliche Art. Der Unterschied zwischen den wärmsten und kältesten Monaten ist innerhalb den Wendekreisen unmerklich, nimmt aber nach den Polen hin immer mehr zu. Wenn der Winter in gewissen Gegenden sehr strenge ist, so pflegt er gewöhnlich in andern, oft nördlicher liegenden, sehr gelinde zu seyn.

Winterfeldt (Hans Karl v.), ein talentvoller Feldherr unter Friedrich dem Einzigen, dieses Königs größter Liebling, ward 1709 zu Vanselow in Vorpommern geboren, bis in sein 14. Jahr bei seinen Aeltern von Privatlehrern unterrichtet, worauf er seine militärische Laufbahn bei dem Kürassierregimente von Winterfeldt begann. Nach Verlauf eines Jahres ward er zum Kornet befördert. König Friedrich Wilhelm I. machte ihn 1728, wegen seiner vortheilhaften Bildung und schönen Wuchses und weil er seinen Dienst so brav verrichtete, zum Lieutenant bei der Garde du Corps und bald darauf zum Adjutanten. Diese schleunige Beförderung war für Winterfeldt eine Aufforderung, seinen Diensteifer noch zu vergrößern, und er erwarb sich hiedurch die besondere Gnade seines Monarchen. Friedrich der Große, der ihm schon als Kronprinz sein Vertrauen geschenkt hatte, erhob ihn bald nach seiner Thronbesteigung zum Major und Flügeladjutanten. Im ersten schlesischen Kriege ein Grenadierbataillon befehligend, zeichnete er sich an der Spitze desselben bei der Ueberrumpelung Glogaus (8. März 1741), besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) aus, wo er verwundet ward. Der König erklärte ihn nun zum Obersten und Generaladjutanten und schickte ihn hierauf nach Petersburg, um die Absichten des wiener Hofes in Ansehung der von der russ. Kaiserin verlangten Hülfsvölker zu vereiteln. Ruß-

land blieb aller von dem wiener Hofe geschehenen Anträge ungeachtet, neutral. Winterfeldt bewies dadurch, daß er ein ebenso geschickter Staatsmann als Feldherr sey. Sein Monarch war mit seinen Verrichtungen sehr zufrieden. Er leitete darauf auch noch das glänzende Gefecht bei Rothschloß (22. Juni). Im zweiten schles. Kriege (1744) begleitete er den König nach Böhmen; bei dem Rückzuge aus diesem Lande empfing er abermals eine Wunde. Zu Anfang des J. 1745 in Schlesien auftretend, vertrieb er die ungar. Insurgenten, die in den obern Theil des Landes eingedrungen waren; auch schlug er einen Schwarm Panduren und Kroaten bei Schmiedeberg in die Flucht. Am 22. Mai that ein feindliches Korps von 6 — 7000 Mann unter Esterhazy und Nadasti, bei Landshut auf das kleine Winterfeldt'sche Heer einen heftigen Angriff; aber Winterfeldts kluge Maßregeln vereitelten die großen Entwürfe der Oestreicher; er wurde zu rechter Zeit mit 1000 M. verstärkt, nun mußten ihm die Feinde das Feld überlassen und sich gegen das Gebirge zurückziehen. In diesen Gefechten wurde der Held am Arm verwundet. Der König lohnte ihm diese treue Dienste, indem er ihn zum Generalmajor ernannte. Er nahm darauf vorzüglichen Antheil am Siege von Hohenfriedberg (4. Jun.) und an dem glücklichen Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf (23. Novemb.), und that dem nach Böhmen fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. In der nach dem dresdener Frieden eingetretenen 11jährigen Waffenruhe war er, als Generaladjutant, immer in der Nähe des Königs und im Besitz von dessen größtem Vertrauen, sodaß er von ihm zu den verschiedenartigsten wichtigsten Geschäften gebraucht ward. Den dritten schles. Krieg voraussehend, strebte er durch Einziehung guter Nachrichten über die Militäreinrichtungen der Nachbarstaaten und Studium des wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes sich darauf besonders vorzubereiten. Als die aus dem dresdener Kabinet erhaltenen Papiere keinen Zweifel über die Absicht der Gegner übrig ließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergesehenen Angriff zuvorzukommen. Seine Ansicht gewann die Oberhand über die entgegengesetzte Meinung der Prinzen und einiger Generale, und man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht gemacht. Er ward kurz vor dem Ausbruche des Krieges Generallieutenant und erhielt den schwarzen Adlerorden. Friedrich drang in Sachsen ein und blockirte die sächsische Armee in ihrem Lager bei Pirna; hier ward Winterfeldt abgesendet, um den König August von seiner Verbindung mit Oestreich abzuziehen. Als dieß fehlschlug, erfolgte die bekannte Kapitulation. Bei Eröffnung des Feldzugs 1757 traf er mit dem Feldmarschall Schwerin in Böhmen ein, unterstützte dessen Eroberungen und that dem fliehenden bei Reichenberg geschlagenen Feinde vielen Schaden. In der blutigen Schlacht bei Prag befehligte er den linken Flügel der Infanterie und half den Sieg erkämpfen, wobei er jedoch am Halse leicht verwundet wurde. Nach seiner Wiederherstellung stand er bei dem Heere des Prinzen August von Preußen. Dieser Prinz ward bekanntlich wegen der bei Gabel und Zittau begangenen Fehler vom Könige ebenso hart behandelt, als alle unter ihm stehenden Generale, mit Ausnahme Winterfeldts, der nun bei dem Armeekorps des Herzogs von Bevern angestellt wurde, welches Friedrich, nach eigenem Geständniß, eigentlich ihm anvertraute. Das Heer des Herzogs war in 3 Korps getheilt, wovon Winterfeldt dasjenige, welches bei Radewiz stand, befehligte. Am 5. Aug. fiel zwischen demselben und dem Nadastischen Korps ein Scharmützel vor, und jetzt stand Winterfeldt mit seinem Korps so, daß der linke Flügel sich gegen den unweit des Moysbergs gelegenen Holzberg, der rechte aber sich über Leopoldishayn und weiter erstreckte, um die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlesien offen zu halten. Im östreichischen Lager

war der Minister Kaunitz angekommen, und die Generale beschlossen, um diesem ihre Thätigkeit zu zeigen, den Angriff auf Winterfeldts Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7ten Sept. 66 Bataillone und 70 Eskadronen zusammengezogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf Holzberg, welches das 2. Grenadierbataillone besetzt hatte, aber nach tapferer Gegenwehr verlassen mußte. Winterfeldt, der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat, eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er noch in derselben Nacht unter großen Schmerzen den Tod fürs Vaterland starb. Seine Leiche wurde auf seine Güter nach Schlesien gebracht, wozu der östreich. Feldherr Karl von Lothringen Geleitsbriefe ertheilte. Winterfeldt besaß einen edeln Charakter. Sein gekrönter Freund rief aus: „Wider die Menge meiner Feinde werde ich Mittel ausfinden können; aber ich werde wenige Winterfeldts antreffen!“ Auch das Heer und die ganze preußische Monarchie trauerten um ihn und betrachteten seinen Tod als einen Nationalverlust. Seine marmorne Bildsäule steht auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin.

Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne, bei ihrem scheinbaren Umlaufe, den weitesten Abstand südwärts vom Aequator erlangt hat. Dieß geschieht um den 21. Dezemb. Wir haben alsdann den kürzesten Tag (nämlich von beiläufig 7 ½ Stunde) und die Sonne beschreibt den kleinsten Bogen über unserm Horizont. Der Winterpunkt ist der Anfang vom Zeichen des Steinbocks, obschon dieses Sternbild den Ort verlassen hat (vergl. Vorrücken der Nachtgleichen), und jener Punkt daher jetzt in das Bild des Schützen fällt.

Winterschlaf der Thiere. Einige Thierklassen fallen alljährlich, wenn sie in der Freiheit leben und weder künstlich erwärmt noch ernährt werden, in einen betäubungs-ähnlichen Schlafzustand während einigen Monaten der kältern Jahreszeit. Die Thiere, welche dem Winterschlafe unterworfen sind, gehören alle zur Klasse der Gefingerten; ausgenommen der Igel und die Fledermaus und die Mauerschwalbe, welche man in einem ähnlichen Scheintode gefunden haben will. Früher war man der Meinung, daß nur Thiere der kältern Zonen in einen Winterschlaf verfielen, dieß ist aber irrig; denn der Jerboa in Arabien und der Taurick in Madagaskar sind ihm unterworfen. Gewiß ist es hingegen, daß eine Verminderung der Temperatur zum wenigsten die Gelegenheitsursache dieser Erscheinung ist. Hiezu kann allerdings der Mangel an Nahrung, welcher durch das periodische Verblühen der Pflanzenwelt herbeigeführt wird, viel beitragen. Kälte und Nahrungsmangel sind die äußern Ursachen des Winterschlafes; denn Thiere, die man während des Sommers in einer gewissen Kälte hält, verfallen in den asphyktischen Zustand, wogegen man sie im Winter munter erhalten kann, wenn man sie in der künstlichen Wärme leben läßt und ihnen hinlängliches Futter reicht. Doch würden diese äußern Zustände nicht allein den Winterschlaf herbeiführen, wenn nicht auch innere Ursachen, ein von den andern Thieren abweichender Bau des Körpers, ihnen zu Hülfe kämen. In den Winterschläfern sind die Venen im Verhältnisse zu den Arterien viel größer und weiter als bei andern Thieren. Die große Hohlvene geht nicht bloß zum rechten Herzohre, sondern spaltet sich in zwei große Stämme. Ueberdieß erhält sich bei ihnen die Thymusdrüse fast in demselben Umfange, den sie bei der Geburt hatte, analog der Thymusdrüse im Fötus, der im Mutterleibe sich in einem ähnlichen asphyktischen Schlafe befindet. Tritt die Schlafzeit ein, so lehrt der Naturtrieb die Thiere, verborgene, einsame Schlupfwinkel zu suchen; hier richtet sich nun Jedes nach seiner Weise ein. Die Fledermaus wählt dunkle Höhlen oder Mauerlöcher; das Murmelthier verkriecht

sich in eine Erdhöhle, wohin es vorher Blätter und Moos zusammengebracht hat; der Igel verbirgt sich unter Blätterhaufen, und sucht dabei gern ein Obdach von Farrenkräutern. Die Springmaus von Canada schläft in einer Thonkugel. Die Lage der Thiere ist fast immer zusammengerollt; die äußern Glieder an den Bauch gezogen und die Schnauze unter demselben versteckt. Auf diese Weise schützen sie dieselben vor der Kälte, während zugleich die Luftröhre zusammengedrückt, der Athem erschwert und der Blutumlauf zum Theil gehemmt wird. Während der Schlafperiode vermindert sich die Körperwärme, die oft 20 bis 50 Grade tiefer steht, als dieß bei ihnen im Sommer der Fall ist, übrigens übersteigt sie immer die der äußern Atmosphäre um einige Grade. In gleichem Maße sind die Herz- und Pulsschläge vermindert. Die Anzahl derselben fällt oft bis auf den achten Theil der im wachenden Zustand. Der Athem sinkt in demselben Verhältnisse. Selten schöpfen die Thiere mehr als einmal in der Minute Luft, und öfter dauert dieß mehrere Minuten, sogar eine Viertelstunde. Aus diesem Grunde verderben sie nicht leicht die in ihren Höhlen eingeschlossene Luft und können es selbst in verdorbener Luft länger aushalten als andere Thiere. Im Winterschlafe ist ihre Reizbarkeit und Sensibilität ungemein gering; man kann sie drücken, kneipen, schneiden, selbst den Leib öffnen und die Eingeweide mit Schwefelsäure betupfen, ohne daß das Thier Zeichen der Empfindung von sich gibt. Die Verdauung liegt gänzlich darnieder; Magen und Gedärme sind leer; ihr Körpergewicht nimmt ab. Künstlich aufgeweckt, fressen sie nur im geheizten Zimmer und dann auch mit weniger Begierde. Unter den Vögeln sind es die Mauerschwalben, welche in einen ähnlichen Zustand gerathen können. Man hat sie in Schottland in dem Betäubungsschlafe aus dem Schlamme aus dem Wasser gezogen und durch Wärme erweckt. Hieraus schließen zu wollen, daß alle Schwalben den Winter hindurch auf ähnliche Weise bei uns zubrächten und nicht wanderten, würde zu voreilig seyn. Wahrscheinlich waren sie durch irgend einen Zufall aufgehalten und vom Winter überrascht worden. Frösche und Amphibien unterliegen gemeiniglich dem Naturgesetze des Winterschlafes; dasselbe ist der Fall bei den noch niedern Thieren, als bei Schnecken und Insekten. Einen unvollkommnen Winterschlaf findet man beim Bären und Dachse; der eine verkriecht sich in eine Höhle, die er mit Moos ausgefüttert hat; er hat dann die Gewohnheit, seine Tatzen, die wenig behaart und mit fettigen Drüsen besetzt sind, zu lecken; daher das Sprüchwort: die Bärenpfoten saugen, für, von seinem eigenem Fette leben. Der Dachs steckt die Schnautze in einem unter dem Leibe befindlichen Fettbeutel. Ueberhaupt vermindert der Winter in der ganzen organischen Natur die Lebensthätigkeit; selbst der Mensch fühlt seinen lähmenden Einfluß mehr oder weniger.

Winterthur, eine kleine, wohlgebaute, industriöse Stadt im Schweizerkanton Zürich, mit 420 Häusern und 3360 Einw., an der Eulach, in einem lieblichen Thale, vier Stunden von Zürich. Es gibt hier gute Kattun-, Mousselin- und Zitzfabriken; auch wird Vitriol, Alaun und Glaubersalz bereitet und häufig versendet. Ueberhaupt zeichnete sich diese Stadt immerfort durch vorzügliche Künstler aus. Die Stadt hat eine Bibliothek, ein Münz- und Naturalienkabinet. Ihre Umgegend zieren geschmackvolle Landhäuser, üppige Wiesen und Weinberge, deren Erzeugniß zum Besten des Kantons gehört. In der Umgegend wächst ein guter Wein, mit welchem ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Wintzingerode (Ferd., Freiherr v.), Sprößling einer der ältesten Familien des Eichsfeldes, war 1770 geboren. Er verlebte eine stürmische Jugend. Der Durst nach ehrenvollen Thaten trieb ihn 1790 aus hessischen Diensten zur östreichischen Armee in den Niederlanden, zwei Jahre später

wieder in hessische Dienste, wo er am Rhein mitkämpfte, dann wieder unter die Fahnen Oestreichs, wo er bis zum Frieden von Campo-Formio aushielt. Im Jahr 1797 ward er Major in russischen Diensten, diente im Feldzug von 1799 als Freiwilliger mit Bewilligung Rußlands abermals unter Oestreich und zeichnete sich in der Schlacht von Stockach glänzend aus. 1802 wurde er Generaladjutant des russischen Kaisers, leitete 1805 die Unterhandlungen mit Oestreich und Preußen mit derselben Auszeichnung, mit welcher er bei Dürrenstein kämpfte. 1809 focht er wieder unter Oestreich bei Aspern und ward daselbst auf dem Schlachtfeld zum Feldmarschalllieutenant befördert. In dieser Schlacht zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel den rechten Fuß. Als Napoleon gegen Rußland zog, war er, wie überall, wo es Befreiung vom Franzosenjoche galt, der Ersten Einer, die sich unter die Fahne der Freiheit sammelten. Der Kaiser von Rußland erhob ihn zum General der Kavallerie. Er wurde beim Verfolgen des Feindes in der Nähe von Moskau gefangen und Napoleon befahl, ihn zu füsiliren. Dieser Befehl wurde aus Rücksicht für die französ. Generale in russischer Gefangenschaft zurückgenommen und General Wintzingerode gegen Wilna transportirt. Ein polnischer General, den er auf diesem Wege um die Erlaubniß ersuchte, sich einen Pelz kaufen zu dürfen und der diese Bitte verweigerte, erhielt später durch Wintzingerode's Fürsprache eine vortheilhafte Wiederanstellung in der russ. Armee. Der General Czernitscheff befreite Wintzingerode aus den Händen der Franzosen und er ging nun einer Reihe von Siegen entgegen, welche ihn den berühmtesten Feldherren seiner Zeit an die Seite zu setzen würdig machten. Die Schlachten bei Kalisch, Lützen, Dennewitz und bei Leipzig, der Sturm von Soissons und die Expedition gegen Napoleon bei St.-Dizier, welche ihm einen Ehrendegen mit Diamanten erwarb, wanden unvergängliche Lorbern um das Haupt dieses echtdeutschen biedern und hochherzigen Mannes, der auch als Mensch, als Gatte, Vater und Freund der Liebe und Achtung Aller genoß, die in seinen Kreis traten. Er starb am 17. Juni 1818 zu Wiesbaden.

Wipperthal, das, auf dem rechten Rheinufer in der preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, ist eine der gewerbfleißigsten Gegenden Deutschlands. Seit 1816 hat die Bevölkerung sowohl als der Wohlstand dieses Thales sehr zugenommen. Hier bilden Elberfeld (s. d.), Gemark, Ober- und Unterbarmen, Wipperfeld und Ritter-hausen beinahe eine aneinanderhängende Stadt mit den schönsten Gebäuden und reichsten Fabriken und mehr als 40.000 Einwohnern.

Wirbel (Cartesianischer), s. Descartes.

Wirbelwind, s. Wind.

Wirken heißt Ursach einer Erscheinung, Veränderung u. dgl. seyn. Wirkung ist der Erfolg einer Ursach. Ursach und Wirkung ist die Kategorie der Causalität (s. d.). — Von der Wirkung (affectus) ist die Folge (consequentia) im philos. Sprachgebrauche unterschieden. Darunter versteht man Das, was aus einem Grunde (ratio), welcher nicht, wie die Ursache, nach dem Wodurch? sondern nach dem Warum? fragt, erkannt wird. — Wirkung und Gegenwirkung. Durch diese Ausdrücke bezeichnet man das mathematische Gesetz, nach welchem ein Körper, der auf einen andern wirkt, so viel von seiner Kraft verliert, als die Kraft groß ist, mit welcher jener zurückwirkt, oder die Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung. Ein Pferd, das 20 Centner ziehen kann, braucht nur 4 Centner Kraft, wenn es 16 ziehen soll. Die Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung ist Wechselwirkung. Auf dieser Wechselwirkung, d. i. Zug und Gegenzug, Druck und Gegendruck, die der Materie ursprünglich eigen sind, beruhet die Möglichkeit der Raumerfüllung, d. i. der Materie selbst.

Wirklichkeit stammt von wirken, thätig seyn, eine Kraft äußern, her. Wirklichkeit, reales Daseyn, besitzt daher Alles, was wirkt. Logische Wirklichkeit. Ein Begriff kann in modaler Hinsicht betrachtet werden, entweder als bloß möglicher oder als wirklicher Denkakt. Im ersten Falle heißt er selbst ein möglicher, im zweiten ein wirklicher Begriff. Möglich ist also der Begriff, wiefern er gedacht werden kann, wirklich, wiefern er gedacht wird. Ein wirklicher Begriff kann wieder betrachtet werden entweder als zufälliger oder als nothwendiger Denkakt. Im ersten Falle heißt er selbst ein zufälliger oder schlechtweg ein wirklicher (im engeren Sinne), im zweiten ein nothwendiger Begriff. Zufällig oder schlechtweg wirklich ist also der Begriff, wiefern er ohne einen nöthigenden Grund, nothwendig, wiefern er vermöge eines solchen gedacht wird, mithin gedacht werden muß. Der nöthigende Grund kann logisch erwogen nichts anderes seyn, als ein anderer Begriff, mit welchem der gedachte Begriff als Folge zusammenhängt. An und für sich betrachtet ist freilich jeder Begriff bloß möglich, gleichsam ein Denkproblem, das, wenn es nicht gelöst werden kann, den Begriff als Denkakt unmöglich macht. Sobald aber die Begriffe im Verhältnisse zu einander und zum Verstande betrachtet werden, so können sie auch als wirkliche und nothwendige Begriffe im Bewußtseyn vorkommen. Es erhellet aber zugleich hieraus, daß der modale Unterschied der Begriffe sie selbst nicht afficirt, weil er nur ihre Verhältnisse betrifft. Es kann daher ein und derselbe Begriff möglich, wirklich und nothwendig heißen, je nachdem er sich als Denkakt so oder anders verhält. So ist der Begriff von organischen Wesen auf anderen Weltkörpern außer der Erde ein möglicher Begriff, insofern kein Widerspruch in ihm enthalten ist, ein wirklicher, insoferne Jemand schlechtweg dergleichen Wesen denkt, und ein nothwendiger, insoferne Jemand durch irgend einen nöthigenden Grund in seiner Gedankenreihe auf diesen Begriff geführt wird. Nimmt man die Gegensätze jener Prädikate mit denselben zusammen, so kann man mit Recht sagen: Die Begriffe sind in modaler Hinsicht entweder möglich oder unmöglich, die möglichen entweder wirklich oder nicht wirklich, und die wirklichen entweder zufällig oder nothwendig.

Wirthschaft begreift im allgemeinen Sinne Alles, was zur Erhaltung und Beförderung des Wohlstandes einzelner Personen, oder einer vereinigten Gesellschaft von Menschen, nach dem bestimmten Zwecke ihres Lebens und ihrer Betriebsamkeit unternommen wird. Die Art, wie ein Hausvater sich und seine Familie zu nähren sucht, und die Mittel, die er dazu anwendet, heißt seine Hauswirthschaft. Zu einer jeden Wirthschaft gehören also vier Stücke: 1) Anwendung der Kräfte, Lebensmittel, nicht nur hinreichend für das Bedürfniß, sondern auch für das Vergnügen, zu gewinnen, Wohlstand und Vermögen zu erwerben; 2) Kenntniß und Wahl der dazu dienlichen Mittel, 3) Kluge Benutzung des Gewonnenen zur Erhaltung und Vermehrung des Wohlstandes, durch Entbehrung aller unnützen Bedürfnisse, genau berechnetes Verhältniß der Ausgabe und der Einnahme, Ersparung eines Nothpfennigs für unvorhergesehene Zufälle ꝛc. 4) Aufsicht über das Gesinde und die Arbeiter, Beurtheilung ihrer Tüchtigkeit, Treue und Güte ihrer Arbeit ꝛc. Diese vier Stücke machen den guten Wirth. In Ansehung der Wahl der Mittel, wodurch der Zweck des Wohlstandes erreicht werden kann, ist die Wirthschaft verschieden, Stadtwirthschaft, Landwirthschaft, Staatswirthschaft ꝛc. Eine kleine Wirthschaft einer einzelnen Familie, die von Gehalte oder Zinsen, oder leichter Handarbeit lebt, heißt nicht Wirthschaft, sondern Haushaltung, indem ihre Wirthschaft sich bloß auf den Bezirk ihres Hauses einschränkt. Im engern Sinne braucht man das Wort Wirthschaft nur von ökonomischen Geschäften. Eine große Wirthschaft ist ein weitläuftiger Feldbau und Viehzucht.

Wisbaden (Wiesbaden), gutgebaute Stadt von 500 Häusern im Herzogthum Nassau, wegen ihrer Bäder berühmt, liegt auf einer kleinen Ebene zwischen Hügeln. Die Römer kannten schon die mattiakischen Quellen und noch bemerkt man hier die Spuren des von Drusus erbauten Kastells auf dem Kirchhofe. Auch hat man Ueberreste röm. Bäder und Münzen entdeckt. Die Karolinger hatten hier eine Pfalz, worin schon Karl der Große sich manchmal aufgehalten und später Otto der Große, welcher 965 Wisbaden zur Stadt erhob. Von dem alten Schlosse sind nur noch Ueberreste vorhanden. Das neue Schloß, welches Graf Johann Ludwig von Nassau gegen Ende des 16. Jahrh. erbaute, ist noch in gutem Stande. In der letzten Zeit wurden das Appellationsgericht, die Steuerdirektion und die öffentliche Bibliothek hinein verlegt. Das Rathhaus sieht ziemlich altfränkisch aus und ist mit mancherlei Emblemen seltsam verziert. Wisbaden hat 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Die heißeste Quelle oder der Kochbrunnen zeigt 52 Gr. Reaumur. Außerdem hat Wisbaden zwei Schwefel- oder Faulbrunnen. Der Badehäuser sind 24, ohne das Hospitalbad und das öffentliche bürgerliche Bad. Jedes besteht aus zwei Abtheilungen, dem Wohnhause und dem Badhause. Die Höhe der Badegebäude ist von 20 bis 40 Fuß. In einem solchen Badhause sind 10—30 Bäder, in kleinen, verschlossenen Kabinetten. Alle gegrabenen Brunnen der Stadt sind salzig und untrinkbar. Einige sind ganz nahe an den heißen Quellen, ohne daß dadurch ihre natürliche Kälte vermindert würde. Dieß begründet die Vermuthung, daß der eigentliche Heerd der Badquellen fern von der Stadt, wahrscheinlich in der nordwestlichen Gegend des Gebirgs zu suchen sey. — Nur ein trinkbares Wasser hatte die Stadt bis jetzt und zwar auf dem Markte. Es ist Quellwasser und kommt vom schwalbacher Wege. Einige kalte Bäche durchfließen die Stadt, und nehmen den Abfluß der warmen Quellen auf. Eine schöne, die Geselligkeit befördernde Anlage ist der neue Kursaal am Ende der Promenade, hinter dem Wiesenbrunnen, und steht durch eine Allee in Verbindung mit der Stadt. Das Hauptgebäude enthält einen großen, zweckmäßig eingerichteten Tanzsaal, Speise- und Spielsäle, Gesellschaftszimmer und die Wohnung des Wirths. Die inneren Einrichtungen, die Dekorationen und die Geräthschaften sind sehr geschmackvoll. Die Säulen, worauf die Gallerie im großen Saale ruht, sind von inländischem Marmor. Die Fronte beträgt 350, die Tiefe aber 170 Fuß. Unter den Spaziergängen um Wisbaden ist die neue Anlage der reizendste. Die Natur hat ihre Schönheiten über diesen Heilort freigebig ausgestreut. Unter den vielen interessanten Umgebungen bemerken wir insbesondere: den Neresberg mit dem gleichnamigen Thale, ½ Stunde von Wisbaden; das alte Schloß Sonnenberg auf einem Kalkfels, eine Ruine; die Fasanerie, ¾ Stunde von der Stadt, in einem freundlichen Wiesenthale, um welches ein lichter Hain sich zieht; Klarenthal, ehemals ein Nonnenkloster, in dessen Nähe man eine Menge alter Grabhügel sieht; der Greisberg, von dem man eine reizende Aussicht nach Mainz und den schönen Dörfern am Rhein hat; Adamsthal, eine schön angelegte Meierei im Walde; die Walkmühle mit hübschen Anlagen und einem angenehmen Tanzsaale; die Platte, ein Jagdschloß mitten im Walde, eine der weitesten und reichsten Aussichten in Deutschland; und Bibrich, die schönste Fürstenwohnung am Rhein, der Sommersitz des Herzogs von Nassau. In und um Wiesbaden wandelt der Freund des historischen Alterthums auf klassischem Boden und findet auf jedem Schritte Merkmale aus der Zeit, wo Römer und Germanen sich um den Besitz des schönen Rheinlandes stritten. Noch erblickt man auf den Höhen die Spuren der deutschen Steinwälle und eingesunkenes Gemäuer römischer Kastelle, um Wisbaden, besonders auf dem Neresberg, bei Zugmantel und bei Heft-

rich. Auch der Botaniker und Mineralog wird die Umgebungen von Wisbaden nicht ohne Gewinn besuchen. S. J. H. Eberhardt's Gesch. u. Beschr. der Stadt Wisbaden (Giesen, 1817) und Dr. Rullmanns Beschr. Wisbadens und seiner Heilquellen (Wisbaden, 1823).

Wischnu, s. Indische Mythologie.

Wismar, eine alte Stadt, einst Mitglied des Hansabundes, liegt 53° 58′ N. Br. an der südlichen Spitze des nach ihr benannten Meerbusens der Ostsee, welcher einen sichern und bequemen Hafen für große Seeschiffe bildet, von Seen und Niederungen umgeben. Sie war schon ums Jahr 1150 eine ansehnliche Stadt. 1477 ward sie vom Herzog Heinrich dem Fetten von Mecklenburg unter seine Botmäßigkeit gebracht. Im Anfang des 17. Jahrh. wurde sie zu dem Herzogthum Schwerin geschlagen und im westphälischen Frieden 1748 an die Schweden, die sie vorher eingenommen hatten, abgetreten. Seitdem ist die Stadt mehrmalen belagert und eingenommen worden, als 1716 von den vereinigten Dänen, Preußen und Hanoveranern, und in den 2 folg. J. wurden die Festungswerke gesprengt. 1721 kam sie an Schweden zurück. 1803 erkaufte der Herzog von Mecklenburg-Schwerin die Stadt Wismar mit ihrem Gebiet, nebst den Aemtern Poel, auf der Insel gleichen Namens, und Neukloster von Schweden für 1.200.000 Thlr. Banco. Jetzt gehört Wismar zum Ostsee- oder Wismar-Distrikt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin. Die Stadt ist mit Mauern und Graben umgeben, hat einen schönen Marktplatz, 4 Kirchen, 1310 Häuser, worunter mehrere schöne Gebäude und 7900 evangel. Einw., welche sich hauptsächlich mit dem Handel zur See und mit dem Schiffbau beschäftigen. Auch gibt es Fabriken in Tabak, Spielkarten u. s. w.

Wismuth (Bismuth), ein Metall von einer röthlich-weißen Farbe, und fast ohne Geruch und Geschmack. Es besteht aus breiten, glänzenden an einander gefügten Blättern und ist ziemlich hart. Wenn es vorsichtig gehämmert wird, so kann man nach Muschenbröck seine Dichtigkeit vermehren, allein bei einem heftigen Hammerschlage zerspringt es. Es ist nicht dehnbar und läßt sich daher weder zu Draht ziehen, noch strecken. Bei einer Temperatur von 460° Fahrenheit kömmt es in Fluß; wird die Hitze bei dem Zutritt der Luft beträchtlich verstärkt, so dampft es, stößt einen starken Dampf aus und brennt mit einer blaulichten Flamme. In verschlossenen Gefäßen läßt es sich überdestilliren. Der Wismuth gehört also unter die flüchtigen Metalle. An der Luft verliert der Wismuth in kurzer Zeit seinen Glanz, erleidet aber sonst keine Veränderung. Der Wismuth verbindet sich mit den meisten Metallen. — Der gediegene Wismuth kömmt häufig in kleinen Tafeln oder Würfeln krystallisirt vor, die eine silberweiße Farbe besitzen, die sich mehr oder weniger ins Rothe ziehet. Häufig ist er bunt angelaufen, im Innern glänzend und von metallischem Glanze. Der Bruch ist blättrigt und geht ins Strahlige über. Er ist sehr leichtflüssig. Man findet ihn in Böhmen, Sachsen, Schwaben, Schweden, Siebenbürgen; häufig kömmt er in Begleitung von Koboltерzen vor. Man bedient sich des Wismuths zu verschiedenen Arbeiten und Compositionen. Mit Zinn, Blei und etwas Quecksilber vermischt, erhält man eine Spiegelfolie. Die Handwerker, die in Zinn arbeiten, brauchen den Wismuth, um das Zinn leichter flüssig zu machen; mit Blei vermischt, wird er zum Löthen gebraucht. Die Schriftgießer vermischen ihn mit Spießglas, um Buchstaben zu gießen. Mit Laugensalz oder Weingeist aufgelös't, gibt der Wismuth einen feinen, weißen, kalkartigen Niederschlag, der unter dem Namen spanisches Weiß oder Schminkweiß bekannt und für die Haut sehr schädlich ist. Die Aerzte der vorigen Zeiten empfahlen eine Auflösung desselben als ein schweißtreibendes Mittel, und er war in den Apotheken unter dem Namen Marcasit bekannt.

W i s s e n. Dieses, in sehr viel Bedeutungen gebrauchte Wort bezeichnet einen Zustand des Kennens oder der Ueberzeugung, welcher sich, sowohl dem Grade als auch der Art nach, von jedem andern Zustande des Erkennens oder der Ueberzeugung unterscheidet. Accentuirt man den Ausdruck: ich weiß es, im Gespräche, so will man damit den höchsten Grad von der Gewißheit Dessen, was man behauptet, ausdrücken, und: Wissen, ist alsdann dem: Meinen, das gewöhnliche auch: Glauben, genannt wird, entgegengesetzt. — In der Philosophie heißt: Wissen, Dasjenige, dessen Wahrheit sich bis auf die Grunderkenntnisse deutlich zurückführen läßt. Hier ist also der Umfang des Wissens sehr beschränkt, denn es findet ein Wissen nur in der reinen Mathematik, in der Metaphysik und in der reinen Naturwissenschaft statt. Alles, wozu Erfahrung gehört, kennt man bloß, ohne es zu wissen, nach dieser Bedeutung des Wortes: wissen. Was sich zwar auf Grundvorstellung, aber nicht auf Grunderkenntnisse zurückbringen läßt, ist von Kant, der diese Unterscheidung zuerst gemacht, und ihre Nothwendigkeit entdeckt und erwiesen hat, reiner Vernunftglaube genannt worden. Man könnte es ein reines Glauben überhaupt nennen. So läßt sich der Satz, Gott existirt, zwar auf die Grundvorstellung: ich soll moralisch, d. h. allgemein gültig handeln, aber nicht auf eine Grunderkenntniß zurückführen; um deßwillen es ist, daß Kant diesen Satz ein Glauben, nicht aber ein Wissen nennt. Stiedenroth: Theorie des Wissens, mit besondrer Rücksicht auf Skepticismus ꝛc. Gött. 1819. Ueber d. Verhältniß des Glaubens zum Wissen, s. Jacobi's David Hume; Görres's und Fries's Schriften über Glauben und Wissen, und Weiller's und Salat's Untersuchungen über Verstand und Vernunft.

W i s s e n s c h a f t. In der gewöhnlichen und allgemeinsten Bedeutung heißt Wissenschaft, jeder Inbegriff von Kenntnissen, bei welchem es auf Vollständigkeit und Ordnung des Aufgenommenen angesehen ist. Die Wissenschaft ist alsdann dem Fragmentarischen, dem Rhapsodischen entgegengesetzt. In engerer Bedeutung heißt Wissenschaft, ein Inbegriff von Kenntnissen, wo ebenfalls auf Vollständigkeit und Ordnung gesehen wird, die aber zugleich so beschaffen sind, daß sie sich auf einige wenige allgemeine Erkenntnisse gründen lassen, unabgesehen davon ob diese allgemeine Erkenntnisse Thatsachen des Bewußtseyns, oder Erfahrungen (und also etwas im bloßen Bewußtseyn nicht Vorkommendes) sind. In dieser Bedeutung gibt es die ziemlich große Anzahl von Wissenschaften, die man unter dem Namen: Geschichte, Geographie, Jurisprudenz, Theologie, Physik, Naturgeschichte u. s. w. kennt. In der engsten Bedeutung des Wortes aber heißt Wissenschaft nur der Inbegriff von geordneten und vollständig dargestellten Kenntnissen, welche sich auf Thatsachen des Bewußtseyns zurückführen lassen, und dann gibt es weiter keine Wissenschaften als: reine Mathematik, die allgemeine Naturlehre und die allgemeinste von dieser, nämlich den Theil der Philosophie, welcher, mit Kant, Transcendental-Philosophie genannt werden kann. Vergl. E n c y k l o p ä d i e d e r W i s s e n s c h a f t e n.

W i s s e n s c h a f t s k u n d e besteht in Kenntniß des Inhaltes jeder Wissenschaft. Diese Kenntniß ist möglich, ohne daß man auch nur eine einzige Wissenschaft selbst bearbeite, denn sie ist nur eine sogenannte historische Kenntniß. Da aber der Wissenschaften immer so viele sind, daß es nöthig ist, sie zu ordnen, und auf irgend eine Art auch die Verhältnisse derselben untereinander mit darzustellen, so erscheint die Wissenschaftskunde selbst als ein System, d. h. als ein mit Verstand geordnetes Ganzes, und da ein solches häufig ebenfalls: Wissenschaft genannt wird, so erhält die Wissenschaftskunde alsdann auch selbst den Namen, Wissenschaft. S. F i c h t e.

Witebsk, Gouvernement Rußlands, liegt 54° 42′ — 57° 21′ N. B., grenzt im Nordwesten an Liefland, im Nordosten an Pleskow, im Südwesten an Smolensk, im Süden an Mohilew, im Westen an Minsk, Wilna und Kurland, enthielt 1828 auf 794 QM. an 700.000 Einw., Polen, Lithauer, Letten, Russen, Deutsche, Juden, der Religion nach nicht unirte und unirte Griechen, Katholiken, Hebräer, in 12 Kreis= und vielen kleinen Städten und Dörfern. Das ebne, nur hin und wieder von Haiden und Morästen bedeckte Land wird von der Düna; Ula, Welika, den Seen Luba, Sebesch &c. bewässert, hat ein heiteres und gemäßigtes Klima und liefert viel Getreide, Buchweizen, Erbsen, Hanf, Flachs, Gemüse, Holz, Hausthiere, Wild, Fische, Bienen, Eisen, Salpeter &c. Zur Ausfuhr kommen Korn, Branntwein, Schweinsborsten, Hörner, Balken, Masten, Hanf, Flachs, Leinsamen, Schlachtvieh, Häute, Talg, Wolle, Honig, Wachs &c. Das Gouvernement hat 12 Kreise, und die befestigte Hauptstadt **Witebsk**, am Einfluß der Witeba in die hier schiffbare Düna, mit Mauern und Thürmen, 1950 Häusern, 15.500 Einw., worunter 600 Juden, 3 katholischen und 11 griechischen Kirchen, 8 katholischen Klöstern, worunter 6 katholische und 2 griechische, 3 Synagogen, Gymnasium, Kranken=, Armen= und Waisenhäusern, Kaufhof mit vielen Buden; Gerberei, Handel nach Riga, Danzig, Memel und St. Petersburg mit Meth (Lipitz, d. i. Lindenhonig) &c., Jahrmärkten.

Witgenstein, s. **Sayn**.

Witherit, eine kohlensaure Barytart, ist weiß, ins Grauliche, theils ins Röthlichgelbe fallend, durchscheinend; ähnelt im äußern Totalhabitus fast dem Alaun; ist fettglänzend, meist ungeformt, springt in keilförmige Bruchstücke, auf dem Längenbruch schwach divergirend gestreift; sehr selten krystallisirt und dann meist in sechsseitiger Säule mit sechsseitiger Spitze; sein Gewicht ist 4271 L. Gehalt (nach Kirwan): 78 Schwererde, 20 Kohlensäure. Sein Fundort vorzüglich in den Bleiwerken zu Anglezark bei Chorley in Lancastershire und zu Steinbauer in Obersteiermark. Innerlich genossen ist er warmblütigen Thieren ein Gift, aber auch, wie so viele andere Gifte, zweckmäßig versetzt und in kleinen Gaben, ein kräftiges Heilmittel.

Withof (Johann Philipp), ein merkwürdiger Sonderling unter den deutschen Didaktikern des 18. Jahrh., geb. zu Duisburg am Rhein 1725, studirte Medizin, wurde Doktor in dieser Wissenschaft und starb in seiner Vaterstadt als Professor der Beredsamkeit und der griechischen Literatur, zugleich als gräflich bentheimischer Leibarzt, 1789. Philosophischer Forschungsgeist, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, vorzügliche Kenntnisse in der Medizin und den Naturwissenschaften, verbunden mit einer entschiedenen Neigung zur didaktischen Poesie, machten Withof zu einem Geistesverwandten Haller's. Seine Philosophie war weit weniger ängstlich und beschränkt, als diejenige, mit welcher Haller sich begnügte. Aber er wollte nicht nur freier Selbstdenker seyn; er wollte auch auf eine besondere Art in Versen zeigen, daß er es sey. Wenig bekümmert um rhythmischen Wohllaut, und selbst die Gesetze der Grammatik wenig achtend, glaubte er, Haller zu übertreffen, wenn er mit einer gewissen Keckheit kräftige Gedanken in holprichten Alexandrinern bald lakonisch hinwarf, bald sie, bis zur Unverständlichkeit, in dunkle Phrasen einhüllte, um auch dadurch dem Leser desto mehr zu denken zu geben. Viel Geistvolles liegt in seinen Gedichten; aber es herauszulesen, ist eine Arbeit. Ein herber, juvenalischer Ton, eine Kraftsprache ohne alle Anmuth, zuweilen glückliche Bilder, aber nur von Zeit zu Zeit ein wahrhaft poetischer Zug, schrecken von diesen Lehrgedichten auch den denkenden Leser zurück, der sich denn doch wieder durch das Interesse der Gedanken und die Wärme des rauhen Styls zu ihnen hingezogen fühlt. Am schneidendsten

ist der Ton in den Moralischen Ketzern, ein wenig milder in den Sinnlichen Ergötzungen. Jenes Lehrgedicht ist größtentheils Satyre auf einige philosophische Systeme; in dem 2. und längern wird philosophirt über den wahren Genuß des Lebens. Auch die übrigen Lehrgedichte von Withof: Die Redlichkeit, in 3 Büchern, und Der medizinische Patriot, so unpoetisch auch dieser Titel lautet, haben treffliche Stellen. Aber auch das Ekelhafte wird von dieser moralisirenden Muse nicht verschmäht, wenn sie sich kräftig ausdrücken will. Die neuen Wörter, die Withof in eben dieser Absicht hinwirft, sind zuweilen ebenso unverständlich wie seine seltsamen Phrasen. In seinen lyrischen Gedichten fällt die Härte seines Styls noch unangenehmer auf. Da geht sie zuweilen in die gemeinste Geschmacklosigkeit über. Sein vorzügliches Talent zur satyrischen Beschreibung kann man besonders aus seinem Gedichte: Die Jagd, kennen lernen. Withof's akademische Gedichte (er nennt sie akademisch, weil sie fast alle auf der Universität zu Duisburg entstanden sind) kamen gesammelt zu Leipzig 1782 in 2 Bänden heraus.

Witt (Joh. de), Großpensionnär von Holland, ein Vaterlandsfreund, erleuchteter, tugendhafter Staatsmann, Republikaner in dem edelsten Sinne des Wortes. Er war ein Sohn des Bürgermeisters Jakob Witt von Dortrecht und daselbst 1625 geboren. Nachdem er die Rechte, Mathematik und Theologie studirt hatte, machte er mehrere Reisen ins Ausland und trat nun in die Dienste seiner Vaterstadt. Er war einer der Deputirten, die die Staaten von Holland 1652 nach Seeland schickten, diese Provinz von den Maßregeln abzubringen, die Würde eines Generalkapitäns auf den zweijähr. Prinzen Wilhelm III. v. Oranien (s. d.) überzutragen. Seine Beredsamkeit erwarb ihm hier das allgemeine Vertrauen, und er stieg 1653 zum Großpensionnär von Holland empor. Zwei Dezennien hindurch lenkte er mit Ruhm den Staat. Im Innern die Erhaltung der Freiheit gegen der Freunde Oraniens stets wache Herrscherplane, nach Außen Sicherheit, Ansehen, Handelsgröße — das waren die hohen Zwecke, welchen er nach strebte, und deren Erreichung bei der geringen Gewalt, welche die Constitution ihm verlieh, nur das Werk seiner persönlichen Kraft, Weisheit und Tugend seyn konnte. Durch Wachsamkeit und Eifer, Rath, Ermunterung und Beispiel, überhaupt durch die Ueberlegenheit seines Charakters, mehr als durch die Hülfsmittel seiner Stellung, hielt er die vielen lose verbundenen Theile seines Vaterlandes zusammen; behauptete in den europäischen Angelegenheiten das Gewicht der niederländischen Stimme und machte seinen eigenen Namen an Achtung jenem der Könige gleich. — Die republikanische Partei, an deren Spitze de Witt stand, brachte es dahin, daß die Würde des Statthalters in den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Oberyssel und die des Generalkapitäns nicht wieder besetzt wurde. Aber die Freunde Oraniens machten Gegenbewegungen zu Gunsten dieses Hauses. Der Krieg mit England, bald glücklich, bald unglücklich geführt, hatte Lähmung des Handels, Unwillen des Volkes gegen die republikan. Partei zur Folge, den die oranische um so mehr benutzte, bis 1654 diese mit Cromwell einen Frieden schloß, der die geheime Bedingung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeschlossen seyn sollte. So schien die republikanische Partei gesiegt zu haben. Nachdem Karl II. wieder den Thron der Stuarts eingenommen hatte, neigte sich de Witt mehr auf Frankreichs Seite, welche Stimmung bei dem 1665 zwischen den Generalstaaten und England wieder ausbrechenden Kriege neue Nahrung erhielt. Da der Bischof von Münster während desselben ebenfalls gegen die erstern zu den Waffen griff, so wuchs der Unwille des Volks gegen de Witt immer mehr und er sah sich, ihn zu beschwichtigen, genöthigt, dem Prinzen von Oranien größere Rechte einzuräumen, mit England 1667 Frieden zu schließen.

Um de Witts Verhältnisse zu verschlimmern, entwickelte jetzt Ludwig XIV. seine Absichten auf die spanischen Niederlande. Die oranische Partei drang darauf, den Prinzen Wilhelm zu dem Posten zu erheben, den seine Ahnen bekleidet hatten. De Witt setzte es durch, daß die Würde des Statthalters und Generalkapitäns von einander getrennt und er, wenigstens in Holland, von dieser ganz ausgeschlossen seyn sollte. De Witts Feinde mehrten sich. Er mußte mit England und Schweden eine Tripelallianz gegen Frankreich schließen. Sie führte den aachner Frieden von 1668 herbei und löste sich so schnell wieder auf, als sie entstanden war. Jetzt zog Ludwig XIV. mit einem furchtbaren Heere gegen die holländ. Grenze, um die kleine Republik zu erdrücken; auch England war mit ihm im Bunde und sandte 100 Schiffe aus gegen den Freistaat. Die Bitten Hollands um Frieden wurden schnöde abgewiesen. Schweigend sahen die andern europ. Staaten das aufsteigende Gewitter. Dazu kam die Spaltung im Innern der Republik, der unversöhnliche Haß der Freunde und Feinde des Hauses Oranien, der schlechte Zustand des vernachlässigten Militärwesens und die feile Gesinnung vieler Befehlshaber und Magistrate. In dieser Gefahr ward Wilhelm III. zum Generalkapitän ernannt, und er zeigte sich dieser Stelle würdig. Nicht minder lebhaft empfand der edle de Witt die Bedrängniß des Vaterlandes; sein Herz ward geängstiget von der doppelten Gefahr, dort der auswärtigen, hier der einheimischen Gewalt. Nicht Neid gegen Oranien fühlte de Witt, nur republik. Scheu vor dem Fürsten-Sohne, welcher, wenn der Sieg ihn krönte, leicht zum Monarchen emporsteigen konnte. Aber Wilhelm III. setzte es auch jetzt durch, daß er zum Statthalter erklärt ward (Juli 1672). De Witt legte sein Amt nieder. Das Volk, aufgereizt von den Oraniern, ward auf die Nachricht, daß erneute Bitten um Frieden von Ludwigs Ministern mit schmachvollen Anträgen seyen beantwortet worden, ergriffen von blinder Wuth gegen Joh. de Witt und seinen Bruder Cornelius, Bürgermeister zu Dortrecht (ein feuriger Republikaner, dabei als Seeheld groß). Meuchelmörder zogen aus gegen Johann und Cornelius; verleumderisch eines Vergiftungsplans gegen Oranien angeklagt, ward Joh. im Haag eingekerkert und gefoltert. Nach überstandener Qual empfing er das Urtheil der Landesverweisung; da eilte sein Bruder herbei, ihn aus dem Gefängniß zu holen; das Volk aber lief zusammen und mordete, verstümmelte, zerriß die beiden Brüder (21. August (1672), nicht ablassend von unmenschlichem Wüthen gegen die geschändeten gehöhnten Leichen bis in die tiefste Nacht. Die Staaten forderten vom Statthalter Untersuchung, Bestrafung der Mörder, die aber nie erfolgte. De Witt fiel als Opfer der Parteienwuth, ohne daß ihm die oranische Partei etwas aufbürden konnte, als — nicht zu ihr zu gehören, und die Absicht gehabt zu haben, sie durch die seinige niederdrücken zu wollen. Uebrigens ist auch de Witt als politischer Schriftsteller thätig gewesen, und hat über die Begebenheiten seiner Zeit manches Treffliche geliefert.

Witte (Emanuel de), ein niederl. Perspektivmaler, geb. zu Alkmar 1607, ertrunken 1692, in einem Alter von 85 Jahren. Anfangs malte er nur Porträts und historische Gemälde; als er sich aber in Amsterdam niedergelassen hatte, malte er architektonische Gegenstände, aber vorzüglich das Innere von Kirchen, mit einer außerordentlichen Kunst, und wußte durch richtige Anwendung des Lichts, durch Kolorit und Helldunkel die täuschendste Wirkung hervorzubringen. Bald zeigt er einen Prediger auf der Kanzel, umgeben von seinen Zuhörern, welche in die Kirche kommen, oder sie verlassen; bald stellt er einen Leichenzug dar. Ein sehr schönes Gemälde von ihm mit einem Sonnenblicke, befindet sich im Museum zu Paris.

Wittekind, ein berühmter Heerführer der alten Sachsen, soll nach dem Chronicon rhythmicum Brunsvicense in Leibnitii cod. dipl. T. III. früher Stickheim geheißen haben, und um 750 zu Engern geboren seyn. Seine Thaten sind nur zum Theil bekannt. Als Karl der Große 773 die Sachsen, weil sie das fränkische Gebiet beunruhigten, mit Krieg überzog, wählten ihn diese zu ihrem Anführer; er wurde aber seiner Tapferkeit ungeachtet, 775 geschlagen, da die Franken durch bessere Kriegskunst und Kriegszucht, durch zweckmäßigere Waffen und den guten Gebrauch derselben über die Sachsen hervorragten. Kaum hatte der Frankenherrscher sich entfernt, so eroberte er die Festung Segeberg bei Dortmund und befestigte sie noch mehr. Als nach Karls Rückkehr sich viele Sachsen unterwarfen und taufen ließen, ging Wittekind zum König Siegfried von Dänemark, dessen Tochter Geva oder Gerberga er zur Gemahlin hatte, und griff, von seinem Schwiegervater mit einer Hülfsschaar unterstützt, die Franken von neuem an, mußte aber auch dießmal sich zurückziehen. Doch gelang es ihm (782), am Fuße des Süntelgebirges ein fränkisches Heer unter Geil und Adalgis fast gänzlich aufzureiben. Karl kam nun selbst mit einer starken Heeresmacht nach Sachsen, und als ihm Wittekind, der sich ins Dänische geflüchtet hatte, auf sein Verlangen nicht ausgeliefert wurde, ließ er aus Rache an einem Tage 4500 gefangene Sachsen enthaupten. Durch dieses barbarische Verfahren wurden die Sachsen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufstand gereizt. Es gelang ihnen auch unter Wittekinds Anführung, die Franken, welche Karl der Große selbst befehligte, 783 bei Detmold zu schlagen, aber noch in demselben Jahr erlitten sie an der Hase unterhalb Osnabrück eine schreckliche Niederlage, sodaß sie fast keinen Widerstand mehr leisten konnten. Karl versuchte nun auch gelinde Mittel und bewog durch große Versprechungen die beiden Heerführer der Sachsen, Wittekind und Albion, sich ihm zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen (785). Wittekind erhielt seine Besitzungen wieder; wie Einige behaupten wollen, machte ihn Karl zum Herzog von Sachsen. Durch Bischöfe und Priester, die Karl den Sachsen schickte, und durch 8 Bisthümer, die er in Westphalen und Niedersachsen stiftete, suchte er die Sitten der Nation zu mildern und sie im Gehorsam zu erhalten. Dennoch empörten sich die Sachsen zu wiederholtenmalen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erst im Jahr 803 endigte der Friede zu Selz, der den Sachsen verschiedene Vorrechte gewährte, aber die Annahme der christlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, diese mit der äußersten Erbitterung geführten Kämpfe. — Wittekind blieb wahrscheinlich in einem Treffen gegen den Herzog Geroald von Schwaben 807. Sein Leichnam soll zuerst in Paderborn, dann in Engern in der Grafschaft Ravensberg beigesetzt worden seyn. Hier befindet sich ein Monument, welches ihm Kaiser Karl IV. soll haben errichten lassen. Es war ehemals Sitte, den Ursprung der meisten angesehenen fürstl. Häuser in Deutschland von Wittekind herzuleiten, besonders gab man ihn für den Ahnherrn der Grafen von **Wettin** (s. d.), mithin des ganzen sächsischen Hauses aus. Aber diese Behauptung gehört ungeachtet der Stammtafel, welche die sächs. Genealogisten und neuerlich Gensler geliefert haben, unter die Fabeln.

Wittelsbach (Otto v.), s. **Otto v. Wittelsbach**.

Wittenberg, eine stark befestigte Stadt im merseburger Reg.-Bez. der preuß. Provinz Sachsen, am rechten Ufer der Elbe, über welche eine sehr lange hölzerne Brücke führt, mit einem Brückenkopf am linken Ufer, zählt in 550 Häusern 6700 Einw. Wittenberg ist die Wiege des deutschen Protestantismus; hier lebte und wirkte einst Luther und ruht jetzt in der neu verzierten Schloßkirche neben Melanchthon. Die 1502 von Friedrich d. Wei-

sen gestiftete Universität ist 1817 von der preuß. Regierung, weil die Stadt zu einer Festung bestimmt wurde, mit der halleschen vereinigt worden. Auf dem Platze vor der Schloßkirche legte der König bei Gelegenheit der dritten Jubelfeier der Reformation den Grund zu einem Denkmal Luthers. Am 31. Oktober 1821 ward die eherne Statue, welche auf einem Granitblock von seltener Schönheit ruht und mit einem gothischen Dache von Gußeisen überbaut ist, errichtet. Wittenberg hat jetzt ein Lyceum, eine Bürgerschule, ein Predigerseminar (mit 25 ordentlichen Mitgliedern im Augusteum, einem ehedem von Luther besessenen und bewohnten, dann an die ehemalige Universität verkauften Klostergebäude, mit einer Bibliothek), Hebammenschule, Tuchfabriken, Färbereien, Gerbereien. Die Befestigungen sind zweimal die Ursache der Zerstörung der Stadt geworden. Schon 1547 wurde sie vor der Schlacht bei Mühlberg von dem Kaiser Karl V. eingenommen; allein Eigenthum, Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren von dem großmüthigen Sieger geschützt. Im siebenjährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10. bis den 14. Okt. durch die auf den Weinbergen aufgestellte Reichsarmee bombardirt, und der preuß. Commandant, Obrist Salemon, zur Uebergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuser wurden hierbei ein Raub der Flammen. Die schwerste Trübsal stand aber der Stadt 1813 bevor. Sie ward mit einem Walle und theilweis nassen Graben umgeben, beim Vorrücken der Russen im Anfange des J. 1813 auf Marschall Victors Befehl so gut wieder hergestellt, als es die Zeit gestattete. Wittenberg war damals zunächst durch seine Garnison stark, die aus vorzüglichen polnischen Truppen bestand. Vom 26. März bis den 20. April durch das Corps des Generallieutenant von Kleist blockirt, während des Waffenstillstandes auf Buonaparte's Anordnung verstärkt, pallisadirt, mit einem bedeckten Wege versehen, ward es nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülowschen Corps eingeschlossen und beworfen. Ende Oktobers rückte die Brigade des Generalmajors von Dobschütz (vom 4. preuß. Armeecorps) davor, die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung Torgau's, am 28. Dezember. Das vom Feinde befestigte, ungefähr 100 Schritte vor dem Schloßthor gelegene Armenhaus ward in der Nacht zum 2. Jan. 1814 gestürmt und behauptet, der bedeckte Weg in der Nacht vom 7. genommen, in der folgenden das Couronnement desselben begonnen, und durch die hier aufgeführte Batterie dann am 12. in die Bastion längs des Schloßthors Bresche gelegt. Da der Gouverneur, General la Poype, die Aufforderung zur Uebergabe ablehnte, so wurde der Sturm angeordnet und um Mitternacht in vier Colonnen ausgeführt. Die gegen die Bresche gerichtete drang zuerst ein, und sehr schnell war der Platz, mit Ausnahme des Rathhauses und Schlosses gewonnen, in welche sich die Garnison geworfen hatte, die sich indeß bald darauf ohne Bedingung ergab. Der Verlust der Belagerer betrug im Ganzen etwa 400 Mann, davon beim Sturm 8 Offiziere, 100 Mann. Der General, Graf Tauenzien, der diese Belagerung, sowie die von Torgau, geleitet hatte, erhielt als Belohnung das Großkreuz des eisernen Kreuzes und den Ehrennamen Tauenzien von Wittenberg. 1817 erhielt Wittenberg 2 neue Vorstädte: die eine, Neue-Wittenberg, von 63 Bauplätzen auf dem linken Elbufer, und die andre, Friedrichsstadt, von 69 Baustellen auf dem rechten Elbufer, 1800 Schritt von der Stadt.

Witterungskunde oder Meteorologie ist von allen Zweigen der Naturkunde derjenige, welcher sich bisher noch am wenigsten entwickelt und fruchtbar gezeigt hat. Davon lag der Grund eben sowohl in der spätern Ausbildung der Hülfswissenschaften, welche uns über die Eigenthümlichkeiten der Luftarten, des Lichts, der Wärme, der Elektrizität u. s. w. Aufschlüß geben müssen, als auch in der Art und Weise der angestellten Beobachtungen

selbst. Zum Unglück wurden von jeher die meisten Beobachtungen gerade in denjenigen Weltgegenden angestellt, wo die zusammenwirkenden Ursachen am zahlreichsten, ihre Verbindungen am verwickeltsten, ihre Wirkungen am abwechselndsten sind. Eben aber der jähe Umschwung und die Ungleichheit der Witterung in unsern Erdstrichen reizte von jeher mehr, als in den Ländern des heißen Erdgürtels, zu meteorologischen Forschungen. Früh schon war beim Landmann des Alterthums der Gedanke gemein, daß je mit dem 4. oder 5. Jahre eine ähnliche Witterung erscheine, gleichwie im einzelnen Jahre die vierfache Jahreszeit Aehnliches gibt. Der Schüler Plato's, Eudoxus, und späterhin Plinius der Aeltere hingen an diesem Glauben. Noch in unserer Zeit frischte Toaldo (vergl. den bes. Art.) den Gedanken auf, welcher ihm durch Vergleichung 50jähriger Wetterbeobachtungen, sowie dadurch sehr wahrscheinlich ward, daß alle 4 Jahre die Mondsabsiden in die Sternbilder der Nachtgleichen, sowie auch fast in die der Sonnenwende fallen. Mit diesem Grunde verband sich eine andere Beobachtung, die später ein baier. Meteorolog, Kaspar Steer, bekannt machte. Dieser hatte nämlich gefunden, daß die 7 Winter von 1782 bis 1789 streng, die darauf folgenden bis 1795 gelind, die 7 nachfolgenden bis 1802 wieder streng waren, und daß die kalten Winter gewöhnlich bei den größern Entfernungen des Mondes vom Aequator erfolgt waren, die gelindern hingegen bei sehr geringen Entfernungen von demselben. — Mehrern Meteorologen aber that die Hypothese von der 4- oder 8jährigen Wiederkehr kein Genüge, weil sie dieselbe nicht bestätiget fanden. Die Wirkung der Mondsknotenpunkte, oder der Uebergänge des Mondes in die nördliche oder südliche Hälfte des Himmels schien ihnen auf die Witterungszustände bedeutender. Da nun bekanntlich die Mondsknoten binnen 18 Jahren 223 Tagen 7 Stunden 13 Minuten und 18 Sekunden durch alle Zeichen des Thierkreises von Osten nach Westen herumkommen, versuchten mehrere, die 19jährige Witterungsperiode in Ansehen zu bringen. Sie hatten aber das Schicksal ihrer Vorgänger. Man schlug noch einen andern Weg ein, und wollte den Charakter der Witterung in einer beliebigen Jahreszeit, aus dem der ihr entgegenstehenden erkennen; z. B. die Kälte und Trockenheit des Winters aus der Hitze und Trockenheit des Sommers. Man glaubte auch hier Erfahrungen für sich zu haben, und selbst astron. Gründe. Denn da beim jährlichen Lauf der Erde um die Sonne die meisten Planeten ungefähr nach einem halben Jahre immer wieder in die nämliche Stellung zur Erde und Sonne kommen, nur im umgekehrten Verhältniß, daß das, was einmal in Konjunktion steht, das anderemal in Opposition ist: so beredete man sich, ähnliche Stellungen des Erdkörpers gegen die übrigen Sterne könnten wohl ähnliche Wirkungen hervorbringen. So sollte der Juli, als der wärmste Monat, auf den Jänner, als den kältesten Monat, zeigen; die Temperatur des Oktobers auf die des Mai. Allein wiewohl selbst noch in neuester Zeit ein fleißiger und scharfsinniger Naturforscher, Herr Professor Pfaff in Kiel, diesen halbjährigen Perioden der Witterungszustände, durch mehrere zusammengestellte Erfahrungen Zutrauen erwerben wollte, gelang es doch nicht, weil sich andere Erfahrungen fast ebenso zahlreich dagegen empörten. Daher setzte die große Mehrheit der Meteorologen weniger Werth auf die Meinung von periodischen Rückkehren der Witterungszustände, als darauf, die Reihungen der Himmelskörper im Verhältniß der Erde zu beobachten. Denn an den Einfluß der Himmelskörper auf die Revolution der Atmosphäre zu glauben, hielt man sich um so mehr berechtigt, da man täglich die Wirkungen der Sonne und des Mondes vor Augen hatte. Ungeachtet aber noch gar nicht erwiesen war, ob von uns weit entferntere Planeten, als der Mond, oder weit entferntere Fixsterne, als die

Sonne, auf unsern Dunstkreis bedeutend einwirken könnten, nahm man diese Hypothese doch schon in den frühesten Zeiten an. Denn das Schicksal des Irdischen hielt man mit religiösem Sinne für ein Werk der himmlischen Gewalten; und die Astronomie hätte für die Alten keinen Werth gehabt, wenn sie nicht zugleich Astrologie gewesen wäre. Schon Hesiodus, Aratus und Hippokrates sprachen und lehrten vom Einfluß der himmlischen Lichter auf die Witterung. Wie dieser Glaube sich von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten erhalten habe, hat Anselm Ellinger, welcher selbst dieses Glaubens zu seyn scheint, in seiner akademischen Abhandlung von den bisherigen Versuchen über längere Voraussicht der Witterung ausführlich und gelehrt dargethan. Wenn man nur bedenkt, daß der Dunstkreis, der uns winzigen, aber mit Vernunft begabten Infusionsthierchen wie ein unermeßlicher Luftozean erscheint, daß er verhältnißmäßig zur Größe des Erdballs nicht bedeutender ist, als etwa der zarte Dunst, der eine gläserne, schuhdicke Kugel überläuft, wenn sie aus der Kälte in die Wärme gebracht wird: so sollte man schon bescheidener werden und den Weltkörpern in ihren ungeheuern Fernen nicht mehr Geschäfte aufbürden, als sie ohnehin zu verrichten haben. Vermuthlich von solchen Betrachtungen geleitet, versuchte der Professor Dittmar in Berlin, die Meteorologen wieder von den Regionen des Himmels auf die Erde niederzuziehen, und sie lediglich auf die örtlichen Beschaffenheiten und Veränderungen der Länder, ja sogar der Meere, hinzuweisen. Ungleich werthvoller, als alle jene Hypothesen, sind für die Wissenschaft die Bestrebungen und veranstalteten Erfahrungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris seit dem Jahre 1688, und die der meteorologischen Gesellschaft zu Manheim seit dem Jahre 1781 geblieben. Jene hatte korrespondirende Mitglieder und Beobachter in Spanien, Frankreich, Italien, England, Dänemark, Schweden, Lithauen, Rußland, ja selbst zu Chandernagor in Indien, zu Pekin in China, zu Quebek in Kanada. Und obgleich zur damaligen Zeit die Lehre von der Elektrizität, von der Wärme und von andern Hauptagentien im Reich der Natur noch äusserst unvollkommen, auch bei den Beobachtern keine Harmonie der Instrumente war: gelangte man doch schon durch die vom Pater Cotte zusammengestellten Erfahrungen zur Kenntniß der größern oder geringern Oscillation des Quecksilbers im Barometer nach Maßgabe der verschiedenen Breitegrade, zur Wahrnehmung der gleichzeitigen Uebereinstimmung der Barometerveränderungen in von einander weit entfernten Gegenden, der Allgemeinheit gewisser Winde, und zu andern nicht unwichtigen Resultaten. Nicht minder reiche Ausbeute lieferten die in 12 Quartbänden einfach zusammengestellten Erfahrungen, welche die manheimer Gesellschaft gesammelt hatte. — Wichtig ist der ungemein regelmäßige Gang der Jahreszeiten, nämlich der trocknen und nassen Zeit, zwischen den Wendekreisen, und die Ursachen derselben. Der große Humboldt hat in seiner am 29. August 1818 dem franz. Institut vorgelesenen Abhandlung seine Ansichten und Erfahrungen über den Einfluß der Sonne auf den Anfang der Aequatorialregen mitgetheilt. Wenn die Sonne im Zenith der südlichen Halbkugel, in der Nähe vom Wendekreise des Steinbocks steht, also zu derselben Zeit, da wir unsern vollen Winter haben, ist nordwärts vom Aequator die trockne Jahreszeit in ihrer vollen Pracht. Zu dieser Zeit weht ein beständiger Ost- Nordost- und Ostnordostwind, kein anderer. Auf der Nordseite des Aequators herrscht während der trocknen Jahreszeit der Tropenländer, da die Sonne noch in den südlichen Zeichen steht, beständiger Nordost- und Ostwind. Zu derselben Zeit ist in unserer gemäßigten Zone Winter. Die Ausdünstungen der Erde bei uns sind also geringer; die nach dem Aequator ziehende Luft ist folglich trockner. Sobald sich die Sonne aber aus Süden dem Aequator wieder nähert, uns den Frühling gibt, und aus der

gemäßigten Zone den winterlichen Frost weiter gegen den Pol zurückdrängt, werden von hier die Strömungen der Luft minder kalt und minder trocken. Indem sie selbst schon viele aufgelösete Feuchtigkeiten mit sich führen, können sie folglich in den Tropenländern weniger von den fort und fort aufsteigenden Dünsten verzehren. Daher geschieht, daß dort die bisher dunkle Bläue des Himmels matter wird; daß die Sterne ihr vormals ruhiges Licht verlieren und reger funkeln; daß das Hygrometer in den untern Luftschichten mehr Feuchtigkeit anzeigt. Bald entstehen gegen Südsüdost am Horizont von Zeit zu Zeit Wolken mit elektrischen Aeusserungen. Je mehr sich die Sonne dem Zenith Derer naht, die nordwärts von der Linie wohnen, je trüber überzieht sich ihr Himmel. Der Nordostwind hört auf; denn die nächstgelegene gemäßigte Zone hat nun ihren Sommer. Es entstehen örtliche Windstillen. Von Zeit zu Zeit streicht der Passatwind. Es ist eine Gährung in der Atmosphäre; denn an die Stelle des Nordostwindes tritt der Südost, weil auch die winterlich gewordene Hemisphäre die Luft herandrängt. Diese, die einen längern Weg als der Nordwind, durch die heißen Weltgegenden und über weite Ozeane zu machen hat, ist weder so kühl, noch so lebhaft, noch so trocken. Das Aufhören des Nordostwindes ist in der nördlichen Aequatorialzone, sagt Humboldt, der Anfang der Regenzeit. Dann steht die Sonne im Zenith des Ortes. Die Wärme ist durch die lothrecht fallenden Sonnenstrahlen gesteigert, oft unerträglich. Die aufsteigenden Dunstsäulen werden durch keine trockene Luftströme mehr verzehrt. Sie füllen und übersättigen die Atmosphäre. Die Nebel und Wolken werden dichter. Die Elektrizität theilt sich ungleich durch sie. Das Voltaische Elektrometer verkündet es; denn bald äussert er tagelang gar keine Spur von Elektrizität, bald treten die Hollunderkugeln 3 bis 4 Linien weit auseinander; bald wechseln Plus- und Minuselektrizität mit einander binnen 10 Minuten. Sobald aber endlich die Sonne wieder in die südlichen Himmelszeichen tritt, sobald sich die winterliche Kälte vom Nordpol über die ihm nächstgelegene gemäßigte Zone verbreitet, und der Unterschied ihrer Temperatur gegen die der Aequinoktialgegenden täglich zunimmt, fängt der trockne Nordostwind wieder an zu ziehen. Dieser jährlich wiederkehrende Wechsel der Dürre und des Regens wird durch den Sonnengang und das Kommen und Aufhören des Nordostwindes so scharf bezeichnet, daß man Zeit und Stunde kennt, da die neuen Erscheinungen eintreten. Die Temperatur der Tropenländer ändert während ihrer doppelten Jahreszeit in der That wenig. Vom Aequator bis zum 10. Grad N. Br., sagt Humboldt, weichen die mittlern Temperaturen der trockenen und regnerischen Zeiten kaum um 2 bis 5 Grad Reaumur ab. Auf der Grenze aber der heißen Zone gegen den Wendekreis des Krebses steigt der Unterschied schon auf 8 bis 9 Grad. Wir wissen, daß wenn bei uns anhaltende regnerische Witterungen herrschen, in nordischern Gegenden die größte Trockenheit vorwalten kann; oder das die polarische Zone sich der mildesten Witterung erfreut, wenn in der gemäßigten Zone oft ungewöhnlich strenge Kälte eintritt. Während die ewigen Regen des Jahres 1817 unsere Aernten vernichteten, klagten die südlichen Gegenden Europa's, das mittägliche Frankreich, Spanien, Portugal u. s. w. über ausserordentliche Dürre. Ja, schon Pontoppidan und Kranz haben bei Witterungsvergleichungen die Vermuthung geäussert, daß mehrentheils in den Nordländern der Winter um so gelinder sey, je heftiger er in den Ländern der gemäßigten Zone ist, und umgekehrt. Als im Jahr 1756 Deutschland einen ungewöhnlich milden Winter hatte, starben in Grönland viele Menschen vor ausserordentlicher Kälte und Hunger; als Deutschland im Jahre 1763 die große anhaltende Kälte hatte, war der grönländische Winter, zumal in den ersten Monaten, wärmer als der grönländische Sommer. Wie unter der Linie Tag und Nacht gleichförmig in 12

Stunden auf einander folgen, so folgen sie unter dem Pol gleichförmig immer nach 6 Monaten auf einander. Wie unter der Linie die Macht der Sonnenwärme am größten, ist sie unter den Polen am schwächsten. Das Meer, als schlechterer Wärmeleiter, mildert die Temperatur; es führt, je entfernter vom Lande, desto weniger Eis. Die Seefahrer versichern, daß im 81 Gr. N.Br. die Ostwinde allezeit Nebel, auch Staubregen bringen. Am Südpol aber ist die Kälte ausgedehnter, als am Nordpol. Dort zeigen sich nach Forster die Eisschollen schon unterm 51 Gr. in der hohen See, und steigt unterm 57 Gr. im höchsten Sommer die Wärme nur wenig über den Gefrierpunkt. In Spitzbergen, wo die Nacht vom 18. Oktober bis zum 14. Februar dauert, herrscht die strengste Kälte vom Anfang Jänners bis zum Februar. Juli und August bringen öftern Regen. Die Winde wehen lebhafter meistens aus Osten. Vom September bis Ende Jahres wechseln wieder Regen und Schnee, Frost und mildes Wetter; ja man hatte auf Spitzbergen häufig schon bis Ende Dezembers anhaltendes Regenwetter, während im südlichen Grönland der Herbst das beständige Schönwetter herbeizuführen pflegt. Alles läßt vermuthen, daß, wie unter der Linie der Spielraum des Quecksilberthermometers, er auch unter dem Pol nicht groß und lebhaft sey; dort wegen ziemlich gleichbleibender Wärme, hier wegen ziemlich gleichbleibender Kälte. Je näher Reisende dem Nordpol kamen, je gleichförmiger fanden sie die Temperatur. Unterm 81 Gr. spielte das Quecksilber nur um den Gefrierpunkt im Schatten; in der Sonne erhob es sich aber wohl auch darüber bis 26 Gr. Beobachtungen, noch weiter dem Pol zu angestellt, würden noch geringere Differenzen der Thermometerstände zeigen. Je mehr man sich aber vom Nordpol nach Süden entfernt, je größer und schneller werden auch die Abwechselungen dieser Stände gefunden. Die Idioelektrizität der polarischen Atmosphäre wird durch die unermeßliche Eis- und Schneerinde, unter welcher die dortige Weltgegend ruht, sehr verstärkt. Denn Eis und Schnee leiten bekanntlich die Elektrizität schlecht. Da nun keine Wolken sich ihrer Feuchtigkeit entladen können, bis ihre Elektrizität abgeleitet ist; so kann es über kalten Eisfeldern weniger schneien oder regnen. Schon in Grönland fällt weniger Schnee als in Norwegen. Im Innern des Landes liegt er dort nach Kranzens Versicherung kaum 1 Schuh hoch. Zwischen dem 70 und 81 Gr. N. Br. hatte Depage binnen 80 Tagen nur 6 Regen- und 16 Schneetage. Man kennt hier keine Platzregen (sind sie doch schon in Lappland selten), sondern nur Staubregen. Auch der Schnee fällt niemals, wie bei uns, in Flocken, sondern es sind äusserst feine, geringe Eisspitzen, wie etwa bei uns der von einem Wind bei kaltem Wetter zerstreute Reif der Baumzweige. Die häufige Ausscheidung oder Niederschlagung des Wassers in der untern Atmosphäre geschieht aber in der polarischen Welt durch Nebel, der gemeiniglich nässend, wie bei uns im Winter der zu Nebel gerinnende Hauch des Mundes, und positivelektrisch ist. Fast beständig schwebt dieser Nebel über den Eisfeldern und verdunkelt den Seefahrern die Aussicht. Eigentliche Wolken, d. i. abgerundete, bestimmte Nebelmassen am Himmel, kennt man in jenen Weltgegenden gar nicht. Wenn sich über den polarischen Eismeeren der Himmel verdunkelt, geschieht es überall so gleichförmig, als wenn sich ein dicker Nebel erhoben hätte. Hingegen, wenn die Sonne scheint (aber sie ist wegen Nebel oder Himmelstrübung kaum den halben Theil des Sommers sichtbar) ist der ganze Himmel heiter und klar. Die Winde, sonst schwach, werden auf Sonnenschein gewöhnlich etwas lebhafter. Eben jene gleichförmige Trübung des Himmels ist auch ohne Zweifel Ursache, daß man in Polargegenden häufiger Höfe um den Mond, auch öfter Nebensonnen, als in unserer Zone, erblickt. Eigentliche Gewitter sind höchst selten. In Grönland sieht man zuweilen den Blitz, aber vernimmt darnach keinen Donner-

schlag, und wenn etwas Aehnliches hörbar wird, ist schwer zu unterscheiden, ob der Schall von einem fernen Gewitter, oder von Felsen und Eisstücken herrührt, die an den Bergen niederrollen. Aber auch schon in Norwegen sind die Gewitter schwächer. Das erschütternde Getöse des Donners wird nur in der südlichern Hälfte der gemäßigten Zone stärker als in der nördlichen, und in den Tropenländern am furchtbarsten. Nach den Aussagen aller Wallfischfänger, die sich am weitesten gegen den Nordpol hinauswagten, hatten sie ein beständig ruhiges Meer und fast immer stille Luft. Noch zwischen 70-80° N. Br. findet man selten anhaltend frischen Wind; meistens schwache Landwinde im Sommer, die Morgens lebhafter als Abends gehen. In Spitzbergen herrschen anhaltende Windstillen, die auch in Discou, der Baffinsbai 2-3 Monate lang dauern. Selbst noch im südl. Grönland ist gemeiniglich stilles Wetter. Gleichwie in den Polarmeeren der südlichen Hemisphäre meistens nur Südost- mit Nordwestwinden abwechseln, so in den nordischen Polarmeeren Nordost- mit Südwestwinden. Die Nordostwinde bringen hier die strengste Kälte, die Südwinde in den Sommermonden Nebel; alle aber immer feines Schneegestöber. Nach den Versicherungen der Grönlandsfahrer ist im Eismeer höherer Breiten der Wind während der Frühlingsmonde Mai, Juni, Juli schwach und sehr veränderlich. Im Herbst walten die Südwinde vor, welche auch stärker zu seyn pflegen, als die aus Norden und Osten, und Thauwetter bringen. Wir haben nun versucht, die verschiedenartigen Naturen und Erscheinungen der tropischen und polarischen Atmosphäre in kleinen Umrissen zu zeichnen. Und zwischen beiden wohnen wir. Innerhalb der Wendezirkel also fast beständige Gleichheit der Tag- und Nachtlängen; hinter den Polarkreisen die größte Ungleichheit. Dort die anhaltendste Wärme und Gluth mit ewigem Sommer; hier der ewige Winter mit anhaltendem Frost. Dort der größte senkrechte Durchmesser der athembaren und wolkentragenden Luftschichten; hier der kleinste. Dort der Spielraum der verheerendsten Orkane; hier die Heimath der Windstillen. Dort das Land der schrecklichsten elektrischen Entladungen, der Typhone, Wasserhosen und Tornado's; hier der gleichförmigste Zustand der atmosphärischen Elektrizität, mit donnerlosen Gewittern, Wetterleuchten und Polarlichtern. Dort die Wuth der Platzregen und Wolkenbrüche; hier nur kärgliche Niederschläge von Nebel, Regen- und Schneegestöbern. Eingespannt zwischen den beiden, durch ihre Naturen einander entgegengesetztesten Himmelsstrichen, ruhen beide gemäßigten Zonen des Erdballs. Während ihnen zur Seite der ewige Frost oder die ewige Sonnenhitze eine gewisse Gleichförmigkeit des Witterungsganges bewirkt, müssen sie selbst, als ewiger Kampfplatz der Extreme, die größte Ungleichförmigkeit der Witterungen erfahren. Nur sie haben einen Frühling und Herbst, der ihren Nachbarzonen fremd ist; einen Sommer, wie ihn die Polargegenden, einen Winter, wie ihn die Tropenländer nicht kennen; Tage, die an Länge oder Kürze die tropischen Tage übertreffen und den polarischen weit nachstehen. Unser Sommer, von einer Nachtgleiche zur andern, welcher mit dem tropischen Winter oder der Regenzeit diesseits der Linie zusammenfällt, ist diesem Winter durch seine Platzregen, Wolkenbrüche, Gewitter 2c. verwandt; unser Winter hingegen dem polarischen Sommer mit seinen Regen- und Schneegestöbern, seltenen Gewittern und einzelnen Sonnenblicken durch den grauen Himmel. Aber selbst beide gemäßigte Erdgürtel müssen nothwendig in Rücksicht ihrer atmosphärischen Zustände noch sehr unter einander abweichen. Nicht ohne Einfluß kann es bleiben, daß auf der südlichen Erdhälfte die rauhe, polarische Zone dem Aequator um vieles näher gerückt steht, als auf der nördlichen Halbkugel; noch weniger, daß die südliche Hemisphäre fast gänzlich vom Meere bedeckt ist, während die nördliche beinahe zur Hälfte festes Land ist; denn bei weitem

mehr als zwei Drittel alles Landes liegen dem Aequator nordwärts, größtentheils in zusammenhängenden Massen. Aus diesen Verhältnissen ergibt sich klar, wie abhängig die atmosphärischen Zustände unseres gemäßigten Klimas vom Zuviel oder Zuwenig des tropischen und arktischen Himmels, und ihren Wechselwirkungen sind, und wie wir unsere Witterungsgesetze weniger in den Oppositionen und Konjunktionen der Planeten, als in einer großen Ansicht der Atmosphäre des Erdballs im Allgemeinen, und in der Kenntniß ihrer theilweisen Gährungen suchen müssen, die weit jenseits unsers Horizontes liegen können. Oertlichkeiten, Meer oder Land, Sumpf oder Steppe, Gebirg oder Ebene, Binnenland oder Küste u. s. w. bringen nur Modifikationen in die herrschend gewordene Stimmung der Luftschichten, und sind nur für einzelne Gegenden gültig. Von diesen Ansichten ging schon vor mehrern Jahren die naturforschende Gesellschaft von Aarau aus, als sie in den Jahren von 1812—15 eine Kette meteorologischer Beobachtungspunkte durch den ganzen Welttheil, von Lissabon bis Charkow an den Grenzen Asiens und von Neapel bis zu den Kiölen in Norwegen zu ziehen suchte. Sie versah sich zu dem Ende mit verglichenen Barometern und Thermometern von Baumann in Stuttgart und andern Künstlern. Sie wählte zu ihren Gehülfen ausgezeichnete und gemeinnützigdenkende Naturforscher in den verschiedenen Ländern Europens. Sie gab gleichförmige Weisungen zur Beobachtung der verschiedenen atmosphärischen Zustände und Erscheinungen, der atmosphärischen Elastizität, Elektrizität u. s. w. Die Anstrengungen, Kosten und Arbeiten dieser Gesellschaft für einen rein wissenschaftlichen Zweck hätten verdient, vom freundlichsten Erfolg gekrönt zu werden. Es fehlte auch nicht am Eifer der von ihr auserwählten Mitarbeiter in verschiedenen Gegenden Europens. Mit wahrer, der Wissenschaft würdigen Begeisterung nahmen die meisten Meteorologen den Gedanken auf. Im Königreich Neapel bildete Federiko Zuccari eine eigene meteorologische Gesellschaft, welche die Instruktion der aargauischen Gesellschaft ihren Arbeiten zum Grunde legte. Der Ritter Vasalli-Eandi, der edle Prior Murith am St. Bernhards-Berg unterstützten das Unternehmen auf das lebhafteste. Nicht minder bereitwillig erschienen der Astronom David in Prag, der Kanonikus Stark in Augsburg, der Professor Pfaff in Kiel und Andere mehr. Aber eine Reihe von Unfällen, welche die Gesellschaft weder voraus sehen noch verhindern konnte, zerstörte plötzlich das Unternehmen, als es zum Theil in volle Wirksamkeit getreten war. Ein so großartiges Werk übersteigt auch die Kräfte einzelner Naturforscher oder einer einzelnen Gesellschaft. Es muß die Aufgabe von vereinten Akademieen und Gesellschaften der verschiedenen Welttheile und Länder seyn, es muß unter den Schutz der verschiedenen Monarchen und Regierungen gesetzt werden, damit es selbst durch politische Verwirrungen und Spannungen nicht Nachtheil leiden könne. Im Mittelpunkt des ehrenvollen und nutzreichen Unternehmens, von wo die Leitung des Ganzen ausgeht, wohin die Arbeiten aus den entgegengesetzten Weltgegenden zurückkehren, um geordnet, verarbeitet und kund gemacht zu werden, muß eine der Akademieen stehen, die in sich thätige Naturforscher und Mittel genug vereint, die erforderlichen Anschaffungen und weitläufigen Briefwechsel in lateinischer und französischer Sprache zu bestreiten. Die ältern Ansichten von der Witterungslehre findet man in des P. Cotte Traité de météorologie (Paris 1774, 4.). Damit verbinde man Mayer's Lehrb. der phys. Astronomie und Meteorologie (Gött. 1805, m. K.) und Lampadius's Atmosphärologie (Freib. 1806). Ueber den richtigen Gebrauch der meteorolog. Instrumente verbreitet sich Stark's Anleit. zum Gebr. der meteorolog. Instrumente (Augsb. 1815 m. K.). S. auch D. Schön's Witterungskunde in ihren Grundlagen (Berl. 1818); Bode's Gedanken über den Witterungslauf (1819) und Stark's Meteorologisches Jahrb., 1813—17.

Witthum (vidualitium) ist die der Ehefrau auf den Fall des Witwenstandes ohne alle Rücksicht auf ihre eingebrachte Mitgift, ausgesetzte, aus den Gütern des verstorbenen Mannes zu leistende standesmäßige Versorgung. Es schließt dieselbe die Befugniß der Witwe, ihren Brautschatz zurückzufordern, nicht aus, hört aber bei deren anderweiten Verheirathung sofort auf. Man sieht hieraus, daß das Witthum vom Leibgedinge (s. d.) sehr verschieden sey. In Sachsen kann das Witthum nur verlangt werden, wenn dasselbe mittels besondern Vertrags, Ehestiftung und dergl. ausgemacht, oder im letzten Willen des Ehemannes ausgesetzt worden ist. In einigen Ländern ist es aber schon in den Gesetzen bestimmt.

Witwenkassen sind eine der wohlthätigsten Anstalten unserer Zeit. Eine Menge Gatten können ihren Weibern und Kindern Nichts hinterlassen; was sie verdienen, wird von den Bedürfnissen des Lebens wieder verschlungen. Ihr Tod muß daher ihre Angehörigen in ein Elend versetzen, was dem zärtlichen Vater und Gatten fürchterlich erscheinen und manchen trüben Augenblick verursachen muß. Die Errichtung von Witwenkassen sichert den Hinterbliebenen eine feste Existenz. Es gibt deren zwei Arten. Die Eine wird durch Schenkungen, Vermächtnisse oder Besoldungsabzüge gebildet. Die jährlichen Zinsen von diesem Capitale werden nun unter die daran interessirten Witwen vertheilt. Die Witwen bekommen demnach nicht eine sich jedes Jahr gleichbleibende Summe, sondern diese richtet sich nach der Größe des Capitals und nach der Anzahl der Witwen. Die andere Art beruht auf Leibrentenfuß. Eine Anzahl Ehegatten bilden entweder durch einen einmaligen Beitrag oder durch jährliche Zuschüsse ein Capital, aus dem ihre Witwen im Verhältnisse der Größe der frühern Beiträge eine jährliche bestimmte Pension, entweder auf Lebenslang oder bis zur Mündigkeit der Kinder, erhalten. Die Größe der aus diesen Fonds von den Witwen zu beziehenden Leibrenten wird noch überdieß bestimmt: 1) nach dem Alter der Ehegatten bei ihrem Eintritte. Je jünger der Mann, desto geringer der Beitrag, und umgekehrt; je jünger die Frau, desto größer der Beitrag, und umgekehrt. 2) Nach dem wahrscheinlichen Tode Beider und endlich 3) nach der Größe des Beitrages. Die Anstalt mag nun durch einmal gezahlte Capitalien oder durch jährliche Contributionen gebildet werden, bei beiden ist es Grundsatz: daß bei dem wahrscheinlichen Tode des Mannes die volle Summe vorhanden seyn muß, welche mit Zinsen und Zinsenzins berechnet nothwendig ist, um die Leibrente, welche der Witwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode ausgezahlt werden muß, zu decken. Das Institut gründet sich demnach auf die Probalität der Sterbefälle unter den Männern u. Weibern; um diese aber zu berechnen, darf man seine Zuflucht nicht zu gewöhnlichen Mortalitätslisten nehmen: denn gewöhnlich werden recht gesunde Weiber versichert, und dieß in einem Alter, worin sie keine häufige Geburten mehr zu erwarten haben. Nach dem Verluste der Zeugungsfähigkeit aber ist die Sterblichkeit unter den Weibern geringer, als unter denen, die noch zu gebären im Stande sind. Endlich läßt sich auf das Gesundheitszeugniß der Männer nicht immer gehen. Auch muß der Stand, das Gewerbe ꝛc. der Männer dabei in Anschlag gebracht werden: denn in einem Stande ist die Mortalität derselben größer als in einem andern; z. B. Leute, welche in Bergwerken, in Fabriken, in denen mit der Gesundheit nachtheiligen Stoffen gearbeitet wird, ihr Brot verdienen; Seeschiffer ꝛc. müßten, bei sonst gleichen Verhältnissen der Gesundheit und des Alters, einen größern Beitrag zur Kasse zahlen, als Menschen, die in einem Stande oder in einer Profession leben, die sie wenigern Krankheitsgefahren aussetzen. Die Sterblichkeit ist in den Städten gemeiniglich größer als auf dem Lande ꝛc. Es ist schwer, dieß Alles zu berücksichtigen und diese Probalitäten so zu berechnen, um

einen allgemeinen Grundsatz herauszufinden, wornach bei den Witwenkassen verfahren werden soll. Kritter hat folgenden aufgestellt, der aber immer noch viel Wankendes hat. Besteht eine Witwenkasse aus 2000 Theilnehmern, welche im Durchschnitt 40 Jahre und deren Frauen 32 Jahre alt sind, und werden jedes Jahr 200 neue Mitglieder aufgenommen, so ergibt sich gegen das 50ste Jahr, wann der erste Stamm von 2000 Theilnehmern mit ihren Frauen als völlig ausgestorben angenommen werden kann, folgendes Verhältniß der höchsten und beständig sich gleichbleibenden Zahl der Witwen, welche Pensionen erhalten, und der Personen, welche beitragen, nämlich 3 : 5, d. h. 5 Interessenten müssen so viel beitragen, als 3 Witwen Pension erhalten. Die meiste Gefahr für die Interessenten ist, daß die Kasse Bankrot macht. Sobald die Direktoren derselben von Weitem das Falliment herannahen sehen, müssen sie suchen, durch eine Uebereinkunft mit den Betheiligten die Pensionen herunter zu setzen. Dieß zerstört zwar ihren Credit, schützt aber doch zum Theil die Ansprüche der Interessenten. Sicherer ist es immer, zur Fürsorge der Hinterlassenen selbst zu sparen, wenngleich die Zinsen des ersparten Capitals nicht so hoch steigen möchten, als die Pension aus der Witwenkasse beträgt. Vollständige Belehrung über diesen Gegenstand findet man in folgenden Schriften: Eclaircissemens sur les établissemens publics calculés sous la direction de Leonh. Euler, par Mr. Fuss, deutsch von Kritter, Altenburg 1782, 4. — Kritter, Auflösung der wichtigsten Fragen über die Errichtung dauerhafter Witwenkassen, Göttingen, 1768, 8. — Dessen Plan der neuen Einrichtung der bremischen Witwenpfleggesellschaft, 1787, 4. — Karstens Theorie der Witwenkassen, Halle 1784, 8. — Tetens's Einleitung zur Berechnung der Leibrenten, Leipzig 1785 und 86, 2 Thle. — Dessen Nachricht von dem Zustande der Witwenkasse zu Kopenhagen 1797, Kopenhagen 1803. — Florencourt, Abhandlungen aus der juristischen und politischen Rechenkunst, mit einer Vorrede von Kästner, Altenburg 1781.

Witz ist im weitesten Sinne das Vergleichen; der Witz im engern Sinne findet das Verhältniß der Aehnlichkeit, d. i. Gleichheit einzelner Theile unter größere Ungleichheit versteckt, er findet mehr die ähnlichen Verhältnisse von Größen, die sich nicht gegeneinander messen lassen, zwischen zwei Anschauungen; das witzige Verhältniß wird angeschaut, die Aehnlichkeit liegt offen und auf einmal da. — Der ästhetische Witz ist der angeschaute Verstand, wie das Komische der angeschaute Unverstand, daher haben auch beide etwas Aehnliches; er ist mit der Phantasie im engen Bunde, weil sie ihm die Gegenstände recht anschaulich darstellen muß, wenn er Aehnlichkeiten entdecken soll; er vergleicht Alles, aber auf verschiedene Art, oder wie Jean Paul es mit einem schönen Bilde ausdrückt: „er ist der verkleidete Priester, der jedes Paar kopulirt; nur mit verschiedenen Trauformeln.“ Es gibt zuerst einen unbildlichen oder Reflexions-Witz, wo man eigentliche, wirkliche Aehnlichkeiten bemerkt. Das Wohlgefallen hievon beruht bloß auf der Geschwindigkeit und Kürze der Sprache, die hier durchaus unentbehrlich ist. Kürze ist der Körper und die Seele des Witzes, ja er selber. Eine besondere Art dieses Witzes ist der witzige Zirkel, wenn man eine Idee sich selber entgegensetzt, und doch einige Aehnlichkeit zwischen den beiden Widersachern findet, z. B. sich vom Erholen erholen. Hieher gehört auch die **Antithese** (s. d.) und die Feinheit, das Zeichen des Zeichens, wozu ein eigenes Talent gehört, das Deutsche selten haben, im höchsten Grade die Franzosen. Die zweite Art ist der bildliche Witz, an dem, wie am unbildlichen der Verstand, so die Phantasie den meisten Antheil hat. Er beseelt entweder den Körper, was leichter ist, oder verkörpert den Geist. Hieher gehören die Personifikation, die Metapher, die Allegorie und das Gleichniß, sofern man sie nur

als Produkte des Witzes betrachtet. Denn als Erzeugniß der Phantasie nehmen sie eine andere Gestalt an. Die bildliche Phantasie will malen, der bildliche Witz nur färben; jene will episch durch alle Aehnlichkeiten nur die Gestalt beleben und verzieren, dieser, kalt gegen das Gleichende und Verglichene, löset beide in den geistigen Extrakt ihres Verhältnisses auf. Der bildliche Witz ist nicht strenge an Einheit des Bildes gebunden, sondern kann überall herumspringen. Die Deutschen und Engländer haben mehr diesen bildlichen Witz, die Franzosen mehr Reflexionswitz. — In Werken, wo der Witz bloß Diener ist, soll er freilich Maß halten, und zu vieler Witz stört hier allerdings, wie z. B. in Lustspielen; allein es gibt Werke, die rein witzige Produkte sind, wie Lichtenbergs Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen, und hier ist überströmende Fülle, üppiger Reichthum des Witzes kein Fehler, sondern durchaus nöthig; Seltenheit witziger Einfälle würde hier ein unverzeihlicher Fehler seyn. Jagen muß ein solcher Schriftsteller nach Witz, weil man in der Kunst Nichts schon gefangen bekömmt; aber die Anstrengung darf freilich nicht sichtbar seyn, sonst war sie vergeblich. Der Witz muß gießen nicht tröpfeln, weil er so eilig verraucht; sein erster Schlag ist der stärkste, er gewinnt durch Vergessen, folglich durch Erinnerung, um ihn aber ein wenig zu vergessen, muß so viel da seyn, daß man es muß. Ueberall nur Witz verlangen, Witz als das Höchste ansehen, ist freilich das Zeichen eines gesunkenen Geschmacks und einer verdorbenen Zeit; wo ein witziger Einfall mehr Wirkung thut als die beredteste Rede, da ist die Kultur übertrieben. Gelehrter Witz ist allerdings Bedürfniß und nicht zu tadeln; warum soll der Witzige nicht so gut, wie der Maler, Gelehrsamkeit in Anspruch nehmen? Der Leser kann durch das Buch für das Buch lernen, und wenn ihm die Sache einmal erklärt worden ist, so findet er bei einer zweiten Lektüre gewiß Gefallen daran. — Der Witz ist frei und macht frei, der Witz — das Anagramm der Natur — ist von Natur ein Geister- und Götterleugner, er nimmt an keinem Wesen Antheil, sondern nur an dessen Verhältnissen, er achtet und verachtet Nichts, Alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird, er stellt zwischen die Poesie, welche sich und etwas Empfindung und Gestalt darstellen will, und zwischen die Philosophie, die ewig ein Objekt und Reales sucht und nicht ihr bloßes Suchen, sich in die Mitte, und will nichts als sich und spielt ums Spiel, jede Minute ist er fertig, seine Systeme gehen in Kommata hinein, er ist atomistisch ohne wahre Verbindung, gleich dem Eise gibt er zufällig Wärme, wenn man ihm zum Brennglase erhebt, und zufällig Licht, wenn man ihn zur Ebne abglattet, aber vor Licht und Wärme stellt er sich eben so oft, ohne minder zu schimmern. (Jean Pauls Vorschule der Aesthetik Th. II. S. 257.) — Der Witz muß immer von der Urtheilskraft geleitet werden, sonst wird er unzeitig, abentheuerlich, übertrieben und schändlich; er muß mit Scharfsinn verbunden seyn, sonst wird er leicht falsch, ausschweifend und sogar abgeschmackt. An vielen Orten ist der Witz ganz am unrechten Orte, dem höhern Schönen widerspricht er durchaus, durch Witz wird seine Wirkung ganz zerstört, nur bei dem niedern Schönen darf er statt finden. Eigentlich ist er gar nicht poetisch, obwohl er eine nothwendige Eigenschaft jedes Dichters ist, weil er entweder allein oder doch vorzüglich ein Geschäft des Verstandes ist — In Rücksicht seiner Gegenstände ist der Witz Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenstände (dahin gehört z. B. das Wortspiel, s. d.), ersterer aber auf Gegenstände der Wahrnehmung oder Begriffe. Beide Arten des Witzes sind in Hinsicht ihrer Darstellung eigentlich, wenn der Witz sich an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält, oder uneigentlich und bildlich, wenn er das Sinnliche mit dem Nichtsinnlichen, oder umgekehrt, vergleicht. Man redet auch von

scharfsinnigem Witz; daß ist nun entweder ein solcher, welcher durch Blicke in das Wesentliche und Innere der Dinge entspringt, oder man will damit bezeichnen den Witz, der sich der Unterscheidungen und Entgegensetzungen des Scharfsinns scheinbar oder als Mittel zu Vergleichungen bedient. Was seine Wirkungen anlangt, so ist der Witz im Ganzen eine heilsame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der spielenden Thätigkeit desselben liegt, den Beschränkungen der Einseitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrschende Thätigkeit wird, auch dem Verstande und Gefühle nachtheilig wirken, und führt oft zur Kälte oder zur Zerstreuung, im höhern Grade fixirt, zur Abspannung des Geistes und Aberwitz. Selten auch ist der bloße Witzige geliebt. Daher muß sich der Witz mit andern Vorzügen des Geistes verbinden. Und er ist vorzüglich angenehm, wo er mit Gutmüthigkeit sich verbindet; vermieden und gehaßt insbesondere, wenn er, als Spott, die Absicht hat, zu verletzen. Der Witz kann, weil er Talent ist, nicht Zweck der Erziehung seyn. Die Entwickelung desselben aber wird besonders durch mannigfaltige und lebhafte Anschauung, leichten geselligen Umgang und heitere freie Verhältnisse begünstigt. Durch freien geselligen Umgang wird ein gewisser Takt in der Anwendung des Witzes hervorgebracht, ohne welchen der Witzige leicht zum Witzbold wird, d. h. zu einem Menschen, der Witz am unrechten Orte anwendet oder verschwendet.

Wlachen, richtiger **Romanier**, europäische Nation in den Fürstenthümern Moldau und Walachei, Siebenbürgen und Ungarn, 2.646.000 Seelen stark, die aus einer Vermischung von Daciern, Bulgaren, Slaven, Gothen und Römern entstanden sind, sich selbst Rumunyi, d. i. Römer, nennen, ein verderbtes Latein reden und sich eigenthümlich kleiden. Der Mann hat einen untergesetzten knochigen Körperbau, zeigt viel Wildheit, Trägheit, Wollust, Unempfindlichkeit und wird bei seinem rachgierigen Charakter leicht zum Diebstahl, Straßenraub und Mord verleitet; sie ziehen meistens als Pferdehändler, Schäfer und Fuhrleute im Lande umher. Der Wlache trägt gewöhnlich ein weites, um den Leib zusammengeschnürtes Hemde, ein Paar lange, weite Hosen, über die Brust ein auf der Schulter befestigtes Schaffell und an den Füßen Sandalen von ungegerbtem Leder. Am Gürtel hängt ein Beil. Die zum Theil angenehm gebildeten Weiber sind fleißiger, gutmüthiger und besorgen das Hauswesen und den Feldbau. Die Religion ist die griechische. Im östreich. Staate leben an 1.246.000 Wlachen, namentlich in Ungarn in 1024 Ortschaften mit 550.000 Seelen, in Siebenbürgen 700.000 und in der Bukowina 150.000 Seelen. Zu ihnen gehören die Unguränen, aus Siebenbürgen entflohene und hier angesiedelte Wlachen; die Kalibassen in Siebenbürgen, die Zinzaren und nach einigen auch die Uskochen in Illyrien und Dalmatien; aber die Wlachen in Mähren sind ein slavischer Volksstamm.

Wladimir (Wlodimir) der Große und Heilige, Czar von Rußland, ward nach dem Tode seiner beiden Brüder Herr des ganzen damaligen russ. Staats (981). Er machte alle benachbarten Völker zinspflichtig und sich überall durch seine Tapferkeit gefürchtet. Doch verführte ihn sein Kriegesruhm nicht, sich in ungerechte Kriege zu verwickeln und die innere Verwaltung des Staats darüber zu vernachlässigen; im Gegentheil zeigte er sich im Frieden bei weitem glänzender noch als im Kriege. Von ihm ergingen Gesandte an den abendl. und griech. Kaiser und nach Bagdad an den Khalifen. Wladimir regierte mit Einsicht und Milde und war eifrig bemühet, seine Völker zu einer höhern Stufe der Civilisation zu erheben. Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der griech. kaiserl. Prinzessin Anna Romanowna ließ er sich (988) taufen und nahm mit seinem ganzen Volke die christliche

Religion an. Die ersten Religionslehrer der Russen kamen aus Konstantinopel, und von ihm wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griech. Kirche eingeführt. Wladimir stiftete zahlreiche Kirchen und Schulen, ermunterte den Handel; so eröffnete er einen Handelsweg durch die sich ins kasp. Meer ergießende Wolga; den Markt Permiens beschirmte er mit mächtiger Hand. Auch zog er Gelehrte und Künstler in sein Reich, sandte viele von seinen Unterthanen ins Ausland, damit sie von andern Völkern Erfindungen ablernen und deren Kenntnisse sich aneignen möchten; bauete viele Städte und hielt auf strenge Gerechtigkeit. Er besaß ein solches Ansehen und Zutrauen bei seinem Volke, daß sein bloßes Beispiel hinreichend war, die Sitten zu verbessern und Uebelstände abzustellen. Seine Regierung ist auch durch die allgemeine Einführung der slawischen Buchstaben in Rußland merkwürdig. Dieser Regent, welcher unter freiem Himmel lebte, nur hölzernes Holzgeräth kannte und sich 805 Weiber zugelegt hatte, vernichtete alles Gute, was er während seiner thatenreichen Regierung gestiftet hatte, durch die Theilung des Reichs unter seine zwölf Söhne. Dieser Fehler ist der Ansicht und Sitte des Zeitalters beigemessen, und war in den frühern Zeiten des Mittelalters so allgemein, daß auch die weisesten Fürsten sich desselben schuldig machten. Er starb 1015. Zu seinem Andenken stiftete die Kaiserin Katharina II. 1782 den St. Wladimirorden.

Wladimir, vor Alters Wlodimir, Gouvernement in Rußland, liegt 54° 58′ — 53° 11′ N. B., grenzt im Norden an Jeroslaw und Kostroma, im Osten an Nishegorod, im Süden an Tambow und Rjäsan, im Westen an Moskau und Twer und enthält auf 920 QM. nahe an eine Mill. Einwohner, nur Russen von griech. Religion, in 13 Städten und 4828 Dörfern. Der ebene und strichweise morastige Boden wird von der Oka, Kijäsma, Sudogda, Tesa, Nerl, Schernjä und den Seen Pleschtschejewo, Swjäro ꝛc. bewässert, hat ein gemäßigtes Klima und liefert Getreide, oft zum Bedarf nicht hinreichend; Garten- und Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Hopfen, Holz, Hausthiere, Wild, Fische, Töpferthon, Sandsteine, Eisen, Torf. Es gibt an 300 größere Fabriken. Zur Ausfuhr kommen: frisches Obst, besonders Glasäpfel und Kirschen, Bau- und Brennholz, leinene Waaren, Potasche, Seife, Leder, Mühl- und Kalksteine, gebrannter Kalk ꝛc. Das Gouvernement hat 13 Kreise und die Hauptstadt Wladimir mit 250 Häusern, 1500 Einwohnern, einem Schloß, vielen Kirchen, 2 Klöstern; Sitz eines griechischen Bischofs, Priesterseminar, Seidenweberei mit 54 Stühlen, Gerbereien, Seifensiedereien, Garten- und Kirschenbau, Jahrmärkten. Sie war 1157—1328 die großfürstliche Residenz.

Woche. Die älteste Art von Wochen war die von 7 Tagen. Schon im ersten Zeitalter, vor Moses, und seitdem auch bei den Hebräern und Aegyptern, bestand jede Woche aus 7 Tagen; hingegen die Griechen hatten Wochen von 10 Tagen (Decades) und die Römer von 8 Tagen (Ogdoades). Ob die Babylonier und Syrer 7- oder, wie die Griechen, 10tägige Wochen hatten, weiß man nicht. Die Perser theilten die Monate gar nicht in Wochen. Die Wochentage hatten bei den Aegyptern ihre Namen von den 7 Planeten; bei den Griechen wurden sie bloß durch Zahlen unterschieden, und zwar so, daß man die 10 Tage der ersten Woche als Tage des anfangenden, die der zweiten als Tage des mittlern und die der dritten Woche als Tage des zu Ende gehenden Monats zählte. Die Hebräer und die Römer hatten auch keine Namen, sondern Zahlwörter für die Wochentage; sie zählten sie aber nicht als Wochentage, sondern ohne Rücksicht auf Wochen, als Monatstage; die Hebräer mit fortlaufenden Zahlen durch den ganzen Monat von einem Neumonde zum andern. Hingegen die Römer zählten die Monatstage auf eine unnöthig verkünstelte Art, rückwärts nach 3 Absätzen, wobei ihnen die

Worte Calendä, Nonä und Idus zu Epochen dienten. Die Benennung der Wochentage: Sonntag, Montag, Dienstag (dies Martis), Mittwoch (dies Mercurii), Donnerstag (dies Jovis), Freitag (dies Veneris), Sonnabend (dies Saturni), rührt von einem astrolog. Aberglauben her. Die Ptolemäische Weltordnung zählte nämlich sieben Planeten in der Ordnung: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond; und der Aberglaube ließ diese Planeten hinter einander weg, jeden immer eine Stunde, regieren. Fängt man also irgend einmal eine erste Tagesstunde mit dem Saturn an, so fällt auf die 24ste, wie man leicht sieht, der Mars, und auf die 25ste oder erste des andern Tages die Sonne (Sonntag); so fortgehend, auf die erste des demnächsten Tages der Mond u. s. w.

Wodan, gleichbedeutend mit Odin, eine der mächtigsten Gottheiten des Nordens. Die alten Sachsen und Thüringer verehrten namentlich den Wodan als ihren Kriegsgott, und jene schwuren in dem Kampfe mit Karl d. Gr. ein feierliches Gelübde, demselben alle feindliche Gefangene zu opfern. (Vrgl. Nordische Mythologie.)

Wodankies. Lampadius in Freiberg hat in einem ungarischen Erze ein neues Metall, Wodanium, entdeckt. Es ähnelt dem Nickel, ist von blaß-bronzegelber Farbe, der des Glanzkobaltes ähnlich; das specifische Gewicht desselben ist = 11, 470; es ist schmiedbar, auf dem Bruche hackig, von Flußspathhärte, dem Magnete stark folgsam. Im Feuer geht das neue Metall in ein schwarzes Oxyd über. Breithaupt hat es zur Ordnung der Kiese gezählt. Er beschreibt das Wodankies als metallisch-glänzend, von sehr dunkel zinnweißer Farbe, die grau, auch wohl braun anläuft, und bis jetzt bloß derb bekannt, sehr zerklüftet; der Bruch ist uneben, von kleinem und grobem Korne; es ist härter als Flußspath, etwas weicher als Opalit, spröde und leicht zerspringbar.

Wogulen, Mansi (richtiger Marschi oder Mandschkum), Volksstamm in den russischen Gouvernements Tomsk, Perm und Tobolsk, am westlichen und östlichen Theil des nördlichen Uralgebirgs, an den Flüssen Kama, Irtisch, Kotwa, Wischura und Tawda, um und über Sotikamsk und Werchoturien, der Sprache nach zu den Finnen, der Gesichtsbildung nach zu den Kalmüken gehörig. Die meisten sind Christen, einige sind Heiden geblieben. Sie kennen keine Buchstaben und zählen keine Jahre. Im Sommer ziehen sie umher; im Winter begeben sie sich in ihre Dörfer. Der Tribut, den sie der Krone entrichten, besteht in Elendshäuten und Pelzwerk. Ihr Hauptgeschäft ist die Jagd; das Hauswesen besorgen die Weiber. Diese werden für 5, 10 — 25 Rubel gekauft.

Wohlfahrtsausschuß, Comité de salut public. Unter diesem Namen verschleierte der Berg, oder die Partei des Terrorismus (s. d.) im Nationalkonvente (s. Frankreich) die Diktatur, welche die Männer des Schreckens ansichrissen, um die Gironde (s. d) und die gemäßigte Partei niederzuschmettern, damit der Berg herrsche und die Republik über ihre innern und äußern Feinde triumphire. Der richterliche oder vielmehr Henkersarm, welcher diesem anfangs neun-, später zwölfköpfigen Souverän blindlings gehorchte, war das Revolutionstribunal (s. d.). Der Wohlfahrtsausschuß ward an die Stelle des kaum zehn Tage alten Comité de défense générale den 6. April 1793 errichtet und vom Convente, aus dessen Mitte seine Mitglieder (darunter Danton, Barrère, Cambon) gewählt waren, mit unumschränkter Vollmacht zu geheimen Berathschlagungen und zur Aufsicht über die Minister versehen; nur nach eigenem Ermessen sollte er in jeder Hinsicht für die öffentliche Wohlfahrt sorgen; daher ward ihm, einige Monate später, auch das Recht ertheilt, Haftbefehle zu erlassen. Die herrschende Partei ging dabei von der Ansicht aus, daß Frankreich, von

innen und von außen bedroht, nicht wie im Frieden (so wollten es die Girondisten) regiert, sondern wie in Zeiten der höchsten Gefahr nur durch verzweifelte Mittel gerettet werden könne. Als aber nach dem Sturze der Gironde (1., 2. Jun. 1793) der Berg nach dem Vorschlage des Wohlfahrtsausschusses erklärte, daß die Bevölkerung Frankreichs nur aus zwei Parteien, Patrioten und Feinde der Revolution bestehe, und jene zur Verfolgung dieser aufforderte: da trat an die Stelle des Gesetzes das Schrecken. Bald nachher ward Robespierre den 27. Jul. 1793 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitglieder anfangs monatlich ernannt, nun aber gewöhnlich wieder bestätigt wurden. Seitdem beherrschte der Ausschuß die Bergpartei, und durch diese den Convent. Als einzige Regel bei seinem Verfahren erklärte Robespierre: die Spannkraft der Volksregierung im Revolutionszustande sey la vertu et la terreur! Bald sah dieses Ungeheuer von politischem Wahnsinn in sich allein jene Tugend (der Jakobiner) rein vorhanden: darum trat er Alle zu Boden, die nicht dachten, wie Er. Mit ihm und nach seinem Sinne arbeiteten im Wohlfahrtsausschusse St. Just, Couthon, Billaud de Varennes, Collot d'Herbois und Herault de Sechelles. Nur Carnot (s. d.), ebenfalls Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, beschränkte sich allein auf die oberste Leitung der Heere, und überließ seinen Genossen das Innere, ohne Theil an ihren Maßregeln zu nehmen. Auf den Antrag jener Männer ward die neue Verfassung einstweilen aufgehoben, und die revolutionäre Regierung dem Wohlfahrtsausschusse vom Convente am 4. Dez. 1793 gesetzlich übertragen. Nun bestellte der Wohlfahrtsausschuß zu Richtern der Verdächtigen, in allen Gemeinden der Republik, aus den wildesten Menschen Revolutionsausschüsse, deren Zahl auf 20.000 stieg. Die letzten noch übrigen Prozeßformen wurden abgeschafft; an ihre Stelle traten Wahnsinn und Wuth, Grausamkeit mit Thorheit gepaart, Heimtücke und Verrath. Endlich erklärte sich der eine Zeitlang durch Robespierre aus dem Wohlfahrtsausschusse entfernte Danton gegen das nutzlose Blutsystem, und Robespierre selbst willigte in die Verurtheilung der Häuptlinge des pariser Pöbels (24. März 1794), unter welchen Hebert der Abschaum der Gesellschaft war; allein bald darauf ward auch Danton (5. April), nebst Herault de Sechelles, von Robespierre gestürzt. Nun blieb dieser Wahnsinnige bis zum 28. Jul. 1794 Herr über Leben und Tod von 30 Mill. Menschen. Er ernannte Fouquier-Tinville zum öffentlichen Ankläger. Die Gefängnisse häuften und füllten sich; die Gefangenen wurden gemißhandelt, von Spionen verrathen und ohne Vertheidigung verurtheilt; das Vermögen der als verdächtig Verhafteten ward eingezogen, und die Guillotine kam nicht vom Platze. Auf gleiche Art wütheten einige Bevollmächtigte des Wohlfahrtsausschusses, vorzüglich Collot d'Herbois, Carrier und Jos. le Bon in den Provinzen. Unter den zahllosen Schlachtopfern dieses Systems befanden sich der edle Malesherbes (s. Lamoignon) und der berühmte Lavoisier. Endlich wurden die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses unter sich uneins. Robespierre wollte den unbiegsamen Carnot aus dem Wohlfahrtsausschusse ausstoßen; dagegen arbeitete Billaud de Varennes an Robespierre's Sturze. Nur Couthon, St. Just, die Jakobiner und der Gemeinderath von Paris hingen noch an dem Haupte der Demagogie. Als aber St. Just am 25. Jul. im Wohlfahrtsausschusse „zum Heil des Staats" wirklich eine Diktatur vorschlug, erhoben sich im Nationalkonvente Vadier, Collot d'Herbois, Billaud de Varennes, Cambon und vorzüglich Tallien gegen Robespierre; der Diktator und sein Anhang wurden geächtet, und Barras Sieg am 9. Thermidor (27. Jul.) führte am 28. Jul. Robespierren, dessen Bruder, St. Just, Couthon u. A., zusammen 105, auf das Blutgerüst. Der Convent erlangte jetzt sein Ansehen wieder; die Jakobiner und die Anhänger des Terrorismus(la queue de Ro-

bespierre) wurden vollends besiegt; zugleich gab der Convent dem Wohlfahrtsausschusse und dem Revolutionstribunale eine beschränktere Vollmacht und Einrichtung. Die blutige Willkür hörte auf, und als die neue Verfassung den 28. Okt. 1794 eine Direktorialregierung (s. Direktorium) einführte, löste sich der Convent auf, und in seinem fluchbelasteten Grabe versanken zugleich mit ihm die Revolutionsregierung, das Schreckenssystem und der Wohlfahrtsausschuß. S. Mémoires inédits de Senart (Generalsekr. des Wohlfahrtsausschusses, st. 1796) oder Révélations puisées dans les cartons du comité de salut public et de sureté générale (2 Aufl., 1824). Die Mém. historiques de M. de la Bussière (Legendre's Geheimschreiber) erzählen, wie sinnreich dieser employé au Comité de salut public eine Menge Verhaftete der Verurtheilung entzog.

Wohlgemuth (Michael), ein vortrefflicher deutscher Künstler, geboren 1434, gestorben 1519, war einer der Ersten, die mittelst der Oelmalerei in der deutschen Malerei eine merkwürdige, wohlthätige Veränderung bewirkten, den Anbruch eines schönen Tages vorbereiteten und das Erwachen der Kunst in Jugendschönheit beförderten. Fortgeführt, weiter angewendet und ausgebildet wurden seine Grundsätze durch seinen Zögling Albrecht Dürer, der in Deutschland und Franken die richtigere, kunstmäßigere Ausübung der Malerei begründete. Er stammte aus einer nürnbergischen Familie ab, und malte und schnitt in Holz mit gleicher Meisterschaft. Vorzüglich von ihm gefertigte Blätter in Holzschnitt enthält die 1493 erschienene Chronik von Nürnberg. Aber die meisten seiner Werke sind durch die Länge der Zeit zu Grunde gegangen, sodaß die übrig gebliebenen zu den größten und bewundernswürdigen Seltenheiten gehören. Unter diesen steht das Altarblatt, in der Stadtkirche zu Schwabach, oben an. Es enthält mehrere Scenen aus der Leidensgeschichte des Erlösers, wurde 1506 vollendet und dem Künstler mit 630 Gulden bezahlt; eine Summe, die damals bedeutend war und heutzutage ungefähr 1830 Gulden ausmachen würde. In der Augustinerkirche seines Geburtsortes hat Wohlgemuth die 2 schönen Altarflügel gemalt (jetzt in der nürnb. Gallerie). Auf dem rechten Flügel oben sieht man Nikodemus, der den Heiland vom Kreuze abnimmt, unten aber den h. Christoph, der das Jesuskind trägt; auf dem linken ist oben der h. Lukas, der die h. Jungfrau malt, unten ein h. Sebastian. Ein sehr kostbares Gemälde von ihm, mit doppelten Flügeln, ist in der k. k. Gallerie zu Wien. In der Mitte sitzt der h. Hieronymus, als Cardinal gekleidet, auf einem Throne. Mit der Rechten hält er einen Dornenzweig und mit der Linken ruht er auf dem Haupte eines Löwen rc. Unter den Schätzen der Gallerie zu München wird von W. der Flügel eines Altarblatts in 2 Abtheilungen gewiesen. Sie enthalten die Auferstehung des Heilandes und die Kreuzestragung. Auch die zwickauer Hauptkirche hat Bilder von ihm. Und wenn auch die trockene, harte Zeichnung, die die deutschen Künstler jener Zeit alle haben, bei allen seinen Arbeiten vorwaltet, so ist doch der Farbenglanz, der kräftige Charakter in allen Figuren, die richtige Composition derselben nicht genug zu rühmen. In Privat- und öffentl. Sammlungen wird inzwischen Manches als sein Werk ausgegeben was sich nicht als solches erweisen läßt. Sein Schüler, Albrecht Dürer, hat sein Bildniß gemalt, als er 82 Jahr alt war. Dieß befindet sich in dem Kabinet des jetzigen Königs von Baiern.

Wohlklang, s. Euphonie.

Wohlstand, die große Aufgabe des öffentlichen und des Privathaushalts, ist diejenige Summe des äußern Glücks, auf welche Jeder — der Einzelne, wie das Ganze einer moralischen Person — unter den gegebenen Bedingungen seiner natürlichen und künstlichen Verhältnisse (Ort, Zeit, Kraft, Sicherheit, bürgerliche Freiheit, Verstand und Fleiß) in der Gesellschaft An-

spruch machen darf. Der öffentliche Wohlstand beruht zunächst auf der Masse des Privatwohlstandes. Doch fallen die Bedingungen des Nationalwohlstandes, wie Lauderdale sehr gut nachgewiesen hat, nicht immer zusammen mit den Bedingungen, von welchen der Wohlstand des Privatmannes ausgeht. Vergl. d. Art. Staatswirthschaft, Oekonomie und Polizei.

Wohnung. Zu einer guten Wohnung gehören mehrere Requisite, die man so viel als möglich bei Errichtung jener berücksichtigen muß. Eine Wohnung soll gesund, sicher, bequem und dem Geschäfte, das man in ihr treiben will, angemessen seyn. Um eine gesunde Wohnung zu besitzen, kommt es viel auf ihrer äußere Lage an; man hüte sich, dieselbe in der Nachbarschaft von Sümpfen zu bauen, weil die verdorbenen Ausdünstungen des Morastes leicht die Bewohner mit Wechsel- und nervösen Fiebern inficiren können; man lege sie nicht in dichten Wäldern an, denn diese hemmen den freien Luftzug und lassen den Boden immer feucht. Eine mäßige Höhe ist gesund; eine zu große kalt und windig. Eine Wohnung auf kahler Ebene ist den Winden und Wettern zu sehr ausgesetzt. In den Städten bewohne man keine enge Straßen; denn sie verhindern dem Lichte den Zutritt zum Hause und verderben die Luft. Man baue die Zimmer im Hause geräumig, die Treppen bequem und die Keller hell und so, daß die Luft leicht verändert werden kann. Man sey vorsichtig in der Wahl der Steine, denn viele ziehen die Feuchtigkeit aus der Atmosphäre an. Man lege die Schornsteine zweckmäßig und die Abtritte so weit als möglich vom Hause an. Ein Brunnen ist für jedes Haus fast Bedürfniß; denn das Wasser ist das beste Reinigungsmittel, und ohne Reinlichkeit ist jede Wohnung ungesund und unangenehm.

Woiwoda, ein slawisches Wort, das so viel als Heerführer im Kriege, (dux belli) bedeutet, und aus den beiden slawischen Worten Woi, Truppen, und Wodit', anführen, zusammengesetzt ist. Die Fürsten der Walachei und Moldau hießen ehemals Woiwoden, ehe sie von den griechischen Kaisern, mit denen sie in einiger Verbindung waren (1439), den Titel Despoten erhielten, an dessen Statt sie nachher den Titel Hospodar, so viel als Herr, annahmen. Jetzt heißt Woiwoda der türkische Pachter der Abgaben eines Bezirks. — Im ehemaligen Königreiche Polen nannte man Woiwoden die Statthalter in den Landschaften (Woiwodschaften), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Regierungsgeschäfte, Justiz und Polizei und machten die erste Klasse der weltlichen Reichsstände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels stattfand, so führte jeder Woiwode den Adel seiner Woiwodschaft in das Feld.

Wolcott (John), einer der originellsten satyrischen Schriftsteller, welcher unter dem erborgten Namen Peter Pindar beinahe 40 J. lang durch sprudelnden Witz, aristophanischen Muthwillen und Zauber der Sprache glänzte, und mit einer Dreistigkeit, die selbst in England auffiel, seine ätzende Lauge, auch den König nicht schonend, ergoß, wiewohl er, weil seine Satyre meist persönlich ist, im Auslande weniger, als in seiner Heimath bekannt war. Wolcott war 1738 im Dorfe Dodbrocke in Devonshire geboren. In den Schulen zu Kingsbridge und Bodnim mit dem klass. Schriftenthum vertraut gemacht, kam er zu seinem Oheim, einem Wundarzt und Apotheker zu Fowey in Cornwall, welcher ihn in seinen Wissenschaften unterrichtete. Nach Ablauf seiner 7jährigen Lehrzeit schickte ihn der Oheim nach London, wo er unter der Leitung trefflicher Aerzte sich praktische Tüchtigkeit erwerben sollte. Nach einiger Zeit kehrte er nach Fowey zurück, wo er mit Glück die Laufbahn eines Arztes betrat. Doch trieb er nebenher Poesie und Zeichnen. Als Sir William Trelawney, ein Verwandter von ihm, 1768 Gouverneur von Jamaica geworden war, begab er sich in dessen Gefolge dahin. Während das Schiff zu Madeira anhielt, schrieb er einige seiner besten

Sonette, eine Schilderung der Naturschönheiten dieser Insel enthaltend. Auf Jamaica übte er die Kunst des Wundarztes, und wurde vom Gouverneur zum Physikus ernannt, der ihm dazu ein Doktordiplom aus Schottland verschaffte. Fast wäre er für immer in Westindien geblieben, denn nachdem er einige Zeit das Amt eines Pfarrers durch geistliche Vorträge und Leitung des Unterrichts auf der Insel versehen hatte, wünschten ihn die Pflanzer für beständig in dieser Stelle zu behalten; aber der Bischof von London gab die Erlaubniß nicht dazu. Da nun der Gouverneur starb, kehrte Wolcott nach England zurück und ließ sich als Arzt zu Truro nieder; allein hier gerieth er wegen seines Hanges zur Satyre mit mehreren Leuten in der Nachbarschaft in unangenehme Verhältnisse. Dieß, und daß er nach dem Tode seines Oheims ein ansehnliches Einkommen erbte, bestimmte ihn, sich mehr seiner Neigung zur Dichtkunst und zum Zeichnen zu überlassen. Er nahm sich des späterhin als Maler und Professor an der königlichen Akademie bekannt gewordenen John Opi an, und setzte ihn durch seinen Unterricht in den Stand, bald als Porträtmaler reisen zu können. 1778 begab sich Wolcott nach London. Seine satyrischen Beurtheilungen der jährl. Kunstausstellungen wurden mit großem Beifall aufgenommen. 1782 begann er mit diesen lyrischen Oden an die königl. Akademiker, wo er zuerst unter dem Namen Peter Pindar auftrat. Seine literarischen Beschäftigungen wurden bald eine Quelle reichlichen Ertrags für ihn. Man las seine satyrischen Schriften mit Vergnügen; nur verletzten sie zu oft den sittlichen Anstand und waren zu oft gegen Personen von wahrem Verdienste gerichtet. Indeß so abhold Wolcott auch dem Einfluß der Minister war, und so gern er immer die Schwachheiten der Großen verspottete, war er doch ein aufrichtiger Anhänger der Verfassungsform seines Vaterlandes. Nachdem einige Streitigkeiten mit den Verlegern seiner Werke, wegen einer Leibrente, die er sich von ihnen bedungen hatte, beseitigt waren, bekam er eine Fehde mit William Gifford, der ihn in seiner Baviade und Mäviade hart mitgenommen hatte, und die sich mit einer Prügelei zwischen Beiden endigte. Späterhin bekam er Händel anderer Art mit dem Ehemanne einer jungen Frau, der er Unterricht in der Kunst scenischer Darstellungen gegeben hatte. Indessen wurde diese Angelegenheit mit einigen Zeitungsartikeln abgethan. 1797 erschien die erste öffentliche Probe seiner Fortschritte in der bildenden Kunst. Er gab eine Folge seiner, von Alken im Aquatinta gestochenen Landschaften mit poetischen Anspielungen u. d. T. Malerische Ansichten heraus. Seine vorzüglichsten Blätter sind in Kreide ausgeführt und sehr originell. Auch die Musik liebte er sehr. 1812 wurden seine Werke in 5 Bdn. gesammelt, welchen eine kurze Lebensgeschichte vorsteht; doch sind in dieser Sammlung so wenig, als in den spätern Ausgaben alle Schriften des fruchtbaren Mannes enthalten, und sein handschriftlicher Nachlaß ist bei weitem beträchtlicher als seine gedruckten Werke. Sein unregelmäßiges Leben zerrüttete indeß seine Gesundheit. In seinen spätern Lebensjahren wurden seine schriftstellerischen Leistungen nicht wenig durch Starrblindheit gestört, die sich auf beiden Augen zeigte. Seine heitere Laune behielt der Dichter bis zu seinem Tode, der 1819 zu Sommers-Town erfolgte.

Wolen. Unsere Vorfahren glaubten gleich den Skandinaviern, daß auch Steine und Bäume von halbgöttlichen Wesen bewohnt seyn. Die Bewohner der Bäume nannten sie Waldivien; diejenigen der Steine und Klippen Wolen. Unter den Letztern dachten sie sich hochsinnige, reine und mit den Geheimnissen der Götter vertraute Frauen, die auf irgend eine wunderbare Weise dem Umgange der Menschen entrückt und in Felsen eingeschlossen worden, wo nach und nach ihr Körper, gleich dem der griechischen Echo, dahinschwand, oder hier vielmehr in Stein überging, sodaß nur die weis-

sagende Stimme blieb, welche der fragenden Umgegend Rath ertheilte, insonderheit den zu Felde ziehenden Helden ihr Schicksal prophezeite. Sie waren also eine Art von Steinnymphen. Die Hauptwole war der schützende Geist der Erde, die uralte Seherin. Der älteste Theil der Edda hat von ihr den Namen Volupsa, d. h. das Angesicht der Wole.

Wolf (Christian, Freiherr von), einer von den großen Verbesserern im Reiche der Wissenschaften, von dem eine ganz neue Epoche des allgemeinen Denkens und Wissens anzunehmen ist. Er war zu Breslau 1679 geboren und der Sohn eines Gerbers, der ihm eine treffliche Erziehung gab. Sein mathematischer und philosophischer Kopf zeigte sich sehr frühe; er lernte schon in seiner Vaterstadt die aristotelisch scholastische und die cartesianische Philosophie kennen und erwarb sich gründliche Kenntnisse in der Mathematik aus Büchern. Nach vollendeter Gymnasialbildung bezog er, um Theologie zu studiren, 1699 die Hochschule zu Jena, wo er sich indeß hauptsächlich auf Mathematik und Philosophie legte und den Entschluß faßte, sich dem akademischen Leben zu widmen. Er wurde in Leipzig Magister. Descartes Ruhm, als Verbesserer der Philosophie, scheint ihn zum Vorsatz entflammt zu haben, Das in der praktischen Philosophie zu leisten, was durch Descartes in der theoretischen geschehen war. Seine Disputation, durch deren Vertheidigung er sich zu Leipzig die Erlaubniß, philosophische und mathematische Vorlesungen zu halten, erwarb, war daher: Philosophia practica universalis methodo mathematica conscripta (die allgemeine praktische Philosophie nach mathematischer Methode behandelt) Leipzig 1701, 4. Leibnitz, dem er seine Dissertation geschickt hatte, lenkte durch einen Brief Wolfens Prüfungsgeist auf metaphysische Gegenstände. Er erwarb sich durch die Klarheit seines Vortrages und die Gründlichkeit seiner Untersuchungen in kurzem eine ungewöhnliche Achtung. Durch einige Werke über einzelne Theile der Mathematik machte sich Wolf auch im Auslande rühmlich bekannt. Der Einfall der Schweden in Sachsen 1706 verscheuchte ihn von Leipzig nach Halle, wo er durch Leibnitzens Empfehlung bald darauf als Professor der Mathematik und Naturlehre eine Stelle fand. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe der Lehrsätze in seinen mathematischen Vorträgen sowohl, als in seinen Schriften, verschafften den letztern großen Absatz, erregten jedoch auch den Neid der Theologen in Halle, vorzüglich des Professors J. J. Lange gegen ihn, der als Pietist die Grundsätze seiner philosophischen Denkart heftig angriff. Weil er mehrere ehrenvolle Rufe ausgeschlagen hatte, so ernannte ihn der König zum Hofrath und gab ihm eine ansehnliche Gehaltszulage. Lange klagte Wolfen als einen Religionsverächter bei dem Ministerium in Berlin an, und der König Friedrich Wilhelm I. entsetzte ihn durch eine Kabinets-Ordre vom 15. Nov. 1723 seines Amtes und verwies ihn unter Androhung des Stranges aus den preuß. Staaten. Wolf begab sich nach Kassel und wurde 1723 erster Professor der philosophischen Fakultät zu Marburg. Er ward Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu London, Paris und Stockholm; Peter der Gr. ernannte ihn zum Vizepräsidenten der von St. Petersburg, welche Stelle er aber nicht annahm, und Katharina I. gab ihm eine Ehrenpension von 300 Thalern. Friedrich der Gr. rief ihn endlich 1740 als geheimer Rath, Vizekanzler der Universität und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. Drei Jahre später wurde er an Ludwigs Stelle Kanzler. Der Kurfürst von Baiern erhob ihn 1745 während des Reichsvikariats in den Freiherrnstand. Er hatte das Glück, seine Philosophie durch ganz Deutschland und einen großen Theil von Europa verbreitet zu sehen, obwohl während der letzten Lebensjahre die Zahl seiner Zuhörer in Halle bedeutend abnahm. Wolf starb 1754. Die

Menge seiner Schriften, die er größtentheils in deutscher Sprache schrieb, verbreiteten Licht und Aufklärung über alle Wissenschaften und in allen Ständen, und hemmten den Geist des Pietismus und der Mystik, der damals weit umsichgegriffen hatte und in die abentheuerlichste Schwärmerei ausartete. In den Händen seiner Anhänger jedoch artete seine Philosophie bald in einem blinden und rohen Dogmatismus aus. Mehreres über Wolf s. Deutsche Philosophie. Seine deutschen Schriften, Halle, 1712 bis 33. 7 Bde. 8., seine ausführlichern lateinischen, Frankfurt und Leipz. 1723 — 45., und Halle 1750. 22 Bde. 4.

Wolf (Friedrich August), der größte Philolog seiner Zeit, geb. 1759 zu Heinrode in der Grafschaft Hohenstein. Sein Vater, in jenem Dorfe Kantor, gab dem Knaben den ersten Unterricht, welcher vorzüglich auf die Ausbildung der Fähigkeiten für die Tonkunst gerichtet war. Das Talent für dieselbe erscheint als ein schönes Familiengut, welches der hierin weit über seine äußeren Verhältnisse stehende Vater auf seine Nachkommen vererbte. Ein Sohn, Friedrich Georg, war der 1814 verstorbene, sehr geschickte, auch als Schriftsteller in der Literatur der Musik bekannte stolberg-wernigerodische Kapellmeister; der andere, unser Philolog, zeigte schon früh entschiedenes Talent für die Musik und liebte sie fortwährend, ob er gleich der Beschäftigung mit ihr, als höchsten Zweck seiner Geistesthätigkeit, schon mit dem im 7. Jahre seines Lebens erfolgten Eintritt in das Gymnasium zu Nordhausen entsagte. Ganz von der Erlernung der alten Sprachen angezogen, durchging er bis zum 15. Jahre die verschiedenen Klassen jener Lehranstalt, welche er dann, wider den Willen der Seinigen, verließ, um zwei Jahre in eingezogener Ruhe den Privatstudien zu widmen und sich für die akademische Laufbahn vorzubreiten. Er betrat diese 1774 zu Göttingen, wo er gleich bei seinem Erscheinen, durch ungewöhnliche Belesenheit in den Autoren der griechischen und römischen Vorwelt, Heyne's Aufmerksamkeit aufsichzog. Je höher Heyne seinen Zuhörer achtete und zu je größern Erwartungen von ihm er berechtigt wurde, um so früher entdeckte er in ihm einen keine Autorität anerkennenden Muthwillen, welcher am allerwenigsten zu Göttingen von den Professoren bei den Studenten geduldet wurde. Anfangs glaubte Heyne hiergegen in Betreff Wolfs zu wirken, wenn er den Letztern unter einer genauen Aufsicht stellte, um so alle spottenden Reden des Uebermüthigen zu erfahren und nach Befinden zu rügen. Dieses ertrug der kräftige Jüngling nur kurze Zeit; dann machte er sich davon los, Selbstständigkeit für unentbehrlich haltend, studirte nur für sich, lebte in den Schätzen der herrlichen Bibliothek und besuchte fast gar keine Kollegien. Ein so eigenwilliges Betragen mußte den Lehrer verwunden; doch dachte Heyne zu gerecht, als daß er Wolfs Werth hätte verkennen sollen; er stellte ihn, nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Göttingen, als Lehrer beim berühmten Gymnasio zu Ilefeld an, und bewirkte schon im folgenden Jahre seine Versetzung als Rektor der lateinischen Schule nach Osterode im Harze. Während sich hier Wolf rüstig schon als Jüngling einem bedeutenden Lehramte gewachsen zeigte, erregte er in der Schriftstellerwelt Aufsehn durch seine Ausgabe des platonischen Gastmahls, mit deutschen Noten, deutscher Inhaltsübersicht und Einleitung, deren Ton, Styl, Art und Kunst ihm den Beifall der Gebildeten, namentlich auch des preuß. Ministers von Zedlitz, erwarb, auf welchen Wolf es ganz eigentlich dabei abgesehen hatte, den Blick schon damals sehnsüchtig auf eine preuß. Hochschule gerichtet. 1783 ging er wirklich als ord. Professor der Philosophie, besonders der Pädagogik, und als Direktor des pädagogischen Instituts der Hochschule nach Halle. In den ersten Jahren hatte Wolf hier einen schlimmen Stand. Der geringe Gehalt und die übermäßige Pädagogik machten ihm viel zu schaffen. Sein Hörsaal blieb

leer, weil er auf dem Lehrstuhle wenigstens einen höhern Ton angab, als auf der osteröder Schule; sein Streben auf strengere philologische Studien ward von den durch die pädagogischen Meister arg verwöhnten Studenten wenig begriffen. Es gelang ihm indeß bald, unter dem Beistande des Ministers von Zedlitz, das ihm untergebene pädagogische Institut in ein philologisches Seminarium umzuwandeln; er stimmte seinen Lehrton herab, die Studenten gleichwie osteröder Schüler betrachtend, ward nun verstanden und erhielt großen Zulauf. Erst in den letzten zehn Jahren seines Professorats zu Halle, ging er in den ersten höhern Ton zurück. Als akademischer Lehrer ging Wolf seinen eignen Weg, den Grundsatz verfolgend, daß das klassische Alterthum besonders als Vorbild eines auf den edelsten und größten Ideen beruhenden öffentlichen und Privatlebens betrachtet, und so als Bildungsmittel auf Hochschulen benutzt werden müsse. Er machte sichs zur Hauptaufgabe seines Amtes: die Universität Halle zum Mittelpunkte des umfassendern philologischen Studiums zu machen, den vaterländischen Schulen tüchtige, gründlichgebildete Lehrer und Vorsteher zuzuführen, und das Schulwesen wo möglich für immer von der wissenschaftelnden Praktik der Pädagogen zu befreien. Sich als Schriftsteller zu zeigen, wie die akademischen Lehrer es für ihren vorzüglichen Beruf zu halten pflegen, war ihm durchaus nur Nebensache; er wollte nicht Schriftsteller, sondern nur Lehrer seyn. Von seiner vielleicht beispiellosen Thätigkeit als Lehrer mag hier nur Das angeführt werden, daß er, während der 23 Jahre seines Professorats zu Halle, über funfzig verschiedene inhaltreiche Collegien gelesen hat, die bedeutenden Uebungen und Vorträge im philologischen Seminarium ungerechnet. Sein überwiegendes Talent, sich der Jünglinge, die die Bahn der Wissenschaften betraten, ganz zu bemächtigen, ihre geistige Thätigkeit zu spannen, alle Autorität verschmähend, alle Schwierigkeiten für besiegbar haltend, sie zu eigenen Forschungen anzufeuern, und sie in die herrlichen Regionen der klassischen Vorwelt einzuführen, war nicht genug zu preisen. Den höchsten Genuß gewährte es, ihn, den Meister, in der Mitte seiner Schüler zu sehen, wie er, ohne den Prunk der Gelehrsamkeit zu suchen, in der Universalität seines Wissens, in der vertrauten Bekanntschaft mit den hohen Denkmälern der Griechen und Römer, den wahren Geist der Alterthumskunde und der ihm zugehörigen Kritik entwickelte, und bald in kräftiger Beredsamkeit die Hoheit der Vorwelt darstellte, bald mit tiefeinschneidendem Spotte die flache Arroganz der Gegenwart züchtigte. Um eine äußere Ueberzeugung zu gewinnen, daß Wolfs Leben in der klassischen Vorwelt mehr war, als ein nüchternes Wissen, worin manche ihren ganzen Werth haben, um im schönsten Genusse es sich zu vergegenwärtigen, daß er mit wahrhaft künstlerischer Freiheit einem heroischen Zeitalter angehörte, mußte man ihn im vertrauten Freundeszirkel hören, wie er, der der Ausübung der Tonkunst nie ganz entfremdet wurde, unter Begleitung mächtig wirkender Akkorde, mit tiefer Stimme der Uraniden seliges Leben, nach Homer's Gesängen pries. — Nachdem Wolf 1795 einen Ruf nach Leyden, 1798 nach Kopenhagen, als Oberdirektor aller höhern Schulen, und 1805 nach München erhalten und abgelehnt hatte, ward er, mit bedeutender Gehaltsvermehrung, zum königl. preuß. Geheimenrathe ernannt. Als Halle nach dem tilsiter Frieden dem neuerschaffenen Königreiche Westphalen einverleibt wurde, war er, mit Schleiermacher und Froriep, einer von Denen, welche erklärten, daß sie sich als Gelehrte, deren eigentliches Element volle geistige Freiheit sey, nicht, gleich einer Söldlingsschaar, abtreten ließen. — Wolf ging nun 1807 nach Berlin und trat sogleich in Wirksamkeit bei der Berathung über die dort zu errichtende Universität. Jedoch lehnte er ab, wirklicher Professor bei derselben zu werden, und zog es vor, mit einem bedeutenden Ehrengehalte als

Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, in der historisch-philosophischen Klasse, ohne weitere Berufsverhältnisse zu leben, beständig beschäftigt mit geistreichen, tiefe Gelehrsamkeit bezeugenden Schriftstellerarbeiten und auch fortwährend durch Vorlesungen wirkend. Eine in den letztern Jahren oft wiederkehrende Kränklichkeit, deren Heilung sein Arzt nur vom wärmern Himmel des südlichen Frankreichs erwartete, gab ihm den Entschluß ein, dorthin zu reisen. Er verließ am 14. April 1824 Berlin und kam, höchst erschöpft durch die nur zu ungeduldig beeilte Reise, am 16. Juli zu Marseille an, wo ein heftiger, nicht ganz unverschuldeter Lungenkatarrh den Faden seines Lebens am 8. August zerriß. Der klassische Boden der uralten Massalia birgt nun die Reste des deutschen Mannes, der die Philologie zuerst zur Wissenschaft und Kunst erhob. Seinen Ruhm verdankte er vornehmlich seinen gelehrten Schriften und den von ihm besorgten schätzbaren Ausgaben alter Klassiker. Wir haben von ihm eine kritische Ausgabe von Homer, bei welcher er den von Villoisen aufgefundenen Codex von St. Markus zum Grunde gelegt hat. In den dazu gehörigen Prolegomenen hat er seine Ansichten von der alten, ursprünglichen Form der Ilias und Odyssee, ihrer mannichfachen Schicksale, und von dem ersprießlichsten Wege, auf welchem sie wiederherzustellen seyn dürfte, ausgesprochen; mit seltnem Scharfsinn begründend, geistreich überredend und mit großer Gelehrsamkeit den Leser überzeugend, daß Ilias und Odyssee, sowie wir sie haben, nicht das Werk Homers, sondern mehrerer homerischer Rhapsoden seyen. Das Buch machte durch das ganze gebildete Europa unendliches Aufsehen, erregte vielseitigen Streit und brachte die wichtigsten historischen, antiquarischen und kritischen Untersuchungen auf die Bahn. So willkommen indeß dem Verfasser Widerspruch war, wenn die Angelegenheit dadurch weiter gebracht wurde — und nur insofern war ihm auch Zustimmung etwas werth —, so widerlich war ihm hier und da verlautbare Aeußerung mehrerer Gelehrten: daß ihnen über Ilias und Odyssee schon längst gleiche Gedanken vor der Seele geschwebt hätten. Sie säumten auch nicht, ihre Träume nun alsbald in der Taghelle der Wolf'schen Demonstration auf ihre eigne Weise weiter zu träumen, nicht ohne wunderliche Seitenblicke auf Wolfs Verdienst der Priorität. Die Streitigkeiten, welche ihm daraus mit einigen solchen nachträumenden Propheten erwuchsen, sind bekannt; unter Letztern suchte Heyne sich auch noch unter der Hand das Ansehen zu verschaffen, als sey Er, zu dessen Füßen Wolf gesessen, die Quelle, aus welcher dieser geschöpft habe. Dieß veranlaßte die geistreichen Briefe an Heyne, von denen die drei ersten als treffliche Muster gelehrter Polemik und feiner Ironie betrachtet werden. Nächstdem hatte er dem Plato große Studien gewidmet, dessen Phädon er mit einer meisterhaften lateinischen Uebersetzung begleitet hat. Nicht minder geschätzt ist seine Ausgabe der Hesiodischen Theogonie und der Reden des Demosthenes und Aristides in Leptinem. Von lateinischen Klassikern nennen wir seinen Sueton und seine Ausgabe von vier Ciceronischen Reden, deren Unechtheit er bewiesen hat. Außerdem hat er sich durch sein mit Buttmann herausgegebenes Museum für Alterthumskunde, sowie durch seine Analekten (14 Hefte), um gründliche Kunde des griechischen und römischen Alterthums verdient gemacht. Welcher Meister er auch in der Verskunst war, und mit welcher Genialität er auch die deutsche Sprache in ihrem ganzen Umfange kennen und zu gebrauchen verstand, hat er durch seine mit trefflichen Anmerkungen begleitete Uebersetzung der ersten Satyre des Horaz, durch seine Uebersetzung der Wolken des Aristophanes, und durch die im 3. Heft der Analekten gegebene Probe einer Homerübersetzung bewährt. Sein polemischer Charakter, worin er, wie in seiner Gelehrsamkeit, dem großen Bentley ähnlich zu seyn schien, verwickelte ihn in noch mehrere Streitigkeiten,

namentlich mit J. H. Voß, dem gelehrtesten und gewiegtesten Bestreiter seiner Ansicht des Homer (wiewohl der öffentliche Streit von J. H. Voß über einen meterischen Gegenstand veranlaßt und von diesem auch durchgefochten worden). Ferner durch seine allgemein gemißbilligten Aeußerungen über seinen verdienstvollen, leider zu früh verstorbenen Schüler Heindorf (im 1. Hefte der Analekten), mit Buttmann und Schleiermacher. — Wolf hinterläßt außer seinen lateinischen und deutschen Schriften, in denen er sich als schöpferischen Meister in fast allen philologischen Disciplinen erweist, zahlreiche Schüler, welche die von ihm gestiftete preiswürdige Schule des freien, von keinem Meister abhängigen Selbststudiums fortsetzen werden. Wolfs hohes, geistreiches Antlitz wird durch drei von Friedrich Tieck zu verschiedenen Zeiten gelieferte Marmorbüsten von höchster Aehnlichkeit — von welchen schöne Abgüsse in der Werkstatt des Meisters in Berlin zu haben sind — auf die Nachwelt kommen. Ein Schüler Wolfs, Professor Hanhart, am Gymnasium zu Basel, schrieb: Erinnerungen an Friedrich August Wolf, Basel, 1825.

Wolf (Arnoldine), geb. 1769 zu Kassel, Tochter des Regierungsprokurators daselbst und Syndikus der Universität Marburg. Sie ist merkwürdiger als Kranke, wie als Dichterin. In der Jugend wurde sie einzig von ihrer Mutter, da der Vater schon in ihrem 4ten Jahre gestorben war, erzogen. Einige Jahre hindurch wurde sie der Sorgfalt einer geschickten Erzieherin anvertraut, welche die Talente des jungen Mädchen in dem Grade entwickelte, daß der Hofrath Schlözer in Göttingen und der Hofrath Witthof in Duisburg dasselbe zur Erzieherin ihrer Kinder verlangten. Die Mutter schlug aber die sonst vortheilhaften Anerbietungen aus, weil sie Arnoldine für das wichtige Geschäft der Erziehung noch zu jung achtete. Im 13. Jahre erhielt sie die furchtbare Krankheit, Scabies humida, die feuchte Krätze genannt, und mußte fast 26 Wochen hindurch ohne Schlaf hinbringen. Als sie einst von den heftigsten Schmerzen gefoltert wurde, sang sie Alles, was ihr von Liedern im Gedächtnisse lag, und vertrieb sich später die schlaflosen Nächte mit Liederdichten aus dem Stegreife. Sie wurden aufgezeichnet und von einem Freunde 1788 zum Drucke befördert. Bald darauf wurden sie zum zweiten Male aufgelegt. Nach 6 Monaten fiel sie in eine Art von Todesschlaf, worin ihr alle Sinne schwanden, das Gehör und Bewußtseyn ausgenommen. In diesem asphyktischen Zustande quälte sie immer die Furcht, lebendig begraben zu werden. Nach 4 Wochen erwachte sie, besserte sich und erhielt ihre Gesundheit wieder. Später heirathete sie den Bergrath Georg Fried. Wolf in Schmalkalden. Sie ward Mutter von 9 Kindern und starb 1820. In einigen fliegenden Blättern stehen einzelne Gedichte von ihr. Der Dr. Wiß in Schmalkalden gab sie nebst einer Geschichte ihrer merkwürdigen Krankheit heraus.

Wolfe (James), ein englischer Feldherr, der hauptsächlich durch seinen Heldentod berühmt geworden ist. Er hatte sich schon im Dienste vortheilhaft ausgezeichnet, als er 1754 im Kriege, welchen England mit Frankreich über Grenzstreitigkeiten in Canada führte, zum Generalmajor ernannt wurde. 1759 erhielt er den Oberbefehl über ein besonderes 7000 Mann starkes Korps, das den Franzosen Quebeck wegnehmen sollte. Der Admiral Saunders befehligte die Flotte. Die ganze Einschiffung langte gegen das Ende des Junius vor der Insel Orleans, einige Meilen von Quebeck, an, und landete auf dieser Insel, welche durch die Arme des Lorenz-Flusses gebildet wird. Sie war vortrefflich angebaut und lieferte den Truppen, nach ihrer beschwerlichen Fahrt, alle Arten von Erfrischungen. Da sie sich bis nahe vor dem Hafen von Quebeck erstreckt, so war es nothwendig, sie und ihre westliche Spitze, die sich bis dicht an eine hohe Spitze des festen Landes ausdehnt,

ebensowohl als diese letztere, Levin genannt, in Besitz zu nehmen. So lange der Feind Meister beider Spitzen blieb, durfte kein Schiff in dem Hafen von Quebeck sich blicken lassen. Nachdem die englischen Truppen diese Posten ohne Schwierigkeit genommen hatten, öffnete sich ihnen die volle Aussicht auf den Hafen und die Stadt. Ein zugleich anlockender und Muth benehmender Anblick; denn kein Ort scheint herrlichere Vortheile von der Natur bekommen, aber diese scheint auch für keines Ortes Vertheidigung stärker gesorgt zu haben. Dazu waren die Franzosen den Briten überlegen, waren an 10.000 Mann stark und wurden von einem geschickten und bisher immer glücklichen General, dem Marquis von Montcalm, kommandirt, welcher, ungeachtet seiner Ueberlegenheit, beschloß, nichts zu wagen, und sich weislich auf die natürliche Stärke des Landes verließ. Als der General Wolfe die Lage der Stadt, die Natur des Landes, die Anzahl und Stellung des Feindes sah, fing er, seines warmen Temperaments ungeachtet, doch an zu verzweifeln. Gleichwohl entschloß er sich, nichts unversucht zu lassen, sondern unter allen den unumgänglichen Schwierigkeiten, die vor ihm lagen, diejenigen auszuwählen, wo sich von der Tapferkeit seiner Truppen am ersten ein glücklicher Erfolg hoffen ließ. Aber sein Bestreben, durch Truppen, die er übersetzen ließ, dem Feinde in die Flanke zu kommen, war ebenso vergeblich, als jeder Versuch, ihn zum Treffen zu reizen oder zu zwingen. Unterdessen schickte man Feuerböte und Brander den Strom hinab, um die engl. Schiffe in Brand zu stecken. Aber so groß auch die Gefahr war, so wurde doch durch die außerordentliche Geschicklichkeit und Wachsamkeit des Admirals Saunders, jedes Schiff dieser Art an das Ufer geschleppt, ohne den geringsten Schaden anzurichten. Da der General Wolfe sah, daß der Feind darauf bestand, jedes Treffen zu vermeiden und bloß vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, bis die Jahreszeit selbst für ihn fechten und die Engländer zum Abzuge nöthigen würde, faßte er endlich den Entschluß, die Franzosen von der Seite des Montmorency, an dem einzigen Orte, der noch einen glücklichen Erfolg erwarten ließ, anzugreifen. Das Unternehmen wurde (30. Jul.) von Seiten des Generals und des Admirals mit Klugheit und Muth angeordnet und ausgeführt. Dennoch mißlang es gänzlich durch einen jener Zufälle, die so oft die Entwürfe der menschlichen Weisheit vereiteln und beweisen, daß sie nichts weniger als einzige Schiedsrichterin des Krieges ist. Der General Wolf, verzehrt von Sorge, Wachen und Beschwerden, die zu groß waren, als daß sein zarter Körper, der seinem muthvollen Geiste nicht gewachsen war, sie ertragen konnte, fiel in eine schwere Krankheit. Seine eigenen hohen Begriffe, die Hoffnungen seines Vaterlandes, das Glück anderer Generale, alles Das nagte ihm am Herzen. Sobald er ein wenig wieder hergestellt war, schickte er einen Bericht von seinem Verhalten nach England. Dieser Bericht war freilich im Tone der Verzweiflung, aber mit einer Genauigkeit, Klarheit und Zierlichkeit geschrieben, die ihm einen Rang unter den besten Schriftstellern der britischen Nation geben konnten, wie ihm seine Kriegsthaten eine Stelle unter ihren größten Feldherren gaben. Entschlossen, den Feldzug bis auf den letzten möglichen Augenblick fortzusetzen, und bei dem übereinstimmenden Urtheile seiner Offiziere, daß alle Versuche vom Montmorency her vergebens seyn würden, wollte er die Hauptunternehmung oberhalb anstellen, um, wenn es möglich wäre, den Feind auf diese Weise zum Treffen herauszulocken. Das Lager am Montmorency wurde abgebrochen, die Truppen wurden übergesetzt und schlugen auf der Spitze Levin ihr Lager auf. Das Geschwader unter dem Admiral Holmes machte einige Tage hinter einander Bewegungen den Fluß hinauf, um des Feindes Aufmerksamkeit so weit als möglich von der Stadt abzuziehen. Dieß gelang ihm gewissermaßen; denn, wiewohl es den Marquis

von Montcalm nicht bewegen konnte, seinen Posten zu verlassen, so bewog es ihn doch, den Herrn von Bougainville mit 1500 Mann abzuschicken, um die Bewegungen der Engländer zu beobachten. General Wolfe sah nicht so bald, daß Alles zur That reif sey, als er den Schiffen unter dem Admiral Saunders Befehl gab, eine verstellte Bewegung, als ob sie Willens wären, die Franzosen in ihren Verschanzungen an dem Ufer Beauport, unterhalb der Stadt, anzugreifen, zu machen. Darauf schiffte der General (um 1 Uhr in der Nacht zwischen dem 12. und 13. Sept.) seine Truppen ein und zog sich mit der Division des Admirals Holmes, um den Feinden etwas vorzuspiegeln, drei Meilen höher im Flusse hinauf, als wo er zu landen gesonnen war. Hierauf setzte er sie in die Böte und ließ sich so in aller Stille durch den Strom hinabführen, ohne von den französischen Schildwachen am Ufer bemerkt zu werden. Die Schnelligkeit des Stromes riß die Böte etwas weiter hinab, als wo der Angriff eigentlich geschehen sollte. Die Schiffe folgten ihnen und kamen gerade zu rechter Zeit an, die Landung zu decken. Als die Truppen ausgesetzt waren, fanden sie einen sehr hohen und steilen Berg vor sich. Ein kleiner Fußweg wand sich an demselben hinauf, der aber so enge war, daß nicht zwei Mann neben einander gehen konnten. Selbst dieser Steig war noch verschanzt und wurde von einem Hauptmanne und seinen Leuten vertheidigt. Alle diese Schwierigkeiten schlugen die Hoffnung des Generals und die Hitze seiner Truppen nicht nieder. Die leichte Infanterie, unter dem Obersten Howe, half sich an Stümpfen und Zwingen hinauf, vertrieb die Wache und säuberte den Fußsteig. Nun erreichten alle übrige Truppen den Gipfel des Berges und formirten sich, sobald sie hinaufkamen, sodaß sie mit Tages Anbruch alle in Schlachtordnung waren. Als der General Montcalm hörte, daß die Engländer den Berg erstiegen und sich auf der Höhe, im Rücken der Stadt, in Schlachtordnung gestellt hätten, glaubte er anfangs noch, man habe nur einen Versuch gemacht, ihn aus seinem starken Posten zu locken. Aber gar bald erfuhr er die Stellung der engl. Flotte und Armee, die so beschaffen war, daß nichts als ein Treffen die Stadt retten könne. Er entschloß sich also, es zu liefern, verließ Beauport passirte den Fluß St. Charles und stellte seine Truppen den britischen gegenüber in Schlachtordnung. Die Anordnung beider kämpfenden Theile war mit vieler Ueberlegung gemacht und das Gefecht nahm mit großer Lebhaftigkeit seinen Anfang. Die engl. Truppen waren erinnert, ihr Feuer zu sparen. Sie hielten demnach das Feuer der leichten Vordertruppen des Feindes mit großer Geduld und in bester Ordnung aus. Als aber das Hauptkorps des Feindes, das muthig gegen sie anrückte, nur noch 40 Schritt entfernt war, gaben sie Feuer, welches in voller Kraft faßte und eine schreckliche Niederlage unter den Franzosen anrichtete. Es wurde ebenso lebhaft fortgesetzt, als angefangen war und die Franzosen wichen allenthalben. Aber eben in dem Augenblicke, da das Glück sich für die Engländer zu erklären anfing, fiel der General Wolfe, auf dessen Leben nun Alles anzukommen schien. Der General Monkton, der nächste im Commando, fiel gleich nach ihm, und Beide wurden hinter die Linie gebracht. Nun kam das Commando an den General Townshend, der in dieser kritischen Lage, bei dem Muth benehmenden Umstande des Verlustes zweier Generale, zeigte, daß er einer so schweren Pflicht gewachsen war. Die Truppen verloren den Muth nicht und betrugen sich, wie sie sollten. Die Grenadiere mit ihren Bayonetten, die Bergschotten mit ihren breiten Degen und die übrigen mit einem scharfen und ununterbrochenen Feuer, trieben den Feind von jedem Posten zurück und vollendeten seine Niederlage. Als Wolfe tödtlich verwundet sich fühlte, war er nur um den Ausgang der Schlacht bekümmert gewesen. Auf die Nachricht, der Feind weiche von allen Seiten, sprach er: „Nun bin ich

zufrieden", und starb. Durch diese Schlacht ging Quebeck und ganz Canada für die Franzosen verloren, was den Engländern auch im pariser Frieden blieb. Wolfe war 35 Jahre alt. Sein Verdienst war sein einziger Beförderer gewesen. Sein Leichnam ward in der Westminster-Abtei beigesetzt, wo ihm auch ein prächtiges Grabmal errichtet wurde. Bekannt ist das herrliche Gemälde, Wolfe's Heldentod darstellend, von Benj. West, was ebenso gelungen von Will. Woollett in Kupfer gestochen worden.

Wolff (Pius Alexander). Mit Recht setzt ihn unsre Zeit in die Reihe der besten deutschen Schauspieler. Er war geb. 1782 zu Augsburg. Seine Angehörigen wünschten, daß er sich dem gelehrten Stande widmete; er erhielt daher auch eine diesen Zweck im Auge behaltende Erziehung. Die Kenntnisse, welche er sich auf dieser Bildungs-Laufbahn erworben hatte, beförderten später sehr seine dramatische Vollendung. Zu dieser letztern schien er von Natur berufen zu seyn: lebhafte Einbildungskraft, reges Gefühl, nachdenkender Geist und scharfsichtige Beobachtungsgabe, nebst einer mehr gefälligen und zarten als kräftigen Körpergestalt, und einem angenehmen und modulationsreichen Sprachorgane, ließen ihn auf der Bühne Auszeichnung und glückliche Lebensverhältnisse erwarten. Er mißkannte auch seinen Beruf nicht. Schon 1804 war er Mitglied des weimarschen Theaters. Damals war die weimarsche Bühne unter der Leitung von Schiller und Göthe zu einem Muster andrer theatralischen Anstalten Deutschlands geworden. Durch sie lernte man in Deutschland erst sicher den Genius der dramatischen Kunst kennen. In ihrer Schule lernte Wolff den wahren Geist seines Faches kennen, und was zu befolgen und was darin zu vermeiden sey. Wolff sah ein, daß es nicht genug seye, der bloße Körper des dramatischen Dichters zu seyn, der, wie eine Uhr, Das nachschlage, was der Geist der Dichtung von ihm verlange; sondern daß der dramatische Künstler auch Seelenmaler seyn müsse, daß es nicht genug sey, mit Aengstlichkeit bloß die Wirklichkeit nachzuahmen und den Charakter nur in gewissen allgemeinen Formen darzustellen; sondern daß man das Schwierigste vereinen müsse, Idealisirung des Charakters mit der bestimmten Individualisirung desselben. Wolff fühlte, daß der Künstler kein sklavischer Diener des Dichters, sondern in gewissen Schranken ein selbstständiger Schöpfer und Bildner seyn müsse. Von diesem Gesichtspunkte ging er aus und suchte an der helfenden Hand der beiden großen Männer den Kranz seiner Kunst zu erreichen. Was Schiller und besonders Göthe ihm in dieser Hinsicht wurden, hat er selbst in Holtei's monatlichen Beiträgen zur Geschichte der dramatischen Kunst (1818) mitgetheilt. Wolff wandte sich vorzugsweise der Tragödie zu und nahm das Fach jugendlicher Helden oder ernster, tiefer und erhabener Charaktere zum Gegenstand seines Strebens. Sein Hamlet, sein Posa, Max Piccolomini, Weißlingen, Orest, und späterhin sein Tasso wurden als musterhafte Bildungen in ihrer Art ausgezeichnet, und erwarben ihrem Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf, der mit der Freiheit seiner Darstellungen immer gewachsen ist. Allein nicht bloß das ernste Drama zog seine Neigung an, sondern er zeichnete sich auch bald im Komischen aus, wozu er in seiner reichen leicht beweglichen Phantasie, seinem feinen Beobachtungsgeiste große Hülfsmittel fand. Vornehmlich sagte ihm das Humoristische zu. Man sah ihn immer mit Vergnügen im Lustspiele, wiewohl die eigentliche Sphäre seines Talents das Trauerspiel (in der Bedeutung, wo es das ernste Drama mit einschließt) geblieben ist. In der letztern Zeit hat er sich der ausgeführten Seelencharakteristik mit großem Erfolg gewidmet. Man denke an den Maler im Bilde, Graf Leicester, den Vater im Fluch und Segen, Herr von Uhlen. Wolff wurde auch selbst dramatischer Dichter. Er schrieb ein heiteres Lustspiel, Cäsario, welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, später ein rüh-

rendes Drama, Pflicht um Pflicht (gedruckt in Müllners Almanach für Privatbühnen, 1ster Jahrg.), dann ein ähnliches: Treue siegt in Liebesnetzen, eine kleine Posse, der Hund des Aubri, und das späterhin mit Webers charakteristischer Musik ausgestattete und beliebte Theaterstück Preziosa, welches nebst den beiden erstgenannten in seinen dramatischen Spielen (1ster Bd., Berlin 1823, 8.) gedruckt erschien. Während seines Aufenthalts in Weimar verheirathete er sich mit einer ausgezeichneten Künstlerin, der Frau Becker, geb. Malcolmi. Wolff's glänzende Laufbahn war nur kurz. Er starb den 28. August 1828 zu Weimar auf seiner Rückreise nach Berlin aus dem Bade Ems, wohin er zur Befestigung seiner Gesundheit gegangen war. Früher hatte ihn schon seine Kränklichkeit genöthigt, die Regie des königl. Schauspiels zu Berlin niederzulegen.

Wolfenbüttel (Fürstenthum). Unter diesem Namen begriff man ehemals, im weitern Sinne, die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig oder Braunschweig-Wolfenbüttel (s. d.) im niedersächs. Kreise. Das Fürstenthum Wolfenbüttel im engern Sinne, als Hauptheil des Ganzen, enthielt den wolfenbüttel-schöningischen, Harz- und Weserbezirk. — Die Stadt Wolfenbüttel, bis 1754 die Residenz der Herzoge von Braunschweig, eine regelmäßig und niedlich gebaute Stadt, von der Ocker durchflossen eine Meile von Braunschweig, zwischen lauter Gärten, Büschen und Alleen. Sie war mit Festungswerken umgeben, hatte in ihrer Mitte eine Citadelle (die Dammfestung) und enthält mit 2 Vorstädten 1060 meist gut gebaute Häuser und 3000 Einw. Die Festungswerke sind jetzt abgetragen. Wolfenbüttel hat ein altes fürstl. Schloß, 4 Kirchen, ein evangel. Fräuleinkloster, ein großes Armen- und Waisenhaus, ein altes Zeughaus, ein Gymnasium, eine berühmte Bibliothek, in einer schönen Rotunda, vor welcher Lessings (der hier Bibliothekar war) marmornes Denkmal steht, aufgestellt. Sie besitzt 10.000 Manuscripte, eine große Anzahl der ältesten Drucke, und soll überhaupt gegen 200.000 (wie Einige glauben, nur 110.000) Bde. enthalten. S. Ebert: Zur Handschriftenkunde, 2 Bdchen., welches ein Verzeichniß der griech. und latein. Handschriften dieser Bibliothek enthält (Leipzig 1827). Wolfenbüttel ist der Sitz des zwischen Braunschweig, Lippe und Waldeck gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts, der Lehns- und Grenzkommission des Herzogthums Braunschweig, eines Consistoriums und zweier Kreisämter. Es gibt hier mancherlei Gewerbe, als 2 Lackfabriken, eine Papiertapeten-Manufaktur, 3 Lederfabriken, eine Liqueurfabrik, 2 Tabaksspinnereien, eine Seidenband-Manufaktur, mehrere Leinen- und Drellwebereien, Gerbereien und bedeutenden Korn- und Garnhandel. In der Nähe liegt das herzogl. Lustschloß Antoinettenruh.

Wolfgang, Fürst zu Anhalt, war 1492 geboren. Seine Mutter Margaretha war eine Gräfin von Schwarzburg. Nach seines Vaters Woldemar Tode trat er, 16 Jahr alt, die Regierung an. Auf dem Reichstage zu Worms sah und hörte er Luther, ward dessen Freund und ein eifriger Anhänger der Reformation. Karls V. und Andrer Bestreben, die Reformation zu unterdrücken, widersetzte er sich kühn, und pflegte in dieser Hinsicht zu sagen: daß er lieber Andern die Stiefel wichsen, Land und Leute verlassen und mit dem Stecken davongehen, als dem Evangelium untreu werden wolle. 1530 unterschrieb und überreichte er mit das evangel. Glaubensbekenntniß. Dem Kaiser Karl V. und Ferdinanden erklärten er und der Markgraf Georg, als jene darauf bestanden, das Reformationswerk niederzulegen und wieder zum alten Glauben zurückzukehren: sie würden gegen des Kaisers Majestät nie die Achtung und Unterthänigkeit aus den Augen setzen; doch eher wollten sie sich die Köpfe vor die Füße legen lassen, als Lügner an Gott und seinem Evangelium zu werden. Wolfgang war später ein Mitgründer des schmalkaldischen Bundes; dennoch that er Alles, um den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhüten

und Frieden zu stiften; weßwegen ihn Luther auch den Legaten Gottes nannte. In der Schlacht bei Mühlberg kämpfte er mit. Karl V., den man nicht freisprechen kann, seinen Sieg mißbraucht zu haben, erklärte auch den Fürsten den 12. Jan. 1547 in die Reichsacht und gab dessen Länder seinem span. Günstlinge Ladrone. Als Wolfgang die böse Nachricht empfing, bestieg er sein Pferd und verließ Bernburg, wo er sich gerade aufhielt, indem er laut das schöne Lied von Luther sang: Eine feste Burg ist unser Gott. Er floh ins Harzgebirge, kehrte aber 1552 in seine Staaten zurück, in deren sichern Besitz er bis zur Niederlegung der Regierung verblieb, welche in dem 70. Jahre seines Alters geschah. Hierauf lebte er zurückgezogen zu Koswig und zu Zerbst. Sein Nachfolger und Vetter, der weise und gelehrte Fürst Georg, mit dem Beinamen der Gottselige, setzte das Reformationswerk, was Wolfgang begonnen hatte, in den anhaltischen Landen fort. Auch blieb Wolfgang in dieser Hinsicht thätig, und sorgte mit fürstlicher Großmuth für Kirchen und Schulen. Um sich immer an den Tod zu erinnern und des Gerichts jenseits zu gedenken, hatte er in seinem Schlafgemache einen Sarg stehen mit der Inschrift: „Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn.“ Er starb unverheirathet im März 1566 und ward in der Bartholomäuskirche zu Zerbst beigesetzt, wo sein Bildniß noch vorhanden ist. Wolfgang besaß eine ungemeine Körperstärke, einen großen ritterlichen Muth, den kein Unglück niederschlagen konnte; dabei ein stets frohes Gemüth, das auch in Widerwärtigkeiten und harten Lebensprüfungen seine Heiterkeit nicht verlor. Seine Geschichte hat der anhalt-bernb. Superintendent Dr. Krummacher in einer geschichtl. Reformationspredigt, gehalten am 31. Oktober 1819, herausgeg. zu Dessau 1820, beschrieben.

Wölfl (Joseph), ein ausgezeichneter deutscher Tondichter, geb. zu Salzburg 1772, empfing seine Bildung als Komponist und Pianofortespieler unter Leop. Mozart und Mich. Haydn. Die Natur schien ihn zum Klavierspieler geschaffen zu haben; denn er besaß eine sehr große, aber ungemein gelenkige Hand. Später schickte ihn sein Vater nach Wien zu Mozart, um unter diesem größten Meister der Töne seine musikalische Ausbildung zu vollenden. Mozart gewann den 18jährigen Jüngling sehr lieb und empfahl ihn den poln. Grafen Oginski zum Kapellmeister. Diesen Posten verlor er, als in der poln. Revolution von 1794 des Grafen Vermögen unterging. Wölfl kehrte nach Wien zurück. Im Jahr 1795 kam seine Zauberoper, der Höllenberg, und 1798 eine andere, der Kopf ohne Mann, auf die Bühne. Sie erwarben ihm großen Beifall. Um dieselbe Zeit heirathete er eine bekannte Schauspielerin; doch war die Verbindung nicht sonderlich glücklich, und Wölfl machte 1799 allein eine Reise durch Deutschland. Von nun an blieb er fast beständig auf Reisen, und gründete sich überall den Ruf eines der größten Pianofortespieler. 1801 ging er nach Paris, wo ihm derselbe bewundernde Beifall zu Theil wurde. Er komponirte auch eine franz. Oper für das Théâtre comique: L'amour romanesque, die aufgeführt wurde, doch gefiel sie den Franzosen nicht so sehr, als seine frühere Leistungen seinen Landsleuten gefallen hatten. 1805 reiste er nach England, wo er 1812 starb. Er besaß eine ungemeine Fertigkeit, eine erstaunliche Leichtigkeit und Sicherheit auf seinem Instrumente, durch die er jede Schwierigkeit besiegte. Eine Anekdote, die in Gerbers Tonkünstlerlexikon steht, charakterisirt in dieser Hinsicht sein Talent. Zu einem Konzerte in Dresden war Alles versammelt und vorbereitet; nur fehlte sein Instrument. Als es gebracht wird, ist es einen halben Ton zu tief gestimmt. Wölfl mag die Zuhörer und das Orchester nicht lange warten lassen und spielt sein in C gesetztes Konzert aus Cis mit aller der Fertigkeit und Präcision, als wenn es daraus gespielt werden müßte. Wölfl war ein lebensfroher Mann; doch überließ er sich zu sehr

seiner leidenschaftlichen Sinnlichkeit, was auch wahrscheinlich seinen frühzeitigen Tod veranlaßte. Von ihm besitzen wir noch eine große Anzahl Sonaten, Quartetten, Trios, Phantasien rc. fürs Pianoforte; 15 verschiedene Variationen für dasselbe Instrument, die ausgezeichnet sind; 3 große Konzerte fürs Pianoforte mit Begleitung; ferner eine Ballade für Klavier und Gesang, die Geister des Sees, eine vierstimmige Hymne, und noch 2 Hefte Gesänge mit Klavierbegleitung.

Wolfram, ein höchst sprödes, dunkelbraunes, strengflüssiges Metall, das man als Säure, bald mit Kalk, bald mit Eisen und Magnesium verbunden antrifft. Sein spezifisches Gewicht ist nach d'Elhuyar 17,6. Als Oxyd wird es von den Säuren nicht angegriffen, und bildet keine metallische Salze mit ihm; wohl aber löset es sich völlig in den ätzenden, feuerbeständigen Alkalien, sowohl auf dem nassen, als dem trocknen Wege, völlig auf. Mit den Metallen geht es manche Mischung ein, die alle eine braune Farbe haben, und sich in ihrer innern Beschaffenheit mehr oder weniger den Eigenschaften des andern Metalls nähern.

Wolga, der größte Strom von ganz Europa und des russ. Staats, kommt als ein 2 Fuß breiter Bach im Gouvernement Twer aus einem Teiche bei dem Dorfe Wolchino-Werchowi am Wolchonskiwald westlich von Ostaszkow, geht unweit seines Ursprungs durch die kleinen Seen Staroz, Oselok, Plata, tritt aus dem letztern als ein für kleine Fahrzeuge schiffbarer Fluß, nimmt links den Abfluß des Seligero-See's auf, fließt durch Rußland und die westuralischen Länder, hat von Zarizyn an mehrere linke Nebenarme, von denen der größte die Achtuba heißt, theilt sich oberhalb Astrachan in sehr viele Arme, welche netzförmig zwischen einer großen Menge von Inseln fließen, und fällt unterhalb Astrachan in 60 Mündungen in das kaspische Meer. Sie ist 1140 St. lang, an der Mündung der Kama 3000 Fuß, bei Saratow fast eine halbe, gegen ihre Mündung über eine M. breit, und hat von der Mündung der Kama an mehrere Inseln. Bei Rzew-Wladimirow wird sie für mittlere, bei Twer für sehr große Fahrzeuge schiffbar, und die Schifffahrt geht, da sie langsam strömt, ohne Beschwerde und ohne Unterbrechung bis zur Mündung fort. Bei dem langsamen Strom hat doch die große Wassermasse das Thal ziemlich tief eingespült, sodaß die Thalseiten fast immer abschüssig sind. An den Ufern sind gewöhnlich flache Strecken, welche von dem hohen Frühlingswasser überschwemmt werden. Oberhalb und unterhalb Nishnei Nowgorod treten steile Berge ganz nahe an das linke Ufer; von der Mündung der Wetluga an bleibt der rechte Thalrand höher, als der linke, weßhalb jene die Bergseite, diese die Wiesenseite der Wolga heißt. Bei Samara fließt diese in der Durchspülung zwischen dem Ausläufer des Sokgebirges und dem Wolgagebirge, und wird von den steilen Abfällen des letztern an ihrem rechten Ufer begleitet bis Sarepta, von wo an beide Ufer niedrig doch abschüssig bleiben. Die bedeutendsten Nebenflüsse der Wolga sind: die Oka, die Sura, (beide schiffbar) und die Sarpa; links die schiffbaren Twerza, Mologa, Szeksma, Kostroma, Unscha, Wetluga, Kama (der größte Nebenfluß, größer als die meiste Hauptflüsse Europa's, 215 M. lang und an der Mündung breiter und tiefer als die Wolga) und Sasimara. Mittelst dieser Flüsse und mehrerer Kanäle verbindet die Wolga das kaspische Meer mit der Ostsee durch die Newa, das kaspische und weiße Meer durch die Dwina. Die Wolga ist außerordentlich reich an Stören, Sterlet, Karpfen und Hechten von seltener Größe, vorzüglich aber **Hausen** (s. d., **Beluga** u. **Caviar**), auch Seehunden. Im Frühling beschäftigt der Fischfang bei Astrachan wohl 10.000 Fahrzeuge. Der reine Gewinn beträgt jährlich über $4^1/_2$ Mill. Rubel.

Wolke (Christ. Heinrich), kaiserl. russ. Hofrath und Prof., geb. 1741 zu Jever, das damals zu Anhalt-Zerbst, jetzt zu Oldenburg gehört. Sein

Vater, der mit Pferden, Rindvieh, Leder ꝛc. handelte, wollte, daß der Sohn dasselbe Geschäft übernehmen sollte; allein der Knabe zeigte zum Stande eines Kaufmanns so wenig Lust, daß der Vater endlich nachgeben und ihn studiren lassen mußte. Auf den Hochschulen zu Göttingen und Leipzig widmete er sich 6 Jahre hindurch mit Ernst den Wissenschaften. Einige Zeit darauf ergriff er den Plan, eine Erziehungsanstalt zu errichten, worin die Zöglinge nach einem naturgemäßen Stufengange den hohen Zwecken der Menschheit entgegengebildet werden sollten. Er setzte sich deßhalb mit Basedow in Verbindung und ersuchte ihn, das Projekt durch den Ruhm seines Namens zu unterstützen. Basedow fand sich hiezu unter der Bedingung willig, daß Wolke Mitarbeiter an seinem angekündigten Elementarwerke werde. Wolke zeigte sich geneigt, und bearbeitete von 1770 — 73 nicht allein die Gegenstände aus der Natur und Kunst, sondern auch eine Menge andrer Gegenstände. Als Basedow sah, daß sein in Dessau errichtetes Philanthropin bei dem Publikum nicht die gehoffte Unterstützung fand, lud er zur Todtenfeier desselben auf den 14. Mai 1770 ein. Es erschienen auch über 120 Personen, welche mit Beifall die Fortschritte, welche die Kinder, vorzüglich durch Wolke's Bemühungen geleitet, gemacht hatten, anerkannten. Obgleich sie 1000 Thaler unterzeichneten, konnte sich doch das Philanthropin nicht aufrecht erhalten. Bei seiner Auflösung, bis wohin Wolke mit unermüdetem Eifer für die Anstalt thätig gewesen war, ging er nach Petersburg. Hier blieb er bis 1801, gleich eifrig im Erziehen und Unterrichten. Die russ. Regierung übersah auch nicht Wolke's Verdienst, und ernannte ihn zum Hofrath. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er ohne Berufsgeschäfte, aber selbst noch im hohen Alter dem Zwecke, dem er sich als Jüngling und Mann gewidmet hatte, eifrigst ergeben. Von 1805 bis 1814 hielt er sich in Dresden und später in Berlin auf. Nach seinem Plane und Betriebe bildete sich dort eine Gesellschaft für deutsche Sprache. Seine zahlreichen Schriften enthalten theils Anleitungen zur naturgemäßen Erziehung und zum Elementarunterrichte in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, theils beziehen sie sich auf die Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern und auf die Einführung einer andern, als der bisher gewöhnlichen Schreibweise der Wörter unserer Sprache. Zu den ersten gehören: Erziehlehre oder Anleitung zu körperlichen, verständlichen (intellektuellen) und sittlichen Erziehung (Leipzig b. Beß, 1805) und die Mittheilung der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe (ebendas. 1805). Früher schon schrieb er: Erste Kenntnisse für Kinder von der Stubenkenntniß an bis zur Weltkunde (1783), welche Schrift auch 1787 in französischer Sprache erschien. Nach der in dieser Schrift aufgestellten Methode, auf welche Wolke im J. 1778, unabhängig von Denen, welche sie schon vor 1700 gefunden hatten, fiel, und welche viel Aehnlichkeit mit den später von Olivier, Stephani u. Krug bekannt gemachten Methoden hat, lehrte Wolke 1773 innerhalb vier Wochen Basedows 2½ Jahr alte Tochter, ohne Buchstabiren, deutsch und französisch lesen. Ferner schrieb Wolke, außer den schon erwähnten Beiträgen zum Elementarwerke, zu den pädagog. Unterhaltungen, den philanthrop. Lesebüchern u. s. w., das Buch zum Lesen und Denken (Petersb. 1785), das auch in russ. und franz. Sprache erschien; sowie: Beschreibung der 100 von Chodowiecki zum Elementarwerk gezeichneten Kupfertafeln, 2 Thle. (Leipzig bei Crusius 1781 und 1787), auch französisch (1782 und 88) und lateinisch (1784); Anweisung, wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind (Leipzig bei Vogel 1804). Von einer Natur- und Völkergeschichte, mit einem Kupfer für jedes bis 1800 verflossene Hundertjahr, mit großen Kosten ins Russische übersetzt, erschien nur der erste Theil. Hinsichtlich der übri-

gen Theile aber, in welchen Manches gegen die Bilderverehrung vorkam, ward dem Verf. von der russischen Censurbehörde bekannt gemacht, daß das Werk sich verloren habe. Seine Schriften, welche die deutsche Sprache zum Gegenstande haben, sind: Düdische örsassische Gedigte, Singedigte, Gravschriften, Led'er, Romansen un Balladen (1803), bei deren Mittheilung Wolke auf den Wohlklang der niedersächsischen Sprache aufmerksam machen wollte, und zugleich eine Anweisung, dieselbe lesen zu lernen, gibt. Sein in das Sprachfach einschlagendes Hauptwerk aber ist: Anleit zur deutschen Gesammtsprache, zur baldigen Erkennung und Verbesserung mehrerer zu wenigst 50.000 fehlerhaft gebildeten deutschen Wörter, auch zur Abwendung eines großen Zeit- und Geldverlustes (1812). Durch Aufsuchung der Wurzeln von den Wörtern der deutschen Sprache suchte er die rechte Form dieser Wörter zu bestimmen, die überflüssigen, fehlerhaften Buchstaben, sowie die in die deutsche Sprache aufgenommenen Fremdwörter durch vorgeschlagene neue deutsche zu verdrängen. Das Werk zeigt von einem unermüdeten u. gründlichen Arbeiter, den jahrelange Mühen nicht verdrießen, wenn sie nur zum Ziele führten. Uebrigens haben seine Vorschläge zur Umformung und regelmäßigern Bebauung der deuts. Sprache wenig Eingang gefunden. Wolke starb den 8. Jan. 1825 zu Berlin. Seinem Streben als Pädagog im Basedowschea Philanthropin hat selbst Kant ein ehrenvolles Zeugniß gegeben. Hasselbach hat seine Biographie geschrieben (Aachen 1826). Er selbst hat seine Autobiographie in die Haude und Spenerschen Zeitung rücken lassen.

Wolken nennt man jede Ansammlung von Wasser in einer gewissen Höhe der Erdatmosphäre. Wolken erzeugen sich aus dem Wasser der Erdoberfläche, welches durch Sonnenwärme, Lufttrockenheit und Elektrizität in Dunst verwandelt, seiner Leichtigkeit wegen in die obern Schichten steigt (deren Abstand von der Erde 1—2 Meilen betragen kann) und daselbst durch Einflüsse, die denen der Dunstbildung entgegengesetzt sind, wiederum zum sichtbaren, schwebenden Wasser wird. Dieses Wasser der Wolken läßt sich wegen seines spezifischen Gewichts nicht gut anders schwebend in der Luft denken, als in der Gestalt kleiner runder Blasen, die mit Luft gefüllt sind und wie Luftbälle das Wasser tragen. Für uns sind die Gestalten der Wolken wahrscheinlich nur optische Täuschungen, die das verschieden gebrochene, zurückgeworfene oder zerstreute Licht erzeugt, was in jene Wassermassen scheint. Gewitterwolken haben vorzüglich, wegen beständiger, innerer Bewegung, die Eigenschaft, ihre Gestalt schnell zu ändern, bald vereinigen sie sich in größere Massen, bald berühren sie sich und lösen sich ganz in der Luft auf, oder erregen Wind und Sturm. Alles dieß scheinen Erfolge elektrischer Ladung und statt findender Neutralisation zwischen zwei entgegengesetzten Wolken (auch wohl Wolken und Erde) zu seyn. Uebrigens ist der mannigfache Nutzen der Wolken bekannt genug; ohne sie fällt kein Regen, keine Erfrischung für die Vegetation, ohne Regen vertrocknen viele Brunnen. Ein anderer Nutzen mag darin bestehen, daß sie als Gegensatz in den obern Regionen eine stete Spannung zwischen der atmosphärischen und Erdelektrizität unterhalten. Vergl. d. Art. Regen. — In Howard's Versuch einer Naturgeschichte der Wolken findet man eine Classifikation der Wolken. Er nimmt drei genau unterschiedene Hauptbildungen an, die in jeder Wolkenmasse entstehen, bis zur größten Ausdehnung zunehmen und endlich abnehmen und verschwinden können. Diese Gestaltungen sind: a) Cirrus, schlängelnde oder aus einander laufende, nach allen Richtungen sich ausdehnende Fasern; b) Cumulus, konvexe oder konischen Haufen, die von einer horizontalen Grundlinie aufwärts zunehmen, und c) Stratus, weit ausgedehnte, zusammenhangende, horizontale Schichten. Man nimmt drei Luftregionen,

die obere, mittle und untre an, wozu noch die vierte oder unterste gerechnet werden kann. In der obern ist die Atmosphäre in dem Zustande, daß sie Feuchtigkeit in sich aufnehmen und empor heben kann, indem sie das Wässerige zertheilt in sich enthält, oder in seine Bestandtheile getrennt in sich aufnimmt. Dieser Zustand der Atmosphäre zeigt die größte Barometerhöhe. In dieser Region gehört der Cirrus, der die geringste Dichtigkeit, aber die größte Höhe und die verschiedenste Ausdehnung und Richtung hat. Er ist die früheste Botschaft eines heitern und beständigen Wetters, das sich zuerst durch wenige im Luftraum sich ausdehnende Fäden zeigt. Diese nehmen allmählig an Länge zu und es setzen sich an den Seiten neue an. Die Dauer des Cirrus ist ungewiß, von wenigen Minuten nach der ersten Erscheinung bis zu mehreren Stunden. Länger dauert er, wenn er allein erscheint und in ansehnlicher Höhe, kürzer, wenn er sich tiefer in der Nähe andrer Wolken bildet. Die mittle Region der Luft ist der Sitz des Cumulus, der gewöhnlich die größte Dichtigkeit hat, und sich mit dem der Erde am nächsten ziehenden Luftstrom bewegt. In dieser Region wird der Streit bereitet, ob die obere Luft oder die Erde siegen soll. Sie kann viel Feuchtigkeit aufnehmen, aber nicht in vollkommener Auflösung. Die Feuchtigkeit vereinigt sich und zeigt sich gehäuft, oben nach bestimmten Formen begrenzt, konisch aufsteigend, unten auf der dritten Region, wie auf einer Schicht ruhend. Die Erscheinung, Zunahme und Verschwindung des Cumulus bei schönem Wetter sind oft periodisch und mit dem Grade der herrschenden Luftwärme übereinstimmend. Er bildet sich gewöhnlich einige Stunden nach Sonnenaufgang, erreicht seine höchste Stufe in den heißesten Nachmittagsstunden, nimmt ab und verschwindet um Sonnenuntergang. Große Massen von Cumulus auf der vom Winge abgekehrten Seite bei starkem Winde deuten auf Windstille mit Regen. Wenn der Cumulus bei Sonnenuntergang nicht verschwindet, sondern aufsteigt, so ist in der Nacht ein Gewitter zu erwarten. Siegt die obere Region und ihre trocknende Gewalt, so werden die geballten Massen des Cumulus am obern Saum aufgelöst und ziehen flockenartig in die Höhe, wo sie in Cirrus übergehen. Behält hingegen die untere Region die Oberhand, wo die dichteste Feuchtigkeit angezogen und in Tropfen aufgelöst wird, so senkt sich die Grundlinie des Cumulus nieder, und die Wolke dehnt sich zu Stratus aus, der von mittler Dichtigkeit ist, und dessen tiefere Grundfläche gewöhnlich auf der Erde oder dem Wasser ruht. Dieser ist die eigentliche Nachtwolke, und erscheint zuerst gegen Sonnenuntergang. Hierher gehören jene schleichenden Nebel, die an windstillen Abenden aus der Tiefe der Thäler aufsteigen und sich wellenartig verbreiten. Der Stratus steht und zieht schichtenweise, bis er endlich als Regen niederfällt. Diese Erscheinung, die Auflösung der Wolken in Regen, oder die Regenwolke, heißt Nimbus. Durch Verbindung der Bezeichnungen für die drei Hauptgestaltungen der Wolken erhielt Howard Benennungen für Zwischenerscheinungen, nämlich Cirro-Cumulus, kleine, rundliche, horizontal geordnete Massen; Cirro-Stratus, horizontale, an ihren Grenzen abnehmende, unten concave Massen, bald einzeln, bald in Gruppen; Cumulo-Stratus, eine dichte Wolke mit der Grundlinie des Cumulus, oben abgeplattet; Cumulo-Cirrus, die Wolke, die sich in Regen entladen hat, eine horizontale Schicht, über welcher Cirrus liegt, während Cumulus seitwärts und unten sich anhäuft. Nach Howard folgt auf Cirrus abwärts Cirro-Cumulus, und dann Cirro-Stratus, Cumulus und Stratus. Auch der eigentliche Stratus, die horizontale Wolkenschicht, kann sich zuweilen höher erheben, als zu anderer Zeit, was von Jahreszeiten, Polhöhe oder Berghöhe abhängt, wie auch der Cumulus bald höher, bald niedriger schwebt, im Ganzen aber bleiben die Wolkenstellungen immer stufenweise über einander. Lukas Howard

legte seine Beobachtungen in seinem Essay on Clouds nieder, woraus Gilberts Annalen im Jahrg. 1815 einen Auszug gaben. Ihm folgte Th. Forster in seinen Untersuchungen über die Wolken. A. d. Engl., Leipz. 1819. Göthe machte in seinem Werk: Zur Naturwissenschaft, 1. Bd. S. 97 ff. eine geistreiche Anwendung der Theorie.

Wolle, d. i. Thierhaare von gekräuselter Form, ausschließlich die der Schafe. Ursprünglich stammt das Schaf (s. d.) aus Afrika; aber Klima und Nahrungsmitttel der europ. Länder, in die es sich verbreitet hat, haben eine Menge Raçen hervorgebracht, deren jede eine besondere Wolle liefert. Man theilt die Wolle in dieser Hinsicht überhaupt 1) in grobe, die lang, entweder schlicht oder nur unregelmäßig gekrümmt ist, oder die Landwolle der einheimischen Raçen, und 2) in feine, regelmäßig geschlängelte und gekräuselte. Man nennt diese spanische, oder, da nicht alle Schafe in Spanien feine Wolle tragen, Merinowolle. Unter der groben Wolle findet gleichfalls Verschiedenheit statt. Die meisten Arten derselben sind mit kürzern feinern, mehr oder weniger schlichten Haaren vermischt, andere aber weniger. Zu der ersten Art gehört die meiste gemeine Landwolle, zu der andern besonders die feine eiderstädter Wolle in Holstein. Das schlichte Wollhaar wächst auf den ausgewachsenen Thieren im Laufe eines Jahres gewöhnlich 6 bis 8 Zoll. Die Merinowolle ist nicht so lang, als die schlichte und wird auf gesunden und erwachsenen Thieren binnen einem Jahre nur 1 bis 2 Zoll, meist aber zwischen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll lang. Veredelte Wolle nennt man die Wolle aller Schafe, die aus einer Vermischung feiner span. Stähre mit groben Schafen herrühren, entweder mittelbar oder aus einem folgenden Geschlechte. Sie bleibt der groben Wolle anfänglich in Länge und Sprödigkeit ähnlich, nähert sich aber schon auf der erstern Stufe der Veredlung in der Kräuselung der feinen. Die Zucht eines feinwolligen Schafstammes durch Fortbildung der aus Spanien eingeführten Eskurialschafe, sowie die Veredlung des Landschafs in Deutschland, ist von Sachsen ausgegangen, daher man auch die feine Merinowolle sächsische nennt. Sie wird in Sachsen von den Engländern stark aufgekauft und selbst der spanischen vorgezogen. Oft wird jährlich für $\frac{1}{2}$ Mill. Pf. Sterl. sächs. Electoralwolle in England eingeführt. Außer dem sächs. Schafstamme haben sich auch in Mähren, Ungarn, Oestreich edle Stämme gebildet, und in neuern Zeiten ist zu den feinwolligen Raçen noch das Schaf in Neusüdwales gekommen, das schon viel Wolle in den Handel liefert. — Die Wolle, wie sie aus der ersten Hand in den Handel kommt, wird in sogenannte Schursorten eingetheilt. Nach dem Alter der Schafe zerfällt sie in Lammwolle, und Wolle von altem Schafvieh. Bei diesen unterscheidet man Wolle, die nur einmal im Laufe des Jahres geschoren wird, einschürige, und solche, die zweimal geschoren wird, zweischürige. Diese theilt man in Sommerwolle, die im Sommer gewachsen und im Herbste geschoren ist, und in die im Frühjahr geschorne Winterwolle. Wolle, die von Schlachtvieh außer der Schurzeit kommt, heißt Schlachtwolle, Wolle von erkranktem oder gefallenem Vieh, Räufwolle, und Wolle, die erst beim Gerben von den Fellen genommen wird, Gerberwolle. In technischer Hinsicht dient die Wolle, wegen ihrer Anhänglichkeit und leichten Auflösbarkeit, zum Filzen, wegen ihres Zusammenhangs, zum Spinnen, mit Pferdehaaren vermischt, zum Polstern, mit Baumwolle zum Watten. Lammwolle wird vorzüglich zu Hüten, Strümpfen, und, mit anderer Wolle vermischt, zu Tuch; Sommerwolle bloß zu gewöhnlichen Tuchen, einschürige Wolle zu verschiedenen Zeuchen und Tuch, Winterwolle aber vorzugsweise zu Tuch, Zeuchen ꝛc. gebraucht. Grobe und halb veredelte Wolle wird entweder verarbeitet, wie sie von dem Schafe kommt, oder die längern Haare werden von den kürzern abgesondert, und beide Sorten besonders benutzt. Dieses Ab-

sondern heißt Kämmen, und die dazu sich eignende Wolle Kammwolle. Aus langer, gekämmter Wolle bereitet man Strumpfgarn und verschiedene glatte tuchähnliche Stoffe. Ungekämmte, gewöhnliche Wolle dient zu Tucheisten. Merinowolle, sowie die hochveredelten Gattungen, sind zum Kämmen weniger geeignet, als grobe. Ungekämmt bleibende, zum Verspinnen bestimmte Wolle heißt nach dem Werkzeuge, womit die Haare gelöst und zum Spinnen in Ordnung gebracht werden, Streichwolle. Zeuch aus kurzer Streichwolle, das durch Weben und Walken Dichtheit und eine Decke von kurzen gleichlaufenden Härchen erhält, heißt Tuch. Von dem Kaufmann wird die Wolle nach der Beschaffenheit und Güte sortirt. In Spanien werden die Schafe vor der Wäsche sortirt, alsdann geschoren, und zuletzt die Wolle gewaschen. Sie kommt in den vier Sorten: Refina, Prima, Secunda und Tercera in den Handel. Die Merino- oder sächs. Wolle wird gleichfalls in vier Hauptsorten getheilt: Electoral-, Prima-, Secunda- und Tertiawolle. Ausführlichere Belehrung geben: Wagners Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schafe, 2. Aufl. Berlin 1821, und in besonderer Beziehung auf Merinowolle und veredelte Schafzucht, F. B. Weber: Ueber die Gewinnung der feinen und edlen Wolle, Breslau 1822, und J. M. Frhr. von Ehrenfels: Ueber das Electoralschaf und die Electoralwolle, Prag 1822. Neueste Ansichten über Wolle und Schafzucht, nach drei franz. Schriftstellern, von Christ. Karl André, Prag, 1825, 4. (aus dessen Oekonomischen Neuigkeiten, 1824, besonders abgedruckt); Das Schaf und die Wolle rc., vom Prof. Ribbe, Prag, 1825; und Petri, Das Ganze der Schafzucht, Wien, 1825, 2 Thl., 2. Aufl. Zugleich machen wir auf die in der Allgem. Zeitung, 1824, 1825 und 1826, mitgetheilten Nachrichten über den Wollhandel auf den neuerrichteten Wollmärkten zu Berlin, Breslau, Stettin, Dresden, Leipzig, Kirchheim unter Teck, Nürnberg u. a. a. O. aufmerksam. — Wollene Gewebe unterscheiden sich nach ihrem einfachen oder zusammengesetzten Gewebe und ihrer Dichtigkeit oder Rauheit und Glätte. Das dichteste, einfachste Gewebe ist Tuch, es verdankt seine Dichtigkeit den eng neben einander liegenden Fäden. Diese enge Lage wird sogleich auf dem Weberstuhle erreicht, dann aber noch durch das Walken vermehrt. Aehnlichkeit mit dem Tuche haben folgende: Flanell, Bergen op Zoom und Boi, die einfach und locker gewebt sind und rauhe Flächen haben; feiner ist das Draps des Dames, aus span. Wolle verfertigt. Hierher gehört auch der Molton und der wollne Moll. Kalmuck ist derb gewalkt aber sehr rauh. Kersey und Fries sind wollenreich, grob und geköpert. Ratine ist etwas feiner; Kasimir noch feiner, geköpert und glatt geschoren. — Leichte wollne Zeuche werden nicht gewalkt, haben also nicht die Dichtigkeit der ersteren; man unterscheidet 1) glatte, 2) geköperte, 3) geblümte, 4) geschnittene Zeuche. Zu den glatten gehören die krause Krepon aus grober, aber feingesponnener Wolle; der Etamin, der Damis oder gepreßter Etamin; der Perkan, aus gezwirnten Kettfäden, der Kamelot und der Grosgrin. Geköperte, d. i. gekettete, wollne leichte Zeuche sind der Rasch, der Chalon, die dichtere Serge und der bald gestreifte, bald glatte, bald geblümte Kalmang. Geblümte Zeuche, die man in Zug- und Fußarbeit, nach der Einrichtung der Stühle unterscheidet, sind der geblümte Kalmang, der Droguet, der Florette, der Taburet, der Lüstrin, der Wollendamast und der Batavia. — Wollene geschnittne Zeuche sind sammetartig gewebt; hierher gehören der Belpel oder Felbel, der Kaffa und der Plüsch. S. Thom. Martin's englische Baumwollen- und Wollenmanufaktur, nebst der Weberei, in Beziehung auf das in England zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Maschinenwesen. Aus dem Engl. von Poppe, Pesth 1819.

Wollen. Wenn wir unter Willen das Vermögen des Geistes, sich selbst zu bestimmen, verstehen, so ist das Wollen die wirkliche Anwendung dieses Vermögens, es ist verbunden mit der Vorstellung eines Zwecks und umfaßt die flüchtigere oder bedächtigere Ueberlegung Dessen, was für diesen Zweck geschehen kann, und die Folgen unsers Handelns. Ihm gehört also auch der Entschluß an und der Vorsatz in Beziehung auf ein künftiges Thun oder Verhalten. Und dadurch ist das bloße Wünschen vom Wollen verschieden; denn dieses bleibt auf der bloßen Stufe des Begehrens und Verlangens stehen; das Wollen ist aber ein Bestimmen der Wirksamkeit.

Wollmesser, eine 1823 bekannt gewordene Erfindung des Wollhändlers A. C. F. Köhler und des Mechanikus C. Hoffmann. Die beiderseitige Mitwirkung der Erfinder von einem jeden in seinem Fache konnte um so mehr zu einem zweckmäßigen Ganzen führen, da sie sich zur Zeit der Erfindung Beide in Leipzig befanden. Dieses Instrument hat insbesondere darin den entschiedenen Vorzug vor andern schon bekannten erhalten, daß mit ihm die Durchmesser von 100 Wollhaaren zusammen gemessen werden, welches zu weit sichern Resultaten führt, als das Messen einzelner Haare. Das Messen geschieht auf einem ganz einfachen und ungekünstelten Wege: es werden nämlich die zu messenden Wollhaare in eine in der Mitte des Instruments befindliche kleine Vertiefung eingelegt; ein Apparat drückt sodann die eingelegte Wolle mit einem Gewicht von ungefähr 3 leipziger Pfunden zum Maximum der Entgegenwirkung ihrer Elastizität zusammen, und das Resultat wird dann sogleich an einem Gradbogen in einem 60mal vergrößerten Maßstabe angezeigt. Dieses Instrument wurde auf den Wunsch des Hrn. Köhler, jetzigen Besitzers einer Kammwollgespinnstfabrik in Zwickau, im sächsischen Erzgebirge, nachdem er sich von der Zweckmäßigkeit desselben überzeugt hatte, nach ihm, Köhlers Wollmesser genannt, worauf er eine Broschüre über den Nutzen und Gebrauch dieses Wollmessers herausgab und in einigen europäischen Staaten um Privilegien für denselben anhalten wollte, wovon er aber durch die damaligen Verhältnisse des Wollhandels abgehalten wurde; doch werden diese Instrumente immer noch bei dem Mechanikus C. Hoffmann in Leipzig fabrikmäßig angefertigt und von ihm ein Exemplar jetzt für 40 Thlr. verkauft.

Wöllner (Joh. Christoph v.), der Sohn eines Predigers, geb. zu Döbritz im Havelland 1732, studirte zu Halle Theologie und wurde Pfarrer zu Großbehnitz unweit Berlin. Eine Sammlung Predigten, die 1761 erschienen, wurden später noch 3mal aufgelegt. Nachdem Wöllner seine Predigerstelle niedergelegt hatte, erwarb er ein Kanonikat zu Halberstadt, und legte sich auf die Oekonomie und Landwirthschaft, worin er sehr vorzügliche Kenntnisse erlangte, welches er theoretisch in mehreren gehaltvollen Schriften, als auch praktisch in der Stelle eines Kammerraths des Prinzen Heinrich von Preußen zeigte. Dabei benutzte er eifrig die Gelegenheit, sich mit dem Finanzwesen der preuß. Monarchie bekannt zu machen. 1786 ward er vom König Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand erhoben, und zum geh. Oberfinanzrath und Intendanten des königl. Bauwesens, 1788 aber zum wirkl. geh. Staats- und Justizminister und Chef des Departements der geistlichen Angelegenheiten ernannt. In diesem Posten suchte er, dem Geiste der Zeit und den bisher in jenem Staate befolgten Grundsätzen ganz entgegen, Glaubenszwang, Schwärmerei und Mystizismus wieder herrschend zu machen. In Folge dessen erschien 1788 das bekannte Religionsedikt. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs 1797 ward dasselbe widerrufen und Wöllner seiner Stelle als Minister entsetzt. Er privatisirte nun auf seinem Gute Großriez bei Breskow in Brandenburg, wo er 1800 in einem Alter von 68 J. starb. Wöllner war Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften

zu Berlin. Auch soll er unter dem Namen Chrysophrion dem Orden der Rosenkreuzer angehört und für denselben gewirkt haben; man schreibt ihm auch verschiedene mystische, insgeheim gedruckte rosenkreuzerische Reden zu, besonders eine sehr merkwürdige Sammlung davon, die 1782 u. d. T. die Pflichten d. G. und R. alten Systems in Juniorathsversammlungen.

Wollust, Fleischeslust, der Trieb zum Geschlechtsgenuß. Sie ist 1) natürliche Wollust, wenn der Mensch dazu durch den wirklichen Gegenstand gereizt wird. Dann ist sie die Liebe zum Geschlecht, welche von der Natur zur Erhaltung der Art bestimmt ist. Die natürliche Wollust zu befriedigen ist also Naturzweck. Man muß die Natur als eine, dem menschlichen Verstande analog wirkende Ursache betrachten, welche gleichsam absichtlich Menschen hervorbringen will. S. Keuschheit. Daß aber der Mensch sich einer andern Person, der natürlichen Wollust zu gefallen, ohne besondere Einschränkung durch einen rechtlichen Vertrag, durch welchen beide Personen einander wechselseitig verpflichten, nicht bedienen dürfe, ist im Art. Ehe bewiesen worden. Die Uebertretung dieser Pflicht ist zugleich eine Schändung (nicht bloß Abwürdigung) der Menschheit in seiner eigenen Person; das daraus erzeugte Laster aber heißt Unkeuschheit. Die Wollust ist 2) unnatürliche Wollust, wenn der Mensch dazu bloß durch die Einbildung von dem wirklichen Gegenstande, also zweckwidrig, den Gegenstand sich selbst schaffend, gereizt wird. Sie bewirkt alsdann eine Begierde wider den Zweck der Natur, der noch wichtiger ist, als der der Liebe zum Leben, nämlich die Erhaltung der ganzen Art.

Wologda, Gouvernement Rußlands, grenzt im Norden an Archangel, im Osten an Tobolsk, im Süden an Perm, Wiatka, Kostroma, und Jaroslaw, im Westen an Nowgorod und Olonez, und hat auf 8406⅓ QM. 608.260 Einwohner, Russen, Syrjanen, Samojeden in 12 Städten und 739 Kirchspielen. Der Boden ist zum Theil morastig und eben, und hat auf der Ostseite den Ural mit seinen Vorbergen. Die Gewässer sind: Suchona (deren Quelle hier ist), Wologda, Dwina, Petschora, Jug, Waga, Mytschegda, Mesen 2c., der bubenskische, die beiden pjatigorskischen Seen, Kondas 2c. Das Klima ist im Ganzen kalt; der Winter dauert im nördlichen Theile 8 Monate, und auch im Süden hat der Sommer häufig Nachtfröste und viele trübe neblige Tage; die Bäume verlieren im August ihr Laub, und die Flüsse sind vom letzten Oktober bis zum 15. April mit Eis bedeckt. Die Produkte sind: Getreide nicht hinreichend, Gartenfrüchte, Hanf, Flachs, Holz, Hausthiere, Eß- und Pelzwild, Rennthiere, Fische, Kalkstein, Sand- und Schleifsteine, Kochsalz, Sumpfeichen, Torf. Es gibt nur wenig Fabriken. Zur Ausfuhr kommen: Talglichter, Theer, Pelzwerk, hölzernes Geräthe, Bastmatten, Schweinborsten, Silbergeräthe 2c. Das Gouvernement hat 10 Kreise: Woglogda, Grjäsowerz, Kadnikow, Welks, Totma, Ustjug-Weliki, Solwytschogodsk, Nikolsk, Jarensk, Ustsyszolsk und die Hauptstadt **Wologda**, 59° 13′ B. am Fluß gleiches Namens, einem Arm der Suchona, mit 1650 Häusern, 11.000 Einwohnern, 51 Kirchen, 2 Klöstern; Sitz eines Bischofs, theol. Seminar für 600 Popensöhne, Gymnasium, Kreisschule, Salzmagazine, Leder-, Licht-, Seife-, Siegellack-, Farben-, Glas-, Krystall-, Seiden-, Segeltuch-, Leinwand-, Bleiweiß-, lyoner Tressen-, Vitriol-, Terpentin-, Wollenzeuchfabriken, Ziegelbrennerei, Talgschmelzerei, Handel nach St. Petersburg, Archangel (wohin jährlich für mehrere Mill. Rubel Waaren gehen), China und den Aleuten, mit Hanf, Talg, Juften, Leinwand, Talglichtern, Leinsamen, Schweinborsten, gefrornem und gesalzenem Fleisch, Federwild, Pelzwaaren, ausländischen Waaren 2c. Den Umsatz schlägt man auf mehr als 8 Mill. Rubel an.

Wolsey (Thomas), ein talentvoller englischer Staatsmann, war der Sage nach eines Fleischers Sohn und zu Ipswich 1470 geboren. Auf der Universität Oxford wissenschaftlich gebildet, wurde er nach Beendigung seiner akademischen Studien daselbst Lehrer der Grammatik und bekleidete nachher einige geringe Stellen. Nachdem er die Priesterweihe erhalten, wurde er Kapellan des Königs Heinrich VII. Wolsey verband mit einer einnehmenden Bildung, hoher Klugheit und mannichfachen Kenntnissen die Kunst, sich beliebt zu machen, in einem solchen Grad, daß man ihn unwiderstehlich nennen konnte. Der Monarch zog ihn dieser Eigenschaften wegen sehr hervor und erhob ihn zu seinem Almosenier. Er schickte ihn einmal in eiligen Geschäften nach Brüssel hinüber. Am vierten Tage war er schon wieder da. „Mein Gott, ihr seyd noch nicht fort!" rief ihm Heinrich entgegen. — Verzeihung, ich komme schon wieder zurück. — „Mir auch nicht recht: Ich habe noch etwas Wichtiges vergessen und habe euch darum einen zweiten Botschafter nachgesendet." — Ew. Majest., ich konnte wohl errathen, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und da habe ichs selbst auf gut Glück hinzugesetzt. — „Ei, ihr seyd ein trefflicher Mensch! Euch kann man brauchen." — Als Heinrich VIII. 1509 den Thron bestieg, ward Wolsey bei ihm von dem Bischof Fox von Manchester eingeführt, um das Ansehen, welches der Graf Surrey bei dem jungen Monarchen hatte, zu mindern. Der schlaue Priester wußte sich die besondere Gunst des Königs zu erwerben und ward aus einem muntern Tischgenossen bald der Vertraute aller königl. Geheimnisse, der einzige Rathgeber, ja der unumschränkte Beherrscher des Königs. Wolsey stieg von einer Ehrenstufe zur andern und ward zum Bisthum Lincoln und Touraine befördert. Den thätigen Antheil, welchen er an der Aussöhnung Heinrichs VIII. mit Ludwig XII. von Frankreich (1514) hatte, wodurch er sich auch die Zuneigung Papst Leo's X., der jene sehnlichst wünschte, erwarb, setzte ihn noch fester in der Gewogenheit seines Königs, der bald nachher Gelegenheit fand, ihm diese Gesinnungen thätig zu erproben. Er bat sich nämlich für seinen Liebling das Erzbisthum York aus (1514), und der Papst willigte unbedenklich in dieses Gesuch ein. Der König erhob ihn nun zum Großkanzler von England. 1515 beschenkte ihn Leo V. mit der Cardinalswürde und ernannte ihn zugleich zum Legaten a latere für England. Nun sah man ihn nie anders als mit königlicher Pracht erscheinen. Er erbaute Palläste, dergleichen der König selbst nicht hatte. Oft erschien er mit einem Gefolge von 800 Personen, unter denen eine Menge Edelleute waren, die seine Gunst durch solche Demüthigungen erkaufen wollten. Wenn er an Festtagen in der Paulskirche die Messe las, so bedienten ihn Bischöfe und Aebte, und bei dem Sprengen des Weihwassers mußten ihm Personen vom höchsten Adel Wasser und Handtuch reichen: ganz nach der Weise des Papstes, dem er nicht bloß nachahmen, sondern, der er selbst werden wollte. Diese Wünsche und Bedürfnisse Wolseys wußten die fremden Mächte zu erregen oder zu befriedigen, je nachdem sie die Unterstützung oder Vermittlung Englands suchten. So bewarben sich Kaiser Karl V. und König Franz I. wechselsweise um die Gunst des allvermögenden Ministers. Bei der persönlichen Zusammenkunft Heinrichs und Franz I. (1520) in dem wegen des daselbst gehaltenen prächtigen Tourniers, sogen. Camp de drap d'or, zwischen den Städten Ardres und Guines, glänzte auch Wolsey durch seine Prachtliebe. Bei der Ehescheidung Heinrichs VIII. von seiner Gemahlin Katharina von Aragon bewies sich Wolsey sehr thätig, und geschickt wußte er die Liebe des Königs zu der schönen Anna Boleyn zu befördern. Doch die Ehescheidungsverhandlung wurde absichtlich von dem Kardinal-Legaten Campeggio in die Länge gezogen, der zuletzt unverrichteter Sache wieder nach Rom reiste, worüber der König in Wuth gerieth.

Anna Boleyn und ihre Verwandten haßten den Minister und ließen den König merken, er sey vielleicht eine Haupttriebfeder dieser Verzögerung und es mache ihm Vergnügen, über seines Herrn Schicksal disponiren zu können. Dieser Argwohn, durch d e Geliebte entzündet, faßte schnell und schrecklich Wurzel in des leidenschaftlichen Heinrichs Herzen. Vergessen waren auf einmal alle treuen Dienste seines Ministers, die lange und geschickte Verwaltung aller Geschäfte, die vielen angenehmen Stunden, die er seiner Unterhaltung verdankte. Beschlossen war seine gänzliche Entfernung, und nicht sobald hatte das Parlament diesen Entschluß erfahren, als es bereitwillig war, die Verbrechen hervorzusuchen, mit denen sich der Sturz dieses allbeneideten und mithin allgehaßten Günstlings beschönigen ließe. Man nahm ihm die Siegel ab, verbot ihm den Hof, zog seine Güter ein und würde noch weiter gegangen seyn, wenn nicht Heinrich selbst in einer Anwandlung von Scham und Mitleid den Befehl gegeben hätte, mit der weitern Verfolgung seines ehemaligen Freundes inne zu halten. So behielt er denn vor der Hand noch die Bisthümer York und Winchester, aber das konnte ihn über die Entsagung nicht trösten, die er hatte dulden müssen. So hoch gestanden zu haben und so schnell von solcher Höhe herabgestürzt zu seyn; dieß Schicksal kann auch den festesten Sinn zermalmen. Nur ein Jahr überlebte Wolsey diesen Schlag; er starb gerade, als seine Feinde damit umgingen, ihm auch noch die Trümmer seines ehemaligen Glücks zu rauben (1530) und ihn des Hochverraths anzuklagen, auf dem Wege nach dem Tower in der Abtei zu Leicester, 62 J. alt. Wenige Augenblicke vor seinem Tode legte der Kardinal noch ein merkwürdiges Geständniß ab: „Hätte ich" — sagte er — „dem König des Himmels ebenso treu als meinem König und Herrn auf Erden gedient, so würde er mich in meinem Alter nicht so verlassen, wie jetzt mein Fürst es thut." G. Cavendish's Life of Card. Wolsey hat J. W. Singer (Lond. 1825, m. a. m.) herausgegeben.

Woltmann (Karl Ludwig v.), deutscher Geschichtschreiber, war zu Oldenburg 1770 geboren. Er zeigte frühe poetisches Talent, dichtete Oden, Hymnen und fühlte sich vorzüglich von den Schöpfungen Homers, Ossians, Klopstocks und Hölty's angezogen. 1788 ging er nach Göttingen, um die Rechtswissenschaften zu studiren, legte sich aber mehr auf die alten und neuern Sprachen. Doch plötzlich ergriff ihn die Geschichte so mächtig, daß er beschloß, ihrem Studium sich einzig zu widmen, in welches ihn Spittler einweihte. 1792 nach seiner Vaterstadt zurückkehrend, hielt er Vorlesungen über die Geschichte für die Schüler des dasigen Gymnasiums. Sein Enthusiasmus für die franz. Revolution zog ihm damals viele Feinde zu. Er sah in ihr ein Riesenschritt zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts und entsagte seinem Vaterlande darum ganz und ging nach Göttingen. Hier begann er historische Vorlesungen, die zahlreich besucht wurden, und lieferte Recensionen in die göttingischen Anzeigen, die ihm einen Ruf verschafften. Er folgte der Einladung als Lehrer der Geschichte nach Jena. 1796 durchreiste er das nördliche Deutschland und ließ sich dann in Berlin nieder, wo er eine Zeitschrift: Geschichte und Politik, herausgab, die aber nie zu Kraft, Einfluß und Werth gelangte. Getäuscht in seinen Aussichten, in Göttingen eine Professur zu erlangen, war er endlich so glücklich, in Berlin Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, sowie Geschäftsträger der Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg zu werden. Seine diplomatische Laufbahn aber ward durch die Lage der Dinge von 1806 gestört, und er arbeitete daher um so fleißiger, von seiner Gattin, Karoline Stosch, unterstützt, an mancherlei Werken. Nachdem er lange der Lobredner Napoleons gewesen, bot er dem Minister Stein seine Dienste an, in der Hoffnung, zu einem wichtigen Posten

in der Verwaltung, wenigstens zu einer Stelle bei der berliner Akademie zu gelangen. Aber seine Plane schlugen fehl. Im Sommer 1808 reiste er krank und kraftlos nach Prag, wo er 1817 an den Folgen eines Schlagflusses starb. Wie ein geistvoller Schriftsteller durch Affektation und Selbstverkünstlung das Verdienst verringern kann, das er sich zu erwerben ausgezeichnete Talente hatte, zeigen Woltmann's historische Schriften, der in seinem reifern Alter zur Abwechselung mit seinen geschichtlichen Studien auch Romane schrieb. Von seinen Werken nennen wir: Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode (1 Bd. 1794); Aeltere Menschengeschichte, eine verunglückte Anwendung Kantischer Ansichten (1796); Geschichte Frankreichs; Geschichte der Reformation (Berl. 1805); Geschichte des westphäl. Friedens, ein sehr vorzügliches Werk; Geschichte Böhmens (2 Thle., Prag 1815); Geschichte des brit. Reich, ist sein bestes Werk, blieb aber unvollendet. Seine Uebersetzung des Tacitus (Berl. 1811, 5 Bd.) ist treu und sorgfältig. Aber die Sucht, der deutschen Sprache, ihrem Charakter zuwider, die römische Kürze anzubilden, stößt jeden Leser zurück, und Tacitus erscheint in derselben steif und unbeholfen. Dazu kommt, daß sie sehr oft von der Unwissenheit des Verfassers zeigt, der sehr gewöhnliche Ausdrücke nicht verstand und daher ganz sinnlos wiedergab, z. B. aus der weiblichen Heftigkeit der Livia eine weibliche Unzulänglichkeit machte. Die Memoiren des Freiherrn von S—a (Prag 1815, 3 Thle.), die er anonym herausgab, sind ein Denkmal seiner schlecht verhüllten Eigenliebe. Seine Werke wurden von seiner Witwe (Prag 1818—21) in 11 Bdn. gesammelt.

Woollett (William), der Schöpfer einer ganz neuen Manier, die Landschaften zu stechen, geb. 1735 zu Maidstone in England. Er war ein Schüler des Franzosen Vivares. Gleichsam spielend führte Woollett in seinen Werken die Nadel und wußte dadurch Bäumen, Felsen und Pflanzen eine Mannichfaltigkeit und charakteristische Wahrheit zu geben, wie man sie vor ihm selten gesehen hatte. Die Vorgründe radirte er mit ungewöhnlich breiten Strichen, die er dann mit dem Grabstichel überschnitt und durch Ausfüllung der Zwischenräume aneinanderbrachte. Punkte an den rechten Stellen angebracht, gaben diesen Vorgründen noch mehr Kräftigkeit. Sein Wasser und seine Luft sind von der reinsten und saubersten Grabstichelarbeit. Alle seine Blätter machen einen überraschenden und höchst gefälligen Eindruck. Bei seinen spätern Arbeiten ließ er sich von seinen Schülern Browne, Ponucy Ellis, Emes, Smith und J. Vivares unterstützen. Woollett war Engraver to his majesty und starb zu London 1785. In der Westminsterabtei ist er beerdigt. Wooletts Werke bestehen vollständig aus 174 Blättern. Die größte seiner vielen Arbeiten ist Jacob and Laban, nach Claude-Lorrain; die gesuchtesten sind sein Tod des Gen. Wolfe, der 1776 bei seinem Erscheinen vor der Schrift zwei Guineen kostete und jetzt mit 25—45 Guineen bezahlt wird, und die Schlacht von la Hague, nach B. West; Niobe, Phaeton, Celadon u. Amelia, Solitude, Ceyx and Alcyone, u. Cicero ad his villa, alle nach Rich. Wilson; die Fishery, nach Rich. Wright und Roman edifices in ruins, nach Claude-Lorrain.

Woolston (Thomas), ein bekannter englischer Freidenker, geb. 1669 zu Northamton, widmete sich dem Studium der Philosophie und Theologie auf der Universität zu Cambridge, erhielt auch das Professorat in diesen Wissenschaften daselbst und wurde Mitglied des Sidney-Collegiums. Nie war es seine Absicht, den Feinden der Religion einen Dienst zu thun, und die Waffen für sie zu führen; vielmehr gab er selbst Schriften zur Vertheidigung der Religion heraus. Allein seine Art zu studiren führte ihn auf Irrwege. Er war ein Mann von starker Einbildungskraft, schwachem Verstande und mittelmäßiger Gelehrsamkeit, der aber viel Ehrgeiz hatte,

und nach einem hohen Posten in der engl. Kirche trachtete. Er studirte deßhalb Kirchengesch. mit dem größten Eifer, und dieses Lesen verwirrte seinen Kopf. Ueber dem Lesen der allegorisirenden Kirchenväter ward er selbst ein Allegorist, und behauptete, daß die Geschichte des alten und neuen Testaments eine Allegorie, oder eine moralische Fabel wäre. Diese trug er hauptsächlich in zwei Büchern vor: die alte Apologie 1713 und Untersuchung über die Wunder 1726; hatte aber dabei die Unklugheit, Vieles von Mitgeistlichen zu schreiben und diese dadurch gegen sich zu reizen. Daher wurde er angeklagt, und zu einem einjährigen Gefängnisse, wie auch 100 Pfund Sterling Strafe verdammt. Diese Schmach erhitzte Woolstons ohnedieß warmen Kopf noch mehr. Er fuhr nach seiner Freilassung fort, die anstößigsten Lehren vorzutragen. Deßhalb mußte er zum zweitenmale ins Gefängniß wandern, worin er 1733 zu London starb. Seine berüchtigsten Schriften sind: die Gespräche über die Wunder des Erlösers (Discourses on the miracles of our Saviour), in welchen er Jesum der Magie beschuldigte, und einem jüdischen Rabbinen Einwürfe gegen die Auferstehung in den Mund legte, die er ebenfalls allegorisch von einer geistigen Auferstehung verstanden wissen will. Seine Schriften wurden besonders von den Juden häufig gelesen und verbreitet; auch von mehreren engl. Gottesgelehrten, unter denen Th. Scherlock, widerlegt. — Mit diesem ist nicht zu verwechseln der Moralphilosoph William Wollaston, geb. 1659, gest. 1724. Er suchte seinen religiösen und moralischen Naturalismus auf Kosten des Christenthums durch strenge Demonstration zu begründen. Auch führte er die Sittlichkeit auf den Begriff der Wahrheit zurück, und stellte den Satz auf: jede Handlung ist gut, die einen wahren Satz ausdrückt. Dieses geschah in dem Buche The religion of nature delineated (London 1724 und öfter, und ins Franz. übersetzt: Ebauche de la religion naturelle). Er fand darin an John Clarke einen Gegner.

Wooz, eine sehr geschätzte Stahlart in Indien, welche eine größere Härtung verträgt, als irgend eine in jenen Gegenden, aber schwer zu bearbeiten ist, weil sie nicht leicht eine mäßige, bis zum Rothglühen gehende Hitze vertragen kann. Man überzieht damit die Batterien an den Büchsenschlössern, macht Meißel, Feilen, Säge und ähnliche Werkzeuge daraus, schneidet auch Eisen und Steine damit. Dieses Mineral, dessen eigenthümliches Gewicht im rohen Zustande 7,181 ist, bekommt, wenn man es mit der Feile bearbeitet, eine glänzende bläuliche Farbe, wie gehärteter Stahl, und der Bruch und das Korn hat die Farbe vom frischen Stahlkorn.

Worcester, Grafschaft in England, grenzt im Norden an Stafford, im Osten an Warwick, im Süden an Gloucester, im Westen an Hereford und Shrop, und enthielt 1827 auf 30¾ QM. 168.000 Einw. in 12 Städten und Marktflecken, 152 Kirchspielen und 26.700 Häusern. Im Südwesten ist der romantische Malvern, die Likephils. Die Gewässer sind: Severne, der südliche Avon, Teme, der Staffordkanal, und der Worcesterkanal, der bei Birmingham anfängt, im Süden von Worcester in die Saverne geht, 7 Meilen lang ist, und einen Fall von 448 F. hat. Das Klima ist gemäßigt und angenehm. Die Produkte sind: Getreide, Hülsen- und Gartenfrüchte, Flachs, Hopfen, Obst, Holz, Hausthiere, Federvieh, Bienen, Thon, Steinkohlen ꝛc. Zur Ausfuhr kommen: Korn, Hopfen, Wolle, Butter, Käse, Hammel, Kälber, Ochsen, lederne Handschuhe, Porzellan, Porter, Branntwein, Strümpfe, Tuch, Teppiche, gewirkte Kappen, Eisenwaaren, Nähnadeln, Thon ꝛc. Die Grafschaft sendet 9 Deputirte zum Parlament, wird in 17 Hundreds eingetheilt, und hat die Hauptstadt Worcester an der Saverne, über die eine schöne Brücke führt, 114 Miles von London, mit

2470 Häusern, 13.820 Einw., Kathedrale, 12 andern Kirchen, Bethäuser der Dissenters, Hospital, Armen- und Zuchthäusern, Sitz eines Bischofs, 3 latein. Schulen, Rathhaus, Theater; Tuch-, Lederhandschuh- (mit 10.000 Arbeitern in und bei der Stadt). Nadel-, Flor-, Porzellan-, Steingutfabriken, Branntweinbrennerei, Porterbrauereien, Birnweinbereitung (Perry), Handel mit Hopfen (1827 42.000 Ballen), Korn und Fabrikaten; und dem Rechte, 2 Deputirte zu dem Parlament zu senden. Hier schlug Cromwell 1651 die zu Karls I. Hülfe herbeigeeilte schottische Armee.

Woringen (Schlacht bei), gehört zu den merkwürdigsten und blutigsten, welche im Mittelalter am Rheine geschlagen worden. 1275 folgte Siegfried von Westerburg dem Engelbert v. Falkenburg, einem der kriegerigsten Fürsten des Mittelalters, auf dem erzbischöfl. Stuhle zu Köln. Er besaß einen noch kühneren und stolzeren Charakter, als sein Vorgänger. Er wußte sich gegen den Grafen Adolf v. Berg zu behaupten und kämpfte siegreich gegen ihn und seinen Verbündeten, den Grafen Wilhelm v. Jülich. Der durch den Papst Martin vermittelte Friede war von kurzer Dauer. Siegfried fiel in die Lande des Grafen v. Brabant ein; von dort zog er ins Bergische, dessen Beherrscher er demüthigte. Nach solchen Siegen dachte er auch die Stadt Köln, die ihre Freiheit sich unter Engelbert II. erkämpft hatte, wieder unter seine Gewalt zu bringen. Zu dieser Zeit war der Graf von Limburg ohne Leibeserben gestorben und hinterließ einen Krieg, der jenen des Erzbischofs noch blutiger machte. Die benachbarten Fürsten, welche des Verblichenen Länder theilen wollten, rückten mit großen Heerhaufen gegen einander zu Feld und zerstörten sich ihre Felder und Schlösser. Auf der einen Seite fochten die Bürger von Köln, der Herzog von Brabant, der Bischof von Lüttich und die Grafen von Brabant, von Berg, von Windeck, von Jülich, von der Mark, von St. Paul und von Loß. Mit dem Erzbischofe von Siegfried hielten es die Grafen von Geldern und Lützelburg, ein Herzog von Limburg, der Graf von Westerburg, des Bischofs Bruder, und der Graf von Falkenburg, sein Vetter. Den 5. Juni lieferten sie sich auf der Füllinger Haide bei Woringen, einem Städtchen unterhalb Köln, das alte Buruncum der Römer, die hier ein Kastell erbauten, eine Schlacht, welche ebenso blutig als entscheidend war. Der Herzog von Brabant war kurz zuvor mit seinen Freunden und den Bürgern von Köln gegen das Städtchen gerückt, um das Schloß zu belagern, was Siegfried der Stadt Köln zum Trutz dort erbauet hatte. Als dieses der Erzbischof erfuhr, zog er mit seinen Verbündeten in Eile herbei, um es zu entsetzen. Beide Heere waren mit Allem versehen, was man sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung nöthig hatte. Mehrere tausend Mann rückten zu Fuß und zu Roß gegen einander vor. Tapfere Anführer ermunterten die Krieger zum Streite. Auf beiden Seiten wurde mit einem Muthe und einer Hartnäckigkeit gefochten, die in dem langen Kriege bisher unerhört war. Man sagt sogar, daß die Bürger von Köln ihre Stadtschlüssel auf einem Wagen in das Treffen gefahren hätten, um den Muth der Streitenden anzufachen. Der Sieg neigte sich auch endlich auf ihre Seite. Ueber 8000 Mann, sowohl Edle als Gemeine, blieben auf dem Platz. Gefallen sind der Graf von Lützelburg und sein Bruder, Heinrich von Westerburg, der Bruder des Erzbischofs, nebst andern Anführern. Der Erzbischof selbst aber wurde von dem Grafen v. Berg gefangen und im Triumphe hinweggeführt. Nach dieser Schlacht hatten die Kölner von Seiten ihrer Bischöfe Ruhe auf viele Jahre lang und ihr Wohlstand nahm zu von innen und außen.

Worlidge (Thomas), ein engl. Künstler, geb. 1700, gest. 1766. Er wird oft der englische Rembrandt genannt. Die ersten Versuche, die er mit Farben machte, erschienen 1743. Sie fanden viel Beifall, und ermunterten

ihn, ein Bildniß Karls XII. von Schweden nach einer Skizze rc. zu verfertigen. Seine Porträts mit Bleistift und Tusche ausgeführt, wurden zwar sehr geschätzt, noch mehr aber seine radirten Blätter in Rembrandts Manier, von denen er eine Menge hinterlassen hat.

Wörlitz, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, 3 Stunden von der Stadt Dessau, mit einem geschmackvollen Lustschlosse, der gewöhnlichen Sommerresidenz des Herzogs, 240 Häusern und 1800 Einwohnern. Der Ort ist berühmt geworden durch den vorzüglich schönen Garten im englischen Geschmack, den der verstorbne Herzog Leopold (s. d.) hier anlegte. Eine kurze Beschreibung dieses Gartens findet sich in Hirschfelds Theorie der Gartenkunst. Vorzüglicher und umfassender ist die Beschreibung des fürstl. anhalt-dessauischen Landhauses und englischen Gartens zu Wörlitz, von A. von Rode, m. K. Leipzig 1788. Auch hat die chalkographische Gesellschaft zu Dessau eine Suite von Blättern in Aqua Tinta, Ansichten von Wörlitz und andern geschmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Dessau herausgegeben.

Worm (Ole) (Olaus Wormius), Professor der Medizin und griechischen Sprache zu Kopenhagen, geb. zu Aarhuus in Jütland 1588, studirte zu Marburg und Giesen Theologie und zu Strasburg und Basel Medizin, durchreiste Italien, Frankreich, England und Holland, wurde nach seiner Zurückkunft in Kopenhagen Professor, und starb daselbst 1654. Er war ein guter Anatom, von dem Ossicula wormiana den Namen haben, und machte sich hochverdient um die skandinavische oder altnordische Literatur, deren eigentliche Bekanntmachung mit seinem Zeitgenossen Arngrim Jonson, einem gelehrten Isländer, beginnt. 1628 nämlich, den 4. Sept., sandte eben dieser Arngrim Jonson dem Worm eine von ihm entdeckte Handschrift der jüngern Edda (die erste davon bekannt gewordene, die jetzt in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt wird), nebst ihrem Anhang, der Skalda, zwar nicht zum Geschenk, wie Nyerup, voraussetzt, aber doch zu beliebigem Gebrauche, so lange er wolle. (Eddam et conjunctam Scalldam, quia meus codex est, D. Wormio libenter concedo, quamcunque volet diu.) S. Olai Wormii epistolae (Kopenh. 1751) T. I. ep. 318. Man sollte aber eben nach jenem Briefe an Worm noch in Zweifel seyn, ob nicht vielmehr eben diesem Olaus Wormius, der gedachten Isländer vielleicht erst zur Entdeckung einer solchen Handschrift aufgefordert hat, die Ehre des Verdienstes gebührt, die Jahrhunderte lang in unverdienter Vergessenheit gelegenen Denkmale der nordischen Vorzeit zuerst hervorgezogen, und auf ihre Wichtigkeit und ihren Werth aufmerksam gemacht zu haben. Wenigstens hatte Worm schon 2 Jahre vorher (1626) Fastos danicos herausgegeben. Denn wenngleich bei der ersten Ausgabe dieser Fasti auch ein Titelblatt, von Simon de Pas gestochen, mit der Jahrzahl 1633 sich befindet, so ist doch die Zueignung an den König Christian IV. vom Oktober 1626 datirt, und daß das Werk schon zwischen dem April 1626 und Juni 1627 unter der Presse war, zeigt der Brief an Stephanius (CL, T. I.), und das in der Mitte 1627 schon Exemplare davon nach Leyden gekommen waren, in eben dieser Sammlung der 152ste Brief, 1. Theil. — Genug, Worm's Enthusiasmus für seine vaterländische Vorzeit, sein thätiger Eifer für die Beförderung ihres Studiums, sein lebhafter Briefwechsel mit gleichzeitigen Gelehrten, seine Aufmunterung und Unterstützung junger Nachfolger, besonders des Thomas Bartholin, und seines Bruders so gründliche Kenntniß des nordischen Alterthums, die er außer den Fastis in seiner Literatura runica und in seinen Monumentis danicis, Werke, die jetzt noch bei jedem Kenner in hoher Achtung stehen, unwiderleglich dargethan hat, sichern ihm in Hinsicht der Begründung dieser Literatur wo nicht mit Arngrim Jonson dieselbe, doch gewiß die zweite Stelle.

Worms, eine der ältesten und in der frühern deutschen Geschichte berühmtesten Städte, liegt auf dem linken Ufer des Rheins in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend, in dem von den Minnesängern gepriesenen Wonnegau. Die Römer hatten hier eine Niederlassung, und es war der Sitz oder oft längere Aufenthalt der frühern fränkischen Könige, selbst Karls des Großen und der spätern Karolinger. Nach Attila's Verheerungen erstand Worms früher wieder aus seinen Trümmern, als die übrigen Städte, und erhielt früh schon einen Gaugrafen und eine königliche Pfalz. Unter Karl dem Großen wurden hier viele Reichstage und Maiversammlungen gehalten. In der mittlern und neuern Geschichte Deutschlands spielt Worms gleichfalls eine große Rolle, theils durch die vielen Reichstage, welche die Kaiser in den wichtigsten Reichs-Angelegenheiten hier hielten, und wovon die merkwürdigsten die beiden, von 1495, welcher Deutschland gesetzliche Formen gab, und von 1521, auf welchem **Luther** (s. d.) erschien, sind; theils durch die innere Wichtigkeit, die es durch seinen Gewerbfleiß, durch seinen Handelsverkehr, durch seine große Bevölkerung, die sich noch am Ende des 30jährigen Kriegs auf 30.000 Seelen belief, erlangt hatte, theils durch den großen Antheil, den er als Glied des rheinischen Städtebundes an den bedeutendsten Fehden zwischen den benachbarten Fürsten nahm. Von dieser Bedeutenheit ist Worms in den letzten zwei Jahrhunderten durch mancherlei tief liegende Ursachen, besonders aber durch die vielen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, durch die gänzliche Zerstörung durch die Franzosen 1689, und die darauf erfolgte Zerstreuung seiner Einwohner, so tief herabgekommen, daß es jetzt nur noch eine Bevölkerung von ohngefähr 6300 Einw. zählt, und nur noch Reste seiner alten Größe und Blüthe aufzuzeigen hat. Der Hauptnahrungszweig der Stadt ist jetzt der Feld- und Weinbau, sowie die Rheinschifffahrt; auch gibt es hier einige Tabaksfabriken und eine Bleizuckerfabrik. Der Handel beschränkt sich eigentlich nur auf die Erzeugnisse des umliegenden Landes, welche hauptsächlich in Oel, Wein und Getreide jeder Art bestehen (die vornehmste bei Worms wachsenden Weine sind die Liebfrauenmilch, Katterlocher und Luginsländer). Worms verlor seine freiereichsstädtischen Rechte durch den franz. Revolutionskrieg. Durch den Frieden zu Lüneville (1801) ward es förmlich dem franz. Staat einverleibt, und gehört seit dem pariser Frieden zu der großherzogl. hess. Rheinprovinz. Die meisten Einw. bekennen sich zur evangelischen Religion; letzterer sind 3 Kirchen, dem katholischen Kultus außer dem Dom noch eine andere Kirche geweiht. Merkwürdig sind die prächtigen und soliden Stadtmauern und Thürme an der Rheinseite. Ferner der Dom, gegründet gegen das Ende des 10. Jahrh., hatte 2 Chore, über jedem eine Kuppel, und neben derselben 2 Thürme. Das westliche Chor zeigt die Formen des 12. Jahrh. und den Uebergang in den deutschen Styl. Merkwürdig ist die mittlere große Fensterrose in diesem Chor, als Andeutung der prachtvollen Fensterrosen, welche das folg. Jahrh. in der Kirchenbaukunst eingeführt. Die Kuppel über dem östlichen Chor hat 137 Fuß Höhe. An der Südseite ist ein reiches Portal in Styl des 14. Jahrh. St. Martin ist eine kleine, aber vollkommen erhaltene Kirche im Styl des 11. oder 12. Jahrh., hat im Innern und Aeußern den Charakter der Einfachheit und Solidität, wie ihn alle diese Gebäude vor dem 13. Jahrh. ansichtragen, deren byzant.-röm. Ursprung unverkennbar ist. St. Paul ist für die Geschichte der Kunst merkwürdig, weil an ihr der Uebergang des byzantinisch-römischen in den deutschen Styl sich ausspricht. Unsrer lieben Frauenkirche vor der Stadt ist im Styl des 13. und 14. Jahrh. Von öffentlichen Anstalten befindet sich in Worms ein wohleingerichtetes Gymnasium und bis zur Revolution war hier ein sehr altes Bisthum, dessen Fürstbischof der jedesmalige Erzbischof zu Mainz

war. Die bei Worms in dem Rhein liegende Aue, Rosengarten genannt, ist in den romantischen Sagen der Vorzeit berühmt; denn hier erlegte Sigurd oder Siegfried, der Held des Nibelungen-Liedes, den Drachen, der auch Lindwurm heißt. Siegfrieds Grab wurde lange Zeit hindurch in Worms gezeigt.

Worms (Anton von), einer der vorzüglichsten altdeutschen Maler, Zeichner und Formschneider, war nach Fiorillo Zeitgenosse Albrecht Dürers und Lukas Kranachs und blühte in den Jahren 1500—35. Obgleich aus Worms gebürtig, muß er sich in Köln niedergelassen haben. Seine Abbildung der Stadt Köln aus dem J. 1531, aus 9 Blättern bestehend, jedes 1 Fuß 11 Zoll hoch und 19 Zoll breit, sodaß das Ganze eine Ausdehnung von 10 Fuß 9 Zoll 11 Linien hat, ist eins der schönsten und merkwürdigsten Werke der Holzschneidekunst aus jener Zeit (s. J. D. F. Sotzmann: Ueber des A. v. Worms Abbildung d. Stadt Köln a. d. J. 1531; Köln 1819. 8.). Die Figuren auf diesen Blättern sind voll trefflicher Erfindung und Zeichnung. Ihre Stellung ist edel und mannichfaltig. Er hat auch Dürers gestochene Passion sehr schön und etwas größer als im Originale in Holz geschnitten. Seine Zeichnung bildet den Uebergang zwischen Dürer und dem etwas spätern H. Aldegreve. Das Anton nicht etwa bloß ein Maler von Architektur und Prospekten gewesen seyn muß, obwohl er sich durch jene Abbildung Kölns als ein gewandter Meister in dieser Gattung zeigte, geht aus den von ihm erfundenen und in Holz geschnittenen trefflichen Compositionen und Figuren hervor. Insbesondere gilt dieß von einer schönen Folge von 6 Blättern in 4to, die 12 Aposteln vorstellend. Nach Füßli soll Anton v. Worms zur ersten Ausgabe von Luthers Werken Holzschnitte geliefert und eine 1532 gedruckte Bibel verfertigt haben; hiedurch läßt sich wohl am besten erklären, warum er in Köln vergessen und so wenig von seinen Meisterwerken erhalten worden ist.

Woronesch, Gouvernement Rußlands, liegt 48° 37′ — 52° 53′ B., grenzt im Norden an Tombow und Orel, im Osten an Tambow und das Land der donischen Kosaken, im Süden an Jekaterinoslaw, im Westen an Slobodsk Ukräne und Kursk und enthält auf 1547 QM. nahe an 1 Mill. Einwohner, meistens Russen, nur wenige deutsche Kolonisten. Der ebene und sehr fruchtbare Boden wird von den schiffbaren Flüssen Don (mit dem Woronesch), Donez ꝛc. bewässert und hat ein mildes Klima. Die Produkte sind: Getreide, auch zur Ausfuhr, Garten- und Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf, Obst, Arbusen, Taschenpfeffer, Tabak, Holz, Hausthiere, Geflügel, Wild, Fische, Sand- und Bruchsteine, Thon. Die Einwohner unterhalten starke Branntweinbrennereien, Schiffswerfte, Tuch- und Leinweberei ꝛc.; Zur Ausfuhr kommen: Pferde, Schlachtvieh, Schafe, Häute, Talg, Honig, Landtuch, Eisengußwaaren, Korn, Salpeter, Obst, Branntwein. Das Gouvernement hat 13 Kreise und die befestigte Hauptstadt Woronesch an der Woronesch, die etwas südlich von der Stadt in den Don fällt, mit 2400 Häusern, 13.000 Einwohnern, 18 Kirchen, 2 Klöstern, Sitz eines griechischen Bischofs, Seminar, Gymnasium, Zeughaus, Tuch-, Leder-, Seifenfabriken, Vitriolsiederei, Handel nach Orenburg, Sibirien und dem schwarzen Meer, Jahrmärkten. Hier war das erste von Peter dem Großen 1697 angelegte russische Schiffswerft, das jetzt nach Tawrow verlegt ist; der auch von ihm angelegte Pflanzengarten wird schlecht unterhalten. In der Nähe sind Kalkbrüche.

Woronzoff, eine in hohen Kriegs- und Civilstellen ausgezeichnete russische gräfliche Familie. Zu ihr gehörten drei durch ihre Schönheit und ihre Rolle in der neuern russischen Geschichte berühmte Frauen. 1) Elisabeth Woronzoff, die Geliebte des Großfürsten und Kaisers Peters III.,

nachmalige Senatorin Polänski; 2) die Gräfin Butturlin, 3) die Fürstin Daschkoff, die Vertraute Katharinens II., welche mit dem Grafen Panin den Plan zur Erhebung derselben auf den Thron entwarf und ausführen half. Sie waren die Nichten des Großkanzlers Grafen Michael Woronzoff, der als russischer Vicekanzler den Allianzvertrag zwischen Rußland und Schweden zu St.-Petersburg den 25sten Juni 1745, und einen andern mit Oestreich zur Vertheidigung der Erbfolge der Maria Theresia, sowie 1747 den Subsidienvertrag mit Großbritannien abschloß, nach welchem ein russisches Corps von 37.000 Mann im Solde der Seemächte bis an den Main marschirte und den Abschluß des aachner Friedens bewirkte. In den letzten Jahren der Regierung der Kaiserin Elisabeth stand der Vicekanzler Woronzoff an der Spitze der schwedischen Partei, deren Seele der Großfürst Peter war; allein der Kanzler Bestucheff, das Haupt der dänischen Partei, behauptete im Cabinette der Kaiserin einen überwiegenden Einfluß, bis er 1757 in Ungnade fiel, worauf der Graf Woronzoff Reichskanzler wurde. — Ein Graf Alexander Woronzoff war früher Gesandter an mehreren europäischen Höfen, wurde vom Kaiser Alexander 1802 zum Reichskanzler ernannt und erhielt darauf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. 1804 nahm er seine Entlassung, behielt aber seine Titel. Er zog sich nach Moskau zurück und starb daselbst 1806. Sein Bruder, S. Woronzoff, war russischer Gesandter in London als die französische Revolution ausbrach. Katharina erklärte sich gegen die Grundsätze derselben, und Graf Woronzoff schloß zu London den 25sten März 1793 mit Lord Grenville einen Doppelvertrag, wovon der eine die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und England, auf den Fuß des für England sehr vortheilhaften Handelsvertrags von 1766, auf 6 Jahre erneuerte, der andere aber sich auf die gemeinsame Mitwirkung beider Mächte bezog, um der Ausbreitung der französischen Revolution einen Damm entgegenzusetzen, um durch vereinigte Maßregeln den Handel Frankreichs mit den neutralen Mächten auf jede Art zu hemmen und um sich gegenseitig in dem Kriege mit Frankreich beizustehen. Dieser wichtige Vertrag wurde bekanntlich in dem letztern Punkte von der Kaiserin nicht vollzogen, indem sie damals ihre Plane in Polen ausführte; auch nahm Katharina in der Folge keinen thätigen Antheil an dem Kriege gegen Frankreich, weil Großbritannien sich weigerte, mit ihr ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Pforte einzugehen. Diese ganze Unterhandlung führte Graf Woronzoff. Er blieb Gesandter in London auch unter den folgenden Regierungen. Paul I. ernannte ihn zum General. Unter Alexander I. hatte er Theil an den Verhandlungen, welche die dritte Coalition durch den petersburger Tractat (genannt Traite de concert) vom 11ten April 1805 herbeiführten. — Sein Sohn, Michael Woronzoff, k. russ. General der Infanterie und Generaladjutant, ist Militairgeneralgouverneur von Neurußland.

Wörterbuch, s. Lexicon.

Wortspiel, der Kling- oder Sprachwitz, eine Figur des Witzes, wo man die Aehnlichkeit bloß in dem Klange der Wörter findet. Es ist freilich die leichteste Art des Witzes, man hat ihm eher zu entlaufen als nachzulaufen, und es bedeutet nicht viel, indessen haben es selbst die Alten geliebt, und bei den Dichtern der frühern deutschen Zeit findet man es sehr häufig. Hin und wieder kann es allerdings einige Wirkung thun, und Sentenzen gibt es wohl etwas Nachdruck: „geben und vergeben"; nur darf es in ernsten Gedichten durchaus nicht vorkommen, ebenfalls solche sentenziöse ausgenommen. Das Spiel mit Eigennamen ist das leichteste, aber auch das schlechteste. Jede Sprache hat ihre eigne Wortspiele, die sich selten übersetzen lassen, das obige ist übersetzt (donner et pardonner). Es ist mit dem unbildlichen Witze

nahe verwandt; was in der einen Sprache Wortspiel ist, ist in der andern unbildlicher Witz. Vorzüglich gefällt es durch die Kürze, durch das Erstaunen über den Zufall, der mit Klängen spielt, und endlich wegen der daraus vorleuchtenden Geistesfreiheit, die von der Sache auf das Zeichen die Aufmerksamkeit richten kann. Die Erlaubniß der Wortspiele gilt aber nur unter Bedingungen: ich muß das Wort des Spiels finden nicht machen, wie bei „liegen und lügen"; es muß sich mit dem Sachwitze verbinden, und die Schar der Aehnlichkeiten verstärken helfen, oder es ist erlaubt, wo, wie Jean Paul sagt: aus dem Windel des Wortspiels ganze Sätze kriechen, oder auch wenn es philologisch wird, oder wenn es so natürlich entfließt und sich einwebt, daß gar Niemand behaupten kann, es sey da. — Noch matter verliert sich der Witz in das Sylbenspiel (die Charade); noch matter in das Buchstabenspiel (das Anagramm); noch erbärmlicher in die anagrammatische Charade (den Logogriph); bis er sich endlich ganz im elenden höckerigen Chronogramm (ein Anagramm mit lateinischen Buchstaben als Zahlzeichen betrachtet) versiegt. (J. P. Vorsch. d. Aesth. Th. 2. S. 308.)

Wouvermann (Philipp), einer der geschätztesten Landschafts- und Thiermaler der niederländischen Schule, geb. 1620 zu Harlem, starb ebendaselbst 1668. Er lernte zuerst bei seinem Vater, Paul Wouvermann, dann bei seinem Landsmann Joh. Wynants. Er ist groß in Allem, was er darstellt; bildete sich seine eigene Manier, ob er gleich sehr gut in der Manier der Bambocciaden malte. Er wählte sich gern solche Gegenstände, bei welchen er Pferde anbringen konnte, die er meisterhaft malte und unter welchen sich immer ein weißes zu befinden pflegt. Hauptsächlich stellte er dar: Jagdgesellschaften, die zur Jagd aufbrechen, oder von der Jagd zurückkommen, oder Halt machen; Pferde, Märkte, Marställe, Reitbahnen, Hufschmiede, welche Pferde beschlagen, Feldschlachten, Reiterscharmützel, Fischereien rc. Seine Arbeiten indessen fanden, weil sie vielleicht dem damaligen Geiste, oder der damaligen Mode nicht zusprachen, den Beifall nicht, den sich Laar erworben hatte, und er verdiente bei seinen Lebzeiten nicht viel damit. Nach seinem Tode stiegen sie aber zu einem so hohen Preise, daß ein Pferdestall für 14.560 Livres verkauft wurde. Seine Gemälde haben die größte Vollendung. Alles ist gut gezeichnet; das Kolorit ist kräftig und frisch, die Farben sind markig aufgetragen und das Helldunkel von wunderbarer Wirkung. Die Landschaften, Lüfte, Fernen und Bäume sind treue Nachahmung der Natur, wie er sie innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes, aus dem er nie gekommen war, hatte kennen gelernt. In der dresdener Gallerie befinden sich sehr viele herrliche kleine Gemälde von ihm, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt und mehrere Reitergefechte bewundert. Auch die Gemäldegallerieen zu München und Wien, das pariser Museum besitzen mehrere vorzügliche Gemälde von ihm. Vischer, Moyreau le Bar u. A. haben nach ihm gestochen. Oeuvres de Phil. Wouvermann d'après ses meilleurs tableaux par J. Meyreau, Paris 1737, Fol. Vrgl.: Ueber die Compositionen in Phil. Wouvermann's Gemälden rc. (Leipz. 1789). Auch seine Brüder **Peter** und **Johann** sind als Maler berühmt. Sein vorzüglichster Schüler ist Johann Griffer, dessen herrliche Rheingegenden unvergeßlich sind.

Woywoden, s. **Woiwoda**.

Wrack, im Niedersächsischen, im Hochdeutschen Brack, das Untaugliche in seiner Art, der Ausschuß, z. B. von Porzellan u. s. w., das im Brennen verunglückt und untauglich ist. In der Schiffersprache heißt Wrack der Körper eines gescheiterten oder sonst untauglich gewordenen Schiffes, überhaupt Alles, was das Meer von verunglückten Schiffen an das Ufer treibt. Das Recht der Küstenbewohner, sich Dessen, was das Meer ans Land

wirft, zu bemächtigen, heißt das Wrackrecht. Vergl. d. Art. Strandrecht.

Wrangel (Karl Gustav, seit 1645 Graf von), ein ausgezeichneter Heerführer aus der Schule des großen Königs Gustav Adolf, war der Sprößling einer alten und berühmten schwed. Familie. Sein Vater, Hermann Wrangel, schwed. Reichsrath und Feldmarschall, starb 1644 als Generalgouverneur von Liefland. Der Sohn machte sich zuerst unter Gustav Adolf in den Feldzügen in Deutschland bekannt. Nach Banners Tode (1641) befehligte Wrangel als Generalmajor eine Heerabtheilung bis zur Ankunft des Oberfeldherrn Torstensohn, unter dem er nun (1643) nach Holstein zog, um den Krieg in den dänischen Staaten zu führen (vergl. Torstensohn). Im folgenden Jahre an die Spitze der schwed. Flotte gestellt, schlug er die der Dänen bei der Insel Fermen und machte sie zum fernern Dienste ganz untüchtig. Nach diesem Siege eilte er mit einer kleinen Heerabtheilung ins Holsteinische und Schleswische, wo er sich gegen die Dänen mit Glück behauptete, bis der Friede von Bremsebrö (23. Aug. 1645) diesen Kampf beendigte. Nach dem Abgange Torstensohns von der schwed. Macht in Deutschland, erhielt Wrangel das Oberkommando über dieselbe. Dem Erzherzog Leopold gegenüber war Wrangel allein zu schwach; er wendete sich deßhalb von Obersachsen nach Hessen, zog bei Wetzlar das fliegende Korps des Königsmark an sich, und traf bei Gießen mit dem französ. Heere unter Turenne zusammen. Beide fühlten sich nun mächtig genug, den Feinden die Stirne zu bieten. Als des Erzherzogs Plan, die Vereinigung Beider zu verhindern, gescheitert war und er sich nun selbst von dem Main abgeschnitten sah, benutzte Wrangel seine Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Kriege eine ganz andere Wendung geben sollte. Auch hatte er die Maxime seines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die östreich. Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der Torstensohnschen Unternehmungen abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich, da die kaiserl.-baier. Völker weit hinter ihm an der Lahn standen, dem Laufe der Donau zu folgen und mitten durch Baiern gegen die östreich. Grenzen hereinzubrechen. In Eilmärschen bis Donauwerth gelangend, schlug er hier ein Korps Baiern, passirte den Strom, sowie den Lech, ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Lauingen zurückzudrücken. Nachdem sie sich aber aufs neue, um den Krieg von Baierns Marken zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, ersah Wrangel die Gelegenheit, den unbesetzt gelassenen Lech zu passiren, den er nunmehr den Kaiserlichen selbst versperrte. Und jetzt lag Baiern offen und unvertheidigt da; Franzosen und Schweden überschwemmten es wie eine reißende Fluth. Jetzt endlich schloß der Kurfürst von Baiern am 14. März 1647 zu Ulm einen Waffenstillstand. Nach einiger Zeit ging Wrangel nach Franken und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die Schweden und Kaiserlichen zu verschiedenenmalen einander sehr nahe kamen, so erfolgte doch keine Schlacht, weil von der Entscheidung derselben, während der Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück, zu viel abhing. Als die schwedische und französische Armee sich getrennt hatten, trat zwar der Kurfürst von Baiern von dem geschlossenen Waffenstillstande zurück, aber beide Heere vereinigten sich von neuem und schlugen (17. Mai 1643) bei Zusmarshausen unweit Augsburg die vereinten kaiserlichen und baierschen Heere mit großem Verluste. Wrangel besetzte hierauf Baiern und behandelte es sehr hart, bis endlich der zu Münster und Osnabrück geschlossene Friede allen Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutschland ein

Ziel setzte. Wrangel ging nun nach Schweden zurück und verlebte einige Jahre in Frieden. Als Carl Gustav den schwedischen Thron bestiegen hatte, begleitete er diesen (1655) auf dem Zuge nach Polen und war in der berühmten 3tägigen Schlacht bei Warschau (18. bis 20. Jul. 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieses Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde, eilte Carl Gustav, diesem neuen Feinde zu begegnen, und eroberte sehr bald Holstein, Schleswig und Jütland. Wrangel belagerte die Festung Kronenburg, die sich ihm nach 21 Tagen (6. Sept. 1658) ergab. Es ward ihm hierauf der Oberbefehl über die schwedische Flotte aufgetragen, die Kopenhagen angreifen sollte, allein dieß Unternehmen glückte nicht, weil die Dänen während der Belagerung von Kronenburg Zeit gehabt hatten, die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen und eine holländ. Flotte zum Entsatz ankam. Ungeachtet des Vortheils, den Wrangel über die letztere (29. Oktob. 1658) erhielt, mußte doch der Angriff auf Kopenhagen aufgegeben werden. 1659 landete er dagegen auf Fünen und vertheidigte es gegen die Angriffe der Dänen, sodaß 1660 ein Friede geschlossen wurde. 1674 befehligte Wrangel die in Brandenburg eingefallenen Schweden, die aber bei Fehrbellin (s. d.) von dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (s. d.) geschlagen wurden. Kränklichkeit nöthigte den schwed. Feldherrn zur Rückkehr nach seinem Vaterlande, wo er 1675 starb.

Wrbna=Freudenthal (Rudolf, Graf), kaiserl. königl. Oberkämmerer, Chef des geheimen Kabinets, Ritter des goldenen Vließes 2c., aus einem ursprünglich schlesischen Geschlechte, das schon im Zeitalter der Hohenstaufen durch ritterliche Thaten berühmt war und 1642 in den Grafenstand erhoben wurde. Geb. zu Wien den 23. Juli 1761 und von seinen Aeltern trefflich erzogen, studirte er auf der Universität Wien Philosophie und die Rechte, dann auf der Bergakademie zu Chemnitz die Bergwissenschaften, machte bergmännische Reisen und trat hierauf 1785 als Hofsekretär seine staatsbürgerliche Laufbahn an. Er stieg von Stufe zu Stufe und wurde 1801 Vizepräsident der montanistischen Hofstelle, oder der Hofkammer im Münz= und Bergwesen. Er war theils Mitgründer, theils lebhafter Beförderer und Mitglied vieler vaterländischen Bildungsanstalten, z. B. der Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, der patriotischen = ökonomischen Gesellschaft, des polytechnischen Instituts, der ständischen Malerschule, des Conservatoriums der Musik, des Nationalmuseums u. s. w. — Als in der Folge der französ. Invasion 1805 der Kaiser und die Regierungsbehörden Wien verließen, wurde Graf Wrbna zum Hofkommissär ernannt. Nach dem Frieden von Preßburg zum obersten Kämmerer und Chef des geheimen Kabinets ernannt, befand er sich stets um die Person des Kaisers, empfing und vollzog seine unmittelbaren Befehle. Unter ihm standen jetzt gegen 900 kaiserl. Kämmerer (darunter 20 Fürsten und 600 Grafen), die kaiserl. Leibärzte, die Avitikalkassen der kaiserl. Familie, die Oberdirektion der Familienherrschaften, die Schatzkammer, das Naturalienkabinet, die Gemäldegallerie mit allen übrigen Kunstsammlungen, die Inspektion der kaiserl. Burg, die Schloßhauptmannschaften, endlich die kaiserl. Kammerkünstler und die oberste Hoftheaterdirektion. Ihm verdankt Oestreich die erste Geognosie (von Reichetzer), von deren Anwendung auf den Bergbau man früher bei der Hofkammer kaum einen Begriff hatte. In seiner Eigenschaft als Chef des geheimen Kabinets hatte er auch beim Kaiser den Vortrag in Gnadensachen und wendete unzähligen Menschen Gutes zu. — Als 1810 Graf Wallis zum Finanzminister ernannt und die Einziehung der schon mehr als 1000 Millionen betragenden Bankozettel und die Umwechslung in Einlösscheinen zu $1/5$ insgeheim beschlossen war, trat die Bedenklichkeit entgegen: ob das neue Papier Anwerth finden und dem ganzen

neuen Finanzplan werde Vertrauen geschenkt werden? Graf Wallis erklärte: es werde hinreichend seyn, wenn die neuen Zettel die Signatur des Grafen Wrbna erhielten. Und so sieht man noch seinen Namen auf allen den (etwa 600 Millionen) Einlös- und Antizipationsscheinen, die von 1811 — 13 ausgegeben wurden. So groß war das Ansehen, der Kredit und die Achtung, in welcher Wrbna allgemein beim Publikum stand. Daß später jene Papiere weit unter dem pari sanken, verschuldete nicht Wrbnas Miskredit, sondern die Natur des Papiergeldes und die Gewalt der Umstände. Nach einer langwierigen schmerzhaften Krankheit starb Graf Wrbna am 30. Januar 1823. Als wenige Stunden vor seinem Hinscheiden der Kaiser ihn besuchte und vernahm, daß zu seiner Wiederherstellung keine Hoffnung sey, sagte er mit Thränen im Auge: „Ich verliere an ihm nicht nur einen treuen Diener, sondern auch einen Freund, der 20 Jahre lang seine Ehre darin setzte, mir im Glück wie im Unglück unverholen die Wahrheit zu sagen!": — Worte, welche Den, dem sie galten, nicht minder adeln, als Den, der sie sprach.

Wren (Christoph), der berühmteste Baumeister Englands, geb. den 20. Oktober 1632 zu East Knoyle in Wiltshire, wo sein Vater Pfarrer war. Den Knaben zeichneten schon in der Schule zu Westminster schnell aufblühende Talente aus. In seinem 13. Jahre erfand er ein neues astronomisches Werkzeug und schrieb eine Abhandlung über den Ursprung der Flüsse, welche beide er seinem Vater in zierlichen latein. Versen zueignete. In seinem 14. Jahre bezog er die Universität zu Oxford, wo besonders seine Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften auffallend waren; kurz er zeigte schon frühe einen reifen, fruchtbaren und vielseitig gebildeten Geist. 1657 ward er Lehrer der Astronomie im Gresham-College zu London; doch übernahm er 1660 den Lehrstuhl der Astronomie zu Oxford. Von dieser Zeit an arbeitete er unausgesetzt an mehrern Zweigen der Wissenschaft und mit ihrer, sowohl alten als neuern Literatur vertraut, war es sein Streben, ihr Gebiet zu erweitern. Merkwürdig war bei ihm die Verbindung einer vollendeten theoretischen Bildung mit einem praktisch n Geiste, der sich leicht zu kühnen Schöpfungen aufschwang. Als Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften nahm er den thätigsten Antheil an ihren Arbeiten. Der Ruhm der Peterskirche in Rom, deren Bau damals beendigt worden, machte auf Wren einen solchen Eindruck, daß sein stets reger Geist sich auf die Baukunst warf. Gelegenheit, hierin sein Genie zu zeigen, gab ihm der Tod des bekannten Baumeisters Inigo Jones. 1663 erbaute er das prächtige Sheldons-Theater in Oxford, was seinen Namen überall bekannt machte; nicht wenig trug hiezu das von ihm bald darauf erbaute Pembrokekollegium zu Cambridge bei. 1665 reiste er nach Frankreich, um die Bauwerke, welche damals Ludwig XIV. errichten ließ oder schon errichtet hatte, kennen zu lernen; doch ist er nie nach Italien gekommen, darum ist es um so mehr zu bewundern, wie er, welcher nie Italiens klassische Muster sah, und in seinem Vaterlande nur geschmacklose Werke, einige gothische Bauten ausgenommen, vor Augen hatte, durch eigne Geisteskraft die großen Plane faßte und ausführte. Als 1666 ein bedeutender Theil von London abbrannte, entwarf Wren den Plan zu einer neuen Stadt, welcher alle Nebenbuhler besiegte; auch wurde Wren als erster Baumeister zur Wiederherstellung der Stadt ernannt: dennoch kam sein Plan nicht zur Ausführung, weil die Eigenthümer sich weigerten, der Schönheit und Regelmäßigkeit der Stadt ihre Interessen aufzuopfern. 1676 begann er den Bau der Paulskirche, die in 35 Jahren vollendet ward. Ein ewiges Denkmal seiner Kunst, steht sie in Europa einzig der Peterskirche in Rom nach. Man hat geglaubt, Wren habe nach dem Plane der letztern die Paulskirche gebaut; dieß ist aber irrig;

denn 1749 hat ein Nachkommen von dem großen Baumeister verschiedene Plane der Kirche herausgegeben, die deutlich zeigen, daß Wren dabei keiner fremden Idee gefolgt ist. Während dem Bau der Paulskirche errichtete er (1671 — 77) zum Andenken des großen Brandes in London das sogenannte Monument; es ist eine herrliche, canelirte dorische Säule, die auf einem 40 Fuß hohen, mit Basrelief verzierten Postament steht und 202 Fuß hoch ist. Im Innern führt eine schneckenförmig gewundene Treppe von 345 schwarzen Marmorstufen nach der Spitze; hier sollten, nach Wren's Plane, noch zwei Statuen stehen, die eine Carl II. darstellend, wie er Londons Bewohner zum Baue der neuen Stadt aufmuntert; die andre, eine weibliche Figur, sollte die gerettete Stadt vorstellen. Von 1668 bis 1718 war er Oberaufseher aller königlichen Bauten. In dieser Zeit sind über 60 Kirchen und öffentliche Gebäuden nach Wren's Plane aufgeführt worden; zu den vorzüglichern gehören, der neuere Theil des Pallastes Hamptoncourt, der Pallast zu Winchester, das Spital zu Chelsea, die Kirche zu St. Stephan Walbrook, das Theater zu Oxford, ein Flügel des Matrosen-Spitals zu Greenwich. 1718 hatte er das Unglück, durch Hofkabalen aus seinen Stellen verdrängt zu werden. Er zog sich daher zurück und lebte fortan den Wissenschaften zu Hamptoncourt; nur von Zeit zu Zeit kam er nach London, um die Arbeiten an der Westminsterabtei, deren Ausbesserungen ihm übertragen worden waren, zu inspiziren. Wahrscheinlich hat das ungnädige Verfahren des Königs gegen den Greis dessen Lebensfaden abgekürzt. Man fand ihn eines Tages todt in dem Sessel, in welchem er sich zum Nachmittagsschlaf zu setzen pflegte. Er starb 1723. Vorher hatte er noch die Freude, zu sehen, daß sein Sohn den letzten Stein auf die Kuppel der Paulskirche legte. In der Paulskirche liegt er begraben; seine Grabstätte bezeichnet die schöne lateinische Inschrift: Suchst Du sein Denkmal? Schau um Dich. Wren war Präsident der königlichen Gesellschaft, zweimal Mitglied des Unterhauses und Großmeister der großen Freimaurerloge, für welchen Orden er sehr thätig war. S. d. Art. Freimaurer. Sein Sohn gab den literarischen Nachlaß seines Vaters heraus. Wren erfand auch ein Instrument, den jährlich fallenden Regen zu messen; ferner gab er Mittel an, astronomische Beobachtungen genauer und leichter zu machen, auch machte er zuerst den Versuch, Flüssigkeiten in die Adern der Thiere zu spritzen. Seine Biographie gaben der Baumeister Elmes (London 1823) und die Biographia Britannica heraus. Sein Sohn Christoph starb 1747, 41 Jahr alt. 1738 gab er: Numismatum antiquorum Sylloge in 4to, heraus.

Wright (Sir Thomas), ein engl. Schiffscapitain, der im April oder Mai 1804 in franz. Kriegsgefangenschaft fiel. Weil er Georges und andere Verschworene, z. B. Villeneuve und Picot, den 27. Aug. 1803, dann Armand Polignac im Anfang Dec. dess. J., und zuletzt Pichegru, Lajolais, Jules Polignac u. A. am 16. Jan. 1804 auf dem Gestade von Belville ans Land gesetzt hatte, so glaubte Bonaparte, Fouché und Réal, daß er die Verbindungen und Absichten der Verschworenen in Frankreich selbst genau kenne; er sollte daher als Zeuge gegen die Angeklagten auftreten. Allein Wright behauptete standhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der franz. Küste zu landen, vollzogen habe, von allem Uebrigen aber Nichts wisse. Hierauf — so wird erzählt — hoffte man durch die Marter ein Geständniß von ihm zu erpressen, und die Staatsräthe Réal und Dubois wurden als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm versprochen, aufs beste für ihn in Frankreich zu sorgen, wenn er das verlangte Geständniß thun würde; Wright sey aber unerschütterlich bei seiner ersten Aussage geblieben. 1805 verlangte England durch span. Vermittelung Wright's Auswechslung, und Napoleon sagte dieselbe zu; allein im Nov.

d. J. machte der Moniteur bekannt, Wright habe sich bei der Nachricht von dem Unglücke der Oestreicher bei Ulm aus Verzweiflung selbst das Leben genommen. Dagegen ward in England behauptet, daß Bonaparte ihn habe erdrosseln lassen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmenschlichkeit. Als in der Folge der engl. Schiffsarzt, D. Warden, zu Bonaparte bei einer Unterredung mit ihm auf St.-Helena sagte: „Man glaubte in England ziemlich allgemein, daß Sie den Capitain Wright im Tempel habe erdrosseln lassen", so gab, wie Warden erzählt, Bonaparte folgende Antwort: „Wozu hätte ich das gethan? Von allen Menschen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich am liebsten ihn beim Leben erhalten; denn in dem Prozeß, den ich damals den Verschworenen machen ließ, konnte ja Wright als der bedeutendste Zeuge auftreten, weil er die Hauptperson der Verschwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich überführt hatte." Zugleich betheuerte Bonaparte, daß Capitain Wright im Gefängnisse im Tempel Hand an sich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher als es im Moniteur bekannt gemacht worden sey. Fouché und Savary behaupten das Nämliche. Jener Prozeß fällt in die Monate März, April und Mai 1804, Wright's Tod aber in den letzten Tagen des Okt. 1805. Napoleons Versicherung kann so viel beweisen, daß er von Wright's Mißhandlung und Ermordung Nichts gewußt habe; der Verdacht würde dann immer noch auf Savary, Fouché und Réal lasten, die sich oft staatsinquisitorische Willkür erlaubt haben, und, wenn sie Wright's Geständniß durch die Folter hatten erpressen wollen, diese vergebliche Gewaltthat nicht anders als durch dessen Ermordung verhüllen konnten. Indeß sind weder Actenstücke noch glaubwürdige Zeugen bekannt, die jenes Gerücht, daß Saalfeld als eine Thatsache annimmt, bestätigen. Auch in den Mém. du Duc. de Rovigo sur la mort de Pichegru, du Capit. Wright, de Mr. Bathurst etc. (Paris 1825), wird dieses Gerücht widerlegt.

Wright (Joseph), ein engl. Künstler, geb. 1734 zu Derby, gest. daselbst als Mitglied der königl. Akademie zu London 1797, war sehr geschickt im Bildniß- und Landschaftsmalen. Die zufällige Gelegenheit, einen Ausbruch des Vesuvs zu sehen, erweckte bei ihm die Neigung, außerordentliche Wirkungen des Lichts zu malen, die er bis zur Täuschung nachzuahmen verstand. Die Girandole auf der Engelsburg zu Rom, der Ausbruch des Vesuvs, Feuersbrünste, Gewitterscenen, Nachtstücke aller Art, und von bewundernswürdigem Effect, erhoben ihn zu einem Liebling der englischen Kenner. Seine letzten Gemälde bestanden vorzüglich in Landschaften, die außerordentlich gesucht werden. Zu seinen allerbesten Malereien gehören unter andern: Ein Eremit in einer Felsenhöhle, die von einer brennenden Lampe erleuchtet ist; die Werkstätte eines Hufschmiedes, wo alles Licht nur von dem Schmiedefeuer ausgeht; zwei junge Mädchen, die vor einem Lichte mit einer Katze spielen und solche ankleiden; das Mädchen im Mondschein, nach Miltons Comus, u. a. m. Alles ist meisterhaft ausgeführt.

Wright (Michael), hat sich unter den Schotten in geschichtlichen Darstellungen und Porträts, nach Jamesone am meisten hervorgethan. Er kam schon in seinem 16. Jahre nach London und ging hierauf nach Rom. Nach seiner Rückkehr trat er in London als Porträtmaler auf, und malte 1672 den Prinzen Rupert in Lebensgröße, bewaffnet, mit einer gewaltigen Perücke und in der ungraziösen Kleidung des französischen Hofes. Nachher hat er mehrere Bildnisse gemalt, die ihm großen Ruhm brachten. Er bewarb sich 1700 um die Stelle eines Hofmalers des Königs in Schottland, wurde aber, weil es ihm wahrscheinlich an Connexion fehlte, einem Ladenhöker nachgesetzt. Er starb 1700.

Wucher nennt man diejenige Handlung, wenn Jemand einem Andern entweder unter namentlich in den Gesetzen verbotenen, oder überhaupt unter solchen Bedingungen Credit gibt, welche nicht nur den Schuldner um die Vortheile des Credits bringen, sondern ihn auch in Schaden setzen. Welche Umstände und Bedingungen nun den Wucher begründen, d. i., wodurch der Schuldner den Vortheil des gegebenen Credits verliert, ja sogar noch Schaden davon hat, läßt sich in der Regel im Allgemeinen nicht bestimmen. Es hängt hierbei Alles von der Art des Geschäfts, vom Stand der öffentlichen Angelegenheiten, vom Mangel oder Ueberfluß an baarem Gelde, von der mehrern oder mindern Sicherheit des Schuldners u. dergl. ab, sodaß zu einer Zeit Das ein Wucher seyn kann, was zur andern Zeit Seiten des Gläubigers eine ganz besondere Güte oder Gefälligkeit beweis't. Hält aber der Staat es überhaupt für nöthig, sich in den Geldhandel zu mischen, und will er ihn nicht, wie Hume und Andere es für rathsamer halten, wie jeden andern Handel ganz frei lassen, so muß er einen allgemeinen Maßstab der Nachtheiligkeit der Creditsbedingungen festsetzen. Hierzu hat er vorzüglich die Größe der Zinsen erwählt. Bei diesem läßt sich nämlich noch am leichtesten übersehen, ob der Schuldner dabei bestehen könne oder nicht. Die Zinsen waren bei den alten und rohen Völkern sehr verhäßt. Bei ihnen wurde nämlich höchst selten oder gar nicht von Spekulanten oder Verschwendern Geld aufgenommen, sondern nur von Dürftigen, die zur Zeit einer großen Nationalbedrängniß Geld oder Getreide borgten, um das Leben zu fristen. Natürlich wurde unter solchen Umständen der Arme auf den Reichen leicht sehr erbittert, weil dieser von seiner Noth einen Vortheil zog. Auch waren die Zinsen bei rohen Völkern wegen Mangel an Geld, an Betriebsamkeit, Sicherheit, Cirkulation, Concurrenz und an Zusammenhang der Länder untereinander, ungleich höher und beschwerlicher als jetzt unter den cultivirten Nationen. Moses verbot daher den Juden gänzlich, von ihren Genossen Zinsen zu nehmen, erlaubte aber dasselbe gegen Ausländer. Auch im alten Rom wurde der Zinsfuß genau bewacht, und gab öfters Veranlassung zu Unruhen, besonders bei der Härte der Gesetze gegen die Schuldner. Die Gesetze der Zwölf Tafeln setzten den Zinsfuß (im J. 452 v. Ch.) auf 12 Prozent jährlich (nicht bloß auf ein Prozent, wie Manche glauben), das canonische Recht nahm den Haß gegen die Zinsen aus dem alten Testamente an, ohne gehörige Prüfung der völlig veränderten Lage der Nationen und verbot die Vertragszinsen gänzlich. Daher waren sie auch nach dem ältern gemeinen Rechte, und in Frankreich sogar bis zur Revolution, untersagt. Man umging jedoch in dem letztern Lande das Gesetz auf mannigfache Art, weil ohnedem Handel und Wandel gar nicht hätte bestehen können. Nach den jetzt geltenden deutschen Rechten ist im Allgemeinen fünf von Hundert der erlaubte Zinsfuß. Doch machen verschiedene Provinzialgesetze hievon Ausnahmen, indem z. B. in den preuß. Landen den Kaufleuten 6 Prozent und den Juden 8 Prozente erlaubt sind. Auch bei Wechseln können fast überall 6 Prozente vorgeschrieben werden, und verschiedene Gesetzgebungen verstatten auch bei kleinen Summen auf kurze Zeit höhere Zinsen. Bei Verzugszinsen setzen zwar die Gesetze ebenfalls 5 Prozent fest, allein hier steht es dem Gläubiger frei auch einen größern Schaden erweislich zu machen und zu fordern. Bei Assecuranz-Geschäften und Leibrenten-Contracten kann wegen der Größe der Gefahr oder wegen des außerordentlichen Vortheils des Creditnehmers der gewöhnliche Zinsfuß gleichfalls nicht beachtet werden. Die Liebe zum Gewinn ist jedoch zur rechten Zeit sehr erfinderisch gewesen und hat den Gesetzen wegen des Zinsfußes auf manche Art durch manche ausgemachte Vortheile auszuweichen gesucht. Daher betrachten die Gesetze noch folgende Verträge als Wucherkünste: wenn sich der Darleiher in dem Schuldenbekenntnisse eine größere Summe verschreiben

läßt als er ausgeliehen hat; wenn bei einem Darlehne Waaren statt baaren Geldes angegeben und über ihren Werth angeschlagen werden (contractus mobatrae); wenn der Darleiher in schlechtem Gelde oder in Papiergelde gezahlt hat, in dem Schuldbekenntnisse aber gutes oder baares Geld oder Gold verschrieben wird; wenn Waaren, Silbergeschirr und andere Sachen ausgeliehen, und zur Bestimmung der dafür zu entrichtenden Zinsen zu einem übermäßigen Preise angesetzt worden; wenn der Gläubige dem Schuldner Wechsel verkauft, welche dieser erst mit Verlust zu Gelde machen muß; wenn im Fall der unterbliebenen Zahlung zu der bestimmten Zeit eine übermäßige Strafe oder Verlust der Pfänder bedungen worden ist; die Bedingung eines Aufgeldes, eines besondern Geschenks, Provisionen und dergl. Künste mehr. Der Fall, wenn der Gläubige Zinsen von Zinsen nimmt (Anatocismus s. d.), es mögen nun die Zinsen vom Kapital geschlagen, oder dem Schuldner als ein neues besonderes Capital gelassen werden, enthält zwar eine gesetzlich verbotene Handlung, aber keinen Wucher. (An sich scheint das Verbot, Zinsen von Zinsen zu nehmen, mit der jetzt anerkannten Rechtmäßigkeit der Zinsen im Widerspruche zu stehen, da der Schuldner das Zinscapital so gut nutzt wie das Capital, von dem jenes herrührt, und da der Gläubiger jenes entbehren muß.) Außerdem sind auch die Zinsen, welche die Summe des Capitals übersteigen, verboten, insofern sie nämlich noch rückständig und nicht zum Theil so bezahlt sind; doch gibt es auch hier mehrere Ausnahmen. Die Strafe des Wuchers ist, wenn über 6 Prozent Zinsen genommen werden, nach gemeinen deutschen Rechten der Verlust des vierten Theils des Capitals, welcher der Obrigkeit des Wucherers und des Schuldners zufällt, auch ist der wucherliche Contract in seinem ganzen Umfange null und nichtig und der widerrechtlich gezogene Vortheil muß erstattet werden. Die sächsischen Gesetze sind strenger und bestrafen den Wucher, namentlich das Zinsnehmen über 6 Prozent und andere wucherliche Vortheile, mit dem Verlust der ganzen Summe, welche dem Fiscus anheim fällt, und überdieß mit Gefängniß, Zuchthaus und Infamie. Selbst der auf Wucher borgende Schuldner wird, wenn er den eingegangenen Contract nicht anzeigt, um den Betrag des vierten Theils der entlehnten Summe bestraft. — In einem ganz andern Sinne wird das Wort Wucher gebraucht, wenn von Kornwucher die Rede ist, denn dieser findet auch statt, wenn kein Credit gegeben wird. Hier wird bloß ein übermäßiger Gewinn und die eigennützige Benutzung eines allgemeinen Nothstandes vorausgesetzt. Es ist aber dieser Wucher nicht bloß auf Korn oder Getreide beschränkt, sondern erstreckt sich auf alle Lebensmittel oder andere zu den Bedürfnissen des gemeinen Lebens unmittelbar gehörenden Waaren. Wenn der Zweck dazu kommt, eine Theurung (s. d.) zu veranlassen, um die aufgekauften Waaren mit desto größerm Vortheile wieder zu verkaufen, so wird diese Art Wucher das Vergehen des Vor- und Aufkaufs (crimen dardanariatus) genannt, und mit Confiscation der angekauften Waaren, mit einer Geldbuße oder mit Gefängniß bestraft. Das Kaufen der Früchte auf dem Halm wird als ein Versuch des Vor- und Ankaufs betrachtet und ist ebenfalls nach gemeinen deutschen Rechten unter gewissen Verhältnissen verboten. — Ueber den Wucher s. Joh. Arn. Günther: über Wucher u. Wuchergesetze ꝛc. Hamb. 1790. Hugo: Civilist. Magazin Bd. 2. 6te Abh. über Kornwucher. Möser's patriot. Phantasien, Bd. 2. Brief eines Kornhändlers.

Wundarzneikunst, s. Chirurgie.

Wunder sind übernatürliche Thatsachen u. Erscheinungen in der Sinnenwelt, welche die menschliche Vernunft nach ihren Prinzipien nur der unmittelbaren Wirkung Gottes zuschreiben kann. Wenn von einem Wunder die Rede ist, so muß vor aller weitern Untersuchung zuerst die historische Gewißheit des Faktums völlig entschieden seyn. Diese beruhet hier, wie bei jeder

andern Erscheinung der Sinnenwelt auf der Wissenschaft und Ehrlichkeit der Zeugen. Nur wird zur Beglaubigung eines Wunders etwas mehr gefordert, als bei einer bloßen Naturbegebenheit, nämlich: 1) Wenn eine Wunderbegebenheit als wirklich geschehen angenommen werden soll, so müssen die Zeugen ihre Nachrichten nicht aus bloßen Volkssagen schöpfen, die man vielleicht erst nach einer ganzen Reihe von Jahren erzählet; denn es ist gewiß, daß man bei allen Völkern der Erde dergleichen grundlose Sagen herumgetragen hat; bald hat man aus Eigennutz, bald aus politischen Absichten Wunder erdichtet, das abergläubige und unwissende Volk hat zu einer ungewöhnlichen Naturerscheinung hundert Umstände erdichtet, welche sie zu einem Wunder erhoben. Hier muß man also Augenzeugen haben, oder wenigstens solche, welche auf eine zuverlässige Art auf Augenzeugen zurückweisen. 2) Wunder, die als historisch gewiß angenommen werden sollen, müssen nicht geheim, an verborgenen und dunkeln Oertern, sondern frei, öffentlich geschehen seyn, daß sie Jedermann sehen und prüfen konnte. Die Wahrheit scheuet nicht das Licht, fürchtet keine Untersuchung. Gewiß ist es, daß man durch geheime Machinationen an verborgenen und dunkeln Oertern die menschliche Einbildungskraft so sehr äffen kann, daß sie Dinge zu sehen glaubt, welche nirgends vorhanden sind. 3) Wenn auch gleichzeitige Schriftsteller von einer wunderbaren Erscheinung reden, die aber an einem sehr entfernten Orte, bei einem abergläubigen Volke geschehen seyn soll, wovon nur ein unbestimmter Ruf zu ihnen gekommen ist, so verdienen sie keinen Glauben, weil sich ein solcher Ruf mit jedem Schritte vergrößert. 4) Wenn eine Wundererscheinung von einem unwürdigen Manne zu niedrigen Absichten, zur Beförderung des Aberglaubens und der Unsittlichkeit, oder auf eine kindische, lächerliche, oder wohl gar unanständige Art gewirket worden seyn soll, so muß sie schon vorhinein als erdichtet und falsch verworfen werden; denn so kann die Gottheit als das heiligste und höchst moralische Wesen nicht wirken. Entweder ist die ganze Erzählung erdichtet, oder man hat sie nur durch Hinzusetzung mancher Umstände zu einem Wunder gemacht. Man hat besonders in der neuern Zeit unter den Protestanten es versucht, die christlichen Wunder als bloße symbol. Vorstellungen, oder auf andere Art natürlich zu erklären. Sie verdienen aber mit Recht den über sie verhängten Tadel der Willkür. So sagt man, bei aller Autentie und Integrität des neuen Bundes kommen darin doch keine wirkliche Wunderbegebenheiten vor; denn Das, was wir für Wunder halten, sollen nicht wirkliche Fakta, sondern bloße Allegorien seyn, es soll unter einem sinnlichen Bilde irgend eine übersinnliche Wahrheit nach orientalischem Sprachgebrauche dargestellt werden; die Orientaler waren gewohnt, alle ihre Gedanken in die sonderbarsten Bilder einzukleiden, welche, so auffallend sie uns auch vorkommen, für sie ganz einheimisch waren. So soll z. B. die Heilung verschiedener Krankheiten nichts anders bedeuten, als die moralische Besserung der Menschen durch die Lehre Jesu; einen Blinden sehend machen, heiße nur, einen Unwissenden zur Erkenntniß der Wahrheit bringen; einen dreißigjährigen Kranken heilen — einen Gewohnheitssünder bekehren; den Sohn eines heidnischen Hauptmanns gesund machen, bedeute, daß auch die Heiden selig werden können. Die Stillung eines Seesturmes — daß Gott die Seinigen schütze; die Sonnenfinsterniß beim Tode Jesu — den traurigen Zustand des jüdischen Staates, der sich mit schnellen Schritten seinem gänzlichen Verfalle näherte; die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu soll bloß eine symbolische Darstellung des Sieges seyn, welche seine Lehre über alle Hindernisse erringen wird, welchen Juden und Heiden ihrer Ausbreitung entgegensetzten. Wenn man einmal angenommen hat, daß schlechtweg keine übernatürliche Thatsachen möglich sind, dabei aber doch noch Ehrlichkeit genug besitzet, das Evange-

lium nicht für einen bloßen Roman zu halten, so bleibt freilich nichts anders übrig, als zu einer solchen Interpretation seine Zuflucht zu nehmen. Dr. Paulus nimmt die Wundererzählungen des N. Test. als wirkliche Thatsachen an, sucht sie aber aus psychologischen Gründen für ganz natürliche Erscheinungen zu erklären. — Von Wundern umringt, von Geheimnissen eingeschlossen, nicht einmal fähig, die Räthsel unseres eigenen Daseyns zu lösen, wollen wir dessen ungeachtet nichts von Wundern, von unerklärbaren Dingen hören, soll kein Geheimniß für uns bestehen. — Indeß hat oft der falsche Wunderglaube zur unbedingten Verwerfung der Wunder geführt. Auch gibt es wohl Naturwunder. Unwissenden Menschen erscheint Vieles wunderbar, was ein mit genauer Kenntniß der Natur und der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter Geist (vergl. Magnetismus) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wundervoll findet, wie es die Entstehung des geringsten Grashalmes ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: Gott thut in den Wundern Nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat.

Wunder der Welt (die sieben). Unter diesem Namen hat man gewisse Denkmäler der Kunst verstanden, die entweder ihrer ungeheuern Größe und Dauer oder ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen so unübertrefflich scheinen, daß man sie die Wunder der Welt, und da gerade ihre Zahl nur 7 ausmacht, die 7 Wunder der Welt genannt hat. Es waren: 1) die ägyptischen Pyramiden (s. d.), an deren Statt von Einigen der Pharos (s. d.) von Alexandrien hierher gerechnet wird; 2) die Mauern und 3) die sogenannten hängenden Gärten zu Babylon (s. Babylon und Semiramis); 4) der Tempel der Diana zu Ephesus (s. d.); 5) die Bildsäule des olympischen Jupiters (s. Jupiter); 6) das Mausoleum (s. Artemisia und Mausoleum); 7) der Coloß zu Rhodus (s. Coloß). Doch muß man nicht glauben, daß dieses die einzigen, ja auch nur die ersten Werke gewesen seyen, welche die erhabene Größe des Alterthums bezeichnen. Diesen Wunderkreis, den die Griechen erst nach Alexanders Zeit zusammensetzten, beschrieb Philo der Byzantiner, dessen Buch: De septem orbis spect. (edit. Orelli, Leipz. 1816) zuerst der Bibliothekar der Vaticana, Leo Allatius, 1640 herausgab. Schinkel in Berlin hat die Ansichten von jenen Wunderbauen für Gropius's des Aeltern Theater gemalt. Hirt hat über das Mausoleum und den Tempel der Diana, Quatremere de Quincy über den olympischen Jupiter und die Description d'Egypte über andere Kunstbaue des Alterthums viel Lehrreiches gesagt.

Wunderbar in ästhetischer Hinsicht. Wunderbar nennt man überhaupt Das, was von dem uns bekannten Gange der Natur in ihren Wirkungen abweichend erscheint. Es kömmt nicht darauf an, ob es wirklich davon abweicht, aber Alles hängt dabei davon ab, daß der Gegenstand wegen der schnell veränderten Richtung unsers Gedankenlaufs, wegen des Ueberraschenden, Neuen und Unbegreiflichen oder wenigstens von uns noch Unbegriffenen, einen Zustand in uns hervorbringt, welchen wir den Zustand der Verwunderung nennen. Der Reiz des Wunderbaren liegt nicht im Reiz der Neuheit, sondern in dem Streben unsers Geistes, das Räthselhafte zu lösen und in die verborgene Tiefe der Natur zu schauen. Das ästhetisch Wunderbare ist Dasjenige, was durch den Schein des Wunders gefällt; es ist mit dem Erhabenen nahe verwandt, weil wir auch in diesem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, welche uns über die irdische Natur erhebt. Wenn uns in dem Wunderbaren die Wirkung übermenschlicher Kraft erscheint, die sich unserer Kraft drohend entgegen stellt; so ist das Wunderbare auch furchtbar. Doch kann z. B. im Mährchen das Wunderbare angenehm seyn. Baggesen hat in seine Parthenäis die alte griechische Mythologie verflochten,

ber wohl nur einzelne treffliche Stellen, die dadurch herbeigeführt werden, önnten es uns bedauern lassen, wenn sie fehlte, das Ganze aber würde gewiß adurch gewinnen, weil der Glaube an diese Wesen uns jetzt gar zu fremd ist. Nur Eine Art des Gebrauchs des Wunderbaren steht dem Dichter jetzt frei, aß er es in die Seele lege, wo allein es neben Gott wohnen kann. Wilhelm Meisters Wunderwesen liegt in Mignons und des Harfners herrlichem geistigen Abgrund. Nicht das gemeine physische Wunder, sondern das Glauben aran malt das Nachtstück der Geisterwelt. Das Ich ist der fremde Geist, vor dem es schauert, der Abgrund, vor welchem es zu stehen glaubt; und ei der Theaterversenkung ins unterirdische Reich sinkt eben der Zuschauer, er sinken sieht. — Es gibt schöne innere Wunder, deren Leben der Dichter icht mit dem psychologischen Anatomirmesser zerlegen darf, wenn er auch önnte. — Ganz unpoetisch ist es, das Wunder am Ende zu erklären, als atürliche Magie darzustellen und in Prosa aufzulösen; dadurch fällt es bei iner zweiten Lesung ganz weg. Der andere Irrweg ist, die Wunder bloß u erfinden und nicht zu erklären; das ist eine Verwechslung des materiellen Wunderbaren mit dem idealen, eine widersprechende Annahme entgegengeetzter Bedingungen. Uebrigens muß selbst das Wunderbare eine Art von physischer und psychologischer Wahrscheinlichkeit haben, damit es dem Menschen in etwas begreiflich werde; die unbekannten Mächte, die wunderbaren Kräfte müssen menschlich handeln, sonst wird es abentheuerlich und ungeheuer; es muß mehr Bewunderung als Verwunderung erregen. Zur Darstellung des Wunderbaren gehört nun vorzüglich eine reiche, glückliche, feurige Einbildungskraft, aber auch Kenntnisse. Das Wunderbare thut große Wirkung; doch muß der Dichter dabei auch auf seine Zeit Rücksicht nehmen. Viele Dichtungen Klopstocks in seinem Messias von überirdischen Welten würde ein roher Mensch bloß anstaunen, weil sie ihm völlig unbegreiflich wären. In der dramatischen Poesie ist das Wunderbare mehr, wie in jedem andern Theile derselben beschränkt; denn hier tritt es in die helle sinnliche Gegenwart und kann sehr leicht in Gaukelei der Sinne ausarten. Am meisten ist es einheimisch in der romantischen Oper und in der Musik. Die bildenden Künste, welche ihre Werke für das Auge fixiren, sind dazu weniger geeignet, unter ihnen jedoch die Malerei noch am meisten. Unter sehr verschiedenen Charakteren stellt sich das Wunderbare, welches mit dem Volksglauben verwandt ist, bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der Kunst dar. Das Mythische der Griechen hatte mehr einen sanften, as der Römer und der neuern Zeit einen mehr ernsthafteren Charakter.

Wünschelruthe (lat. virgula mercurialis) ist eine unter gewissen bergläubischen Umständen verfertigte, entweder einfach bogenförmig gerümmte, oder auch zweiästige, in einem Stiel verbundene Ruthe, wie ine Gabel geformt, von Holz, Messingdraht oder Metall, welche von bergläubischen Menschen angewendet wird, um da, wohin sich diese auf ine eigenthümliche Weise mit den Fingern gehaltene Ruthe vorzüglich neigt, erborgene Schätze unter der Erde zu entdecken. Besonders wird sie im Bergbau gebraucht, um edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser nd Erzgänge damit ausfindig zu machen. Wie häufig dieser Aberglaube on Betrügern ist benutzt worden, bedarf hier keiner weitläufigen Ausführung. Auch würde diese Anwendung der sogenannten Wünschelruthe vielleicht nur noch als Denkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn icht vor einigen Jahren ein Italiener, Namens Campetti (ein junger Landmann, zu Gargnano am Ufer des Gardasees geboren), durch ernstliche und achdrückliche Versicherung, Metalle und Wasser unter der Erde, vermittelst örperlicher Empfindungen, wahrnehmen zu können, großes Aufsehen gemacht hätte, und auch die von ihm angestellten Versuche allerdings sehr für

diese Behauptung zeugten. Ritter, ein bekannter Naturforscher zu München, reiste auf Befehl des Königs von Baiern 1806 zu Campetti nach Gargnano, brachte ihn mit nach München, um wiederholte Versuche anzustellen; und es wurden diese Versuche auch wirklich, besonders mit Schwefelkiespendeln, gemacht, von denen man behauptet, daß sie in der Nähe von Metallen schwingen. Ritter hat vornehmlich bei dieser Gelegenheit sich eines Instruments bedient, daß er Balancier genannt hat, und das ganz einfach in einem Stabe oder kleinen Streifen von Kupfer oder anderm Metalle, ungefähr 6 Zoll lang und einen halben breit, besteht. Die nähern Nachrichten darüber findet man in Aretin's Neuem literarischen Anzeiger (1807), von Nr. 22 an; auch hat Gilbert äußerst anziehende Beleuchtungen dieser Versuche 1808 herausgeg. (Vgl. Rhabdomantie.)

Wunsiedel, Stadt und Sitz eines Landgerichts im baier. Obermainkreise, 4 Meilen von Hof, an der Rößlau, unweit der böhmischen Grenze, mit 2600 Einwohnern, 3 Kirchen, einer höhern Bürgerschule, einem Bergamt, einigen wohlthätigen Anstalten, einer Zuckersiederei, Horndrechslerei, Alaunwerk, Wollzeuch-, Lein- und Baumwollweberei, Eisengruben und Hammer, Handel mit Nägeln und andern Eisenwaaren. ¾ Stunde von Wunsiedel liegt das Alexanderbad in einer herrlichen Gegend, nahe bei dem Dorfe Sichesreuth. Markgraf Alexander von Baireuth umgab 1782 die Quelle mit einer steinernen Einfassung, erbaute das große Brunnenhaus und hob diese wilde Gegend durch Anpflanzungen und Anstalten. Die Quelle ward 1764 entdeckt und erhielt 1751 durch den Markgrafen Friedrich ein Brunnenhaus. Nach Hildebrandt gibt die Quelle in einer Stunde gegen 16 pariser Kubikfuß Wasser, hat gewöhnlich eine Temperatur von 7 Grad, und einen starken Geschmack, der Eisen- und Kohlensäure verräth. Man braucht dieß Wasser vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Auch wird es in Krügen versendet. Das Brunnenhaus ist schön gebaut.

Würde nennt man diejenige Beschaffenheit eines Wesens, daß es über allen Preis erhaben ist, mithin kein Aequivalent verstattet. Nur der sittliche Werth ist eine Würde. Was nämlich etwas zu einem Zweck an sich selbst macht, das hat einen innern Werth, d. i. Würde. Das ist aber allein die Sittlichkeit, welche nicht weiter wozu, und folglich Zweck an sich selbst ist. Also ist Sittlichkeit und die Menschheit, sofern sie derselben fähig ist, dasjenige, was allein Würde hat. Das, was Würde hat, kann durch nichts anders ersetzt werden. So haben Treue im Versprechen, Wohlwollen aus Grundsätzen (nicht aus Instinkt) eine Würde. Die Natur und Kunst enthalten nichts, was sie, in Ermanglung derselben, an ihre Stelle setzen könnten; denn ihr Werth liegt in ihnen selbst. Dieser Werth besteht nämlich nicht in den Wirkungen, die daraus entspringen, im Vortheil und Nutzen, den sie schaffen, sondern in den Gesinnungen, d. i. den Maximen des Willens, die sich auf diese Art in Handlungen zu offenbaren bereit sind, obgleich auch der Erfolg sie nicht begünstigte. Es bedürfen diese Handlungen auch keiner Empfehlung von irgend einer subjektiven Disposition oder einem Geschmack, um sie mit unmittelbarer Gunst und Wohlgefallen anzusehen, keines unmittelbaren Hanges oder Gefühls für dieselben; denn die Vernunft legt sie dem Willen auf und erschmeichelt sie nicht von ihm. Die Würde ist also der absolute Werth der Sittlichkeit und einer Handlung oder Person, welche sittlich gut ist. Jene Schätzung nämlich gibt den Werth der sittlichen Denkungsart als Würde zu erkennen, und setzt sie über allen Preis unendlich weg, mit dem sie gar nicht in Anschlag und Vergleichung gebracht werden kann, ohne sich gleichsam an der Heiligkeit derselben zu vergreifen. Es hat aber Nichts einen Werth, als den, welchen ihm das Gesetz bestimmt; denn ein Werth hängt von einer für Alle gültigen Maxime, d. i. dem Gesetz, ab. Die

Gesetzgebung selbst aber, die allen Werth bestimmt, muß eben darum eine Würde, d. i. unbedingten, unvergleichbaren Werth haben. Autonomie (die Eigenschaft, im Reiche der Zwecke keinen andern Gesetzen zu gehorchen, als solchen, die man selbst gegeben hat) ist also der Grund der Würde der menschlichen und jeder vernünftigen Natur.

Wurf, s. Ballistik.

Würfel, s. Cubus.

Wurfrad wird, zum Unterschiede von dem Schöpfrade, ein Rad genannt, welches das Wasser bloß fortwirft und nicht schöpft. Gewöhnlich besteht ein solches Wurfrad aus einer Anzahl an einer Welle in schiefer Richtung angebrachten Schaufeln. An der untern Hälfte dieses Randes ist unten auf beiden Seiten eine hölzerne Verkleidung, die nur einen sehr kleinen Raum zwischen sich und dem Rade läßt. In diese Verkleidung kann sich unterhalb das Wasser von denjenigen Orten her hineinziehen, die man trocken zu machen sucht.

Würmer wurden ehedem von den Naturforschern diejenigen Thiere genannt, die weißes kaltes Blut haben, denen statt der Fühlhörner der Insekten nur Fühlfäden zugegeben und an welchen keine deutlichen Glieder zu erkennen sind. Man beging den Fehler, eine Menge der verschiedenartigsten Thiere in diese Abtheilungen zu bringen, die so wenig Aehnlichkeit unter einander haben, als ein Fisch und eine Amphibie. Sie gehören zu den Thieren ohne Hirn und Rückenmark, welchen ein eigentliches Knochengerüst, sowie Herz und Gefäßsystem noch fehlen. Nerven vermißt man entweder ganz oder findet sie doch nur sehr einfach. Endlich leben die mehresten im Wasser oder in andern Thieren und bezeichnen dadurch ebenfalls die niedere Stufe ihrer Bildung. Diese hirnlosen Thiere werden am besten in drei Klassen gebracht, deren erste die niedrigsten Bildungen des Thierreichs, die Pflanzenthiere oder Zoophyten, umfaßt. Sie leben nur in Flüssigkeiten und bestehen aus einer gleichförmigen Masse, ohne Gefäße und Nerven und haben folgende Ordnungen: 1) Infusionsthiere, 2) Polypen, 3) Corallen und Schwämme (s. d.), 4) Meernesseln, 5) Echinodermen. Bei dieser Thierreihe finden sich bereits Anfänge der Nerven. Unter allen Organismen sind die Zoophyten in physischer und geographischer Hinsicht am weitesten verbreitet, doch gilt dieß nicht von den einzelnen Familien. Größe, Farbe, Gestalt, kurz die ganze Organisation derselben ist weit abhängiger von den Einwirkungen der Aussenwelt als die der Thiere und Pflanzen. Feuchtigkeit und Licht haben vorzüglich starken Einfluß auf sie. Treviranus glaubt, daß die Zoophyten der Vorwelt die Urformen sind, aus welchen alle Organismen der höhern Klassen durch allmälige Entwickelung entstanden sind. Die zweite Klasse enthält diejenigen Würmer, welche wegen der weichen Masse ihres Körpers den Namen der Weichthiere, Mollusken (s. d), erhalten haben. In ihnen sind schon Nerven ausgebildet, man findet besondere Werkzeuge für Verdauung, Athmen, Fortpflanzung &c., auch schon ein aber noch einfaches Herz, oft ist ihr weicher Körper mit harter Schale bedeckt. Sie sind 1) kopflose, Acephalen, wohin die Muscheln; 2) Bauchfüßler, Gasteropoden, wohin die Schnecken; 3) Kopffüßler, Cephalopoden, wohin die Sepien (s. d.) gehören. Die dritte Klasse enthält die Gliederthiere, welche sich durch einen deutlich gegliederten Körper auszeichnen. Hier finden wir nicht nur mehrere gegliederte Würmer, sondern auch die ganze Ordnung der Insekten und zwischen beiden als Uebergang die Krustenthiere, wohin unter andern die Krebse gezählt werden müssen. Indem wir die letzten beiden Ordnungen hier unbetrachtet lassen, bleibt uns jene erste Ordnung übrig, deren Inhalt als eigentliche Würmer aufgestellt wird. Sie sind a) Eingeweidewürmer, b)

für sich lebende Würmer, diese haben aa) keine äußern Werkzeuge für das Athmen, Endobranchen, wohin der Regenwurm, oder bb) sind mit solchen versehen, Branchodelen. Die gewöhnlichsten bei den Menschen sind im Darmkanal und zwar die Madenwürmer, Askariden und Trichariden, in dicken Gedärmen, die Spulwürmer, vorzüglich in den sogenannten dünnen Gedärmen, wo auch die Bandwürmer sich aufhalten. Die Madenwürmer sind den Käsemaden ähnlich, manche aber sind auch beinahe eines Fingergliedes lang. Sie sind besonders häufig bei Kindern, denen sie ein sehr lästiges Jucken im Mastdarme, Drängen zum öftern Stuhlgang und andere Beschwerden verursachen. Die Spulwürmer sind den Regenwürmern ähnlich, doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ringe, der mit kleinen Wärzchen besetzt ist, an der Spitze des Kopfes versehen. Die Mauloffnung besteht aus verschiedenen Saugröhren. Sie sind oft klumpenweise, oder ihrer viel in einem Knaul zusammengewickelt, an mehrern Stellen der Därme vorhanden, sowohl bei Kindern als bei Erwachsenen, und verursachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen oft viel Reiz auf die Wände der Gedärme, und daher Kneipen und Schmerzen im Unterleibe, meistens in der Nabelgegend und besonders nach dem Genusse süßer Speisen oder anderer Dinge, die ihnen zuwider sind. Gewöhnliche Zeichen ihrer Gegenwart sind Uebelkeit, Zusammenfluß wässerichten Speichels in dem Munde, übelriechender Athem, blasses, aufgedunsenes Gesicht mit bläulichen oder bräunlichen Bogen, besonders an dem untern Augenrande, Erweiterung des Augensterns, unruhiger Schlaf mit halbgeöffneten Augenlidern, auch zuweilen mit Zähneknirschen, trüber, weißer Urin, ein dicker, gespannter Unterleib. Ueber die Bandwürmer sehe man den eigenen Artikel. Ueber die Entstehung der Eingeweidewürmer haben die Aerzte und Naturforscher verschiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Same von Außen in die Gedärme komme, steht Mehreres entgegen, z. B. daß jede Thierklasse und so auch der Mensch, ihre eignen Arten von Würmern haben; daß diese Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß es eine Verschwendung wäre, die der weisen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, ganz zuwiderliefe, wenn man annehmen wollte, daß der Same der Würmer außerhalb der thierischen Körper verbreitet und dennoch bestimmt wäre, sich nirgends, als in den Eingeweiden der Thiere, wenn er durch einen Zufall in dieselben käme, zu entdecken. Es ist daher weit folgerichtiger, anzunehmen, daß der Urstoff zu den Würmern, oder der Same derselben, jedem thierischen Körper angeboren ist und nur besondere krankhafte Verhältnisse die Erzeugung und Ausbildung derselben begünstigen. Es gibt daher zuweilen eine epidemische Konstitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei den Kranken bemerkt, daß Würmer Ursache entweder der ganzen Krankheit, oder doch der meisten Symptome derselben sind. War dieß bei fieberhaften Krankheiten der Fall, so nannte man sie auch wohl geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (vorzüglich die Spulwürmer) nur die entfernte Ursache waren. Ueber die Eingeweidewürmer siehe die klassischen Werke von Göze und von Rudolphi. Des Letztern Historia Entozoorum enthielt 603 Arten, die der Verfasser später bis auf 1100 brachte. S. dessen Entozoorum Synopsis. Berlin, 1819, mit Kupf. Auch ist praktisch wichtig Dr. Bremser's Werk über lebende Würmer im Menschen. Mit Abbildungen, Wien 1819, 4. Nach von Scherer's Topologie der Eingeweidewürmer, ergibt sich aus seiner helminthologischen Untersuchung: daß in allen thierischen Organismen sich ähnliche Hauptformen der Helminthen bilden, woraus sich schließen läßt, daß in allen thierischen Organismen und durch alle Organe derselben ein ähnliches Produktives (Zellstoff) verbreitet seyn müsse, aus welchem alle Formen der Helminthen entspringen.

Wurmser (Dagobert Siegmund, Graf von), kaiserl. königl. Generalfeldmarschall, ein tapferer und einsichtsvoller Feldherr des 18. Jahrh., der Sprößling einer reichen und angesehenen Familie in Elsaß und 1734 geboren. In seiner Jugend erwarb er sich mancherlei schätzbare Kenntnisse, besonders in der Philosophie und den militärischen Wissenschaften. Doch bald wählte er den Stand des Kriegers, und bemühte sich, seine erworbenen Kenntnisse zum Dienste des Kaisers anzuwenden. Er zog als Offizier mit den östreich. Truppen zum 7jährigen Kriege aus, und erwarb sich bei seinen Vorgesetzten durch pünktliche Beobachtung seiner Pflichten und getreue Ausführung der ihm anvertrauten Unternehmungen sowie bei seines Gleichen durch Biedersinn und Menschenfreundlichkeit Achtung und Liebe. Seine Unerschrockenheit vor dem Feinde blieb nicht unbemerkt; er stieg von einer Stufe zur andern und kam 1763 als Generalfeldwachtmeister aus dem 7jährigen Kriege zurück. Theresia gab ihm 1773, zum Beweise ihrer Zufriedenheit ein Husarenregiment. Beim Ausbruche des baier. Erbfolgekriegs, im Jahr 1778, wurde er Feldmarschalllieutenant, und man übergab ihm das Kommando über ein besonderes Korps in Böhmen. Aus der Geschichte jenes Krieges ist bekannt, daß in dem ersten Feldzug 1778 von beiden Seiten kein großes Unternehmen gewagt wurde; aber beide Armeen beunruhigten sich häufig in den Winterquartieren, besonders an der Grenze von Schlesien und der Grafschaft Glatz. Gegen diese letztere, und gegen Glatz selbst, beschloß Wurmser eine Unternehmung. Es gelang ihm den 18. Jan. 1779, die Preußen in Habelschwerdt zu überwältigen und viele Gefangene zu machen — fast der einzige bedeutende Vortheil, den die Oestreicher in diesem Kriege über die Preußen erhielten — aber gegen Glatz konnte er nichts weiter ausführen. Die Preußen rückten verstärkt vor, und der am 3. März geschlossene Waffenstillstand, auf welchen der Frieden zu Teschen folgte, machte allen weitern Unternehmungen ein Ende. Wurmser wurde in der Folge zum kommandirenden General in Galizien und 1778 zum General der Kavallerie ernannt. Als die franz. Revolution ihren raschen Gang fortging und alle Ordnung umstürzte, verlor Wurmsers Familie in Elsaß ihre Güter und Besitzungen; er selbst litt einen bedeutenden Schaden, ertrug ihn aber mit philosophischer Kaltblütigkeit. Indeß erhielt er den Auftrag, ein Armeekorps im Breisgau zusammenzuziehen. Er ging am 31. März 1793 bei Ketsch, zwischen Manheim und Speier, über den Rhein, griff am folgenden Tage den franz. Nachtrab unter Custine an und ließ seine Vorposten bis Landau streifen, welches er, doch ohne Erfolg, aufforderte. Sein Hauptquartier war hierauf Speier, wo das Condé'sche Korps sich mit ihm vereinigte. Im Juli verhinderte er, daß die Franzosen der von den Verbündeten belagerten Festung Mainz zu Hülfe eilen konnten, da er ihre überlegene Mannschaft aus 7 stark mit Artillerie besetzten Redouten zurückschlug. Im Oktober unternahm er in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig die Erstürmung der berühmten weißenburger Linien und erhielt deßhalb das Großkreuz des Theresienordens. Doch die nachfolgenden minder glücklichen Gefechte (im Dez.) zwangen ihn, alle errungene Vortheile wieder aufzugeben und über den Rhein zurückzugehen. Im Jan. 1794 ward Wurmser von seinem Korps abgerufen, bei welchem der Prinz von Waldeck einstweilen in seine Stelle trat. Im Aug. 1795 kam er wieder zum Heere, zog den größten Theil seiner Streitkräfte bei Wiesbach zusammen, ging in schnellen Märschen bei Lambertsheim über den Rhein am 28. Oktob., griff das feindliche Lager bei Manheim an, warf die Franzosen mit Verlust in die Festung, nahm den General Oudinot gefangen, erstürmte die starken Verschanzungen des Galgenberges, worauf Manheim am 21. Nov. in die Hände der Kaiserlichen fiel. Nachdem im Dez. 1795 zwischen den Deutschen und Franzosen

eine Waffenruhe zu Stande kam, schlug Wurmser sein Hauptquartier in Manheim auf. Am Rhein herrschte bis zum Mai 1796 eine gänzliche Unthätigkeit; desto lebhafter wurde der Krieg in Italien geführt. Beaulieu, der sich mit dem östreich. Heere bis in Tirol hatte zurückziehen müssen, legte den Oberbefehl desselben nieder und Wurmser trat an seinen Platz. Am 1sten Juli traf der Feldherr in Trient ein, wo er die vom Oberrhein hereilenden Verstarkungen mit den Trümmern von Beaulieu's Heer vereinigte. Er war Bonaparte zuverlässig überlegen, aber anstatt diese Ueberlegenheit zu einem entscheidenden Schlage auf einen einzigen Punkt zu benützen, drang er in zwei von einander entfernten, durch hohe Gebirgsrücken getrennten Heersäulen nach Italien vor. Mit der einen rückte Wurmser selbst durch das Etschthal über Verona zum Entsatz von Mantua vor, welches von den Franzosen eingeschlossen und von Bukassowich tapfer vertheidigt wurde. Bonaparte, seines Gegners großen Fehler erkennend, hob plötzlich Mantua's Belagerung auf, warf sich mit ganzer Macht auf den von Brescia heranrückenden Quosdanowich und trieb ihn in 4tägigen Gefechten nach Tirol zurück. Hierauf sah sich Wurmser von dem franz. Heerführer bei Castiglione angegriffen, und mußte ebenfalls weichen. In Trient that nun Wurmser Alles, um sein geschlagenes Heer wieder zu sammeln, zu ermuthigen und zu einem nochmaligen Versuche zum Entsatze Mantua's an den Feind zu führen. Und dießmal scheiterte Bonaparte's Ziel trotz seiner scharfsinnigen Berechnungen und rastlosen Märsche, Wurmser, noch bevor er die Festung erreichen konnte, aufzureiben, an dem löwenkühnen Rittermuth des am Gesicht und Gehör schon sehr schwachen Greises Wurmser, welcher nach verschiedenen Gefechten am 14. Sept. vor Mantua ankam. Am 30. Sept. warf er sich, von den Franzosen gedrängt, in die Festung, welche nun von allen Seiten eingeschlossen wurde. Viel besser wäre es gewesen, wenn Wurmser mit seinen 17.000 Mann, worunter 6000 Pferde, die Kriegsbühne, von der Festung beständig unterstützt, auf das rechte Poufer verlegt, und so auch Bonaparte genöthigt hätte, seine Macht zu theilen. Zwar machte Wurmser von Zeit zu Zeit mit Anstrengung aller Kräfte lebhafte Ausfälle, aber die Schlacht bei Arcole (s. d.), wo die Oestreicher unter Alvinzi am 15. Nov. geschlagen wurden, hatte auch die nachtheilige Folge, daß Wurmser enger eingeschlossen wurde. Alvinzi bot indeß Alles auf, um die Festung zu befreien, von deren Besitz gewissermaßen der Besitz Oberitaliens abhing. Er wurde aber von seinem geschicktern Gegner bei Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua, 14. und 16. Jan. 1797 besiegt, und nun verschlimmerte sich die Lage der Festung, welche endlich Wurmser, nach einer 5monatlichen Bleckade, nachdem man 2 Monate lang Pferdefleisch gegessen, an Lebensmittel aller Art und an Arzneien gänzlich Mangel gelitten und ansteckende Krankheiten die Hälfte der Besatzung dahin gerafft hatte, am 2. Febr. nach erhaltener sehr ehrenvoller Kapitulation übergab. Die muthvolle Beharrlichkeit, welche Wurmser dem widrigen Kriegsglücke entgegen setzte, und mit welcher er unter beständigen Hindernissen und mit Aufopferung seiner Kräfte Mantua gegen ein überlegenes Heer so lange vertheidigte, nöthigte dem franz. Obergeneral Bonaparte in seinem Brief an das Direktorium ein Zeugniß ab, welches das schönste Denkmal von Wurmsers kriegerischem Ruhm ist. Der 73jährige Wurmser ging nun nach Wien und wurde zum Oberbefehlshaber in Ungarn bestimmt. Aber seine Gesundheitsumstände verschlimmerten sich so sehr, daß er noch im nämlichen Jahre im August starb. Außer seinem Feldherrnruhm hinterließ er auch das Lob eines edelmüthigen und freigebigen Mannes. Seine religiös-duldsame Gesinnung beurkundete er dadurch, daß er in Prag zuerst einen Gottesdienst für die protestantischen Militärs einrichten ließ, ehe noch die dasigen evangel. Einw. ihren eignen Cultus hatten.

Würtemberg (Geschichte des Königreichs). Würtemberg war ursprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittlern Neckar gelegenen Stammhauses, wo 1083 den 11. Febr. die Kapelle eingeweiht worden ist. Es gab nie eine Grafschaft dieses Namens und es ist ohne geschichtlichen Grund, daß Kaiser Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienste die Familie mit der Grafschaft Würtemberg belehnt habe. Die Herren und Grafen von Würtemberg sind nicht ursprünglich kaiserliche Beamte gewesen, deren Amtsbezirk sich endlich in Lehen verwandelt hätte; sie waren die Besitzer ausgedehnter, ihnen eigenthümlich angehöriger Güter in Schwaben, welchen, wie mehrern andern, ehrenhalber der Grafname beigelegt wurde, und denen auch späterhin landvogteiliche Aemter und Nutzungen von den Kaisern, Schutzvogteien aber von Klöstern und Stiftern verliehen wurden. So lange man dieses Fürstenhaus in der Geschichte kennt, hat es sich durch drei besondere Eigenschaften ausgezeichnet, nämlich durch Klugheit in Benutzung günstiger Augenblicke, durch Beharrlichkeit und Muth im Unglück, und durch eine besondere Prachtliebe bei Hofe und bei öffentlichen Auftritten. Nach alten Sagen sollen die Würtemberger von einem gewissen Emmerich abstammen, welcher unter den Merowingern Beutelsbach erhalten habe. Im Jahr 989 kommt ein Würtemberger, mit baierischen Rittern kämpfend, in den Kroniken vor; aber erst unter der salischen Dynastie erscheinen Konrad, Ludwig, Emicho, Hartmann und andere als Grafen; Konrad's Bruder Bruno war Abt zu Hirschau, und Hartmann wird Graf von Gröningen genannt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Herren während des Streites Kaiser Heinrich IV. und Rudolphs von Schwaben, ihre Länder und Güter vermehrt haben; allein der Hauptzeitpunkt, wo ihre zuvor noch unbedeutende Macht schnell heranwachsen konnte, war das sogenannte große Interregnum. In dieser Zeit einer allgemeinen Verwirrung, sagt der Abt Trithemius, glänzte unter den Schwaben Graf Ulrich von Würtemberg, genannt mit dem breiten Daumen, 1240—65 durch Geist und Gewalt den Fürsten und Städten fürchterlich. Sowohl die Kaiser als die Herzoge suchten ihn durch Schmeichelworte und Gunstbezeugungen zu gewinnen, da sie ihn durch Waffen nicht bezwingen konnten. Acht schwere Fehden hat er gegen die mächtigsten Fürsten gefochten; aus allen ist er, niemals besiegt, öfter als Sieger nach Hause gezogen. Dieser Ulrich war der Stifter der würtembergischen Größe. Von dem bedrängten Konradin ließ er sich das Marschallamt in Schwaben, die Vogtei über Ulm und das Landgericht in der Fürt; von seinem Bruder Hartmann aber Gröningen abtreten. Die Hälfte der Grafschaft von Urach erkaufte er durch Geld, die andere gab ihm Kaiser Richard, der seinen rüstigen Arm brauchte, als Lehen, und dazu noch ein Geschenk von tausend Mark Silbers. So gestärkt und bereichert, übte er schon eine reichsvogteiliche Gewalt über die Städte und Klöster in Schwaben. Auf Ulrich I. mit dem breiten Daumen folgten dessen Söhne, **Eberhard** II. der Erlauchte (s. d.) 1295—1325, und Ulrich II. Jener erbte des Vaters Ehrgeiz und Kühnheit, Dieser seine Klugheit und Besonnenheit. Beide setzten die Unternehmungen fort; Eberhard aber war die Seele der Regierung. Während des großen Interregnums waren nebst ihnen die Pfalzgrafen von Tübingen, die Welfen, die Habsburger, die von Zollern, die Markgrafen von Baden und Hochberg, nebst den Grafen von Kyburg, Nellenburg, Vahingen, Helfenstein, Eberstein und Calw besonders mächtig in Schwaben geworden. Neben diesen erhoben die Städte, durch den rheinischen Bund gestärkt, ihr Haupt. Diese bekriegte oder vereinigte Eberhard, sowie es sein Vortheil erforderte. Sobald Rudolph von Habsburg Kaiser geworden war, traten die Würtemberger sogleich mit andern Grafen von Schwaben zusammen, um zu verhüten, daß er seine Macht in ihrem Lande

nicht vergrößern möge. Der Kaiser überzog sie mit Krieg und belagerte Freiburg; da er aber bald gegen Ottokar von Böhmen ziehen mußte, schloß er mit ihnen Frieden. Keck und ohne Nachtheil bestand er auch ernsthafte Fehden mit den Kaisern Adolph von Nassau und Albrecht von Oestreich. So mächtig und begütert war er schon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man Ansprüche auf den Thron der deutschen Könige von ihm erwartete. Heinrich von Luxemburg wurde gewählt, und Eberhard, welcher sich jetzt vorzuglich widerspenstig bezeigte, von ihm in die Acht gethan, von seinen Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von seinen Unterthanen verlassen, aller seiner Burgen und Städte, seines ganzen Landes so durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen Ort der Zuflucht suchen mußte. Damals wäre es um den so schön aufblühenden Namen Würtemberg geschehen gewesen, wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet schnell sein Grab in Italien gefunden hätte. Nun erhob sich der niedergedrückte Eberhard eilig wieder, gewann das Verlorne zurück und fügte bis an das Ende seines Lebens durch Ankauf noch manche andere Besitzungen hinzu. Er verlegte das Stift Beutelspach, wo das Begräbniß seiner Familie war, deren Grabesruhe der letzte Krieg mit barbarischer Wuth gestört hatte, von da nach Stuttgart; er selbst mit seiner Familie wohnte, da auch die Burg Würtemberg, ihr bisheriger Aufenthalt, in Schutt und Asche lag, seit dieser Zeit meistens zu Stuttgart; und so fing diese Stadt an, die Hauptstadt des würtembergischen Gebiets zu werden. Auf ihn folgte Ulrich III. oder IV. (1325—44). Dieser benutzte den Ruhm der väterlichen Waffen und den Reichthum des väterlichen Schatzes, um sein Gebiet zu vergrößern. Drei große Herrschaften wurden zu der Zeit in Schwaben erledigt, Tek, Tübingen und Calw. Der Kaiser, die Markgrafen von Baden, die von Zollern und Eberstein machten darauf Ansprüche; allein die Grafen von Würtemberg hatten Waffen und Geld und wußten Beides zu gehöriger Zeit anzuwenden. Graf Ulrich hatte zwar nicht die Kühnheit, aber die Sparsamkeit seines Vaters geerbt. Er allein kaufte für 81.000 Gulden Güter; eine Summe, welche zu der Zeit oft kein Herzog oder Kurfürst aufbringen konnte. Viel glücklicher noch waren seine Söhne Ulrich und Eberhard III., welche auf ihn folgten. Beide regierten anfänglich gemeinschaftlich das Land; sie hatten sowohl in Fehden als Verhandlungen die Geschäfte brüderlich miteinander getheilt, bis des Erstern Gattin, auf Eberhards Geist und Nachkommenschaft eifersüchtig, denn sie konnte keine Fürsten gebähren, ihren Gatten zu einer Theilung der Länder beredete. Eberhard schien anfänglich den Antrag mit Nachsicht anzuhören, da er aber während der Unterhandlungen den weiblichen Einfluß seiner stolzen Schwägerin bemerkte, zwang er seinen Bruder zu einem Vergleiche, worin dieser sich mit einer Geldsumme begnügen und ihm die Regierung allein überlassen mußte. In diesem Eberhard nun, welchen man seines auffahrenden Gemüthes wegen den Greiner oder Rauschebart nannte, erwachte wieder Eberhards des Erlauchten Geist und Waffenruhm. Er war so kühn und tapfer, wie sein Ahnherr gleiches Namens, aber auch ebenso durchgreifend, und ist als der dritte Stifter der würtembergischen Größe anzusehen. Er brachte die halbe Grafschaft von Calw, den größten Theil des Herzogthums von Tek und die Herrschaften von Böblingen, Sindelfingen, Waltenberg, Herrenberg, Laufen, Vahingen und Brackenheim, nebst vielen andern Städten und Ortschaften an sein Haus. Er bestätigte den Städten und Ländern, welche er erobert oder gekauft hatte, ihre Freiheiten und Verfassungen. Seine alten und neuen Unterthanen würden unter seiner Herrschaft glücklich geworden seyn, wenn ihnen seine Ruhm- und Fehdesucht Ruhe und Frieden gelassen hätte. Auf Graf Eberhard den Greiner oder Zanksüchtigen folgte sein En-

kel Graf Eberhard IV., welcher im Gegensatz seines Großvaters der Milde genannt wurde. In einer Urkunde vom Jahre 1391 heißt er auch wohl der Jüngere. Er vermählte seinen Sohn Eberhard den Jüngern mit der Erbgräfin Henriette von Mömpelgard i. J. 1397, und brachte damit die Grafschaft an sein Haus. Man kann die Regierung Eberhard's des Milden als den Zeitpunkt ansehen, wo die von seinen kriegerischen Ahnen erworbenen Länder der Grafschaft von Würtemberg, einen festen Zusammenhang und eine gesetzliche Verfassung erhalten haben. Sie bestanden aus mehreren Städten, Schlössern und Aemtern, welche den Grafen theils ursprünglich zugehörten, theils durch Kauf oder Krieg von fremden Fürsten und Herren erworben waren. Die Städte hatten bereits von den Kaisern, auch wohl von den Grafen selbst, städtische Freiheiten und Verfassungen erhalten. An die Schlösser und Aemter waren die Lehnsleute und Landesadeligen verpflichtet. Das Landvolk wurde durch Vögte oder Amtleute regiert. Die Aebte und Prälaten des Landes waren gefreiet und verwalteten selbst die Güter ihrer Kirchen. Aus diesen verschiedenen Theilen der Grafschaft erwuchs die ständische Verfassung. Die Aebte, die Prälaten, die Ritter und die Boten der Städte wurden Landesstände, ohne deren Einwilligung keine neue Steuern ausgeschrieben und Nichts in der Grundverfassung verordnet oder abgeändert werden konnte. Auf Veranstaltung der Erbgräfin Henriette ward 1442 eine Theilung zwischen ihren Söhnen Ludwig und Ulrich vorgenommen. Jener erhielt außer Mömpelgard das uracher Thal, das größtentheils ob der Staig, d. h. dem linken Neckarufer, lag: seine Residenz war Urach; dieser das neufner Thal mit Stuttgart. Graf Ulrich ward 1462 im Pfälzer-Kriege gefangen, was ihm schweres Geld kostete; viel brachten auch seine ungerathene Söhne Herzog Eberhard II. (s. d.) und Heinrich durch. Zum Glück war Graf Eberhard der Bärtige (vergl. d.) von der uracher Linie, ein trefflicher ritterlicher Charakter, der den drohenden Verfall des Hauses glücklich aufhielt. Durch ihn ward das Erstgeburtsrecht und die Untheilbarkeit begründet. Es ward 1482 zu Münsingen ein Vertrag geschlossen. Der jüngere Eberhard überließ ihm gegen ein Jahrgeld das ganze Land. Heinrich ward mit Mömpelgard abgefunden. Die zwei Gebiete wurden 1495 unter ihm vom Kaiser Maximilian I. zum Herzogthum vereinigt, und die Familie zur herzoglichen erhoben. Nun erst wurde der Name Würtemberg zum Landesnamen, auch wieder die Untheilbarkeit des neuen Herzogthums ausgesprochen. Schon damals war es der bedeutendste Staat in ganz Schwaben, sein Herzog wurde später kreisausschreibender Fürst mit dem Bischof von Constanz und einziger Direktor der Kreisversammlung. Auf dem Reichstage erhielt Eberhard ohne Widerspruch bei der Erhebung den Sitz unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen gefürsteten Mark- und Landgrafen. Eben den Bemühungen dieses edlen Mannes, die beiden Landeshälften wieder zu vereinigen, und den Grundsatz der Untheilbarkeit zum Gesetz zu erheben verdanken die Würtemberger zugleich den ersten Anstoß zu der vertragsmäßigen Entwickelung ihrer Verfassung. Eberhard hatte zufolge eines Familienstreits den Bürgerstand ausschließend durch Landesabgeordnete aus seiner Mitte im münsinger Vertrag von 1482 zur nähern Bestimmung und gründlichen Befestigung des gemeinen Wesens herbeigezogen. Die damals festgesetzten und verbürgten Hauptpunkte betrafen zunächst das Gesetz über die Untheilbarkeit des Landes, die Verordnung über einen Hof- und Kanzleietat, und den Ausdruck des einmüthigen Willens, von Seiten der Regierung und der Regierten, daß fortan von allen Machthabern über Würtemberg Dasjenige, was der Herrschaft (Herrn und Lande) nützlich und gut seyn möge, unter Einwirkung der Prälaten, Räthe und Landschaft, gethan werden solle. Sowie Würtemberg zum Theil zu

dem klassischen Boden der alten Hohenstaufen, unter denen der schwäbische Minnegesang blühte, gehörte, so entwickelte sich auch hier sehr zeitig ein großer Grad von intellektueller Bildung, welcher die Stiftung der Universität Tübingen durch Eberhard den Bärtigen (1477) noch höhern Schwung gab. Eberhard des Bärtigen Nachfolger, Eberhard II., ein Sohn des Grafen Ulrich d. Vielgeliebten (geb. 1447), war ein verschwenderischer Fürst. Deßhalb ward er von seinen Ständen (1498) der Regierung für verlustig erklärt. Seine Bemühungen, sie wieder zu erlangen, scheiterten, und er starb auf dem Schlosse Lindenfeld, im Odenwalde (1504). Ihm folgte Ulrich I. (1498 — 1550) (s. d.), der eine Sohn des unglücklichen oft verrückten Grafen Heinrich (der andere war Graf Georg, der Stammvater der von Herzog Friedrich I. an regierenden Linie). Ulrich war übel erzogen, feurig, prachtliebend. Auf Turniere und Hoffeste, auf Krieg, Ritterzüge und Lustigmacherei waren große Summen gegangen. Wie neben dergleichen Vergeudungen es gewöhnlich ist, verwalteten unredliche Männer die Rentkammereinkünfte, von denen die Regierungskosten, ohne andere Steuern als den Landschaden (die Vertheilung der von einzelnen Gegenden und Gemeinden für das ganze Land gemachten Ausgaben und Leistungen) damals gedeckt werden mußten. — Schon als Ulrich die Regierung antrat (1498), lasteten große Schulden auf der dem Herzoge als Haus- und Regierungsvermögen anvertrauten Kammerkasse; was Wunder, wenn sie unter solchen Umständen 1514 über 1 Mill. gestiegen war? Seine Gläubiger fingen an zu dringen. So manches Fürstenthum mußte in jener Zeit, wo die Städte mächtiger und betriebsam waren, seine Schulden mit dem Verluste aller seiner Herrschaft büßen. Ulrich wünschte schnell aus der unangenehmen Lage zu kommen; aber nicht durch eigne Einschränkung, wodurch er sich wohl hätte helfen mögen, sondern durch neue Abgaben und Steuern seiner Unterthanen, wozu sie, weil sie schon für die Regierungskosten an die Kammer zahlten, nicht verbunden waren. Seit 50 Jahren war es im Herzogthum Sitte, in Fällen, wo man des Landes freier Willigkeit bedurfte, einen Landtag der Prälaten, Ritterschaft und der Landschaft ausschreiben, und, hauptsächlich mit letzterer, wegen Beihülfe durch bestimmte kurze Steuerbeiträge sich bittlich zu vergleichen, aber gerade eine solche Versammlung scheuten die Alles über den Herzog vermögenden Räthe, auf welchen die Unzufriedenheit des ganzen Landes lastete. Von ihnen bewogen, ritt er lieber selbst in einzelnen Städten umher, und suchte die Einwohner und Ortsvorsteher durch gute Worte und Versprechungen zur Uebernahme seiner Schulden zu bewegen. Sie hatten sich schon zu einer starken Abgabe auf 12 Jahre anheischig gemacht, nur bedungen sie, daß aus ihrer Mitte Steuereinnehmer, sie zu erheben, aufgestellt werden müßten, damit ihr Opfer für seinen Zweck nicht verloren wäre: ein Beispiel, warum nachher auch die Landschaft und deren Ausschuß eigne Steuereinnehmer und eine eigne Landeskasse für die vom Lande nur als Ergänzungsmittel der Regierungskasse frei bewilligten Steuern, der Natur der Sache gemäß, sich ausbedungen. — Aber sey es, daß es dem Herzog, der schnell seine Kammereinkünfte wieder frei und nach seinem Willen anwendbar zu sehen wünschte, mit dieser Steuer überhaupt zu langsam ging, oder daß er zu eigner Verwendung einen Theil derselben haben wollte; er ließ die bewilligte Abgabe fahren und gab dem ihm gefällig dargestellten Plane Gehör, auf Fleisch, Wein, Mühlen u. s. f. eine Abgabe zu legen, welche gleichsam ohne Geld, nur durch Verminderung des Genusses, also durch Verkleinerung an Gewicht und Maß bei fortdauernd altem Kaufpreis bezahlt werden sollte. Ohne Rücksprache mit der Landschaft war auch nicht einmal ein Versuch dieser Art zu wagen; die ganze Landschaft aber mochte man sich nicht durch eine allgemeine Versammlung auf den Hals la-

den. Nach der Art, wie man die sogenannten Staatsdiener eher zu gewinnen pflegt, wurden also von einzelnen Städten nur die Beamten einberufen, um durch sie die Sache, wie im Namen des ganzen Landes, gutheißen zu lassen. — Wenn ein Regent solche Steuern auf solche Art einem Volke aufdringt, welches an edlere Behandlung gewöhnt und auf diese eifersüchtig ist, so beleidigt er es an der empfindlichsten Seite, und steigert die Unzufriedenheit über die Regierung bis zur Abneigung und zum Haß gegen seine eigne Person. So geschah es jetzt in Würtemberg. Das ganze Land ward über die neue unerhörte Last schwierig; unter Bauern und Weingärtnern brach eigentlicher Aufstand aus. Die erste Bewegung geschah im Remsthale im schorndorfer Oberamt. Abgaben an den Fürsten und starke Bezahlungen an seine Beamten hinderten sie in ihrem guten Fortkommen um so mehr, da eine Reihe von Mißjahren auf einander gefolgt war, das Wild ihre Felder verwüstete, häufige Jagden und andere Frohndienste Fleiß und Betriebsamkeit der sogenannten armen Leute lähmten. Die Flamme schien das ganze Land, ja ganz Schwaben ergreifen zu wollen. Dieß geschah am Ende Aprils und im Mai 1514. Der Herzog befand sich gerade in Hessen, und eilte schnell herbei. Es mißlang ein Versuch, welchen er in Person zur Beruhigung des Volks machte, und bald blieb Nichts übrig als die Stände zu versammeln. Namentlich bestanden einige Städte darauf, und er gab um so williger nach, weil er nur von ihnen Bezahlung seiner Schulden zu erwarten hatte, sie die nächste Hülfe zu Dämpfung des Aufstandes waren, auch weil sich hoffen ließ, die Mißvergnügten möchten sich von selbst beruhigen, wenn sie einen Landtag zu Abstellung ihrer Beschwerden veranstaltet sähen. Er ward auf d. 25. Juni nach Stuttgart ausgeschrieben. Allein die Bauern und Weingärtner hatten zu den Landtagen, worauf bisher nur Städteabgeordnete und Beamte erschienen waren, kein Zutrauen mehr. Sie selbst müßten dabei seyn, wenn geholfen werden sollte. Ihr Begehren ward abgeschlagen; aber nur wenige Aemter ließen sich bewegen, den Abgeordneten der Städte ihre Klagen und Beschwerden schriftlich mitzugeben. Diese versammelten sich jetzt zu Stuttgart, aber auch voll Mißtrauen gegen den Herzog. Er stand allgemein in dem Verdachte, daß er durch fremde Völker zwingen wolle. Vom Kaiser und andern benachbarten Fürsten waren indeß vornehme Räthe zu Stiftung eines Vergleichs angekommen. Der Landtag war ein Bild des ganzen Landes; Alles voll Sturm und Unordnung. Ungeachtet des Verbots war Alles voll Bauern als Sprecher der Landämter, die mit größerer Dreistigkeit dem Herzoge am beschwerlichsten fielen. Darum verließ er schnell Stuttgart und begab sich nach Tübingen. Hierher durften die Abgeordneten der Städte nachfolgen; hier kam es endlich zum **tübinger Vertrag**, welcher ausdrücklich im Namen und nach gütlicher Handlung der Gesandten des Kaisers und der andern Nachbarfürsten (Pfalzbaiern, Würzburg und Baden) abgefaßt, und unter kaiserl. Bestätigung gestellt ist. Weil er jedoch noch immer nicht genug gegen Willkürlichkeit der Machthaber zu schützen schien, wollten einige Aemter, namentlich das erhitzte Volk im Remsthale, ihn nicht annehmen; aber bald hatte sie der Herzog dazu genöthigt, vorzüglich mit Hülfe der Bürger von Tübingen und Stuttgart. — Mit diesem Vertrag übernahm nun das Land die Bezahlung der vom Herzog auf die Regierungskasse der Kammer gemachten Schulden, über 1 Million Gulden, wofür ihm herrliche Rechte versichert wurden, jedoch nur solche, welche an sich, und nach der Natur der Sache, von den Regierten angesprochen werden dürfen, weil sie in den Pflichten der Regenten gegründet sind. Ohne Wissen und Rath der Landschaft solle der Herzog keinen Rettungs-, d. i. Vertheidigungskrieg, als Hauptkrieg führen; ohne ihr Wissen und ihrem

Willen aber in keinen andern für sich selbst sich einlassen, wenn er dazu des Landes Hülfe wolle. Der Landschaft wurde nicht nur das Recht der unbeschränktesten Selbstbesteuerung, sondern ihr voriges Recht, außer den schon zur Rentkammer um der Regierungskosten willen zu liefernden Gefällen und Nutzungen des Fürstenthums, keine andere Schatzung oder Hülfe zu bezahlen, schriftlich bestätigt. Andre Schulden sollte das Land nicht zu übernehmen haben, Aussteuern für Prinzessinnen sollen von Verwilligung abhangen; kein Stück Land darf künftig veräußert werden; allen Einwohnern ist freier Abzug gestattet; kein Würtemberger wird künftig in peinlichen Sachen ohne Urtheil und Recht gestraft; im Anhang zum Vertrag wird der Landschaft ein Antheil an der Gesetzgebung gestattet; Stuttgart und Tübingen erhalten das Recht, den Herzog an Haltung eines Landtags, wenn sie es nöthig finden, mahnen zu dürfen. — 20 Tage ungefähr hatte die Versammlung gedauert, zum Beweis, daß auch in kurzer Zeit Wichtiges vollendet werden kann, wenn guter Wille vorhanden, und nicht von einem ganzen Verfassungsvertrage, sondern zunächst von Hebung der gefühltesten Uebel die Frage ist. Die Rechte des tübinger Vertrags versicherte der Herzog seinen Unterthanen eidlich für sich und seine Nachkommen, der Kaiser bestätigte sie, und die Landschaft huldigte ihm von neuem auf diesen Vertrag. Alle Regenten Würtembergs nach Ulrich haben, bis auf unsere Zeit, sogleich beim Antritt ihrer Regierung ihn bestätigt, und dann erst hat das Volk ihnen gehuldigt. — Eine Folge der willkürlichen Handlungen Ulrichs gegen seine Nachbaren war, daß er vom schwäb. Bunde seiner Länder beraubt wurde (1520). Ohne weitere Rücksicht auf ihn oder seine Familie verkaufte der schwäb. Bund das ausgeplünderte Herzogthum an die östr. Brüder Karl und Ferdinand, und bis 1534 bildete es einen Theil der vordern Lande des Hauses Oestreich unter König Ferdinand. Während dieser östreichischen Regierung wütheten die verderblichen Unruhen des Bauernkrieges. Nach 15jähriger Entfernung eroberte Ulrich das Land wieder, allein er mußte es als östreichisches Afterlehn anerkennen. Umsomehr führte er das Lutherthum ein, wird in Folge dieses Schritts Mitglied des schmalkaldischen Bundes, verlor es aber nach dem unglücklichen Kriege beinahe zum zweitenmale an König Ferdinand, der ihn der Felonie gegen sein Haus anklagte. Ulrichs Sohn Christoph wurde der Gesetzgeber des Landes, brachte in alle Theile der Verwaltung neues Leben und Ordnung, und gab auch der Landschaft durch Errichtung des Ausschusses eine bessere Verfassung. Nur ein Stand war, genau genommen, vorhanden, nämlich das Volk, oder die Gesammtmasse der eingebürgerten Bewohner Würtembergs, und dieses Volk wurde auf seinen Landtagen von 14 Prälaten und 68 Stadt- und Aemterabgeordneten vertreten. (Der Adel hatte sich im 15. Jahrh. als er zu einer Steuer mit beitragen sollte, abgesondert.) Schade, daß der Herzog selbst mit unbeschränkter Wahlfreiheit die vorschriftsmäßige Zahl der Prälaten aus der Geistlichkeit ergänzte, so oft einer durch den Tod oder sonst ausgetreten war, wo natürlich nicht immer das reine persönliche Verdienst über den Eintritt entschied. Ihnen lag insbesondere ob, die Rechte der Kirche und des Kirchenguts zu wahren. Die Abgeordneten der Städte und Aemter gingen zu ihrer Zeit nicht aus der Ernennung freibestimmter Wahlherren hervor, sondern sie wurden durch die obrigkeitlichen Personen der Städte und Aemter berufen. Landtage waren lange Zeit selten; der engere Ausschuß, fast beständig in Stuttgart beisammen, mit Befugnissen, die ihn beinahe der allgemeinen, nur vom Herzoge und zwar selten gern berufenen Landesversammlung gleichstellten, hatte die Plenarzusammenkünfte je länger je mehr zu beseitigen gesucht. Er hatte die Befugniß, jedes Jahr eine bestimmte größere oder kleinere Summe aus der allgemeinen Landessteuerkasse, die er verwaltete, zu nehmen, und darüber nach Gutdün-

ken für ständische Zwecke zu verfügen, ohne, so lange nicht ein Landtag, d. i. eine volle Ständeversammlung eintrat, und ihn selbst eben dadurch auflöste, jemand Anderm als sich selbst Rechenschaft darüber schuldig zu seyn, weil alle Ausgaben dieser Art im Namen des Landes allein, insofern es mit der Regierung in einem Verfassungsvertrage stand, gemacht seyn sollten, und folglich nicht von der Regierung zu beurtheilen waren. Nur der Landtag selbst war, wie es auch 1797 noch geschah, berechtigt, über diese geheimen, d. h. ihrer Natur nach nicht mit der Regierung zu verabredenden, Landesausgaben Rechnungen zu verlangen. Es gab also 2 ständische Kassen: die größere, in welche die Landsteuer floß, und von welcher jährlich vor einer herrschaftlichen Kommission Rechnung gestellt werden sollte, und eine kleinere, die ihre Zuflüsse aus der größern erhielt, — diese hieß die geheime Truche. Christoph hinterließ 1568 den 14jähr. Ludwig, der ihm unter Vormundschaft seiner Mutter und 3 von dem Vater dazu ernannten Fürsten folgte, und mit dem 24. Jahre die Regierung übernahm. Sein anhaltendes Bibellesen erwarb ihm den Beinamen des Frommen, der übrigens mit seiner Trinkliebe nicht übereinstimmte. Einige Einrichtungen im Schulwesen und mehrere prächtige Gebäude erhalten sein Andenken; die Regierung überließ er den Räthen, und einmal beschwerten sich auch Prälaten und Städtebürgermeister, daß auf ihre Vorstellung an den Herzog so viele hitzige und ungereimte Resolutionen erfolgten. Da er 1593 kinderlos starb, so kam Friedrich I., ein Enkel des oben erwähnten blödsinnigen Heinrich von Mömpelgard, des zweiten Sohns Ulrich des Vielgeliebten, zur Regierung, der Stammvater aller folgenden Regenten. Friedrich, bekannt mit der damaligen französischen Hof- und Regierungsart, wollte sein Land wie Eberhard I. besitzen, nicht als Afterlehn von Oestreich, und nicht durch den Widerspruch der Prälaten und Bürgermeister beschränkt. Durch Unterhandlungen und die Bezahlung von 425.000 Gulden brachte er es im Vertrage von Prag 1599 dahin, daß Kaiser Rudolph II. die Afterlehnschaft aufhob, und nur das Heimfallsrecht an Oestreich vorbehielt. Zwar wollten die weltlichen Kurfürsten weder die östreichische Afterlehnschaft, noch dieses Erbfolgerecht als gültig anerkennen, weil nach Absterben des Mannsstammes das Land dem Reich als Kammergut heimfallen müsse; auch wollte Würtemberg nach dem Tode des Kaisers Karl VI. dieses Erbfolgerecht als erloschen ansehn; aber das neue Haus Oestreich behauptete, auch hier in die Stelle des alten zu treten. Friedrichs zweiter Plan zur Aufhebung des Vertrags von Tübingen und zur Einführung der unbeschränkten Regierung fand unter den Ständen vielfachen Widerspruch, und allgemeiner Haß fiel auf Friedrichs Kanzler Enzlin. Die Stände klagten über Geldverschwendung und über des Herzogs Hang zur Goldmacherei, der ihn auch einmal bewog, einige Adepten, die ihn mit falschen Versprechungen getäuscht hatten, ohne weitläufigen Prozeß an einen eisernen Galgen hängen zu lassen. Friedrichs Söhne stifteten bei seinem als Wohlthat angesehenen Tode, am 29. Januar 1608, 3 Linien: Johann Friedrich die stuttgartische, Ludwig Friedrich die mömpelgardische und Ludwig Friedrich die weiltingische oder julianische. Diese julianische Regierung theilte sich in die zu Oels und Weiltingen, welche letzte 1709 erlosch. Der Stifter der ersten, Silvius Nimrod, erheirathete mit der Erbtochter des Herzogs Karl Friedrich zu Münsterberg-Oels 1647 das schlesische Fürstenthum Oels, mit dem er vom Kaiser Ferdinand III. belehnt wurde. Aus seiner Linie entsprang die 1745 ausgestorbene Nebenlinie zu Bernstadt. Des letzten männlichen Sprößlings der Herzoge von Würtemberg-Oels, Karl Christian Erdmann, Schwiegersohn, Prinz Friedrich August von Braunschweig-Wolfenbüttel, folgte ihm 1792, und nach dessen Tode 1805 kamen die Lehngüter an den Herzog von Braunschweig, sowie die Allodialgüter durch testamentarische

Verfügung an den Herzog von Weimar. — Des Herzogs Johann Friedrich Regierung fällt in die Zeit des verheerenden 30jährigen Krieges; die Stände kamen unter ihm wieder empor, und nöthigten ihn, den Kanzler seines Vaters hinrichten zu lassen. Nach seinem Tode 1628 pflanzte sein ältester Sohn Eberhard III. die stuttgartische Linie fort, und Friedrich (†1682) stiftete die neustädter Nebenlinie, die sich 1742 mit Herzog Karl Rudolph endete. Eberhard folgte dem Vater in einem Alter von 14 Jahren, und stand anfangs unter der Vormundschaft seiner Oheime, die es mit den Schweden hielten. Daher entriß Oestrich durch das Restitutionsedikt dem Lande alle Klöster und gab sie Mönchen und Nonnen wieder; und den mündigen Herzog selbst beraubte es nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 seines Landes. Minister, Generale und der Bischof von Wien erhielten es theilweise zum Geschenk, nach andern Stücken griffen Baiern, Würzburg und die Erzherzogin Claudia von Oestreich; nur die Bergfeste Hohentwiel, von Widerhold vertheidigt, kam nicht in Feindes Hand. Die Volksmenge, die 1613 aus 66.658 Familien oder ungefähr 340.000 Menschen bestanden hatte, fiel 1641 auf 48.000 Menschen hinab; wer fliehen konnte, entfloh; andre raffte Krieg, Pest und Hunger weg; Städte und Dörfer lagen ganz oder größtentheils in Schutt und Asche, denn treulich hielten die Kaiserlichen ihr Versprechen, daß sie ein Feuer in Würtemberg machen wollten, daß die Engel im Himmel die Füße aufsichziehen müßten; der Herzog, der nach Strasburg entflohen war, unterhielt sich, nach seinem eignen Ausdruck, mit Waidwerk und dem Besuch ehrlicher Weiber. Nur der kräftigen Verwendung der Schweden und den unverdrossenen Bemühungen der ihrem Fürsten und Vaterland ganz ergebenen Staatsmänner, Burkhard und Varenbuhler, verdankt Würtemberg seine gänzliche Wiederherstellung im westphälischen Frieden. Dem Herzog Eberhard folgte 1674 sein Sohn Wilhelm Ludwig, der bei seinem Tode 1677 den unmündigen Eberhard Ludwig hinterließ, der bis 1693 unter der unruhigen Vormundschaft seines Oheims stand. In den französischen und den spanischen Erbfolgekrieg wurde Würtemberg zu seinem großen Nachtheil verflochten. Dazu kam die Verschwendung, die eigenmächtige Finanzsteigerung und das Weiberregiment; denn des Herzogs Maitresse, ein mecklenburgisches Fräulein von Grävenitz, präsidirte im Ministerium, verkaufte alle Stellen und regierte 20 Jahre lang, bis sie alt und verblüht vom Herzog auf die Festung gesetzt wurde. Aus Liebe zu ihr hatte der Herzog die neue Residenz Ludwigsburg erbaut, weil seine Gemahlin das Schloß in Stuttgart nicht verlassen und die Maitresse nicht in ihrer Nähe seyn wollte. Auch gab der Herzog hauptsächlich Anlaß, daß der beständige Kriegsmann nicht bloß waffenrüstig und geübt, sondern als ein immer in Kasernen und Garnisonen liegender aufkam, und 1698 auch auf dem Reichstag beschlossen wurde. Da der einzige Sohn des Herzogs vor dem Herzog gestorben war, so folgte ihm 1733 seines Vaters Brudersohn, Karl Alexander, der sich 1712 zur katholischen Religion bekannt hatte, ungeachtet seiner 18.000 Mann Truppen stets General in östreichischen Diensten war, und durch seinen Oberfinanzrath, den Juden Süß Oppenheimer, das Land in größere Finanzunordnung brachte, als die Maitresse des vorigen Regenten bereits bewirkt hatte. Er hinterließ 1744 drei minderjährige Söhne, die alle zur Regierung kamen. Im ersten Jahre der Regierung Karls Eugen ward der Jude Süß an den eisernen Alchemistengalgen, eine Reliquie der hyperphysischen Finanzkunst aus Herzogs Friedrichs I. Zeit, in einem Käfig aufgehängt. Der Herzog vermehrte sein Land mit der 1751 erkauften Reichsherrschaft Justingen und andern Gütern, sodaß die Bevölkerung auf 600.000 Menschen stieg. Er beförderte Künste und Wissenschaften, und stiftete die noch mit Achtung genannte Karlsakademie und die Bibliothek in

Stuttgart. Herzog Karl, jugendlich prachtliebend, ließ sich zu einem besondern Hülfskriege für das Haus Oestreich gegen Friedrich d. Gr. und dadurch zu übergroßen Ausgaben, zu einseitiger Ausschreiben von Steuern und Militairaushebung und andern Gewalthandlungen bewegen. Friedrich verbürgte und schützte um so thätiger des Landes freiere, solche Ueberspannungen hemmende Vertragsverfassung. Zu Erhaltung dieser, die Regentenwillkür wenigstens mäßigenden Vertragsrechte nahm ein förmlicher, bei dem Oberhaupt des Reichs rechtmäßig unter der Fürsprache dreier Regierungen und der würtemberger Agnaten geführter Prozeß zwischen der Landschaft und dem Herzog Karl vor dem Reichshofrath den Anfang; jetzt galt es, wie bei jedem in Rechtsstreit gerathenen Vertrag, für den einen Vertragtheil, das Land, und denselben für die Bevollmächtigten des Landes eine von der Einwirkung der andern Vertragspartei unabhängige und insofern geheime Kasse oder Truche zu haben, weil ohne Geldaufwand des Landes Rechte nicht vertheidigt werden konnten. Aus ihr bildete sich 1767 eine in eben diesem Sinn geheime Negociationskasse, hauptsächlich zu Betreibung des Prozesses, sowie hauptsächlich, als endlich der Erbvergleich, eine neue Revision der würtemberg. Verfassung, von der würtemberg. Familie und der Landschaft anerkannt, und vom Kaiser bestätigt, 1770 zu Stande kam, die Bürgschaft desselben durch die Höfe von Preußen, England, Hanover und Dänemark, deren Gesandtschaftskosten erstattete und andre für die Vertragserhaltung nöthige Ausgaben nach des Landes Vollmacht deckte. Unter dem Titel: Die Verwaltung der würtemberg. Landeskasse durch die vormaligen, nun (durch die Landesversammlung) kassirten Ausschüsse der würtemberg. Landstandschaft. Aus landschaftl. Rechnungen, Akten und Urkunden gezogen (1799), wie man behauptet, von Gerst, Repräsentanten von Balingen, wurden die zwischen 1758 und 1770 gemachten Ausgaben der geheimen Truche und der Negociationskasse so gehässig wie möglich kritisirt. Dagegen führten die Tadler niemals gern an, daß in einer sehr gründlichen und klaren Beleuchtung der 1815 halbamtlich erschienenen (Leopold'schen) Bemerk. über eine Wiederherstellung der landständischen Verfassung Würtembergs und Einführung einer landständischen Kasse, unter dem Titel: Aussprüche des Rechts und der Pflicht, schon im Aug. 1815 Punkt für Punkt gezeigt worden ist, wie jene in 12 Jahren für Erhaltung der Vertragsverfassung des Landes gemachten besondern Ausgaben nicht 8 Mill., sondern 4.238.000 Gulden betrugen, unter welchen von 3.716.833 Gulden nachgewiesen ist, daß sie dem damaligen Herzog und seiner Rentkammer zu gut kamen, und durch Veranlassung desselben aufgewendet werden mußten. Neben den Ausgaben, welche für Führung des Rechtsstreits für die Verfassung, für die Gesandtschaften der vermittelnden Höfe und andre dem Lande, als Vertragstheil, nützliche Sendungen und Arbeiten vom Lande allein, ohne Zulassung einer Einwirkung der Regierung, nach der Natur der Sache nöthig wurden, war aus gleicher Absicht eine der untadelhaftesten diese, daß man Staatsdiener, welche sich in landschaftlichen Dingen die Ungnade des Fürsten zugezogen hatten, und um Brot und Dienst gekommen waren, mit Pensionen entschädigte. So bestand die geheime Truche 1797. — Dem Herz. Karl folgte 1793 sein Bruder Ludwig Eugen, und diesem 1795 der dritte Bruder Friedrich Eugen, der im 7jährigen Kriege unter König Friedrich II. von Preußen ein besonderes Korps befehligt hatte, und seine Kinder wieder lutherisch erziehen ließ. Seine Regierung fällt in die unglückliche Zeit des französischen Revolutionskriegs, wo Franzosen und Oestreicher das Land verheerten, und wo auch der am 7. August 1796 geschlossene Separatfriede mit Frankreich nichts half. Ihm folgte am 22. Decbr. 1797 sein Sohn Friedrich II. als Herzog (als Kurfürst und König Friedrich I.). Er verlor durch den französischen Revolu-

tionskrieg seine dießseit des Rheins liegenden Besitzungen, die aus dem Fürstenthum Mömpelgard und den 8 Herrschaften Franquemont, Blanmont, Clemont, Granges, Clerval, Passavant, Hericourt und Chatelot (meistens unter französischer Hoheit), der Grafschaft Horburg und der Herrschaft Reichenweiher bestanden, 30 □M., 55.000 Einw. und 160.000 Gulden reine Einkünfte hatten. Dafür erhielt er durch den Reichsdeputationsschluß 1803 die Probstei Ellwangen, die Abteien und Klöster Zwiefalten, Schönthal, Comburg, Rothenmünster, Heiligenkreuzthal, Oberstenfeld, Margretenhausen, die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rothweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd, Heilbronn und das Dorf Dürrenmettstetten, 45 □M. mit 116.674 Einw. und 1.135.000 Gulden Einkünften, wovon aber der Herzog 88.000 Gulden Renten übernahm, die an mehrere Fürsten und Grafen als Entschädigung bezahlt wurden. Dieß waren die Neuwürtembergischen Länder ohne landständische Verfassung. So hatte also Würtemberg auf 190 □M. 784.000 Einw., und der Herzog erhielt zugleich die kurfürstliche Würde. 1804 griff er das landschaftliche Kassen- und Rechnungswesen überhaupt, das nur in Verbindung mit der landschaftlichen Versammlung hätte revidirt werden sollen, einseitig an. Die Rechnungen sollten vorgelegt und abgehört werden, aber kurz zuvor, ehe die Räthe zur Untersuchung erschienen, hatte die Frau des Landschaftssekretarius Stockmaier dieselben, weil der Herzog einseitig kein Recht darüber hatte, weggeschafft. — Durch den 1805 zu Presburg geschlossenen Frieden erhielt der würtemberg. Staat eine Gebietserweiterung von 49 □M. mit 128.560 Einw. und 756.000 Gulden Einkünften, wozu noch reichsritterschaftliche Enklaven mit 16 □M., 58 000 Einwohnern und 200.000 Gulden Einkünften kamen. Die unmittelbaren Erwerbungen bestanden in den 5 Donaustädten Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen, Sulgau, in der Grafschaft Hohenberg, der Landgrafschaft Nellenburg, der Landvogtei Altorf, einem Stück vom Breisgau und der Grafschaft Bondorf. Auch nahm der Kurfürst in Folge des Friedens die Königswürde mit der vollen Souverainetät an. Friedrich regierte von nun an als unumschränkter König, der unbedingten Gehorsam forderte und meist auch fand. Schnell wurde alles Eigenthümliche der bisherigen Verfassung des Herzogthums durch immer neues Organisiren aus dem Wege geräumt. Da der König unter den ersten Verbündeten des Rheinbundes vom 12. Juli 1806 war, so erhielt er von Baden gegen Abtretung von Villingen, Breunlingen und andern Strichen des Schwarzwaldes, Biberach mit seinem Gebiete, ferner die bairische Herrschaft Wiesenstein, die Stadt Waldsee, die Grafschaft Schellingen, die Deutschordenskommenden Küpfenburg und Alschhausen, die Abtei Wiblingen und die Souverainetät über die Grafschaften Baindt, Egglof, Gutenzell, Hegbach, Isny, Königseeg-Aulendorf, Ochsenhausen, Roth, Schussenried und Weißenau, die Herrschaften Neuravensburg, Mirtingen, Sulmingen, Thanheim, Warthausen, Weingarten, die südlichen Besitzungen des Fürsten von Thurn und Taxis, Limpurg-Gaildorf, Löwenstein, das Fürstenthum Hohenlohe (mit Ausnahme von Schillingsfürst und Kirchberg) und den im Süden liegenden Theil des Fürstenthums Krautheim. Durch spätere Verträge mit Baden und Baiern und die Folgen des wiener Friedens 1809 erhielt Würtemberg von Baiern die Landgerichte Tettnang, Ravensburg, Leutkirch und den größten Theil des Landgerichts Wangen mit 28.036 Einw., ferner die Landgerichte Söflingen, Albeck, Geißlingen, Stadt Ulm, Theile der Landgerichte Illertissen, Elchingen, Günzburg und Nördlingen, die thurn- und taxischen Herrschaften Dischingen und Neresheim, und einen großen Theil der öttingischen Mediatbesitzungen mit 101.299, dann die Landgerichte Kreilsheim und Gerhardsbronn, das mediatisirte Fürstenthum Hohenlohe-Kirchberg und einige andere Parzel-

len vom Rezatkreise, mit 32.478, zusammen also 161.813 Seelen, und nahm zugleich das Hoch- und Deutschmeisterthum Mergentheim mit 9387 und die Commenden Alschhausen und Kapfenberg mit 4155 Seelen in Besitz. Dagegen überließ es an Baiern die Aemter Gebsattel, Weiltingen rc. mit 4581 und an Baden das Oberamt Stockach, Theile der Oberämter Hornberg, Rottweil, Tuttlingen, Ehingen, Maulbronn rc. mit 44 626 Seelen, sodaß es bei diesen gegenseitigen Vertauschungen 125.948 neue Unterthanen gewann, und sich schön ausrundete. Der König hob nun die Stände auf, und führte eine fast ganz uneingeschränkte Regierung ein. Aber gegen das Ende des J. 1809 wäre nach Napoleons und Talleyrands Vertheilungsplan das so langsam zusammengekommene Würtemberg ganz zerstückt worden, hätte nicht des Königs Standhaftigkeit und der Durchblick seiner Klugheit, wie selten gewaltsam entstandene Regierungen etwas Dauerhaftes werden, Hanover und Portugal ausgeschlagen, und dafür selbst des Allgewaltsamen Achtung und Anerkenntniß erhalten. Auch die Periode von Napoleons Sturze zeigte den König als einen selbstregierenden kräftigen Herrn. Auf dem Kongresse zu Wien widersprach er mehrern Beschlüssen, die seiner Ansicht von souverainer Gewalt nicht entsprachen. Auch trat er erst im J. 1816 durch die auf den 1. Sept. 1815 zurückdatirte Beitrittsurkunde zum deutschen Bunde. Da das langverhaltene Mißvergnügen über des Königs Vernichtung der alten Staatsformen sich sehr laut äußerte, so erließ Friedrich I. (vergl. d. bes. Art.) am 11. Jan. 1815 unerwartet die Erklärung an seine Unterthanen, daß er statt der erbländischen Verfassung, welche im Drange der Zeit habe untergehen müssen, eine neue, den jetzigen Verhältnissen angemessene ständische einzuführen, und auf altes und neues Land auszudehnen gesonnen sey. Aber nirgends in Würtemberg, wo man nachdachte, machte diese Erklärung einen günstigen Eindruck; denn man glaubte ziemlich allgemein, daß es des Königs Absicht bleibe, unter einer von ihm selbst beliebten Form nach der alten Art unumschränkt fortzuregieren. Wenige Tage darauf folgte eine königl. Verordnung, welche bestimmte, wie es zu halten sey mit der Wahl der zum Landtage abzuordnenden Volksvertreter. Was sie für diesen Zweck festsetzte, war (die ausschweifende Ueberzahl des Adels abgerechnet) ungleich besser als Alles, was in derselben Hinsicht im Herzogthume Sitte gewesen war. Die nicht ganz unbegüterten Staatsbürger bekamen das Wahlrecht und sie konnten, mit wenigen Ausnahmen, jeden rechtlichen Landsmann wählen, wo er auch immer im Reich sich aufhielt. Zugleich aber ertheilte der König das Recht der Landstandschaft den einst unmittelbaren fürstlichen und gräflichen Familien, die mit ihren Ländereien an Würtemberg gefallen waren; er ertheilte dasselbe Recht beinahe ebenso vielen andern adeligen Familien, welche mehr oder minder mit dem Hofe in Verbindung standen. Der Kanzler der Universität Tübingen und der älteste lutherische Prälat, sowie von Seiten der Katholiken der Bischof und der älteste Decan, wurden auf ewige Zeiten zu Landständen ernannt. Diese und jene Virilstimmführer der zweiten Klasse sollten wohl im Nothfalle den einst Unmittelbaren, von welchen man zum voraus nicht vieles Nachgeben erwartete, das Gleichgewicht halten; die Abgeordneten des Volks, die dem Könige später am meisten zu schaffen machten, schien er gar nicht zu fürchten. So wenig waren er und seine Minister von der erhöhten Stimmung vieler Würtemberger und von dem Gange der Dinge unterrichtet. Die Wahlmänner konnten sich anfänglich zum Theil nur mit Mühe in ihr Geschäft finden. Der König seiner Seits hatte einstweilen eine Kommission von Staatsdienern verschiedener Art ernannt, welche ihm ihre Vorschläge und Ansichten zu und von einer Verfassung für das Königreich mittheilen mußte; es war bloße Form, denn natürlich ging die ganze Arbeit unter seinem unmittelbarsten

Einfluß vor sich, und der 15. Febr. 1815 war der wie ein Hoffest geordnete Tag, an welchem die Ständeversammlung zu Stuttgart eröffnet ward, um die neue Verfassung im Namen des ganzen Volks als königliches Geschenk und königliches Gesetz aus den Händen des Königs zu empfangen. Mit Demuth und Unterthänigkeit, hofften der König und seine Minister, würden namentlich die Abgeordneten des Volks sie annehmen. Diese und die Virilstimmführer sammelten sich in den nächsten Tagen vor dem 15. Februar in Stuttgart; die ersten, meistens unbefangene und schlichte Bürger, waren, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht sonderlich geeignet, das Wesen einer Verfassung zu beurtheilen. Sie wurden in Stuttgart sofort von warmen Patrioten empfangen; die königliche Verfassung, welche noch Geheimniß seyn sollte, las man in Privathäusern vor. Sie sollte nach geflogener Uebereinkunft, weil sie nicht ein Vertragsrecht gewähre und die ältere Vertragspflicht nicht achte, ohne alles Weitere verworfen werden. Das wußte in Stuttgart Jedermann, nur der König nicht und der Rath seiner Minister. Am bestimmten Tage eröffnete er, mit Umgehung der üblichen Feierlichkeiten, worauf das Volk überall viel hält, den Landtag in Person mit einer Anrede an die Stände, übergab seine Verfassung und entfernte sich im festen Glauben, daß nun Alles in Ordnung sey. Aber die in der vergoldeten Kapsel liegende Verfassungsurkunde blieb auf dem Tische liegen, wie sie niedergelegt war. Der König hatte kaum der Thür den Rücken gewendet, als sich sogleich der Verabredung gemäß, einige Mitglieder erhoben und in abgelesenen Aufsätzen die Versammlung aufforderten, nur auf die Verfassung des ehemaligen Herzogthums einzugehen. Die ganze Versammlung stimmte ohne weitere Berathung, weil man schon kannte, was der König so eben angeboten hatte, durch aufgehobene Hände der Aufforderung bei. Noch denselben Nachmittag schickte die Versammlung dem Könige die Erklärung zu, daß sie, was an der alten Verfassung in Vergleichung mit den königlichen Rescripten zu bessern sey, sofort in Berathung ziehen würde, und somit war seine Verfassung zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, jedoch nichts desto weniger verworfen. Unstreitig war die königliche Verfassung von wenigem Werth für den Augenblick, und die Stände hätten durch ihre Annahme unverantwortlich gehandelt. Der König stand an, die Versammlung sogleich zu entlassen; er und die Minister, denen er sein Vertrauen in der Sache schenkte, fanden ein gewisses Zögern und Unterhandeln räthlicher und dem erwachten Volksgeiste angemessener. Daß man fünf bis sechs Virilstimmführer, welche vom Hofe abhingen, mit Gewalt zu einer Art von königlicher Partei in der Ständeversammlung zu machen suchte, enthüllte Schwäche. Desto muthiger verfuhren die Stände. Von den meisten Städten und Aemtern kamen Adressen ein, wodurch sie aufgefordert wurden, die Wiederherstellung der Verfassung des Herzogthums mit aller Kraft zu betreiben; und obschon diese Gesuche dem Volke von seinen Abgeordneten selbst erst häufig genug nach ihrem Inhalt und Zweck auseinander gesetzt worden seyn mögen, so waren doch der Aufmerksamen auch auf dem Lande viele. Man strebte in allen Ständen aus bitterer Erfahrung dem fortgesetzten Druck der willkürlichen Herrschaft entgegen. Eine falsche, durch die ursprünglichen Erklärungen der Stände selbst zu widerlegende Nachrede, gab ihnen dessen ungeachtet Schuld, sie verständen unter der alten Verfassung nicht bloß die eigentlichen Rechte, welche sie dem Volke gewährt hätte, sondern auch das vollständige äußere Gerüst derselben. Und doch war im voraus aufgegeben: die alte Wahlart der Landesabgeordneten, die Absonderung des Adels, die Nichtduldung des katholischen Gottesdienstes, das Geheimnißvolle in Verwaltung der Landesgelder, die Ausartung der Ausschüsse in Stellvertreter der Ständeversammlungen. Freilich verlangte man, und zwar mit Zuversicht, das

Recht sollte auch als Recht gelten und geltend bleiben. Das Herzogthum, hieß es, habe seine Verfassung nie aufgegeben und fordere jetzt sein wohlgegründetes Recht zurück; ein Recht darauf sey auch dem neuen Lande durch einige Artikel des Reichsdeputationsschlusses von 1803 und des presburger Friedens von 1805 zugetheilt. Um ihrer Forderung mehr Gewicht zu geben, hielten sie dem Könige ein erschütterndes, aber nicht übertriebenes Gemälde der allseitigen Noth vor, in welche das Land seit der Zeit der Souveränetät gerathen sey, machten ihm nicht undeutlich Zweizüngigkeit zum Vorwurf, indem sie ihn oft genug an den Eid erinnerten, wodurch er jene Verfassung einst als unwiderruflich beschworen habe; sie bedrängten ihn mit der gefährlichen Stimmung des Volks und verlangten zugleich, daß er es gegen den eben von Elba zurückgekommenen Napoleon bewaffnen solle; an das würtembergische Heer, um auch dieses sich zu verbinden, erließen sie Dankadressen. Was den König betrifft, so hatte er sich bereits in schriftliche Erörterungen mit der Versammlung eingelassen, einige dringende Beschwerden abgestellt, und da er die Stände auf der Grundlage des alten Rechts unverrückt bestehen sah, das Zusammentreten einer Kommission verordnet, zur Hälfte aus Staatsdienern, die sein Vertrauen hatten, zur Hälfte aus Mitgliedern der Versammlung, welche diese selbst wählte, um einen Weg der Vereinigung auszumitteln. Auch schien es wirklich, als wolle er in einigen Hauptsachen nachgeben, und in andern unwesentlichen Dingen sprachen die Stände nachgiebiger. Allein im Ganzen wollte der König dennoch die fortdauernde Gültigkeit des alten Rechts und seine Ausdehnung auf das gesammte Land nicht anerkennen, die Ständeversammlung aber von diesem Grundsatze nicht abgehen, und so zerschlug sich die Unterhandlung. Am 8. Aug. vertagte er die Versammlung; sie sollte am 15. Okt. d. J. aufs neue zusammentreten. Alle Mitglieder hatten vom Tage der Eröffnung bis dahin einstimmig gehandelt; die einst Unmittelbaren hofften noch außerordentliche Dinge für sich anfangs vom Congreß zu Wien, und dann von der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt; die Altwürtemberger fußten auf ihr altes Recht; die Neuwürtemberger glaubten, daß auch sie entschieden rechtlich die Verfassung des Herzogthums in Anspruch nehmen könnten. Einer oder zwei vom Adel nebst einigen altwürtembergischen Advokaten, als unabhängige Rechtsanwalten, waren die Seele der Versammlung gewesen. Die ganze Verhandlung mußte mit dem bürgerlichen Prozesse in etwas ähnlich werden, weil ein Vertrag unleugbar als Bedingung für den Gehorsam des Landes vor Augen lag. Wenngleich den streitenden Theilen ein unabhängiger Richter fehlte, so trat die Klarheit des Vertragsrechtes dagegen ein, dergestalt, daß, wer ihn nicht halten würde, wohl auch den Nutzen davon aufgeben müßte. Der erste unregelmäßige Schritt wäre gewesen, wenn man die Idee des positiven Rechts ohne Ersatz aufgegeben hätte. Dieses aber wollte auch kein Besonnener. Die Zeit zwischen der Vertagung und dem neuen Zusammentreten ließen jene Wortführer der Versammlung nicht unbenutzt. Viele fuhren fort, nach ihrer Heimkehr das Volk zu belehren, auch wohl zu bearbeiten. Weil die Wiedereinberufung von Seiten der Stände immer häufiger begehrt und die Steuereinnahme zweifelhafter wurde, so kam im Okt. die Landesversammlung aufs neue zu Stuttgart zusammen; sie bestand durchaus noch aus denselben Mitgliedern, weil sie im August nicht aufgelöst, sondern nur vertagt worden war. Mit welchem Selbstvertrauen sie auftrat, beweisen ihre Umzüge in den Kirchen, zeigt die Feier des 18. Okt.; die Bürgerschaft in Stuttgart war entschieden auf ihrer Seite. Allein bald nach ihrer Zusammenkunft, am 11. Novbr., that der König einen entscheidenden Schritt. Die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des ehemaligen Herzogthums auf seine alte Verfassung ward von ihm anerkannt, während er durch eine

sogenannte Belehrung darthun ließ, daß die neuen Lande kein Recht hätten, sie zu verlangen. Der Beweis bestand nur darin, daß es für eine solche große, allmählige, durch verschiedene Umstände herbeigeführte Einverleibung kein ausdrückliches, ein und dasselbe besagende Gesetz gebe. Und doch war Alles durch die Kräfte des Stammlandes in den Verein gekommen, von dem die neuen Erwerbungen offenbar ausgeschlossen worden wären durch eine förmlich oder auch nur stillschweigend anerkannte Ungleichheit des Rechtszustandes. Das ausweichende Vorgeben verschiedenartiger Ansprüche des Landes auf die Wohlthat einer Verfassung löste mithin, im tiefern Grunde der Sache betrachtet, die Einheit des Staats, die doch von einer andern Seite schlechthin behauptet wurde, und verstrickte dadurch die Regierung in einen handgreiflichen Widerspruch zwischen ihren Forderungen für die Gegenwart und ihren versuchten Beschränkungen rücksichtlich der Vergangenheit. Allerdings wurden vom Könige und von dem jetzt viel einwirkenden Präsidenten v. Wangenheim zugleich 14 freisinnige Grundsätze als Grundlagen einer für das ganze Land zu entwerfenden neuen Verfassung aufgestellt, mit der Erklärung, daß von der herzogthümlichen das noch für die neuere Zeit Passende in sie aufgenommen werden solle. Wenn aber trotz alles Dessen das Herzogthum auch jetzt noch auf seiner ehemaligen Verfassung bestehe, so bleibe nichts übrig, als, was freilich höchst gefährlich seyn würde, die Theilung des Königreichs in zwei Staaten; jenes sollte dann seine Verfassung, natürlich gehörig modificirt, zurückerhalten, und für die neuen Lande solle eine besondere nach jenen vierzehn Artikeln errichtet werden. Dieser Antrag konnte gründlich scheinen, war es aber nicht. Der Ausspruch der Regierung, die alte Verfassung des Stammlandes sollte den Bedürfnissen der Zeit gemäß, also mit nothwendig ändernden Bestimmungen wiederhergestellt werden, indem zugleich die später hinzugekommenen Bestandtheile des Reichs von jener ursprünglichen Grundlage ausgeschlossen und auf die neuesten Bestimmungen der erwähnten 14 Artikel hingewiesen wurden, verrieth deutlich in dem Mangel eines strengen rechtlichen Zusammenhanges die versteckte Absichtlichkeit. War nämlich der König einmal mit seinem Rathe einig über die Nothwendigkeit der Modifikationen im Punkte der alten Verfassung, so öffnete sich damit auch ein Weg, die später erworbenen Länder in den Genuß derselben Rechte vermittelnd einzuschließen. Denn wo irgend ein früherer Rechtszustand nur als Ausgangspunkt, aber nicht als unabänderlicher, absoluter Bestimmungsgrund gelten soll und kann, da läßt sich auch mit gegenseitiger Einwilligung über das Maß des Beizubehaltenden und Neuanzufügenden ohne Verletzung der Konsequenz unterhandeln. Es steht unter diesen Umständen noch dahin, ob die Stände recht thaten, auf eine so schwankende, ungleichartige Grundlage einzugehen, wodurch sie zwar vor der Hand das Blendwerk einer möglichen Vereinigung erschaffen und unterstützen halfen, die wahren Schwierigkeiten dagegen durch Abspringen, Hinausschieben und Uebertünchen vielfach erhöhten. Uebrigens wurde eine gemeinschaftliche Kommission aus Staatsdienern und Mitgliedern der Ständeversammlung zu Entwerfung einer Verfassung unter den obigen Bedingungen niedergesetzt. Seit dem Okt. 1815 hatte der Präsident und Staatsrath, Freiherr von Wangenheim, den bedeutendsten Einfluß in dieser Angelegenheit. Schon waren jene 14 Artikel ein Beweis Dessen, was er über den Könige vermochte; weiter ward jetzt Wangenheim einer der 4 königlichen Kommissäre, welche in Verbindung mit eben so vielen ständischen auf diese Artikel die Verfassung des Königreichs entwerfen sollten. Wangenheim machte in dieser Kommission mit sichtbarem Wohlgefallen seine hervorleuchtende Ueberlegenheit als Redner und denkender Staatsmann geltend, vielleicht äußerte sich sein Selbstgefühl oft stärker, als es die Würde der Verhältnisse erlaubte. Wangenhei-

mischer Gedanke war vornehmlich auch die Idee von den beiden Kammern, in die sich die Ständeversammlung theilen sollte, welche von jetzt an allmählig im Guten und Bösen beleuchtet wurde. Für ihre Kommissäre, welche mit den königlichen zusammensaßen, ernannte die Versammlung, sowie der König seinen Geheimenrath dazu bestimmte, eine eigene sehr zahlreiche Instruktionscommité, hauptsächlich aus den Advokaten in ihrer Mitte, welche an das erwähnte Kollegium der Vier berichten und von dem sie zu weitern Schritten bevollmächtigt werden sollten; sie mochte dieß für desto nöthiger halten, weil ihr dasselbe bereits allzu wangenheimisch zu werden schien. Aus den Arbeiten dieser Commité bildete sich nach und nach ein eigener Verfassungsentwurf, der später der ganzen Versammlung vorgelegt wurde, und unter dem Namen des ständischen bekannt ist. Die Arbeiten der beiden Kommissionen zogen sich unvermeidlich in die Länge. Der Rest der Stände hatte mehr Muße, als ihm dienlich war; sie sammelten jedoch, in Sektionen getheilt, mancherlei Vorarbeiten für zukünftige Berathungen. Nur wurde von ihrer geistigen Thätigkeit nicht viel kund. Mit einer schmerzlichen Mäßigung ertrug es die Versammlung fast bis zur Ungebühr, daß man den gesetzlichen Charakter ihrer Vergleichskommission so wenig zu würdigen wußte, und sich sogar außer andern nambaften Verletzungen auch zum Mißbrauch von Zeitungsblättern und Zeitschriften herabließ. Waren nun auch die Stände bisher zu wenig empfindlich gewesen gegen die übergreifende Genialität, die oft unangenehm nach der Quelle schmeckte, so hielt sie es darum für eine unerläßliche Pflicht, über eine vom König während der Zeit der Unterhandlung ohne ihre Beistimmung ausgeschriebene Steuer, sowie über das erlassene Statut in Betreff der Staatsschuldentilgung, laut die stärksten Beschwerden zu führen. Nicht die Steuer an und für sich selbst griffen die Stände an, denn sie wußten wohl, was nothwendig war, wenn der Staat nicht still stehen sollte, und auch nicht die Schuldenbezahlungsanstalt, sondern darüber klagten sie, daß man sie nicht darum gefragt habe, indem dergleichen Einrichtungen ohne ständische Prüfung und Einwilligung nicht gesetzlich verbindend und wegen des leichten, wechselnden Andrangs von Willkür meistens flüchtig und zuweilen auch verderblich erwogen seyen. Der Sachführer des Königs dagegen erklärte, die Versammlung sei nicht konstituirt, sondern bloß zu Schließung eines neuen Verfassungsvertrags beisammen; das solle sie bedenken und sich nicht in Sachen mischen, die ihr fremd seyen. Ueberhaupt gab die ganz unzweckmäßige und schlechthin verwerfliche Frage, ob sich die Versammlung für konstituirt betrachte, die Handhabe zu vielen gehässigen uud verwirrenden Streitigkeiten. Der Strenge des Begriffs und den Verhältnissen nach konnte sie ausschließend weder für konstituirt, noch für konstituirend gelten. Erklärte sie sich einzig und allein für konstituirt, wie der König darum wollte, weil er sie durch ein Rescript von seiner Hand zusammenberufen hatte, so war ihre Macht eine bloß verliehene, die also schlechterdings nicht gegen den Willen des Verleihers gebraucht werden konnte, wodurch denn der frühere Zustand fortbestand. Gab sie im Gegentheil mit dem Gewicht aller Folgerungen zu, daß sie nichts weiter als konstituirend, d. h. die künftige Verfassung entwerfend sey, wie Wangenheim wollte, so hatte sie für den glücklichen Erfolg ihres großen Geschäfts eine viel zu problematische Gültigkeit. Jede Zeit, wo eine neue Verfassung gegründet werden soll, ist ein Mittelzustand; man kann die alte bisher bestandene Ordnung nicht aufheben vor der gemeinschaftlichen Anerkennung der neuen, und die Festsetzung der letztern im Laufe der Berathung ist wieder nicht möglich, ohne eine wohlerwogene, gesetzlich fortschreitende Entfernung von dennoch in Kraft stehenden Grundbestimmungen. Daher ist jede Versammlung der Art, wie ihr Geschäft, nothwendig vermittelnd, d. h. sie steht

in fortwährender Wechselwirkung zwischen dem konstituirten und konstituirenden Lebensprinzip. Auch ließ sich um diese Zeit bereits eine zwar nur aus zwei Bürgerlichen und wenigen Adeligen bestehende, aber auf die Macht trotzende königl. Partei in der Versammlung lauter vernehmen; sie war im Besitz der allgemeinen Zeitung; griff durch sie hauptsächlich ihre Gegner an, und suchte durch ihre Darstellungen darin das größere deutsche Publikum für sich zu gewinnen; manche gehässigen Gerüchte sind durch sie weiter verbreitet worden. Dieß veranlaßte persönliche Erbitterung und machte nur noch starrsinniger. Ueberhaupt herrschte in Würtemberg, die ganze ständische Periode über, bei dem gebildeten und halbgebildeten Publikum, ein starker Terrorismus der Meinung. Endlich wurden dem Könige von jener Kommission für Entfernung der Verfassung einzelne Artikel derselben vorgelegt; eine dritte Kommission, sie zu prüfen, ward von ihm niedergesetzt; und die widersprechendsten Gerüchte, wie er Dieses und Jenes aufgenommen habe, kamen ins Publikum. So viel ist gewiß, daß er, des ganzen Verfassungswesens müde, beinahe entschlossen war, alle Kreuz- und Querzüge mit einem Male zu durchschneiden. Sein Tod erfolgte am 30sten Oktober 1816 unerwartet schnell, noch ehe etwas in der Sache geschehen war. — Seines Sohnes Wilhelm des Zweiten Antritt der Regierung, zu einer Zeit, wo das Land überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeichnete der erklärte Wille, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks gewissenhaft zu befördern. Weit entfernt, die landkundige Schuld gewisser Staatsdiener streng auszumitteln und zu bestrafen, zog er nach seiner milden und großmüthigen Denkungsart vor, statt der Strafe die Amnestie eintreten zu lassen. Ferner nahm er einige harte und beschwerliche Verordnungen der frühern Regierung zurück; er erleichterte die Lasten des Volks; er beschränkte vor allem sich selbst in seinem Aufwande; er gab seinem Hofe eine Einrichtung, welche, fern von Kargheit, wie von übermäßiger Pracht, Unterschleife, wie sie seit vielen Jahren statt gefunden hatten, unmöglich machen sollte. Er that alles Mögliche, um durch Einkäufe in der Ferne der Noth zu steuern, welche durch Mißwachs und Mißbrauch eingerissen war. Wohlthätig wirkten die Armenvereine, die aller Orten auf Veranlassung seiner Gemahlin gestiftet wurden, und unter ihrer obersten Leitung standen. Das Wichtigste war, das vereinte Land durch eine Staatsverfassung zu beruhigen, die unserer Zeit und den besondern Verhältnissen Würtembergs angemessen entsprechend wäre. Vornehmlich von dem Freiherrn von Wangenheim, damals Staatsminister, der schon vorher durch seine Idee der Staatsverfassung sich zur Leitung der Verhandlungen mit den wiedereinberufenen Ständen den Weg gebahnt hätte, ward auf des Königs Befehl der unter seinem Vater begonnenen Verfassungsentwurf mit einigen nähern dem Volke günstigern Bestimmungen vollendet. Dem König gelang aber noch nicht, was er zum Besten des Volks beabsichtigte. Zwischen den Räthen des Königs und den Sprechern des Volks kam es zu lebhaften aber erfolglosen Erörterungen, denn wie von der letztern Seite die alten Gerechtsame des Landes nachdrücklich in Anspruch genommen wurden, so traten von der ersten hartnäckig die neuen Interessen der Regierung entgegen, sodaß die Sache einer vernünftigen Vermittelung in einen fortgesetzten, leidenschaftlichen Kampf ausartete. Der König ließ zwar auch an dem königl. Verfassungsentwurf noch Manches durch eine Beilage vom 30. Mai 1817 abändern, und erkannte dadurch dessen Verbesserung nach kurzer Zeit und als Wirkung der ständischen Verhandlungen an. Er ließ sich aber zu gleicher Zeit bewegen, eine unbedingte Anerkennung alles Uebrigen ohne weitere Berathschlagung und Berichtigung in einem unabänderlichen Termine, wie durch ein Ultimatum, zu verlangen, da er doch in der

Eröffnungsrede am 3. März, erst 3 Monate früher, erklärt hatte, daß seine Geheimenräthe befehligt seyen, über jeden Abschnitt auf Erfordern die Gründe zu entwickeln, welche eine Abweichung entweder von der erbländischen Verfassung oder dem Entwurf der ständischen Kommission rechtfertigen. Wäre auch das übrige Ganze unverbesserlich gut gewesen, so hatte doch in dieser Art der Behandlung der wichtige Begriff eines von beiden Seiten nach Ueberzeugung angenommenen Vertrags aufgehört. Die königl. Erklärung vom 5. Juni sprach die Wohlthat der angebotenen Verfassung im Tone der Besänftigung aus; doch konnten die darauf folgenden Schwankungen der Ministeransichten dem Staatsgebäude unmöglich Festigkeit geben. Mit dem 13. Juli 1819 berief der König aufs neue die Stände und am 24. sagte er öffentlich, daß es der schönste Tag seines Regentenlebens seyn werde, den Verfassungsvertrag, worüber verhandelt würde, zu unterzeichnen. Mit sichtbarer eigener Rührung sprach der König den 24. Juni zu einer zahlreichen Deputation aus der Ständeversammlung davon, daß er in einer Zeit außerordentlicher Umstände einen Weg, den keine andere deutsche Regierung vor ihm betreten, wähle, den Weg, durch eine beiderseitig zu berathende, freie Uebereinkunft das Grundverfassungsgesetz als Vertrag, als Ausdruck beiderseitiger Ueberzeugung und Einwilligung einzuleiten. Man muß anerkennen, daß die gemeinschaftliche Kommission den Verfassungsentwurf von 1817 mit tiefdringender Anstrengung nach Inhalt und Ausdruck in möglichst kurzer Zeit vielfach berichtigte. Seit dem 26. Julius war sie in voller Thätigkeit. Schwere Steine waren noch zu heben oder wenigstens, damit sie in ein zeitgemäßes Gebäude passen konnten, stark zu behauen. Altwürtembergs Verfassung hatte gar keinen Adel gehabt, und war eben deßwegen, als um so gleichartiger in sich, so lange bestanden. Jetzt war ein zum Lande hinzugekommener theils vormals reichsständischer, theils ritterschaftlicher Adel auch in die Verfassung einzufügen, welcher schon durch die dunkle Vorliebe für eine Zweiheit der Kammer seine Absonderungsneigung verrieth. Es wurden außerdem Stimmen laut, die auf besondere Vorrechte der Ehre und auf die Gerichtsbarkeit über Mitunterthanen ziemlich gerade hinzielten, obgleich diese angebliche, jetzt zurückverlangte, Abhängichkeit in einer andern Ordnung der Dinge längst erloschen war. Das Berufen auf eine höhere rein adelige Instanz und auf eine Acte, die ohne Einwilligung des Volks lediglich durch die gebieterischen Zeitumstände zum Gesetz erhoben werden war, zeigte hinlänglich, wenn die Entscheidung auf diesem Wege herbeigeführt werden sollte, daß an eine Ausgleichung im Sinne des Ganzen nicht zu denken sey. Sachkundige versichern, daß König Wilhelm zu Minderung dieser Schwierigkeiten aus persönlicher Klugheit und Billigkeit selbst das Aeußerste that. Sie versichern, daß er zur gesetzlichen Gewährleistung gegen Herrscherwillkür als echter Regent selbst Punkte zugegeben und ergänzt habe, welche die Kommissarien ihm nur mit einer gewissen Scheu vorzulegen wagten. Auch die Ständeversammlung, besonders von dem Vizepräsidenten D. Weishaar mit ebenso viel Klugheit als Kraft geleitet, und von würdigen Mitgliedern, wie Zahn, Graf v. Schäsberg, v. Varenbühler, v. Theobald, Lang, Schott, Uhland, Prälat Schmid u. A. belebt, förderte, da ihre Sitzungen den 2. Sept. wieder anfingen, das freie Berathungsgeschäft über den kommissarischen Entwurf des Verfassungsvertrags so thätig, so aufrichtig, daß sie nach Sitzungen, die fast den ganzen Tag dauerten und keinen Punkt unbeachtet durchgehen ließen, am 13. Sept. an den König eine Note über die Aenderungen und Zusätze, welche die Mehrheit der Versammlung wünschenswerth gefunden hatte, gelangen lassen konnte. Am 22. ließ darüber der König, nach Berathung mit seinem Geheimerathskollegium, seine Entschließungen, größtentheils genehmigend, zurückgehen. Noch an dem

folgenden 23sten September wurde die feierliche Anfrage von Seiten des Monarchen: ob die Versammlung nunmehr in den Verfassungsvertrag nach dem Inhalt, welchen dieser Vertrag durch die von der Versammlung verhandelten kommissarischen Propositionen und die heute verlesene königl. Willenserklärung erhalten hat, einstimme? — einmüthig, meist durch motivirte Abstimmungen, unter oftmals wiederkehrenden Segenswünschen für König und Vaterland, bejaht. So war das Verfassungswerk durch freies Zugeständniß von beiden Seiten vollendet. Ganz mit der rechtlichen Förmlichkeit einer vollständigen Vertragshandlung wurde am 25. das von der Ständeversammlung unterzeichnete Exemplar der Verfassungsurkunde feierlich dem König, das vom König unterfertigte an die Stände in großer Audienz ausgehändigt. Die Rede vom Throne wurde vom König mit einer Haltung gesprochen, welche den bewegten Zuhörern zeigte, wie sehr das Herz des Fürsten von ihr durchdrungen war. Sie erregte durch ihren würdevollen, zeitgemäßen, aufrichtig gemeinten Inhalt unter den Zuhörern eine freudige Bewegung, die später von allen Seiten des Landes in einen allgemeinen Jubel überging. Der Würtemberger wetteifert mit dem Baier, Süddeutschland für die Freistätte der Volkstreue, aber auch der Volksachtung zu halten. Völker und Fürsten werden diesem gesunden Kern sich anschließen. Alles stimmt für König Wilhelm in die Schlußworte des ständischen Präsidenten ein: Möge unter seiner gerechten und milden Regierung eine Verfassung erstarken, die mit so vieler Liebe von ihm ins Leben gerufen worden ist. Die Geschichte Würtembergs haben Spittler, Pfister, Pfaff (Letzterer bis auf dem Tode des Königs Friedrich 1816) und J. G. Pahl (4 Bdchn. Stuttgart 1828) beschrieben.

Würtemberg (welche Schreibart statt der sonst gewöhnlichen Wirtemberg 1802 von der Regierung zum Gesetz gemacht worden ist) — in geographischer und statistischer Hinsicht. Dieses Königreich des deutschen Bundes, den größten Theil des ehemaligen schwäbischen Kreises umfassend, liegt zwischen 25° 55′ — 28° 10′ L. und 47° 35′ — 49° 35′ B., grenzt im N. und O. an Baiern und Baden, im S. an der Bodensee, Baiern und Baden, im W. an Baden, und enthält 359 Q. Meilen. Es ist ein durchaus gebirgiges und hügeliges Land, ohne eigentliche Ebenen, aber mit vielen schönen, weiten und fruchtbaren Thälern. Die westliche Grenze macht der Schwarzwald (s. d.), dessen Arme sich weit ins Land erstrecken; der südöstliche Theil wird von der rauhen Alp und ihren Verzweigungen bedeckt. Die rauhe Alp erhebt sich nicht viel über 2000 F. und obgleich die Gipfel meist kahl sind, hat sie doch herrliche Waldungen und schöne Thäler. — Der Hauptfluß des Landes ist der schiffbare Neckar (vergl. d.), welcher den Kocher und die Jaxt aufnimmt. Die Donau durchströmt zwar das Land, wird aber erst an der Grenze, bei Ulm, schiffbar, wo sie die aus den tiroler Alpen kommende Iller aufnimmt. Außer dem Bodensee ist nur noch die Federsee vorhanden, dessen Abfluß, die Kanzach, in die Donau geht. — Würtemberg ist im Ganzen ein höchst gesegnetes Land; besonders sind die herrlichen Thäler des Neckar und der Donau von hoher Fruchtbarkeit, und das beinahe durchaus sehr milde Klima begünstigt den Ackerbau und die reichste Obstzucht. Der Reichthum des Landes besteht vorzüglich in Getreide, auch zur Ausfuhr, darunter viel Mais, Spelz= und Buchweizen; Flachs, Hanf, besonders in den Gebirgen; Gemüse (die jettinger Rüben sind, sowie der herrliche weiße Kohl in ganz Schwaben bekannt); Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rübsamen, Mohn, Tabak, etwas Hopfen, Krapp, Wein (auf 97.300 Morgen), welcher, mit Ausnahme des Schwarzwaldes und der Alp, fast im ganzen Lande gebaut wird, und unter dem Namen der Neckarweine bekannt ist; Obst in großer Menge und von vorzüglicher Güte, wovon Kirschgeist, Aepfel= und Birn=

most bereitet und ins Ausland geführt werden. In manchen Gegenden, besonders in den Thälern am Fuße der Alp, gibt es eine solche Menge von Obstbäumen, daß sie das Ansehen der Wälder haben. Holz von allen Sorten findet man, außer den beträchtlichen Waldungen des Schwarzwaldes, auch in andern Gegenden häufig. Die gesammte Waldfläche ist durch die Verordnung vom 7. Juni 1818 in 24 Oberförstereien und 151 Reviere mit einem Personal von 24 Oberförstern rc. getheilt und als Centralbehörde einem Forstrath untergeben; zur Bildung der höhern Dienstgrade ist die staatswirthschaftliche Fakultät in Tübingen bestimmt. Ferner gibt es starke Rindviehzucht, Pferde (88.000 Stück, durch die Gestüte zu Kleinhohenheim, Scharnhausen, Weil, Einsiedel, Marbach, Offleinhausen und Urach verbessert), Schafe über $^3/_5$ Mill. (von denen mehr als $^1/_5$ Mill. ganz feine spanische), Schweine, Ziegen rc., Wildpret (viel Roth- und Schwarzwild; Luchse häufiger als Bären und Wölfe, zahmes und wildes Geflügel, Fische, Bienen (62.000 Stöcke); Schnecken (die an verschiedenen Orten mit Fleiß zur Speise gezogen werden); Salz (bei Halle, Sulz, Niederhall, Weißbach, Offenau, jährlich 145.000 Ct.; in Schwenningen hat man 516 F. tief ein über 36 F. tiefes Salzlager angebohrt; auch im Oberamt Gaildorf bei der Neumühle ist 1824 ein mächtiges Lager von reinem Steinsalz entdeckt worden, desgl. in Rottenmünster bei Rottweil 5 F. tief); Salpeter, Porzellan- und Ziegelerde, Bolus, Marmor, Alabaster, Gyps, Mühl-, Bau-, Kalk-, Schiefer- und Mauersteine, Achat (zu Feuersteinen benutzt), Silber, Eisen (100.000 Ct., im Ludwigsthale bei Tuttlingen, bei Fluren, Schultach, Königsbronn rc. auf 7 Hochöfen und mehrern Hämmern verarbeitet), Blei, Kupfer, Steinkohlen (die herrschaftlichen Gruben zu Sindelfingen, Schopfloch und Brenz liefern jährlich ein Surrogat von 2000 Meßtannenholz), Pfeifenerde, Torf, Thonerden, Kobalt, Bernstein, Schwefel, Mineralquellen das Wildbad, auch bei Liebenzell, Göppingen, Deinach, Cannstadt, Giengen, Heilbronn rc. Der landwirthschaftlich reine Ertrag beträgt 36 Mill. Fl.; davon nimmt der Kapitalist und Landeigenthümer die Hälfte weg; der Gewinn aus dem Verkehr mit dem Ausland beträgt 1.370.000 Fl.; daher ist das reine Nationaleinkommen $19^1/_2$ Mill., wovon der Staat und die vom Staat Lebenden der Abgabe von $10^1/_2$ Mill. bedürfen. Nach der Verordnung vom 26. März 1818 werden am 18. Sept. jährlich zu Cannstadt Preise für die besten Erzeugnisse der Viehzucht ausgetheilt; zugleich findet ein Viehmarkt und Volksfest dabei Statt, und Industriegegenstände werden dabei ausgestellt. — Die Einwohner, 1829 über $1^1/_2$ Mill., sind meistens Schwaben; unter den Eingewanderten findet man Salzburger, Niederländer (Wallonen), Waldenser (die aber ihre Muttersprache meistens vergessen haben), Franzosen und Juden. Auffallend ist in einem so gesegneten Lande, daß die Einwohner von jeher Neigung zur Auswanderung gezeigt haben, und noch kürzlich nach dem südlichen Rußland und nach Amerika zogen. Das Königreich hat 132 Städte, 177 Marktflecken, 1575 Pfarr- und andere Dörfer, 1378 Weiler, 2333 Höfe, 269 Schlösser. Unter den Einwohnern sind über 1000 Taubstumme. — Die Religion des größten Theils der Einw. wie auch der königl. Familie, ist die lutherische mit fast 1 Mill. Bekennern unter 6 Generalaten und ebenso viel Generalsuperintendenzen Ludwigsburg, Reutlingen, Hall, Heilbronn, Tübingen, Ulm, mit 49 Dekanaten und 818 Pfarreien. Die katholische Kirche mit 460.000 Mitgliedern hat unter dem Bischof in Rottenburg am Neckar 27 Dekanatsämter, 628 Pfarreien, 179 Kaplaneien und 724 deutsche Schulen. Die reformirte Kirche mit 2400 Mitgliedern begreift unter dem Dekanat Cannstadt 8 Pfarreien. Auch sind hier Waldenser; 450 Separatisten, die allen Kirchengebräuchen abhold sind, namentlich Kronthaler, die den Namen von einem ehemaligen Rittergute im

Oberamt Leonberg des Neckarkreises, und in bürgerlicher und religiöser Hinsicht viel Aehnlichkeit mit den Herrnhutergemeinen haben; Selige, Chiliasten; Herrnhuter. Seit langer Zeit besteht unter den protestantischen Einwohnern die Einrichtung von Kirchenconventen, die nach der königl. Bestimmung vom 29. Okt. 1824 im Allgemeinen die Obliegenheit haben, die Kirchen-, Sitten- und Schulpolizei in dem Bezirk der Ortskirchengemeine zu handhaben; außerdem liegt ihnen auch die Besorgung der laufenden Stiftungsgeschäfte und der Armenunterstützung, letztere unter der Rücksprache mit der Ortsarmenleitung, ob. Diese Einrichtung ward auch auf den katholischen Theil der Würtemberger übergetragen, und den am 15. Jan. 1817 eingeführten katholischen Kirchenconventen ist ein großer Einfluß auf Kirchen, Schulen, Erziehung, eheliche Verhältnisse, Aberglaube und Vorurtheile, Anwohnung des Gottesdienstes, selbst auf Polizei, insofern Sittlichkeit und Ehrbarkeit ins Spiel kommt, und auf die Armenpflege eingeräumt worden. Die Anzahl der Juden beträgt 9000 Seelen. Nach dem Rescript vom 19. Nov. 1812 sollen die Juden mit Ausnahme ihres Sabbath zu Personal-, Jagd- und andern Frohndiensten angehalten werden, ohne daß irgend eine Freilassung durch Aufstellung eines Stellvertreters oder gegen eine bestimmte Surrogatsumme, oder ein Suppliciren desfalls statt finden kann. Nach der Verordnung vom 15. Juni 1814 soll keinem Juden der Eintritt ins Königreich gestattet seyn, wenn er nicht im Auslande angesessen oder im Dienste eines auswärtig angesessenen Schutzjuden und mit einem obrigkeitlichen Paß versehen ist, auch eine Summe von wenigstens 25 Fl. an baarem Geld oder Geldeswerth bei sich führt, oder Bürgschaft stellt; wer dieß nicht leisten kann, und doch durch das Land reisen muß, wird bis an die Grenze begleitet. — Der Adel ist in 3 Klassen geordnet; die erste begreift die vormaligen reichsständischen fürstlichen und gräflichen Familien, die 2te die im Adelsstatut besonders privilegirten Rittergutsbesitzer, die 3te den nicht begüterten Erbadel. — Für die wissenschaftliche und Kunstausbildung sorgen die Universität Tübingen (vergl. d.), das königl. Collegium illustre und das höhere theologische Seminarium zu Tübingen (4 niedere evangel. theolog. Seminarien zu Blaubauern, Maulbronn, Schönthal und Urach mit den auf Vikariaten befindlichen oder in den theolog. Studien Begriffenen 500 Zöglinge), 1 Gymnasium illustre zu Stuttgart, 3 Gymnasien (mit 72 Lehrern) und 61 latein. Schulen in 4 Gymnasialbezirken Stuttgart, Heilbronn, Ulm und Ellwangen; der erste umfaßt 11, der 2te 14 und die beiden letzten 22 latein. Schulen, die kathol. Lyceen und Gymnasien in Ellwangen und Rotweil (die Candidaten des kath. geistlichen Standes machen die philosophischen Vorstudien in Tübingen und Rotweil, und haben im Okt. 1824, 2 niedere Convicte erhalten), viele höhere Bürgerschulen (hier Lyceen genannt), die Kunstschulen zu Ulm, Kirchheim und Gemünd, das königl. Münz-, Medaillen-, Kunst- und Naturalienkabinet, die königl. Gemäldesammlung ꝛc. Alle Kinder, die das gesetzmäßige Alter von 6—14 Jahren haben, müssen die Schule und bis zum 18ten Jahre die Sonntagsschule besuchen. Die Lehrer werden vornehmlich im Hauptseminar zu Eßlingen gebildet, oder im Seminar zu Oehringen, oder in der Lehranstalt im Waisenhause zu Stuttgart. Für arme protestantische Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen, besitzt Würtemberg viele Hülfsmittel. Auch hat der vorige König Friedrich 1816 für 60 Katholiken Stipendien ausgesetzt. Für die jungen Leute von 14 Jahren, die sich dem kathol. geistlichen Stand widmen wollen, bestehen Prüfungsbehörden zu Ellwangen, Rotweil, Ehingen und Ravensburg. — Wer auf einem Staatsdienst, der besondere wissenschaftliche Bildung voraussetzt, Anspruch machen will, muß nach der königl. Verordnung vom 7. Juni 1818 wenigstens ein Jahr auf der Landes-

niversität studirt, überhaupt aber 3—4 J. dem akadem. Studium gewidmet
iben. Nach einer Verordnung vom 25. Febr. 1815 sollen auf Ansuchen
ı- und ausländischer Schriftsteller Privilegien gegen den Büchernachdruck
uf gewisse Jahre ertheilt werden, binnen welcher solche Bücher von Nie-
iand im Königreich nachgedruckt und auswärtige Nachdrücke dieser Bücher
icht debitirt werden dürfen; übrigens ist zur Beförderung der Geistesbil-
ıng und der allen Unterthanen gebührenden Gewerbfreiheit der Nachdruck
esetzlich erlaubt worden! Ueber Büchernachdruck entscheidet die Regimental-
ehörde. Die Kammer hat im März 1821 die Preßvergehen an die Ge-
schwornengerichte verwiesen. — Mit dem statistisch-topographischen Bureau
t ein königl. Verein für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik
nd Topographie verbunden. — Zu den auch auf dem platten Lande verbrei-
teten Manufakturen gehört das Garnspinnen und die Leinweberei, das
Baumwollspinnen, Stricken und Weben, die Uhrenfabrikation des Schwarz-
waldes (s. Hölzerne Uhren) und die Holzwaarenfabrikation in Ellwan-
en und Adelmansfelden. Fabriken im Großen sind wenig vorhanden; in
Wolle, Baumwolle, Nanking, Leinwand (an 18.000 Weber mit mehr als
000 Gesellen; besonders auf der Alb, wo auch viele grobe Zwirnspitzen
erfertigt werden; jährlich werden an 2000 Ct. Leinwand aller Art ausge-
führt, darunter auch Segeltuch nach Italien), Handschuh, Leder, Safian,
Papier (53 Mühlen), Tabak (nicht zureichend), Holz (Tabakspfeifenköpfe
us Masern zu Ulm, Heilbronn, Rothenburg; Uhren, Löffel, Schachteln,
Teller, Glockenspiele, selbst bis nach Amerika verführt), Seife, Lichte, Stärke,
Puder, Pech, Harz, Wagensalbe, Potasche, Kienruß, Augenwasser, Eisen-
waaren, Kupferhammer, Silber- und Bijouteriearbeiten, Porzellan, Faience,
Schmalte, Spiegel, Glas, Pulver, Bleiweiß und Bleizucker (in Heilbronn),
Branntwein (an 5000 Brenner., zu Heilbronn 30, in den Oberämtern Bah-
ngen 226, Gaildorf 138, Biberach 63 Branntweinbr.; zu Mößingen sind
80 Branntweinkessel im Gange); Gewehre (zu Oberndorf), Glocken, Bür-
sten (von deren Verfertigung und Handel im Schwarzwalde 121 Familien
eben, wobei das Land jährlich 121.000 Fl. gewinnt; Leodegar Thoma ist
er wohlthätige Stifter dieser Fabrik), Oel-, Gyps-, Marmor-, 1772 Mahl-
mühlen, Leimsied. (zu Reutlingen 8), Essig- und Salpetersied. ꝛc. Die 130
Fabriken beschäftigen ungefähr 4500 Arbeiter. Zur Beförderung des vater-
ländischen Kunstfleißes hat im Sept. 1824 eine öffentliche Kunst- und Ge-
werbausstellung Statt gefunden. — Der Handel beschränkt sich vorzüglich
uf die Ausfuhr der Naturprodukte, und hat im Ganzen die Bilanz für sich.
Eingeführt werden aus Frankreich, Helvetien, Baiern, Oestreich ꝛc.: Ge-
treide, Hopfen, Baumwolle, Seide und Seidenwaaren, Tücher, Gewürze,
Zucker, Thee, Alaun, Oel, Spezereiwaaren, Salz, Tabak, Eisen- und
Messingwaaren, Blei, Stahl, Kupfer, Zinn, feine Schafwolle, Glaswaa-
ren, nürnberger Artikel, Farbematerialien, Apothekerwaaren, Pelzwaaren ꝛc.
Der Tabakshandel steht nach der königl. Verordnung vom 26. Nov. 1808
unter königlicher Regie. Das neue Zollgesetz vom August 1824 schließt die
Grenzen des Königreichs gegen den freien Verkehr mit den benachbarten deut-
schen Ländern, und fordert einen Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangs-
zoll von den Waaren, die der Handel über die Grenze ein- oder ausführt.
Mit den fürstl. Häusern Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen ist ein
Vertrag über gegenseitigen freien Verkehr in einem gemeinschaftlichen Zoll-
und Handelssystem 1824 auf 10 Jahre abgeschlossen worden; der Fürst von
Hohenzollern-Sigmaringen erhält jährlich einen reinen Ertrag von 20.000
. — Die wichtigsten Handelsstädte sind Stuttgart, Ulm, Heilbronn,
Friedrichshafen und Calw; in der letzten sind Zeuch-, Floß- und Holz-, Berg-
werks-, Salz-, Spezerei- und Wechselhandelsgesellschaften, sowie zu Urach

und Heidenheim Leinwandhandelsgesellschaften. Die guten und zum Theil chaussirten Landstraßen und die beiden schiffbaren Ströme, Donau und Neckar, befördern den Handel, sowie auf der Murg und Enz das meiste Holz durch das Badensche nach dem Rhein geflößt wird. Man schätzt die Ausfuhr 9.248.000 und die Einfuhr 8.471.000 Fl. Buch und Rechnung wird in Reichsgeld gehalten. Würtemberg prägt sein eigenes Geld aus, die Species und Gulden nach dem Conventionsfuß, außerdem Kreuzer von verschiedenem Gehalt, Kupfer und Scheidemünze. — An der Spitze der Regierung steht der König Wilhelm, geb. 27. Sept. 1781, reg. seit 30. Okt. 1816. Kronprinz Carl Friedrich Alexander, geb. 6. März 1823. Nach dem Hausgesetz vom 1. Jan. 1808 ist das Recht der Thronfolge durch das Recht der Erstgeburt in absteigender Linie bestimmt. Ist der bestimmte Nachfolger durch Unfähigkeit oder Abwesenheit des Geistes oder unheilbare Blindheit untüchtig zur Regierung, so muß der status morbi rechtlich konstituirt, von allen anwesenden Mitgliedern des königl. Hauses und den Ministern unter dem Vorsitz des alten Königs nochmals verificirt, und dann der Ausschluß jenes Prinzen vom Thron festgesetzt werden. Die regierende Königin theilt den Titel mit ihrem Gemahl, und erhält von ihm Witthum und Nadelgelder. Der König und der Kronprinz werden mit vollendetem 18ten Jahre majorenn, die andern königl. Kinder mit dem 21sten, die übrigen Prinzen und Prinzessinnen mit dem 22sten Lebensjahre. Für einen minderjährigen König führt der älteste Agnat des Hauses die Regentschaft, und das Präsidium und 2 Stimmen in dem Vormundschaftsministerium, dessen Mitglieder die anwesenden majorennen Prinzen und die Minister sind. Das Ministerium ordnet die Erziehung des Thronerben an, wenn der verstorbene König nicht darüber verfügt hat, und der Regent darf keine Orden und Standeserhöhungen, keine Pensionen und andere lukrative Gnadenbezeigungen ertheilen, keinen Minister ohne Urtheil und Recht entlassen, keinen anders als provisorisch ernennen, und außer im Kriege nicht über den Generalmajorsrang avanciren, und zwar nur nach der Anciennität. Die Gesammtheit der Staaten ist zu einem ewigen und unveräußerlichen Fideicommiß constituirt. Kinder und Enkel des Königs heißen königl. Hoheit, die nachfolgende Descendenz Hoheit, alle übrigen herzogl. Durchl. Die Erzieher und Gesellschafter sämmtlicher jungen Prinzen müssen vom König bestätigt, und, wenn er es verlangt, entfernt werden. Als ebenbürtige und standesmäßige Ehen werden nur solche angesehen, die zum wenigsten mit Prinzen und Prinzessinnen aus einem souveränen Hause geschlossen sind. Jede Ehe eines Mitglieds der königl. Familie ohne Erlaubniß des Königs ist nichtig, die Nachkommenschaft desselben illegitim, und nicht einmal zu den gewöhnlichen Vorzügen einer Ehe zur Linken, die hier überhaupt verboten wird, berechtigt; ein Prinz, der ohne Erlaubniß des Königs eine Ehe schließt, sie im Auslande fortsetzt, und den erlassenen Avokatorien nicht Gehorsam leistet, wird, sowie es im Fall der Geistesunfähigkeit geschieht, seines Rechts zur Thronfolge für verlustig erklärt. Wenn ein Mitglied des königl. Hauses dem Hausgesetze oder der dem König schuldigen Achtung entgegen handelt, so hat der Monarch ausschließend das Recht, es nach Umständen mit Verweisung seiner Person, Exil oder Arrest zu bestrafen. Nie und unter keiner Voraussetzung können die Prinzen des königl. Hauses die königl. Staaten verlassen, oder in auswärtiger Mächte Dienstverhältnisse treten, ohne daß ihnen dieses von dem Könige ausdrücklich gestattet worden wäre. Alle von Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses contrahirte Schulden können unter keinem Vorwand dem Staat zur Last gelegt werden; sollte ihr eigenes Vermögen zur Tilgung derselben nicht zureichen, so können die Kreditoren keine Staatskasse in rechtlichen Anspruch nehmen, noch auch einen Theil der den Prinzen und

Prinzessinnen zu ihrem standesmäßigen Unterhalt ausgesetzten Apanagen ansprechen, oder in Beschlag zu nehmen verlangen. — Der Titel des Königs ist: Wir N. N. von Gottes Gnaden, König von Würtemberg; im größern Titel kommt dazu: souveräner Herzog in Schwaben und von Teck, Herzog zu Hohenlohe, Landgraf von Tübingen, Fürst von Mergentheim, Ellwangen und Zwiefalten ꝛc. Das königl. Wappen ist ein einziger der Länge nach getheilter Schild, rechts mit den 3 schwarzen horizontal über einander stehenden Hirschhörnern von Würtemberg in Gold, links die 3 über einander schreitenden hohenstaufenschen Löwen in Gold. Ueber dem Schilde ruht auf einem Helme die Königskrone; ihn halten ein Löwe und ein Hirsch, und das Motto unter dem Schilde enthält die Worte: Furchtlos und treu. — Das Königreich hat 4 Kronerbämter, das Reichserbmarschallamt verliehen dem fürstl. Hause Hohenlohe, das Reichserboberhofmeisteramt dem fürstl. und gräfl. Hause Löwenstein und das Reichserbpanneramt dem gräfl. Hause Zeppelin zu Lehen verliehen. — Das Reich hat 3 Ritterorden. Der große Orden des goldnen Adlers vom Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg (des deutschen Reichs Jägermeister) 1702 gestiftet, erhielt unterm 6. März 1807 vom König Friedrich eine den neuen Verhältnissen angemessene Bestimmung und Einrichtung. Er ist für Tugend, Verdienst und Freundschaft gestiftet, um gekrönten Häuptern und souveränen Fürsten die ausgezeichnete Hochachtung und Freundschaft des Königs zu bezeugen, und Männern edler Herkunft ein Zeichen des besondern gnädigen königl. Wohlwollens zu verleihen. Herr und Oberhaupt des Ordens ist jederzeit der König selbst. Die Anzahl der Ritter ist, mit Ausnahme der Glieder des königl. Hauses und der regierenden Fürsten, auf 50 bestimmt. Die Kinder des Königs erhalten den Orden gleich nach der Taufe. Das Ordenszeichen ist ein Kreuz von Gold, mit rubinrothem Schmelzwerk überzogen, in der Gestalt eines Malteserkreuzes, mit 4 goldnen Adlern in 4 Ecken, und zwischen den mittlern und untern Spitzen jedesmal ein Jagdhorn; in der Mitte ist ein rundes, grüngeschmelztes Schildchen, auf dessen Hauptseite die Chiffre F R mit der Königskrone, und auf der Kehrseite ein goldner Adler zu sehen ist; der Denkspruch des Ordens ist Virtutis amicitiaeque foedus. Der Civilverdienstorden ist den 6. Nov. 1806 zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste für diejenigen gestiftet, die durch ihre Geburt oder Stelle von dem großen Orden des goldnen Adlers ausgeschlossen sind. Er besteht aus 3 Klassen, Großkreuzen, Kommandeurs und Rittern. Das Ordenszeichen ist für die Großkreuze ein mit Gold und Silber gestickter Stern, in dessen Mitte in einem blauen Felde die Chiffre F R und in den äußern Feldern die Umschrift: bene merentibus, sich befindet; für die Großkreuze und Kommandeurs ein goldenes, in den äußern Feldern weiß und im mittlern blau emaillirtes Kreuz mit obiger Umschrift und Chiffre, und der oberhalb angebrachten Königskrone; das kleine Kreuz, wie das vorige, doch ohne Krone. Sämmtliche Mitglieder haben für ihre Person die Rechte und Vorzüge des Adels. Durch die Verordnung vom 23. Sept. 1818 sind der Orden des goldnen Adlers und des Civilverdienstes unter dem Namen Orden der würtembergischen Krone vereinigt worden. Er besteht aus Großkreuzen, Comthuren und Rittern. Das goldne Kreuz ist mit weißem Schmelzwerk überzogen, und geht in 8 Spitzen aus, in dessen 4 Winkeln die goldenen leopardirten Löwen des Wappens erscheinen. In der Mitte tritt ein runder weißgeschmelzter Schild hervor, der den Namenzug und Denkspruch des vorigen Königs führt: „furchtlos und treu". Mit dem Kranz ist oben eine goldne Krone durch goldene Ringe verbunden, und es wird am carmoisinrothen seidnen Bande mit schwarzem Rande getragen. Die Großkreuze führen auch einen silbernen Stern auf der Brust. Bürger erhalten mit dem Orden persönlichen Adel und Zutritt bei Hofe.

Außer dem Orden werden auch noch goldne und silberne Civilverdienstmedaillen vertheilt. Der im Jan. 1810 gestiftete Militairverdienstorden tritt an die Stelle des vom Herzog Karl 1759 gestifteten Militair-St. Karlsordens (von dem auch noch einige Mitglieder leben), besteht aus 4 Klassen: Großkreuzen, Kommandeurs erster und zweiter Klasse und Ritter, und ist mit Pensionen für die ältesten Mitglieder jeder Klasse verbunden, die aus den Gefällen der ehemaligen malteser Comthureien genommen werden. Nach der königl. Verordnung vom Aug. 1817 soll die Dotation dieses Ordens von 24.000 Fl. durch Heimfall der Pensionen, welche gegenwärtig die Maltesercomthure beziehen, auf 36 400 Fl. erhöht werden; davon bekommen 2 Großkreuze jährlich jeder 2000, 4 Kommandeurs erster Klasse jeder 1200, 12 der 2ten Klasse 1000 und 52 Ritter jeder jährlich 300 Fl. Dazu kommen die großen und kleinen Dekorationen der adeligen Gutbesitzer. Auch hat der König Friedrich zur Belohnung des ruhmvollen Benehmens des königl. Armeekorps am 1. Febr., 25. und 30. März 1814 für jeden Tag ein eigenes Ehrenzeichen gestiftet; es besteht in einer goldenen Medaille für die Offiziere und in einer silbernen für die Unteroffiziere und Gemeinen. Für die im Feldzug 1815 ausgezeichneten Offiziere ist eine neue Ordensdekoration in 3 Klassen bestimmt, die in einem goldnen und silbernen Kreuz und in einer silbernen Medaille mit der Inschrift: für Tapferkeit und Treue 1815, besteht. — Der Hofstaat besteht aus 63 Kammerherren, wovon nur 7 wirklich dienstleistend sind. Durch die Verordnung vom 15. Nov. 1816 ist dem gesammten Hofstaat der königl. Oberhofrath vorgesetzt, und das bisherige Oberhofmarschallamt und die Oberhofökonomiekommission aufgehoben. — Die ehemaligen unmittelbaren Reichsfürsten, Grafen und Ritter behalten zwar nach der Bestimmung des Königs Friedrich ihre Titel, jedoch mit Weglassung derjenigen, die sich auf ihr voriges Verhältniß zum deutschen Reich beziehen, haben aber Regalien und alle Gerichtsbarkeit verloren, und müssen sich in den königl. Staaten und 3 Monate im Jahr in Stuttgart aufhalten.

Nach der Verfassung vom 25. Sept. 1819 sind sämmtliche Bestandtheile des Königreichs zu einem unzertrennlichen Ganzen und zur Theilnahme an einer und derselben Verfassung vereinigt. Das Königreich ist ein Theil des deutschen Bundes; daher haben alle organische Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschlands oder die allgemeinen Verhältnisse deutscher Staatsbürger betreffen, nachdem sie von dem König verkündet sind, auch für Würtemberg verbindende Kraft. Doch tritt in Ansehung der Mittel zur Erfüllung der dadurch begründeten Verbindlichkeiten die verfassungsmäßige Wirkung der Stände ein. — Der König ist das Haupt des Staats, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt, und übt sie unter den durch die Verfassung festgesetzten Bestimmungen aus. Seine Person ist heilig und unverletzlich. Das Recht der Thronfolge gebührt dem Mannsstamm des königl. Hauses; die Ordnung derselben wird durch die Linealerbfolge nach dem Erstgeburtsrechte bestimmt. Erlöscht der Mannsstamm, so geht die Thronfolge auf die weibliche Linie über, und zwar so, daß die Nähe der Verwandtschaft mit dem zuletzt regierenden Könige den Vorzug gibt. Doch tritt bei der Nachkommenschaft des sodann regierenden königl. Hauses das Vorrecht des Mannsstamms wieder ein. Der König ist volljährig mit zurückgelegtem 18ten Jahre. Der Huldigungseid wird dem Thronfolger erst dann abgelegt, wenn er in einer den Ständen auszustellenden Urkunde die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung bei seinem königl. Worte zugesichert hat. Ist der König minderjährig, oder aus einer andern Ursache an der eigenen Ausübung der Regierung verhindert, so tritt eine Reichsverwesung ein, die von dem nach der

Erbfolge nächsten Agnaten geführt wird. — Das Staatsbürgerrecht wird durch Geburt, Aufnahme und Anstellung im Staatsdienst erworben. Alle Würtemberger haben gleiche staatsbürgerliche Rechte, und ebenso sind sie zu gleichen staatsbürgerlichen Pflichten und gleicher Theilnahme an den Staatslasten verbunden. Kein Staatsbürger kann wegen seiner Geburt von irgend einem Staatsamt ausgeschlossen werden. Die Verpflichtung zur Vertheidigung des Vaterlandes und zum Waffendienst ist allgemein. Der Staat sichert jedem Bürger Freiheit der Person, Gewissens- und Denkfreiheit, Freiheit des Eigenthums und Auswanderungsfreiheit. Die Leibeigenschaft bleibt für immer aufgehoben. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen, und anders, als in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und in den gesetzlichen Formen verhaftet und bestraft, noch länger als 24 Stunden über die Ursache seiner Verhaftung in Ungewißheit gelassen werden. Jeder ohne Unterschied der Religion genießt ungestörte Gewissensfreiheit; den vollen Genuß der staatsbürgerlichen Rechte gewähren die 3 christlichen Glaubensbekenntnisse. Die Freiheit der Presse und des Buchhandels findet in ihrem vollen Umfange statt, doch unter Beobachtung der gegen den Mißbrauch bestehenden oder künftig zu erlassenden Gesetze. Jeder hat das Recht, über gesetz- und ordnungswidriges Verfahren einer Staatsbehörde, oder Verzögerung der Entscheidung bei der unmittelbar vorgesetzten Stelle schriftliche Beschwerde zu erheben, und nöthigenfalls stufenweise bis zur höchsten Behörde zu verfolgen. Glaubt der Beschwerdeführer auch bei der Entscheidung der obersten Staatsbehörde sich nicht beruhigen zu können, so darf er die Beschwerde den Ständen mit der schriftlichen Bitte um Verwendung vortragen. — Der ritterschaftliche Adel bildet zum Behuf der Wahl seiner Abgeordneten in die Ständeversammlung und der Erhaltung seiner Familien, in jedem der 4 Kreise des Königreichs eine Körperschaft. Die Aufnahme in eine dieser Körperschaften hängt von ihrer Zustimmung und von der Genehmigung des Königs ab. — Niemand kann ein Staatsamt erhalten, ohne zuvor gesetzmäßig geprüft und für tüchtig erkannt zu seyn. Landeseingeborne sind bei gleicher Tüchtigkeit vorzugsweise vor Fremden zu berücksichtigen. Alle von dem König ausgehende Verfügungen, welche die Staatsverwaltung betreffen, müssen von dem Departementsminister oder Chef contrasignirt seyn, der dadurch für ihren Inhalt verantwortlich wird. Außerdem ist jeder Departementsminister oder Chef für Dasjenige verantwortlich, was er für sich verfügt. Auf gleiche Weise sind auch die übrigen Staatsdiener und Behörden in ihrem Geschäftskreise verantwortlich. Der geheime Rath bildet die oberste, unmittelbar unter dem König stehende und seiner Hauptbestimmung nach bloß berathende Behörde. Mitglieder des geheimen Raths sind die Minister oder die Chefs der verschiedenen Departements und diejenigen Räthe, die der König dazu ernennt. Der König ernennt und entläßt die Mitglieder des geheimen Raths nach eigener freier Entschließung. Alle dem König vorzulegende Vorschläge der Minister in wichtigen Angelegenheiten, namentlich in solchen, die auf die Staatsverfassung, Organisation der Behörden und Abänderung der Territorialeintheilung, oder auf die Staatsverwaltung im Allgemeinen und die Normen derselben sich beziehen, wie auch in Gegenständen der Gesetzgebung und allgemeiner Verordnungen, müssen (sofern nicht bei Gegenständen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten oder des Kriegswesens die Natur der Sache eine Ausnahme begründet) in dem geheimen Rathe zur Berathung vorgetragen und mit dessen Gutachten begleitet an den König gebracht werden. — Die Gemeinden sind die Grundlage des Staatsvereins. Sämmtliche zu einem Oberamte gehörende Gemeinden bilden die Amtskörperschaft. Die Rechte der Gemeinden werden durch die Gemeinderäthe unter gesetzmäßiger Mitwirkung der Bürgerausschüsse,

die Rechte der Amtsbürgerschaften durch die Amtsversammlungen verwaltet, nach Vorschrift der Gesetze und unter der Aufsicht der Staatsbehörden. — Jeder der 3 im Königreich bestehenden christlichen Glaubensbekenntnisse ist freie öffentliche Religionsübung und der volle Genuß ihrer Kirchen=, Schul= und Armenfonds zugesichert. Die Anordnungen in Betreff der innern kirchlichen Angelegenheiten bleiben der verfassungsmäßigen Autonomie einer jeden Kirche überlassen. Dem König gebührt das oberſthoheitliche Schutz= und Aufsichtsrecht über die Kirchen. Vermöge desselben können die Verordnungen der Kirchengewalt ohne vorgängige Einsicht und Genehmigung des Regenten weder verkündet noch vollzogen werden. Die Kirchendiener sind in Hinsicht ihrer bürgerlichen Handlungen und Verhältnisse der weltlichen Obrigkeit unterworfen. — Der König vertritt den Staat in allen seinen Verhältnissen gegen auswärtige Staaten. Es kann jedoch ohne Einwilligung der Stände durch Verträge mit Auswärtigen kein Theil des Staatsgebiets und Staatseigenthums veräußert, keine neue Last auf das Königreich und dessen Angehörige übernommen, und kein Landesgesetz abgeändert oder aufgehoben, keine Verpflichtung, die den Rechten der Staatsbürger Eintrag thun würde, eingegangen, namentlich auch kein Handelsvertrag, der eine neue gesetzliche Einrichtung zur Folge hätte, und kein Subsidienvertrag zur Verwendung der königl. Truppen in einem Deutschland nicht betreffenden Kriege geschlossen werden. Der König wird von den Verträgen und Bündnissen, die von ihm mit auswärtigen Mächten angeknüpft werden, die Stände in Kenntniß setzen, sobald es die Umstände erlauben. Ohne Beistimmung der Stände kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben, abgeändert oder authentisch erläutert werden. Die Gerechtigkeitspflege wird im Namen des Königs und unter dessen Oberaufsicht durch kollegialisch gebildete Gerichte in gesetzlicher Instanzenordnung verwaltet. Die Gerichte, sowohl die bürgerlichen als die peinlichen, sind innerhalb der Grenzen ihres Berufs unabhängig. Dem König steht das Begnadigungsrecht zu. Die Strafe der Vermögenskonfiskation ist allgemein aufgehoben. Was die Militärverfassung betrifft, so wird die Zahl der zur Ergänzung des Militärs jährlich erforderlichen Mannschaft mit den Ständen verabschiedet. — Sämmtliche zu dem vormaligen herzogl. Familienfideikommiß gehörige, sowie die von dem König neu erworbenen Grundstücke, Gefälle und nutzbaren Rechte bilden mit Ausschluß des sogenannten Hofdomänenkammerguts das königl. Kammergut. Auf demselben haftet die Verbindlichkeit, neben den persönlichen Bedürfnissen des Königs und der Mitglieder des königl. Hauses auch den mit der Staatsverwaltung verbundenen Aufwand, so weit es möglich ist, zu bestreiten. Für den Aufwand, den die Bedürfnisse des Königs und der Hofstaat erfordern, wird auf die Regierungszeit eines jeden Königs eine in Geld und Naturalien bestehende Civilliste verabschiedet. Das Hofdomänenkammergut ist Privateigenthum der königl. Familie, dessen Verwaltung und Benutzung dem König zusteht. Zu den allgemeinen Landeslasten liefert dasselbe seinen Beitrag, und zwar, so weit es bisher steuerfrei war, gleich andern früher steuerfreien Gütern. So weit der Ertrag des Kammerguts nicht zureicht, wird der Staatsbedarf durch Steuern bestritten. Ohne Bewilligung der Stände kann weder in Kriegs= noch in Friedenszeiten eine direkte oder indirekte Steuer ausgeschrieben oder erhoben werden. Dem Ansinnen einer Steuerbewilligung muß jedesmal eine genaue Nachweisung über die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der zu machenden Ausgaben, über die Verwendung der frühern Staatseinnahmen und über die Unzulänglichkeit der Kammereinkünfte vorangehen. Deßhalb hat der Finanzminister den Hauptetat den Ständen zur Prüfung vorzulegen. Der von den Ständen angenommene Hauptetat ist in der Regel auf 3 Jahre gültig. Die Staatsschuld ist unter

die Gewährleistung der Stände gestellt. — Die Landstände sind berufen, die Rechte des Landes in dem durch die Verfassung bestimmten Verhältniß zum Regenten geltend zu machen. Vermöge dieses Berufs haben sie bei Ausübung der Gesetzgebungsgewalt durch ihre Einwilligung mitzuwirken; in Beziehung auf Mängel oder Mißbräuche bei der Staatsverwaltung ihre Wünsche, Vorstellungen und Beschwerden dem König vorzutragen; wegen verfassungswidriger Handlungen Klage anzustellen; die nach gewissenhafter Prüfung für nothwendig erkannten Steuern zu bewilligen, und überhaupt das unzertrennliche Wohl des Königs und Vaterlands mit treuer Anhänglichkeit an die Grundsätze der Verfassung zu befördern. Der König wird alle 3 Jahre die Versammlung der Stände einberufen, und außerordentlich, so oft es zur Erledigung wichtiger oder dringender Landesangelegenheiten erforderlich ist. Die Stände theilen sich in 2 Kammern. Die erste Kammer (Kammer der Standesherren) besteht aus den Prinzen des königl. Hauses, den Häuptern der fürstlichen und gräflichen Familien und den Vertretern der standesherrlichen Gemeinschaften, auf deren Besitzungen vormals eine Reichs- oder Kreistagsstimme ruhte, und aus den vom König erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern. Zu erblichen Mitgliedern wird der König nur solche Grundbesitzer aus dem standesherrlichen oder ritterschaftlichen Adel ernennen, die von einem mit Fideikommiß belegten, nach dem Recht der Erstgeburt sich vererbenden Grundvermögen im Königreich nach Abzug der Zinsen auf den darauf haftenden Schulden eine jährliche Rente von 6000 Fl. beziehen. Die lebenslänglichen Mitglieder werden vom König ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen aus den würdigsten Staatsbürgern ernannt. Die Zahl sämmtlicher von dem König erblich oder lebenslänglich ernannter Mitglieder kann den 3ten Theil der übrigen Mitglieder der ersten Kammer nicht übersteigen. Die zweite Kammer (Kammer der Abgeordneten) ist zusammengesetzt aus 13 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, die von diesem aus seiner Mitte erwählt werden; den 6 protestantischen Generalsuperintendenten; dem Landesbischof, einem vom Domkapitel aus dessen Mitte gewählten Mitglied und dem der Amtszeit nach ältesten Dekan katholischen Glaubensbekenntnisses; dem Kanzler der Landesuniversität; einem gewählten Abgeordneten von jeder der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen; einem gewählten Abgeordneten aus jedem Oberamtsbezirk. Der Eintritt in die erste Kammer geschieht bei den Prinzen des königl. Hauses und den übrigen erblichen Mitgliedern nach erreichter Volljährigkeit. In die zweite Kammer kann Keiner gewählt werden, der nicht 30 Jahre alt ist. Staatsdiener können nicht innerhalb des Bezirks ihrer Amtsverwaltung und Kirchendiener nicht innerhalb des Oberamtsbezirks, in dem sie wohnen, gewählt werden. Die Wahlmänner eines jeden Kreises, eines Oberamts oder einer Stadt sind in Ansehung der Person des Abgeordneten nicht auf ihren Wahlbezirk beschränkt; sie können anderswo wohnenden Staatsbürgern ihre Stimme geben. Der Gewählte ist als Abgeordneter nicht des einzelnen Wahlbezirks, sondern des ganzen Landes anzusehen. Alle 6 Jahre muß eine neue Wahl der Abgeordneten, die nicht Amtshalber Sitz und Stimme in der zweiten Kammer haben, vorgenommen werden; die bisherigen sind wieder wählbar. Die erste Kammer wird durch die Anwesenheit der Hälfte, die zweite durch das Erscheinen von $^2/_3$ ihrer Glieder als vollständig besetzt angesehen. Sollte bei Einberufung des Landtags eine der beiden Kammern nicht in dieser Anzahl zusammen kommen, so wird sie als einwilligend in die Beschlüsse der andern angesehen. Doch steht es in diesem Falle den erschienenen Mitgliedern der unvollzähligen Kammer frei, den Sitzungen der andern mit Stimmrecht beizuwohnen. Jede Kammer hat einen Präsidenten und einen Vice-

präsidenten, deren Amt bis zum Ablauf des 6jährigen Zeitraums dauert. Den Präsidenten der ersten Kammer ernennt der König ohne Vorschlag; für die Stelle des Vicepräsidenten werden von der ersten Kammer 3 standesherrliche Mitglieder durch absolute Stimmenmehrheit gewählt, aus welchen der König eins ernennt. Ebenso wählt die zweite Kammer aus ihrer Mitte 3 Mitglieder zur Stelle ihres Präsidenten, und wenn hierauf die königl Ernennung erfolgt ist, auf gleiche Weise zu dem Amte des Vicepräsidenten, den der König ebenfalls aus den dazu vorgeschlagenen 3 Mitgliedern ernennt. Jede Kammer wählt auf die Dauer des Landtags einen oder mehrere Sekretäre aus ihrer Mitte. Die Sitzungen der 2ten Kammer sind öffentlich; auch hat sie ihre Verhandlungen durch den Druck bekannt zu machen. Von der ersten Kammer muß wenigstens das letztere geschehen. Die Sitzungen werden geheim auf das Begehren der Minister und königl. Kommissäre bei Vorträgen, die sie ihrer Erklärung nach im Namen des Königs zu machen haben, und die nur im Fall einer solchen Erklärung für amtliche Aeußerungen zu halten sind, oder auf den Antrag von wenigstens 3 Mitgliedern, wenn diesen die Mehrheit der Kammer beitritt. Die Minister sind befugt, den Verhandlungen der beiden Kammen beizuwohnen, und an den Berathschlagungen Theil zu nehmen. Nur den Ministern oder königl. Kommissarien, den Berichterstattern der ständischen Kommissionen und den Mitgliedern, die einen Gegenstand zur Berathung in Antrag zu bringen (eine Motion zu machen) haben, steht die Befugniß zu, schriftliche Reden in der Versammlung abzulesen. Außerdem finden bloß mündliche Vorträge statt. Gesetzesentwürfe können nur von dem König an die Stände, nicht von den Ständen an den König gebracht werden. Den Ständen ist aber unbenommen, im Wege der Petition auf neue Gesetze und auf Abänderung oder Aufhebung der bestehenden anzutragen. Der König allein sanktionirt und verkündigt die Gesetze unter Anführung der Vernehmung des geheimen Raths und der erfolgten Zustimmung der Stände. Königliche Anträge sind, ehe sie zur Berathung in der Versammlung kommen können, an Kommissionen zu verweisen, die über deren Inhalt Vortrag zu erstatten haben. Die Beschlüsse werden nach der Stimmenmehrheit, die nach Beschaffenheit des Gegenstandes eine absolute oder relative seyn kann, abgefaßt, sodaß im Fall der Stimmengleichheit der Präsident den Ausschlag gibt. Bei der Abänderung eines Punkts der Verfassung ist aber die Beistimmung von $^2/_3$ der anwesenden Mitglieder in beiden Kammern nothwendig. Die zum Wirkungskreis der Stände gehörigen Angelegenheiten werden in jeder Kammer besonders verhandelt. Doch können, um eine Ausgleichung verschiedener Ansichten zu versuchen, beide Kammern sich mit einander zu vertraulichen Besprechungen ohne Protokollführung und Beschlußnahme vereinigen. Es hängt von dem König ab, Gesetzesentwürfe oder andere Vorschläge an die erste oder zweite Kammer zu bringen; nur die Verwilligung von Abgaben gelangt zuerst an die zweite Kammer. Die von der einen Kammer gefaßten Beschlüsse werden der andern zur gleichmäßigen Berathung mitgetheilt. Nur zur Ausübung des Rechts der Petitionen und Beschwerden, sowie zu einer Anklage wegen verletzter Verfassung ist jede Kammer auch einzeln berechtigt. Die Kammer, an welche die Mittheilung geschieht, kann den Antrag der mittheilenden verwerfen oder annehmen, unbedingt oder mit beigefügten Modifikationen. Die Verwerfung muß aber jederzeit mit Anführung der Gründe geschehen. Von dieser Regel macht die Abgabenverwilligung eine Ausnahme in folgenden Punkten. Eine Abgabenverwilligung wird in der zweiten Kammer in Berathung gezogen, und nach vorgängiger vertraulicher Besprechung mit der ersten Kammer Beschluß darüber in der zweiten gefaßt. Dieser Beschluß wird sodann der ersten Kammer mitgetheilt, die denselben nur im Ganzen

ohne Aenderung annehmen oder verwerfen kann. Erfolgt das letztere, so werden die bejahenden und verneinenden Stimmen beider Kammern zusammengezählt, und nach der Mehrheit sämmtlicher Stimmen wird alsdann der Ständebeschluß gefaßt. Würde in diesem Fall Stimmengleichheit eintreten, so hat der Präsident der zweiten Kammer die Entscheidung. In allen andern Fällen gilt der Grundsatz, daß nur solche Beschlüsse, über die beide Kammern nach gegenseitiger Mittheilung einverstanden sind, an den König gebracht und von demselben bestätigt werden können. Der von der einen Kammer verworfene Antrag der andern kann auf demselben Landtag nicht wiederholt werden. Wird aber ein solcher Antrag bei der nächsten Ständeversammlung erneuert und abermals verworfen, so treten die 2 Kammern zu einer vertraulichen Besprechung über den Gegenstand zusammen. Sollte auch dadurch die Verschiedenheit der Ansichten nicht ausgeglichen werden, so haben die Kammern, wenn die Frage einen ihnen von dem König zugekommenen Gegenstand betrifft, ihre Nichtübereinstimmung dem König bloß anzuzeigen, wofern sie nicht übereinkommen, die Entscheidung dem König zu überlassen. Kein Mitglied der beiden Kammern kann während der Ständeversammlung ohne Einwilligung der betreffenden Kammer zu Verhaft gebracht werden, den Fall der Ergreifung auf frischer That wegen eines Verbrechens ausgenommen. Niemand kann wegen seiner in der Ständeversammlung gehaltenen Vorträge und gegebenen Abstimmungen zur Verantwortung gezogen werden. Jedoch sind Beleidigungen oder Verleumdungen der Regierung, der Ständeversammlung oder einzelner Personen der Bestrafung nach den bestehenden Gesetzen in dem ordentlichen Wege des Rechts unterworfen. Verfehlungen gegen die Gesetze des Anstandes oder der innern Polizei, oder gegen die Geschäftsvorschriften hat der Präsident zu bemerken, und wenn sie bedeutend sind, solche zur Kenntniß der Kammer zu bringen, die nach Beschaffenheit der Umstände ihre Mißbilligung ausdrükken, Verweis ertheilen oder auch Widerruf verlangen kann. Dem König steht das Recht zu, die Versammlung zu vertagen oder ganz aufzulösen. Im Fall der Auflösung wird spätestens binnen 6 Monaten eine neue Versammlung einberufen. Es ist dazu eine neue Wahl der Abgeordneten nöthig, bei der jedoch die vorigen Mitglieder wieder gewählt werden können. So lange die Stände nicht versammelt sind, besteht als Stellvertreter derselben ein Ausschuß für diejenigen Geschäfte, deren Besorgung von einem Landtag zum andern zur ununterbrochenen Wirksamkeit der Repräsentation des Landes nothwendig ist. In dieser Hinsicht liegt dem Ausschuß ob, die ihm nach der Verfassung zur Erhaltung derselben zustehenden Mittel in Anwendung zu bringen, und davon bei wichtigen Angelegenheiten die in dem Königreich wohnenden Ständemitglieder in Kenntniß zu setzen, in den geeigneten Fällen bei der höchsten Staatsbehörde Vorstellungen, Verwahrungen und Beschwerden einzureichen, und nach Erforderniß der Umstände, besonders wenn es sich von der Anklage der Minister handelt, um Einberufung einer außerordentlichen Ständeversammlung zu bitten. Außerdem hat der Ausschuß am Ende der in die Zwischenzeit fallenden Finanzjahre die richtige Verwendung der verwilligten Steuern in dem verflossenen Jahre zu prüfen, und den Etat des künftigen Jahrs mit dem Finanzministerium zu berathen. Auch steht dem Ausschuß die Aufsicht über die Verwaltung der Staatsschuldenzahlungskasse zu. Insbesondere gehört es zu seinem Wirkungskreise, die für eine Ständeversammlung sich eignenden Gegenstände, namentlich die Erörterung vorgelegter Gesetzesentwürfe zur künftigen Berathung vorzubereiten, und für die Vollziehung der landständischen Beschlüsse Sorge zu tragen. Dagegen kann sich der Ausschuß auf solche Gegenstände, die verfassungsmäßig eine Verabschiedung mit den Ständen erfordern, namentlich auf Ge-

setzgebungsanträge, Steuerverwilligungen, Schuldenübernahmen und Militäraushebungen nicht anders als auf eine vorbereitende Weise einlassen. Der ständische Ausschuß besteht aus 12 Personen, nämlich den Präsidenten der beiden Kammern, 2 Mitgliedern aus der ersten und 8 aus der zweiten Kammer. Die Wahl derselben geschieht von den zu diesem Zweck vereinigten Kammern nach relativer Stimmenmehrheit. Sechs Mitglieder des Ausschusses, die Präsidenten der beiden Kammern eingeschlossen, müssen in Stuttgart anwesend seyn. Bei jeder Ständeversammlung hat der Ausschuß über Dasjenige, was von ihm in der Zwischenzeit verhandelt worden ist, in einem Zusammentritt beider Kammern Rechenschaft abzulegen. Die Verrichtungen des Ausschusses hören mit der Eröffnung eines neuen Landtags auf. — Zum gerichtlichen Schutz der Verfassung wird ein Staatsgerichtshof errichtet. Diese Behörde erkennt über Unternehmungen, die auf den Umsturz der Verfassung gerichtet sind, und über Verletzung einzelner Punkte der Verfassung. Sie besteht aus einem Präsidenten und 12 Richtern, wovon der König den Präsidenten und 6 Richter aus den Mitgliedern der höhern Gerichte, die Ständeversammlung aber die andere Hälfte nebst 3 Stellvertretern im Zusammentritt beider Kammern außerhalb ihrer Mitte erwählt. Eine Anklage vor dem Staatsgerichtshof kann geschehen von der Regierung gegen einzelne Mitglieder der Stände und des Ausschusses, und von den Ständen gegen Minister und Departementschef, einzelne Mitglieder und höhere Beamte der Ständeversammlung. Anklage und Vertheidigung geschieht öffentlich. Die Protokolle werden mit den Abstimmungen und Beschlüssen durch den Druck bekannt gemacht.

Durch das Rescript vom 28. Jan. 1811 hat der König Friedrich befohlen, daß die Städte Stuttgart, Ludwigsburg, Tübingen, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen, wenn ihrer in Rescripten oder sonst im königl. Namen Erwähnung geschieht, das Prädikat: Unsere gute Stadt, erhalten sollen. — Nach der neuen Organisation vom 18. Nov. 1817, zu deren Vollziehung eine eigene Kommission von 7 Mitgliedern niedergesetzt ward, hat der Geheimerath, die oberste Staatsbehörde, 2 Abtheilungen; in der ersten, in der die Minister und der Hofkammerpräsident sitzen, führt der König den Vorsitz; in der 2ten sind den Ministern noch 10 andere Mitglieder zugesellt, und diese zweite ist zugleich das Gesetzgebungskollegium, hat die oberste anordnende, leitende und ausübende Gewalt, und ist zugleich die höchste Entscheidungsbehörde für alle streitige Gegenstände der Verwaltung, besonders auch für alle Streitigkeiten der Behörden unter sich. Die geheime Kanzlei besorgt diejenigen Geschäfte, die von der Entscheidung des Königs unmittelbar und allein abhängen, und zerfällt in die geheime Kriegskanzlei und das geheime Kabinet. Dem Justizdepartement gehört das Rechtswesen in seinem ganzen Umfang, die Oberaufsicht über sämmtliche Rechtsbehörden und Beamten, und der Vorschlag zu allen neuen Gesetzen, die auf Rechtsverhältnisse und Rechtspflege Bezug haben. Unter demselben steht das Obertribunal in Stuttgart. Das Departement des Ministerium des Innern, Kirchen- und Schulwesens umfaßt die Verhältnisse aller im Staate bestehenden Kirchen und religiösen Gemeinden und die Aufsicht auf die Verwaltung ihres Vermögens, die Oberaufsicht auf alle Bildungsanstalten des Landes, den literarischen Verkehr, die Wahrung der Hoheitsrechte der Regierung, die Begutachtung zur Besetzung aller Stellen, die Aufsicht über alle Angestellten in seinem Bereich und den Vorschlag zu allen neuen Verordnungen in demselben, die Leitung des Medizinalwesens, die gesammte Polizei, die Staatsaufsicht auf den Gemeindehaushalt und die Militärangelegenheiten, die nicht zum Wirkungskreis des Kriegsministerium gehören, namentlich die Aushebung, das Einquartierungs-, Verpflegungs- und Vorspannwesen.

Unter ihm stehen: das evangelische protestantische Consistorium; der kathol. Kirchenrath zur Ausübung der dem Regenten über die Kirche zustehenden Rechte; der Studienrath; eine Kommission für das israelitische Kirchen-, Schul- und Stiftungswesen, das Medizinalkollegium, der Oberbaurath, die Landesgestütkommission, die stuttgarter Stadtdirektion. Das Finanzdepartement begreift die oberste Leitung der gesammten Verwaltung des Staatseinkommens aus Domänen, Steuern, Regalien ꝛc., und die Oberrechnungskammer, mit der im Dez. 1818 die Etats- und Kassencontrolle vereinigt ward. Für die detaillirter Geschäfte bestehen ein Steuerkollegium, ein Forstrath, ein Bergrath und die Kreisfinanzkammern. Den Kreisfinanzkammern in Forst- und Jagdsachen steht die eigentliche Verwaltung der Staatsforsten, Jagden ꝛc. zu. In dem Hauptorte der 4 Kreise besteht eine Kreiskasse von den Einnahmen aus dem Kreise, durch welche die Staatshauptkasse die in dem Kreise zu leistenden Ausgaben berichtigt. Außer dieser besteht eine Detailkasse für die Verwaltung der Posten, eine Betriebkasse für die Hütten- und Salinenverwaltung und eine Kriegszahlkasse. Die Leitung der auf die Staatsschuld Bezug habenden Geschäfte ist einer besondern Schuldentilgungskommission übertragen. Die Rechenschaft über die Verwaltung des Schulwesens und der Schuldenkasse soll am Schluß eines jeden Jahres öffentlich bekannt gemacht werden. Die sämmtlichen Abtheilungen des Kriegsdepartemets stehen nach der königl. Verordnung vom Mai 1822 unter dem Kriegsministerium. — In Ansehung der Verwaltung der Justiz besteht für je 2 Kreise ein Criminalgerichtshof und Appellationsgericht, und zwar der eine Senat des Oberjustizkollegium in Rothenburg und der eine Senat des Criminalgerichtshofs in Eßlingen für den Neckar- und Schwarzwaldkreis, und der andere Senat des Criminalgerichtshofs in Ellwangen und der des Oberjustizkollegium in Ulm für den Jaxt- und Donaukreis. Im Okt. 1818 sind für die 4 Kreise vom 1. Jan. 1819 an 4 Gerichtshöfe errichtet worden zu Eßlingen, Tübingen, Ellwangen und Ulm. Sie umfassen sämmtliche Zweige der Rechtsverwaltung, wie sie bisher unter die Criminal- und Appellationsgerichtshöfe vertheilt waren, und bestehen aus 3 Senaten, einem Criminal-, Civil- und Pupillenrath. Die laufenden und minderwichtigen Sachen sollen in den einzelnen Senaten erledigt, die wichtigern Gegenstände aber in Plenarsitzungen verhandelt werden. Die Rechtspflege ist daher jetzt unter 5 Stellen vertheilt, und zerfällt bei jeder der 4 ersten in die Strafrechtspflege, bürgerliche Rechtspflege und willkürliche Gerichtsbarkeit (Vertrags-, Vormundschafts-, Theilungssachen ꝛc.). Das Justizministerium hat die Oberaufsicht und Leitung der gesammten Rechtspflege, ohne erkennende Gerichtsstelle zu seyn. — Durch die königl. Verordnung vom 6. Juli 1818 ist im Ministerium des Innern ein Medizinalkollegium errichtet worden, dessen Obliegenheit ist, alle Landesbehörden in allen Medizinalangelegenheiten durch wissenschaftliche Gutachten zu berathen. Sein Geschäftskreis umfaßt Alles, was von Seiten des Staats in Hinsicht der Gesundheitspflege und Heilkunde gesetzlich anzuordnen ist. Doch ist dieß Kollegium nur eine berathende, keine vollziehende Stelle. — Das Königreich ist in 4 Verwaltungsbezirke oder Kreise getheilt. Jeder Kreis hat seine Regierung, seine Finanzkammer, seinen Oberforstmeister. Die den Regierungen und Finanzkammern untergeordneten Behörden sind die Oberämter, Kameralämter, 10 Hüttenverwaltungen, Stiftungsverwaltungen, Zoll-, Accise- und Umgeldsverwaltungen und 66 Salzfaktoreien. In jedem Oberamt ist ein Oberamts- und die nöthigen Unteramtsärzte. — Die Staatsschuld betrug im J. 1826 über 27.356.000 Gld.; die Staatseinkünfte jährl. über 9 Mill. Fl. Indeß haben die wohlfeilen Zeiten das Steigen der Abgaben an Staats- und Gemeindekosten und die ungeheure Zinsvermehrung an Staats- und

Privatschulden nur desto fühlbarer gemacht. — Die im Waarenhandel mit dem Auslande jährl. umgesetzte Summe wird auf 33 Mill. Gld. geschätzt, wovon auf Naturerzeugnisse 15.902.000, und auf Industrieerzeugnisse 16.910.000 Fl. kommen. Die Gesammtsumme, welche Würtemberg in dem Verkehr mit dem Auslande jährl. gewann, soll (?) an 2 Mill. Gld. betragen. — Mit dem 1. Juli 1828 trat der am 18. Jan. 1828 zwischen Baiern und Würtemberg abgeschlossene Zollverein in Vollziehung. Nach ihm werden die Eingangs=, Ausgangs= und Durchgangszölle nebst den Zollstempelgebühren auf gemeinschaftliche Rechnung der vereinten Staaten erhoben. — Die 38 Standesherren (s. d.) haben 250.000 Unterth. Doch ist aus ihrer Reihe der Fürst Colloredo=Mansfeld herausgetreten, dessen Standesherrschaft, Limpurg=Gröningen, die Krone 1827 ansich gebracht hat. — Die Kriegsmacht beträgt mit der Reserve 16.824 M., der eigentliche Friedensstand nur 4906. Nach der neuen Verordnung wegen des Kriegsdienstes vom 17. Febr. 1815 ist Jeder ohne Unterschied des Ranges und der Religion dazu verpflichtet, und vom vollendeten 18 — 25sten Jahre darf kein Rekrutirungspflichtiger, ohne dieser Pflicht Genüge gethan oder königl. Erlaubniß erhalten zu haben, das Reich verlassen; ausgenommen sind die vormals unmittelbaren Reichsfürsten und Grafen, alle Hofdiener, Staatsdiener und Diejenigen, die durch bestandene Prüfung sich Ansprüche auf eine Anstellung im Staat erworben haben, und überhaupt alle Unterthanen, die sich mit höchster Erlaubniß verheiratheten. Das Edikt vom 7. März 1818 setzt die Dienstzeit der eingereihten Soldaten auf 7 und für die Neueinzureihenden auf 6 Jahre herab. — Würtemberg nimmt im engern Rathe des deutschen Bundes die 6te Stelle ein, hat im Plenum 4 Stimmen, stellt zum 8ten Armeekorps 13.955 M., und zahlt zur Erhaltung der Bundestagskanzlei 2000 Fl. Vgl. J. D. G. Memminger's treffliche Beschreibung von Würtemberg, nebst einer Uebersicht seiner Geschichte (2. Ausg., Stuttg. 1823) und dess. Verf. Würtemb. Jahrbücher für vaterländ. Gesch., Geogr., Statistik und Topographie (Stuttg. 1823); auch das Taschenbuch für Reisende durch Würtemberg (Stuttg. 1827).

Würdtwein (Stephan Alexander), berühmter Schriftsteller für Geschichte und Diplomatik, geb. zu Amorbach 1719, studirte zu Heidelberg Philosophie und Theologie, war mehrere Jahre Seelsorger zu Mainz, wurde dann Kanonikus bei Liebfrauen und geistlicher Rath des Kurfürsten, später Dechant und 1783 Weihbischof von Worms. Er starb 1799 zu Ladenburg, wohin er der Kriegsunruhen wegen geflüchtet war. Eine seiner Haupt= und Lieblingsbeschäftigungen war, die in den Archiven verborgen liegenden noch unbekannten alten Schriften und Urkunden, mit vieler Mühe und unverdrossenem Fleiße hervorzusuchen, zu sammeln, zu ordnen und der Publizität zu übergeben, wodurch er zur Aufklärung und Berichtigung der Kirchengeschichte sowohl als der deutschen Geschichte Vieles beigetragen hat. Seine Werke haben deßhalb bleibenden Werth.

Würzburg, ehemaliges Hochstift im fränkischen Kreise, eins der größten und reichsten des deutschen Reiches, 87 Q. M. groß mit 250.000 Einw. Das Bisthum wurde 741 vom h. Bonifaz gestiftet: der erste Bischof war der h. Burchard. Es erhielt frühe einen bedeutenden Umfang und hatte 4 Erbämter, die von angesehenen Geschlechtern bekleidet wurden. Gegen die Mitte des 15. Jahrh. fingen die Bischöfe an, sich Herzoge von Franken zu nennen, und behaupteten diesen Titel bis auf die neuesten Zeiten. Das Land ist eben, aber auf drei Seiten von hohen oder waldigen Gebirgen, dem Rhöngebirge, dem großen und kleinen Haßberge und Steigerwald, umgeben. Außer mehrern kleinen Flüssen durchströmt der Main einen großen Theil desselben, und nimmt die fränkische Saale auf. Der Boden

ist sehr fruchtbar und bringt viel Getreide, in einigen Gegenden mehr als der eigene Bedarf erfordert, hervor; vorzüglich wichtig aber ist der Weinbau, der besonders auf den Anhöhen des Mainthals betrieben wird. Die edelsten Sorten, der Stein- und Leistenwein, wachsen nur in der Nähe der Hauptstadt, und bringen bedeutende Summen ins Land, das nicht reich an Mineralien ist und wenig Manufakturen und Fabriken hat. In geistlichen Angelegenheiten stand der Bischof unter dem Erzbischof zu Mainz, selbst nachdem Papst Benedict XIV. 1752 ihm das Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Ihm zur Seite stand ein zahlreiches Domkapitel, das viele eigenthümliche Besitzungen hatte. Die jährlichen Einkünfte des Bischofs wurden auf ½ Mill. Fl. angegeben. In Folge des Friedens zu Lüneville wurde das Hochstift Würzburg, durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, mit Ausnahme einiger, andern fürstlichen Häusern zugetheilten, ungefähr 7 Q. M. betragenden Aemter an Baiern als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen. Der letzte Fürstbischof, aus dem freiherrl. Hause Fechenbach, erhielt für den Verlust von Würzburg eine jährliche Pension von 60.000 Fl. und überdieß 30.000 Fl. als Coadjutor des Fürstbischofs von Bamberg. Durch den Frieden von Presburg (26. Dez. 1805) wurde Würzburg dem ehemaligen Großherzog von Toskana, der sein 1803 mit dem kurfürstlichen Titel als Entschädigung erhaltenes Herzogthum Salzburg nebst Zubehör an Oestreich abtrat, zugetheilt, und der kurfürstliche Titel von Salzburg auf Würzburg übertragen, Baiern aber anderweit entschädigt. Am 30. Sept. 1806 trat der neue Kurfürst dem rheinischen Bunde bei, und nahm den Titel als Großherzog von Würzburg an. Die bekannten Ereignisse des Jahres 1813 und die Verhandlungen des wiener Congresses veränderten diese Verhältnisse auf's neue. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toskana wieder, und Würzburg fiel an Baiern zurück, wo es jetzt einen Theil des Untermainkreises bildet. Die befestigte Hauptstadt des Kreises, **Würzburg**, 49° 45′ N. Br. in einem schönen Thale am Main, über den eine 640 Fuß lange Steinbrücke führt. Der größere Theil der Stadt, rechts des Mains, ist weniger befestiget, als der kleinere Theil, links des Mains. Sehr fest durch Natur und Kunst ist die auf einem 400 Fuß hohen steilen Berge gelegene Citadelle Marienburg oder Frauenburg, welche die ganze Stadt beherrscht. Würzburg vertheidigt die meisten und besten Operationslinien vom Main bis an die Donau, und beherrscht die Schifffahrt auf dem Main. Würzburg hat viele ansehnliche Häuser; zunächst dem Schloßplatze sind die Straßen, welche alle des Nachts durch Laternen erleuchtet werden, breit und regelmäßig, die meisten andern sind schmal und krumm. Ohne Militär beläuft sich die Bevölkerung auf 22.000 Einw. in 1940 Häusern. Hier ist der Sitz des Generalkommissariats, des Appellationsgerichts und Bisthums. Merkwürdig sind: der große und schöne, 1720 neu erbaute, ehemalige Residenzpallast, eines der schönsten Fürstenschlösser, mit einem schönen Garten, und nächst ihm das große, reiche und trefflich eingerichtete Juliushospital, aus einem großen Pavillon zwischen 2 sehr weitläufigen Flügeln bestehend. Unter den vielen Kirchen sind besonders bemerkenswerth: die große Domkirche mit ihren Grabmälern und der Schönbornischen Capelle; das sehr geschmackvoll erbaute neue Münster mit den Ueberbleibseln des heiligen Kilian, des Frankenapostels; die prächtige nach der Form der Peterskirche in Rom 1691 erbaute vormalige Stifts- und Hauger Pfarrkirche mit ihrer hohen Kuppel; die Universitätskirche mit einer Sternwarte auf dem majestätischen Thurme rc. Die 1403 zuerst errichtete, und, nachdem sie eingegangen war, 1582 von dem Bischof Julius wieder hergestellte Universität, hat bisher immer einen hohen Rang unter den katholischen Hochschulen Deutschlands behauptet. Die theologischen und philoso-

phischen Studien waren von Zeit der Gründung an bis zur Aufhebung des Ordens ausschließend in den Händen der Jesuiten. Die juristische Fakultät besaß in der Mitte des vorigen Jahrh. an Joh. Kaspar Barthel (für Kirchenrecht) und Joh. Adam Ickstadt (für Staatsrecht, Natur- und Völkerrecht) Männer von ausgezeichnetem Rufe. Joh. Georg von Eckhardt, der große Geschichtsforscher, starb 1730 als Vorstand der Universitätsbibliothek. 1753 wurde eine Professur der Kirchengeschichte und 1763 eine der biblischen Exegese gestiftet. Einen besondern Aufschwung erhielt die würzburger Universität durch die Pflege des vorletzten Fürstbischofs, Franz Ludwig v. Erthal. Dieser Fürst berief helldenkende und gelehrte Männer auf die theolog. Lehrstühle. Die Namen Oberthür, Berg, Zirkel, Gregel, Onymus, Feder sind in der Literatur rühmlich bekannt. Zugleich begann Gallus Aloys Kleinschrod im Gebiete des Criminalrechts die Bahn philosophischer Bearbeitung zu brechen. Karl Kaspar von Siebold glänzte in der medizinischen Fakultät, und der Universitätsbibliothekar Michael Ignaz Schmidt schrieb die Geschichte der Deutschen. Als Würzburg 1802 an das Kurhaus Pfalzbaiern kam, beförderte die neue Regierung den Flor der Hochschule durch zahlreiche Vocationen (Schelling, J. J. Wagner, Mannert, J. Döllinger, G. Hufeland u. A.). Auch wurde damals eine protestantisch-theologische Fakultät (Paulus, Niethammer, Martini, Fuchs) errichtet. Doch als das Fürstenthum Würzburg im presburgen Frieden an den Erzherzog Ferdinand (vormals Großherzog von Toskana) abgetreten wurde, veranlaßte dieß zunächst den Abgang des größten Theils der neuvocirten Professoren, und führte 1809 organische Verfügungen herbei, welche hauptsächlich in Beschränkung des Studiums der allgemeinen Wissenschaften (z. B. Aufhebung des Lehrstuhls der Geschichte), Quiescirung der in Franz Ludwigs Schule gebildeten theologischen Professoren und Einrichtung eines klostermäßigen Lehrkursus in dem Priesterseminar, Entfernung aller protestantischen Lehrer, Einschränkung jedes Professors auf das ihm angewiesene Lehrfach, Aufhebung des Instituts der Privatdocenten und Ausschluß jeder Concurrenz bestanden. Doch 1814 wurde Würzburg wieder mit Baiern vereinigt, und sofort erfreute sich die Universität einer neues Leben bringenden Restauration. Seitdem beträgt die Zahl der Studirenden regelmäßig 650 — 700; mehrmals schon hat sie sich über 700 erhoben. Von den 140 — 160 Ausländern, die sich darunter befinden, gehören die meisten der medizinischen Fakultät an. In dieser lehren gegenwärtig die Professoren Pickel, Ruland, Heller, D'Outrepont, Textor, Schönlein, Heusingen, J. B. Friedrich und Hergenröther. Auch bei der theologischen Fakultät finden sich viele Ausländer ein. Dieselbe besteht jetzt aus den Professoren Eyrich, Fischer, Buchner, Moritz und dem Privatdocenten Bickel. In der juristischen Fakultät lehren Metzger, Lauk, Seuffert, Brendel, Cucumus und der Privatdocent C. W. Schmitt. Für die Studirenden aus dem Rheinkreise ist 1821 eine Professur des franz. Rechts errichtet worden. Die Arbeiten des Spruchcollegiums haben sich in dem letzten Decennium um das Dreifache vermehrt. Der neugebildeten staatswirthschaftlichen Fakultät gehören an Geier d. A. (zugleich Regierungsrath), Geier d. J., Stöhr. Mitglieder der philosophischen Fakultät sind Metz, Schön, Sorg, Rau, Wagner, Goldmeier, Frank, Richarz, Fröhlich und Berks. Die Universität Würzburg, steht — allein unter den baierischen Hochschulen — zunächst unter der Leitung einer in der Universitätsstadt befindlichen Behörde, Curatel genannt. Die Universität hat eine Bibliothek von mehr als 100.000 Bdn., eine klinisch-technische Anstalt, anatomisches Museum, naturhistor. Kabinet, musikalische Bildungsanstalt rc. — Ferner befinden sich hier eine Gesellschaft zur Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, mit einer Zeichnungsschule für Handwerksjungen

und Gesellen an Sonn- und Feiertagen, Frauenges. zur Unterstützung und Beförderung weiblicher Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit (mit mehr als 500 Mitgliedern), ein Gymnasium, Centralindustrieschule mit praktischem Unterricht im Spinnen, Nähen, Stricken, Gartenbau rc., Hebammenschule, Schwimmschule, Blindenanstalt, latein. Schule zum neuen Münster, geistliche und Schullehrerseminarien, adeliges Ritterstift, 2 Collegiatstifte, adeliges Damenstift, Julushospital mit Anstalten für erkrankte Handwerksgesellen, Dienstboten rc. Josephsspital (für 50 weibliche Dienstboten), Karmeliterkloster, protestantische Schule, Thierarzneischule, Kabinet von Naturalien, Holzarten und Mosaikarbeiten von Federn, Schmetterlingsflügeln, Moos und Baumrinde. — Am merkwürdigsten aber ist das Orthopädische (Carolinen-) Institut, 1816 begründet, befindet sich in einem königl. Gebäude des Stephansklosters, in einer sehr gesunden Lage an der südl. Grenze der Stadt, und hat außer der Wohnung des Vorstandes (Heine) 60 Zimmer nebst einem Garten und einer Badeanstalt, welche außer den gewöhnlichen Bädern auch selbst Dusch- und Dampfbäder darbietet. Das Institut ist so eingerichtet, daß jeder Stand, jedes Geschlecht und Alter und jede Religion in demselben seine Aufnahme und angemessene Behandlung und Verpflegung finden kann, wenn das Subjekt nur übrigens sich zur Aufnahme und Heilung eignet. Diejenigen Kranken, welche allein kommen, finden, so viel es möglich ist, ein älterliches Haus hier wieder, und für diese übernimmt die Direktion hinsichtlich der Erziehung und der geistigen und körperlichen Pflege die vollste Verantwortlichkeit. Es können aber auch die Begleitungen: Eltern, Hofmeister, Gouvernanten, Gesellschafts- und Bedienungspersonal mit den Kranken zugleich im Institute wohnen. Die Direktion gibt die ganze Verpflegung im Hause: Wohnung, Möblirung, Bedienung u. s. w. nach individuellem Bedürfniß und Geschmack. Es werden monatlich zwei Abendgesellschaften gehalten, wobei man sich mit beliebigen Spielen, mit Tänzen, musikalischen und andern Unterhaltungen belustigt. Uebrigens ist die Einrichtung getroffen, daß jedes Individuum in allen Fächern der guten Erziehung gehörigen Unterricht erhalten kann, wozu Würzburg selbst die nöthigen Hülfsquellen darbietet. Was die medizinische Behandlung des hier zu heilenden Uebels selbst anlangt, so zerfällt sie in eine mechanische und eine dynamische. Für die mechanische Behandlung dienen: eine mit den Kurzimmern in unmittelbarer und steter Verbindung stehende Werkstatt für die Anfertigung und Abänderung der nöthigen Maschinen und Bandagen, und eine reiche Sammlung dieser Vorrichtungen oder ihrer Modelle; nächstdem sind für die Anlegung der genannten Vorrichtungen und für die nöthigen Manipulationen unterrichtete Gehülfen und Gehülfinnen angestellt, wodurch dieser wichtige Theil der Behandlung sicherer ausgeführt werden kann, als in der Privatpraxis. Der dynamische Theil der Behandlung begreift die Anwendung solcher Mittel, welche theils auf die innere Organisation überhaupt wirken, theils auf einzelne Theile zur Erschlaffung oder Anspannung, zur Schwächung oder Stärkung derselben, je nachdem es die Behandlung des zu heilenden Gebrechens, oder die Gesundheit des Individuums überhaupt fordert; hierher gehört die Anwendung der Bäder, der Friktionen, der Elektrizität und des Galvanismus u. s. w. Für die nöthige körperliche Bewegung und für die zweckmäßig erachteten gymnastischen Uebungen dient der hierzu eingerichtete Garten der Anstalt, in welchem Spaziergänge, Kegel- und Ballspiel, Schaukeln, Carrousel und ähnliche Bewegungen vorgenommen werden können; auch hält das Institut verschiedene Rollwagen zur Selbstbewegung und einige Equipagen zu Spazierfuhren in die Umgegend Würzburgs. Die Verkrüppelungen, welche in diesem Institute behandelt wurden, sind: 1) der schiefe Hals (Caput

obstipum); 2) Seitenverkrümmung des Rückgrats (Scoliosis); 3) Rückwärtkrümmung des Rückgrats (Kyphosis); 4) Vorwärtskrümmung des Rückgrats (Lordosis); 5) Abweichung der Rippen= und Schlüsselbeine von ihrer normalen Lage und Verbindung; 6) Verunstaltungen, welche durch normwidrige Verkürzung der Muskeln um die Hüfte verursacht werden; 7) Deformität aus Schwäche des Rückgrats; 8) normwidrige Verziehungen des Oberarmes in den Gelenken; 9) Klumphand und Fehler in der Extension und Flexion der Hand; 10) Krümmung des Oberarms oder Vorderarms; 11) Anziehung des Oberschenkels gegen den Rumpf; 12) Anziehung des einen Oberschenkels an den andern; 13) fehlerhafte Rotation des Schenkels, sodaß die Fußspitze widernatürlich ein= oder auswärts steht; 14) Anziehung des Unterschenkels an den Oberschenkel; 15) widernatürlich gebogene, einander zu sehr genäherte oder sehr von einander entfernte Kniee; 16) einwärts gehende Klumpfüße (Vari); 17) auswärts gehende Klumpfüße (Valgi); 18) Plattfüße; 19) Pferdefüße; 20) Krümmungen des Schenkel=, Schien= und Wadenbeins; 21) Mißgestaltungen der Gelenke der untern Gliedmaßen aus Schwäche; auch Complicationen mehrerer dieser Uebel werden wie die einfachen, in die Behandlung genommen. Man vergl. die Nachricht vom gegenwärtigen Stande des orthopädischen Instituts in Würzburg, von J. G. Heine, dessen Vorstande (Würzburg, 1821, 19 S., 4.) und dess. Verfassers geschichtl. Darstellung der Begründung des orthopädischen Carolineninstituts, nebst scientifischen Ansichten über Verkrüppelungen des menschlichen Körpers rc. deutsch und franz. (Würzb. 1826). — Würzburgs Fabriken liefern Wollenzeuch und Tuch, Spiegel, Leder, Tabak, Glaubersalz rc.. Auch unterhält die Stadt Mainschifffahrt und Handel, besonders mit Wein. Der Zwischenhandel könnte bei der herrlichen Lage Würzburgs im Mittelpunkte Deutschlands und an dem schiffbaren Main ebenso lebhaft seyn, als der von Nürnberg und Frankfurt; auch der Speditionshandel könnte noch blühender gemacht werden. Auf dem 400 F. hohen Felsen Marienberg oder Frauenberg, auf dessen einem Abhange, welcher die Leiste heißt, wird der Leistenwein, sowie auf dem nahen Steinberg der Steinwein gewonnen. Ueberhaupt rechnet man auf 7000 Morgen Weinberge, welche die Stadt umgeben — 1130 und 1288 wurden in Würzburg 2 Kirchenversammlungen unter dem Präsidium päpstl. Legaten gehalten; ebenso mehrere Reichstage und an 30 Turniere von der fränkischen Ritterschaft. — In der Nähe von Würzburg befinden sich eine Pulvermühle und der Nikolaus=(Kapellen-) Berg, mit einer schönen, häufig besuchten Wallfahrtskirche und einer ungemein reizenden Aussicht. Die Stadt hat eine Schuld von $2\frac{1}{2}$ Mill. Fl. In dem benachbarten ehemaligen Cisterzienserkloster Zell ist die Buchdruckermaschinenfabrik der Herren König und Bauer. — Im J. 1796 schlugen bei Würzburg 44.000 Oestreicher unter dem Erzherzog Karl 30.000 Franzosen unter Jourdan. Das Schlachtfeld war die Gegend zwischen Würzburg, Kitzingen, Schweinfurth, wellenförmig, hin und wieder bewachsen, von 2 Bächen mit steilen Thälern durchschnitten. Die Franzosen standen in einer langausgedehnten Linie, mit dem rechten Flügel gegen Würzburg, mit dem linken gegen Schweinfurth hin. Der rechte östr. Flügel brach durch das steile Bachthal und drängte den linken franz. Flügel zurück. Darauf ward durch einen Angriff östr. Kürassiere der franz. Mittelpunkt durchbrochen, und Jourdan befahl den Rückzug. Diese Schlacht gehört zu den wenigen, welche durch die Reiterei entschieden wurden. Die Franzosen verloren 3000 Todte, Verwundete und Gefangene, die Oestreicher 700 Todte und Verwundete.

Wurzel, s. **Pflanzenanatomie**.

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mehrmals mit sich selbst multiplizirt eine **Potenz** (s. d.) oder Dignität hervorbringt. So ist 2 die Wurzel von 4, 8, 16 etc., weil 2 . 2 = 4; 2 = 8; 2 . 2 . 2 . 2 = 16. Im erstern Falle sagt man: 2 ist die Quadrat- oder dritte Wurzel von 4; im andern Falle: 2 ist die Kubik- oder dritte Wurzel von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder vierte Wurzel von 16. Aus einer Zahl oder algebraischen Größe die Wurzel ausziehen, heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit sich multiplizirt diese Dignität hervorbringt.

Wurzen, Amt und Stadt im leipziger Kreise des Königreichs Sachsen. Die Stadt ist sorbischen Ursprungs und liegt auf der Straße von Dresden nach Leipzig, unweit der Mulde, wo die Fähre durch eine Brücke ersetzt werden soll, deren Kosten zu 180.000 Thlr. angeschlagen sind. Wurzen hat 540 Häuser, gegen 3000 Einw., Bierbrauerei und einige Fabriken; auch ist sie der Sitz eines Justiz- und Rentamtes. Hier befindet sich das von dem Bischof Herwig in Meißen 1114 gestiftete Collegiatstift Wurzen, welches aus 1 Propste, 1 Dechanten und 5 Kanonicis besteht. In dem Kapitelshause versammeln sich jährlich die meißner Domherren. In dem Dome zeichnen sich einige bischöfliche Grabmäler aus. Schöttgen, ein geborener Wurzener, hat die Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben (Historie der Stiftsstadt Wurzen). Die Stiftsregierung und das Konsistorium zu Wurzen wurden mit Bewilligung des Domkapitels am 30. Dezemb. 1818 eingezogen. Die Stelle des erstern vertritt nun die Landesregierung; die Geschäfte des letztern sind dem leipziger Konsistorium übertragen; doch wird der stifts-wurznische Bezirk fortwährend als ein geschlossenes Ganzes behandelt und dessen Stiftsstände werden jedes Mal besonders zu den Landesversammlungen berufen.

Wuth, oder auch **Raserei** und **Tobsucht**. In der Raserei und Tobsucht ist die Thatkraft ungewöhnlich erhöht, die Ueberlegung, wie in der Melancholie beschränkt und alles Bewußtseyn von Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit des Zwecks meistens verschwunden. Doch behalten einige, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, das Vermögen sich zu verstellen übrig. Alle Aeußerungen der physischen und geistigen Kräfte rasender Personen; ihre kühnen und kraftvollen Handlungen, ihr wildes Schreien, ihre Gewaltthätigkeiten gegen sich und Andere, ihre ununterbrochene Unruhe, der Mangel des Schlafs, die ungewöhnliche Muskelstärke, ihre excentrischen Unternehmungen, die sämmtlich über die Schnur fallen, verrathen eine äußerst überspannte Excitation der Reizbarkeit und Energie im ganzen Nervensystem. Sie wiederholen ihre Unternehmungen bis zu ihrer eignen Zerstörung, wüthen bis zur Ermattung ununterbrochen fort, ohne darüber Zufriedenheit oder Verdruß zu äußern, wie auch der Erfolg ausfallen mag. Sie achten auf Nichts, was sie umgibt, wenn es ihnen nicht etwa als Hinderniß oder Beförderungsmittel ihrer Zwecke erscheint. Uebrigens ist diese Verrücktheit bald mit einer partiellen, bald mit einer allgemeinen Verkehrtheit des Verstandes verbunden, und ihre Aeußerungen sind so verschieden, als es ihre entfernten Ursachen, die Kultur des Verstandes und das Temperament des Kranken sind. Bald ist es ein fröhlicher und jovialischer Wahnsinn, der sich durch wilde und unzusammenhängende Ausbrüche des Muthwillens ankündiget; bald ein aufgeblasener Stolz, der sich auf Chimären großer Macht und vorzüglicher Kräfte gründet. Dann schwärmen die Kranken mehr von einem Gegenstand zu einem andern; deklamiren, schreien, lachen, kratzen, schlagen, wälzen sich auf der Erde und in ihrem eigenen Koth, machen die sonderbarsten Gestikulationen und zerreißen Alles, was an und um ihnen ist. Einige

weigern sich hartnäckig zu essen und zu trinken, Andere schlucken Alles begierig hinunter, was ihnen vorkommt, selbst ihren eigenen Koth. Die Sitten werden aufs sonderbarste verändert; das züchtige Weib stößt Zoten aus und die sanfte Schöne wird eine wüthende Furie. Die Kranken wüthen gegen sich und Andere und verbergen oft heimtückisch ihre boshaften Handlungen. Sie tödten sich, ihre Kinder und nächsten Verwandten ohne Grund. Dennoch sind sie furchtsam. Ein Mann von Positur und Stimme, ein Soldat mit Peitsche oder Degen setzt sie in einen kindischen Schrecken und treibt sie augenblicklich zu paaren. Doch müssen auch diese auf ihrer Hut seyn, weil sie sich verstellen und die Gelegenheit absehn, wo sie ihre Wärter heimlich überfallen können. Einige halten Hunger, Durst und Kälte ungewöhnlich lange aus, vertragen große Gaben der Arzneien, haben einen heißen Kopf, rothe Augen, einen feurigen Blick und starkklopfende Halsschlagadern. Uebrigens ist diese Krankheit anhaltend oder periodisch; die Anfälle kommen meistens zu unbestimmten Zeiten und werden oft durch zufällige Ursachen erregt. Zuweilen ist auch die Verkehrtheit anhaltend; aber die Raserei und Wuth kommt periodisch hinzu. In der Folge stumpft sich gewöhnlich die Raserei ab, die Kranken werden ruhig und verfallen in Blödsinn, der mit Verkehrtheit verbunden ist. Doch gibt es auch einzelne Fälle, wo die Anfälle der Wuth an Stärke und Häufigkeit zunehmen. Dieß ist ein übles Zeichen. Noch ist die Krankheit einfach (Mania) oder mit Gefäßfieber verbunden (Phrenitis). Ihre Ursachen sind verschieden. Heftige Leidenschaften, Zorn, Indignation, Liebe, Schreck, Furcht vor Gespenstern, unterdrückte Blutflüsse, Entzündung des Gehirns, Gefäßfieber, Uebertragung u. s. w. können sie erregen. — Endlich gibt es noch eine Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes, ein automatischer Drang zur Grausamkeit, oder ein blinder Trieb zu Gewaltthätigkeiten und blutdürstigen Handlungen, der bloß durch körperliche Gefühle geweckt, aber nicht durch Erkenntnisse eines Zwecks oder Objekts zur Thätigkeit bestimmt wird. Alle Funktionen des Seelenorgans sind in ihrem normalen Zustande, die Sinne, die Imagination und der Verstand wirken wie in einem gesunden Menschen. Daher kann auch der Kranke seine Seelenkräfte zur Ausführung seines blinden Drangs aufs planmäßigste anwenden und auf die überlegteste Art sich die Mittel dazu verschaffen. Mit diesem Zustande darf man aber die Grausamkeiten der Barbaren nicht verwechseln, die Produkte eines bösen Herzens, schlechter Erziehung und einer rauhen Lebensart sind, welcher Zustand zu den moralischen Seelenkrankheiten gehört. Zuweilen fängt der Anfall mit dem Gefühl einer brennenden Hitze im Unterleibe an, der Durst ist groß, der Leib verschlossen. Die Hitze steigt aufwärts zur Brust, zum Halse und Kopf, das Gesicht wird roth, die Schlagadern des Halses und der Schläfe pulsiren heftig bis zum Zerplatzen. Endlich dehnt sich dieser Prozeß bis zum Gehirn aus, und nun bekommen die Kranken einen blinden und unwiderstehlichen Drang zum Morden. Ihr richtiger Verstand bietet ihnen alle zweckmäßigen Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens an, sie wählen die Waffen, Ort und Zeit, und morden nun eine bestimmte Person, oder jeden Menschen, der ihnen im Anfall der Wuth vorkommt. Vrgl. auch Hundswuth u. Wasserscheu.

Wüthendes Heer, oder, wie die Alten es nannten, **Wütis-Heer**, ist, nach der Sage, ein Haufe Nachtgespenster, welche, besonders im Thüringischen und Mansfeldischen, zu gewissen Zeiten im Felde und Walde unter großem Geschrei und Hundegebell umherziehen sollten, indem sie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten; Viele wollten Gestalten, auf seltsamen Pferden sitzend, mit feurigen Augen ꝛc. dabei gesehen haben. Dieses Heergespenst, dessen Benennung man von dem alten nordischen Gotte Wodan (s. d.) hergelei-

tet hat, war ohne Zweifel die Ausgeburt furchtsamer, zaghafter Menschen, die, durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, jene seltsamen Dinge zusammensetzten; indessen glaubte man ehedem mit völliger Gewißheit an diese Spukereien und erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der außerordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann seiner Unterthanen gewesen, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehrern seiner Gesellen, die ein ähnliches Schicksal gehabt, umherziehe.

Wyat (Sir Thomas), einer der ältern englischen Dichter, war der Sprößling einer angesehenen Familie und 1503 geboren. Am Hofe Heinrichs VIII. spielte er eine große Rolle. Mehrere Male wurde er in Gesandtschaftsgeschäften gebraucht. Vorsichtiger als Surrey, wußte er sich den Umständen und Launen seines Monarchen anzupassen. Durch witzige Einfälle soll er noch mehr, als durch guten Rath, über Heinrich vermocht haben. Wenn ihm der Aufenthalt bei Hofe bedenklich schien, zog er sich auf seinen Landsitz Allington-Castle zurück, wo er in stattlicher Einsamkeit für seine Studien lebte. Er starb 1541. Sein poetischer Nachlaß besteht meistens in Sonetten. Nach klassischer Eleganz hat er rühmlich gestrebt und sie zuweilen erreicht; aber die Weichheit und Zartheit des italienischen Sonetts zu erreichen, fehlte es ihm an Wärme des Gefühls. Seine Klagen der Liebe in petrarchischer Manier sind mehr Versuche, durch Witz und Kunst die Sprache der romantischen Zärtlichkeit nachzuahmen, als Ergießungen wirklich empfundener Leidenschaft. An die strengen Gesetze der italienischen Sonettenkunst band er sich wenig. Seine Sprache ist oft hart und trocken. Die kleinlichen Spiele des Witzes, durch welche selbst Petrarch's Sonette hier und da entstellt sind, hat Wyat an mehrern Stellen noch weiter getrieben. Mehrere seiner kleinern Gedichte sind eine Art von Madrigalen. Auch artige Lieder in altenglischen Sylbenmaßen finden sich unter seinen Werken. Vorzüglich aber glänzt sein Talent in der Nachahmung des horazischen Tons der poetischen Epistel. Wyat ist der erste englische Epistelдichter. Horazische Feinheit muß man bei ihm nicht suchen; aber gesunde Philosophie des Lebens, Weltkenntniß und verständige Satyre im wahren Tone der Epistel ist ihm nicht abzusprechen. Zum Sylbenmaße wählte er Terzinen nach Art der italienischen. Wyat's sämmtliche Gedichte sind neu abgedruckt in Anderson's Ausgabe der britischen Dichter, 1. Theil.

Wycherley (William), ein ausgezeichneter englischer Lustspieldichter, geb. 1640, hatte in seiner frühen Jugend einige Zeit in Frankreich zugebracht, war zur kathol. Kirche übergegangen und wurde nach seiner Zurückkunft in England wieder Protestant; verließ das Studium der Jurisprudenz, der er sich gewidmet hatte, um in Verbindung mit den witzigen Köpfen, die den Thron Karl's II. umgaben, selbst als witziger Kopf zu leben und zu dichten. Durch sein erstes Lustspiel: Die Liebe im Walde, erwarb er sich die Gunst der Kritiker und des Hofes. Der Herzog von Buckingham nahm sich seiner an; Dryden empfahl ihn dem Publikum. Sein drittes Lustspiel: Der gerade Mann, erregte großes Aufsehen. In seinem hohen Alter interessirte er sich lebhaft für Pope's aufstrebende Talente, entzweite sich aber mit dem jungen Manne, der ihn gar zu kunstrichterlich meistern wollte. Er starb 1715. Wycherley's Lustspiele, deren nur vier sind, empfehlen sich durch eine kräftige Natürlichkeit der Charaktere, besonders der national-englischen, und der Situationen, und durch eine moralische Tendenz, die dem komischen Interesse nicht schadet. Ueber die Grenzen des Anständigen schweifte er nicht weiter aus, als es die Natur des englischen Lustspiels zu verlangen schien. Aber Farquhar's, seines Zeitgenossen, hinreißenden Witz hatte er nicht, und die Natürlichkeit seiner Sittengemälde wird, selbst in seinem berühmten geraden Manne nicht selten platt, oder langweilig.

Wyttenbach (Daniel), der berühmteste unter Hollands Philologen der neuern Zeit, geboren zu Bern 1745, wo sein Vater, der auch Daniel hieß, seit 1740 als Prediger angestellt war, sich durch mehrere dogmatische und moralische Lehrbücher bekannt machte und 1779 als Professor der Theologie zu Marburg starb. Der Sohn studirte unter Ruhnken die klass. Werke der Griechen und Römer und war dessen vortrefflichster Schüler. Er wurde 1771 Professor der griech. Sprache und der Philosophie am Gymnasium zu Amsterdam, 1799 Professor der Beredsamkeit zu Leyden, lebte einige Zeit in Heidelberg, kehrte dann wieder nach Leyden zurück, wo er, von Blindheit und Alter gedrückt, im Jan. 1820 gestorben ist. Zur Bildung des wahren latein. Styls trug er wenigstens so viel als Ruhnken bei, den er im leichten Gesprächsstyle, dieser von so wenigen Humanisten vermiedenen Klippe des latein. Vortrags, noch übertraff und darin überhaupt ein Muster aufstellte. Seine Bibliotheca critica (1777 u. f.) war eine treffliche Zeitschrift für die alte Literatur, zu welcher Ruhnken, van Santre, Schultens u. A. Beiträge lieferten. Auch hat er mehrere schätzbare Ausgaben griech. und röm. Klassiker besorgt, Ruhnkens Leben beschrieben u. s. w. Mahne schrieb eine Vita Wyttenbachii (Gent 1823). Seine Opuscula erschienen (Leyden 1821), und eine Auswahl derselben von Friedemann (Braunschweig 1825).

X, der 24. Buchstabe des deutschen Abc, welcher einen aus ks zusammengesetzten Laut bezeichnet. Auf ältern franz. Münzen ist X das Zeichen der Münzstadt Ville Franche oder Amiens. Unter den römischen Zahlen zeigt es 10 an, und in der Algebra wird dadurch die unbekannte Größe ausgedrückt. Kommen zwei unbekannte Größen vor, so bezeichnet man die zweite mit Y.

Xänorphica, ein von C. L. Röllig in Wien erfundenes Instrument, welches aus einer Art von Tisch besteht, der in der Breite 2 Schuh 5 Zoll und in der Länge 2 Schuh 7 Zoll enthält. Vorn befindet sich die gewöhnliche Claviertastatur, an dem entgegengesetzten Ende aber erhebt sich in perpendikulärer Richtung die Orphica, an deren Hauptstäben die Saiten (a jour) frei, wie bei der Harfe, befestigt sind. Jede Saite hat ihren eigenen wirklichen Geigenbogen, dessen Haare, wie gewöhnlich, mit einer Schraube gespannt oder nachgelassen werden können. Ein längliches Viereck, woran die Geigenbogen hängen, umschließt, in horizontaler Richtung, alle Saiten und ruht auf Wagebalken, bei deren Bewegung der Ausschnitt des Zirkels beinahe eine gleichlaufende Linie beschreibt. Die Direktion, welche mit dem rechten Fuße geschieht, indem derselbe, auf einem Hebel ruhend, in der Weite von 7 Zoll vor sich hin und zurück schwingt, bedarf nicht viel mehr Kraft, als zur Hin- und Herbewegung erfordert wird. Die Bewegung kann augenblicklich, schwach oder stark, vor- oder rückwärts, zu- oder abnehmend, ohne Anstrengung geschehen, und gewährt dadurch dem Spieler alle Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, die seine Empfindungen verlangen und seine Geschicklichkeit hervorbringen kann. Wohlklang der Töne, Kraft, Vollstimmigkeit und ein mannichfaltiger Wechsel, wodurch jede Forderung, die in der Natur des Instruments und dem Erforderniß ungedämpfter Saiten gegründet liegt, befriedigt werden kann, sind die Eigenheiten der Xänorphica.

Xanten oder Santen, Städtchen von 250 Häusern und 2750 Einw. in der preuß. Provinz Jülich-Cleve-Berg, im düsseldorfer Regierungsbezirk, Kreis Rheinberg, etwas abwärts vom linken Ufer des Rheins, hat Ackerbau und Fabrikation von Bändern, Stecknadeln, Sack- und Halstüchern. Xanten

gehörte vor Alters dem Erzstifte Köln, kam aber 1449 an Cleve. Der Vergleich wegen der Jülichschen Erbfolge wurde hier geschlossen. Die dasige Pfarrkirche ist ein herrliches Werk altdeutscher Baukunst aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh. Xanten ist merkwürdig wegen der römischen Alterthümer, die in seiner Nähe gefunden werden. Xanten wird nämlich für das Ulpianische Lager (Ulpia castra) gehalten; in der Nähe waren die berühmten Vetera castra, wo 2 Legionen lagerten. Der Name Vetera hat sich in dem eine Viertelstunde von der Stadt gelegenen Mirten einigermaßen erhalten. Noch sieht man in diesem Dorfe die Fundamente eines Amphitheaters. Viele suchen auch hier die Colonia trajana, und behaupten, das Wort trajana sey in trojana verwandelt worden, und daraus der Ortsname Sancta troja und Secunda troja, später aber aus Sancta Xanten geformt worden. Der Name Sancta troja findet sich wirklich auf Münzen des 11. und 15. Jahrh. Der Sitz der Colonia trajana wird nordwärts, in der Gegend angegeben, welche jetzt die alte Burg heißt. Eine Viertelstunde von der Stadt, gegen Süden, liegt der Vorstenberg, eigentlich Starisberg, wo Quintilius Varus sein Prätorium hatte. Man fand daselbst die Reste einer Wasserleitung. Von dort scheint Varus mit seinen Legionen über den Rhein gegangen zu seyn.

Xanthippe, die launenhafte, zänkische Ehehälfte des Sokrates (s. d.), deren Namen wohl nicht auf die Nachwelt gekommen seyn würde, wäre sie nicht eben die Gattin des Sokrates gewesen. Nur einem solchen Weisen war es möglich, die Grillen einer Xanthippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er sich entschließen könne, mit einem solchen Weibe zu leben, antwortete Sokrates: Weil sie meine Geduld übt, und eben dadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von Andern widerfährt, zu ertragen. Auch Xenophon legt in dem bekannten philosophischen Gastmahle dem Sokrates eine Vertheidigung seiner Frau gegen die unartigen Ausfälle des Antisthenes in den Mund. Als einst Alcibiades dem Sokrates einen vortrefflichen Kuchen übersendete, riß sie ihn aus dem Korbe, in welchem er überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. Du wirst nun nicht davon essen können, war Alles, was Sokrates lächelnd sagte. Xanthippe ließ aber auch dem Charakter ihres Gatten Gerechtigkeit widerfahren. Sie rühmte es öffentlich, daß sie ihn unter allen, auch den erschütterndsten Ereignissen stets gleichmüthig und mit unveränderter Miene gesehen hätte. Dieser Zug läßt fast vermuthen, daß der Charakter der Xanthippe absichtlich von den Schriftstellern zu sehr in den Schatten gestellt worden sey, um den Kontrast mit Sokrates desto auffallender zu machen. Mit ihrem Namen bezeichnet man gewöhnlich ein unverträgliches, zanksüchtiges Weib, das dem Manne das Leben sauer macht.

Xanthos, s. Skamander.

Xanthos, einer der ältesten Historiker Griechenlands, aus Lydien gebürtig, lebte ungefähr 600 v. Chr., von dessen Schriften sich jedoch nur einige Fragmente erhalten haben, die sich in Creuzers Hist. graec. antiq. fragm. befinden. Dionys von Halikarnaß gedenkt seiner rühmlichst. — 2) Ein alter griechischer Lyriker, noch vor Stesichoros, der aus seinen Gedichten seine Orestia u. a. zusammensetzte.

Xantippos, ein dem Körper nach unansehnlicher, aber sehr ausgezeichneter Feldherr Lakedämons, der aber wohl von demjenigen Xantippos, der den Miltiades zum Tode verurtheilen ließ, unterschieden werden muß. Er wurde 255 v. Chr. im ersten punischen Kriege mit einer kleinen Schar den Karthagern zu Hülfe geschickt. Die Römer hatten unter der Anführung ihres Konsuls Regulus schon den Hamilkar und die Asdrubals geschlagen. Xantippos tadelte freimüthig die Fehler, welche die karthagischen Feldherren

begangen hatten, und ward nun gebeten, das Oberkommando zu übernehmen. Er that es, übte die Truppen in den nothwendigsten militärischen Bewegungen, nahm die Taktik der Lakedämonier dabei zum Muster und begeisterte sie mit dem kühnsten Muthe. Er lockte indeß die Römer in eine für sie nachtheilige Stellung, schlug sie mit großem Verluste und machte selbst ihren Anführer Regulus zum Gefangenen. Die Karthager erhielten dadurch wieder ein Uebergewicht über die Römer. Aber so viel sie auch dem Xantippos zu verdanken hatten, so fürchteten sie doch aus einer kleinlichen republikanischen Eifersucht, daß er ein zu großes Ansehen erlangen möchte. Sie schickten ihn daher nach Sparta zurück, befahlen aber, nach einigen Berichten, dem Befehlshaber des Schiffes, auf welchem er nach seinem Vaterlande segelte, ihn ins Meer zu stürzen, wovon die Ausdrücke: punische Treue und mehr als punische Treulosigkeit, als Sprichwort herstammen sollen. Polybios und andere griech. Geschichtschreiber lassen dagegen den Xantippos wohlbehalten in seiner Heimath ankommen.

Xenien (von dem griech. Xenion, Gastgeschenk) nannte man 1) die Geschenke, welche die Bewohner der den Römern unterworfenen Provinzen den Statthaltern daselbst machten; besonders aber auch 2) diejenigen Geschenke, welche bei den Gastmählern der Griechen und Römer den Gästen bei dem Abschiede gegeben wurden, und die der Wirth durch einen besondern Bedienten, Xenoparochos genannt, austheilen ließ. Der bekannte römische Epigrammatist Martial gab die Ueberschrift Xenien dem 13. Buche seiner Sinngedichte — einer Anzahl Distichen, die er seinen Freunden und Gönnern widmete und deren jedes unter der Rubrik irgend eines zu einem Gastmahle gehörenden Gegenstandes Lob oder Tadel enthält. Denselben Namen haben in Schillers Musenalmanach für 1797 (Tübingen bei Cotta) mehr als 400 Distichen, die auf den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland Bezug hatten. Als Verfasser derselben nannte man öffentlich die beiden großen Dichter Göthe und Schiller, und es ist dieser Behauptung nicht widersprochen worden. Diese Xenien wurden mit so großer Begierde gelesen, daß der Almanach in kurzer Zeit zum dritten Male aufgelegt werden mußte. Viele dieser Distichen zeichnen sich durch Witz aus, eine Menge aber auch durch Derbheit, wie man sie bis dahin auf dem Parnaß noch nicht gehört hatte, und welche eine Menge Gegenschriften veranlaßte, die für einige Zeit die Besorgniß erregten, die Sprache des Fischmarktes werde auf dem Sitze der Musen gewöhnlich werden. Man hat vor einigen Jahren die Xenien in Breslau wieder abgedruckt. Ausführliche Nachrichten darüber finden sich in Nr. 54 bis 60 des allgem. liter. Anzeigers, Leipz. 1797. Wielands Urtheil findet man in den literarischen Spießruthen, oder hochadeligen und berüchtigten Xenien, Weimar ohne Jahrzahl.

Xenios, ein Beiname Jupiters, der Beschützer der Gastfreundschaft. Man war in den rohen Zeiten genöthigt, durch die Gottheit selbst das Gastrecht zu heiligen und dadurch den Fremden gegen rohe Gewalt und Uebermuth zu schützen.

Xenokrates, ein berühmter griech. Philosoph, geb. zu Chalcedon, ein Schüler des Plato und Nachfolger des Speusippos auf dem Lehrstuhl in der Akademie, wo er 25 Jahre lehrte und im 82. Jahre seines Alters starb. Er war ein schwerfassender Kopf, ersetzte aber durch Fleiß und Güte des sittlichen Charakters, was ihm an Genie abging. Seine Gemüthsart hatte etwas Finsteres und Strenges. Plato ermahnte ihn oft, den Grazien zu opfern. Seine Eiskälte bezeugt folgende Anekdote. Die berühmte Phryne hatte gewettet, ihn verliebt zu machen. Sie trug Sorge, ihn, wider seinen Willen, zu berauschen, und ging dann des Nachts in der verführerischsten Kleidung zu ihm, indem sie ihn bat, sie in sein Zimmer aufzunehmen,

da sie nicht mehr nach Hause kommen könnte. Er that es, aber trotz aller Bemühungen von ihrer Seite mußte sie am Morgen eben so wieder fortgehen, als sie gekommen war. Das ist kein Mann, sagte sie, sondern eine Bildsäule. Als er einst als Gesandter an Philipp von Macedonien geschickt wurde, war er der einzige, der sich durch keine Geschenke blenden ließ. Alexander überschickte ihm einst ein Geschenk von 50 Talenten, aber er nahm nur 30 Minen davon, um doch den Geber nicht ganz zu verachten. Als er einst vor Gericht ein Zeugniß ablegte, verlangten die Richter keinen Eid von ihm, wie von den andern Zeugen, weil sein Wort schon hinlänglich sey. Seines vortrefflichen Charakters wegen wurde er in der That allgemein geschätzt. Auch sein Lehrer Plato, ob er gleich nicht in allen Stücken mit ihm zufrieden war, liebte ihn zärtlich. In der Philosophie folgte er den Grundsätzen des Plato und Speusippos und verband, wie dieser Letztere, die platonische Ideenlehre mit der pythagorischen Zahlenlehre und suchte die pythagor. Terminologie für den wissenschaftlichen Gebrauch einzuführen. Den Pythagoreismus nahm er im Sinne der spätern Deutung, wo die Monas als das thätige, die Dyas als das leidende Prinzip vorgestellt wurde. Seine Vorlesungen über die Sittenlehre wurden zahlreich besucht und führten manchen ausschweifenden Jüngling auf die Bahn der Tugend zurück. Von seinen philosophischen Werken ist Nichts auf unsere Zeiten gekommen. — 2) **Xenokrates**, ein Arzt, von Aphrodisias gebürtig, lebte ungefähr 60 J. v. Chr. (nach Sprengel, und Fabricius aber zur Zeit des Tiberius). Er führte eine Menge abergläubischer und widersinniger Arzneimittel an, z. B. das Blut der Fledermäuse, der monatlichen Reinigung und dergl. Er schrieb ein Werk über die Nahrungsmittel, die von Fischen hergenommen werden. Ausgabe von C. G. F. Franz, Frankfurt und Leipzig 1779. 8.

Xenophanes, der berühmte Stifter der philosophischen Schule der Eleaten in Griechenland, Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximander, soll ein volles Jahrhundert gelebt haben. Nachdem er aus seinem Vaterlande Kolophon vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Großgriechenland. Hier ließ er sich gegen 536 v. Chr. zu Elea nieder, und davon hat sein System und die Schule, die er stiftete, den Namen erhalten. Er blieb nicht bei den Meinungen seiner Vorgänger in der Philosophie stehen, sondern stellte neue Untersuchungen über die Natur der Dinge an. Er bestritt die Mythologie, wie Homer und Hesiod sie dargestellt hatten, und spottete über die Fabeln von den Göttern. Er schloß aus dem Grundsatze, aus Nichts entsteht Nichts, daß auch aus Etwas Nichts werden kann. Ihm ist Alles, was wahrhaft ist, ewig und unveränderlich. Ihm stellte sich daher Alles unter dem Merkmal der Einheit dar; Gott und Welt ist Eins. Gott ist als das vollkommenste Wesen einzig, sich vollkommen ähnlich und gleich, weder begrenzt noch grenzenlos, weder beweglich noch unbeweglich, er kann unter keines Menschen Form vorgestellt werden, ihm kommt aber unveränderliches Denken, Empfinden und die Kugelgestalt zu. Nach der Erfahrung stellte sich ihm eine Mehrheit von veränderlichen Dingen dar, für deren Grundstoff er Wasser und Erde scheint gehalten zu haben. Er schwankte noch zwischen beiden Systemen, dem empirischen und rationalistischen und klagte über die Ungewißheit als des Menschen Loos. Uebrigens machte er einen guten Anfang, die Idee der Gottheit von unwürdigen Vorstellungen zu reinigen. Von seinen Gedichten, in denen er philosophische und andere Gegenstände vorgetragen hat, finden sich nur noch Bruchstücke bei Athenäus, Plutarch u. A. Die Bruchstücke seines Lehrgedichts Περιφυσεως sind gesammelt in des Stephanus Poësis philosophica. S. Xenophanes, ein Versuch von Fülleborn, in seinen Beiträgen Nr. 1 und 7.

Xenophon, ein berühmter Philosoph, Geschichtschreiber und Feldherr, geb. um 450 v. Chr. Sein Leben fällt gerade in der Periode, wo in Athen die größte politische und geistige Reibung war, und in welcher die ausgezeichnetsten Männer, zu denen er selbst gehörte, auftraten. Früh kam er in den vertrauten Umgang und die Schule des Sokrates, der vor Allen ihn liebte und schätzte und ihm auch in einem Kriege gegen die Böotier das Leben rettete. Lange lebte er in einer glücklichen aber ruhmlosen Muße sich und den Wissenschaften, als er zuerst Gelegenheit erhielt, sich auf einem glänzenden Schauplatze zu zeigen. Proxenos, ein vornehmer thebanischer Flüchtling und Gastfreund des Xenophon, bat ihn, nach Sardes zu kommen, um hier den jüngern Cyrus, einen Mann, der seine ganze Achtung verdienen würde, kennen zu lernen. Xenophon, dem es bei den damaligen Mißhelligkeiten zwischen Athen und Sparta bedenklich vorkam, zu einem so erklärten Freunde der Lakedämonier zu reisen, fragte erst den Sokrates um Rath und ward von diesem an das delphische Orakel gewiesen. Da die Antwort befriedigend ausfiel, so reis'te er ab und begleitete auch im Gefolge und als Freund den jungen Fürsten auf seinem Zuge ins innere Asien, ohne zu wissen, daß er gegen den König der Perser streiten sollte. Nach dem Tode des Cyrus und der meuchelmörderischen Hinrichtung der vornehmsten Anführer und Hauptleute des griechischen Heeres, welche die Perser unter den heiligsten Betheurungen in ihr Lager gelockt und getödtet hatten, fanden sich die Griechen in der verzweifeltsten Lage. In einem unbekannten Lande, mit zahllosen Feinden umringt, ohne Anführer und Wegweiser, ohne Lebensmittel und Reiterei, und, was das Schrecklichste war, mehr als 500 Meilen von ihrem Vaterlande entfernt, durch reißende und tiefe Ströme, unersteigliche Berge, öde unbekannte Länder und einer Menge wilder kriegerischer Völkerschaften davon getrennt: wie konnten sie anders als von der äußersten Muthlosigkeit befallen seyn, die ihnen nur den Tod noch wünschenswerth machte. Xenophon war der Erste, der sich aus seiner Verzweiflung aufraffte. Ungeachtet er ein freiwilliger Krieger und im Heere fast gar nicht bekannt war, so rief er doch die noch vorhandenen Hauptleute zusammen, flößte diesen und nachher auch dem übrigen Heere Hoffnung zur Rettung ein und schlug ihnen die nöthigen Maßregeln dazu vor. Er ward ihr Führer. Durch seine Klugheit und Tapferkeit entgingen sie in kurzer Zeit den Verfolgungen der Perser und besiegten auch alle übrigen Feinde, unter welchen der Hunger unstreitig der gefährlichste war. Durch seine Vorsicht vermieden sie die Bedrückungen ihrer Widersacher und bereiteten Denen, welche ihnen nachstellten, Fallen, worin sie gefangen wurden. Er war immer der Erste, wo Felsen zu ersteigen, Flüsse zu durchschwimmen oder Feinde anzugreifen und abzuhalten waren. In Gefahren und Drangsalen unterstützte er die Leidenden mit seinen Kräften und Vermögen, ermunterte die Trägen und strafte die Ungehorsamen und Raubsüchtigen. Oft setzte er dabei sein Leben in Gefahr, aber immer sah er mehr auf das Wohl des Heeres als auf sein eigenes. Deßwegen kam er auch so arm aus Asien zurück, daß er, ohne eine günstige Wendung seines Glücks, sein Pferd hätte verkaufen müssen, um nur seine Heimath erreichen zu können. Wegen dieser großen Verdienste nannten und verehrten ihn die Soldaten als ihren Vater und Wohlthäter und trugen ihm die oberste Anführerstelle an, aber er schlug sie standhaft aus, um sich und Athen nicht den Haß der Spartaner zuzuziehen. Ungeachtet dieser Liebe mußte er doch oft mit dem Neide der andern Offiziere und der plötzlichen Wuth der gemeinen Krieger kämpfen, welche in Zeiten der Sicherheit auch die heilsamste und nothwendigste Strenge mit dem Tode zu strafen geneigt waren. Mit Recht ist daher dieser Rückzug des Xenophon von den Ufern des Tigris und Euphrat aus längs der Südküste des schwarzen

Meeres für das größte Meisterwerk der Kriegskunst gehalten worden und von keiner ähnlichen Unternehmung in neuern Zeiten übertroffen worden. Xenophon selbst hat diesen Rückzug und zugleich die ganze Unternehmung des jüngern Cyrus in seinen Anabasis beschrieben, die vorzüglich James Rennell geographisch erläutert hat. (Auszugsweise übers. von Alb. Lion, mit Anmerk., Götting. 1823.) Daß Xenophon wirklich der Verfasser dieser Schrift sey, hat C. W. Krüger (Verf. der Vita Xenophontis) in seiner Schrift: De authentia et integritate Anabaseos Xenophonteae (Halle 1824) gezeigt. — Die Verrätherei eines Wahrsagers, dem Xenophon sich anvertraut hatte, zerstörte seinen edlen Vorsatz, der Gründer einer neuen Stadt am schwarzen Meere und der Beglücker und Gesetzgeber von Menschen zu werden, die er gerettet hatte. Doch behielt er das Zutrauen des Heeres und er führte es daher, um ihm noch im nahen Winter Unterhalt zu verschaffen, zum Seuthes, Könige von Thracien, dem er sein väterliches Reich wieder eroberte und erweiterte. Nun übergab er es dem Thimbro und zuletzt dem Agesilaus, der ihm seine Kenntniß der Kriegskunst und, was noch mehr ist, seine Tugend verdankte. Durch die Begünstigung der Spartaner erhielt er von der zuletzt in Phrygien gemachten Beute einen so beträchtlichen Antheil, daß er bequem leben und auch Andern wohlthun konnte. Um diese Zeit aber verwiesen ihn die Athener wegen seiner Verbindung mit Cyrus und nachher mit dem spartanischen Feldherrn. Er blieb also ebenso lange in Asien als Agesilaus, unter dem er Kriegsdienste nahm und mit welchem er auch der Schlacht bei Koronea beiwohnte, in der die Thebaner überwunden wurden. Bald nachher ließ er sich in dem Städtchen Sikillos nieder, das nicht weit von Olympia lag. Hier kaufte er von dem Theil der Beute, welchen er der Diana gelobet hatte, beträchtliche Ländereien, erbauete der Göttin einen dem ephesischen ähnlichen Tempel und feierte ihr zu Ehren ein jährliches Fest, zu dem alle Einwohner der Stadt und auch viele Fremde eingeladen wurden. Als aber Sikillus von den Eliern zerstört worden war, mußte er diesen geliebten Aufenthalt mit Korinth vertauschen, wo er 360 v. Chr. im 90. Jahre seines Alters starb. Er hinterließ zwei Söhne, Gryllos und Diodor, von denen der Eine in der Schlacht bei Mantinea geblieben seyn soll. Xenophon glaubte zwar nicht, wie sein Lehrer Sokrates an einen Dämon, aber er achtete doch auf die Offenbarungen der Götter in Träumen und andern Zeichen, am meisten in den Eingeweiden der Opferthiere. Seine Schriften waren von dem größten praktischen Nutzen für seine Zeitgenossen. Er ließ keinen Zweig von nützlichen Kenntnissen unbearbeitet und machte die Griechen nicht nur mit der Verfassung ihrer Staaten und der Zeitgeschichte bekannt, sondern lehrte sie auch durch Regeln und Muster, wie sie Leib und Seele bilden und durch Weisheit und Tugend ebenso glücklich als Sokrates werden könnten. Auch kann man aus seinen Schriften, namentlich aus der Apologie und den Denkwürdigkeiten des Sokrates, den wahren Geist der sokratischen Philosophie am besten kennen lernen. Außer den vorhin erwähnten Werken schrieb Xenophon das Gastmahl der Philosophen, als Gegenstück eines ähnlichen Werkes des Plato, verschiedene kleinere Schriften zur Politik, Kriegswissenschaft und Oekonomie gehörend, eine Geschichte der Griechen in 7 Büchern, als Fortsetzung der Geschichte des Thucydides, bis zur Schlacht bei Mantinea, und das Leben des ältern Cyrus, bekannter unter dem Namen der Cyropädie. Dieses berühmte Werk ist keine eigentliche Geschichte, sondern mehr historischer Roman; es enthält Xenophons Grundsätze über die beste Regierungsverfassung, eingekleidet in die verschönerte Biographie des größten unter den damaligen Regenten. Xenophon hielt die monarchische Regierungsform für die beste und scheint sie seinen Landsleuten annehmlich haben machen zu wollen. Seine

Schreibart hat nicht die Schönheiten des Plato, aber auch nicht dessen Fehler. Sie scheint der reinste Abdruck der sokratischen Beredsamkeit zu seyn und ist rein und schön, ruhig und edel, wie die Seele ihres Urhebers. Ihr Wohllaut hatte für griechische Ohren etwas so unbeschreiblich Süßes, daß man den Xenophon nur die attische Biene oder Muse nannte. Seine Werke sind einzeln und zusammen häufig herausgegeben und oft übersetzt worden. Die neuesten Ausgaben sind von Schneider und Weiske. Mehres s. im Art. Geschichte (Geschichte der). — Ein anderer, zu den erotischen Dichtern gehörender Xenophon lebte gegen den Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., war aus Ephesus gebürtig und schrieb einen Roman: Geschichte des Habrokomes und der Anthia, welchen Bürger 1775 deutsch übersetzt hat.

Xerez de la Frontera, Ciudade in einer sehr fruchtbaren Ebene der span. Provinz Sevilla, am Guadaletta, mit breiten, nicht gepflasterten Straßen, 1500 Häusern, 20.000 Einwohnern, Alcazar (maurischer Pallast), 9 Pfarrkirchen, 21 Klöstern, 11 Kapellen, 4 Hospitälern, patriotischen Gesellschaft und Schule; Tuchmanufakturen, viel Getreide und Oel in der Gegend, den besten Pferden in Spanien und dem berühmten Xereswein, der häufig nach England, Westindien, Holland und Norddeutschland verführt wird. Die eine Sorte ist süß, die andere bitter und stärker für den Magen. Er hält sich auch in den heißesten Himmelsstrichen. Hier wurde am 26. Jul. 711 der letzte westgothische König Roderich von den Arabern überwunden und getödtet.

Xerxes I., König von Persien, in der Geschichte durch den unglücklichen Erfolg seines Kriegszuges gegen die Griechen bekannt, zweiter Sohn und Nachfolger des Darius, bestieg den persischen Thron 486 vor Chr., bezwang gleich zu Anfang seiner Regierung Aegypten, schloß dann ein Bündniß mit Karthago, und überzog Griechenland (s. d.), um es zu unterjochen, mit einem ungeheuern Heere von mehr als 50 Nationen. Die Geschichtschreiber geben die Zahl desselben auf 1 Mill. Köpfe an. Wenn auch, wie sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, die Griechen hierbei wie gewöhnlich übertrieben haben, und der Troß an Weibern und Sklaven, welche dem Heere folgten, wenigstens die Hälfte desselben ausgemacht hat, so würde die Macht des Xerxes doch immer noch hinreichend gewesen seyn, die Griechen zu erdrücken. Aber was vermag selbst das größte Söldlingsheer gegen die Begeisterung eines noch so kleinen Volkes, das für den eigenen Herd, für Weib und Kinder kämpft! Xerxes setzte mittelst einer Schiffbrücke über den Hellespont. Bei Thermopylä erlitt er einen großen Verlust (vergl. Leonidas), und bei Artemisium und Salamis (vergl. Themistokles) zu Wasser geschlagen, wurde die Niederlage der Perser durch den Verlust der Schlacht bei Platää und der Seeschlacht bei Mykale vollkommen. Die Griechen bemächtigten sich darauf aller Inseln im mittelländischen Meere, deren die Perser sich bemächtigt hatten, und befreiten die asiatischen Griechen vom persischen Joche. Da sich darauf Xerxes den Ausschweifungen überließ, entstanden Verschwörungen gegen sein Leben, wodurch seine Ermordung durch Artabanus 485 herbeigeführt wurde, der den jüngsten Sohn des Xerxes, Artaxerxes I., Langhand, auf den Thron setzte. — 2) Xerxes II., persischer König, Sohn des Artaxerxes, wurde 425 vor Chr. König, aber schon nach 45 Tagen von seinem Halbbruder Sogdianus ermordet.

Ximenes (Francisco), Cardinal, Erzbischof von Toledo und erster Minister Spaniens, einer der größten Staatsmänner, war der Sohn eines Advokaten und 1437 zu Torrelaguna in Alt-Castilien geboren. Er widmete sich den Wissenschaften auf der berühmten Hochschule zu Salamanca, reiste hierauf nach Rom und brachte eine päpstliche Bulle mit, welche ihm

die erste offen werdende Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo verweigerte es, ihm eine Stelle zu geben. Den Beruf zum Volksredner in sich fühlend, predigte er als Jüngling trotz des Verbots der geistlichen Obern. In den Kerker geworfen, hob er seine Stimme um desto lauter, nachdem der Papst seine Freiheit erzwungen hatte. Das Anerbieten reicher Pfründen verbat er sich. Er nahm jedoch ein Kanonikat in der Diözese Siguença an, deren Bischof, der Cardinal Gonzalez Mendoza, seine Talente bemerkend, ihn bald nachher zu seinem Großvikar ernannte. Ximenes entsagte nach kurzer Verwaltung diesem Amte und trat in den Franziskanerorden. Auch hier ragte er vor Andern hervor. Ein Feuer strahlte aus seinen schwarzen Augen, eine Hoheit aus seiner langen Gestalt, Licht und Kraft aus Rede und Geberden. Die Königin Isabella von Castilien erkor ihn zu ihrem Beichtvater und bewirkte 1495 seine Erhebung zur Erzbischofswürde von Toledo. Als Ximenes dieß vernahm, ergriff er die Flucht, und es war ein ausdrücklicher Befehl des Papstes nöthig, um ihn zur Annahme derselben zu bewegen. Er bewies sich als Erzbischof sehr thätig, indem er für die Armen väterlich sorgte, eine Menge Mißbräuche abschaffte und streng darauf hielt, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geschickten Männern besetzt wurden. Den Geistlichen seines Sprengels gab er sehr weise Vorschriften und bewirkte, aller Widersprüche ungeachtet, eine Reform der Mendikamentenorden in Spanien. Er kannte und ehrte die Wissenschaften, gründete 1499 die Universität zu Alcala de Henares und unternahm einige Jahre nachher eine Polyglotte (s. d.), welches allein schon ihn berühmt gemacht haben würde; — nämlich eine Ausgabe des Alten Testaments in 6 Sprachen. Er rief in dieser Absicht die gelehrtesten Männer Spaniens zu sich, scheute keine Kosten, besonders für den Ankauf guter Manuskripte. Er soll auf das ganze Werk 60.000 Dukaten verwendet haben — und nahm selbst Antheil an der Arbeit. Früher schon (1514) hatte er ebenfalls zu Henares eine Ausgabe des neuen Testaments in der Ursprache veranstaltet. — Auch als Kirchenfürst blieb Ximenes seiner ursprünglichen Lebensart treu, bei allen Feierlichkeiten trug er seine Ordenskutte und sein Haarhemd, er fastete an der königl. Tafel nach der Ordensregel und schlief des Nachts auf Brettern. Die vielen Reisen in den wichtigsten Angelegenheiten that er zu Fuß. Dieser originelle, kühn durchgreifende, mit Andern wie mit sich selbst strenge, unermüdete und uneigennützige Mönch — Richelieu's ungleich größeres Vorbild — änderte, an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt, in Kurzem Spaniens Gestalt. Unermüdeter Kampf des Verstandes und der Willenskraft gegen die Leidenschaft war die Stimme seines innern Lebens; sein heißer Wunsch, Spanien einig, untheilbar, unumschränkt von den Pyrenäen bis Portugal herrschend zu machen, es durch die Reichthümer der neuen Welt zur ersten Macht Europa's zu erheben, zu gleicher Zeit Frankreich, Italien und Afrika zu schrecken, vor allen die stolzen Cortes zu demüthigen. Ximenes Thätigkeit erstreckte sich auch auf andere Gegenstände. Es herrschten in der königl. Familie Uneinigkeiten. Philipp von Oestreich, Sohn des Kaisers Maximilian I., hatte sich mit Johanna, der einzigen Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und der Isabella, Königin von Castilien, vermählt. Nach dem Tode der Letztern erhielt Philipp, da seine Gemahlin die einzige Erbin ihrer Mutter war, das Königreich Castilien. Dieß gab zu Uneinigkeiten zwischen ihm und seinem Schwiegervater Anlaß, die Ximenes beseitigte. — Nach Philipps frühem Tode (1506) wurde Ferdinand Regent von Castilien für seinen minderjährigen Enkel, den nachmaligen Kaiser Karl V. Auch hierbei hatte Ximenes durch sein Ansehen und seinen Einfluß viel mitgewirkt. Er erhielt vom Papste den Cardinalshut.

Da er aber Ferdinands mißtrauische Denkart kannte, verließ er den Hof und ging in sein Erzbisthum zurück. Die Bekehrung der Mauren und der Gedanke, diesen Ungläubigen einige Provinzen zu entreißen, beschäftigte ihn vorzüglich. Alle seine Einkünfte widmete der Cardinal (sein Erzbisthum, das reichste in Europa, brachte alljährl. 3/5 Mill. Dukaten ein) dem Zuge gegen die letzten maurischen Besitzungen in Spanien. Granada fiel; mit Feuereifer predigte er den Ungläubigen das Christenthum; Tausende, gefesselt an Vaterland, Eigenthum und die Ihrigen, ließen sich taufen. Hierauf gedachte er nach Afrika überzusetzen und die Festung Oran zu erobern. Eine Meuterei, welche unter einem Theile der Truppen entstand, die keinen Geistlichen zum Anführer haben wollten, dämpfte er augenblicklich durch Strenge. Im Mai 1509 landete er an der Küste von Afrika. In erzbischöflicher Kleidung, über die er den Harnisch trug, den geschornen Kopf mit einem büschigen Helm bedeckt, focht er an den gefährlichsten Plätzen. Die Mauren wurden vor Oran besiegt, die Festung gleich darauf erobert und die Besatzung größtentheils niedergemacht. Als er beim Einzuge die Menge der erschlagenen Feinde sah, vergoß er Thränen. „Es waren Ungläubige", sagte er, „aber Menschen, die man zu Christen machen konnte; ihr Tod hat mir den größten Vortheil des Sieges entrissen." Er ließ Oran neu befestigen, verwandelte die Moscheen in Kirchen und kehrte dann siegbekrönt nach Spanien zurück, wo ihn der König feierlich empfing. Als der bekannte spanische Bischof Las Casas den Vorschlag machte, um die eingebornen Indianer in Amerika zu schonen, Sklaven aus Afrika dahin zu führen, verwarf Ximenes den Vorschlag mit einem Unwillen, der sein Andenken ehrwürdig macht. Er hielt es für ungerecht, unschuldige Geschöpfe in die Sklaverei zu führen und ein Volk in das Elend zu stürzen, um ein anderes daraus zu befreien. Ximenes ist daher als der erste Gegner des afrikanischen Sklavenhandels, über welchen in unsern Zeiten so viel verhandelt worden, zu betrachten. Als der König Ferdinand 1516 starb und sein Enkel Karl noch minderjährig war, wurde Ximenes Regent von Spanien. Während dieser nur 2 Jahre dauernden Administration bewirkte Ximenes Außerordentliches. Er wandte vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf die möglichste Verbesserung der Finanzen. Er brachte der Krone viele ausgethane Domänen zurück und erübrigte durch weise Sparsamkeit so viel, daß er nicht bloß die Magazine und Zeughäuser in den besten Stand setzen, sondern auch noch dem Könige ansehnliche Summen baar überschicken konnte. Die Berufung des dritten Standes lieferte den Adel ganz in seine Gewalt. Mit schweigendem Munde und feuersprühendem Blicke bewies er seine vom König erhaltene Vollmacht durch Hinweisung auf die anziehenden Bürgerscharen und auf das rings auf den Wällen donnernde Geschütz. „So", sprach er, „redet mein Herr, der König, zu euch, durch mich". Vieles hatte Ximenes für seinen König gethan, er sehnte um desto mehr sich, um eine Unterredung mit ihm. Da verband sich der Stolz der span. Granden und der Neid der neu angekommenen Niederländer wider ihn. Nichts ahnete er, als er einen Brief des jungen Königs, voll Achtung und Würde erhielt, worin ihm erlaubt ward, nach so vielen Verdiensten und bei so hohem Alter in seinen Sprengel zurückzukehren. Da brach sein Herz. Er starb einige Stunden nach Empfang des Schreibens, am 8. Nov. 1517, 81 Jahr alt. So theilte er mit Gonsalvo de Cordova und dem großen Colon das gleiche Schicksal. 100 Jahre nach seinem Tode bestand die Nation auf die Heiligsprechung des verdienstvollen Cardinals. Siehe Flechiers Leben dieses großen Mannes, welches 1828 zu Würzburg in einer deutschen Uebersetzung von P. Fritz erschienen ist.

Ximenes (Augustin Louis, Marquis de), ein bekannter franz. Dichter, aus einer ursprünglich span. Familie, geb. zu Paris den 28. Febr. 1726, war in seiner Jugend Soldat und focht in der Schlacht bei Fontenai (11. Mai 1745); dann bildete er sich durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten franz. Gelehrten des 13. Jahrh.; vorzüglich war er mit Voltaire eng verbunden, welcher mehrmals in die Ausgaben seiner Werke Verse von Ximenes aufnahm. Ximenes schrieb einige Trauerspiele; u. a. Don Carlos, ein Gedicht: César au sénat romain, und ein andres, in welchem er den Gedanken ausführt, daß die Wissenschaften ebenso zu dem Ruhme Ludwigs XIV. beigetragen haben, wie dieser Monarch zu ihren Fortschritten. Zwei Discours von ihm, der eine zum Lobe Voltaire's, der andere über den Einfluß Boileau's auf sein Jahrhundert, werden geschätzt. Auch schrieb er Lettres sur la Nouvelle Héloise J. J. Rousseau. Seine Werke erschienen 1772 und 1792, die spätern unter dem Titel: Codicile d'un vieillard. Ximenes war ein Anhänger der Sache der Revolution, aber ohne Leidenschaft und Eigennutz; auch nahm er an den Ereignissen keinen Theil, noch bekleidete er öffentliche Aemter. Zuletzt schrieb er einen Discours au Roi, und starb zu Paris den 4. Juni 1815.

Ximenes (Leonardo), ein berühmter Mathematiker, geb. zu Trapani in Sicilien 1716, trat 1731 in den Jesuiterorden, lehrte zu Florenz und Wien schöne Wissenschaften, erhielt endlich zu Florenz als Geograph des Kaisers und Professor der Geographie eine Anstellung. Die vorzüglichsten Akademien nahmen ihn auf. Er starb am 3. Mai 1786 in einem Alter von 65 Jahren. Ximenes hat sich besonders um die Hydraulik und Astronomie verdient gemacht, und schrieb folgende Werke: Elementa della Geometria, (Venedig, 1751); Del Vecchio e nuovo gnomone Fiorentino, e delle osservazioni astronomichi (Florenz, 1757. 4.); Neue hydraulische Versuche (Siena 1780. 4.); Sammlung von mehrern hydraulischen Werken in italienischer Sprache (Florenz, 1785. 2 Bde. 4.)

Xuthos, des Hellen und der Orseis Sohn, ließ sich in dem Peloponnes nieder, und erzeugte mit der Kreusa, des Erechtheus Tochter, den Achäus und Jon, von denen die Jonier und Achäer abstammten. Doch gab es allerdings verschiedene Mythen. Euripides schreibt ihm noch einen dritten Sohn, den Dorus, zu, und nennt Jon Apolls Sohn. Nach anderer Erzählung wurde Xuthos von seinen Brüdern aus Thessalien vertrieben und flüchtete nach Attika, wo er die Tetrapolis erbauete. Andere schoben nach des Erechtheus Tode seinen Sohn Jon als König vor Kekrops II. ein. Nach einem andern Bericht aber ward Xuthos unter des Erechtheus Söhnen Schiedsrichter, und sprach dem Kekrops die Krone zu. Die Uebrigen aber zwangen ihn, nach Aegialea zu flüchten.

Y

Y, ein aus dem Griechischen aufgenommener Buchstabe, der seinen griech. Namen Ipsilon behalten hat, zu den Selbstlautern gehört und völlig wie unser i klingt. In ursprünglich griech. Wörtern und Namen wird er mit Recht beibehalten, dagegen kann er in allen deutschen füglich mit dem i vertauscht werden. In griech. Form Ψ nennt man ihn auch den pythagorischen Buchstaben, weil die Pythagoräer damit das Hervorgehen der Dyas aus der Monas, oder der heil. Drei, nach Andern die Genesung (ὑγιεια), oder der Scheideweg des Lebens damit bezeichnet haben sollen. Man nennt ihn auch den Drudenfuß.

Y, das (sprich Ei), auch Ya, Ye, ein Meersarm, der aus dem Zuidersee in die niederländische Provinz Holland tritt, das Meer mit dem Pampus verbindet, bei Beverwyk das Wykmeer macht, und die natürliche Trennung zwischen dem nördlichen und südlichen Holland bildet. Die Barken schiffen aus dem Y in das harlemer Meer mittelst des Flusses Spar. — Auch führt aus dem Y ein Kanal Amsterdam gegenüber nach Edam und Horn.

Yalden (Thomas), Dichter, geb. zu Oxford 1671, war an mehrern Orten Pfarrer und vertrauter Freund von Congreve, Addison, Hopkins, Atterbury u. A., und starb 1763. Sein Aesop am Hofe oder politische Fabeln (State-Fables) scheinen etwas Neues in der englischen Literatur zu seyn, weil sie wichtige Grundsätze der Staats- und Regierungskunst anschaulich machen sollen. Aber die Erfindung in diesen politischen Fabeln ist ziemlich gemein und die Ausführung mittelmäßig. Außer den Fabeln hat er Oden, die pindarisch seyn sollen, Episteln, Uebersetzungen, Gelegenheitsgedichte und] poetische Kleinigkeiten geliefert. Eine gewisse Gewandtheit, Präzision des Ausdrucks, verbunden mit einer ziemlich leichten Versifikation, hat vielleicht die englischen Kritiker verblendet, die noch in den neuern Zeiten Yalden's Gedichte einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt, und in seinen Oden, die doch sämmtlich nur kunstmäßige und deklamatorische Spiele des Witzes und ohne alle lyrische Begeisterung sind, außerordentlich schöne Stellen haben finden wollen. Eine Auswahl seiner Schriften findet man in den Sammlungen von Johnson und Andersen.

Yang-the-Kian, s. China.

Yarmouth, See- und Handelsstadt in der engl. Grafschaft Norfolk, an der Mündung des Flusses Yare ins deutsche Meer, heißt auch Great Yarmouth, im Gegensatze von Little (Klein) Yarmouth, das gegenüber in der Grafschaft Suffolk liegt und wohin eine Brücke führt. Sie ist ziemlich groß, wohl gebaut und von der Natur und durch die Kunst befestigt, hat einen guten Hafen, den die Mündung des Flusses bildet. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören die Nicolaikirche, wovon die Thurmspitze wegen ihrer Höhe den Schiffern in der See zum Zeichen dient; das Theater, das Fischerhospital, das Rathhaus, das Zoll- und Zuchthaus. Es gibt hier eine Börse und ein Museum Boulterianum. Die Einw., 20.000 an der Zahl, treiben einigen Handel mit dem Auslande, vorzüglich mit den Ostseehäfen, mit Holland, Portugal und dem mittelländischen Meere. Nach Norwich werden über Yarmouth viele Güter eingeführt. Die Küstenfahrt besteht in der Einfuhr von Steinkohlen und Ausfuhr von Korn, Malz und Worstedzeuchen. Nach Grönland werden einige Schiffe auf den Wallfischfang geschickt, auch gehen Schiffe aus, um Kabeljau zu fangen. Eine Hauptnahrung der Einwohner besteht jedoch seit den ältesten Zeiten in der Herings- und Makrelenfischerei. Den ganzen Monat Oktober hindurch wird in der Nähe von Yarmouth eine sehr wichtige Heringsfischerei getrieben, wozu gegen 150 Schiffe gebraucht werden. Die Menge der gefangenen Heringe ist gewöhnlich außerordentlich groß, und sie werden von hier auf 40 bis 50 Schiffen nach Spanien, Portugal und verschiedenen Häfen Italiens verführt. Yarmouth hat ein Seebad. Es sendet 2 Deputirte zum Parlament. Denkmal des Lord Nelson, eine 78 Fuß hohe dorische Säule auf einem 31 Fuß hohen Gestelle.

Yeoman, Yeomanry, s. England. Die Yeomen of the Guard sind ungefähr 200 königl. Trabanten zu Fuß, die einen rothen Trabantenrock und eine schwarzsammtne Mütze mit farbigem Bande tragen, dem Könige folgen, wenn er geht, und wenn er reitet oder fährt, auf der Seite marschiren. Die Stellen werden gekauft. Man nennt sie spottweise Beefeaters d. i. Rindfleischesser. Sie scheinen jetzt nichts weiter als eine Art von Polizeisoldaten des Tower zu seyn.

York und Albanien (Friedrich, Herzog von), Bruder des Königs von England, Georg IV., geb. den 16. Aug. 1767. Kaum ½ Jahr alt, ward er zum Fürstbischof von Osnabrück postulirt, welches Land er auch von 1782 bis 1802 verwaltete. 1795 ward er zum Oberfeldherrn der britischen Heere ernannt, was 1811 zum zweiten Male geschah. Er war kaiserl. östr. Feldmarschall, Großmeister des Bathordens und hatte außer einer Rente von 18.000 Pf. Sterl. wegen des abgetretenen Bisthums Osnabrück ein Einkommen von 24.000 Pf. Sterl. 16 Jahr alt, ging er nach Berlin, um das preuß. Militär kennen zu lernen. Hier vermählte er sich 1791 mit der Prinzessin Friederike, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II., und kehrte darauf nach England zurück, wo er in Oatlands-Park bei London wohnte. Als die Prinzessin Charlotte starb, ward er Kronerbe, starb aber kinderlos den 5. Jan. 1827. Walter Scott hat seine Biographie geschrieben, worin er sein öffentliches Leben mit größerm Lobe gedenkt, und ihm mehrere glückliche Reformationen in der engl. Armee zuschreibt, als das Publikum bei des Herzogs Leben anerkennen wollte. Wahr ist es, daß er überall, wo er als Feldherr sich blicken ließ, geschlagen wurde. Aber dieß geschah in den Kampfjahren der franz. Revolution so manchem andern tüchtigen General, der sich nicht gleich in die neuere Art, Krieg zu führen, finden konnte, daß ihm deßhalb nicht alle Verdienste eines Feldherrn abgesprochen werden können. 1793 übernahm er den Befehl des brit. Heeres in Flandern, das zur großen Armee unter dem Prinzen von Koburg gehörte. Im Anfange des Feldzuges waren die Verbündeten glücklich; schlugen wiederholt Dumouriez und Dampierre und schienen fast keine Hindernisse mehr auf ihrem Marsche nach Paris antreffen zu können. Jetzt aber trat unbegreifliche Unentschlossenheit und Langsamkeit ein, welche die franz. Republik retteten. Der Herzog von York nahm nach einer 6wöchentlichen Belagerung Valenciennes ein; das war aber auch Alles. Das Unternehmen gegen Dünkirchen mißlang ihm gänzlich. Die Engländer schrieben das Mißglücken desselben den Oestreichern zu, die mißvergnügt gewesen seyn sollen, daß Valenciennes, zu dessen Eroberung sie Vieles beigetragen hatten, den Engländern übergeben wurde. Am 8. Aug. ward er von dem General Houchard bei Hondschoote geschlagen, und mußte, nach einem Verluste von 4000 Mann, die Belagerung von Dünkirchen aufgeben; zwar wollte sie der Herzog später noch ein Mal beginnen, doch weigerte sich der Prinz von Koburg, dem Plane beizutreten. Während des Winters nahm der Herzog von York seine Quartiere in und um Tournay und deckte so Flandern. Das Jahr darauf war er in der Schlacht von Tournay, welche am 18. Mai der Prinz Koburg gegen Pichegru's Heer einging und verlor, wobei das Yorkische Korps und der Herzog selbst in große Gefahr gerieth. Er ward durch 18.000 Mann eingeschlossen, und nur die Schnelligkeit des Pferdes und 100 in der Nachhut plänkelnde Hessen retteten den Herzog. Als nach der Schlacht von Fleurus der Prinz Koburg Belgien räumte, beschlossen der Herzog von York und der Erbprinz von Oranien, wenigstens Holland zu retten; es blieben ihm noch 50.000 Mann, um das holländ. Brabant zu decken. Doch er deckte es nicht gegen Pichegru's andringende Macht. Nachdem er die Festungen Herzogenbusch und Grave preisgegeben hatte, ging er am 2. Decbr. nach England und übergab den Oberbefehl dem General Walmoden. Dagegen wirkte er 1795 als Oberfeldherr vortheilhaft für die innere Einrichtung des engl. Heeres und schaffte manche Mißbräuche ab. 1799 übernahm er den Oberbefehl über die russ.-engl. Expedition nach Holland. Nachdem sich die holländ. Flotte dem Vize-Admiral Mitchel ergeben hatte, landete der Herzog im Helder. Alle Mißgriffe, die begangen werden konnten, kamen zusammen, um die Expedition zum Scheitern zu bringen. Man landete nicht auf ein Mal das 30.000

Mann starke Korps, weil es an Transportschiffen fehlte; man landete in einer ungünstigen Jahreszeit, am Ende August, und am unrechten Orte, anstatt südlicher in Nordholland. Auch behaupten die Engländer, die Russen unter Essen hätten ihre Schuldigkeit nicht gethan. Am 19. Sept. ward der Herzog vom General Brune bei Bergen geschlagen; zwar drängte er am 2. Oktbr. den Feind bei Alkmar wieder zurück; doch versäumte er, hieraus Vortheil zu ziehen, und ließ sich darauf am 6. noch ein Mal von Brune besiegen. Die Folge hievon war die Kapitulation von Alkmar, welche am 18. Oktbr. zu Stande kam; nach welcher die Engländer 8000 Kriegsgefangene herausgaben und das Gebiet der Republik räumten. Sein Ruf in den Augen des Volkes litt später nicht wenig durch die Bekanntschaft, welche er mit einer Mistreß Clarke gepflogen hatte. Sie war verheirathet, täuschte aber den Herzog und gab sich für eine Witwe aus. Eine geraume Zeit lebte er in diesem Verhältnisse, bis er erfuhr, daß der Mann der Clarke noch lebe; worauf er sie entließ, aber ohne ihr die gewünschte Pension von 400 Pfd. Sterl. zu gewähren. Aus Rache schloß sich nun die Clarke an den Obersten Wardle an, welcher die Absicht hatte, die Volksmeinung gegen den Herzog zu empören. Er klagte ihn am 27. Jan. 1809 vor dem Unterhause an, daß er bei Ertheilung von Militärstellen, Pensionen rc. Mißbräuche habe statt finden, Bestechungen nicht verhütet und sich gänzlich durch die Ränke der Mad. Clarke dabei habe leiten lassen. Auch verlangte er, daß das Betragen des Herzogs als Oberfeldherr im Kriege untersucht werden sollte. Weil die Ehre des Herzogs durch diese Anklage aufs tiefste gekränkt wurde, unterstützte der Kanzler der Schatzkammer die Klagemotion, um durch eine öffentliche Untersuchung die Verleumder des Prinzen in ihr häßliches Licht zu stellen. Die Clarke erschien als Zeuge vor dem Unterhause; obgleich sie des Herzogs in ihren Aussagen nicht schonte, und selbst behauptete, er habe ihr erlaubt, Geld zu nehmen, um Beförderungen zu unterstützen, konnte doch kein erheblicher Punkt der Klage gegen ihn bewiesen werden. Er ward daher mit großer Stimmenmehrheit freigesprochen. Jetzt drang Wardle auf die Motion, von dem Könige die Absetzung des Herzogs als Befehlshaber der Landarmee zu erbitten. Auch diese ward verworfen; doch nahm der Herzog freiwillig seine Entlassung. Als aber im J. 1811 der Prinz-Regent seinen Bruder wieder in seine Militärämter setzte, forderten Lord Milton und Francis Burdett das Unterhaus auf, einen Beschluß zu fassen: daß es dem Unterhause sehr unschicklich erscheine, daß die Räthe dem Prinz-Regenten die Wiederernennung des Herzogs von York zum Oberbefehlshaber der britischen Landmacht anempfohlen habe. Die Motion ward aber, da die Grenville-Fox'sche Parthei auf der Seite des Prinz-Regenten war, verworfen. Uebrigens kann man dem Herzoge das Verdienst nicht absprechen, daß er viele und wohlthätige Reformen bei den Heeren des Staats in ihrem Haushalte veranlaßt habe; auch hat er nie seine Militärgewalt mißbraucht; er leitete im Gegentheil das Ganze mit Milde und Mäßigung. Dieß erkannte auch das Parlament zu verschiedenen Malen und votirte ihm deßhalb den Dank der Nation.

York, Yorkshire, die größte Grafschaft Englands, mit dem Titel eines Herzogthums, hat 275 QM. Flächeninhalt mit nahe an 1 Mill. Bewohner in 70 Städten, Marktflecken und 563 Kirchspielen. Das Land wird in Norden und Westen von dem großen Centralgebirge in 2 Abtheilungen durchzogen, hat ein im Gebirge rauhes und kaltes, im Lande mildes und angenehmes, an den Küsten feuchtes und nebliges Klima. Der Boden ist sehr fruchtbar; Getreide, Rindvieh, Schafe, Wildpret und Fische gibt es in Ueberfluß; ferner schöne Pferde, Kalkstein, schwarze Agate, Süßholz, Alaun, Eisen, Steinkohlen u. s. w. Die vornehmsten Flüsse sind Humber, Aire, Cal-

der, Don, Derwent ꝛc. Die Einwohner unterhalten Manufakturen, besonders in Tuch ꝛc. Zur Ausfuhr kommen sehr vieles Tuch, Stahl, kurze und plattirte Waaren, gestrickte wollne Zeuche, Strümpfe und Kappen, grobe Leinwand, Drell und Bettleinen, Preßspäne, Baumwollgarn, Faience, Glas, Kabliau, Heringe, Schellfische, Hummer, Bauholz, Mühlsteine, Blei, Häute, Pferde, Ochsen, Butter, Käse ꝛc. Die ältesten Bewohner des Landes waren die Briganten und zur Zeit der Siebenherrschaft gehörte das Land zum northumberlandschen Reiche. Später hatte die Provinz ihre eigene Grafen. Der erste war Kaiser Otto IV. Hernach geboten hier lange Zeit Herzoge aus dem engl. Königsstamm. — Die Shire wird in 3 Theile, North-, East- und West-Reding, unterschieden und sendet 30 Deputirte zum Parlament. — Die Hauptstadt York, das alte Eboracum der Römer, ist dem Range nach die zweite in England, liegt unter 53° 57′ Nr. Br. auf einer weiten schönen Ebene am Flusse Ouse, über welchen eine aus 8 goth. Bogen bestehende Brücke führt. Mehrere schöne öffentliche Gebäude verzieren diese heitere Stadt, unter denen sich das Assembleehaus auszeichnet. Sie war ehemals viel bedeutender. Die Zahl der Einwohner beträgt 19 bis 20.000 in 2480 Häusern. Unter den 25 Kirchen ragt vor allen die im 12. Jahrh. angefangene und erst im 14. beendigte herrliche Kathedrale, unstreitig eines der schönsten goth. Gebäude in England mit 2 hohen Thürmen, hervor. Sie hat 525 Fuß Länge, 110 Fuß Breite, 99 Fuß Höhe; ihr Schiff ist mit Ausnahme der Peterskirche zu Rom das größte in Europa und 4½ Fuß breiter und 11 Fuß höher, als das von der Paulskirche in London. Das dazu gehörige Kapitelhaus ist ein Achteck von 63 Fuß im Durchmesser, gewölbt und ohne einen Pfeiler in der Mitte zur Unterstützung. Sie ward 1829 durch eines Bösewichts Hand ein Raub des Feuers; man arbeitet aber jetzt schon an ihrer Wiederherstellung. Das alte Schloß ist jetzt zu einem Gefängniß für die Grafschaft eingerichtet; Cliffords Thurm, der auf einem Hügel im Bezirk desselben liegt, und von außen sich höchst malerisch ausnimmt, gibt einen Begriff von der einstigen alterthümlichen Herrlichkeit des Ganzen. Der Erzbischof von York ist dem Range nach der zweite Geistliche der anglikan. Kirche; er krönt die Königin und ist ihr beständiger Kaplan. Die Stadt York hat an der Spitze ihrer Verwaltung wie London ein Lordmajor. Unweit York ist das gut eingerichtete Irrenhaus für Quäker, Retreat. Die römischen Kaiser Septimius Severus und Konstantinus Chlorus sind in Eboracum gestorben. In der Nähe finden berühmte Wettrennen statt. — Andere merkwürdige Städte Yorkshire's sind noch: Leeds, der Hauptort des Tuchhandels in der West-Reding am Flusse Aire, ist durch die inländische Schifffahrt mit den vornehmsten Plätzen und Häfen von Großbritannien vortheilhaft verbunden. In neuern Zeiten hat sich Leeds so erhoben, daß die Zahl der Einw. von 1773 bis 1829 von 17.000 auf 72.000 gestiegen war. Die Stadt ist für jenen Bezirk der große Markt für das breite, feine Tuch (broad-cloth), welches die Weber weiß, theils schon in der Wolle gefärbt dahin bringen. Für beide Arten Tücher gibt es große Hallen: die für das weiße Tuch (white cloth hall) ist ein großes, viereckiges in fünf Straßen abgetheiltes und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die für das gefärbte Tuch (mixed cloth hall) hat 1770 Stände. Letztere bildet ein großes Viereck, von dem jede Seite etwa 300 Fuß lang ist. Drei derselben sind in der Mitte durch eine Wand getrennt, sodaß daraus sechs einzelne Säle entstehen, welche ungefähr 40 Fuß breit sind. Die ganze Länge der Säle hinab, auf beiden Seiten, laufen Gestelle für die Verkäufer des Tuches, während in der Mitte Raum für die Käufer gelassen ist. Jeder dieser Stände (stands) ist mit einer Nummer und dem Namen des Verkäufers bezeichnet. Zwei Mal in der Woche wird in den Hallen ein Tuchmarkt

gehalten: um acht Uhr des Morgens wird der für das farbige Tuch eingeläutet, und um neun Uhr, wenn der erstere ausgeläutet ist, nicht eher, beginnt der für das weiße Tuch. Außer den Tuchfabriken, in denen zum Theil das Sheeren, Zurichten und Weben der Tücher durch mechanische Vorrichtungen betrieben wird, die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden, beschäftiget hier eine große Segeltuchfabrik 1300 Menschen; auch verfertigt man Steingut, Teppiche, wollne Decken und grobe Leinwand. Die ganze Gegend umher ist eine einzige Tuchmanufaktur. Dann Halifax, Sheffield (vergl. bde.) u. a. — 2) York, Grafschaft des nordamerik. Freistaats Maine, am Meer, reich an Holz, Vieh und Fischen, mit 42.880 Einwohnern und der Hauptstadt gleiches Namens am Fluß York, über den eine schöne Brücke führt, mit 3250 Einwohnern, 2 Kirchen, Hafen, Schiffswerften, Handel. — 3) Grafschaft im nordamerik. Freistaat Pennsilvanien, grenzt südlich an Maryland und östlich an die Susquehannah, hat 76 QM., 22 Ortschaften, 32.960 meistens deutsche Einwohner und den Marktflecken gleiches Namens oder Yorktown am Coderus, über den eine 130 Fuß lange steinerne Brücke führt, mit 600 Häusern, 3140 Einwohnern, 2 Kirchen, Akademie, Kastorhutfabrik, Handel. — 4) Grafschaft im nordamerik. Freistaat Virginien, mit 6280 Einwohnern und der Stadt gleiches Namens, oder Yorktown, am Fluß York (dessen Quellenflüsse in den blauen Bergen der Pamukey und Mattapony sind, der 16 Meilen aufwärts schiffbar ist, und sich in die Chesapeakbai ergießt), mit 160 Häusern, 800 Einwohnern und einer berühmten Muschelbank. Hier übergab sich Lord Cornwallis am 19. Oktober 1781 an die Amerikaner. — 5) Grafschaft im nordamerik. Freistaat Südkarolina, mit 10.950 Einwohnern. — 6) engl. Gouvernement in Nordamerika, begreift das westliche Canada, im engern Sinn das Dreieck zwischen den 5 größern Seen und dem nördlichen Gebirge, im weitern Sinn alles Land jenseits der nördlichen Gebirge bis zum Eismeer und dem nördlichen Theil des großen Ocean, das nicht von andern Völkern besetzt ist, und nicht zu Neusüd- und Neunordwales gehört. Nach Boulton enthält das im engern Sinn genommene Land 230.000 Einwohner, Nachkommen von Engländern Irländern und Schotten, die sich zur Episkopal- und presbyterianischen Kirche bekennen und unter 8 Distrikte und 23 Grafschaften vertheilt sind, welche letztere wieder in Townships zerfallen. Die Grafschaft York hat die Hauptstadt des Gouvernement York 48° 45′ B. mit 3000 Einwohnern, Sitz des Gouverneurs, des gesetzgebenden Raths, der Provinzialversammlungen und Gerichtshöfe, Hafen von der langen und schmalen Halbinsel Gibraltar im See Ontario gebildet, Pelzhandel, Ahornzubereitung. — 7) Grafschaft im Gouvernement Quebeck der englischen Landschaft Quebeck in Nordamerika. — 8) Fort an der Westküste der Hudsonsbai in Nordamerika, auf der Hayesinsel, mit Waarenhäusern, Wohnungen, Pelzhandel mit den Bewohnern des innern Amerika. — 9) York, s. Newyork.

Young (Arthur), einer der verdienstvollsten Schriftsteller über Landwirthschaft, geb. zu London 1741, zeichnete sich schon als Knabe auf der Schule zu Lavenhom durch ungemeine Geistesanlagen und unermüdete Thätigkeit aus. 1758 kam er nach Lynn in Norfolkshire, um die Handelswissenschaft zu lernen; er sah sich aber durch den Tod seiner Schwester, mit deren Mann er in Geschäftsverbindung kommen sollte, in eine andere Laufbahn gewiesen. Er begann daher, 17 Jahr alt, als Schriftsteller im polit. Fache aufzutreten. Auch schrieb er u. A. 4 längst vergessene Romane. 1762 begann er eine Zeitschrift: Allgemeines Museum, von welcher er aber nur 6 Stück redigirte. 1763 begab er sich zu seiner Mutter nach Bradfield, und übernahm den Anbau ihres Landgutes. Bei verschiedenen Reisen durch England, die er in landwirthschaftlicher Hinsicht unternahm, hatte er Gele-

genheit, mannichfaltige Beobachtungen zu machen, die er dann mit immer größerem Beifall zu Tage förderte. Diese Schriften hatten einen großen, weit verbreiteten Einfluß auf die Verbesserung des englischen Ackerbaues. Die Neigung zu landwirthschaftlichen Unternehmungen wurde allgemein, und man hat nicht mit Unrecht gesagt, Youngs Schriften hätten Einzelnen mehr Schaden und dem Gemeinwesen größern Vortheil gebracht, als die Werke irgend eines andern Schriftstellers. Sie sind eine reiche Fundgrube für den praktischen Landwirth, und geben zugleich die wichtigsten Belehrungen über Gegenstände der Staatswirthschaft. Die umständliche Beschreibung aller Wirthschaftsanstalten, die Young auf einer Reise von 4000 englischen Meilen sah, und die Versuche zahlreicher Landwirthe brachten eine Menge nützlicher Kenntnisse in Umlauf; die Geschicklichkeit und Wahrhaftigkeit, womit er die Mängel aller landwirthschaftlichen Systeme schildert, gab eine sichere Grundlage für die fortdauernde Veredlung des Bodens, und die Vergleichung der Wirkungen des in verschiedenen Gegenden üblichen verschiedenartigen Landbaues verschaffte dem Gutsbesitzer eine nützliche Belehrung, ohne die Mühe eines Versuches und Kenntniß von Gewinn und Verlust, ohne die Beschwerden und die Irrthümer einer Berechnung. Im J. 1770 gab er zwei neue Werke: die Landwirthschaft und Experimentale Landbaukunde; 1771, außer seinem Vorschlage zu einer Volkszählung, seinen Kalender für Landwirthe heraus, der mehrere Auflagen erlebte. Seine landwirthschaftlichen Briefe wurden in der dritten Ausgabe mit einem 4. Bde. vermehrt, worin er die Vortheile darthut, welche für die großen Landeigenthümer aus der Verbesserung ihrer Güter entstehen. Dieser schriftstellerischen Thätigkeit ungeachtet, waren seine Einkünfte noch immer so wenig hinlänglich zu seinen Ausgaben, daß er um das Jahr 1773 den Bericht über die Parlaments-Verhandlungen für die Morgenpost übernahm. Er widmete diesem Geschäfte mehrere Jahre. 1774 erschien seine politische Arithmetik, ein Werk, das auch im Auslande Aufsehen erregte. 1776 und 1777 bereisete er Irland, wo ihm der damalige Statthalter, Lord Harcourt, die freundlichste Unterstützung gewährte. Die treffliche Beschreibung dieser Reise erschien 1780. 1784 begann er seine einflußreiche Zeitschrift: Annalen des Ackerbaues, 45 Bde. Er erhielt Beiträge von den ausgezeichnetsten Männern in Europa, selbst von dem König von England. Später unternahm er landwirthschaftliche Reisen nach Frankreich, Spanien und Irland; sie hatten neue literarische Arbeiten in seinem Fache zur Folge. Vorzügliches Verdienst erwarb er sich durch Beispiel und Schriften um den Anbau der Futterkräuter, und als Sekretär der 1793 gestifteten Ackerbaugesellschaft. Sie beehrte ihn 1808 mit einer goldenen Denkmünze für seine „vieljährigen Dienste im Landbau". Einige Zeit nachher ward seine Thätigkeit durch eine Augenkrankheit gehemmt, es zeigte sich ein anfangender Staar, und er war bald nicht mehr im Stande, sich die gewöhnliche Bewegung zu machen. Fromme Ergebenheit erheiterte ihn in seinen letzten Tagen und nicht ein Klagelaut kam aus seinem Munde. Er starb am 12. April 1820 zu London. Die vorzüglichsten Schriften Youngs sind alle ins Deutsche übersetzt. Ein Werk von ihm, das alle während eines Zeitraums von 50 Jahren gemachten Beobachtungen und Versuche enthält, ist noch Handschrift und dürfte erst gedruckt werden, wenn sein Sohn aus der Krim zurückkehrt, wo er seit 1804 ein Landgut von 10.000 Morgen zur Belohnung für die von ihm gefertigte statistische Uebersicht der Statthalterschaft Moskwa erwarb.

Young (Edward) war geboren im Jahre 1681 zu Upham bei Winchester. Im Hause seines Vaters, eines geschätzten Geistlichen, konnte er leicht Eindrücke erhalten, die sein Gemüth zu religiösen Betrachtungen

stimmten. Doch soll er in seiner Jugend ein ganz munteres Leben geführt haben. Seine poetischen Talente regten sich früh; aber kein Dichter ist so lange von einer Dichtungsart zur andern hin und her geirrt, ohne den rechten Weg seiner Bestimmung zu finden. Mit Gelegenheitsgedichten im Geschmack der Zeit trat Young seine literarische Laufbahn an. Addison's Cato zu empfehlen, lieferte er auch seinen versificirten Beitrag. Ein poetisches Thema, das seinem Gefühle angemessen war, hatte er gefunden, als er das jüngste Gericht zum Inhalte eines Gedichts wählte; aber die Poesie des Zeitalters, die einzige, auf die er sich damals verstand, harmonirte nicht mit diesem Thema. Sein Werk fiel dürftig und matt aus. Dann versuchte er die religiöse Moral mit der erzählenden Poesie in Verbindung zu bringen. Aber auch dieses Produkt unter dem Titel: Die Stärke der Religion oder der Sieg über die Liebe (the Force of Religion, or Vanquish'd Love) machte den Talenten des Verfassers keine besondere Ehre. Unterdessen studirte er die engl. Jurisprudenz und wurde Doktor der Rechte. Immer auf poetische Unternehmungen bedacht, fing er an, für das Theater zu arbeiten. Sein Trauerspiel Busiris soll mit Beifall aufgeführt worden seyn. Young ließ mehrere folgen. Von der dramatischen Poesie wandte er sich plötzlich zur Satyre. Pope war sein Muster. Young's Satyren über die Ruhmsucht, seit 1725 dem Publikum mitgetheilt, waren dem herrschenden Geschmacke so gemäß, daß sie ihrem Verfasser nicht wenig Ehre und Geld einbrachten. Aber Young verließ auch diesen Weg wieder. Er mischte sich in die Politik, und um sich zugleich als Odendichter zu zeigen, empfahl er sich dem Könige Georg II. bei dessen Thronbesteigung durch eine lange patriotische Gelegenheitsode. Er hatte sich seitdem einen andern Stand gewählt. Von der Jurisprudenz war er zur Theologie übergegangen. Der König Georg ernannte ihn zu seinem Hofkaplan. Abwechselnd flossen nun wieder aus Young's Feder moralische, politische und poetische Schriften. Ueber 50 Jahr war er alt geworden, und noch hatte er nichts Außerordentliches, wenngleich vielerlei Interessantes, hervorgebracht. Endlich 1741, dem 50. seines Alters, rief der tiefe Schmerz, den er über den Tod eines Freundes, einer geliebten Gattin und einer Stieftochter empfand, das sonderbare Gedicht hervor, das er: Die Klage, oder Nachtgedanken (The Complaint, or Night-thoughts) überschrieben hat. Seinem poetischen Geiste und seinen religiösen Gesinnungen wurden nun von allen Seiten gehuldigt. Durch ein einnehmendes und gefälliges Betragen empfahl er sich im Privatleben seinen Verehrern. Sein Geist blieb thätig bis in sein hohes Alter. Nachdem er nicht lange vor seinem Tode noch ein neues Gedicht: Die Resignation, hatte drucken lassen, starb er 1765, dem 85. seines Alters. Seine Nachtgedanken sind mit allen ihren, grell genug hervorstechenden Fehlern, ein Gedicht, das weder in der neuern noch in der alten Literatur ein Vorbild hat. Was dieses Gedicht vor allen, ihm in manchen Hinsichten ähnlichen, unterscheidet, ist eine Charakterpoesie, die uns aus den innersten Tiefen der Seele mit schauerlicher und erschütternder Bestimmtheit und Kraft, wie eine Stimme aus dem Grabe, religiöse Betrachtungen zuruft. Bewunderungswürdig ist die Unerschöpflichkeit des Dichters in der Verarbeitung seines herben Thema's. Das Werk hat einen Umfang wie eine Epopöe; und doch dreht es sich in 9 langen Nächten um immer wiederkehrende Betrachtungen des Todes, der Eitelkeit, des Lasters, der Bestimmung des Menschen und der Unsterblichkeit der Seele. Die 3 ersten Nächte haben den Vorzug vor den folgenden, daß sie mehr dem Gefühle als dem Verstande angehören, und daß die Wärme des Gefühls in ihnen die Fehler vergütet, die das ganze Gedicht entstellen und in den folgenden Nächten, bis zur letzten, am härtesten hervorspringen. Diese Fehler sind, außer der Monotonie des Ganzen, ein moralischer Eifer, der durch seine mehr als

stoische Strenge dem poetischen Effekte immer entgegenarbeitet; ein Kanzelton, den die Musen nie anstimmen, wo sie ihrer Bestimmung getreu bleiben; ein unverkennbares Haschen nach dem Frappanten und Außerordentlichen, wo es sich nicht von selbst einstellen will; und besonders noch eine pathetische Witzelei, die bald raffinirte Sentenzen zuspitzt, bald natürliche Gedanken zu unnatürlichen Epigrammen verdreht. Seine Satyren auf die Ruhmsucht haben mit den Nachtgedanken mehrere Fehler gemein, besonders die gesuchten und raffinirten Sentenzen und die erzwungene Zuspitzung der Einfälle. Doch sind diese Satyren von Young nicht ohne glänzende und anziehende Partieen. Wo sie nicht in das Verkünstelte fallen, zeichnen sie die Thorheit, freilich mehr bitter, als komisch in treffenden Zügen. Youngs Trauerspiele haben ein vorübergehendes Glück auf dem engl. Theater gemacht. Eine unnatürliche Ueberspannung gewöhnlicher Erfindungen soll in diesen dem wahren Pathos nachhelfen. Die Situationen sind ganz gut angelegt; aber die meisten Charaktere gemein; und die wahrhaft tragische Größe ist überall verfehlt. Auch in den lyrischen Gedichten von Young, besonders in der patriotischen Ode: Der Ocean (the Ocean), zeichnen sich mehrere Stellen durch Wärme des Gefühls, Kühnheit der Phantasie, männliche Gedanken, malerische Beschreibungen und Würde des Styls vortheilhaft aus. Aber die Komposition dieser lyrischen Gedichte verräth den künstelnden Verstand. Sie sind bis zum Ermüden gedehnt. Die Lebhaftigkeit der Sprache ist oft erzwungen; der Vers öfter hart, als harmonisch. Auch als Theoretiker hat sich Young über die Poesie, besonders die satyrische und die lyrische, vernehmen lassen, aber wenig, oder gar nichts Neues gesagt. Die Nachtgedanken wurden durch Ebert's meisterhafte Uebersetzung auch in Deutschland bekannt, und weckten ein Heer von Nachahmern, welche in steifer poetischer Prosa schwülstige Gedanken zu Tage förderten. Die Periode, da Young's schwermüthige Poesien in Deutschland Lieblingslektüre waren, ging der überspannten Werther'schen und der empfindelnden Siegwart'schen voran. Die Satyren sind ebenfalls von Ebert, mit den Nachtgedanken zugleich, übersetzt worden, unter dem Titel: Dr. E. Young's Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, in 9 Büchern, nebst dessen Satyren auf die Ruhmbegierde, übersetzt von J. A. Ebert (Braunschw. 1760—71, 5 Bde.), ferner vom Grafen v. Benzel-Sternau (Frankf. a. M. 1825) und von M. H. A. Schmidt (Dresden 1825).

Ypern, französ. Ypres, Stadt und Festung in der niederländischen Provinz Westflandern, am Yperle, der unweit Nieuport ins Meer fließt) und an einem Kanal, der sie mit Brügge, Ostende und Nieuport verbindet, mit 2300 Häusern, 15.300 Einwohnern, 5 Kirchen, einem kolossalen Rathhause, einem königl. Kollegium, einer Handelskammer, Börse, mehreren Leinwand-, Spitzen-, Baumwollenzeuch-, Serge-, Barchent-, Siamoisen-, Zwirn- und Bandfabriken, Baumwollgarnspinnerei, Leinwandbleichen, Färbereien, Seifensiedereien, Gerbereien, Salzraffinerie, Handel, Getreide-, Flachs- und Hanfbau. Hier ist Cornelius Jansen, von dem die Jansenisten den Ursprung haben, bis 1638 Bischof gewesen.

Ypsilantis, wird ausgesprochen Hypsilantis, eine altgriechische Fanariotenfamilie zu Konstantinopel, welche die Hospodarenwürde in der Moldau und Walachei mehrmals bekleidet hat. Der Großvater der in der neuesten Zeit bekannt gewordenen Fürsten Alexander, Demetrius, Nikolaus und Gregorius Ypsilantis wurde auf Befehl der Pforte unter fürchterlichen Martern hingerichtet. Der Urgroßvater und der Oheim hatten den Tod durch die seidene Schnur erhalten. Der Vater, Konstantin Ypsilantis, Hospodar der Walachei, wurde von der Pforte 1805 abgesetzt, auf Rußlands Verlangen aber wieder einge-

setzt. Dieser aufgeklärte und kluge Mann war in seiner Jugend in Wien gewesen, wohin ihn Joseph II. eingeladen hatte. Der Monarch behandelte ihn mit väterlicher Güte und weckte zuerst in geheimen Unterredungen mit ihm die Hoffnung einer bessern Zukunft in seiner Brust. Als Rußland 1802 der Pforte mit Krieg drohte, erfuhr er durch seine Agenten in Konstantinopel, daß sein Kopf in Gefahr schwebe; er flüchtete daher mit seiner Familie nach Jassy, wohin er auch bereits den größten Theil seiner Schätze und seine ausgewählte Bibliothek in Sicherheit hatte bringen lassen. Der in die Moldau eingerückte General Michelsen nahm ihn in seinen Schutz, und die russische Regierung wies ihm und seiner Familie Kiew zu ihrem Wohnsitze an. Bei dem Vordringen der Russen in die Walachei hoffte er dieses Fürstenthum unter Rußlands Schutz wieder zu erhalten; in dieser Absicht begab er sich dahin und bewaffnete die Walachen gegen die Türken, konnte aber statt 40.000 M., die der russische Feldherr von ihm verlangte, nur 5000 M. zusammenbringen. Das russ. Hülfscorps war daher zu schwach, und Ypsilantis mußte sich über Siebenbürgen nach Rußland flüchten, wo er um das J. 1814 zu Kiew gestorben ist. Seine Söhne traten in russische Dienste. — Alexander, der älteste von ihnen, ward den 12. Dez. 1792 zu Konstantinopel geboren. 1805 begleitete er seinen Vater nach Petersburg und trat als Offizier in die Chevaliergarde. 1812 zeichnete er sich im Kampfe bei Polozk aus. In der Schlacht bei Dresden 1813 nahm ihm eine Kartätschenkugel die rechte Hand weg. 1814 hielt er sich in Weimar bei seiner Schwester, welche dort an den Grafen von Edling verheirathet war, auf. In demselben Jahre erhob ihn der russ. Kaiser von Wien aus zum Obristen und Adjutanten. 1817 ward ihm das Commando einer Husarenbrigade und der Rang eines General-Majors ertheilt. 1820 kam er in Verbindung mit dem Bunde der Häteria, an dessen Spitze er das Jahr darauf trat. Wladimirsko's Empörung und Ypsilantis's Aufstand in der Moldau und Walachei stehen mit einander in so vieler Beziehung, daß auch der erstern hier erwähnt werden muß. Am 10. Januar 1821 starb in Bukarest der Fürst der Walachei, Alexander Suzzo, nach einer drittehalbjährigen sehr aussaugenden Regierung. Seine Günstlinge und er wollten sich schnell bereichern. Gehör wider Unterdrückungen fand Keiner beim Fürsten oder seinen Beamten. Der walachische Bojar, Theodor Wladimirsko, hatte durch Räuberei und Selbsthilfe einiger ihm feindlichen Bojaren Schaden gelitten, und verlangte vergebens von zwei auf einander folgenden Hospodaren eine Abstellung seiner Beschwerden und Ersatz der Verluste. Als Wladimirsko sah, daß er sein Ziel auf gesetzlichem Wege nicht erlangen könne, bewaffnete er sich und seine Hörigen, und forderte auch andere Hörige auf, seinem Banner zu folgen, um die Freiheiten des Bauernstandes auf den Fuß voriger Zeiten herzustellen. Bald wuchs sein Haufe zu Tausenden an und verwüstete die Güter der Bojaren, welche seine Feinde waren, oder die er dafür hielt; und da ein Volkshaufen, der zu plündern wünscht, immer weiter geht als seine Führer, so wurde besonders die kleine Walachei, jenseits der Aluta, der Schauplatz von Verheerung und Gräuelthaten im Anfange des J. 1821. Die besoldeten Arnauten und die von der Bojarenregierung in Bukarest aufgebotene Mannschaft sollten die Insurgenten bekämpfen, sie gingen aber statt dessen über. Wladimirsko kam bis Bukarest, vertrieb seine Gegner von der Regierung, betheuerte durch Botschafter der türkischen Regierung, daß er das rechtliche Verhältniß des Fürstenthums in Unterwürfigkeit gegen die Pforte nicht abändere, wohl aber die übermüthigen Bojaren züchtigen wolle. Schon im Februar eben dieses Jahres zeigten sich Symptome einer Verschwörung unter einigen unruhigen vornehmen Griechen vom Laien- und geistlichen Stande, woran aber nicht die

ganze Nation Theil nahm, indem die russ. Regierung sehr geneigt sey, die Häteria genannte Verschwörung zu unterstützen. Carbonarisch waren diese Umtriebe gewiß nicht, aber eine Erhitzung des leicht Feuer fangenden Volks der Griechen. In der Moldau stellte sich Fürst Alexander Ypsilantis, in der grundlosen Hoffnung russ. Beistandes, an die Spitze der Häteria am linken Ufer der Donau. Durch Freiwillige sammelte Ypsilantis ein undisciplinirtes Heer, welches seine angeblichen Gegner im eigenen Volke zu bekämpfen anfing. Am 24. Februar 1821 traf Ypsilantis aus Bessarabien in Jassy ein, tödtete oder entwaffnete die daselbst vorhandenen Türken, kündigte sich als Befreier der Griechen an und erließ allgemeine Aufruhrproklamationen für beide Fürstenthümer. Auch ersuchte er in einem Bittschreiben den Kaiser Alexander um Hilfe. Dieser damals in Laibach befindliche Monarch erklärte die Unternehmung des Fürsten als eine Wirkung des unruhigen Geistes jener Zeit, sowie der Unerfahrenheit und des Leichtsinnes des jungen Mannes. Se. Majestät ordneten ferner an, daß jener Fürst vom russ. Dienste ausgeschlossen sey, daß man sein Unternehmen durchaus mißbillige und daß er dabei niemals auf irgend eine Hilfe von Seiten Rußlands zu rechnen habe. Hielt gleich am 2. April Wladimirsko seinen Einzug in Bukarest, so herrschte doch unter ihm und Ypsilantis kein Einverständniß, und am 4. weihten die dortigen Griechen eine für Ypsilantis bestimmte Fahne ein; sie gaben vor, von wahrer Freiheit beseelt zu seyn, und beschuldigten Wladimirsko, daß er nur aus unedler Rache handle. Der Metropolit machte am 8. April den aus Konstantinopel vom Patriarchen empfangenen Bannfluch wider die Insurrektion der Häteria bekannt und der russ. Consul die Mißbilligung seines Monarchen; Wladimirsko erwartete aus Konstantinopel und nicht von Ypsilantis Hilfe. Das arme von den beiden Insurrektionshäuptern gemißbrauchte griech. Volk verwünschte in den Fürstenthümern den solches unglücklich machenden Aufstand. Solche Verhältnisse verminderten die Zahl der Streiter, sowohl Ypsilantis's als Wladimirsko's, und vermehrten die Mannszuchtlosigkeiten der Insurrektionshaufen. Vergebens hatte Ypsilantis in einer Proklamation vom 30. März die vornehmen Walachen aufgefordert, Stadt und Heimath nicht zu verlassen; einige Bojaren kehrten zwar zurück, aber die Häupter der Insurrektionen suchten ihr Eigenthum und ihren Raub in Sicherheit zu bringen, indeß sich die Türken in den Donaufestungen sehr verstärkten, aber augenblicklich ruhig verhielten. Nach einer Proklamation des russ. Consuls zu Jassy vom 9. April wurden Fürst Ypsilantis und seine Anhänger aufgefordert, sich auf der Stelle nach Rußland zu begeben und das Urtheil des Kaisers über ihr bisheriges Unternehmen abzuwarten, widrigenfalls man sie als öffentliche Ruhestörer betrachten würde, welche nicht nur die Rache der ottomanischen Regierung zu fürchten hätten, sondern auch dem kaiserlich russischen Hofe verantwortlich werden würden. Diese Aufforderung erstreckte sich auch auf die übrigen russischen Unterthanen oder Schützlinge, welche an Ypsilantis's Umtrieben Antheil genommen hatten. Am 10. April rückten die Insurgenten unter Fürst Ypsilantis in Bukarest unter polizeilich gebotenen Freudenbezeigungen ein. Sein Heer war kleiner, als er voraus verkündet hatte, und kaum 5000 Mann stark. Die Bojaren von Ypsilantis's Partei schrieben eine gezwungene Anleihe von 2 Mill. Piaster aus. Am nämlichen Tage luden die Landesbojaren und der Metropolit in Jassy den Hospodar Michael Suzzo ein, die Zügel der Verwaltung niederzulegen. Er that dieß und verließ Jassy in der nächsten Nacht mit den Ephoren, vergaß aber nicht, die Kriegskasse des griech. Aufgebots mit sich zu nehmen. In wenigen Stunden waren diese unglücklichen Aufwiegler zur Unzeit jenseits des Pruth. Nach der Abreise des Fürsten versammelte sich der Divan, ernannte 1) eine Deputa-

tion an die Pforte, welche vorstellen sollte, daß nicht die Moldau, sondern nur Michael Suzzo die Waffen wider ihren rechtmäßigen Monarchen ergriffen habe, und daß das Land um die Zusendung eines neuen Fürsten bitte, erließ 2) einen Befehl an das Landvolk in mehreren Distrikten der Moldau, vom 18. April an auf die Krieger des Fürsten Ypsilantis Jagd zu machen, und benachrichtigte 3) den Pascha von Ibrail, daß, da der Divan schon auf Mittel bedacht sey, das Land von dem griech. Aufgebot zu reinigen, auch jene Aufrührer aus Jassy schon vertrieben worden wären, der Pascha keine türk. Truppen in die Moldau einrücken lassen möge. Wladimirsko verließ Bukarest am 12. April mit seinen unmuthigen Banden, welche bereits zu Ypsilantis überzugehen anfingen, da sie die Bojaren der Residenz des Hospodaren nicht hatten plündern dürfen. Junge Griechen strömten dagegen aus Ungarn und Deutschland als Freiwillige zu Ypsilantis's Fahnen. Die meisten waren talentvolle Jünglinge mit heißer Vaterlandsliebe. Sie kannten den lange erfahrnen Druck ihres Volkes und ihrer Edeln in solchem. Es plagte diese weder Ehr- noch Geldgeiz, aber zu lebhaft hatte sie die Hoffnung ergriffen, daß ihre sich in einigen Gegenden des türk. Reichs bewaffnenden Mitbürger in der Christenheit außer der Türkei Unterstützung und Schirm finden würden. Ebenso grausam, als Ypsilantis die gefangenen Türken mißhandelte und tödtete, verfuhren die türk. Obrigkeiten wider schuldige und verdächtige Griechen. Selbst die Franken erfuhren Mißhandlungen vom erbosten türk. Pöbel in der Residenz des Großsultans. Mehrere türk. Korps rückten aus den Donaufestungen am Ende des Maimonats in die Walachei ein und Bukarest wurde von den Türken am 28. besetzt. Ypsilantis sah jetzt den Wladimirsko als einen türk. Verbündeten an, ließ ihn durch Kapitän Jordaki überfallen und ins Hauptquartier Ypsilantis's zu Tergowischt abführen, woselbst Wladimirsko am 7. Juni hingerichtet wurde. Viel zu kühn hatte Ypsilantis bei seiner Insurrektion gehandelt, zu Vieles von Möglichkeiten gehofft. Sein kleiner Krieg mit den Türken im walachischen Gebirge war unglücklich durch Treulosigkeit und Feigheit mancher Anhänger; aber die sogenannte heilige Schar aus herbeigeeilten hellenischen Jünglingen fiel im ehrenvollen Kampfe. Andere Hätaristen, welche jenseits des Pruth die Flucht nahmen, fanden bei den russ. Behörden menschenfreundliche Aufnahme, und in Odessa ließ der großmüthige Kaiser unter die Hülfsbedürftigen 100.000 Silberrubel austheilen. Von den walachischen Insurgenten gingen Manche zu den Türken über. Am 26. Juni rückten die Türken in Jassy ein. Jetzt beging Ypsilantis den Fehler, seine feste Stellung bei Rimnik zu verlassen und gegen Dragaschan zu rücken. Sein Vortrab, aus 1000 Mann bestehend, und von dem tapfern Jordaki angeführt, ward am 19. Juni von Türken angegriffen. Wie es zum Kampfe kommen sollte, nahmen die von dem Seraskier Jussef von Braila schon früher bestochenen Walachen und Panduren, welche sich der Hätaria angeschlossen hatten, die Flucht; wodurch Jordaki genöthigt wurde, sich auf das Hauptkorps der Hätariasten zurückzuziehen. Als aber auch jetzt ein Theil der Arnauten ausriß und dem Feinde die aus 5 Kanonen bestehende Artillerie überließ, feuerte ein Neffe des in Konstantinopel vom Sultan gemordeten Patriarchen Gregorius, durch eine treffliche Rede seine Freunde an, sie auffordernd, durch ihren Heldentod der Welt zu beweisen, daß ihre Sache eine heilige und gerechte gewesen sey. Sie drangen nun auf die Osmanen ein und ein blutiger Kampf entspann sich, dem nur Wenige mit Ypsilantis, die sich in das Kloster Kostia retteten, entkamen. Andre Führer, die mehr aus Raubsucht als aus edlem Freiheitstriebe die Sache der Hätariasten ergriffen, und schon früher ihre Fahnen verlassen hatten, begingen die größten Ausschweifungen, während als Alexander Ypsilantis, dem theils

durch eigne Fehler, theils durch Verrath sein Unternehmen mißglückt war, am 20. Juni 1821 ein Manifest von Rimnik aus erließ, worin er den Arnautenführer, Kaminar-Sawa als Verräther, und Konstantinus Dukas, Basilius Barlas, Georgius Manos und die beiden Fanarioten, Gregor Sutsos und Nik. Skufo als meineidige Urheber der Flucht anklagte, sie dem Fluche der griech. Nation übergab, und hierauf nach Siebenbürgen ging. Der Fürst hatte mehrere Warnungen der östr. Regierung, mit seinem kleinen Heere die Ruhe der Fürstenthümer zum Nachtheil derselben und Oestreichs nicht zu stören, nicht geachtet. Deßwegen wurde er im Schloß Munkatsch verhaftet, hernach nach Theresienstadt versetzt und als seine Gesundheit sichtbar schwankte, im J. 1828 in ein südliches Klima entlassen, starb aber auf der Reise nach Verona an der Brustwassersucht, die durch eine Erweiterung des Herzens verursacht ward. Nach der Niederlage von Dragaschan zog sich der heldenmüthige Georg Olympios mit einem Haufen Häteriasten in das Kloster Kosia in der Moldau zurück und hauchte sein Leben auf den Trümmern desselben von erschlagenen Feinden umgeben und mit Wunden bedeckt aus. Eine andre Abtheilung der Häteriasten ward von dem Fürsten Georg Kantakuzeno nach dem Pruth geführt, wo sie der Quarantaine von Skuleni gegenüber am 25. Juni bei Stinka der türk. Macht erlag. Der Fürst Kantakuzeno rettete sich mit einigen Andern auf das jenseitige Ufer des Pruths, während die Heldenschaar noch kämpfte. Der Fürst hat sein in den Augen Vieler als feig erscheinendes Betragen in einer Denkschrift zu retten gesucht. Der Verräther Kaminar-Sawa ward ebenso verrätherisch und meuchelmördrisch von dem türk. Oberbefehlshaber am 19. August in Buchareſt erschossen und seine Anhänger wurden von den Türken niederhauen. Die Türken hielten hierauf die Walachei und Moldau besetzt, was zu vielen Beschwerden des ruſſ. Hofes Veranlassung gab. S. Nouvelles observations sur la Valachie etc. suivies d'un précis historique des événemens, qui se sont passés dans cette province en 1821, par un témoin oculaire avec le plan de la bataille de Dragaschan. Par F. G. L. (Paris 1822) und Geschichte der ruſſ.-türkischen Kriegs von Fedor Iwanitschew, kaiſ. ruſſ. Obersten. Ilmenau 1829.

Yriate (Don Juan de), ein verdienstvoller span. Bibliograph, geb. 1702 auf der Insel Teneriffa, studirte zu Paris im Kollegium Ludwigs des Großen die klaſſ. Literatur. In seine Heimath zurückgekehrt, widmete er sich vorzüglich dem Studium der engl. Sprache. 1724 begab er sich nach Madrid in der Absicht, die Rechtsgelehrsamkeit auf einer spanischen Universität zu studiren; seine Neigung zur Philologie und Bibliographie aber behielt die Oberhand und er benutzte mit dem rastlosesten Fleiße die königl. Bibliothek, wo der Historiker Juan de Ferreras, unter dessen Aufsicht diese Anstalt stand, ihn bald auszeichnete und zum Bibliothek-Sekretär beförderte. Die Frucht seiner bibliographischen Studien war das Verzeichniß der griechischen Handschriften der königl. Bibliothek, dessen 1ster Theil 1764 in Folio unter dem Titel: Regiae Bibliothecae Madritensis Codices MSS. Joannes Yriarte — excussit, recensuit, notis, indicibus, anecdotis pluribus evulgatis illustravit etc. Dieser Band enthält Nachrichten von beinahe 60 Handschriften, die Constantin Laskaris mit eigener Hand abgeschrieben hatte. Unter den Abhandlungen, die diesen Band begleiten, ist auch eine über Plagiate. Während der Beschäftigung mit diesem Werke, das ein 2ter Band beschloß, bearbeitete Yriarte Verzeichnisse der geographischen, chronologischen und mathematischen Werke der königl. Bibliothek, die 1729 und 1730 erschienen, lieferte viele Berichtigungen und Zusätze zu Antonios literarischem Werke über die spanischen Schriftsteller und bearbeitete die griechische Paläographie. Er wurde königl. Bibliothekar, Uebersetzer im

Staatssekretariat und 1742 Mitglied der span. Akademie. In letzterer Eigenschaft war er sehr thätig und trug viele Bemerkungen zu der Abhandlung über die span. Orthographie, zur castilischen Sprachlehre und zu dem Wörterbuche der Akademie bei. Unter seinen latein. Gedichten zeichnet man seine zahlreichen Epigramme aus. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an dem Diario de los Literatos. Seine literarische Liebhaberei war das Sammeln spanischer Sprichwörter, deren er gegen 15.000, sowohl aus Schriftstellern, als aus dem Munde des Volks zusammenbrachte. Seine lateinische Sprachlehre, woran er 40 Jahre arbeitete, enthält die Sprachregeln in spanischen Reimen mit einer Erläuterung in Prosa; sie ward aber erst nach seinem Tode von seinem Neffen 1771 zu Madrid herausgegeben, der späterhin (1774) auch die vermischten Schriften seines Oheims bekannt machte. Er starb 1771 zu Madrid. — 2) Thomas de Yriarte, des Vorigen, Neffe, Uebersetzer in der Staatskanzlei und der Oberarchivar des Kriegsraths einer der besten neuern spanischen Dichter, geb. 1752. Er vereinigte die französische Eleganz mit den alten Formen der span. Poesie. Nachdem er schon durch mehrere Uebersetzungen französischer Schauspiele, durch seine Gedichte in latein. Sprache und durch andere literarische Arbeiten bekannt geworden war, gewann er die Gunst des feinern Publikums besonders durch seine literarischen Fabeln (Fabulas literarias), die 1782 zum ersten Male zusammen gedruckt wurden. Der Gedanke war neu, literarische Wahrheiten, deren mehrere doch auch als moralische angesehen werden können, zum Thema äsopischer Fabeln zu wählen und diese Fabeln in allen Arten von Sylbenmaßen zu versifiziren, die nur einigermaßen dazu passen wollten. Es gab bis dahin noch überhaupt keinen klassischen Fabeldichter in der span. Literatur. Yriarte's Fabeln empfehlen sich nicht nur durch ihre klassische Sprache und durch die vortreffliche Versifikation; sie haben auch einen eigenen Reiz des Styls, der leicht für eine glückliche Nachahmung der Manier des Jean Lafontaine angesehen werden kann, im Grunde aber doch andern Ursprungs ist. Yriarte empfand, wie Lafontaine, die zarte Harmonie des Wesens der Fabel und eines geistreichen Kinderstyls, der mit anmuthiger Tändelei die Wahrheit, die in der Fabel anschaulich dargestellt werden soll, ohne allen Schein der didaktischen Bedächtigkeit, spielend herbeiführt. Die ästhetischen Elemente dieses Styls brauchte Yriarte nicht bei einem Ausländer zu suchen. Er durfte nur die gediegene Naivetät mehrerer alten Romanzen und spanischen Lieder mit dem wahren Geiste der äsopischen Fabel vereinigen; und seine Erzählungsart mußte den Ton annehmen, durch den sie der Manier des Lafontaine begegnet. Deßwegen behaupten auch unter diesen siebenundsechzig literarischen Fabeln des Yriarte diejenigen den Vorzug der naiven Darstellung, die in Redondilien und andern spanischen National-Sylbenmaßen versifizirt sind. Der didaktische Werth einiger ist nicht außerordentlich. Aber wo auch der Gedanke oder die sogenannte Moral dieser Fabeln kein besonderes Interesse hat, wird man durch die Darstellung befriedigt. Mit vielem Beifall ist auch: Die Musik, ein Lehrgedicht von Yriarte aufgenommen worden, ob es gleich, mit allen seinen Vorzügen von gewisser Art, den wahren Charakter des Lehrgedichts ebenso merklich, wie die früheren Versuche der Spanier in dieser Gattung, verfehlt. Es ist mit vielem Verstande entworfen, mit der nöthigen Eleganz der Sprache ausgeführt, und hat mehrere nicht unpoetische Stellen. Aber die systematische Form ist nicht durch eine poetitische Composition versteckt; und anstatt, wie es die richtige, wenngleich selten zur Sprache gebrachte Idee des Lehrgedichts verlangt, für die Wahrheiten, die gelehrt werden sollen, poetisch zu interessiren und den Unterricht selbst in Darstellung zu verwandeln, behandelt es, wie die meisten sogenannten Lehrgedichte, den didaktischen Vortrag

als Hauptsache und die poetische Darstellung nur als Schmuck; und so besteht es zu drei Viertheilen nur aus elegant versifizirter Prosa. Man hat eine deutsche Uebersetzung seiner Fabeln von Bertuch (Leipzig 1788) und eine französische, die 1805 zu Paris erschien. Er sammelte 1787 seine Schriften in Versen und Prosa (Coleccion de Obras en verso y prosa) zu Madrid in 6 Bänden, wovon der 1ste die Fabeln und das Gedicht über die Musik enthält. Im 2ten stehen 11 meist satyrische Episteln, die ebenfalls hauptsächlich gegen die Verirrungen der Gelehrten gerichtet sind. In den übrigen Bänden findet man, außer vielen eigenen und vielen nachgebildeten Gedichten, auch eine metrische Uebersetzung der horazischen Epistel an die Pisonen mit erläuternden Anmerkungen. Einer der Feinde, die er durch seine Satyren aufgereizt hatte, Juan Pablo Forner, machte unter dem Titel: Der gelehrte Esel (El asno erudito), einen gehässigen Angriff auf ihn, wogegen er sich in einer kleinen Schrift (Para casos tales suelen tener los maestros oficiales) vertheidigte. Nach der Herausgabe jener Sammlung ließ er (1788) ein Lustspiel (La Senorita mal criada) drucken, dem, wie einem frühern (El Senorito mimado), die spanischen Kritiker die strenge Beobachtung der drei Einheiten und den Abscheu gegen die Monstruosas composiciones de nuestros antiguos poetas zum besondern Verdienst anrechneten, die aber beide keineswegs bedeutend sind. Yriarte starb 1794. (Vergl. Ensago de una biblioteca espanola de los mejores escritores del reynado de Carlos III., por Sempere y Guarinos. Madrid 1789, 6 Bände.)

Ysenburg, s. Isenburg.

Ytterit oder Gadolinit, ein schwarzer, undurchsichtiger, glänzender Stein, der Lava sehr ähnlich und stark auf den Magnet wirkend, welcher in einer schwarzen Steinart in Ytterbys Steinbrüchen zu Roßleger in Schweden gefunden wird, und mit Essigsäure ein zusammenziehendes, sehr süßliches Salz liefert. Den Namen Gadolinit führt er von dem Mineralogen Gadolin, der zuerst entdeckte, daß er aus einer eigenen Grunderde, Yttererde, bestehe, von der Thonerde besonders dadurch unterschieden, daß sie in ätzenden festen Laugensalzen unauflösbar ist.

Yverdun (Iverdon, Isferten), eine gewerbfleißige Stadt des Schweizerkantons Waadt, in einer angenehmen Lage am neufchateler See, auf einer Insel, an der Mündung der Orbe in den neuburger See. Ueber jeden der beiden Arme des Flusses, welche diese Insel bilden, führt eine schöne Brücke. Die Stadt hat breite und gerade Straßen mit 334 regelmäßigen Häusern und 2500 Einw., welche zum Theil in verschiedenen Leinwand-, Zitz- und Kattunfabriken beschäftigt sind, vorzüglich aber einen sehr bedeutenden Transitohandel zwischen Frankreich, Deutschland und der Schweiz treiben. Zum Behuf des Handels sind zwei große Kauf- oder Niederlagshäuser vorhanden. Es gibt hier ein gutes Gymnasium. In dem hiesigen alten Schlosse legte der berühmte Erzieher Pestalozzi 1804 seine Erziehungsanstalt an, wo sie noch gegenwärtig ist.

Z

Z, der 25ste Buchstabe des deutschen Abc (wenn man das Y nicht zählt) und der härteste unter den Sauselauten.

Zaandam, Zaanredam, Sardam. Marktflecken im nördlichen Theile der niederländischen Provinz Holland, Bezirk Haarlem, 2 Stunden von Amsterdam, durch die in das Y fließende Zaan im Ost- und Westzaandam getheilt, mit 10.000 Einwohnern, reformirten, lutherischen, men-

nonitischen und katholischen Kirchen, 700 (sonst 2300) Windmühlen, als: Sägen-, Erbsen-, Oel-, Farben-, Gries-, Graupen-, Zinnober-, Walk-, Papier-, Schnupftabak-, Senf-, Pulvermühlen, Seilereien, Schiffswerfte, Theer-, Leim-, Stärkefabriken, Buchdruckereien, Buchhandel, Schifffahrt, Handel mit Holz ꝛc. Die Häuser sind meistens von Holz, grün und bizarr angestrichen und fast jedes mit Wasser umgeben, daher sie mit ihren Gärten kleinen Inseln gleichen. Merkwürdig ist das Haus, wo Peter der Große, unter dem Namen Peter Michailow, 1698 den Schiffbau lernte und in dem man noch sein Holzbette zeigt. 1818 schenkte es der König der Prinzessin von Oranien.

Zaar, s. Czar.

Zabarah, Berg unweit der Wüste (Oase) von Theben in Oberägypten, in dem Cailliaud die Smaragdgruben wiederfand, die nur noch aus der Erwähnung der Schriftsteller und den Sagen der Araber bekannt waren. Er kam in mehrere unterirdische Kanäle, wo 400 Menschen zugleich arbeiten können, fand in den Minen Seile, Getreidemaße, Hebel, runde Schleifsteine, Werkzeuge, Gefäße, Lampen ꝛc., und brachte dem Pascha 10 Pfund Smaragden. In der Nähe entdeckte er die Trümmer einer vermuthlich ehemals von den Grubenarbeitern bewohnten Stadt, und in deren Mitte Tempel im griechisch-ägyptischen Styl mit alten Inschriften. Auch entdeckte er eine der alten ägyptischen Handelsstraßen nach Indien, die zu einer alten zerstörten Stadt 24° N. Br. am Berg Elbe führt, und am rothen Meer einen ehemals bearbeiteten Schwefelberg, dessen Umgegend vulkanische Spuren trägt.

Zabier, s. Sabier.

Zabira (Georg), ein gelehrter Grieche und Kaufmann, lebte zu Szabadszallas, einem Flecken in Kleinkumanien. Er war der Sohn eines durch Reisen in Italien gebildeten Kaufmanns, geb. zu Sialista in Macedonien, und wurde in Thessalonich erzogen. Um das J. 1764 kam er als Kaufmannsdiener nach Ungarn und erlernte zu Kolotscha die latein. sowie die neuern europ. Sprachen, und legte sich eine Bibliothek an. Neben seinen Handelsgeschäften leitete er auch eine Schule für seine Glaubensgenossen. In spätern Jahren besuchte er mehrere deutsche Universitäten und widmete sich hierauf zu Szabadszallas dem Handel und der Literatur. 1795 ließ er Kantemir's Werk über die Kantakuzenen und Brankowanen drucken. Unter seinen hinterlassenen Handschriften ist besonders das Θεατρον ἑλληνικον wichtig: ein biographisches Verzeichniß aller neugriech. Schriftsteller, die seit der Eroberung Konstantinopels gelebt haben. In seinem Testamente vermachte er alle seine Bücher und Handschriften der griech. Kirche zu Pesth, und ein Legat für die Bibliothek. Er starb am 19. September 1804.

Zacharia, einer der sogen. 12 kleinen Propheten, Zeitgenosse des Haggai, blühte um 520 v. Chr., suchte die Hebräer zur Fortsetzung des Tempelbaues zu ermahnen und hinterließ eine prophetische Schrift von 14 Capiteln, worin die ersten 8 Capitel moralische Ermahnungsreden und die übrigen 6 die Schilderung einer glücklichen Zukunft enthalten. Dichtertalente kann man dem Verfasser nicht absprechen; im Gegentheil überrascht er seine Leser durch einige ihm eigene Bilder und unerwartete Wendungen.

Zachariä (Justus Friedrich Wilhelm), ausgezeichneter deutscher Dichter seines Zeitalters, geb. 1726 zu Frankenhausen in Thüringen, studirte die Rechtsgelehrsamkeit zu Leipzig, fühlte aber bald eine überwiegende Neigung zur schönen Literatur, gesellte sich dem dasigen dichterischen Verein an und ging darauf nach Göttingen, wo er Mitglied der deutschen Gesellschaft wurde. Kurz nachher erhielt er die Hofmeisterstelle am Karolinum zu Braunschweig; er starb als ordentlicher Professor der Aesthetik an dieser Anstalt und zu-

gleich Kanonikus am St. Cyriakstifte, 1777 daselbst. Seine heitere Phantasie war reich an Erfindungen und Bildern; sein Witz gebildet und gesellig; und in der Kunst, mit gefälliger Leichtigkeit und in reiner Sprache und in fließenden Versen sich auszudrücken, wurde er von keinem deutschen Dichter seiner Zeit übertroffen. Dessen ungeachtet sind seine poetischen Werke fast in Vergessenheit gerathen, weil es ihnen an Kraft der Gedanken, den ernsthaften besonders an hervorstechenden Zügen fehlt, und die komischen sich zu sehr auf die Darstellung vorübergehender Modethorheiten beschränken. Zur komischen Poesie hatte Zachariä das meiste Talent. Dieß beweisen seine Nachahmungen des Lockenraubs von Pope und andere erzählende Gedichte, die man zu den komischen Epopöen zu zählen pflegt, z. B. sein Schnupftuch, sein Renommist und Phaeton. Aber schon der überall hervorblickende Mangel an Originalität und noch mehr die matte Dehnung der Tändelei und der Satyre schwächen die komische Wirkung der gelungenen Stellen. Als er sich gar an die ernsthafte Epopöe wagte, und den Cortez, den Eroberer von Mexiko, zu seinem Helden wählte, blieb ihm fast nichts als das Verdienst eines malerischen Erzählungsstyls und einer guten Sprache in reimlosen Jamben übrig. Das Publikum hat nichts dabei verloren, daß dieses Heldengedicht unvollendet geblieben ist. In der beschreibenden Poesie wollte er mit Thomson und Kleist wetteifern, als er seine Tageszeiten in Hexametern schrieb; aber seine Beschreibungen, so malerisch sie auch sind, haben weder die philosophische Würde der Jahreszeiten Thomson's, noch die lyrische Wärme des Frühlings von Kleist. Noch weniger gelang ihm, in einer kühn ausgedachten Beschreibung der Schöpfung der Hölle, Klopstock's Ton zu treffen. Unter seinen lyrischen Gedichten verdienen einige sanfte und heitere Lieder ausgezeichnet zu werden, die er selbst in Musik setzte. Seine kraftlose Uebersetzung von Milton's verlornem Paradiese, in Hexametern, konnte kaum für besser, als die ungeschlachte von Bodmer, gelten. Zachariä's poetische Schriften erschienen, Braunschw. 1763—65, 9 Bde.; verbess. Aufl. 2. Thl. 1772 und 1777. Seine hinterlassenen Schriften, herausg. v. Eschenburg, Braunschw. 1781, sind von keiner Bedeutung. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Zachariä theils durch das Unternehmen, in einer poetischen Chrestomathie das Andenken unsrer älteren Dichter (Opitz, P. Flemming, Weckherlin rc.) zu erneuern, theils durch seine Nachbildungen und Auffrischung der Fabeln des Burkhard Waldis.

Zaftleeven oder Saftleeven (Hermann), ein berühmter niederländischer Landschaftsmaler, geb. 1609 zu Rotterdam, wird für einen Schüler Joh. von Goyens gehalten. Nach d'Argenville hat er eine Reise nach Italien gemacht, welche die flammändische Schriftsteller leugnen. Er starb zu Utrecht um 1685. Er copirte die Natur getreu, besonders die nahen Gegenden von Utrecht und die Ufer des Rheins. Seine Himmel und Fernen sind bewunderungswürdig schön. Seine Gemälde sind sehr zerstreut; treffliche Bilder von dem größten Umfange sieht man in der Gallerie zu Pommersfelden. Bei Descamps findet sich ein Verzeichniß seiner Arbeiten. Er hat gegen 35 Stück in Kupfer gestochen. Johann van Achen, A. Winter, J. Almeloreen, E. Ploos u. A. haben nach ihm radirt. — Ein Bruder dieses Landschaftsmalers ist Cornelius, Bambocciadenmaler, geb. zu Rotterdam 1612, malte theils im Geschmacke von Brauwer vorzüglich Wachtstuben mit Soldaten, die sich mit verschiedenen Spielen unterhalten; theils im Geschmacke von Teniers das Innere von Häusern und Küchen mit Bauern. Er ahmte die Natur bis auf die größten Kleinigkeiten nach. Die Zeit seines Todes und der Ort seines Begräbnisses sind unbekannt. E. Marinus hat nach ihm radirt.

Zähigkeit ist die Eigenschaft der Körper, ihre Massen nicht leicht trennen zu lassen und bei starker Ausdehnung nicht zu zerreißen.

Zahl ist die Vorstellung der successiven Hinzufügung einer gleichartigen Einheit zu der andern. Man zählt, wenn man eins zu einem hinzufügt. Durch die Zahl wird der reine Verstandesbegriff (die Kategorie) der Größe versinnlicht, d. h. die Zahl ist das reine Schema aller Größe. Jede Zahlformel der Addition, z. B. 8 + 4 + 3 = 15, ist, wie schon der Name sagt, ein evidenter synthetischer Satz, der durch die Subtraktion wieder analysirt wird, 15 — 8 — 4 — 3 = 0. Die Zahlen bekommen in der Arithmetik, je nachdem die Anwendung ist, die man von denselben machen kann, verschiedene Benennungen; 1) figurirte, oder Polygonalzahlen, entstehen aus der Summe zweier, dreier, oder mehrerer Glieder einer arithmetischen Proportion, welche sich von 1 anfängt. Sie bilden ein Dreieck, oder Trigonalzahl, wenn die Differenz der Glieder 1 ist; ein Viereck, Tetragonalzahl, wenn die Differenz 2 ist. Die Seiten der aus diesen Zahlen entstehenden Figuren sind ihre Wurzeln. Werden sie mit diesen Wurzeln multiplizirt: so entstehen daraus 2) die sogenannten Säulen- oder Columnarzahlen, von deren Anwendung man sich einen Begriff machen kann, wenn man eine aufgethürmte Pyramide von Stückkugeln gesehen hat. 3) Primzahlen heißen solche Zahlen, die nur durch 1, oder durch sich selbst dividirt werden können. Dergleichen sind 2, 3, 5, 7, 11, u. s. w. 4) Pronikzahlen heißen Quadratzahlen, zu denen man ihre Wurzeln addirt hat. Z. B. die Quadratzahl 4 + der Wurzel 2 = 6. Man bedarf derselben, um z. B. die Größe einer Fläche zu finden, die genau 30 Quadratzoll enthielte, doch so, daß die eine Seite um einen Zoll länger sey als die andere. Z. B. die Quadratzahl ist 25. Die Wurzel = 5. 5 + 25 = 30 die Pronikzahl, würde eine Fläche geben, deren Breite 6, die Länge 5 Zoll enthielte. 5) Was Quadrat- und Kubikzahlen sind, ist zu bekannt, als daß es hier wiederholt werden dürfe. 6) Unmögliche, eingebildete Zahlen sind Wurzeln negativer Größen, die gerade Exponenten haben, z. B. $\sqrt{-9}$. Denn diese Wurzel ist entweder + oder — 3. In beiden Fällen aber ist ihr Quadrat + 9. Hingegen die Wurzel eines ungeraden Exponenten aus einer negativen Größe eine mögliche Größe ist. Z. B. $\sqrt[3]{-8} = -2$. 7) Vollkommene Zahlen sind solche, die sowohl durch die Summen, als auch durch das Produkt ihrer Faktoren gemessen werden können. Die erste dieser Zahlen ist 6. Denn 1 + 2 + 3 = 6, und 2. 3 = 6. Die zweite ist 28. Denn 1 + 2 + 4 = 7, und 4. 7 = 28. Man hat unter Trillionen nur 8 solcher vollkommenen Zahlen herausgebracht. Vrgl. Benannte Zahl.

Zahlbach, Dorf in der großherzoglich hessischen Rheinprovinz, ¼ St. von Mainz, an der Zeibach, mit den Trümmern einer römischen Wasserleitung, die Drusus errichtet haben soll; sie hatte 59 Pfeiler, war am höchsten Punkte 40 Meter oder 123 pariser Schuh hoch, die Basis eines Pfeilers bildete ein Viereck, dessen jede Seite 5 Meter (etwas über 15 pariser Schuh mißt); von der Quelle bis zum Erguß lief sie durch einen Raum von 8990 Meter (28.655 Schuh) fort. Auf der entgegengesetzten Seite von Zahlbach hat man mehrere römische Gräber entdeckt.

Zahlensystem, die wissenschaftliche Bildung eines Zahlengebäudes. Das unsere haben wir den Arabern zu danken. Dieses Zahlengebäude besteht nämlich darin, daß wir zehn Einheiten zusammenfassen und sie als eine neue Einheit betrachten, die wir einen Zehner nennen; daß wir wieder zehn solche Zehner zusammenfassen und sie als eine neue Einheit betrachten, die wir einen Hunderten nennen; daß wir wieder zehn solcher Hunderten zusammenfassen zu einer Einheit, die ein Tausender heißt und so fort.

Wir unterscheiden sodann beim Schreiben diese verschiedenen Arten von Einheiten durch die eigenthümliche Stelle, die wir einer jeden in Beziehung auf die übrigen Arten von Einheiten geben. Wir fangen nach Art der Araber von der rechten Hand an und gehen zur linken fort, indem wir die einfachen Einheiten als solche betrachten, die keine Stelle nöthig haben, denjenigen Einheiten hingegen, welche zehn einfache Einheiten enthalten, die erste Stelle zur linken der einfachen Einheiten anweisen; die Einheiten, welche zehn Zehner enthalten, schreiben wir auf die zweite Stelle, die, welche zehn Hunderter enthalten, auf die dritte Stelle u. s. f. Z. B. 98023 heißt 3 einfache Einheiten, 2 Zehner, keinen Hunderter, 8 Tausender, 9 Zehntausender; oder weil wir von der linken Hand anfangen auszusprechen, acht und neunzig Tausend und drei und zwanzig einfache Einheiten. Man sieht, es ist nicht nothwendig, daß man gerade, wie in diesem unsern Zahlengebäude, immer nach derselben Zahl, und noch weniger, gerade immer nach zehn zusammenfasse. Die Römer faßten zuerst fünf einfache Einheiten zusammen und schrieben diesen Fünfer V; dann faßten sie zwei solcher Fünfer zusammen und schrieben die eine umgekehrt unter die andere, daraus entstand ihr Zahlzeichen für die Zehner X. Sie faßten dann fünf solcher Zehner zusammen und schrieben sie L. Zwei solcher Funfziger gaben einen Hunderter, den sie C (mit dem ersten Buchstaben von centum, hundert) schrieben. Fünf solcher Hunderter gaben einen Fünfhunderten D; zwei Fünfhunderter, einen Tausender M (mit dem Anfangsbuchstaben von mille, tausend). Wir sehen, die Römer wechselten in der Zusammenfassung mit fünf und zwei ab. Dieß gab das römische Zahlengebäude, mit welchem sich noch ziemlich hurtig und methodisch rechnen läßt. Aber wenn man auch die Einheiten immer nach derselben Zahl zusammenfaßt, so ist es willkürlich, welche Zahl man dazu wählen will. Leibnitz hat gezeigt, daß man selbst die möglichst kleinste Zahl, die Zwei, dazu gebrauchen kann. Statt daß wir bei unserm Zahlengebäude zehn Zeichen, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0, gebrauchen, bedarf man zu dem des Leibnitz nur zwei 1, 0. Nach diesem Zahlengebäude sind zwei einfache Einheiten ein Zweier, zwei Zweier ein Vierer, zwei Vierer ein Achter, zwei Achter ein Sechszehner u. s. f. Die Zahl 98023 wird nach diesem Lehrgebäude so geschrieben 10111111011100111; und von jeder Art der Einheit gibt es auch nur immer eine, weil nur bis zwei gezählt wird, und zwei schon eine eigene Einheit ausmachen. Ebenso kann man nun auch die Einheiten nach der Zahl 4 zusammenfassen. Dazu würde man die vier Zahlzeichen oder Ziffern, 1, 2, 3, 0, gebrauchen. Nach diesem Zahlengebäude sind vier einfache Einheiten ein Vierer, vier Vierer ein Sechszehner vier Sechszehner, ein Vierundsechsziger rc. Die Zahl 98023 wird nach diesem Zahlengebäude so geschrieben 113323213. Unser gewöhnliches Zahlengebäude, in welchem die Zusammenfassung der Einheiten bis zur Zahl 10 statt findet, heißt nach dem griech. Wort Dekadikos (die Zehne), die Dekadik; das Leibnitzische, in welchem die Zusammenfassung der Einheiten schon mit der Zahl 2 anfängt, heißt nach dem griech. Wort Dyadikos (die Zweie), die Dyadik; und das Zahlengebäude, in welchem man die Zusammenfassung der Einheiten nur bis 4 treibt, heißt nach dem griech. Wort Tetraktys (die Viere) Tetraktyk.

Zahlzeichen, Ziffern. Der Phönicier Thaut soll zugleich mit der Buchstabenschrift auch die Zahlzeichen erfunden haben. Doch ist es ungewiß, ob man diese große, unschätzbare Erfindung den Aegyptern oder Phöniziern zu verdanken hat. Wahrscheinlich kamen sie schon durch Pythagoras (vor und um 3657) nach Europa, blieben aber im pythagorischen Cönobium ein Schulgeheimniß, bis sie endlich durch die Araber, aber erst 1000 Jahre nach Christi Geburt, zum zweiten Male nach Europa gebracht, und

seitdem von Spanien aus, nach und nach unter den Europäern verbreitet worden sind. Griechen und Römer haben unsere Ziffern nicht in der jetzigen Art gebraucht. Welches Volk sie zuerst gebraucht hat, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmachen. Von den Indern leiten sie die ältesten uns bekannten Schriftsteller her. Ein arabischer Commentator über ein Gedicht des Poeten Tograi, und ein griechischer Mönch Planudes, Huetius, Siegfried, Winterfeld und Archenholz halten diese Figuren, die wir arabische nennen, für griechischen Ursprungs, und Reimman muthmaßt sogar, daß sie wohl von den Deutschen aus ihren Buchstaben gebildet seyn könnten. Nach Kästner hat Europa die Ziffern von den Arabern gelernt. Italienischer Handel mit dem Morgenlande, Kreuzzüge und Aufenthalt der Mohren in Spanien, lassen sich als die Gelegenheiten dazu denken. Gerbert, der als Papst Sylvester II. 1003 gestorben ist, scheint unter den Ersten zu seyn, die sie aus Spanien geholt haben. Wie früh aber auch in den Abendländern, Ziffern unter den Mathematikern mögen bekannt gewesen seyn, so findet man sie doch noch lange nicht, außer ihrem Gebrauche zur Mathematik, in Denkmalen, die auf uns gekommen sind. Nach Gatterer erschienen in öffentlichen Aufschriften die Ziefern vom 14. Jahrhundert an, aber in Urkunden höchst selten vor dem 15. Auch wird häufig von einer Zahl ein Theil mit Worten, der andere mit römischen Zahlzeichen ausgedrückt; Ziefern sind ihm unter tausenden von Urkunden, deren Originale er in Händen gehabt, zuerst 1527 vorgekommen; nach der Mitte dieses Jahrhunderts, um 1575, sind sie in deutschen Urkunden, selbst kaiserlichen, gewöhnlicher geworden. Diesem gemäß sind wenigstens in Deutschland Ziefern eher in Stein gehauen, als auf Pergament geschrieben. Auch von gedruckten Ziffern gedenkt Kästner einer Probe, die ins 15. Jahrhundert (1477) gehört. — Die römischen Zahlzeichen bekamen mit der Zeit die Gestalt von den 7 lateinischen Buchstaben I, V, X, L, C, D, M; ursprünglich stammen sie nach D. Jos. de Matthaeis Abhandl. Sull' origine de' numeri Romani, Rom 1818, sowie die alten etruskischen von den Nägeln und ihren Stellungen her, welche die Etrusker und Römer in der frühesten Epoche ihrer Bildung, jährlich durch die Magistratspersonen, Behufs der Zeitrechnung, Erstere zu Vulsinium (Bolsena) im Tempel der Nurtia, ihrer Fortuna, Letztere im Tempel des Jupiters, einschlagen ließen.

Zähne. Schon früh in der Schwangerschaft fangen die Zähne an, innerhalb der Kinnlade sich zu bilden. Im zweiten Monat der Schwangerschaft beginnt die Verknöcherung in der knorpeligen Form der Kinnladen. In dem Zahnhölenfortsatze, der aus zwei Wänden besteht, liegen kleine pulpöse Substanzen, jede abgesondert in ihrer eigenen Membran. Mit dem Fortgange der Verknöcherung entstehen Fasern, die von einer Wand zur andern gehen, und zwischen jedem Pulpus eine Scheidewand (Praesepiolum). Eine Frucht von vier Monaten hat schon 12 solche Säcke in jedem Kiefer, 10 für die Milchzähne und 2 für die ersten bleibenden Backenzähne. Die Gefäße gehen von unten in diese Säcke, und setzen eine gallenartige Substanz in sie ab. Diese allmählig fester werdende Substanz ist sehr gefäßreich und hat ganz die Form der künftigen Zahnkrone. Schon in diesem Monate zeigen sich hier und da Knochenschalen an diesen Pulpis, welche bei der Bildung der Zähne die Stelle des Knorpels bei den Knochen vertreten, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Verknöcherung von außen beginnt, und nach innen zu vorwärts schreitet. Erst bildet sich der Körper, dann der Hals und endlich die Wurzeln des Zahns; nachdem mit dem Fortgange der Verknöcherung vorher auch der Pulpus sich in die künftige Form dieser Theile des Zahns ausgedehnt hat; er wird ganz von dem Knochen umschlossen, ausgenommen an der Stelle, wo die Gefäße in ihn dringen. Die Membran,

welche die weiche, erdige Materie für die Krone des Zahns (den Schmelz) absondert, ist an derselben nicht befestigt, ausgenommen dort, wo der Hals des Zahns sich bildet; sie verschwindet, wenn ihr Geschäft beendigt ist. Wenn die Verknöcherung der Zahnwurzeln beginnt, so hebt sich sein Körper in seinem Fache in die Höhe. Bei noch nicht reifen Kindern findet man schon die Kerne der bleibenden Zähne an der innern Seite der Milchzähne und mit ihnen in einem Fache. Sobald die Kerne der Milchzähne einige Vollkommenheit erlangt haben, so entsteht von den Membranen derselben ein neuer Sack in dem Fache des Milchzahns, dem er folgen wird; erst in der Folge bildet sich um jeden ein besonderes Fach, doch so, daß beide Membranen durch eine kleine Oeffnung noch in Verbindung stehen. Bald nach der Geburt des Kindes beginnt schon die Verknöcherung der bleibenden Schneidezähne. Bei einem vierjährigen Kinde sind die Kronen verschiedener bleibenden Zähne schon sehr groß, und es beginnt schon die Verknöcherung der vordern Backenzähne. Um diese Zeit findet man die meisten, oft 32 Zähne in den Kinnladen. Bald nachdem die Säcke der bleibenden Zähne sich zu bilden angefangen haben, bleiben sie unten in der Kinnlade liegen, indem die Milchzähne in die Höhe steigen und durchbrechen. Der Mensch unterliegt einem doppelten Zahnausbruche: dem der Milch- und dem der bleibenden Zähne. Der erste umfaßt gemeiniglich den Zeitraum vom 6. Monate nach der Geburt bis zum 6. oder 7. Jahre; in welchem die verschiedenen Zähne in getrennten Perioden hervortreten. Vom 6. bis 8. Monat erscheinen die 4 mittlern Schneidezähne; bis zum 10. die 4 Seitenschneidezähne; bis zum 13. die 4 Eckzähne; bis zum 20. die 4 vordern Backenzähne; bis zum 36. die 4 hintern kleinern Backenzähne, und vom 6. bis zum 7. Jahre die 4 vordern breiten Backenzähne, die schon keine Milchzähne mehr sind und nicht gewechselt werden. Häufig und selbst von Aerzten ist das Zähnen der Kinder für eine Krankheit angesehen worden; dieß ist es so wenig, als irgend eine andere periodische Entwickelung, die der Körper durchgehen muß, um die gehörige Fähigkeit und Reife zu erlangen, gewisse Lebenszwecke, welche die Natur in sein Wesen verflocht, und von dem sie seine und die Erhaltung seiner Gattung abhängig machte, zu erreichen. Wie bei allen natürlichen Evolutionen des menschlichen Körpers, durch die ein Organ, was bisher schlummerte oder doch mehr leidend in dem Zusammenwirken der andern Theile und lebendigen Kräfte sich verhielt, thätiger in die Kette der organischen Erscheinungen greifen und bethätigt werden soll, einen größern, energischern Antheil an dem Haushalte des Organismus zu nehmen, ist auch das Hervorbrechen der Zähne mit einem erhöhten Leben der Gefäße und der Nerven im Allgemeinen verbunden. Sie befinden sich in einem gereizten Zustande. Die Erregung umfaßt nicht allein den sich entwickelnden Theil selbst, wenngleich sie in demselben vorzugsweise sichtbar wird; sondern den ganzen Körper. In diesem Zeitraume steckt das Kind gerne den Finger oder was es in die Händchen bekommt, in den Mund, und nagt daran. Dieß Nagen scheint ihm wohlzuthun; daher es denn auch die Gewohnheit veranlaßte, den Kindern einen weichern oder härtern Körper in die Hand zu geben, um nach Lust darauf zu geifern. Gewöhnlich leidet das Kind in dieser Zeit an einem Durchfalle. Geht aber die Zahnarbeit schwer von Statten, so wird der Durchfall zu heftig und häufig, das Genossene führt er unverdaut wieder weg und entkräftet das Kind äußerst. Erbrechen, Husten, Zuckungen u. s. w. gesellen sich hinzu. Unter diesen Symptomen schneidet der Zahn immer tiefer ins Zahnfleisch und erregt heftigere Zufälle. — Der Mund wird heißer, das Zahnfleisch röthet sich und auf seinem Rande erhebt sich eine weiße oder rothe Stelle, deren Druck dem Kinde Schmerzen verursacht. Der Speichel fließt häufiger, wird zäher, fadenziehend und hört nicht selten gänzlich auf.

Die Hautwärme des Kindes ist vermehrt, der Puls beschleunigt und am Abende zeigen sich manchmal leichte Fieberbewegungen. Das Kind hat die Neigung verloren, Finger oder Körper sich in den Mund zu stecken. Der Durchfall dauert fort. Gefährlichere Erscheinungen in dieser Zeit des Entwickelungsprozesses der Zähne sind anhaltende Fieber, größere Entzündung des Zahnfleisches, Anschwellen und Entzündung der Mandeln und der Ohrspeicheldrüsen, Schwämmchen, Uebergang des entzündeten Zahnfleisches in einen Eiterabceß, selbst in Brand desselben, Zittern, Krämpfe, Husten, Erstickungszufälle ꝛc. Bei dem gewöhnlichen Gange des Zahnen verschwinden diese Erscheinungen sobald der Zahn die Decke durchbrochen hat; nur bei den Hunds- und Backenzähnen erhalten sie sich zuweilen noch einige Zeit nach dem Erscheinen. Das schwere Zahnen der Kinder kann in mehreren Ursachen begründet liegen. Mittelmäßig genährte, sonst gesunde Kinder werden die Entwickelungsperiode am leichtesten überstehen; weniger leicht schon zu starke, robuste und vollblütige. Bei ihnen werden zwar jene heftigere Zufälle seltner eintreten; doch sind sie ein Mal da, so werden sie auch desto leichter lebensgefährdend und raffen das Kind hin. Am schwersten zahnt das schwache, kränkliche, scrophulöse oder gar rachitische und mit Würmern behaftete Kind. Gefährlich ist das Zahnen, wenn es schon mit einer andern Krankheit zusammentrifft, und um so gefährlicher, je tiefer das Leiden den kleinen Körper verletzt hat. Es gibt sogar Krankheiten, die den Zahnausbruch beschleunigen, als die Pocken. Man hat weniger zu fürchten, wenn die Zähne allmählig und einer nach dem andern hervortreten, als wo viele zugleich erscheinen; auch ist der verspätete Durchbruch besser als der zu frühe. Die erste Verhaltungsregel, die einer Mutter oder Wärterin vom Arzte anempfohlen werden muß, ist die: man hüte sich, das Kind, sobald die Zeit des Zähnenausbruches da ist, und er sich durch die gewöhnlichen Zeichen kund gibt, der Erkältung auszusetzen; man trage es ungeschützt weder in die Morgen- noch Abendluft und verwahre es wohl vor dem Zugwinde. Kann man es vermeiden, so lasse man dem Kinde nicht während der Zeit des Zahnens die Schutzblattern impfen. Dieß gilt besonders von schwächlichen und sehr reizbaren Kindern. Um den Lebensakt des Zahnens dem schwachen kindlichen Körper zu erleichtern, enthalte sich die Mutter oder die Amme jeder nachtheiligen Leidenschaft und Nahrung. Sie genieße keine starkreizende, gewürzhafte Speisen und keine hitzige Getränke. Während des Zahnens tränke die Mutter das Kind nicht zu viel, noch zwinge sie ihm andre Nahrung auf. Eine dünne magre Diät rathen alle Aerzte bei allen Körperentwickelungen und Krankheiten an, die mit einem gereizten Zustande des Gefäß- und Nervensystems verbunden sind. Der Ausfall der Milchzähne und die Bildung der bleibenden Zähne geschieht gewöhnlich im 7. und 8. Jahre. Zuerst werden die mittlern Schneidezähne der untern Kinnlade ausgestoßen und bald darauf durch neue ersetzt. Hierauf fallen dieselben im Oberkiefer aus, und der Ersatz geschieht ebenfalls rasch. Nach ihnen werden die untern zeitlichen Schneidezähne und kurz darauf die obern gewechselt. Nach dem Erscheinen der genannten Zähne wird der Entwicklungsprozeß durch einen längern oder kürzern Zwischenraum unterbrochen. Vom 10. bis 12. Jahre wechseln die vordern Backenzähne nach derselben Ordnung, in welcher die Milchzähne erscheinen, und zuletzt werden gewöhnlich die 4 Eckzähne vertauscht. Das Letztere erleidet wohl eine Ausnahme; doch ist es selten, daß die Eckzähne früher als die Backenzähne ausfallen. Nach dem Wechsel der Milchzähne im 12. oder 13. Jahre kommen die zwei breiten Backenzähne zum Vorschein. Endlich brechen vom 20. bis zum 25. Jahre die 4 hintersten Backenzähne die man Weisheitszähne nennt, hervor, und mit ihnen ist das Gebiß des Menschen vollendet. Oft erscheinen die Letztern später, selbst erst im 30.,

60. Jahre, und Manche erhalten sie auch gar nicht. Zu künstlichen Zähnen bediente man sich gewöhnlich der Menschenzähne aus Leichnamen gesunder Menschen; jetzt macht man sie aus Wallroß-, aus Kuhzähnen, Elfenbein. Der künstliche Zahn wird entweder auf die zurückgebliebene Wurzel mittelst eines Stiftes von Silber oder Gold gepflanzt, oder wo dieß nicht geht, an die gesunden Nachbarn mit Seide, Golddraht befestigt. Da aber solche Zähne bald ihre Farbe verlieren und übelriechend werden, so verfertigt man jetzt in Dresden, Paris, München auch porzellanartige, die zwar diesen Fehler nicht haben, aber fürchten lassen, daß durch ihre Härte gar leicht den entgegenstehenden natürlichen geschadet werde, daher es noch nicht entschieden ist, ob sie den Ruf behaupten werden, den ihnen Fondi's Name in Paris u. a. O. bereits verschafft hat. Die Lehre von den Zähnen ist nach Albin, Hunter, Blake, Fox vorzüglich bearbeitet in A. Serres's Essai sur l'anatomie et la physiologie des dents ou nouvelle théorie de la dentition (Paris 1817, mit Kupf.). Für den Zoologen ist Cuvier's Schrift: Des dents des mammiféres (11 Liefer., Paris 1825, mit Kupf.) wichtig; doch kennt der Verf. die Ansichten von Oken, Meckel, von Baer u. A. zu wenig.

Zahnschmerzen, Zahnweh, nennt man die Schmerzen, welche entweder in den Zähnen selbst oder in den sie umgebenden Theilen empfunden werden. Er kann bis zu einer fast unerträglichen Höhe steigen. Das beste Mittel gegen den Zahnschmerz ist, die Zähne durch eine zweckmäßige Pflege gesund zu erhalten. Man trinke weder zu heiß noch zu kalt; man hüte sich vor allem schnellen Wechsel der Temperatur, weil der porzellanartige Schmelz der Zähne durch einen solchen Wechsel leicht Risse bekommt. Man meide harte Körper, Bindfäden rc. zu zerbeißen; weil hierdurch sowohl der Schmelz leiden als auch die Zähne bis in ihre Tiefe erschüttert und locker gemacht werden können. Man stochre die Zähne nicht mit einem metallenen oder sonstigen harten Instrumente; es reizt und entzündet das Zahnfleisch und verletzt auf die Dauer den Zahn selbst. Alle Säuren sind den Zähnen gefährlich, und je stärker, desto gefährlicher; sie greifen die Zahnemaille an. Aus diesem Grunde sind alle Zahntinkturen, welche Säure enthalten, schädlich und verderben in der Länge die Zähne, wenngleich sie dieselben auf den Augenblick vom Schmutze reinigen. Man bediene sich daher nie der Tinkturen, wenn man nicht überzeugt ist, daß sie nichts Schädliches enthalten. Zu empfehlen in dieser Hinsicht sind die Zahntinkturen und Pulver des Zahnarztes Rosenbaum und des Dr. Vogler. Das Bürsten der Zähne muß vorsichtig geschehen, und vor Allem sehe man darauf, daß nach dem Essen keine Speisestoffe und besonders Fleischfasern zwischen den Zähnen sitzen bleiben; sie gehen in Fäulniß über und verderben die Zahnsubstanz. Der Zahnschmerz kann aus verschiedenen Ursachen herrühren; er ist entweder entzündlicher oder nervöser Natur, oder wird durch organische Fehler veranlaßt. Ferner gibt es auch einen metastatischen Zahnschmerz, indem sich manche Krankheitsstoffe, als Gicht, Rheumatismus, Flechtenschärfe, venerisches Gift rc. auf die Zähne werfen. Endlich ist auch der Zahnschmerz konsensuell, d. h. durch Mitleidenschaft hervorgebracht; wie bei Schwangerschaften. Einen durch Caries angegriffenen Zahn erhält man oft noch durch Ausfeilen der brandigen Stelle, durch Plombiren oder durch die Anwendung fäulnißwidriger Mittel. Man nehme daher nicht gleich einen schmerzenden Zahn heraus. Die verschiedenen Ursachen, aus denen der Schmerz entspringt, erfordern auch eine verschiedene Behandlung; es ist daher auch unmöglich, ihn immer durch ein und dasselbe Mittel heilen zu wollen.

Zähringen, Dorf, eine Stunde von Freiburg im ehemaligen östreich. Breisgau, jetzt im Treisamkreise des Großherzogthums Baden, mit den Ruinen der alten Burg gleiches Namens, von welcher die alten Herzoge von

Zähringen, die Ahnherren des Hauses Baden, sich nannten. Diese Burg hat eine herrliche Lage, und man übersieht von ihren Trümmern die schönsten Gegenden des Breisgau's und Elsasses, bis an die Vogesen; rückwärts öffnet sich die Aussicht in das Wild- und Fehren- und Glotterthal. Erbauet wurde Zähringen wahrscheinlich zu Ende des 11 Jahrh., in der Nähe der Villa Zähringen, aus welcher später das Dorf entstanden. Früher hatten die Herzoge von Zähringen abwechselnd, auf Lintburg bei Hirschau, auf Weilheim bei Teck, zu Breisach rc., Hof gehalten. Später aber, beim Anwachsen ihrer Macht in der Schweiz, nahmen sie ihren Sitz meist zu Solothurn und Burgdorf. Zerstört wurde das Schloß Zähringen von den Freiburgern im Kriege mit ihren Grafen, 1281. — Der 1818 verstorbene Großherzog Karl Ludwig Friedrich stiftete am 26. Dez. 1812 einen neuen Hausorden des zähringischen Löwens, dessen Dekoration das Wappen dieses Hauses, einen Löwen, und die Ruine der Burg Zähringen darstellt.

Zaims und Timarioten, bei den Türken ein Theil der Reiterei, die ihren Sold aus den ihnen als eine Art von Lehn seit den Zeiten des Sultan Murad I. im 14. Jahrh. angewiesenen Ländereien ziehen. Von den Zaims zählt man in Europa 914 und in Asien 1676 und von den Timarli in Europa 8356 und in Asien 28.276 Zaim, d. i. Inhaber eines Lehns, Zamet oder Siamet, das 25—100.000 Asper einbringt. Timar ist der Name eines Grundzinses, der auf gewissen, besonders den durch die Gewalt der Waffen eroberten Ländereien haftet; die Besitzer davon, Timarioten oder Timarli, haben nur auf Lebenszeit den Nießbrauch und sind in 2 Klassen getheilt; die erste hat 6—20.000, die zweite 3—6000 Asper Einkünfte; für jede 1000 Asper wird ein Sipahi (Spahi, Reiter) gestellt. Jedes Lehn, sey es nun Timar oder Sianret, heißt Kilidsch, der Säbel, und der Lehnsmann Sipahi. Einige werden vom Sultan, andre von den Statthaltern der Provinzen vergeben, in denen sie liegen; in Natolien gibt es auch erbliche. Auch gibt es Freiwillige, die auf ihre Kosten unter den Zaims und Timarioten dienen, in der Hoffnung, sich auszuzeichnen und beim Abgang des Besitzers eines Lehnguts damit belehnt zu werden. Die Reiterei wird in Regimenter eingetheilt, die von Obersten befehligt werden; diese stehn unter einem Sandschack und dieser unter Beglerbeg. Seit der Einführung eines europäischen Heerwesens und nach der Aufhebung der Janitscharen (im J. 1826) hat auch ein Theil der Reiterei eine andre Einrichtung erhalten; jedoch bestehen noch in vielen Provinzen diese Reiterei, und deren Aufgebot.

Zaire oder Congo, ein Strom, der aus dem Innern von Afrika kommt und sich in Nieder-Guinea 5° 7′ S. Br. in den atlantischen Ocean ergießt (in jeder Sekunde 2 Mill. Cubikfuß Wasser). C. entspringt 1° S. Br. oder nach Tuckey aus dem Wangara unter der Linie, ist 50 d. M. weit schiffbar, hat einen so reißenden Fall, daß kein Schiff anders als dicht an der Küste, wo die Strömung weniger stark ist, auf demselben hinauf fahren kann und daß er noch auf 80 Seemeilen sein süßes Wasser beibehält. An seiner Mündung ist er 5 deutsche Meilen breit und 100 Faden tief; dabei hat er in allen Jahreszeiten einen solchen hohen Wasserstand. Er übertrifft also an Größe alle Flüsse in Afrika, sogar auch den Indus und den Ganges. Man hat ihn daher mit dem Niger, dessen Mündung, sowie dessen Ursprung bis jetzt völlig unbekannt sind, für einerlei Fluß gehalten, welches aber schon vor 30 J. von deutschen Geographen aus physischen Gründen als nicht stattfindend gezeigt worden. Um dieß zu entscheiden und zugleich das Innere Afrikas zu erforschen, schickte die Admiralität von England 1816 ein dazu auch wissenschaftlich ausgerüstetes Schiff unter dem Capitän Tuckey, den Fluß hinauf; allein ein bösartiges Fieber riß von 54 Personen 21 hin,

darunter den Capitän Tuckey und 4 Gelehrte: aus deren Tagebüchern ein Reisebericht, London 1818, erschienen ist. S. Isis, 1818, 7. H. S. 1838.

Zajonczek (Joseph, Fürst), geb. 1752 zu Kaminiek, aus einer alten, aber armen adeligen Familie herstammend. Er trat frühe in den Militärstand, worin er schon im J. 1784 zum Obristlieutenant avanzirt war. 1793 ward er Oberst und Regimentschef. In dem Kriege mit Rußland zeichnete er sich durch Muth und geschickte Führung so sehr aus, daß er zum Generalmajor ernannt wurde. Nachdem Catharina's II. schwere Hand den Aufstand der Polen unterdrückt hatte, floh Z. mit vielen seiner Landsleute nach Frankreich, er ward aber unter Wegs nebst seinem Bruder, der Mitglied des hohen polnischen Nationalrathes gewesen war, von der östreichischen Regierung aufgegriffen und auf die Festung Josephstadt gesperrt. Als er seine Freiheit wieder erlangte, ging er nach Paris und trat in die polnische Legion als Brigadegeneral. Es ist bekannt, daß während den denkwürdigen Feldzügen in Italien sich die Polen durch Tapferkeit bewährten; auch Z. erwarb sich neue Lorbern, sodaß Napoleon ihm vor Manchen den Vorzug gab und ihn später mit nach Aegypten nahm. In den Berichten, welche Napoleon von den Thaten der Armee des Orients nach Frankreich sandte, findet sich sein Name mit Lob erwähnt. 1802 ernannte ihn Napol. zum Divisionsgeneral und übergab ihm die Führung einer franz. Division in Italien. 1812 ging er mit nach Rußland; in diesem Feldzuge verlor er ein Bein, das durch ein hölzernes ersetzt wurde. Die Verstümmlung nöthigte ihn, aus dem Dienste zu treten. Der Kaiser Alexander, zu großdenkend, um in dem ehemaligen Patrioten noch einen Feind Rußlands zu erkennen, ernannte ihn 1815 zum Vicekönig von Polen, welche Wahl den Beifall der ganzen Nation erhielt. 1818 ward er in den Fürstenstand erhoben. 1825 bestätigte ihn der Kaiser Nikolaus in allen Rechten und Würden, welche ihm von dem Kaiser Alexander verliehen worden waren. Z. starb den 28. Jul. 1826 zu Warschau.

Zakrewski. Sein Vorname ist nicht bekannt; auch von seiner Jugendgeschichte ist fast nichts zu sagen. Er war Nuncius, d. h. Deputirter von Posen, auf dem polnischen Reichstage. Er wollte mit den andern edlen Polen dem anarchisch-republikanischen Zustande seines Vaterlandes durch eine festgegründete constitutionelle Monarchie ein Ende machen; und da es in Rußlands Interesse lang, Polen, das nur schwach durch seine elende Verfassung war, keine andre Regierungsform annehmen zu lassen; so war Zakrewski auch nothwendig ein heftiger Gegner Rußlands. Durch seinen persönlichen Einfluß wurde die Nation vorzüglich angefeuert, die Constitution vom 3. Mai 1791 zu vertheidigen. Die Russen und ihre Parthei in Polen setzten ihn 1792 als Nuncius ab; doch ward er 1794 nach dem Aufstande der Polen wieder zum Deputirten von Posen erwählt. Hierauf ward er zum Präsidenten des Nationalrathes ernannt und leitete die Polizei-Verwaltung. Nach Warschau's blutiger Erstürmung durch Suwarow ward er mit vielen edlen Polen auf eine russische Festung gebracht. Erst bei Catharinens Tode erhielt er seine Freiheit wieder. Er lebte hierauf in Gallizien, wo er 1802 starb.

Zaleukus, Gesetzgeber der Lokrier in Griechenland, lebte nach Einigen 500 J. v. Chr. und war ein Schüler des Pythagoras, nach Andern lange vor diesem, schon im 7. Jahrh. Von seinem Leben sowohl als von seinen Gesetzen ist sehr wenig bekannt; von dem wenigen aber bemerken die Alten, daß sie sehr strenge gewesen sind. Timäus bei Cic. Att. 6, 1. und leg. 2. 66. leugnet, daß er je gelebt habe, Aristoteles und Theophrast aber erkennen ihn an und billigen seine Gesetze. Bei Stobäus und Diodor findet man noch einige Bruchstücke seiner Gesetzgebung. Um seine Gesetze aufrecht zu erhal-

ten, setzte er fest: Wenn Jemand ein neues Gesetz vorschlagen und ein altes abschaffen wolle, so solle er es mit einem Stricke um den Hals thun und fände sein Vorschlag nicht Beifall, er sogleich erwürgt werden. Schmuck von Gold und Edelsteinen sollen nur öffentliche Dirnen tragen dürfen: gewiß ein sehr weises Gesetz zur Abhaltung des Luxus. Unter den Bürgern und Vorstehern der Regierung soll das zärtliche Verhältniß zwischen Eltern und Kindern herrschen. Es ist Pflicht, sein Leben dem Vaterlande zu opfern. Die eheliche Treue muß heilig gehalten werden. Ein Ehebrecher soll sein Gesicht verlieren. An allen Festtagen und Gastmalen sollen die Gesetze den Bürgern vorgelesen werden, damit sie sich immer fester in das Gemüth einprägen. Wie strenge Zaleukus über die Befolgung seiner Gesetze hielt, beweiset folgende von mehrern Geschichtschreibern als wahr angeführte Anekdote. Der eigene Sohn des Zaleukus ward des Ehebruchs angeklagt und überwiesen; aber seine Jugend und Schönheit, die Achtung und Liebe, welche man dem Vater schuldig war, erweichte das Volk so sehr, daß es um Schonung für ihn bat. Zaleukus ergriff endlich, um den Wunsch der väterlichen Liebe mit den Gesetzen zu vereinigen, das Mittel, seinem Sohne ein Auge und sich selbst eins ausstechen zu lassen. Eine Sammlung der Gesetze des Zaleukus, aus den Alten zusammengetragen, hat Engelbrecht (Leip. 1699. 4.) herausgegeben.

Zaluski, der Name einer berühmten adeligen Familie Polens, von denen sich vorzüglich ausgezeichnet haben: 1) Andreas Chrysostomus, war zu Anfang des 18. Jahrh. Bischof von Wermeland und Kron-Großkanzler von Polen. Er starb 1711 im 62. Jahre seines Lebens, Epistolae historico-familiares in 5 Bänden (Warschau 1709 — 61, Fol.) hinterlassend, welche interessante Beiträge zur poln. Geschichte enthalten. — 2) Andreas Stanislaus, war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, durchreiste, um seine Kenntnisse zu vervollkommnen, in Gesellschaft seines Bruders Joh. Andreas mehrere Länder Europa's. Nach seiner Rückkehr wurde er Bischof von Ploczko, 1735 Kron-Großkanzler und 1746 Bischof zu Krakau. Er sorgte viel für die Aufnahme der Wissenschaften und sammelte mit seinem Bruder eine 20 000 Bände starke Büchersammlung, die er bei seinem Tode 1758 der Universität zu Krakau schenkte. — 3) Johann Andreas, geb. 1701, wurde Bischof von Kiew, stiftete eine große Bibliothek, die er den Jesuiten schenkte, und eine Akademie zu Ehren der heil. Maria. Er kam wegen seines Eifers gegen die Dissidenten und weil er gegen den russ. Gesandten Repnin zu stark gesprochen hatte, in russ. Gefangenschaft, aus der er erst 1793 wieder freigelassen wurde, worauf er nur noch ein Jahr lebte. Er gab die Leges, statuta, consuetudines et privilegia regni Poloniae (Warschau 1782, Fol.) heraus; auch schätzt man die Specimen historicum Polonicae criticae constans animadversionibus in historiam Ludovici Polon. et Hungarn. regis ad August. Koludzky descriptum (Warschau 1785, 4.).

Zambeccari (Francisko, Graf) hat sich durch seine kühnen Versuche als Luftschiffer einen Namen erworben. Er ward 1756 zu Bologna in einer alten Familie, welche ehemals zu den 40 Senatorfamilien dieser Stadt gehörte, geb., erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat als Seeoffizier in die Dienste der spanischen Krone. Auf einer Expedition hatte er das Unglück, von den Türken gefangen und in das Bagno zu Konstantinopel gebracht zu werden. Hieraus befreite ihn die thätige Verwendung des span. Gesandten. Er machte hierauf eine Reise durch die Levante und nach Afrika und besuchte die meisten Hauptstädte Europa's. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, war es besonders die Aeronautik, welche seine Aufmerksamkeit aufsichzog. Auf die Erfahrung, daß es zwei Luftströmungen in den üt-

fern und höhern Schichten der Atmosphäre gebe, baute er den Versuch, die Luft wirklich zu durchschiffen; indem er durch eine sinnreiche Vorrichtung die Leitung des Luftballons habhaft werden wollte. Durch Vermehrung und Verminderung des Gases wollte er denselben heben und senken, um dann auf einem der beiden Luftströme fortrudern zu können. Der angekündigte Versuch sollte am 21. Sept. 1812 statt finden; unglücklicher Weise war an dem Tage eine ungünstige Witterung; auch schien man nicht mit hinlänglicher Vorsicht beim Loslassen und Aufsteigen des Ballons verfahren zu seyn; der Ball verwickelte sich in Bäumen, das Maschinenwesen gerieth in Unordnung, der Ballon in Feuer und Zambeccari büßte mit dem Leben den kühnen Versuch, das Luftmeer nach Willkür zu durchschiffen.

Zamoisky, Zamoyski, ein edles polnisches Geschlecht, von dessen Sprößlingen vorzüglich in der Geschichte ihres Vaterlandes berühmt sind: Andrzey, Kronerzkanzler von Polen, der glorreiche Vertheidiger seines Vaterlandes, zeichnete sich in seiner Jugend durch Kriegsthaten, sowie später als Staatsmann aus, und war nach und nach Senator und Kronerzkanzler. Während der Unruhen, die den Anfang der Regierung Poniatowskys auszeichneten, widersetzte er sich Allem, was das Wohl seines Vaterlandes in Gefahr bringen konnte. Da indeß die allenthalben sichtbare Auflösung Polens ihm die Hoffnung raubte, die eingerissenen Staatsmängel zu heilen, legte er seine Stelle in voller Senatsversammlung nieder und zog sich auf seine Güter zurück. Dennoch ward ihm hier der Auftrag, ein Gesetzbuch zu entwerfen, dem er sich mit Glück und der Zufriedenheit seiner Mitbürger unterzog. Dieses Gesetzbuch wurde indeß nur erst 1791 eingeführt. Als bei der ersten Theilung Polens seine Güter Oestreich zufielen, trug ihm Joseph II. den Fürstenstand an, den er indeß nicht annahm. Die allgemeine Stimme nannte seinen Namen mit Ehrfurcht. Er lebte als Philosoph, in dem echten Sinne des Worts, gerecht, weise und wohlthätig. Er starb 1792 im 75 Lebensjahre. Seine Sammlung gerichtlicher Gesetze erschien unter dem Titel: Ibior Praw Sadowych, namocy konstitucyi, Roku 1776. 3 Bde. fol., deutsch von G. Nikisch, Warschau 1780. Seine Gattin Konstantia, eine geborne Prinzessin Czartoryski, zeigte sich als eine edle Menschenfreundin durch Aufhebung der Leibeigenschaft auf ihren Gütern und durch Stiftung einer großen Menge wohlthätiger Einrichtungen. Sie starb zu Wien 1797. — 2) Johann, Großkanzler von Polen, Sohn des Castellans Stanislaus von Chelm, geb. 1542, studirte in Frankreich und Italien, wurde nach seiner Rückkehr nach und nach Vicekanzler, Großkämmerer und Krongroßfeldherr. Er war der größte Staatsmann und Gelehrte seiner Zeit. Nach dem Tode Stephan Bathori's wurde ihm sogar die Krone angeboten, die er aber dem schwedischen Prinzen Sigismund überließ. Auch schützte er sein Vaterland gegen die Angriffe des moskowitischen Czars Iwan Basilides und beförderte die wissenschaftliche Cultur. Er legte Bibliotheken an und stiftete mehrere Bildungsanstalten, von denen die von ihm 1594 zu Zamosc gestiftete Universität die berühmteste ist. Er starb 1605, und hinterließ: De senatu rom. in Graevi Thes. Tom. I.; de perfecto senatore; Epistolae, in Lunigis litteris procerum Europae.

Zamolxis war aus Thracien gebürtig, ein Schüler und Sklave des Pythagoras. Er wird allgemein als der erste Gesetzgeber der Thrazier und Geten genannt, welche ihm göttliche Ehre erwiesen, als Saturn oder Herkules verehrten und ihm jährlich einen Greis opferten. Nach Hellanikus bei Suidas war er ein Grieche, welcher die Geten in Thrazien mit den Mysterien bekannt machte und sagte, daß weder er noch seine Anhänger sterben würden. Er machte sich nun eine unterirdische Wohnung, verschwand auf einmal plötzlich vor den Augen der Thrazier und verbarg sich in seinem Zu-

fluchtsort. Vier Jahre darauf erschien er wieder und nun glaubten ihm die Barbaren Alles. Man schreibt ihm insbesondere die Ausbreitung der Lehre von der Unsterblichkeit unter den Skythen zu.

Zamora (Antonio de), ein ausgezeichneter spanischer Lustspieldichter, blühte in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. und war Hofritter zu Madrid. Sein Lustspiel: Der Beherte, oder, wörtlich übersetzt: Der mit Gewalt Beherte (El hechizado por fuerza) ist eins der lustigsten und zugleich regelmäßigsten des spanischen Theaters. Man darf es auch zu den Charakterstücken zählen; denn wenigstens die beiden Hauptcharaktere in der Intrigue sind, wenngleich ein wenig grell, doch treffend angelegt und konsequent durchgeführt. Der eine ist ein wunderlicher Alter, der seine Wunderlichkeit als wahre Unklugheit recht mit Liebe zur Schau trägt, fast immer spöttelnd in komischen Phrasen spricht und doch dahin gebracht wird, sich für behert zu halten, um seine Einwilligung zu einer Heirath zu geben. Der zweite komische Hauptcharakter ist ein verliebter Arzt, der zu dem Spiele der scheinbaren Beherung mitwirken muß und dafür seines Orts zugleich mit dem Alten von den muthwilligen Mädchen betrogen wird, denen er zur Ausführung ihrer Streiche gegen den Alten behülflich gewesen. Zamora's Obras erschienen zu Madrid 1774, 4. — P. Bernhard, Mitglied des Karmeliterordens und Professor der althellenischen Sprache zu Salamanka, gilt allgemein für den Wiederhersteller eines bessern Geschmacks auf dieser Universität und bewies dieß durch eine griech. Grammatik (Madrid 1772, 8.). Auch hat man von ihm eine Geschichte der Religion und Gespräche im Geschmacke Lucians. Er starb 1785.

Zamosc (spr. Samosj), 50° 42′ N. Br., die stärkste Festung des Königreichs Polen, liegt in der Woiwodschaft Lublin, zwischen diesem Punkt und Lemberg, südöstlich von Warschau am Flusse Wieprz, welcher unweit davon sich in die Weichsel ergießt, in einer etwas tiefen Ebene. Sie hat ein schönes großes Schloß, einige andere ansehnliche Gebäude, worunter das Zeughaus, 4 Kirchen, worunter eine Stiftskirche und eine griechische, 2 Klöster (Basilianer und barmh. Schwestern), ein Theater, ein kathol. Lyceum, Gymnasium, eine Bibliothek, eine Buchdruckerei und in 400 Häusern, ohne die Besatzung, 3500 Einw. Der Ort war Majorat der Zamoiskys und ward von dem polnischen Krongroßfeldherrn und Krongroßkanzler Johann Zamoisky, nachdem er den Erzherzog Maximilian von Oestreich 1588 geschlagen und gefangen hatte, im italien. Geschmack angelegt und nach neuer Art befestigt. 1615 wehrte sich Zamosc tapfer gegen die Kosacken; 1656 ward es von dem König von Schweden vergeblich belagert; 1704 gelangten aber die Schweden zu seinem Besitze durch friedliche Uebergabe. 1715 ward es von den Sachsen mit List erobert. 1809 wurde Zamosc von den Polen den Oestreichern und 1813 von den Russen den Franzosen genommen. Der Staat erstand 1820 die Stadt mit einer Umgebung von 12.000 Klaftern von dem Senator Grafen Stanislaus Kostka von Zamoisky und überließ ihm dagegen 59 andere Staatsgüter. Hierauf wurde Zamosc seiner weitläufigen Vorstädte beraubt und zu einer großen Festung umgebildet. Nach dem Dekret vom 11. Dec. 1820 wird als Beweis der Anerkennung der patriotischen Aufopferung des letzten Besitzers sein Familienwappen auf den Festungsmauern erhalten und sein Erbbegräbniß in der Familiengruft der Collegiatkirche zu Zamosc gelassen; auch wurden ihm die Kanonen, die Privateigenthum seines Hauses sind, ausgeliefert.

Zampieri (Domenico), s. Dominichino.

Zanetti (Anton Maria, Graf), ein geachteter Kunstkenner zu Venedig, geb. um 1680, lernte früh zeichnen und brachte es darin zu einer großen Fertigkeit. Er erneuerte die Erfindung des Hugo da Carpi, Holzschnitte

und Kupferstiche von 3, 4 Platten abzudrucken, beförderte die Kunst mit unermüdetem Eifer, sammelte ein kostbares Kunstkabinet und starb 1767. Seine Lettere sulla pittura, scultura ed architectura (Rom 1754, 7 Bd. 4.) sind für die Kunstgeschichte wichtig. Auch sind seine Sammlungen von Gemmen, Kameen, Handzeichnungen rc., jene in Kupfer gestochen mit Anmerkungen von Gori, diese in Holz geschnitten erschienen. — Sein Neffe, Anton Maria Zanetti der Jüngere, hat sich als Bibliothekar von St. Marco zu Venedig durch Schriften über Kunst und Alterthum rühmlich bekannt gemacht.

Zanguebar, ein Küstenland Westafrika's, mit unbestimmten Grenzen gegen N., indem Einige es nur bis Melinde rechnen, Andere es weiter gegen N. ausdehnen. Diese ganze Küste ist jetzt in den Händen der Araber, welche zum Theil sich unabhängig behaupten, zum Theil vom Imam v. Maskate abhängen. Das Land ist voll undurchdringlicher Wälder, in welchen zahlreiche wilde Thiere hausen; die Küste selbst zeigt Spuren einer ehemals größern Bevölkerung. Im südlichen Theile an der Küste liegt die kleine Insel Quiloa, ehemals Mittelpunkt eines mächtigen Reiches; jetzt steht hier nur ein Dorf, dessen Sultan sich zwar rühmt, daß seine Vorfahren seit 1200 Jahren hier geherrscht, aber von Maskate abhängig ist. Weiter nördlich liegt der Staat von Mombaza, welchen die Portugiesen zwar 1505 und 1508 zerstört, der sich aber dennoch wieder erhoben. 1820 wurden die Portugiesen aus der Stadt Mombaza von den Arabern vertrieben, darauf unterwarfen sich 1824 die vornehmsten Einwohner dem engl. Schutze. Zwischen Quiloa und Mombaza liegen mehrere kleine Inseln an der Küste, wie Monsia und Zanzibar, beide dem Imam von Maskate zinsbar; letztere ist der Haupthandelsplatz der Araber in dieser Gegend. Weiter nördlich die Insel Pemba. Die Stadt Melinde, unter 3° S. B., wird zwar noch immer als portugiesisch angegeben, soll aber nach den neuesten Nachrichten von den Portugiesen verlassen seyn und sich unabhängig und feindselig gegen Europäer behaupten. Weiter nördlich kennen wir nur noch den arabischen Handelsplatz Magadoxo, 3° N. B.

Zanotti (Francesco Maria). Dieser durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann war den 6. Jan. 1692 zu Bologna geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters, der als komischer Schauspieler glänzte, empfing er eine sorgfältige Erziehung bei den Jesuiten. Sein vielseitiger Geist bemächtigte sich mit Leichtigkeit aller Gegenstände des Unterrichts, vornehmlich der philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und schon 1718 ward er Prof. der Philosophie und Bibliothekar, 1723 Sekretär und 1766 Präsident der Universität zu Bologna. In diesem Zeitraume erschienen seine wichtigsten Werke. Vertraut mit der Dichtkunst, übte er sie mit Erfolg sowohl in toskanischen als lat. Versen, und schrieb auch 5 Abhandlungen, in denen er Regeln für die einzelnen Dichtungsgattungen aufstellt. Bei der Feier des Jubiläums in Rom 1750 hielt er, nach dem Wunsche Benedikts XIV., auf dem Capitol eine Lobrede auf die schönen Künste, die sich durch Eleganz und Inhalt empfiehlt. Um seinen Gegenstand noch mehr zu beleuchten, schrieb er eine zweite Rede gegen jene erste, und widerlegte diese in einer dritten. Alle 3 Reden, die ein Ganzes bilden, erschienen in demselben Jahre vereint zu Bologna. Dieselbe Schönheit und Schreibart, und zugleich einen Reichthum an tiefen und erhabenen Ideen, finden wir in seinen philosophischen und physikalischen Werken, namentlich seiner Moral und seinen Dialogen über den Druck der Körper. Den meisten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Commentarien der Akademie, worin er eine Geschichte dieser gelehrten Anstalt und eine Analyse aller derselben vorgelegten physikalisch-mathematischen Arbeiten liefert. Ueberdieß enthal-

ten die Schriften dieser Gesellschaft von ihm mehrere gehaltvolle Aufsätze über geometrische, analytische, physikalische und musikalische Gegenstände. Noch erwähnen wie sein Werk: De viribus centralibus, worin er die Lehre Newton's von den Centralkräften erläutert und erweitert vortrug. Eine Sammlung seiner Werke erschien 1779 zu Bologna. Er starb am 24. Dez. 1777. — Er ist nicht zu verwechseln mit dem Maler und Schriftsteller Giampietro Cavazzoni Zanotti, welcher 1674 zu Paris geb. und zu Bologna erzogen, ein Schüler des Pasinelli war und viele zur Kunstgeschichte von Bologna gehörige Schriften verfaßte. Als Sekretär der clementinischen Malerakademie zu Bologna schrieb er die Storia dell' academia Clementina (2 Bde. Fol., Bologna 1739). Er starb 1765. — Eustachio Zanotti, aus Bologna, geb. 1709, war daselbst Lehrer der Astronomie und starb 1782. Er machte sich durch das Studium der Mathematik verdient, sowie durch seine Beobachtungen über die Kometen und über die Gestalt der Erde; ingleichen durch seine optischen und hydrometrischen Versuche.

Zante, mit dem Beinamen Spartivento, eine der vorzüglichsten unter den sieben Inseln im ionischen Meere an der Küste Griechenlands, welche die ionische Republik, oder, wie sie jetzt heißen: die vereinigten Staaten der Jonischen Inseln (s. d.) bilden. — Zante liegt dem Cap Tornese in Morea gegenüber, von $5^1/_2$ QM. und 47.000 Einw., worunter 2000 Juden. Sie besteht größtentheils aus einer ausgedehnten Ebene, und wird von den Italienern wegen ihrer Fruchtbarkeit Blume des Ostens genannt. Die fruchtbarsten Gegenden sind die im südlichen Theile der Insel, wo bei dem Dorfe Chieri sich mehrere schon von Herodot erwähnte Quellen befinden, auf deren Wasserspiegel beständig ein flüssiger aber vortrefflicher Theer schwimmt, wovon man jährlich 100 Tonnen sammelt, das bloß zum Kalfatern der Schiffe gebraucht wird. Die vorzüglichsten Produkten sind: Korinthen (jährlich 7 bis 8 Mill. Pfund), Oel, Wein, womit $^2/_3$ der Insel angebaut sind, Orangen, Limonien etc. — Die Hauptstadt gleiches Namens ist die größte auf den ionischen Inseln, auf der Ostküste, am Abhange eines Hügels, um welchen sie amphitheatralisch liegt. Auf diesem Hügel liegt ein Fort, das Stadt und den sehr geräumigen Hafen beherrscht. Sie ist nach italienischer Art gebaut, hat enge Straßen, 4 bis 5 Stockwerk hohe Häuser, mehrere schöne griech. Kirchen und 19.000 Einw., welche starke Baumwollenspinnerei und lebhaften Handel nebst Schifffahrt unterhalten. Ihre Sitten sind auffallend, halb europäisch, halb asiatisch; sie sind sehr eifersüchtig, und die Frauen gehen nie ohne schwarze Maske aus. Die trefflich angebaute und anmuthige Gegend ist mit vielen Casins oder Lusthäusern bedeckt. Hier sind 2 Quarantänehäuser. Die Insel hat vom 29. Dezemb. 1820 bis zum Januar 1821 durch Erderschütterungen und andere ungewöhnliche Naturerreignisse sehr gelitten. — Nahe bei Zante liegen die beiden strophadischen Inseln, welche jetzt Strivali heißen. Auf einer derselben ist ein befestigtes und mit Geschütz versehenes Kloster. — Im Alterthume hieß Zante Zakynthos, war nach und nach den Griechen und Römern, den Neapolitanern und seit Ende des 14. Jahrh. den Venetianern unterworfen. 1797 kam sie, wie die übrigen Inseln, in die Gewalt der Franzosen, denen sie 1799 von den Russen wieder entrissen wurde. Seitdem hat sie einen Theil der sogenannten Republik ausgemacht, die durch den am 5. Nov. 1815 zu Paris zwischen Rußland und England geschlossenen Vertrag unter den unmittelbaren und ausschließenden Schutz Großbritanniens gestellt wurde.

Zappi (Giovanni Battista Felice), einer der vorzüglichsten Dichter Italiens aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., geb. zu Imola, studirte zu Bologna die Rechtswissenschaft, in welcher er schon in seinem 13. Lebensjahre die Doktorwürde erhielt. Er brachte den größten Theil seines Lebens

ls Advokat in Rom zu, wo er auch 1719 starb. Er war einer der Stifter er Akademie der Arkadier. Seine scherzhaften erotischen Sonette, sowie eine leichten Canzonetten und Madrigale haben seinen Ruhm als Dichter egründet. Sie sind zugleich mit den Gedichten seiner Gattin, Faustina, iner Tochter des röm. Malers Maratti, u. a. Mitgliedern der arkadischen Gesellschaft u. d. T. Rime dell' Zappi di St. Mar., sua consorte, (Venedig 723, 12.; 1760, 2 Bde. 12.) herausgegeben worden.

Zara, die feste Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im östr. Königreich Dalmatien, auf einer Erdzunge des adriatisches Meers und mit dem esten Lande nur durch eine Brücke zusammenhängend, mit 900 Häusern, 5000 Einwohnern, Kathedrale, 5 andern katholischen Kirchen, 3 Mönchs- und 5 Nonnenklöstern, Schloß, Lazareth, Waisenhaus, Citadelle; Sitz des Landesgubernium, des Militärkommando, des Appellations- und Criminalobergerichts und eines Erzbischofs, Gymnasium, Normalhauptschule, 2 Seminarien, Gesellschaft des Ackerbaues, Buchhandlung, Buchdruckerei, Land- und Seearsenal, Kasernen, Theater, Spital der barmherzigen Brüder, Kranken-, Findel- und Leihhäuser; großem und sicherem Hafen, Gerberei, Seiden- und Wollenzeuchweberei, Rosogliobrennereien, Seilerei, Töpferei, Ziegelei, Fischerei, Messen, Handel mit Wein, Feigen 2c., Schifffahrt, Schiffbau, römischen Alterthümern, z. B. Aquädukt. Bei dem Mangel an frischem Wasser wird das Regenwasser in Cisternen aufgefangen.

Zarizyn, befestigte Kreisstadt des russ. Gouvernements Saratow, an der Mündung des Flusses Zariza an der Wolga, 1772 Werste von St. Petersburg und 355 von Saratow, 126 Fuß über dem Wolgaspiegel, mit einer Vorstadt, 300 Häusern, 3000 Einwohnern, 2 Kirchen, Viehzucht, Obst-, Melonen- und Gurkenbau, Fischerei, Handel mit den donischen Kosaken und Kalmücken, mehrere Sauerbrunnen, wovon der berühmteste etwas über eine Meile von Zarizyn 48° 43′ Br. hervorquillt, und gewöhnlich 3 — 4° Reaum. wärmer ist, als gemeines Wasser. In jeder Stunde fließen 36.000 Pfund Wasser aus dem Brunnen, der 1775 entdeckt wurde, und jetzt unter allen russischen Gesundbrunnen am häufigsten besucht wird. Von der Wolga bis zum Don war vormals die 60 Werste lange zarizynsche Linie, mit einem starken Wall und Graben, nebst 4 kleinen Festungen oder Schanzen, deren Besetzung aus donischen Kosaken bestand.

Zarlino (Giuseppe), geb. 1540 (nach Gerber 1520) in Chioggia bei Venedig am adriatischen Meerbusen, gest. 1599 zu Venedig, und von niederländ. Meistern, namentlich Adrian Willart, gebildet, gehörte vor Rameau und Rousseau zu den größten theoretischen Musikern. Er bestimmte die Verhältnisse des ganzen und halben Tons genauer, und legte durch sein ausführliches Handbuch über die Harmonie (Instituzioni armeniche, Vened. 1562, 1573, Fol.) den Grund zu einer gründlichen Bearbeitung dieses Gegenstandes. Schon im 18. J. trat er als Schriftsteller in dieser Hinsicht auf und schrieb eine Menge Werke, welche unter dem Namen seiner Instituzioni armoniche und Dimostrazioni armoniche (1589, 4 Bde., Fol.) in Venedig vollständig gesammelt erschienen. Als Componist machte er sich besonders durch eine große Musik bekannt, die er als Kapellmeister an der St. Markuskirche in Venedig zur Feier des Seesieges bei Lepanto aufführte. Der jetzige Tonkünstler wird sich nicht leicht entschließen, seine ziemlich steif geschriebenen Werke zu studiren, würde aber über den Zustand der Musik im 16. Jahrh. manchen Aufschluß darin finden.

Zarskoje Selo (eigentlich Sarskoje Selo, d. i. Saras Dorf, von dem Taufnamen einer ehemaligen Besitzerin, als der Ort noch ein bloßes Dorf war), ein kaiserl. Lustschloß, 25 Werste oder 3½ deutsche Meile süd-

lich von Petersburg, von wo aus eine Chaussee durch sehr einförmige Gegenden führt. Catharina I. legte hier ein Lustschloß an, das Elisabeth (1744) vergrößerte und verschönerte, und dem Catharina II., deren Lieblingsaufenthalt es war, mit großem Kostenaufwande seine dermalige Pracht und herrlichen Anlagen gab. Der Prinz Heinrich von Preußen, welcher dort der Monarchin einen Besuch abstattete, fand dasselbe so schön, daß er auf ihre Frage: wie ihm dieß Lustschloß gefallen habe? lakonisch antwortete: Es hat nur einen Fehler; und welchen? — daß es kein Futteral hat. — Das Schloß hat drei Stockwerke mit zwei auf beiden Seiten zurückspringenden Flügeln, in deren einem die Schloßkapelle, im andern Badezimmer sich befinden. Im zweiten Stockwerk des Hauptgebäudes gehen die Wohnzimmer gegen den Garten, die Prachtzimmer nach dem Schloßplatze zu. Hier sind unermeßliche Schätze von Kostbarkeiten aller Art und von der größten Seltenheit aufgehäuft; hier sind die Zimmer nicht mit Golde nur, sondern mit den feinsten und geschmackvollsten chinesischen Firniß- und japanischen Porzellanarbeiten ausgeziert. Eines dieser Zimmer ist ganz mit Bernsteinstücken, in welche Insekten eingeschlossen sind, ausgetäfelt. Auch die Badezimmer in einem von den beiden Flügeln sind mit Lasurstein, Jaspis, und Achat, mit der schönsten musivischen Arbeit, und den herrlichsten Basreliefs und Statuen aus Marmor, verziert. Mit dem Badehause ist eine bedeckte Gallerie, 50 Faden lang, verbunden, in welcher bronzene Büsten von den merkwürdigsten Personen älterer und neuerer Zeit aufgestellt sind. Diese Arkade führt in den englischen Garten, der durch seine Größe und Schönheit alles Aehnliche übertrifft. Den Eingang des Gartens ziert jetzt ein kolossaler Triumphbogen in antiker Form, von gegossenem Eisen errichtet, mit der Inschrift: meinen theuern Waffenbrüdern geheiligt. Besonders merkwürdig aber ist dieser Garten dadurch, daß ihn die Kaiserin Catharina zu einem Tempel des Verdienstes weihte; hier stiftete sie nämlich ihren ausgezeichnetsten Feldherren und Staatsmännern, dem Grafen Romanzow und den Brüdern Orloff, Denkmäler mit römischer Pracht und Größe. Außer diesen Denkmälern gibt es noch sehr viele höchst sehenswerthe Gegenstände in diesem Garten, z. B. einen kleinen Tempel mit einer vortrefflichen Sammlung antiker und moderner Statuen, die Einsiedelei zu Speisen, ein prächtiges Bad, malerische Ruinen, eine kleine Stadt, das Andenken der Besitznahme von Taurien, zwei künstliche Seen, durch einen Bach verbunden, über welchen eine gewölbte, mit marmornen Säulen überbaute Brücke führt; auf einer Insel dieser Seen steht eine türkische Moschee, auf einer andern ein großer Saal zu musikalischen Belustigungen; im Gebüsche trifft man auf eine ägyptische Pyramide und in der Nähe derselben befinden sich zwei sehr schöne Obelisken. An den Park von Sarskoje-Selo stößt ein für den damaligen Großfürsten aufgeführtes Palais von Stein, das in einem einfachen, aber großen Styl gebaut ist. Man hat von diesem Palais aus eine entzückende Aussicht bis nach St. Petersburg hin. Der Park selbst ist ebenfalls sehenswerth und enthält manches Merkwürdige. 1803 ließ der Kaiser Alexander eine Forstschule hier errichten, und ihr den Park zu ökonomischen Versuchen einräumen. Ebendaselbst errichtete der Kaiser 1811 ein Lyceum. In der Mitte des Monat Mai im Jahre 1821 brach im Schlosse Feuer aus, und ein Theil desselben, sowie das dabeistehende Gebäude der Erziehungsanstalt wurde ein Raub der Flammen. Man s. die Beschreibung in Loudons Encyklopädie des Gartenwesens (deutsch, Weimar 1824).

Zart heißt, bei körperlichen und unkörperlichen Dingen, Das, was seiner Kleinheit, Dünne und Schwäche wegen, keinen starken Eindruck vertragen kann. Fein ist, was zwar einen bestimmten, aber keinen stark zu empfindenden, widrigen Eindruck machen kann. Ein feiner Wein z. B., der

keine Schärfe, keine Säure hat, ein feiner Tabak, der nicht die Zunge und die Nase angreift; feine Sitten, feine Lebensart u. s. w. darin Nichts ist, was Andern anstößig seyn könnte. Ein Kind hat einen zarten Körper gegen einen erwachsenen Mann. Ein zartes Gefühl wird leicht beleidigt; ein zartes Gewissen leicht beängstigt. — Zärtlich (in den schönen Redekünsten), eine Sehnsucht, die sich durch das Sanftschöne äußert. Es verlangt zur Darstellung eine sehr sanfte, weiche Sprache, und seine vorzügliche Stelle sind lyrische Gedichte, besonders die Elegie. Muster hierin ist vor allen Klopstock, besonders in seinen Oden an Cidli. Wenn sich das Zärtliche mit der Grazie und dem Scherzhaften verbindet, so entsteht daraus bei der Liebe eine Stimmung, welche die Galanterie heißt, im edlern Sinne des Worts. Bei den Alten fand sie sich nicht, wegen der Knechtschaft des weiblichen Geschlechts; ihre eigentliche Heimath ist das Zeitalter der Ritterschaft, und daher ist es mit dem Romantischen verwandt. In den Gesängen der Provenzalen, Troubadours und Minnesänger findet sich dieser Charakter, und sein Hauptsitz sind noch jetzt das romantische Gedicht und die Liebeslieder. Den deutschen Gedichten dieser Art fehlt meist die Feinheit; Göthe und Wieland möchten wohl die einzigen Muster seyn. — Zärtlicher Pinsel wird von einem Gemälde gesagt, dessen Touche fein, angenehm und markig ist, dessen Umrisse fließend sind.

Zauberei, s. Magie.

Zaubergemälde, magisches Bild, eine belegte und mit Elektrizität geladene Glastafel, welche von einem Unkundigen berührt einen heftigen Schlag gibt, sich aber mit gehöriger Vorsicht ohne Schlag berühren läßt. Ein solches Gemälde zu verfertigen, nehme man den Kupferstich eines Fürsten, schneide das Brustbild heraus, vergolde dessen hintere Seite und klebe es mit dünnem Gummiwasser auf eine Glastafel so, daß die Vergoldung ans Glas kommt und eine Belegung desselben abgibt. Auf die andere Seite der Glastafel klebe man den übrigen Theil des Kupferstiches so auf, daß dessen rechte oder vordere Seite ans Glas kommt, damit von vorn gesehen das ganze Bild in seiner gehörigen Lage erscheine, obgleich das Brustbild vor dem Glase und der übrige Theil des Kupferstiches hinter demselben ist. Die hintere Seite der Glastafel und des darauf geklebten Papiers überziehe man nun mit Goldblättchen, lasse aber den obern Theil frei. Zuletzt fasse man das ganze Bild am obern vergoldeten Theile an und setze eine kleine auf beiden Seiten vergoldete Krone auf das Haupt des Königs. Wird alsdann diese auf beiden Seiten belegte Glastafel mäßig geladen und einer Person so in die Hand gegeben, daß selbige die hintere Vergoldung nit berührt, so wird diese Person, wenn sie es wagt, die Krone vom Haupte des Brustbildes abzunehmen oder nur anzutasten, einen starken Erschütterungsschlag bekommen und ihren Endzweck verfehlen. Der Experimentator hingegen, der das Bild jederzeit am obern nicht vergoldeten Theile anfasset (mithin durch seine Hand oder seinen Körper keine Verbindung zwischen beiden belegten Seiten macht), wird die Krone ohne Schlag anrühren können. Läßt man an dem Versuche mehrere Personen Theil nehmen, so nennt man ihn die Verschwörung.

Zauberlaterne (Laterna magica, s. d.). Für den Erfinder derselben wird der Jesuit Athanasius Kircher zwar fast allgemein gehalten, und solche Erfindung ums Jahr 1646 gesetzt. Aber Beides wird doch auch noch nicht so ganz mit Gewißheit angenommen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts hat schon der berühmte Künstler Griendel dergleichen verfertigt und verkauft. Kircher gibt vor, daß er sie erfunden habe und daß ein Däne, Namens Walpenstein, seine Erfindung in eine bessere Form gebracht und mit großem Gewinn verkauft hätte. Dechales hat dergleichen 1665

bei einem durch Lyon reisenden Gelehrten gesehen. Da Schott ihrer 1657 noch nicht gedenkt, so muß sie zu der Zeit noch etwas ganz Neues gewesen seyn. Selbst zu der Zeit, als Griendel mit Zauberlaternen handelte, wurde deren Verfertigung noch geheim gehalten. M. Kohlhaus gab 1677 die Beschreibung der Zauberlaterne in mehrern fremden Sprachen heraus. Zahn lehrte 1685 ihre Struktur und that Manches neue hinzu. Sturm (geboren 1635, gestorben 1703) vermehrte nachher die Wirkungen dieser Laterne mit einem neuen Zusatze, indem er eine Nachtuhr herausbrachte, die der Laterne an Anbringung der Bilder nicht hinderlich war. Creling (geboren 1673, gestorben 17 2) erwog 1713 die Erscheinungen der Laterne auf eine neue Art. Aber die wichtigste Verbesserung rührt vom Professor Ehrenberger in Jena 1713 her, der die Bilder beweglich gemacht hat, sodaß man Bilder mit Bewegungen dadurch an die Wand werfen kann. — Der größte Nutzen, den dieß Werkzeug in der Physik geleistet hat, ist wohl die daraus entstandene Erfindung des Sonnenmikroskops gewesen. Aus der Camera obscura entstand die Zauberlaterne und aus dieser das Sonnenmikroskop. Ueber den mehrfachen Gebrauch dieses Instruments s. Wieglebs und Funks: Natürliche Magie.

Zauberperspektiv, magisches Perspektiv, eine optische Einrichtung, durch welche man die Gegenstände so betrachten kann, als ob man sie durch undurchsichtige Körper sähe. Den Erfinder dieses Werkzeugs, das eigentlich aus 2 an einander gesetzten Polemoskopen bestehet, hat man nicht auffinden können. Es scheint aber aus Hevels Polemoskop entstanden zu seyn. Vorschläge, mehrere Spiegel so zu stellen, daß man darin sehen kann, was an Orten vorgeht, von welchen man durch eine Mauer abgesondert ist, finden sich schon bei Roger Baco († 1294), Joh. Bapt. Porta († 1615), Dan. Schwenter († 1636) u. A.

Zauberquadrat, ein Quadrat, welches in verschiedene kleine eingetheilt worden, darin Zahlen von einer arithmetischen Progression, dergestalt versetzt worden, daß alle Summen in eine Horizontal= oder Vertikal=Reihe, der Summe in der Diagonal=Reihe gleich sind. In Indien, dem wahrscheinlichen Vaterlande dieser arithmetischen Spielerei, bedient man sich solcher Quadrate als Talismane. Unter den Griechen hat Emanuel Moschogulus im 14 Jahrh. ein Buch davon geschrieben, so auf der königl. Bibliothek zu Paris in Handschrift vorhanden ist. Unter den Neuern hat Frenicle ein besonderes Werk darüber ausgearbeitet, welches de la Hire nach seinem Tode 1693 herausgegeben. Poignard und de la Hire haben nachher 1703 und 1705 die Sache durch neue Erfindungen noch erweitert. Auch Euler, Kircher, Franklin, Mollweide u. A. haben Untersuchungen darüber angestellt. Aus Mollweide's Coment. de quadratis magicis (Leipzig 1816, gr. 4.) befindet sich ein Auszug im 4. Bde. des mathemat. Wörterbuch v. Klügel.

Zauner (Franz, Edler von) war Hofbildhauer, Professor und Rath der kaiserl. Akademie der bildenden Künste zu Wien, geb. 1746 zu Feldpatan im Kaunerthale des deutschen Tirol. Seine Neigung zur Bildhauerei zeigte sich schon in früher Jugend; er ward deßhalb einem Vetter, der Bildhauer war, in die Lehre gegeben. 22 Jahr alt ging er nach Wien; hier arbeitete er 5 J. bei dem geschickten Professor Schletterer. Den Anweisungen desselben verdankte Z. Manches, doch noch mehr sich selbst. Seine Nebenstunden verwendete er auf das Studium der Natur und der wenigen Abgüsse von Antiken, welche damals in Wien vorhanden waren. Dieß weckte sein Genie, das sich außerhalb des methodischen Schulzwanges rascher und eigenthümlicher entwickelte. Zauner fühlte sich bald fähig, selbstständig etwas Schönes auszuführen; wozu ihm bald auch Gelegenheit

ward. Zu Schönbrunn sollten einige Prachtbrunnen aufgeführt werden. Zauner meldete sich zum Unternehmen bei dem Fürsten Kaunitz; sein Modell zu einem Brunnen, die drei größten Flüsse der östreich. Monarchie darstellend, fand Beifall, und die Ausführung desselben erwarb ihm die Gunst der Kaiserin Maria Theresia und des Fürsten Kaunitz. Er ward 1776 als Pensionnär des Hofes nach Rom geschickt, wo er während der 4 Jahre seines dortigen Aufenthaltes seine Bildung vollendete. 1781 kehrte er nach Wien zurück und ward zum Professor der Bildhauerkunst ernannt. Seine Vorlesungen, worin er das Studium der bildenden Kunst auf richtigere Grundsätze, als bisher befolgt worden waren, und die er aus der Natur und der Antike entnahm, zurückzubringen strebte, hatten einen sehr wohlthätigen Einfluß. Seine vorzüglichen Werke sind: Die Muse Klio in sitzender Stellung, aus carrarischem Marmor, für den Fürsten Kaunitz; ein Denkmal der gräfl. Familie Fries zu Veßlau und für den Pallast des Grafen in Wien 4 colossale weibliche Karyatiden; Hymen, im Besitze des nämlichen Grafen; 2 Brustbilder des Kaisers Franz II. Seinen Ruhm verdankt er aber besonders einer in Bronze gegossenen, colossalen Bildsäule Kaisers Joseph II., welche der Kaiser Franz II. dem Andenken seines Oheims bei der kaiserl. Burg auf dem Josephsplatze 1807 errichten ließ. Der große Fürst sitzt auf einem Pferde, das ruhig voranschreitet; den rechten Arm hält er sanft vor sich hin gestreckt und scheint so das Volk, für dessen Wohl er im Leben rastlos arbeitete und wachte, milde segnen zu wollen. Der Monarch ist im römischen Costüme dargestellt, sowie auch das Piedestal und die Verzierungen im antiken Geschmacke gehalten sind. Die Basreliefs veranschaulichen die Reisen des Kaisers und seine Liebe zum Ackerbau, Handel und zu den Wissenschaften. Den Guß der Bildsäule, welche keiner andern in Europa an Größe nachsteht, vollführte Zauner nach einer neuen von ihm erfundenen Methode, welche er erst im Kleinen versuchte, wo sie seinen Erwartungen vollkommen entsprach. Auch hatte der Guß im Großen den glücklichsten Erfolg. Schön ist auch das Denkmal Kaiser Leopolds II. von Zauner in Marmor verfertigt. Es befindet sich in einer Kapelle der Augustiner Hofkirche in Wien und stellt den verstorbenen Kaiser in voller Rüstung und mit einem römischen Mantel auf einem Sarkophage liegend, dar; über ihm trauert die klagende Germania in langem Trauermantel. Zauner arbeitete noch eine Menge Büsten, die sich durch Aehnlichkeit, durch vielen Ausdruck und durch eine zierliche Ausarbeitung auszeichnen. Er starb 1822 den 3. März zu Wien.

Zea, die alte Keos, eine fruchtbare griech. Insel im Archipelagus, nördlich von Thermia, 3⅓ QM. groß, mit 5000 Griechen, 14 Kirchen, 5 Klöstern und der Hauptstadt gleiches Namens am Abhange eines steilen Berges, mit 1000 viereckigen, niedrigen, eins über das andere gebauten Häusern mit platten Dächern, sodaß das Ganze gerade wie eine Treppe aussieht, zu der 100 Terrassen führen. Sitz eines griech. Bischofs, Hafen, Handel mit den Landesprodukten, Wein, Oel, Südfrüchten, Seide, Kapern, Talk, Blei, Ziegenhaarzeuchen ꝛc.; wahrscheinlich auf der Stelle, wo sonst Karthäa stand. Unter den Trümmern von Julis ward die berühmte Chronik von Paris (s. Arundel) gefunden. Ueber die Alterthümer dieser Insel hat zuerst Bröndsted 1810 genaue Untersuchungen angestellt. Wir bemerken, daß bei der großen Bevölkerung des alten Keos den Leuten, die über 60 J. alt waren, erlaubt wurde, sich selber das Leben zu nehmen. Der Greis versammelte dann seine Freunde, und nach festlichem Abschiede trank er, die Stirn mit Kränzen umwunden, einen Becher mit Mohnsaft, und entschlummerte.

Zeche, so viel als Reihe, z. B. um die Zeche, d. i. der Reihe nach, ehemals, und in einigen Gegenden Oberdeutschlands noch jetzt so viel als Innung, Zunft. Gegenwärtig ist es ein bergmännischer Ausdruck, und man versteht darunter ein nach einem bestimmten Maße abgemessenes Feld oder Gegend, wo unter der Erde durch Stollen oder durch Schachten gebaut wird; es ist in diesem Sinne ebenso viel als Berggebäude oder Grubengebäude oder Grube. Wenn, wie gewöhnlich, mehrere Personen den Bau einer Zeche gemeinschaftlich unternehmen, so heißt sie eine Gewerkzeche, und die Gesellschaft, die sie baut, eine Gewerkschaft. Eine solche Zeche besteht aus 32 größern und 128 kleinern Theilen oder Kuxen. Eine Zeche abbauen oder abhüten, heißt zu bauen aufhören, wenn die Kosten nicht mehr herauskommen; sie belegen, mit Arbeitern versehen; lösen, ihr Wetter und Wasser benehmen. Eine Zeche fällt ins Freie, wenn die Gewerken 4 Quartale lang das Receßgeld nicht bezahlen; sie schnupt, wenn sich die guten Anbrüche verlieren und statt der vorigen Ausbeute Zubuße bezahlt werden muß; sie geht zu Bruche, wenn sie nicht gehörig ausgezimmert wird, und daher die Schächte, Stollen u. s. w. zusammenfallen; sie wird zu Grabe getragen, wenn die Arbeiter sie so schlecht behandeln, daß sie eingehen muß. Zuweilen werden zwei Zechen zusammengeschlagen, wenn die Gewerken der Grenze oder anderer Ursachen wegen in Streit kommen, und endlich eins werden, aus beiden Gesellschaften nur eine zu machen, wo dann die Kuxe verhältnißmäßig getheilt werden, sodaß z. B. Derjenige, welcher auf einer Zeche 2 Kuxe besitzt, einen abtritt und dafür auf der andern Zeche einen andern erhält. Endlich heißt Zeche so viel als Gelag, das Trinken in Gesellschaft. Daher die Ausdrücke: Zechbruder, der sich öfters bei Trinkgelagen einfindet; die Zeche (das Gelag) bezahlen, den Aufwand für eine Trinkgesellschaft bezahlen, im uneigentlichen Sinne die bei einer Sache aufgelaufenen Unkosten bezahlen müssen.

Zechine, Zecchino, Sequin, eine venezianische Goldmünze von Dukatengröße, die zuerst 1280 nach dem Muster der apulischen Dukaten geprägt, von dem Münzgebäude La Zecca benennt, und in der Folge in Genua, Florenz, Rom, Mailand, Savoyen und Lucca nachgeahmt wurde. Man hatte auch halbe und Viertelzechinen. Die ältern waren von ganz feinem Gold, und 66⅛ gingen auf die Mark; die neuern waren 23 Karat 10 Grän fein, wonach der Werth auf 2 Thaler 20 Groschen Conv. geschätzt wird. In Venedig gilt die Zechine ohne Agio 20 und mit demselben 22 Lire. Auch die türkischen Goldmünzen werden Zechinen genannt.

Zehen sind die bekannten Theile der Füße. Der Zahl und Struktur nach sind sie den Fingern analog gebildet. Sie bestehen wie diese aus drei Knochen (Phalangen), welche aneinander liegen und durch Gelenke und Ligamente miteinander verbunden sind. Die große Zehe hat wiederum nur zwei Phalangen. Eine Menge Muskeln, welche ihre Flechsen nach den Zehen schicken, vermitteln mannichfache Bewegungen derselben. Die Zehen machen den Gang sicher und fest; durch sie wird besonders das Laufen und Springen möglich. Wie bei den Fingern hat man oft mehr oft weniger als fünfe angetroffen. Verwundungen der Zehen können lebensgefährlich werden, indem sich ihnen der Starrkrampf, Tetanus, zugesellt. Der Druck, den sie häufig erleiden müssen, verursacht an den Zehen Hühneraugen. Auch lagert sich in ihnen und besonders in der großen Zehe gerne der Krankheitsstoff der Gicht ab.

Zehnt, Zehnter, ist der bestimmte Theil der Früchte einer Sache, welchen der Eigenthümer — der Zehntpflichtige — abgeben muß. Der Gesetzgeber der Juden widmete den Zehnten von allen Früchten und Heerden des Landes Gott oder vielmehr der Priesterschaft, den Leviten. Die christ-

iche Geistlichkeit glaubte an die Stelle der Leviten getreten zu seyn und maßte sich daher schon in sehr alten Zeiten, noch vor Konstantin dem Großen, dasselbe Recht an. In den Schriften der Gottesgelehrten und der Concilien jener Zeit wurde auch den Gläubigen die Zehntpflicht nachdrücklich eingeschärft, jedoch aber den Säumigen nur mit göttlichen Strafgerichten gedroht. Karl der Große und seine Nachfolger aber verordneten, daß die geistliche und weltliche Obrigkeit der Clerisey zu dem Zehnten verhelfen solle, wenn die Eingepfarrten sich weigern würden, solchen zu entrichten. Hierdurch verbreitete sich dieß Recht der Geistlichkeit über den größern Theil des damals kultivirten Europa. Die Sachsen sträubten sich jedoch lange Zeit, diese Abgabe zu entrichten, und auch späterhin entstanden deßhalb in Thüringen und in andern Gegenden heftige Bewegungen, sodaß sich noch jetzt in Deutschland viel zehntfreies Land befindet. Ueberdieß gab es auch schon damals wie jetzt Zehnten, welcher von Meyer- oder Zinsleuten an Layen entrichtet wurde, oder von der Clerisey den Layen abgetreten worden war. In jenen Zeiten war Niemand vom Zehnt frei, wenn er nicht durch Privilegien, Verträge oder Verjährung eine Befreiung erworben hatte, gegenwärtig aber muß, wenigstens bei den Protestanten, derjenige Geistliche, welcher den Zehent verlangt, sein Recht hierzu erweisen. In Frankreich hat die Revolution dieser Abgabe ein Ende gemacht. Was die Arten des Zehnten betrifft, so ist der persönliche Zehnten, welcher von dem Erwerb einer Person geleistet wird, in Deutschland nie üblich gewesen. Dagegen aber gab es und gibt es noch mehrere Arten des dinglichen Zehnten, als Grundzehnt, von Feld- und Gartenfrüchten, Blut- und Fleischzehnt von lebendigem oder geschlachteten Vieh, Immenzehnt von Bienenstöcken, Rettzehnt von ausgedroschenen Früchten u. a. m. — Von allen je ersonnenen Abgaben, sagt Arthur Young mit Recht, ist der Zehnte am verderblichsten; eine wahre Brandschatzung, welche das Einkommen des Landmanns so stark angreift, daß ihm aller Muth zum Fleiße geraubt und jeder Gedanke an Verbesserungen bei ihm verdrängt wird. In einem unaufhörlichen Kriege gegen einander liegen Die, welche den Zehnten heben, und Die, welche ihn entrichten. Unter dem Scheine der vollkommensten Gleichheit ist diese Abgabe die ungleichste von allen, und verdient schon in dieser Hinsicht den bittersten Tadel. Diese Ungleichheit entsteht dadurch, daß sie vom rohen, nicht vom reinen Einkommen erhoben wird, welches letztere doch allein Gegenstand der Besteuerung seyn darf. Es gibt nämlich so fruchtbare Gegenden, daß die Hälfte ihres rohen Erzeugnisses völlig hinreicht, das angelegte Capital mit dem gewöhnlichen Gewinnst wieder zu erstatten, sodaß die Hälfte als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig bleibt; dagegen gibt es wieder andere, die sehr unfruchtbar sind und deren Anbau so große Kosten verursacht, daß zur Wiedererstattung des angelegten Capitals mit dem gewöhnlichen Gewinnst vier Fünftheile der ganzen Ernte gehören, sodaß nur $1/5$ der Ernte als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig bleibt. Der Zehnte kann also auf einem fruchtbaren Boden nur den fünften Theil der Rente und auf einem unfruchtbaren die Hälfte der Rente wegnehmen. Und ebenso wie durch ihre Ungleichheit, wirkt diese Abgabe auch dadurch höchst nachtheilig auf den Nationalreichthum, daß sie jede kostspielige Verbesserung und Vervollkommnung der Bodenkultur beinahe unmöglich macht; denn da der Zehntherr immer mit erntet, wiewohl er zu den Kosten, welche den höhern Ertrag veranlaßt haben, nichts beigetragen, so muß der Zehntpflichtige von dergleichen Verbesserungen gänzlich abgeschreckt werden. Auch hält der Zehnte in vielen Fällen den Grundbesitzer ab, den Anbau minder einträglicher Früchte mit dem Anbau ergiebigerer zu vertauschen, weil diese nicht so leicht gezehntet oder nicht so gut vom Zehnt-

herrn benutzt werden können. So konnte man, nach Adam Smiths Versicherung, in England erst versuchen, den Krappbau emporzubringen, nachdem eine Parlamentsakte verordnet hatte, daß von jedem mit Krapp bestellten Acker=Feld statt des Zehnten fünf Schillinge entrichtet werden sollten; und der so nützlichen Verbreitung des Futterkräuteranbaus und der Obstkultur steht in mancher Gegend von Deutschland nicht mehr im Wege, als die Furcht, den Hauptertrag dieser Benutzungsweise der Felder dem Zehntherrn überlassen zu müssen, der ernten will, wo er nicht gesäet hat. — Mit Recht ist daher den Regierungen die Abschaffung der Naturalzehnten als eine der weisesten Maßregeln anzuempfehlen, eine solche Abschaffnng aber ohne Entschädigung des Zehntherren wäre Ungerechtigkeit.

Zeichen, Charakter, das Mittel, wodurch die Vorstellung des Vorhergesehenen mit der Vorstellung des Vergangenen verknüpft wird. So ist a das Zeichen eines gewissen Tons, d. h. es ist ein Mittel, wodurch die Vorstellung eines gewissen Tons erweckt werden soll, mit dem Derjenige schon bekannt seyn muß, in dem diese Vorstellung erweckt werden soll, weil er diese Vorstellung schon einmal gehabt hat, obgleich sie jetzt für ihn vergangen ist; und die Erweckung der Vorstellung dieses Tons sieht Der, welcher das Zeichen macht, vorher. Das Vermögen, welches auf diese Art, nicht die Gegenstände, sondern die Vorstellungen von den Gegenständen veranlaßt, heißt das Bezeichnungsvermögen. Die Zeichen theilt man ein in a. Merkzeichen, die zur Erinnerung dienen sollen, und b. Denkzeichen, um anzuzeigen, daß etwas Vergangenes da gewesen ist. Das erste machen wir deßwegen, damit wir etwas wieder antreffen wollen. Das Zeichen bleibt, aber die Erinnerung verschwindet zuweilen. Ferner sind die Zeichen oder Charaktere entweder unmittelbare (direkte) Zeichen, die schon an sich die Sache entweder selbst darstellen und figürliche heißen, oder die Sache durch eine Analogie derselben mit gewissen Anschauungen bezeichnen, und Symbole genannt werden. Oder die Zeichen sind mittelbare (indirekte) Charaktere, die an sich nichts bedeuten, sondern nur dem Begriff als Wächter beigestellt werden und so gelegentlich den Begriff reproduciren. 1) Man kann die Zeichen auch in willkürliche (Kunstzeichen), natürliche und Wunderzeichen eintheilen. Zu den willkürlichen Zeichen gehören: a. die der Geberdung (mimische, die zum Theil auch natürliche sind), b. Schriftzeichen (Buchstaben, welche Zeichen für Laute sind); c. Tonzeichen (Noten); d. zwischen Einzelnen bloß fürs Gesicht verabredete Zeichen (z. B. Ziffern); e. Standeszeichen freier und mit erblichem Vorrang beehrter Menschen (z. B. Wappen); f. Dienstzeichen in gesetzlicher Bekleidung (z. B. Uniform und Livrée); g. Ehrenzeichen des Dienstes (z. B. Ordenszeichen); h. Schandzeichen (z. B. Brandmark u. dergl.). Dazu gehören in Schriften die Interpunktionszeichen. — Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken und umgekehrt. Die vorzüglichste Art der Gedankenzeichnung ist die durch Sprache, dieses größte Mittel, sich selbst und Andere zu verstehen. Denken ist reden mit sich selbst (die Indianer auf Otaheite nennen das Denken: die Sprache im Bauch), folglich sich auch innerlich (durch reproduktive Einbildungskraft) hören. Dem Taubgebornen ist sein Sprechen ein Gefühl des Spiels seiner Lippen, seiner Zunge und seines Kinnbackens, und es ist kaum möglich, sich vorzustellen, daß er bei seinem Sprechen etwas mehr thue, als ein Spiel mit körperlichen Gefühlen zu treiben, ohne eigentliche Begriffe zu haben und zu denken. Diejenigen, so sprechen und hören können, verstehen darum nicht immer sich selbst oder Andere; dieß liegt an dem Mangel des Bezeichnungsvermögens und dem fehlerhaften Gebrauch desselben (da Zeichen für Sachen und umgekehrt genommen werden). Die natürlichen Zeichen sind entweder demonstrativ, oder rememorativ, oder prognostisch.

Der Pulsschlag bezeichnet dem Arzt den gegenwärtigen fieberhaften Zustand des Patienten und ist daher ein demonstratives Zeichen; Grabhügel und Mausoläen sind Zeichen des Andenkens an Verstorbene und also rememorativ; die prognostischen Zeichen bezeichnen das Zukünftige und interessiren daher unter allen am meisten; sie sind entweder natürliche (z. B. die einer bevorstehenden Krankheit) oder abergläubische (z. B. die der Astrologie, Chiromantie, die Augurien und Haruspicien der alten Römer). Die Wunderzeichen sollen Begebenheiten seyn, in welchen die Natur der Dinge sich umkehre. Sie sind außer denen, aus welchen man sich jetzt nichts macht (den Mißgeburten unter Menschen und Vieh), die Zeichen und Wunder am Himmel, die Kometen, in hoher Luft schießende Luftbälle, Mondlichter, ja selbst Sonnen- und Mondfinsternisse. Diese natürlichen Begebenheiten werden, vornehmlich wenn sich mehrere Zeichen zusammenfinden und wohl gar von Krieg, Pest u. dgl. begleitet werden, von dem erschrockenen großen Haufen für Zeichen des nicht mehr weit entfernten jüngsten Tages und des Endes der Welt gehalten. — Die anthropologische Charakteristik ist die Art, das Innere des Menschen aus den äußern Zeichen dieses Innern zu erkennen. Dieser Zeichen gibt es vier; sie sind der Charakter der Person, des Geschlechts, des Volks, der Gattung. Wenn in einer Nation jeder Einzelne seinen besondern Charakter anzunehmen beflissen ist (wie unter den Engländern), so ist diese Affektation eines Charakters der Charakter der Nation. Die Engländer und Franzosen sind im Contrast des Charakters und vielleicht hauptsächlich darum mit einander in beständiger Fehde; beide Völker können allein (vom deutschen Volk wird hier abgesehen), ihrem angebornen Charakter nach, einen unveränderlichen (erworbenen) Charakter annehmen. Was aber ihr Naturell, das sie jetzt wirklich haben und dessen Ausbildung durch Sprache betrifft, so müßte dieses von dem angebornen Charakter des Urvolks ihrer Abstammung hergeleitet werden. Daß auf die Regierungsart Alles ankomme, welchen Charakter ein Volk haben werde, ist eine ungegründete, nicht erklärende Behauptung; denn woher hat denn die Regierung selbst ihren eigenthümlichen Charakter? Auch Klima und Boden können den Schlüssel nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß diese ihren Charakter durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten, und die Spuren ihrer Abstammung und hiermit auch ihren Charakter noch immer hervorblicken ließen. Kant zeichnet das Portrait derselben mehr von der Seite ihrer Fehler und Abweichung von der Regel, als von der schönern Seite (dabei aber doch nicht in Carikatur), denn der Tadel bessert und verstößt auch weniger gegen die Eigenliebe der Menschen. Die französische Nation charakterisirt sich unter allen andern durch den Conversationsgeschmak, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist höflich, artig und gefällig. Die Franzosen haben viel Wörter, die mehr die Eigenthümlichkeit der Sinnesart dieser Nation bezeichnen (z. B. esprit statt bon sens, frivolité, galanterie, bon ton u. s. w.), als den Gegenstand des Denkenden. Sie nehmen sich übrigens, nebst den Italienern, durch das Gefühl für das Schöne, und zwar die Franzosen mehr für das Lachende und reizende Schöne, am meisten aus. Das englische Volk hat einen Charakter, den es sich selbst anschaffte, nämlich die Affektation des Charakters. Daß dieser Charakter dem des französischen Volks mehr wie irgend einem andern gerade entgegengesetzt ist, erhellet daraus: weil es auf alle Liebenswürdigkeit keinen Anspruch macht, sondern bloß auf Achtung. Der Engländer ist im Anfange einer jeden Bekanntschaft kaltsinnig und gegen einen Fremden gleichgültig. Da beide Völker nur durch den Canal von einander getrennt sind, so bewirkt die Rivalität derselben unter einander doch einen auf verschiedene Art modificirten politischen Charakter in ihrer

gebildete, starke Vernunft und große Kraft des Willens machen also den Mann von Charakter. Sind nun diese Grundsätze dem Sittengesetze gemäß, so ist sein Charakter gut; sind sie ihm entgegen, bös. Frei erworbene, sittlich gute Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Tugendhaften, frei erworbene sittl. böse Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Lasterhaften, den Bösewicht. Als Norm steht der Charakter des Tugendhaften da, das herrschende, beständige Streben, das Sittengesetz in allen Lagen und unter allen Verhältnissen zu befolgen. Streng genommen, gäbe es nun, außer diesem Charakter und dem ihm völlig entgegengesetzten, keinen andern, und wir würden die Meisten ohne Charakter finden, wofern nicht glücklicher Weise die weitere Bedeutung die gangbarste wäre. Man kann daher den Charakter in engerer Bedeutung den moralischen, den in weiterer den psychologischen nennen, unter welchem man sich also zu denken hat, den beharrlichen Bestimmungsgrund der Art zu seyn und zu handeln in einem menschlichen Individuum, ohne Rücksicht, ob freie Selbstthätigkeit oder Naturbeschaffenheit des Individuums die Ursache desselben war. Alle Eigenheiten demnach, welche in einem Menschen durch Naturell, Temperament, Kopf, Herz und Gemüth hervorgebracht werden, Alles, wodurch er eine eigne Naturart ist, rechnet man einem Menschen in diesem Stande als Charakter an, und verwechselt daher diesen auch häufig mit Naturell und Temperament. Die ursprüngliche Disposition zu einer solchen Naturart bringt jeder Mensch mit auf die Welt; Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Schicksale und andre Umstände tragen das Meiste zur Bildung des Beharrlichen darin bei. Wie wichtig sorgfältigere Untersuchungen hierüber für Erreichung unserer Absichten, und mithin für Glück und Ruhe unsers Lebens seyen, braucht nicht erinnert zu werden. (S. Menschenkenntniß.) Wenn nun der philosophische Menschenforscher die Verschiedenheit der menschlichen Natur nach ihrem Grade und Zusammenhange erkennt, so stellt sie uns der Künstler dar für die Einbildungskraft. Diese ist stets auf Anschaulichkeit gerichtet, aber nicht auf eine solche, die uns die Gegenstände wie im fernen Nebel verschwimmend, mit nur schwankenden Umrissen, sondern auf eine solche, die uns dieselben in möglichst bestimmten Umrissen vor die Seele führt. Das Bezeichnendste des Gegenstandes muß zu diesem Behufe herausgehoben werden von der Seite, von welcher es gerade jetzt unsere Aufmerksamkeit fesseln soll, und mit solchen Zügen dargestellt, welche die ehemalige freie Beobachtung so lebhaft erneuern, daß wir gleichsam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenstandes getäuscht werden. Daher z. B. jene Beiwörter Homer's: das schwerwandelnde Hornvieh, die erdaufwühlenden Schweine, der armstützende Stab, der langausstreckende Tod u. s. w. oder der Pappel silberwechselnde Blätter bei Voß u. A. m. Haben aber diese Dichter mit den hinzugefügten Beiwörtern etwas Andres gethan als charakterisirt, den eigensten Charakter eines Gegenstandes hervorgehoben, um diesen uns dadurch näher zu stellen? Poetische Schildereien und Beschreibungen würden sehr matt und kahl ausfallen ohne solche vergegenwärtigende und gleichsam belebende Charakterisirungen. Nicht aber in diesen allein sind sie nothwendig, sondern in jeder Gattung der Poesie, im Kleinsten wie im Größten, im Theile wie im Ganzen, und jede schöne Kunst erreicht ihren Zweck gehörig nur durch sie. Zarter, feiner, tiefer Sinn, rege, lebhaft auffassende Einbildungskraft für alle empfindbare Aeußerungen und Züge des Charakteristischen in der Natur und Menschheit sind dem Kunstgenie wesentlich, eben dadurch erschließt es in uns Andern den Sinn dafür und lehrt uns auch in dieser Hinsicht Welt und Leben kennen, wie wir sie vorher nie gekannt. Mit wie andern Augen sehen wir beide an, wenn der Dichter, der Maler, der Bildhauer, Tonkünstler uns auf Er-

scheinungen, Aeußerungen, Zustände und Verhältnisse aufmerksam gemacht haben, an denen wir sonst, ohne sie zu beachten oder nur zu bemerken, vorübergingen! In die Augen springt jedoch, daß nicht jede schöne Kunst die Charaktere aller Gegenstände darstellen könne, denn jede ist auf einen gewissen Kreis beschränkt; die bildende Kunst auf Gegenstände der äußern Welt, die Tonkunst auf Gefühle. Die Poesie allein umfaßt die äußere und innere Welt, und da ihre Sphäre gerade so weit reicht als ihr Darstellungsmittel, die Sprache, so ergibt sich, daß eigentlich kein Gegenstand sey, den sie nicht darstellen könne. So viele Gegenstände sie aber darstellen kann, so viele kann und soll sie auch charakterisiren. Hier ist im Allgemeinen keine Grenzlinie zu ziehen, außer welche das Schönheitsgefühl bei Ekel und Abscheu erregenden Gegenständen zieht. Das Charakterisiren bezieht sich nun entweder auf die äußere Form und Beschaffenheit, oder auf die innere Kraft und Wirksamkeit, oder auf den Ausdruck des Innern durch das Aeußere. Welches von diesen dargestellt werde, immer soll es so dargestellt seyn, daß es erscheint als ein echter Abdruck der Natur, denn ohne Naturwahrheit ist die Kunst nur ein leeres, bedeutungsloses Spiel, zugleich aber auch so, daß die Einbildungskraft dadurch in eine lebhafte und dem gegenwärtigen Zweck entsprechende Thätigkeit versetzt werde. Soll dieß geschehen, so muß die herausgehobene Eigenthümlichkeit anschaulich, sinnlich klar, Leben erregend, gedrängt bezeichnet seyn, und den Gegenstand eben nur von der Seite mit Bestimmtheit bezeichnen, von welcher er eben jetzt unser Interesse auf sich ziehen soll. Dieß Letztere versteht sich wohl von selbst, weil ja sonst der Dichter ins Unendliche ausschweifen könnte, ohne uns dem Zwecke nur im mindesten näher zu führen. Uebrigens kann über das Mehr oder Weniger lediglich das Gesetz der Zweckmäßigkeit entscheiden. Mancherlei Mittel stehen dem Dichter zu Gebote: jetzt wird er mit einem einzigen Beiworte ausreichen, jetzt eines ausgemalten Gleichnisses, bald einer längern Beschreibung, bald einer ausführlichen Schilderung bedürfen. Einigen Unterschied zwar verursacht hierin die besondere Natur der verschiedenen Dichtungsarten; doch bezieht sich dieser mehr auf die Mittel als auf die Behandlung. Das Charakterisiren kommt aber in der P o e s i e hauptsächlich vor bei der Darstellung menschlicher Charaktere (Charakterzeichnung), sodaß man vorzugsweise an sie zu denken pflegt, wenn von Charakterisiren in Werken der Poesie die Rede ist. Es versteht sich schon von selbst, daß mit der Anforderung an den Dichter, er solle Charaktere darstellen, nicht gemeint seyn könne, er solle nur solche Personen in seinen Werken vorführen, welche im strengen Sinne Charakter haben. Nur Engel oder Teufel würden dann in seiner Welt erscheinen, mithin meist Wesen, wie wir sie in der Natur nicht, oder nur als seltene Ausnahme finden. Ist es nun gleich nicht wahr, was man öfters behauptet hat, daß wir in ihrer Gesellschaft Langeweile finden und unsere Theilnahme nicht erregt fühlen würden (denn wir fühlen uns von Milton's Satan, Klopstock's Adramelech aufs höchste interessirt, und es ist kein Zweifel, daß wir durch die Aufstellung eines echt tugendhaften Menschen, wenn er z. B. im Kampfe gegen Versuchung und Schicksal als wahrhaft erhabener Gegenstand nur durch seinen Tod siegt, die innigste Theilnahme für ihn erregen würden), so würde doch der Dichter nur um Extreme schweben. Wenn es daher gleich keine noch so große erhabene Handlung gibt, deren die menschliche Natur nicht fähig wäre, so hat es doch schwerlich einen Menschen gegeben, dessen Weisheit mit keinem Zusatze von Thorheit, dessen Tugend mit keinem Fehler, keiner Schwäche vermischt gewesen war. Nur Wesen dieser Art hält der Mensch im Durchschnitt für seines Gleichen, und der Dichter hat nicht die Verpflichtung des Moralisten auf sich, uns sittliche Ideale der menschlichen Natur aufzustellen, sondern er schildert die Menschen wie sie sind,

nicht, wie sie seyn sollen. So wenig er daher bloß tugendhafte Charaktere (oder deren Gegentheil) aufstellt, ebenso wenig können wir erwarten, daß er bloß konsequente uns vorstellen werde, da feste praktische Grundsätze unter den Menschen ebenfalls selten, und unabweichliche Befolgung derselben noch seltener sind. Viel Studium und Mühe könnte der Dichter, wenn er nur konsequente Charaktere darzustellen hätte, sich ersparen; denn eben Darstellung der inkonsequenten Menschen, von denen man zu sagen pflegt, daß sie keinen Charakter haben, dergleichen z. B. der Prinz in Emilia Galotti und Clavigo sind, gehören zu den schwierigsten Aufgaben in der Charakterzeichnung. Das menschliche Seyn in seinen verschiedenartigsten Anwandlungen bringt der Dichter zur Erscheinung, und dadurch werden jene Gattungen von Poesie, welche Begebenheiten oder Handlungen der Menschen zum Gegenstande haben, zugleich meist Entwickelungen der Geschichte des menschlichen Herzens, Beiträge zur Menschenkunde. Ganz entgegengesetzt den meisten Menschen, die beschränkt nur gewisse Eigenheiten an sich und Andern schätzen, begünstigt und ausgebildet wissen wollen, hat der echte Dichter Sinn für Alles, Lust an Allem, weil er Jedes in Beziehung auf das Ganze, und im Kleinen selbst das Große sieht, dem Jenes dient. „Nur alle Menschen", heißt es in Meisters Lehrbrief, „machen die Menschen aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt". Indem nun der Dichter, in dessen Brust ein Vorgefühl alles Dessen ruht, was der ganzen Menschheit zugetheilt ward, diese verschiedenen Abwandlungen derselben, für deren Beobachtungen sein Blick geschärft ist, darstellt, eröffnet er uns auch den Sinn für Leben und Menschheit und die Verkettungen des im Dunkeln waltenden Schicksals. Freilich, sagen wir mit Herder, „wenn ein Dichter das Wort Schicksal so mißverstünde, daß die große Göttin ein Poltergeist würde, der für und wider nichts die aufs beste angelegten Plane der menschlichen Vernunft, aller Vernunft entgegen, absichtslos und schadenfroh ohne alle Schuld der Menschen verwirrte, wenn er auf das Kunststück sänne, daß Alles, was Menschen wohlgesinnt und wohlbesonnen unternehmen, unglücklich, dagegen, was die Götter leidenschaftlich und brutal wollen, abscheulich glücklich ausfalle, dann haßten wir in diesem Dichter das dumme, stupide Schicksal". Nein, durch Menschencharaktere, durch die eigenthümlichen individuellen Anlagen und Fertigkeiten der Menschheit, wirkt das Schicksal, oder welchen Namen man sonst dafür wähle; an diese knüpft es die unsichtbaren Fäden, aus denen die Ereignisse und Begebenheiten der Menschheit gewoben werden, und auf diese Weise stellt sie der echte Dichter dar. Wie nöthig wird ihm also bestimmter Umriß, Haltung, anschaulich lebenvolle Darstellung der Charaktere! Ohne reine, wahre, treue, lebendige Charakteristik der Geister und Herzen, ohne tiefe, innigste Erfassung jeder starken und jeder leisern Nuance verfehlt er offenbar seinen Zweck! Im Allgemeinen werden an jede Charakterzeichnung eines Dichters folgende Anforderungen gemacht: 1) Sie sey wahr und der Natur getreu. Was hier gegen die Naturgesetze der Wahrheit ist, kann unmöglich schön seyn; der Charakter muß mit den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur übereinstimmen. 2) Die Charakterzeichnung muß Haltung haben, d. h. sie darf sich selbst nicht widersprechen, sie muß konsequent durchgeführt seyn. Hier ist die Schwierigkeit unstreitig bei den sogenannten Charakterlosen am größten. In diesem Falle müssen nur die jedesmaligen Bestimmungsgründe herausgehoben und die einwirkenden Situationen mit Geschicklichkeit angelegt und durchgeführt seyn. Uebrigens gibt es allerdings auch Widersprüche in sonst konsequenten Charakteren, wenn z. B. herrschende Leidenschaften mit den Grundsätzen in Conflikt gerathen. So ist es z. B. keineswegs gegen die menschliche Natur, daß ein Ehrgeiziger sich bis zum Niederträchtigen erniedrige, wenn er dadurch seinen Zweck zu erreichen hofft; es ist aber gegen

die menschliche Natur, daß ein Phlegmatiker sich als den feurigsten Liebhaber zeige. 3) Die Charakterzeichnung muß leicht überschaulich seyn, damit man nicht über den Charakter unentschieden bleibe. Freilich aber ist es nicht Schuld des Dichters, wenn seine Leser den Löwen nicht an den Klauen erkennen; denn von dem Dichter wird keineswegs gefordert, daß er uns eine Charakterzeichnung wie la Bruyère liefere, sondern seine Phantasie stellt so viele Aeußerungen und Züge des Charakters zusammen, als sein Zweck erheischt und hinreichen, unsere Phantasie zu erregen und unser Urtheil zu bestimmen. Ein einziger leiser Zug, der Natur fein abgelauscht, worin sich die Eigenthümlichkeit eines Charakters ausdrückt, ist oft hinreichend zu bewirken, daß unsere Phantasie das Uebrige hinzudichte. Züge dieser Art sind es, welche vornehmlich die beschreibende Poesie beleben, die es so sehr mit Beschaffenheit und Zuständen, überhaupt dem Ruhenden, zu thun hat. Hier muß die Phantasie durch die Charakterzeichnung in ein fortschreitendes Spiel versetzt werden, worin sie zu dem Gegebenen eine Mannichfaltigkeit des durch den Charakter Möglichen hinzudichtet, da sie hingegen in den Charakterzeichnungen der dramatischen Poesie (bei Entfaltung des Willens durch Versetzung in Lagen, welche zum Handeln nöthigen) den Verstand durch ihr Spiel veranlaßt, rückwärts bis zu den Gründen zu gehn. Man darf hier nur an die Entwickelung von Hamlet's Charakter in Meister's Lehrjahren erinnern. Die erzählende Poesie, die es statt der Handlungen mit die Begebenheiten zu thun hat, steht in dieser Hinsicht zwischen jenen beiden in der Mitte. Uebrigens haben dramatische und erzählende Poesie Das mit einander gemein, daß dort die Handlung, hier die Begebenheiten durch die Charaktere bedingt sind. In dieser Hinsicht ergeben sich denn für Charakterzeichnung folgende Gesetze: 1) Nur solche Züge, Aeußerungen und zur Entwickelung führende Situationen anzubringen, als zur Wirkung wesentlich erforderlich; 2) nicht mehr als nöthig waren und 3) alle in einer solchen Aufeinanderfolge, daß das Zusammenfassen in ein Totalbild dadurch möglich wird. Fehlt an solchen Zügen etwas, so ist die Charakterzeichnung dürftig; sind sie nicht mit der erforderlichen Stärke herausgehoben, so ist sie flach, matt, oberflächlich, unbestimmt; sind ihrer zu viele, so ist sie überladen; sind sie zu stark, so ist sie übertrieben, und sind sie nicht in der gehörigen Ordnung, verworren. Diese Fehler weisen von selbst auf die entgegengesetzten Tugenden. Man lasse sich übrigens durch eine Eintheilung der Dramen, die auch für den Roman gelten kann, in Intriguen- und Charakterstücke, nicht zu dem Wahne verleiten, in dem selbst Dichter und Aesthetiker zu stehen scheinen, als ob manchen Dramen und Romanen Charakterzeichnung minder wesentlich sey. Charakterzeichnung ist in allen unerläßliche Bedingung, und jene sogenannten Charakterstücke unterscheiden sich von den übrigen in Hinsicht auf Charakteristik bloß wie Gattung und Art. Es liegt entweder das meiste Gewicht überhaupt auf den Charakteren, oder es wird insbesondere das einer Klasse von Individuen, deren Repräsentant der Held des Charakterstücks ist, Eigenthümliche dargestellt, indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man sonst nur an mehreren zerstreut antrifft, auf Eine Person häuft, und so gewissermaßen den personificirten Charakter selbst, wie z. B. in Molière's Geizigen, erhält. In beiden Fällen redet man von einem Charakterstück. Die Untersuchung, wieweit ein Dichter hierbei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne oder zu retten nöthig habe u. A. m., würde zu weit führen. — Was die Charakterdarstellung in der Schauspielkunst anlangt, so ist der Schauspieler nicht bloß Organ des Dichters, sondern auch Repräsentant seiner Helden, und da er diese durch seine Person zu versinnlichen und zu beleben bestimmt ist, so folgt natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten

Charakter treu darstellen solle. Die schwierige Aufgabe des Schauspielers ist hierbei diese, einen idealen Charakter als Individualität darzustellen in einer eignen Person. Diese seine Person muß er nothwendig verleugnen; für den fremden Charakter, den er darstellen soll, hat er aber kein Vorbild, denn der Dichter liefert ihm mehr nicht als Veranlassung, sich ein solches zu schaffen. Die Züge dazu kann er nirgends anders entlehnen als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original kopirt, oder die zerstreuten Züge von mehreren in Eins verbindet. Da das Erste nur in seltenen Fällen anzuwenden ist, so bleibt ihm wenigstens das Letztere übrig, wobei er sich als echten Künstler mit schöpferischer Phantasie beweist. Uebrigens ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauspieler schärfer charakterisiren müsse als wir es überall in der Natur finden, und daß ohne Charakteristik die Schauspielkunst nichts ist. Der Schauspieler befindet sich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künstlers; wie denn überhaupt die Schauspielkunst als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauspielkunst noch mehr Schwierigkeiten zu besiegen habe als die Bildnerei; denn wenn sich diese auf einen Moment beschränkt, so hat jene einen vollständigen Cyklus darzustellen, worin mit immer gleich gehaltener Wahrheit ein Beharrliches, der Charakter, in beständigem Wechsel durch die mannichfaltigsten Uebergänge zum Ziele geführt wird, an welchem alles Einzelne Ein Ganzes ausmacht. Mit der Bildnerei hat sie Ausdruck und Beschaffenheit des Zustandes der Seele im Körper gemein, denn darin besteht der eine Theil der Charakteristik bildender Kunst; der andre bezieht sich lediglich auf die äußere Beschaffenheit der dargestellten Wesen, Erfassung der Eigenthümlichkeiten, womit die Natur ein jedes in Gestalt, Farbe und Größe bezeichnet hat. — Außer dieser treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunst zwar in Hinsicht auf äußere Gestalt, durch Wahl der Frommen, das Trefflichere darstellen, charakteristisch kann sie aber nur seyn durch den Ausdruck des Geistigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geist, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erst der Kreis der schönen bildende Kunst an, und Kopien von Naturgegenständen, wäre auch ihr äußerer Charakter noch so trefflich, haben doch keinen Anspruch auf den Rang unter Werken schöner Kunst, wenn nicht der Künstler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dieß ist bei manchen Gegenständen gar nicht, bei einigen in geringem, bei andern in höherm Grade möglich. Die der erstern Klasse nennt Göthe widerstrebende Gegenstände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Klasse gehören Stillleben, Landschaften, Thierstücke, die ohne Charakteristik leer und fade sind und den Beschauer gleichgültig lassen. Die höhere Charakteristik beginnt, wo im organischen Leben freie Thätigkeit sich äußert, besonders da, wo sie in Individuen sich in unendlicher Mannichfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig Individualität gefunden, indem fast jedes Individuum seine ganze Gattung repräsentirt; der bildende Künstler wird also hauptsächlich seine Kunst des Charakterisirens in Darstellungen aus der Menschenwelt zeigen können. Auf dreifache Weise stellt er den Menschen dar, plastisch, physiognomisch und mimisch. Bei der plastischen Darstellung, die auf vollendetes Ebenmaß der Form gerichtet ist, kann er nur äußere Zustände charakterisiren, z. B. die Unterschiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. A. m.; die Seelencharakteristik gehört den andern Arten an. Physiognomische Darstellung zeigt den Ausdruck des innern Menschen im äußern in Ruhe, und ist entweder Porträt oder Charakterstück. Die meisten Porträts sind mehr für die Erinnerung als den tiefern ästhetischen Sinn, und es werden meist keine höhern Ansprüche gemacht, als auf äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge,

weßhalb denn auch Bildnisse kein allgemeines Interesse haben. Wie in diesen nur die Persönlichkeit eines einzelnen Individuums, so ist im Charakterstück die Individualität einer ganzen Art oder Klasse dargestellt. Man kann hierher die Charakteristik von Lebrun rechnen, in denen die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nach ihrem physiognomischen Ausdruck dargestellt sind. (S. Physiognomie.) Mimisch stellt die bildende Kunst den Menschen dar, wenn sie aus seinem Aeußern auf eine bestimmte Handlung schließen läßt, bei welcher er unternehmend oder leidend interessirt ist. Diese mimische Darstellung ist entweder pathologisch, wenn sie aus den Mienen und Geberden den Grund der Seelenbewegung nur errathen läßt, oder dramatisch, wenn sie den Grund selbst als eine vollständige Begebenheit darstellt, welche die Veranlassung des mimischen Ausdrucks enthält. Diese letztern Darstellungen sind wieder historische und Charakterbilder. Die letztern erheben sich über die erstern dadurch, daß alle Figuren derselben für sich interessiren müssen, und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung oder Versinnlichung des Charakters beigelegt, mithin untergeordnet ist, wovon das vollkommenste Beispiel Rafael's Schule von Athen seyn dürfte, im historischen Bilde sind die Figuren um der Handlung willen da. Das Verhältniß ist wie in den Charakter- und Intriguen- oder Situationsstücken der dramatischen Poesie, und was in Hinsicht auf Charakterzeichnung dort galt, gilt auch hier. — Musik. Der Gegenstand der Musik sind Empfindungen, das Darstellungsmittel Töne. Durch beide wird der Charakter der Tonstücke bedingt. Davon, daß jede Empfindung ihren eignen Charakter habe, ist wohl unnöthig zu sprechen; wir gedenken also nur des darnach modificirten Ausdrucks durch Töne. Auf eine zwiefache Weise wird dieser bestimmt: einmal durch den Gang und die Bewegung der Töne, und dann durch die Tonart. Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Empfindung und Leidenschaft ihre eigenthümliche Bewegung habe; denn rasch hüpft die Freude, mit zögerndem Schritte schleicht der Schmerz u. s. w. Mit diesem der jedesmaligen Empfindung angemessenen Rhythmus charakterisirt also die Musik zunächst. Da sich aber nicht bloß durch Bewegung, sondern auch durch Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne, je nachdem diese oder eine andre Empfindung die Ursache von ihnen ist, unterscheiden, so wird die Wahl der Tonart ein zweites Mittel zu charakterisiren für die Musik. Hier tritt die Charakteristik der Tonart ein (s. Tonarten), und man sieht, wie wichtig die Bestimmung ist, aus welchem Ton ein Tonstück gehe. Und so zeigt sich denn auch, die Musik sey nur rein wirksam, wenn sie auf ihre Weise echt charakterisirt. — Daß sich die Deklamation in demselben Falle befinde, springt in die Augen; denn Deklamation, wenn sie ist, was sie seyn soll, ist ja nichts Anders als eine gesprochene Musik, weßhalb auch der verewigte Schocher sie eine notirte Beredsamkeit nannte. Und was forbern wir von einer echten Deklamation? Nicht bloß, daß sie richtig ausspreche, Längen und Kürzen im Allgemeinen beobachte u. s. w., sondern daß sie Stillstand, Fortschritt und überhaupt die Bewegung, Ton, Modulation, Nachdruck und Affekt dem jedesmaligen Inhalte der Darstellung aufs genaueste anpasse. Denken wir hierbei wieder an den Schauspieler, so erscheint uns die Schwierigkeit der Kunst in ihrem ganzen Umfange; denn wie er in Hinsicht auf mimischen Ausdruck mit dem bildenden Künstler verwandt ist, so ist er in Hinsicht auf Deklamation mit dem Tonkünstler; die Wahrheit seines Mienen- und Geberdenspiels soll er auch durch die Wahrheit seines Sprachausdrucks beglaubigen und so der Poesie von allen Seiten Leben und Seele geben. — Endlich darf die Baukunst ebenso wenig als eine andre schöne Kunst den Charakter vernachlässigen, welcher durch die Wirksamkeit gewisser Formen auf unser Gefühl be-

stimmt wird. Die Werke der schönen Baukunst müssen sich charakterisiren als erhabene, prächtige, schauerliche, schöne romantische. Erhaben bis zum Feierlichen sind Tempel; prächtig, Eindruck von Größe und Würde erregend Palläste; schauerlich Gefängnisse, Zeughäuser u. a.; reizend, wenigstens soweit es durch Symmetrie und Eurythmie erreichbar ist, Privatwohnungen, die ländliche Baukunst u. s. w. Das Romantische ist vornehmlich der gothischen Baukunst eigen, von deren mannichfaltiger Anwendung zu unserer Zeit wohl kaum eine Erinnerung nöthig ist. Vgl. die Untersuchung über den Charakter der Gebäude, über die Verbindung der Baukunst mit den schönen Künsten, und die Wirkungen, welche durch diese hervorgebracht werden sollen (Leipzig 1788, von v. Erdmannsdorf). Die Gartenkunst (s. d.) bedarf der Charakteristik bei ihren Darstellungen ebenfalls wesentlich. — Das Resultat aller dieser Untersuchungen ist: keine schöne Kunst ist ohne Charakteristik, und ein großer Theil der Wirkungen, welche sie hervorbringt, beruht auf ihrem zweckmäßigen Gebrauche. Deßhalb dürfen wir uns in der That nicht verwundern, wenn es Aesthetiker gegeben, die geradezu das Wesen aller schönen Kunst in Charakteristik setzen. In neuester Zeit hat dieß besonders Hirt gethan; siehe zwei Aufsätze in Schiller's Horen. Man übersehe aber nicht, was hiergegen von Göthe in den Propyläen, und von Fernow in den Römischen Studien erinnert worden. Schön ist des Erstern Charakteristik der Charakteristiker; der Untersuchung des Letztern fehlt wenig, um erschöpfend zu seyn. Er setzt das Ideale dem Charakteristischen entgegen und zeigt, daß durch den Ausdruck des Charakteristischen Kunstwahrheit bewirkt werde. Wie nöthig diese sey, ist gezeigt worden; allein sie ist noch keine Schönheit, und von schöner Kunst ist doch die Rede. Da ergibt sich denn von selbst, daß Wahrheit und Charakteristik weder der ganze, vollständige, noch der höchste Zweck der Kunst seyn können, sondern daß zu ihr noch Idealität der Form und Schönheit der Darstellung hinzukommen müsse. Schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen ist es, worauf hier Alles ankommt. Vgl. Ideal, und Falk's kleine Abhandlung über Poesie und Kunst.

Zeichen- und Maler-Akademien sind öffentliche Anstalten, in welchen die Jugend in Allem, was zum Zeichnen gehört, unterrichtet wird. Gewöhnlich werden sie Malerakademien genannt, obgleich nicht das eigentliche Malen, sondern vornehmlich das Zeichnen darin gelehrt wird. Die darin angestellten Lehrer, die den Namen der Professoren haben, unterrichten in allen Theilen der Zeichenkunst, besonders aber in dem wichtigsten Theile derselben, den Zeichnungen der Figuren, oder der menschlichen Gestalt. Da dieß der wesentliche Theil der Kunst des Malers, Bildhauers, Stein- und Stempelschneiders, und auch des Kupferstechers ist, so dient eine solche Akademie den Schülern aller dieser Künste. Einige der bekanntesten und wichtigsten derselben sind folgende. Zu Amsterdam haben schon in den ältern Zeiten Malerzünfte bestanden, die unter dem Schutze des heil. Lukas standen, und woraus sich späterhin Akademien und Zeichenschulen gebildet haben. Auch im November 1798 ist eine Gesellschaft zur Beförderung der Zeichen-, Maler-, Bildhauer- und Kupferstecherkunst errichtet worden. — Zu Antwerpen befand sich in ältern Zeiten eine Malerzunft, worunter außer Johann van Eyk, die berühmtesten Maler bis 1442 gehörten. Erst 1510 erhielt sie durch Georg Frommenthal die Gestalt einer Maler- und Bildhauer-Akademie. Unter dem König Philipp IV. von Spanien hatte sie bereits 1663 den Titel einer königl. Akademie erhalten. Sie hat von Zeit zu Zeit mancherlei Schicksale gehabt. — In Augsburg ist schon im 18. Jahrh. unter dem Schutze des heil. Lukas eine Malergilde gewesen, die 1712 in eine Malerakademie umgestaltet wurde. Dieß von Zeit zu Zeit eingeschlummerte Institut ist durch

den Oberrichter Paul von Stetten den Jüngern, und den Bürgermeister Karl zu Mühlbach 1779 wieder hergestellt. — Die Akademie der bildenden Künste zu Barzellona ist 1788 von Karl III. gestiftet. — In Baireuth hat Markgraf Friedrich um 1756 eine Zeichen= und Malerakademie gestiftet. — Zu Berlin fällt die Gründung einer Akademie in die Zeiten der Regierung des Kurfürsten Friedrichs III., des ersten preuß. Königs. Im Jahr 1699 kam die Verfassung der Akademie völlig zu Stande. Unter Friedrich Wilhelm I. kam die Akademie zurück, und blieb im Verfall bis zur Thronbesteigung Friedrichs d. Gr. 1740, und 1743 hatte sie gar das Unglück, nicht nur ihre Wohnung, sondern auch alle ihre Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche rc. und selbst ihr Archiv durch eine Feuersbrunst zu verlieren. Im J. 1745 wurde das Gebäude wieder aufgebauet, und nach dem Frieden 1765 scheint sich der König des traurigen Zustandes der gänzlich in Verfall gerathenen Akademie wieder angenommen zu haben. Im J. 1786 ernannte er den Staatsminister Freiherrn von Heinitz zum Kurator derselben, und dieß war der Zeitpunkt, wo sie wieder ihren, ihr angemessenen Glanz zu erhalten anfing, der sich nachher immer mehr hob, da sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., der eifrigste Beschützer der Akademie ward, und nach dessen 1797 erfolgtem Tode, auch Friedrich Wilhelm III. sie in seinen besondern Schutz nahm. Im J. 1820, den 18. April, feierte die Akademie den Geburtstag Raphaels, der vor 340 Jahren geboren ward. Der König hatte erlaubt, daß man aus den verschiedenen dortigen Gallerien alle Bilder Raphaels nehmen, und sie, mit Blumen bekränzt, in dem großen Saale der Akademie zu dieser Feierlichkeit aufstellen durfte. — Zu Bologna haben sich schon in den frühesten Zeiten Brüderschaften von Malern befunden, auch sind Akademien errichtet, die aber nicht lange Bestand gehabt haben. Endlich hat der Graf Luigi Ferd. Marsigli eine, unter Papst Clemens XI., welcher der Namen der Clementinischen beigelegt wurde, errichtet, die den 2. Januar 1710 eröffnet worden. — Brügge, eine der ältesten Städte Flanderns, hat schon vor alten Zeiten eine Malerzunft gehabt, deren Schutzpatron der heil. Lukas war, und hat sich als Akademie fortwährend erhalten. — Brüssel hatte in frühern Zeiten eine Malergilde, die endlich zu einer Akademie sich umgestaltete. — In Cassel ließ der Landgraf Friedrich II. 1775 ein eignes Gebäude zu einer Akademie der Maler= und Bildhauerkunst aufführen, die am 18. März feierlich eröffnet wurde und 1777 ihre erste Ausstellung hatte. Schon im J. 1762 war J. H. Tischbein am Collegio Carolino als Professor für die Malerei angestellt gewesen. — Danzig besitzt eine große Provinzial-Kunstschule. — In Dresden ist die Malerei= rc. Akademie vom König August II. 1705 errichtet. — Die Akademie der Malerei zu Düsseldorf ist längst gewesen. — Zu Ferrara ist schon 1737 eine Akademie gewesen, welcher der Cardinal Riminaldi späterhin einen neuen Schwung zu geben sich bemüht hat. — Zu Florenz hat die Gilde der Maler 1350 ihren Anfang genommen. Eine förmliche Zeichenakademie ist erst 1562 daselbst eröffnet. Die im Jahre 1350 entstandene Gesellschaft wurde die Gesellschaft des heil. Lukas genannt, und hatte bis auf die Zeiten des Vasari fortgedauert. Sie ist die älteste, von der man Nachricht hat — Zu Frankfurt a. M. ist schon seit länger als 40 Jahren eine Zeichenakademie errichtet, die durch Beiträge von Kunstfreunden gestiftet wurde. Da diese Anstalt aber unvollkommen war, so stiftete der dortige Banquier J. F. Städel 1815 ein eigenes Institut, unter dem Namen des Städelschen Kunstinstituts, welches er zum Erben seines ganzen, über eine Million Gulden betragenden Vermögens einsetzte. — Frankfurt a. d. O. hat eine preuß. Provinzial=Kunstschule. — Die Akademie zu Gent ist von einem Maler, Philipp Karl Marissal aus Gent, errichtet worden. 1747 begründete er erst in seinem eignen Hause eine Zei=

enschule, die aber 1751 zu einer Akademie wurde. — Genua hat in neuern eiten eine Akademie bekommen, die an Vollkommenheit keiner andern in taiien nachsteht. — In Getha ward 1787 eine Art Akademie errichtet. — m Haag, s'Gravenhaage, ist schon in den ältern Zeiten eine Malerzunft ewesen, deren Bücher bis in's Jahr 1500 hinausgehen. Im Jahr 1656 hielt sie eine gewisse Festigkeit, und aus ihr sind späterhin die dortigen kademien hervorgegangen. Im J. 1682 war sie in ihrem höchsten Glanze. – Halberstadt hat eine Provinzial-Kunstschule. — Auch in Halle ist der- leichen befindlich. — In Hanau ist schon im vorigen Jahrh. eine Akade- iie der Zeichenkunst gestiftet worden. — Zu Hanover hat der Kupferstecher)uck seit 1800 eine Kunstanstalt errichtet, die seit der Zeit sich sehr vervoll- ommnet hat. — In Harlem ward von C. Mander, Goltzius und einem ge- iissen Cornelius 1577 eine Akademie errichtet. — Zu Karlsruhe hat der da- ıalige Markgraf schon 1790 eine Zeichenschule errichtet. — Königsberg in Dr. hat eine Provinzial-Kunstschule. — Die Akademie zu Koppenhagen at 1767 mehrere Privilegien und 1771 ihr letztes Reglement erhalten. — Die Kunstakademie zu Leipzig verdankt dem jüngern Bruder von H. F. Feh- ing ihre erste Entstehung, und ist theils durch Unterstützung des Hofes zu Dresden, theils durch Beihülfe des Magistrats der Stadt, eingerichtet wor- en. Deser war ihr erster Direktor. — Zu Leyden lebten schon im 15. Jahrh. ausgezeichnete Künstler, und ohne Zweifel hatte sich auch hier, sowie in allen großen Städten der Niederlande, schon früher eine Malerzunft unter dem Schutze des heil. Lukas gebildet. Außer der dortigen berühmten Universi- ät ward daselbst auch eine Akademie zur Beförderung der Malerei errichtet. — Zu Liverpool ist 1783 eine Malerakademie, nach dem Muster der königl. n London, gestiftet worden. — In London hat 1711 eine alte Malerak- demie existirt; im J. 1754 vereinigte sich eine Privatgesellschaft zur Auf- nunterung der zeichnenden Künste; die königl. ist am 10. Dez. 1768 er- ichtet worden. — In Löwen war schon in ältern Zeiten ein akademisches Kunstinstitut. — Zu Lüttich sind schon in ältern Zeiten mehrere Künstler on ausgezeichnetem Verdienste gewesen. Im vorigen Jahrh. hat einer der Bischöfe eine Akademie der Malerei und Bildhauerkunst daselbst errichtet. — Die Malerakademie zu Madrid ist von Ferdinaad IV. gestiftet, ihre Sta- uten 1751 bestätigt, und 1752 zuerst feierlich eröffnet. Schon früher varen mehrere ähnliche Versuche gemacht, die aber wieder in's Stocken gerathen waren. — Magdeburg hat eine Provinzialkunstschule. — Zu Manheim ist von dem Kurfürsten von der Pfalz schon im vorigen Jahrh. ine Akademie der schönen Künste errichtet worden. — Zur Aufnahme der rüher zu Mailand bestandenen Akademie, hat der Graf Firmian 1776 am hätigsten gewirkt. — Die Akademie zu Mantua ist 1755 gestiftet. — Zu Mainz hat der Kurfürst Friedrich Karl 1757 eine Maler- und Bildhauer- Akademie bestätigt. — In Meißen ist für Maler und Bildhauer ein akade- nisches Institut errichtet, und dem Professor Dietrich die Leitung und Direktion desse ben übertragen. — In Modena hat schon 1500 eine Akade- nie geblüht, ist aber verschiedentlich wieder erloschen, bis man endlich 1788 ınter dem Schutz des Herzogs von neuem eine stiftete. — In München egten Albert V. und Wilhelm V. den Grund zu der herrlichen Gemälde- ammlung, die in der Folge von Maximilian I. und seinem Sohne Ferdi- ıand erweitert und vermehrt worden ist. 1770 errichtete Maximilian Joseph ine Akademie in München. — Zu New-York in Nordamerika ist 1805 ine Akademie der zeichnenden Künste erreicht. — Nürnberg war von jeher in Sitz der schönen Künste. Schon im 15. Jahrh. konnte es sich mehrerer erdienstvollen Künstler rühmen; im 16. hatte sie den berühmten Albrecht Dürer; im 17. lebte dort Sandrart u. A. Zwischen 1661 und 1662 ward

daselbst auf Kosten einiger Kunstliebhaber eine Art Akademie errichtet, die aber wieder einschlummerte, sich jedoch 1672 wieder erhob, und von dem Magistrat ein großes Zimmer zu ihren Versammlungen und Beschäftigungen, auch 1699 einen Fond zu Bestreitung der Kosten, angewiesen bekam. — In Oehringen hat der Fürst Ludwig Friedrich von Hohenlohe eine Zeichenschule gestiftet. — In Paris bestand schon im 14. Jahrh. eine Malerzunft, die sich den Namen einer Akademie des heil. Lukas anmaßte. Sie hatte ein Privilegium vom J. 1390, welches 1430 von Karl VII. erneuert, und in der Folge von Heinrich II., Karl IX. u. A. bestätigt wurde. Zu dieser Zunft gehörten auch Bildhauer, Vergolder, Beutler und andre Handwerker. Nach mancherlei damit vorgegangenen Veränderungen, und da die Künstler darauf ausgegangen waren, sich von dem Haufen der Handwerker zu befreien, wurde sie vom König 1648 zur königl. Akademie der Malerei und Sculptur erhoben, und ihr 1777 neue Privilegien gestattet. — In Parma ward 1716 eine Akademie vollkommen organisirt, die aber 1757 eine ganz neue Gestalt gewonnen hat. — Die Akademie von Pennsylvanien für die zeichnenden Künste ist zu Philadelphia 1807 eröffnet worden. — Zu Prag entstand 1799 eine Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde, und durch die Bemühungen des Grafen von Starhemberg ward daselbst ebenfalls eine neue Maler- Zeichnungsakademie errichtet. — Zu Reggio hat zu Anfang des 17. Jahrh. eine Malerakademie durch die Bemühungen des Ritters Pierro Desani geblühet. — In Rom gab es schon im 13. Jahrh. eine Brüderschaft von Malern, unter dem Schutze des heil. Lukas, die eine Zunft oder Gilde ausmachte, und seit 1478 unter demselben Namen die Gestalt einer Akademie annahm. Um 1666 stiftete Le Brun unter Ludwig XIV. eine Maler- und Bildhauerakademie zu Rom, die jetzt den Namen Ecole des beaux arts à Rome führt. — In der Schweiz zeichnen sich die Städte Zürich, Basel, Bern und Schafhausen aus, wo sich Künstlervereine bildeten, aus welchen kleine Akademien hervorgingen. — In Siena ist schon um 1250 eine Malerzunft gestiftet, deren Statuten gegen das Ende des 13. Jahrh. übersetzt sind. — In Stuttgart hat der Herzog Karl von Würtemberg eine Akademie der Maler- und Bildhauerkunst gestiftet. — Zu Toulouse ist schon 1726 eine Akademie gestiftet worden. — Zu Turin bildete sich 1652 eine Gesellschaft von Malern, die einige Jahre darauf in eine Akademie verwandelt wurde; deren alte Verfassung ist durch Victor Amadeus III. 1778 abgeändert. — Zu Utrecht bestand unter dem Schutze des heil. Lukas schon in frühern Zeiten eine Malerzunft. Eine Zeichenakademie hat der berühmte Maler Gerhard Hoet daselbst errichtet. — Die Akademie des heil. Karl zu Valenzia ist vom König Karl III. nach dem Muster der zu Madrid gestiftet, und 1768 zu einem königl. Institut erhoben. — Zu Vincenza ist in allerneuesten Zeiten eine Akademie der Malerei und zeichnenden Künste errichtet. — Zu Venedig hat ein gewisser Theophilus aus Konstantinopel um's Jahr 1200 eine öffentliche Malerschule gehalten; aber ein eigentliches Malerkollegium ist erst 1682 errichtet, und eine öffentliche Malerakademie erst durch verschiedene Beschlüsse des Senats von 1734, 1750, 1766 zu Stande gekommen; und endlich sind die Statuten derselben erschienen. — Zu Weimar hat der Großherzog 1777 auf eigne Kosten eine öffentliche Zeichenschule einrichten lassen. — In Wien errichtete Kaiser Leopold I. eine Malerakademie, die aber erst unter Franz II. ihre vollkommne Gestalt bekommen hat. — Das Institut zu Zaragoza ist vom König Karl III. 1792 zu einer königl. Akademie, unter dem Namen der Akademie von San Luis erhoben. — Außer diesen gibt es der Zeichen- und Malerakademien an andern Orten, die mehr oder weniger geblühet haben, noch sehr viele, die aber hier nicht alle angeführt werden können.

Zeichen des Thierkreises oder der Ekliptik, himmlische Zeichen, die 12 Theile, in welche die Astronomen schon in den ältesten Zeiten die Ekliptik und den Thierkreis eingetheilt haben und welche die Namen der Sternbilder führen, welche sonst diese 12 Stellen einnahmen, jetzt aber von denselben hinweg und in die nächstfolgenden Zeichen gerückt sind, sodaß die Sterne des Widders im Zeichen des Stiers, die Sterne des Stiers im Zeichen der Zwillinge u. s. w. stehen. Daher man gebildete und ungebildete Zeichen zu unterscheiden hat, wovon der Art. Thierkreis nachzusehen ist. Nach ihrem Stande theilt man diese Zeichen ferner in nördliche und südliche, sowie auch in aufsteigende und absteigende. Im Laufe durch die aufsteigenden nähert sich die Sonne immer mehr dem bei uns sichtbaren Pole und dem Scheitel unserer Länder, da sie sich hingegen in den absteigenden in gleichem Verhältnisse wieder davon entfernt. Für die südliche Hälfte der Erdkugel sind diejenigen Zeichen, welche für uns absteigend sind, aufsteigend, und so auch immer umgekehrt.

Zeichenlehre, in der Medizin, s. Semiotik.

Zeichnende Künste. Unter dieser Benennung begreift man die ganze Klasse der schönen Künste, die durch Darstellung sichtbarer Formen auf die Gemüther wirken, bei denen folglich die Zeichnung dieser Formen das Wesentliche der Kunst ausmachen; also die Malerei, Bildhauerkunst (die bildende Kunst), die Architektur; ferner die Kupferstecherei ꝛc.

Zeichnung ist ein mehr oder weniger ausgeführter Entwurf eines Werks der zeichnenden Künste auf Papier mit der Feder, oder einem andern Stifte gezeichnet, auch bisweilen mit etwas mehr Licht und Schatten, ausgeführt. Oder sie ist eine aus Linien aller Art zusammengesetzte Darstellung, welche durch ihre Beziehung die Gestalten, Figuren und Umrisse der Gegenstände vorstellen. Oder: sie ist Dasjenige, was alle gesammelten Theile, die zur Zusammensetzung eines Gemäldes gebraucht werden sollen, vorstellt. Der Anfang und Grund dieser Kunst besteht in Umschreibungen durch Linien, mittelst welcher man auf einer Fläche Dasjenige täuschend darzustellen sucht, was man in der Natur in gerundeten Formen erblickt. Bei den Griechen nannte man Skiagraphie solche Linearversuche, um einen Schatten auf einer Fläche zu umschreiben. Nach einer allgemeinen Sage soll die Tochter des Dibutades die erste Zeichnerin seyn, welche den Schatten des Profils ihres scheidenden Geliebten an der Wand umschrieb, welchen der Vater sonach ausschnitt und in Thon modelirte. Zeichnung ist eine Kunst der Täuschung, sie will uns Erscheinungen vorzaubern, die nicht wirklich da sind; sie spricht uns nur durch den geistigen Sinn, nur durch das Auge an; sie bestimmt die Nähe und Ferne der darzustellenden Gegenstände durch Hülfe der Perspektive; sie ist im Gegensatz der Plastik vorzüglich geschickt, uns übersinnliche Ideen darzustellen. Man kann schon frühzeitig und beinahe bei allen gebildeten Nationen verschiedene Epochen der Zeichnungsversuche annehmen. In der ersten Epoche bezeichnete man die Gegenstände nur durch rohe, formlose Linien. In der zweiten füllte man den Umriß mit Farbe aus und zeichnete sodann in diesen schwarzen Schattenriß mit Weiß, z. B. bei Köpfen die Augen und Augenbraunen, die Nase und die Haare. In der dritten fing man schon an, die noch schattenlosen Zeichnungen zu illuminiren, aber Alles flach. In der vierten bemerkte man nun bei dieser Flachmalerei den Mangel an Rundung; man fing an, inwendig durch Schraffiren die Rundung der Körper auszudrücken. Polydor di Caravaggio bediente sich bei Frescos nur einer einzigen Farbe, und drückte die Schatten durch Schraffirungen aus. Nun kamen die einfarbigen Gemälde, Monochromen, auf; hierbei wurden die Farben mit Weiß gemischt, und so glich dieß der Manier, welche man noch jetzt en Camayeu nennt. Dieses bildete den

Uebergang von dem Zeichnen in das eigentliche Malen. Die Griechen waren bei ihrem Unterrichte in dem Zeichnen sehr strenge; sie nahmen 3 Stufen der Lehrjahre an: in der ersten wurde Festigkeit der Hand und des Striches gelehrt; in der zweiten studirte man die Feinheit u. den zarten Schwung der Striche; in der dritten mußte man Leichtigkeit und Freiheit erwerben, und hier erst wurden statt der Griffel die Pinsel zur Hand genommen. Die Linearzeichnung wurde zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und in ihr verherrlichten die größten Meister ihren Triumph. Diese Feinheit und Reinheit ist auch der Vorzug aller berühmten Vasengemälde. — Die Zeichnungskunst der neueren Zeit theilt sich in Hinsicht der Arten, nach welchen man dabei verfährt, in drei Gattungen, mit der Farbe, mit der Kreide und mit Tusche. Man zeichnet theils auf farbiges, theils auf weißes Papier. Bei dem ersten werden die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt. Die Federzeichnungen haben stets etwas Hartes, doch geben sie der Hand Sicherheit und Leichtigkeit. Es gibt zweierlei Arten von Federzeichnungen, entweder wird an der Schattenseite die Zeichnung mit Schraffirungen verstärkt, oder es werden nur die Umrisse mit der Feder angegeben, und der Schatten wird leicht getuscht; dieses ist besonders für architektonische Zeichnungen und historische Skizzen vortheilhaft. Die Kreidezeichnungen sind die gebräuchlichsten und am geeignetsten für alle Kunstlehrlinge, weil sich Fehler verwischen und verdecken lassen. Man bedient sich hierzu der schwarzen und rothen Kreide, und erhöht, wenn der Grund farbig ist, die Lichter mit weißer Kreide. Es gibt auch Kreidezeichnungen, wo die Hauptfarben der dargestellten Gegenstände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet werden, besonders sind sie bei Porträts üblich. In diese Gattung gehören auch die Bleistiftzeichnungen zur zarten Ausführung kleiner Gegenstände; man nennt sie crayonnirte Zeichnungen. Das Tuschen geschieht mittelst des Pinsels auf weißes Papier mit ausgesparten Lichtern. Diese Art der Zeichnung, welche zunächst an das Malen grenzt, gewährt die größte Vollendung. Alle Zeichnungen lassen sich unter 5 Klassen bringen: 1) Gedankenzeichnung, auch Skizzen oder Croquis genannt, auch nennt man sie tockirte Zeichnungen; 2) ausgeführte Zeichnung, welche sorgsam vollendet ist; 3) Studien, worunter man einzelne Theile von Gegenständen begreift, die nach dem Leben oder dem Runden gemacht sind; 4) Akademien oder Acte nennt man die Figuren, welche in den Malerakademien nach lebendigen Modellen gezeichnet sind; 5) Cartons sind Zeichnungen auf grauem Papier in derselben Größe, als das darnach auszuführende Gemälde; diese sind besonders bei den Frescogemälden üblich. — Die Handzeichnungen großer Meister sind stets sehr schätzbar, da sich in ihnen das erste Feuer und der geniale Gedanke des Künstlers lebhaft ausdrückt. Die großen Malerschulen unterscheiden sich ebenso sehr in der Zeichnung, als in der Malerei selbst. Der Styl der Zeichnung ist in der altitalienischen Schule ebenso hart, wie bei der altdeutschen; nur daß in der ersteren edlere und schönere Formen durchblicken. Die röm. spätere Schule wurde durch Raphaels Geist für schöne und charaktervolle Formen gebildet. Die florentinische verlor durch Uebertreibung jener Schönheiten. Die Meister dieser Schule wählten oft kühn sehr verkürzte Stellungen, nur, um ihre Kenntniß des Muskelbaues zu zeigen. In der lombardischen Schule schimmert zart empfundene Zeichnung durch den zauberischen Farbenschmelz. Bei der venetianischen verschwindet die Zeichnung oft in der Fülle des Colorits. Die französische Schule war zu den Zeiten Poussins sehr correct in ihrer Zeichnung, später wurde ihr Styl sehr manierirt. Erst David führte richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Antike wieder ein; durch letzteres sowie durch sehr feste Zeichnung unterscheidet sich die neuere franz. Schule. Die jetzt lebenden deutschen Meister haben zwar verschiedenen Styl, umsomehr

ist er aus eignem Studium der Natur und der großen Meister entsprossen, und die Eigenthümlichkeit ist gerade sehr löblich; möchte nur nicht eine so große Anzahl deutscher Kunstjünger durch die blinde Verehrung der altdeutschen Schule vom rechten Wege verleckt werden! Die Zeichnung in der Malerei bestimmt allezeit den Geist eines Kunstwerks, während die Farbengebung mehr den Körper desselben bildet und die letzte Ausführung (retouche) die Seele hineinhaucht. — Die technische Zeichnungslehre begreift: 1) die praktisch-mathematische Zeichnungslehre, als Vorbereitung zur topographischen, Situations-, Fortifikations-, taktischen, Artillerie- und Maschinenzeichnung; 2) die topographische Situationszeichnungslehre (s. d.), oder die Anweisung, ökonomische, choregraphische, hydrographische, geographische, taktische und petrographische Charten zu entwerfen und zu zeichnen; 3) die eigentliche Fortifikations-, Architektur-, Perspektiv-, Artillerie- und Maschinenzeichnungslehre. Ein Hauptwerk ist des Maj. Herdegen (Prof. a. d. k. Artill. Akad. zu München) Prakt. Zeichnungslehre zur Selbstübung für Militär- und Civilpersonen (2 A., 3 Thle., m. 59 Kpftaf., München 1825). Eine allgem. Zeichnungslehre enthält das Elementarwerk für den Zeichnungsunterricht rc. (4 Abth. mit Zeichnungsvorlagen von Miville; Text vom Prof. Hanhart, Basel 1829). Auch sind in Hinsicht der Methode zeichnen zu lernen die Zeichnenbücher von Schuver, Kleinknecht und Ramsauer's Zeichnungslehre (2 Thle., Stuttgart 1821) zu empfehlen.

Zeit, eine reine Anschauung, die allen Anschauungen überhaupt zum Grunde liegt, und als eine unendlich gegebene Größe vorgestellt wird. Die Vorstellung der Zeit hebt nicht an, wie etwas Empirisches, sondern wird bei den sinnlichen Eindrücken vorausgesetzt. Denn was in die Sinne kömmt, wird vermittelst der Zeit als zugleich, oder als nacheinander, vorgestellt; weder die Dauer noch die Folge oder Succession erzeugt den Begriff der Zeit; sondern verweiset auf ihn und wird nur durch die Anschauung der Zeit möglich. Die Vorstellung der Zeit hängt, wie die des Raums, unserm Erkenntnißvermögen unauslöschlich an. Im transscendentalen Verstande sind also die Erfahrungsgegenstände nicht Dinge an sich, sondern bloß vermittelst unsrer Sinnlichkeit entstandene Vorstellungen, und es ist uns unmöglich, Dinge wahrzunehmen, die nicht in der Zeit wären. Die Zeit ist eine stetige Größe und das Prinzip vom Gesetz des Zusammenhangs in den Veränderungen des Universums oder der Sinnenwelt. Eine jede in ihren Grenzen angeschauete Zeit (ein Jahr, ein Monat u. s. w.) ist ein Ganzes. Wenn ich dieses Ganze theile, so bekomme ich kleinere Zeiten zwischen Grenzen, Zeiträume (intervalla temporis) genannt (z. B. Wochen, Tage), die wieder Ganze ausmachen, und sofort ins Unendliche. Die Theile der Zeit sind bei aller Theilung der Theile derselben immer wiederum Zeiten. Daher ist die Zeit ins Unendliche theilbar, und es gibt keine einfachen Theile derselben, keine Theile, die keine Zeiten mehr wären, und folglich nicht wieder getheilt werden könnten. Um die Folge und Dauer einzelner Dinge und Begebenheiten zum menschlichen Bedürfniß abzumessen, hat man die großen und sich immer gleichförmigen Bewegungen der Himmelskörper, die zunächst mit der Erde in Verbindung stehen, zum Maßstabe genommen; daher die physische oder astronomische Zeit. Ein solches Zeitmaß gewährt uns nämlich die Natur selbst, durch die tägliche scheinbare Umdrehung des Himmelsgewölbes, d. h. durch die Umdrehung unserer Erde um ihre Axe. Dieß gibt die Sternzeit (s. d.). Für die bürgerlichen Lebensverhältnisse aber konnte, aus wichtigen Gründen, die Sternzeit nicht zum Zeitmaße dienen. Man mußte die Sonnenzeit (s. d.) nehmen. Obwohl nun diese ungleichförmig ist, und weder mit der Sternenzeit, noch mit der Zeit, welche eine Uhr angibt, genau

übereinkommt, so hilft doch diesem Uebelstande die Zeitgleichung (s. d.) ab, vermöge welcher man die wahre Sonnenzeit in mittlere verwandelt.

Zeitalter, deren von älteren Dichtern vier angegeben werden, werden in Hesiod und Ovid folgender Weise bestimmt: 1) das goldene Zeitalter unter Saturn; 2) das silberne unter Jupiter; 3) das eherne oder erzene, wo die Menschen aus dem ruhig sanften Wesen schon zu den Waffen greifen, jedoch sich noch keiner Verbrechen schuldig machten; und 4) in das eiserne, wo Treue und Redlichkeit verschwand, und Krieg, Mord und Raub entstanden. In diesem eisernen Zeitalter wagte es sogar ein boshaftes Geschlecht von Menschen, die Giganten, den Himmel zu stürmen, bis endlich Jupiter, in seiner Langmuth ermüdet, zur Zeit des thessalischen Königs Deukalion durch eine allgemeine Ueberschwemmung das ganze Menschengeschlecht vertilgte. Nur Deukalion und seine Gattin Pyrrha blieben übrig. Diese warfen nachher auf den Rath des Orakels der Themis Steine hinter sich, aus welchen nun die neue Bevölkerung der Erde entstand. Diese Darstellungen Ovids hat in neuerer Zeit Ditters von Dittersdorf mit großem Beifall musikalisch nachgebildet.

Zeitgeist ist die in einem Zeitalter herrschende Denkart und Handlungsweise. Es ist also eigentlich nicht die Zeit, der man einen Geist beilegt, sondern die in der Zeit, nämlich in einem gewissen Theile derselben (einem Zeitalter oder einer Zeitperiode) lebenden Menschen. Wenn man also sagt, der Zeitgeist ist egoistisch oder revolutionssüchtig, so heißt dieß nichts Anders, als die geistige Stimmung der in einer gewissen Zeit lebenden Menschen ist so beschaffen, daß die Meisten unter ihnen nur für ihr persönliches Wohlbefinden sorgen, oder einen großen Hang zu politischen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Menschen einen gewissen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge dessen das Beispiel Anderer ein äußerer Reiz oder Erregungsmittel für ihn wird, dasselbe zu thun, so ist hieraus begreiflich, daß jeder Einzelne, je nachdem sein Nachahmungstrieb stärker oder schwächer ist und er weniger oder mehr Selbstständigkeit hat, auch dem Einflusse des Zeitgeistes auf seinen Charakter und sein Verhalten mehr oder weniger unterworfen ist. Daher wird dem Zeitgeiste eine gewisse Herrschaft beigelegt, die aber doch nicht so allmächtig ist, daß man sich nicht durch eigne Geisteskraft darüber erheben könnte. Die Ursachen, welche in einem gewissen Zeitalter einen eigenthümlichen Geist hervorbringen, können sehr verschieden seyn, werden aber doch fast immer entweder aus so ausgezeichneten, kräftigen Geistern, welche in religiösen, politischen, philosophischen und ästhetischen Ansichten eine bedeutende Aenderung bewirkten, oder aus so ausgezeichneten Regenten, deren Einfluß sich weit erstreckt, vereint mit der friedlichen oder kriegerischen, glücklichen oder unglücklichen Lage der Nationen hervorgezogen.

Zeitgleichung nennt man den Unterschied zwischen mittlerer und wahrer Sonnenzeit, von dessen doppelter Ursache vergleiche man den Artikel Sonnenzeit. Man stelle sich, um den nicht ganz leichten Gegenstand noch unter einem andern Gesichtspunkte zu beleuchten, eine eingebildete (mittlere) Sonne vor, welche den Aequator zur Jahresbahn hätte, und denselben mit gleichförmiger Geschwindigkeit durchliefe. Diese würde mittlere Zeit, gleich unserem gewöhnlichen Taschen- und Pendeluhren, deren richtigen Gang vorausgesetzt, zeigen; wogegen die wahre, die Ekliptik mit ungleichförmigen Geschwindigkeit durchlaufende Sonne wahre Zeit macht, welche jede richtig gestellte Sonnenuhr zeigt. Das heißt, mit andern Worten, die Zeitgleichung ist der Unterschied zwischen der mittlern und wahren geraden Aufsteigung (s. d.) der Sonne; eine Erklärung, die man vollkommen verstehen muß, wenn man in Erwägung zieht, daß er mit der wah-

ren Sonne zugleich culminirende Aequatorspunkt ihre wahre gerade Aufsteigung bestimmt. S. Bode's Sternkunde. 3. Aufl. Berl. 1808.

Zeitmaß (ital. Tempo, franz. Mouvement) heißt überhaupt die Bestimmung der Dauer eines gewissen Zeitraums. Insbesondere aber versteht man in der Musik darunter die Bestimmung des Grades (oder den Grad) der Geschwindigkeit, in welcher ein Tonstück vorgetragen werden soll, wobei es vorzüglich auf den Inhalt und Charakter des letztern ankommt, und so verschieden dieser in den verschiedenen Gattungen von Tonstücken ist, so verschieden kann und muß auch der Grad des Zeitmaßes seyn, in welchen sie vorgetragen werden. Gewöhnlich unterscheidet man 5 Hauptgrade, welche man mit den Benennungen: Largo, Adagio, Andante, Allegro und Presto (s. die eignen Art.) bezeichnet, und wo es nöthig ist, durch weitere Zusätze näher bestimmt. Besser ist wohl die Eintheilung in drei Hauptbewegungen: in die langsame, mittelmäßige, oder mäßige und in die geschwinde, welche wiederum mehrere Abstufungen oder Grade haben, die man durch nachstehende italienische Worte zu bezeichnen pflegt. Nämlich: 1) Largo, Lento, Grave, Adagio, Larghetto. 2) In der mittlern oder mäßigen Bewegung: Andante, Maestoso, Pomposo, Andantino, Moderato, Arioso oder Cantabile, Tempo giusto, Allegretto etc. 3) In der geschwinden Bewegung: Allegro (zuweilen, und zwar in der gebundenen Schreibart, auch Allabreve) Vivace, Presto, Prestissimo. Soll der Grad der durch die hier angegebnen Benennungen bezeichneten Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Bewegung noch vermehrt oder vermindert werden, so fügt man zur Vermehrung die Worte: assai, molto oder di multo più, und zur Verminderung die Worte: poco, oder un poco, non tanto, non troppo meno etc. bei, z. B. Largo oder Adagio assai oder di molto, sehr langsam, auf's langsamste. Allegro oder Vivace assai oder molto, geschwinder, als das bloße Allegro oder Vivace. Presto assai, sehr geschwind. Ferner z. B. Adagio non troppo oder Poco Adagio, etwas weniger langsam. Un poco Allegro, etwas weniger geschwind. Vivace non tanto, nicht allzulebhaft u. s. w. — Man hat mehrere Maschinen erfunden, wodurch das Tempo eines Tonstücks oder eines Satzes feststehend bestimmt werden kann, und die man Taktmesser (s. d.) oder Chronometer nennt. Die besten Taktmesser aber sind und bleiben wohl immer Geschmack, Einsicht, richtiges Gefühl und Erfahrung.

Zeitmesser, s. Chronometer und Taktmesser.

Zeitrechnung, s. Chronologie.

Zeitrenten, s. Staatspapiere.

Zeitschriften, s. den folg. Art.

Zeitungen, Tageblätter, Zeitschriften. Zeitungen sind Meldezettel der Neuigkeiten und Gerüchte des Tages. Als solche sind sie, nach dem bekannten Ausspruche eines französischen Redners, so nothwendig wie Straßenlaternen in einer großen Stadt. — Zeitschriften sind periodische Sammlungen des Erheblichsten in den Neuigkeiten des Tages. Sie sind entweder für gewisse Zweige der Wissenschaft und Kunst angelegt, oder für mehrere. Die ausgebreitetsten sind die kritischen und die politischen, nächst ihnen die für die gesellige Bildung und Unterhaltung bestimmten Blätter. Nach der Zahl und dem Gehalte, sowie nach dem Absatze der verschiedenen Zeitschriften und Blätter kann man so ziemlich auf den Zustand der geistigen und der höheren geselligen Bildung einer Nation schließen. Die älteste Zeitung ist, so viel bekannt, die chinesische Hofzeitung, die in diesem Reiche täglich erscheint. Die in Peking ist 60 — 70 Seiten stark. Es wird Nichts hineingedruckt, was nicht dem Kaiser überreicht, oder von ihm selbst eingeschickt worden ist. Diejenigen, welche ihre Besorgung aufgetragen ist, dürfen sich nicht unterstehen, das Geringste, selbst nicht ihre eigenen Anmerkungen

hinzu zu setzen, ohne dafür an Leib und Leben gestraft zu werden. — Die chinesische Zeitung enthält alle öffentlichen Angelegenheiten und Vorfälle des Landes. Sie ist eine Sammlung, wo man die Memoriale an den Kaiser, die Bittschriften, die ihm überreicht worden sind, die Antworten, die er darauf gegeben hat, die neuen Verordnungen und Gnadenbezeugungen aufgezeichnet findet, die er den Mandarinen, oder dem Volke angedeihen läßt. Diese Zeitung macht jährlich mehr als 300 kleine Bände oder Broschüren aus. — In Italien war Venedig der erste Staat, welcher eine Zeitung besaß, wozu die ehemalige ausgebreitete Handlung der Venetianer, noch mehr aber die Neubegierde, welche man gern von einheimischen Dingen abziehen wollte, Gelegenheit gab. Daher wurde auf dem Rathhause ein Blatt voll auswärtigen Neuigkeiten geschrieben und vertheilt. Ein solches Blatt kostete eine Gazetta (eine kleine Münze, etwa einen Dreyer am Werth), daher ist der Name Gazette für Zeitung entstanden. — In Paris schrieb Theophrast Renaudot, ein Arzt (gest. 1653), wöchentliche Zeitungen. Sie nahmen ihren Anfang 1631. Tag und Nacht spürte er allen Neuigkeiten nach, ging fleißig aus, zog Kundschaft ein, und unterhielt seine Kranken mit Anekdoten. Schon beim sechsten Stück dieser Zeitungen, worin er seine Neuigkeiten drucken ließ, ließ er sich, wegen des großen Beifalls, den sie erhielten, ein königl. Privilegium darüber ertheilen. Er eignete den ersten Jahrgang Ludwig XIV. zu. Die ganze Renaudotsche Sammlung befindet sich von ihrem Anfange an, bis 1694, in 54 Bänden, auf der königl. Bibliothek zu Hanover. Der erste Artikel darin handelt vom Tabak. Renaudot nannte einige Blätter Gazette, allein seine Landsleute hießen sie spottweise Fagots. Renaudot ließ seine Zeitungen zum Verkauf auf den Gassen ausrufen. Von ohngefähr rief in der Nachbarschaft ein Holzhändler, der mit Reisig = Wellen (Bündeln Holz) handelte, seine Waare zu gleicher Zeit aus, und so oft der Zeitungsträger Gazettes anstimmte, rief der Holzträger seine Fagots unmittelbar hinterher. Dieser Wettstreit belustigte die Spöttlinge, und Fagots blieb von dem Augenblicke an die Benennung der ersten französischen Zeitung. Es wurde sogar zum Sprüchwort, so daß man noch heutiges Tages zweifelhafte Geschichten und unverbürgte Nachrichten Fagots zu nennen pflegt. — In England erschien der English Mercury zuerst im J. 1588, als die große spanische Armada die brittischen Küsten bedrohte. In Deutschland findet man schon vom Jahre 1515 gedruckte Zeitungen. Sie waren aber noch nicht periodisch, sondern bestanden nur in einzelnen fliegenden Blättern, die man neue Zeitung (gazettes toutes fraiches) nannte; ein Wort, das in dieser Bedeutung in den Wörterbüchern des 16. Jahrh. noch nicht vorkommt. Dergleichen alte Zeitungsblätter sind besonders in Nürnberg viele gedruckt worden; z. B. Newe Zeitung vom Türken, so ein gut Freund, der damit und beigewest ist, von Wien herauf gehn. Nürnberg geschrieben 1529. — Newe Zeitung, wie die Stadt Münster erobert worden. 1535 ꝛc. — Mehr Aehnlichkeit mit den jetzt gewöhnlichen Zeitungen hatte das sogenannte Frankf. Blättlein. Die monatlichen und vierteljährigen Zeitungen sind in Deutschland die ältesten. Michael Aitzinger hat historische Relationen, Köln, 1594 in 3 Bänden in 4. geschrieben, welches eine von den ältesten Zeitungen ist. Von einzelnen merkwürdigen Begebenheiten lieferte man schon lange vorher Zeitungen. Z. B. Newe Zeitung, wie und welchergestallt kayserliche Maiestät mit sampt den Königen von Hungern und Polen Am Sechzehenden Tag Julii Tausend fünfhundert funfzehn zu Wien eingeritten ist, und was sich aldo verlaufen hat. $1\frac{1}{2}$ B. 4. Ordentliche wöchentliche Postzeitungen trifft man schon 1628 unter diesem Titel an. Die Gründung der Post, die den Briefwechsel so sehr befördert und Neuigkeiten schnell in Umlauf bringt, mußte

nothwendig gleichen Einfluß auf das Zeitungswesen haben. 1615 wurde zu Frankfurt am Main das Frankfurter Journal angefangen und 1617 kamen ebendaselbst die Post-Avisen heraus. Hierauf gab auch Leipzig den bisher daselbst nur fragmentarisch erschienenen Blättern, Relationen, Avisen, auch newe Zeitungen genannt, einen gewissen Zusammenhang und größere Ausdehnung. Dieß geschah im Laufe des 30jähr. Krieges durch den dazu mit einem Privilegium vom Oberkonsistorium begnadigten Buchhändler Rietzsch; und durch die Zeitungsschreiber Pörner und Kormarten. Im J. 1659 erhielt Rietzsch das Zeitungsprivilegium, mit Befreiung von aller Censur. Darauf erhielt auch das Postamt gegen ein Pachtgeld das Recht, Zeitungen drucken zu lassen. Seitdem ist die Leipziger Zeitung immer Staatseigenthum geblieben. Die Leipziger Zeitung erhielt bald durch ihren Inhalt eine große Ausbreitung. Sie empfahl sich durch Originalität, schnelle Bekanntmachung und vorsichtige Mittheilung der Nachrichten. Auch erschienen lateinische Zeitungen in Leipzig. Aber bald wurden sie durch die Censur beschränkt. Im J. 1766 debitirte die Leipziger Zeitungs-Expedition 47 deutsche polit., 17 franz., 8 holländ., 10 engl., 5 ital., 1 poln., 1 lat. Zeitung; daneben noch 24 franz., 3 ital., 3 engl. und 15 deutsche gelehrte Zeitungen, 19 gemeinnützige Wochen- und Monatschriften und 15 Intelligenzblätter. In neuern Zeiten hörte Leipzig auf, der Centralort für politische Blätter zu seyn. Hamburg und Frankfurt traten an diese Stelle.

Erst mit dem Anfange der franzöf. Revolution erhielten die politischen Zeitungen den höhern Charakter, der ihnen früher, wo sie sich auf bloße Mittheilung von Neuigkeiten einschränkten, mit Ausnahme Englands, gänzlich abging. Es stellten sich nun, da die Pressen freigegeben wurden, anstatt der früher als verächtlich betrachteten Zeitungsschreiber, durch Talent, Geist, Patriotismus, und oft auch Geburt ausgezeichnete Männer an ihre Spitze — sie sonderten sich nach den politischen Parteien und Farben — die öffentlichen Angelegenheiten des Volks wurden in ihnen erörtert, die Verhandlungen der Nationalversammlung, durch Geschwindschreiber aufgezeichnet, in ihnen mitgetheilt und, je nachdem die Blätter der einen oder der andern Partei zugethan waren, gelobt oder getadelt. So schwer es seyn mochte, aus ihnen den wahren Zustand der Dinge kennen zu lernen, so wirkten sie doch bedeutend auf die politische Ausbildung des Volks und gewöhnten dasselbe, über die öffentlichen Angelegenheiten nachzudenken. Bei den Engländern war dieß Alles schon früher so gewesen. Die Franzosen ahmten eigentlich ihnen nur darin nach, wußten aber weniger als ihre Nachbarn Maß und Ziel zu halten, und es entstanden Blätter, wie Marats Ami du peuple und Heberts Père Duchesne, die man auf der Stufe, zu der unsere Civilisation gelangt ist, kaum für denkbar gehalten haben sollte. Eine Geschichte des franz. Zeitungswesens während der Revolution würde höchst anziehend, aber auch zugleich fast eine Geschichte dieser Revolution selbst seyn. Wir begnügen uns die wichtigsten einzelnen Erscheinungen dieser Art in den verschiedenen Epochen der Revolution und seit der Restauration hier zu verzeichnen. — Ueber den Moniteur, dessen Napoleon sich vorzüglich bediente, um durch das Organ desselben seine Entwürfe vorzubereiten und bekanntzumachen, siehe den besondern Art. Vollständige Exemplare des Moniteur sind so selten, daß schon 1809 ein solches zu Paris mit 600 Thlrn. bezahlt wurde. Vorzüglich oft fehlen die J. VII. und VIII. (1798 — 1800), von denen eine geringere Auflage gemacht wurde. Unter den Tagesblättern der neuern Zeit behauptet der Moniteur eine traurige Berühmtheit. Denn in dem Zeitraume von etwa 25 Jahren stellt er uns unter einer und derselben Nation das Gemälde der unbeständigsten Volkswuth und des ärgsten monarchischen Despotismus dar und enthält zugleich die Geschichte

des Untergangs des europäischen Gemeinwesens, der schamlosesten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundsätze, auf welche ein Staatensystem gebildeter Völker gebaut seyn muß. In jeder Rücksicht bleibt er eine der wichtigsten Sammlungen von Aktenstücken für den Geschichtschreiber der großen Katastrophe, welche Europa im Innern und Aeußern seit dem Anfange der franz. Revolution erlitten, namentlich aber als Archiv der neuern franz. Geschichte unentbehrlich. Er hat seit der Restauration, da sich die königl. Regierung mehr der halbofficiellen Blätter, die häufig unter dem Einflusse des einen oder des andern Ministers stehen, bedient, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, an Interesse und Absatz sehr verloren; doch war er auch schon vorher, sowohl seines hohen Preises (jährlich 100 Fr.), als auch seiner nothwendigen Einseitigkeit wegen, keinesweges das gelesenste unter den pariser Tagblättern. Das Journal de Paris erschien zuerst 1777, und erhielt sich während und nach der Revolution. Seinen politischen Charakter hat es sehr oft ändern müssen. Eine Zeitlang wurde es von Röderer, Corancez und St. Aubin mit besonderm Erfolge redigirt. Während des Ministeriums Decazes (1818 — 1820) stand es unter dem Einflusse dieses Ministers, und die liberalen Blätter nannten es spottweise das Journal de Police. Es endigte im Juli 1827 seinen schwankenden und zweideutigen Gang. Die Gazette de France war die erste regelmäßig erscheinende franz. Zeitung von Renaudot 1631 gegründet. Sie bildete bis 1792 eine Reihe von 163 Bdn. Auch sie hat sich, mit wenigen Unterbrechungen, die Revolution durch erhalten und gehört seit der zweiten Restauration, nebst der Quotidienne, dem Drapeau blanc u. a. zu den Parteiblättern der Ultras. Die Gazette war 1825 der Tummelplatz des liberalen Apostaten Benaben, dann wurde sie nebst dem Drapeau blanc von Hrn. Sosthène de la Rochefoucauld (Direktor des Depart. der schönen Künste) durch Ankauf zur Verfügung des Ministers gestellt. Die franz. Zeitungen werden nämlich auf Actien unternommen; da nun diese verkauft werden, so begreift es sich, wie Journale erkauft werden. Man nannte dieß amortisiren. Jeder Minister bediente sich gern eines eignen Journals; so nahm Hr. v. Damas, Min. des Auswärt., den Drapeau, und der Minister des Innern, Hr. v. Corbière, die Gazette. Diese hörte im Juni 1827 auf; dagegen nahm im Juli 1827 die Etoile, ein Abendblatt, den Namen Gazette de France an und wurde Villèle's Organ. Die Etoile gehörte schon vorher dem Justizminister, Hrn. v. Peyronnet, und der Congregation. Uebrigens predigte sie den Jesuitismus. — Die Quotidienne gehört dem Hrn. Michaud, dem Geschichtschreiber der Kreuzzüge, dem Hrn. v. Vitrolles u. A. Sie ist bigot, feodal und miguelistisch, ein Arsenal des Jesuitismus. Die Quotidienne steht an der Spitze der Contreopposition. In den ersten Zeiten der Revolution zeichneten sich noch besonders als antirevolutionnair die Actes des apôtres (von Peltier geleitet) und der Ami du roi, sowie im Geiste der Revolution die Chronique de Paris (von Condorcet, Noel u. A.), L'orateur du peuple (von Fréron), das Journal de la cour et de la ville (von dem nachherigen Marschall Brune angefangen), und viele andre aus. Die oft schnell auf einander folgenden Revolutionen hatten auf das Erscheinen und Verschwinden der pariser Zeitungen großen Einfluß. Lange Zeit erhielt sich durch alle Revolutionen ungestört und ununterbrochen das sogenannte Journal du soir. Durch seinen einfachen und dabei geistreichen, aber von allem eigentlichen Parteinehmen freibleibenden Ton schiffte es alle Klippen der Revolutionsstürme glücklich vorbei, und es war eine Art von Sprüchwort geworden, daß man, um nicht guillotinirt, fusilirt oder deportirt zu werden, die Wahrheit wie das Journal du soir zu sagen verstehen müsse. Das Di-

rektorium bediente sich insbesondere des sogen. Rédacteur, um Frankreich und der Welt seine übermüthige Politik bekanntzumachen

Eine der wichtigsten pariser Zeitungen, welche 1791 begann und sich bis jetzt erhalten hat, ist das Journal des débats (von 1804 — 1814 und im März 1815 Journal de l'empire genannt). Mit ihm verband die Redaction seit 1800 zuerst ein Feuilleton, das die débats littéraires umfaßte. Ausgezeichnete Talente bemächtigten sich hier des kritischen Richterstuhles, wie Fiévée bis 1807; ihm folgte Etienne. Insbesondere hatte es an dem Abbé Geoffroy 13 Jahre lang einen Mitarbeiter, durch den es so gehoben wurde, daß es bis auf 30.000 Exemplare abgesetzt haben soll. Die pariser Zeitungen begnügten sich seitdem nicht mit politischen Nachrichten, sondern lieferten sämmtlich, in einem sogen. Feuilleton oder im Blatte selbst, auch literarische und Theaternachrichten. Für Beides zeigte Geoffroy ein außerordentliches Talent, und er lieferte in diesem Feuilleton täglich sehr anziehend geschriebene Aufsätze, die sich durch Kenntnisse und Witz ebenso sehr als durch scharfe Satyre und Humor auszeichneten. Nach Geoffroy's Tode ist die Anzahl der Abnehmer gesunken. Dann waren die besten Mitarbeiter an dem Journal des débats Maltebrun, Hoffmann, und Duricquet im Dramaturgischen. Eine Zeitlang war es ein gehaltvolles ministerielles Blatt, da besonders Hr. v. Villèle und Chateaubriand ihre Ansichten darin mittheilen ließen. Als Chateaubriand aus dem Ministerium trat, wurde das Journal des débats durch ihn ein Oppositionsblatt. Jetzt sind die Redactoren desselben der Staatsrath Bertin-Devaux und Fiévée. Sie sind Royalisten, aber den übertriebenen Ansprüchen der Geistlichkeit und des Adels abgeneigt. Jetzt zählt das Journal des débats an 12.600 Abnehmer.

Unter Napoleon war das Zeitungswesen in Frankreich, wie in ganz Europa, mit Ausnahme Englands, gesunken und in Allem, was zur Politik gehörte, bloß Echo Dessen, was der Moniteur, in welchem der Gewaltherrscher oft eigenhändige Paragraphen einrücken ließ, bekanntmachte. Nach seiner Zurückkunft von Elba gestattete er den Zeitungen zwar Freiheit, aber sie wurde nur sparsam benutzt. Nach der Restauration wurden die Zeitungen unter Censuraufsicht gestellt. Erst im Juni 1819 hörte diese auf, und auch die Journale genossen einer unbeschränkten Preßfreiheit. Man hatte jedoch verschiedene Gesetzbestimmungen getroffen, welche die Unternehmung, ein tägliches Journal herauszugeben, sehr erschwerten. Dennoch erschienen mehrere neue Zeitungen, z. B. La renommée, an deren Spitze sich Benj. Constant und Jouy stellten (hat aufgehört), Le censeur, dessen Hauptredacteur Comte und Dunoyer wurden (hat aufgehört), und bei welchem Depping Mitarbeiter war, ferner Le pilote, L'Aristarque français, (von Labourdonnaye und Lalot gegründet, hat aufgehört) u. a. Die am meisten verbreitete pariser Zeitung blieb trotz dieser Mitbewerber Le constitutionnel, welcher 1815 von 15 Actionnairen gegründet wurde. Er ist constitutionnell gesinnt, aber im Ausdruck mild und vorsichtig. Ihn leiten zunächst Etienne, Jay und Tissot. Er soll zu Zeiten gegen 20.000 Abnehmer gehabt haben. Anfangs galt die Actie 3000, jetzt 100.000 Fr. — Der Courrier français, welchen Kératry leitet, ist weit freimüthiger, hat aber weniger Absatz, und der Herausgeber ward oft vor das Criminalgericht gefordert. Der Hauptredacteur, Chatelain, ehem. Offizier, führte sonst beinahe allein die tägliche Polemik. — Das Journal du commerce gehört fast nur pariser Handelsherren; es handelt Finanzen oft mit großer Sachkenntniß ab; in ihm vernimmt man vorzüglich Lafitte's Meinungen. Hauptredacteur ist der ehemalige Kaufmann Larequie. — Zwischen den liberalen und den Ultrajournalen steht der mit dem vorigen Ministerium entstandene Messager des chambres, ein zum Theil ministerielles Blatt, in der Mitte. Die Herren

Capefigue und Malitourne leiten die politischen Artikel; auch flossen mehrere aus der Feder Martignac's. Der Messager des chambres war daher 1828—29 die Hauptquelle für politisch thatsächliche Behauptungen, obschon das Ministerium gewisse Doctrinen desselben verleugnete. — In der Geschichte der franz. Zeitblätter sind die sogen. Tendenzprozesse merkwürdig. Durch die völlige Freigebung der Pressen im J. 1819 wurde die politische Parteisucht so genährt und verursachte solche Aergernisse, daß die Regierung mit 2 andern Ausnahmegesetzen, welche sie den Kammern nach der Ermordung des Herzogs von Berry vorlegte, auch auf's neue vorschlug, die Journale unter Censur zu stellen: ein Vorschlag, der zwar heftigen Widerspruch bei allen Parteien fand, aber dennoch in der Deputirtenkammer am 30sten März 1820 durchging. Dieses Ausnahmegesetz ward in der Session von 1820 auch für die Zeit der Sitzung von 1821 verlängert, nachher aber aufgehoben und durch polizeiliche Aufsicht ersetzt, weil man die Censur mit einer repräsentativen Verfassung unverträglich fand. Dagegen wurden die neuen Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse um so strenger abgefaßt. Es wurden nämlich sowohl die Eigenthümer als die Herausgeber verantwortlich; auf Vergehungen durch Mißbrauch der Preßfreiheit standen Geldstrafen und Haft; selbst die Absicht, der geheime Sinn, die einem verdächtigen Art. zum Grunde liegen, konnten strafbar gefunden werden, wenn die Tendenz gefährlich erschien. Die Eigenthümer waren deßhalb verbunden, für Zeitungen und periodische Blätter bestimmte Cautionen, die von 750 Fr. bis 10.000 Fr. Renten stiegen, einzulegen. Für Paris war eine Bürgschaft von 10.000 Fr. Renten erforderlich; also nach dem damaligen Cours der Renten berechnet, eine Capitalsumme von 150.000 Fr. Es gelang endlich Villèle, die Censur wiederherzustellen; als er aber die Wahlversammlungen 1827 berief, mußte die Censur aufhören. Nach Villèle's Sturz wurde 1828 vom neuen Ministerium den Kammern ein milderes Preßgesetz vorgelegt und angenommen.

Die Zeitungsanstalten haben in Frankreich und England einen großen Umfang, und sind auch in industrieller, sowie in kaufmännischer Hinsicht so wichtig, daß wir in Deutschland nichts Gleiches aufzustellen haben. So beschäftigt der Constitutionnel in Paris eine eigene Druckerei von acht bis zehn Pressen, die Tag und Nacht in Thätigkeit sind; außer sechs bis acht daran mitarbeitenden Eigenthümern und einem Directeur en Chef sind noch zehn bis zwölf Redacteurs für verschiedene Fächer angestellt, und die monatlichen Ausgaben erfordern gemeiniglich nicht weniger als gegen 50.000 Frank. Das Honorar, das den Redacteurs und den Mitarbeitern, welche nur einzelne Artikel liefern, ausgezahlt wird, ist sehr bedeutend. Für einen Artikel von einer oder anderthalb Columnen werden in der Regel 100 bis 120 und oft bis 150 Franken bezahlt. Der Mechanismus bei diesen Anstalten ist ebenso bewundernswürdig, als die Geschicklichkeit der Franzosen, über jeden einigermaßen wichtigen Vorfall augenblicklich anziehende Artikel zu improvisiren. Dieß gilt besonders bei den Verhandlungen der Kammern, der Tribunäle und bei den Schauspielen. Nur wenige Stunden nachdem das Eine oder Andere geschehen, verhandelt oder dargestellt worden, findet man in allen Blättern der Hauptstadt die umständlichsten Berichte darüber. Der Capitalwerth eines Zeitungsinstituts ist in Paris oft sehr bedeutend und beträgt, nach Maßgabe des Absatzes, zuweilen den Werth einer Million Franken und darüber. Auch erhebt die Regierung, außer dem Zeitungsstempel, noch besondere Abgaben von einzelnen Blättern, die sie als Pensionen für Gelehrte und Künstler zu benutzen pflegt. In England steigt der Werth guter Zeitungsanstalten weit höher, und Hr. Perry, Eigenthümer des Morning Chronicle, schätzte 1819 dieses Blatt auf 100.000 Pf., also

2.700.000 Franken. Hier hat das Zeitungswesen überhaupt mehr politische Bedeutung, als in Frankreich, denn der Charakter desselben ist durch den Genuß der vollkommensten Preßfreiheit, im Guten wie im Schlimmen selbstständiger ausgeprägt. Der Unternehmer bekennt sich nämlich zu irgend einem festen politischen System, und je überzeugender er dasselbe in der Beurtheilung der Begebenheiten vorträgt, auf desto mehr Leser kann er rechnen. Die wichtigsten englischen Blätter sind: von der Oppositionspartei the Morning Chronicle; von der ministeriellen Partei the Courier, und als Canning in das Ministerium trat, the Sun. Einen eigenen, festen, unabhängigen Charakter suchen die Times zu behaupten; zu dem leidenschaftlichsten Ultraroyalismus bekennen sich die new Times. Auch the Statesman, the Morning post, the Morning Herald sind als sehr wichtige Institute zu betrachten. Ueberhaupt hat sich die Zahl der britischen Zeitungen seit 1782 bis 1821 in England von 50 bis 135, in Schottland von 8 bis 31 und in Irland von 3 bis 56 vermehrt. In London allein erscheinen über 170 periodische Schriften, und man zählt in Großbritannien zusammen 483 Zeitungen und periodische Blätter. Jede Woche werden 300.000 Zeitungsblätter und in den Grafschaften Englands 650.000 Zeitungsblätter gedruckt. Daher ist die Einnahme der Regierung von dem Zeitungsverkehr (durch den Stempel und die Posten) von der höchsten Bedeutung, aber schwer zu berechnen. Noch weniger sind es die darin angelegten ungeheuren Capitale und die davon bezogenen Renten, sowie der ganze industrielle Mechanismus dieses Geschäfts. Der Courrier de Londres, die älteste französische Zeitung in London, hat 1826 aufgehört. Von ihm sind 100 Bde. erschienen.

Italien, Spanien (bis zur Revolution vom 7. März 1820) und Portugal bieten für das Zeitungswesen wenig Bemerkenswerthes dar. Während der französischen Occupation dieser Länder hatte es sich allerdings mehr als bisher entwickelt, allein Napoleon ließ keine freie Wirksamkeit zu. Gegenwärtig ist es in diesen Ländern aus begreiflichen Ursachen noch mehr gesunken. Der Restaurador in Madrid ist seit der Restauration 1823 dem politischen System des Klerus zugethan, und die Gaceta von Madrid hat einen halbofficiellen Charakter. Von italienisch. Zeitungen sind die Gazetta di Firenze, die Gazette di Milano und das Diario di Roma wohl die einzigen, welche im Auslande gelesen werden.

Im Königreiche der Niederlande findet man Zeitungen in holländ. und französ. Sprache. Mehrere unter den letztern und vor allen der Vrai Libéral in Brüssel, gehörten zu den kecksten europäischen Zeitungen, weßhalb die Herausgeber auch stets mit den Tribunälen zu thun hatten. Die Presse selbst ist zwar in den Niederlanden frei, allein die Gesetze über die Vergehungen der Presse sind um so strenger und werden nicht selten mit großer Härte gehandhabt, besonders seit dem Gesetz von 1815; doch ward den Kammern 1829 der Entwurf zu einem mildern Preßgesetze vorgelegt. Eine lange Reihe von Jahren genoß die (französ.) Gazette de Leyde einen großen Ruf und wurde als Gazette diplomatique von Europa betrachtet. Sie war das Eigenthum der Familie Luzac in Leyden, welche sie mehrere Generationen hindurch mit der größten Sorgfalt und im reinsten französischen Style redigirt hat. Von den in holländischer Sprache erscheinenden Zeitungen (Couranten genannt) ist die harlemer Zeitung die beliebteste und die, welche den stärksten Absatz hat. Fast in jeder holländischen Stadt erscheint eine solche Courant, die aber größtentheils mit sogenannten Intelligenznachrichten gefüllt sind und bei denen sämmtlich die sonderbare Gewohnheit eingeführt ist, daß sie sogar am Rande und hier in die Quere bedruckt sind. 1828 waren die haager Nieuwsen-Advertentie-Blad, die Gazette des

Pays-Bas, der Industriel u. e. a. die bedeutendsten politischen Blätter. Ueberhaupt erschienen 1826 in holländischer Sprache 80 Tageblätter und Wochenschriften und 35 Monatsschriften.

In der Schweiz erschienen 1824 11 politische Blätter, als 7 deutsche, 2 französische und 2 italienische. Unter den deutschen ist der Schweizerbote von Zschokke zu Aarau ein nützliches Volksblatt seit 1804; der allgemeine schweizer Correspondent erscheint zu Schafhausen seit 14 Jahren; die Züricher Freitagszeitung schreibt D. Bürckli. Die neue züricher Zeitung enthält das meiste Neue aus der Schweiz und viele gute literarische Nachrichten. Die Gazette de Lausanne, von Minville redigirt, wird auch in Frankreich viel gelesen; Le nouvelliste Vaudois, von Fischer zu Lausanne seit 1824, ist reich an Nachrichten aus der Schweiz und an literar. Notizen. Der Corriere Suizzero in Lugano sagt mehr über die Schweiz als die Gazetta Ticinese, welche auch zu Lugano erscheint.

Unter den nordischen Zeitungen sind besonders die schwedischen und die norwegischen wegen ihres selbstständigen Charakters zu bemerken. Ueberhaupt erscheinen jetzt in Schweden 46 Zeitungen, in Norwegen 12.

In Deutschland war, wie in Frankreich, bis zum Anfange der französischen Revolution der Zeitungsverkehr unbedeutend und gegen England, Frankreich und selbst die Niederlande gerechnet, ist er es auch immer geblieben. Durch die Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung vom 20. Sept. 1819 ist er aufs neue unter genaue Aufsicht gestellt worden. Bis zu dem Anfange der französ. Revolution war in Deutschland der hamburger Correspondent (s. Hamburg) fast die einzige Zeitung, welche ihre Nachrichten aus den entferntern Ländern und Gegenden durch originale Correspondenten einzog. Neben ihr erschien in Hamburg noch eine sogenannte neue Zeitung, die jedoch, ungeachtet sie zu Zeiten sehr gute Redacteurs hatte, z. B. Ersch, am Ende die Concurrenz mit dem Correspondenten nicht aushalten konnte und aufhören mußte. Aus diesen und ähnlichen Quellen wurden nun für Hunderte von Provinzialblättern die ihnen zusagenden Artikel durch bloßes Anstreichen derselben compilirt, was denn eine Zeitung redigiren hieß. Aus dieser Beschäftigung läßt sich zum Theil die Verachtung erklären, die in Deutschland mit dem Begriffe eines Zeitungsschreibers verbunden ward, und auch in neuerer Zeit, wo man dieses Geschäft würdiger behandelte, noch nicht ganz aufgehört hat. Der Absatz des hamburger Correspondenten stieg von dem Ausbruche der Revolution an fortwährend, da besonders in diesem Zeitpunkte und noch eine geraume Zeit nachher, die Redaction vortrefflich war und insbesondere die Nachrichten aus England und die Parlamentsverhandlungen mit ausgezeichneter Sorgfalt geliefert wurden. Man gab in jenem Zeitraume den Absatz des Correspondenten zwischen 30 bis 36.000 Exemplare an. — Durch die Einverleibung Hamburgs in das französische Reich, seit welcher Zeit es neben dem deutschen auch einen französischen Text liefern mußte, erhielt das treffliche Institut einen solchen Stoß, daß der Absatz bald nur noch einige tausend Exemplare betrug, und auch nach der Freiwerdung Hamburgs hat es sich nicht wieder erholen können, woran, außer der vermehrten Concurrenz, durch die frankfurter, die casseler Zeitungen, die hamburger Börsen-Hallenliste und andere unten noch zu nennende neue Zeitblätter, auch die Redaction wohl mit Ursache seyn möchte. 1828 erschienen in Hamburg 21 Zeitungen, Tag- und Wochenblätter. — Räsonnirende Blätter, im Charakter der französischen und englischen Zeitungen, gab es bis in neuerer Zeit in Deutschland keine, wenn wir nicht etwa die neuwieder Gespräche im Reiche der Todten, die sogar in Wien regelmäßig nachgedruckt wurden, dahin zählen wollen. Dagegen bildete sich 1798 in Deutschland ein neues Zeitungsinstitut aus, das bald alle an-

dere überflügelte: die Allgemeine Zeitung. Der Buchhändler Cotta, damals in Tübingen, faßte dazu die erste Idee und vereinte sich dafür zuerst mit Schiller, dann mit Posselt und Huber. Schiller sagte sich schon vor der Ausführung wieder davon los. Posselt aber that sehr wenig, sodaß Cotta selbst und sein Associé Zahn die Hauptsache zu besorgen hatten, bis Huber aus Neufchatel in Tübingen eintraf und die Herausgabe übernahm. Bis zum 3ten Sept. 1798 behielt diese Zeitung ihren ersten Titel: Neueste Weltkunde. Ein Verbot traf sie unter diesem Titel, und sie nahm nun den der Allgemeinen Zeitung an. Nach Verlauf des ersten halben Jahres wurde sie von Tübingen nach Stuttgart, dann 1803, wegen Censurschwierigkeiten, nach dem damals baierschen Ulm, und als dieß auch unter würtembergische Oberherrschaft kam, nach Augsburg verlegt, wo sie sich noch gegenwärtig befindet und von der baierschen Regierung mit besonderer Liberalität behandelt wird. Nach Hubers Tode (1804) übernahm Stegmann, der früher in preußischen diplomatischen Diensten (zuletzt als Legationsrath in Turin) gestanden hatte, die Herausgabe, und sie hat sich der Leitung dieses ausgezeichneten Mannes, der einem so schwierigen Geschäfte vollkommen gewachsen ist, bis jetzt (1830) zu erfreuen. Zweiter Herausgeber war eine Zeitlang Hr. Widemann, der früher in Paris in einem ministeriellen Büreau arbeitete; ihm war besonders die Redaction der Frankreich und England betreffenden Artikel anvertraut. Die Allgemeine Zeitung hat in allen europäischen Ländern Correspondenten, die ihr mit Nachrichten an die Hand gehen; außerdem bedienen sich ihrer häufig deutsche und ausländische Regierungen, um in halb officiellen Artikeln das Publikum nach ihren Ideen zu bearbeiten. Dieß ist von der östreichischen vorzüglich bei den Operationen mit ihrem Papiergelde und ihren Staatspapieren oft mit vielem Geschick geschehen; selbst das französische Ministerium hat 1818 — 20 sich sehr häufig der Allgemeinen Zeitung bedient (noch mehr indeß der londoner Blätter). In den Beilagen finden sich häufig anziehende Uebersichten der politischen Literatur einzelner Länder. Von merkwürdigen Reisenden und von den wichtigsten public Characters unserer Zeit werden biographische Nachrichten und Charakteristiken gegeben. Den Nekrolog liefert vorzüglich Hr. Hofr. Böttiger in Dresden. Bei allen diesen Vorzügen war dennoch der Absatz der Allgemeinen Zeitung im Grunde unbedeutend und kann nicht viel mehr als den Kostenaufwand decken. 1817 betrug er gegen 2000 Exemplare; jetzt geben Einige denselben zu 5000, Andere zu 1500 — 2000 an. Von Ostern 1824 an ist sie mit einer Druckmaschine gedruckt worden. — Außer diesem politischen Blatte gibt Cotta noch seit 1828: Das Ausland, ein Tageblatt für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland, und nach ähnlichem Plan: Das Inland seit 1829 in München heraus. Das letztere umfaßt bloß Deutschland und nimmt vorzüglich Rücksicht auf Baiern. — Während der französischen Unterjochung konnte sich das deutsche Zeitungswesen nirgends ausbilden; denn jedes Blatt hütete sich, eine politische Neuigkeit zu erzählen, so lange sie nicht im Moniteur oder doch in den halb officiellen pariser Blättern gestanden hatte. Der in Cassel damals erscheinende Westphälische Moniteur wurde von Murhard u. A. in seiner Art zweckmäßig besorgt und von manchem trefflichen Mitarbeiter, z. B. von Villers, öfters mit anziehenden Beiträgen ausgesteuert. Die Freiwerdung Deutschlands 1813 gab einer Menge politischer Blätter im Geiste der erwachenden Zeit ihr Entstehen. Kotzebue wurde von dem russischen General Witgenstein zur Herausgabe einer Zeitung, um auf das Volk zu wirken, eingeladen; so entstand in Berlin dessen russisch-deutsches Volksblatt. Eben da begann Niebuhr ein anderes Journal unter dem Titel: Der preußische Correspondent. Beide Zeitungen

gingen aber bald unter. Nach der Ueberschreitung der Elbe durch die vereinigten Heere unternahm F. A. Brockhaus (damals noch in Altenburg) ein politisches Blatt unter dem Titel: Deutsche Blätter, welche in der ersten Zeit mit einem außerordentlichen, mehr aber in der damaligen Zeit als in ihrem Werth begründeten Beifall gelesen wurden. Zu den berühmtesten Zeitungen dieser Periode muß aber vor allen der Rheinische Mercur von Görres gezählt werden, von der am 23. Jan. 1814 das erste, und am 10. Jan. 1816 das letzte Stück erschien. Eine Zeitschrift zur Erweckung des deutschen Sinnes, ein Blatt, wie man es in Deutschland noch nicht gesehen hatte. Dasselbe erhielt durch kraftvolle und eigenthümliche Sprache, durch deutsche patriotische Gesinnung, durch Consequenz der Grundsätze, durch Aufklärung über die wichtigsten Fragen, die Politik des Tages und die Zeitgeschichte betreffend, auf die öffentliche Meinung einen so entschiedenen Einfluß, daß sogar die Franzosen den Mercur la cinquième puissance nannten. — Die durch einen Cabinetsbefehl bewirkte Unterdrückung desselben kam dem Verfasser vielleicht nicht ungelegen; denn der Ton des rheinischen Mercurs ließ sich unmöglich in einer ruhigen Zeit und am wenigsten in einem rein monarchischen Staat ohne constitutionnelle Formen, fortführen. — Der deutsche Beobachter ward 1813 nach der Einnahme Hamburgs von einem Hrn. Dävel, Secretär Tettenborns, unternommen und späterhin eine Zeitlang von Cotta, dem Unternehmer der Allgemeinen Zeitung, fortgeführt. Cotta war hier aber weniger glücklich, und die Unternehmung kostete ihm in kurzer Zeit gegen 25. 600 Mark B. Einbuße. Sie kam jetzt in Dävels Hände zurück und fand an Röding und Benzenberg Stützen, welcher Letztere durch sie besonders seine staatswirthschaftlichen Ideen in Umlauf setzte. Mit Anfange 1819 hörte Benzenbergs Theilnahme auf und die frankfurter Bundestagsbeschlüsse vom 20. Septemb. 1819 boten dem Unternehmer eine vielleicht erwünschte Gelegenheit dar, das Blatt ganz aufhören zu lassen.

Im Oestreichischen, das bis dahin außer der officiellen wiener, keine Zeitung von irgend einer literarischen oder politischen Bedeutung hervorgebracht hatte, war inzwischen auch ein Blatt, der östreichische Beobachter, entstanden, das bald als halb officiell betrachtet, und in ganz Deutschland mit Aufmerksamkeit gelesen wurde, da es das einzige war, das sich von 1809 — 12 erlaubte, von Zeit zu Zeit einige Lichtstrahlen über Spanien und die politische Stellung der europäischen Mächte in die Nacht der damaligen Zeit zu werfen. Der Eigenthümer und Herausgeber dieses Blattes war und ist noch Hr. v. Pilat, ein geborner Hanoveraner, der in Wien zur kathol. Kirche übergegangen und als Privatsekretär beim Fürsten Metternich angestellt war, und dessen Stellung daher besonderes Vertrauen einflößen mußte. Der Absatz soll in dem gedachten Zeitraume bis auf 6000 Exemplare gestiegen seyn.

Die Preuß. Staatszeitung stand zuerst unter der Leitung eines eben so liberalen als kenntnißreichen Mannes, des Staatsrath Stägemann; verschiedene Einwirkungen aber verleideten demselben die Herausgabe, die 1821 an den im Fache der Erzählung beliebten Schriftsteller, geh. Hofrath Heun (unter dem Pseudo-Namen Clauren bekannt), überging. Zweiter Herausgeber war Hr. Karl Müller. Im J. 1824 erhielt sie eine neue Einrichtung und an D. John einen neuen Herausgeber, und wird jetzt (1830) als eine der besten deutschen Zeitungen betrachtet.

Zu den im Geist unserer Zeit redigirten Blättern durfte man vor dem 20. Sept. 1819, der für das deutsche Zeitungswesen eine neue Norm einführte, noch das weimarische Oppositionsblatt, den fränkischen Merkur, die rhein. Blätter, die von Friedrich Seybold gegründete Neckarzeitung und die speirer Zeitung rechnen.

Dem Oppositionsblatt, durch das weimarische Industriecomtoir oder Bertuch und dessen Schwiegersohn Froriep begründet, lag eine anziehende Idee zum Grunde, und nur der Titel in Verbindung mit dem Zusatze: oder großherzogl. weimarische privilegirte Zeitung, ward unschicklich gefunden. Ludwig Wieland, ältester Sohn des Dichters, ein Mann von Kenntniß, Geist, Patriotismus (nur zu rauhem und derben) und schriftstellerischer Gewandtheit, erhielt die Hauptherausgabe, und das Institut gewann bald freien Aufschwung, bis die Feier auf der Wartburg (s. d.) und die Nachrichten darüber die weimarische Regierung so ins Gedränge brachten, daß das Oppositionsblatt einige Tage lang ganz suspendirt und der zeitherige Herausgeber am Ende davon entfernt wurde. Die Herausgabe schwankte jetzt eine Zeitlang in mehrern Händen, bis sie endlich F. A. Rüder erhielt. Aus dem Titel wurde das Anstößige weggelassen; auch herrschte in den zum Theil sehr gehaltvollen Aufsätzen, wie in den politischen Nachrichten, durchaus ein gemäßigter, ruhiger Ton; dennoch gab eine übel gewählte diplomatische Bezeichnung die endliche Veranlassung, daß das Blatt mit dem 27. Nov. 1820 aufhören mußte.

Der fränkische, in Bamberg erscheinende Merkur wurde von dem D. Wetzel (s. d.) einige Jahre lang mit bedeutendem Erfolge herausgegeben. Wetzeln stand Witz, Laune und Satyre stets zu Gebot, und er wußte sich derselben in seinem Blatt trefflich zu bedienen. Die rhein. Blätter wurden vom Hofrath Weitzel in Wiesbaden (der sich aber nach dem 20. Sept. davon zurückzog) und die speirer Zeitung vom D. Butenschön mit Geist und politischem Blick (jedoch besonders mit einem gewaltigen Anti-Borussismus) redigirt. Noch ist der nürnberger Correspondent als vielgelesenes Blatt zu erwähnen. Der bisherige ausgezeichnete Redacteur, D. Bischoff, starb 1824.

Durch die bekannten Beschlüsse des deutschen Bundestages vom 20. Sept. 1819, welche 5 Jahre lang (seitdem auf unbestimmte Zeit verlängert) in Kraft bleiben sollen, wurden alle deutsche Zeitungen, auch in den Staaten, wo, wie in Weimar und Würtemberg, die Censur durch die Landesverfassung förmlich aufgehoben war, aufs neue wieder unter Censur oder ministerielle Aufsicht genommen. Dieß hatte unter andern die Folge, daß der deutsche Beobachter, welchen ein Herr Liesching in Stuttgart herausgab, durch einen Bundestagsbeschluß im Jahr 1823 unterdrückt wurde.

Unter den übrigen polit. Blättern nennen wir zuerst die der Verein. Staaten, in welchen überhaupt 1829 an 840 period. Blätter erschienen, darunter 137 zu Neuyork und 110 in Pennsylvanien. Selbst die Indianer fangen an, Zeitungen zu lesen. Zu New-Echota erscheint seit dem 21. Febr. 1828 ein Journal der Chirokesen, u. d. T.: Der Chirokee-Phönix, den ein Chirokese, N. Boudenott, redigirt, halb in engl., halb in der Stammsprache (nach einem von einem Chirokesen, N. Hueß, erfundenen Alphabet) in der großen 6spaltigen Form der engl. und nordamerikan. Tagebl. Dieß ist die erste Literatur, welche mit Zeitungen beginnt. Hueß selbst versteht weder engl. noch sonst eine Sprache außer seiner Chirokee. Die Rep. Colombia hat bereits 16 polit. Blätter; auch die übrigen amerikan. Staaten, Paraguay ausgenommen, haben period. Blätter. In Chile, welches erst 1810 eine Druckerei aus Nordamerika erhielt, erscheinen jetzt 7 Zeitungen. Die britischen Colonien haben ebenfalls ihre Papers. Auf dem Cap ist der 1824 gegründet South African commercial advertiser, seit des Lords Somerset Entfernung entfesselt, statist. wichtig. — Die Hellenen lesen seit 1821 polit. Bl. in ihrer Sprache; auch gibt jetzt Maxime Raybaud in Patras eine Wochenschrift: Courrier d'Orient, heraus. Dagegen ist in Smyrna an die Stelle des Spectateur oriental im J. 1827 ein Turkophile, der Observateur impartial und später der Courrier de Smyrne getreten. Sogar in

Tripolis (in der Berberei) erscheint seit dem 31. Juli 1827 eine polit. und literar. franz. Monatsschrift u. d. T.: L'investigateur Africain. — Außer den polit. Zeitungen, unter welchen die jüngste die polnische Staatszeitung ist (Warschau seit 1829), welche zugleich für das Ausland Bekanntmachungen in deutscher und franz. Sprache gibt, sind auch die Handels-, die Gelehrten- und die Unterhaltungsblätter zu erwähnen.

Von eigentlichen Handelsblättern kennen wir die londner Lloyds list, die amsterdamer Zeetidingen, das Journal de commerce, die hamburger Börsen-Hallen-Liste, eine nürnberger Handelszeitung, und das von Hasse in Schneeberg zu Leipzig herausgegebene Elbe-Blatt, polytechn. Inhalts, dem seit 1814 eine kleine Börsenliste beigelegt wird, und die preuß. Handelszeitung. Sie enthalten sämmtlich Waaren- und Wechselpreise, Course der Staatspapiere, Nachrichten über das Ankommen und Abgehen der Schiffe, Verzeichnisse von Fallissements und gezählten Dividenden und ähnliche, die Handelswelt betreffende Berichte. Die hamburger Börsen-Hallen-Liste (jetzt von Niebour und Runge besorgt), die überhaupt als das vorzüglichste dieser Blätter zu betrachten ist, theilt zugleich jedesmal die neuesten politischen Nachrichten mit.

Von den gelehrten oder Literaturzeitungen und literarisch-kritischen Zeitschriften geben wir folgende Uebersicht: Das neuigkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercures schon überhäuft, war auch Erfinder der literarischen Tageblätter. Der Parlamentsrath, Denis de Sallo, gab in Gesellschaft mehrerer anderer Gelehrten von 5. Jan. 1665 an das Journal des savans heraus, welches, die ganze unermeßliche Schar seiner Nebenbuhler überlebend, im J. 1790 geschlossen, aber auf Befehl Ludwig XVIII. im Oktober 1816 wieder begonnen wurde. Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während seiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteristik desselben zu liefern. Indessen zeichnete es sich jederzeit durch die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch gesundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einseitig; so wurden z. B. unter Andry's Redaction meist nur medizinische Werke angezeigt. Die jetzigen Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Gelehrten Frankreichs, ein Silv. de Sacy, Langlès, Rarnouard, Raoul-Rochette u. A. befinden, haben die schwerste Aufgabe meisterhaft gelöst, in einem unter unmittelbarem Einflusse einer sehr aufmerksamen Regierung stehenden Journale, bei der zartesten und vorsichtigsten Beachtung der Rücksichten, welche diese Stellung zur Pflicht macht, sich dennoch würdevolle Haltung und Selbstständigkeit, anständige Freiheit im Urtheile, und literarische Unbefangenheit zu sichern; Eigenschaften, welche dieses Journal bei seiner anderweiten Gediegenheit und Gründlichkeit und bei seiner Klarheit und Sorgfalt für die Darstellung zu einem der besten jetzt erscheinenden erheben. Von den seit dieser Zeit erscheinenden literarischen Journalen kann hier nur folgende kurze, nach den Ländern geordnete Uebersicht der merkwürdigsten von ihnen Raum finden. Frankreich: 1) Mercure de France, zuerst bis 1717 unter dem Titel: Mercure galant, 1672 begonnen und mit einigen Unterbrechungen noch bis jetzt fortgesetzt, war ursprünglich für die Unterhaltung des Hofs und der gebildeten Weltleute bestimmt und sehr mannichfaltigen Inhalts. Die Redaction, welche die Regierung als Gnadenbezeugung verlieh, war bisweilen in sehr guten Händen, z. B. Marmontel's. 2) Mémoires de Trevoux (1701 — 80), von Jesuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geschrieben, aber in den frühern Jahren höchst parteiisch und heftig gegen alle Andersdenkende, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrigen in- und ausländische Journale damaliger

Zeit. Außer den Recensionen enthielten sie auch kleine Abhandlungen. 3) L'année littéraire (1754 — 76) durch Freron's Redaction berühmt und berüchtigt. 4) u. 5) Journal étranger (1754—62) und J. encyclopédique (1756 — 91) enthalten nicht bloß Recensionen, sondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. 6) Die zum Theil von Ginguené redigirte Décade (später Révue) philosophique, littéraire et politique (1794 — 1807) zeichnete sich durch die besondere Consequenz und Festigkeit aus, mit welcher es unter allen Abwechselungen einer sehr bewegten Zeit seinen vorzüglichen Charakter behauptete. 7) Millin's Magazin (später Annales) encyclopédique (1795 — 1818) enthielt, neben schätzbaren Abhandlungen, auch Recensionen und einen so reichen Apparat der mannichfaltigsten Originalnachrichten aus allen Ländern, daß es schon in dieser Hinsicht seinem Titel vollkommen entsprach. 8) An die Stelle desselben ist nach einem etwas erweiterten Plane die von Julien u. A. redigirte Révue encyclopédique getreten, welche neben dem Journal des savans als das vorzüglichste der jetzigen französischen Journale zu betrachten ist. 9) In der neuesten Zeit hat das unter der Ober-Redaction des Baron Fussac erscheinende Bulletin universel den Plan eines Literaturrepertoriums für die ganze Welt auszuführen versucht. Aehnliche Pläne sind auch in England und Frankreich gemeinschaftlich unternommen worden, jedoch, wie sich erwarten ließ, ohne Erfolg. — Von den italienischen Zeitschriften, welche sich in der Regel durch die Ausführlichkeit und oft gar zu große Länge ihrer Auszüge charakterisiren und sich meist nur auf die inländische Literatur beschränken, nennen wir aus Venedig das Giornale de' letterati d'Italia (1710 — 33, anfangs von dem berühmten Apostolo Zeno redigirt und reich an literarhistorischen Mittheilungen); aus Mailand die von Acerbi (bis 1826, seitdem von Gironi, Carlini und Fumagalli), herausgegebene und durch Schärfe des Urtheils und Freimüthigkeit, sowie durch einen gewissen Anti-Toscanismus sich auszeichnende Biblioteca italiana (seit 1816); aus Florenz die Novelle letterarie (1740 fg., früher von dem gelehrten Lami redigirt) und die Antologia di Firenze, welche letztere auch Abhandlungen enthält; aus Rom die Effemeridi letterarie und das Giornale arcadico (seit 1819); aus Neapel das meist aus andern Journalen compilirte und weniges Eigene enthaltende Giornale encyclopedico (seit 1806). Auch das in Pisa seit 1770 erschienene und früher von dem berühmten Biographen Fabroni herausgegebene Giornale de' letterati gehörte zu den besten italienischen Zeitschriften; sowie es auch Erwähnung verdient, daß in neuester Zeit in Padua eine besondere Biblioteca tedesca erscheint. — Die britische Journalliteratur mehrt sich täglich. Für ältere und neuere, wissenschaftliche und schöne Literatur ist durch eine Menge von Zeitschriften gesorgt, welche, wenngleich nach den verschiedensten Grundsätzen und Ansichten redigirt, doch in der Regel darin zusammenstimmen, daß sie sich fern vom Ton der Schule und des Systems halten und dafür mehr zu Beziehungen auf die Verhältnisse des Staates und des Lebens geneigt sind. Es ist hier selbst bei rein wissenschaftlichen Produkten gar nicht gleichgültig, ob der Kritiker ein Whig oder Torry ist, ob er der herrschenden oder einer andern Kirche angehört. Mehrere der ältern beurtheilenden Zeitschriften, wie das seit 1749 bestehende Monthly Review, das Critical Review (seit 1765), gingen in unsern Zeitraum hinüber, aber während das letztere aufhörte, hob sich das erstere in neuern Zeiten und zeichnet sich durch Freisinn und Unparteilichkeit mehr als früher aus; alle wurden jedoch überflügelt, als 1802 das Edinburgh Review begann, dem 1809 das in London erscheinende Quarterly Review als Nebenbuhler zur Seite trat. Wie es in frühern Zeiten, z. B. bei den oben genannten beiden ältern Zeitschriften, gewöhnlich war, huldigten auch

die neuern kritischen Wortführer einer politischen Partei, deren Ansichten und Bestrebungen freilich oft einen unerfreulichen Einfluß auf die literarischen Urtheile haben. Beide unterscheiden sich von allen frühern Anstalten durch viele gründliche Abhandlungen, aber oft über Gegenstände, wozu die beurtheilten Werke nicht selten nur einen entfernten Anlaß geben, besonders aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, durch höchst gebildeten Styl und eine in frühern Zeiten ungewöhnliche Strenge. Das Quarterly Review nahm ganz den Plan seines Vorgängers an und theilt jetzt mit ihm die Gunst des Publikums, aber in ihren politischen Ansichten sind beide Gegenfüßler, da die schottische Zeitschrift die Grundsätze der alten Whig-Partei verfieht, die englische hingegen den Tories anhängt. Das Quarterly Review hat hinsichtlich der Darstellung, die anfangs etwas schwerfällig war, erst später seinen Nebenbuhler erreicht, seine Abneigung aber pflegt es noch immer weit rauher als dieses und oft boshaft auszusprechen. Diesen beiden einflußreichen Sprechern scheint das 1822 begonnene, von den Gelehrten in Cambridge besorgte Cambridge Quarterly Review nachstreben zu wollen. Unter den übrigen bloß beurtheilenden Zeitschriften erwähnen wir noch des British Review, einer Vierteljahrschrift, die oft gute Aufsätze enthält, des British Critic, von orthodoxen Anhängern der bischöflichen Kirche, und des Ecclectic Review, das jetzt nach weit gemäßigtern Grundsätzen, als früher, die Ansichten der protestantischen Dissenters geschickt verficht. Das neue Retrospective Review soll die Aufmerksamkeit auf ältere, unverdient vergessene Werke richten, die seit der Wiederherstellung der Wissenschaften erschienen sind. Nach einem andern Plane, als jene Zeitschriften, wird die seit 1817 in London erscheinende Literary Gazette geleitet, die wöchentlich einmal ausgegeben wird und außer beurtheilenden Anzeigen, welche meist reichliche Auszüge geben, auch viele literarische Nachrichten und Beiträge zur Unterhaltung liefert. Wo politische Fragen berührt werden, ist diese Zeitschrift eine strenge Anhängerin der Tory-Grundsätze. Im Plan und selbst im Aeußern ist eine Nachahmung derselben das seit 1822 erscheinende London Museum. Der gleichfalls erst 1822 aufgetretene Monthly Censor will sich nicht bloß auf eine Auswahl aus dem Ertrage der Literatur beschränken, sondern die gesammte einheimische und ausländische Literatur in kurzen Anzeigen umfassen. Die Zeitschriften vermischten Inhalts, die Magazines, sind in der Geschichte der englischen Literatur wichtig, da sie für Forschungen aller Art den Weg geöffnet und zu allgemeiner Verbreitung von Kenntnissen sehr viel beigetragen haben. Vor 1731 waren fast alle Zeitschriften politischen Inhalts. Zu jener Zeit entstand die älteste aller englischen Zeitschriften, das Gentleman's Magazine, das seitdem ununterbrochen fortdauert und besonders viele Beiträge zur Alterthumskunde Großbritanniens liefert. Es enthält, wie die meisten seiner Nachfolger, auch Beurtheilungen neuer Schriften. Unter den übrigen vermischten Zeitschriften heben wir hervor: das 1796 von Priestley, Price, Rees, Aikin, Morgan, Godwin, Holcroft gegründete, seit vielen Jahren von Richard Philipps herausgegebene Monthly Magazine, das immer auffallend eine Parteifarbe im Politischen wie im Religiösen trug, aber unter Anhängern freisinniger Grundsätze noch immer sehr verbreitet ist; das New Monthly Magazine, das bei seiner Eröffnung (1814) sich jenem schroff entgegenstellte, aber unter des Dichters Thomas Campbells Leitung seit 1821 sich zu freien Ansichten bekannt und überhaupt an Werth gewonnen hat; das seit 1817 an die Stelle des ältern (seit 1789 bestandenen) Scotch Magazine getretene reichhaltige Edinburgh Magazine and literary Miscellany, Blackwoods Edinburgh Magazine, durch strenge literarische Urtheile und entschiedene Tory-Grundsätze ausgezeichnet, das London Magazine,

das sich unter dem, leider im Duell mit einem Abgeordneten des Redacteurs von Blackwoods Magazine erschossenen Herausgeber, John Scott, sehr hob; und das 1822 begonnene Brighton Magazine, wo man auch reichhaltige Auszüge aus den Parlamentsreden findet. Zu den Zeitschriften allgemeinern Inhalts ist auch das, seit 1758 jährlich erscheinende Annual Register zu zählen, das eine Staaten- und Literaturgeschichte enthält, und das seit 1780 von Stockdale nach fast gleichem Plane herausgegebene New Annual Register. Auch mag hier der heftweise erscheinenden reichhaltigen Sammlung von wichtigen Flugschriften, die Valpy unter dem Titel: The Pamphleteer herausgibt, erwähnt werden. Ueberblicken wir die, für ein wissenschaftliches Gebiet ausschließend bestimmten Zeitschriften, so finden wir seit 1810 auch eine, der classischen, biblischen und morgenländischen Literatur gewidmete, das von Valpy herausgegebene Classical Journal, das oft auch Wiederdrücke älterer philologischer Abhandlungen, selbst von Ausländern, liefert. Mit Indiens Angelegenheiten und der morgenländischen Literatur beschäftigt sich das, seit 1816 erscheinende schätzbare Asiatic Journal. Hauptsächlich den Naturwissenschaften, der Astronomie, Mechanik und Erdkunde ist, außer dem oben bereits genannten Quarterly Journal, das von Brewster und Jameson in Vierteljahrsheften herausgegebene reichhaltige Edinburgh philosophical Journal gewidmet. Länger bestehen das von Tilloch besorgte Philosophical Journal, Thomsons Annals of philosophy, or Magazine of Chemistry, Mineralogy, mechanics, natural history, Agriculture and the Arts, und das jetzt von Dr. Sims herausgegebene Botanical Magazine. Bei dem Ueberblicke der theologischen Zeitschriften ist es auffallend, aber aus dem geringen Eifer, womit die bischöfliche Kirche, ihre Unerschütterlichkeit vielleicht überschätzend, zeither ihren Vortheil beachtete, leicht erklärlich, daß gegen eine, in ihrem Sinne, jedoch nach gemäßigten Grundsätzen, mit Geist und Gewandtheit geschriebene Zeitschrift: The Christian Observer, mehrere ausgezeichnete, von Dissenters herrührende Zeitschriften erscheinen. So ist das Monthly Repertory, das aus dem ältern Protestant Dissenters Magazine entstand, und besonders in dem beurtheilenden Theile vorzüglich ist, meist unter den Unitariern verbreitet. Das Evangelical Magazine, früher außerordentlich verbreitet, wird besonders von protestantischen Dissenters aller Art unterstützt, seit einiger Zeit von einem Ausschusse unter Burders Vorsitze besorgt, und empfiehlt sich durch schätzbare Missionsnachrichten. In gleichem Geiste und gleichfalls sehr beliebt ist das New evangelical Magazine, das in dem literarischen Theile bedeutender als jenes ist. The Christian Instructor or congregational Magazine, das Biographien, Predigten, Abhandlungen und Urtheile liefert, bekennt die Grundsätze der Independenten. The Methodist Magazine ist fast ausschließend für Wesleys Anhänger bestimmt, und die beispiellose Verbreitung desselben kann bei der großen Anzahl von Methodisten in Großbritannien, die man schon 1817 auf mehr als 190.000 anschlug, nicht befremden.

In Spanien hat erst die Revolution von 1820 die Entstehung einer Menge neuer Zeitschriften veranlaßt, welche, wenn auch größtentheils der Politik zugewendet, sich doch in Art der französischen Journale auch viel mit literarischen Gegenständen beschäftigen. Früher beschränkte sich dieses Fach der Literatur in Spanien fast bloß auf das Diario de los literatos de Espana (1737 — 43, 4 Bde.) und auf das Memorial literario de Madrid (1784 — 1807), welche wenig mehr als Inhaltsanzeigen enthielten. — In den nordischen Reichen war bisher der Mangel an literarischem Verkehr diesen Instituten ebenso wenig günstig, und die Kiöbenhavnske Adresse-Comtoirs Efterretninger (1759 fg.) unter verschiedenen Titeln fortgesetzt) und Gjörwall's schwedische Journale mußten sich meist mit der

quellen wenig verloren zu haben, obgleich die neue Jenaische allgem. Literaturzeitung (seit 1804, von Eichstädt redigirt) ihr Abbruch gethan. Letztere dürfte leicht in der Lebendigkeit und Wärme, mit welcher sie die neuen Erscheinungen des Tags würdigt und bespricht, einen theilweisen Vorzug begründen. Die Leipziger Literaturzeitung (seit 1800 unter mehreren Titeln) hat sich bisher über die beiden vorgenannten rivalisirenden Institute nicht zu erheben vermocht. Beck's Repertorium entspricht einem bescheidenen, aber darum um nichts weniger verdienstlichen Zweck, sich fast überall auf kürzere Inhaltsanzeigen des Neuesten beschränkend. Die Erlanger Literaturzeitung (von Meusel, Mehmel und Langsdorf redigirt, 1799—1810, unter andern Titeln und in anderer Form schon von 1746—90), ohne besonders hervorstechenden Charakter, fand ihr Grab in den damaligen philosophischen Fehden. Weniger umfassend, aber streng und scharfsinnig prüfend, mehr urtheilend als referirend sind die Heidelberger Jahrbücher der Literatur (seit 1808). Unter günstigen Vorbedeutungen begann 1813 unter Sartori's Direktion eine Wiener Literaturzeitung, welche aber nur bis zu Ende 1816 mit nicht immer fester und sicherer Haltung fortdauerte. An ihre Stelle trat mit Unterstützung der Regierung 1818 eine kritische Quartalschrift (Jahrbücher der Literatur), welche dem Bestehenden vielleicht zu geflissentlich huldigt, um die nothwendige Unbefangenheit zu behaupten, und nur in einzelnen Artikeln bisweilen an ihr britisches Vorbild, das Quarterly-review, erinnert. Lebendigkeit, Freimuth und würdigen Anstand vereint mit Tiefe und Mannichfaltigkeit der in Leipzig seit 1819 erscheinende Hermes, welcher, nur auf die wichtigsten Erscheinungen in der Literatur sich beschränkend, häufig nicht unpassend mit dem Edinburgh-review verglichen worden ist. Nur einen örtlichen Werth hatte die Oberdeutsche Literaturzeitung (1783 von Lorenz Hübner begonnen), und die neue Münchner Literaturzeitung war ein viel zu frühzeitiger Versuch, um lange bestehen zu können. Dagegen erscheinen seit 1827, von Berlin aus redigirt, bei Cotta die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, welche Beurtheilungen von genannten Verf. enthalten, die ein vorsitzender Verein vor der Aufnahme prüft; eine Unternehmung auf Actien. Hierher gehören auch die einzelnen Fächern gewidmeten Zeitschriften, als: die von D. Zimmermann zu Darmstadt herausgeg. Allgem. Kirchenzeitung (9. Jahrg., 1830), welcher 1825 eine Katholische Kirchenzeitung (Hadamar und Koblenz) entgegen, und die berliner Evangel. Kirchenzeitung, herausgegeben von D. Hengstenberg (4. Jahrg., 1830), gegenübertrat. Auch gibt der Pfarrer Spieß in Frankfurt die Eusebia seit 1828 heraus. — Eine Allgemeine Schulzeitung, von D. Zimmermann, erscheint in Darmstadt seit 1824; — eine Gesundheitszeitung vom Rath Streit seit 1828 in Greiz; — eine Flora, oder botan. Zeitung, in München (13. Jahrg., 1830); — eine landwirthschaftl. Zeitung, von Schnee, in Halle; — eine staatswirthschaftliche (4. Jahrg., 1830) zu Büdingen, sowie Kunstblätter zu Berlin von Toelken u. a. a. O.; — die Allgem. militair. Zeitung zu Darmstadt u. a. m. — In Frankreich erscheinen ähnliche Blätter: z. B. Le Catholique, vom Baron von Eckstein; — La revue protestante, deren Hauptredacteur Ch. Coquerel ist; — La gazette de santé u. a. — Als encyklopädisches Blatt muß der Hesperus von André vor allen andern genannt werden (s. weiter unten).

Die deutschen Unterhaltungsblätter sind mit der vom Hofrath Spazier 1801 in Leipzig gegründeten Zeitung für die elegante Welt, welche unter des Hofr. Meth. Müller Leitung fortdauert, entstanden. Da die Zeitung für die elegante Welt damals der Schlegel'schen Schule huldigte, so stellte ihr Kotzebue (s. d.), mit Merkel verbunden, 1803 ein ähnliches Blatt entgegen: den Freimüthigen, welchen jetzt D. August Kuhn

herausgibt. Seitdem hat sich die Zahl der Unterhaltungsblätter beständig vermehrt, obgleich auch viele ebenso schnell wieder untergegangen als entstanden sind. Die bedeutendsten, außer den oben erwähnten, sind das stuttgarter Morgenblatt (23. Jahrg., 1830), die dresdner Abendzeitung, der berliner Gesellschafter und das von Kotzebue gegründete Literarische Wochenblatt, das mehr in die Kategorie der Unterhaltungsblätter als der gelehrten Zeitungen zu setzen war. Ersteres begann 1807 und ist unter verschiedenen Redaktionen von L. F. Huber, Haug, Rückert (Freimund Reimar), Madame Huber, geb. Heyne, mit Glück und Beifall fortgesetzt worden, da der Unternehmer (Buchhändler Cotta), der auch stets Antheil an der Redaktion genommen, viel auf das Blatt verwendet. Schon seit einigen Jahren ist dasselbe mit einem Kunstblatt und mit einer literarischen Beilage vereint. Ersteres hat 1820 den D. Schorn, und diese den Hofr. D. Müllner in Weißenfels zu Specialredktoren erhalten. Letzterer legte 1826 die Redaktion nieder und gründete in Braunschweig ein eigenes miscell. Blatt: Mitternachtsblatt. Die Redaktion des liter. Bl. leitet jetzt Wolfgang Menzel. Die dresdner Abendzeitung entstand 1817 und ward von unter dem Pseudonamen Theodor Hell bekannten Hofr. Winkler und dem Hofr. Kind, jetzt von Ersterm allein, herausgegeben. Die Abendzeitung hat sich ein großes Publikum erworben, was sie vorzüglich den Theaterkritiken und dem Talente mehrerer Mitarbeiter, welche kleine Erzählungen dazu beizutragen pflegen (wie Clauren-Heun, Schilling, Van der Velde u. A.), verdankt. Schon früher erhielt sie ein liter.-krit. Beiblatt, von 1826—28 erschien eine städtische Beilage u. d. T.: Einheimisches, jetzt (1830) ein artist. Beiblatt: Flora, von Reichenbach herausgegeben; auch hat Böttiger ein sachreiches Artistisches Notizenblatt beigefügt. Der in Berlin erscheinende Gesellschafter besteht seit 1816 und wird vom Prof. Gubitz mit Geschick und Umsicht redigirend. — Ueber das Literarische Wochenblatt s. Kotzebue. Nach dessen Tode wurde es von der Verlagshandlung fortgesetzt, ohne daß ein anderer Redakteur dafür wäre ernannt worden. Später nahm sich desselben Hofr. D. Müllner in Weißenfels thätig an; allein die Zahl der Abnehmer sank innerhalb eines Jahres von 2000 auf 800 herab. Die Idee zu diesem Blatt war übrigens von dem ersten Gründer ganz auf eine leichte, oft stechende Unterhaltung berechnet, die aber nicht selten ins Persönliche und Gemeine ausartete. Im April 1820 wurde es das Eigenthum des F. A. Brockhaus in Leipzig, der ihm einen andern und ernstern Charakter gegeben, und dasselbe seit dem Dez. 1820 Literarisches Conversationsblatt, und seit Juli 1826 Blätter für literarische Unterhaltung genannt hat, weil es als ein literarisches Sprachzimmer für die Gebildeten von jeder Meinung und Ansichten betrachtet werden kann, das den Ton der Urbanität nie verleugnen wird. Es verbreitet sich über Alles, was aus der neuesten literarischen Zeit das höhere gesellige Leben berühren kann. Auf die Hekate von Müllner, zuletzt von Michaelis geleitet, folgten das schon erwähnte Mitternachtsblatt und (1823) der Literarische Beobachter (von F. A. Rüder und F. Gleich), die beide mit 1823 aufgehört haben. In München erscheint die Eos, in Carlsruhe die Charis, oder rheinische Morgenzeitung, nebst einem Kunst-, Literatur- und Alterthumsblatt (von F. K. Freih. v. Erlach), in Danzig der Aehrenleser, in Dresden seit 1826 die Morgenzeitung von Kraukling und Kind mit dramat. und literar. Beilagen von Tieck und Ebert (hat 1828 aufgehört), in Weimar das von Edm. Ost (Peucer) und St. Schütze seit 1723 in einer neuen Form redigirte Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode (ist 1828 eingegangen). In Leipzig besteht noch die von Bergk herausgegebene Allgemeine Modenzeitung (bereits der 20. Jahrg.); in Dresden der Merkur (von Philippi); in Hamburg die Origi-

naken, der Wandsbecker Bote, die Teufelszeitung; in Berlin das Berliner Conversationsblatt, das Kunstblatt, die Musikalische Zeitung, die Schnellpost; in Leipzig der Eremit, die Hebe; in München die Musikzeitung und die Theaterzeitung, von D. Stöpel, und an and. Orten ähnliche Blätter, der Unterhaltung gebildeter Leser gewidmet. In Rußland hat die von Oldecop deutsch herausgegebene St. Petersburger Zeitschrift denselben Zweck. Die Verbreitung dieser Blätter geht mit wenigen Ausnahmen nicht über die Grenze des Landes, in welchem sie erscheinen. Den größten Absatz hat das Morgenblatt, das besonders viel nach Oestreich geht; man schätzt denselben auf 1500, den der Abendzeitung auf 1700, den des Gesellschafters auf 600 Exemplare, sowie den der Eleganten Zeitung auf etwa 1000 und den des Kuhn'schen Freimüthigen auf 500 Exemplare. In den östreich. Staaten hatte sich die encyklopädische und belletristische Journalistik vor wenig Jahren sehr ausgebildet. Allein das auch im übrigen Deutschland gelesenste Journal der erstern Art, der in Prag erschienene, vom Rath André in Brünn auf das zweckmäßigste zusammengestellte, überaus reichhaltige Hesperus ist seinem Herausgeber mit nach Stuttgart gefolgt, und das früher von Hebenstreit und Gräffer, seit 1821 von Castelli trefflich redigirte wiener Conversationsblatt hat mit 1822 aufhören müssen. Dagegen gehört noch jetzt zu den vorzüglichsten Unterhaltungsblättern die in Wien von Schickh seit 1816 geleitete Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Auch der Sammler, die Vaterländischen Blätter und die von Bäuerle seit 1808 herausgeg. Allgemeine Theaterzeitung sind hier zu nennen. Ernstern Inhalts ist das vom Freih. v. Hormayr redigirte wiener Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, wovon 1827 der 18. Jahrg. erschien, und das mit der Versetzung Hormayr's nach München geschlossen ist. Diese und andere in Zeitungsform erscheinenden Unterhaltungsblätter haben in Deutschland die Monatsschriften größtentheils verdrängt. Aus früherer Zeit sind hier zu nennen: Bremer Beiträge, von J. A. Cramer, Ebert u. A., 1741 fg. Der deutsche Merkur (erst von Wieland, dann in Verbindung mit demselben von Bertuch und von Reinhold, hierauf von Böttiger und Lütkemüller) von 1773—1810. Deutsches Museum (zuerst mit Dohm von Boje, dann von diesem allein), von 1776—88. Archenholz's Länder- und Völkerkunde von 1782—91; dann nahm solche den Titel Minerva an, unter welchem sie (nachher von Bran fortgesetzt) noch jetzt erscheint, jedoch mehr auf polit. Inhalt beschränkt. Die Thalia und die Horen von 1795–97, Europa, Athenäum u. a. Zeitschriften der neuromantischen Schule. Roswirtha, Harfe, Muse von Kind u. a. m. Gedike's und Biester's Berlin. Monatschrift seit 1783; die deutsche Monatschrift seit 1790. Die weimarischen Curiositäten, Ebert's Ueberlieferungen (seit 1825), der Orpheus von Weichselbaumer (1824) und ähnliche sind in zwanglosen Heften erschienen. — Außerdem gibt es unter den deutschen Stadtintelligenz- und Provinzialblättern mehrere gemeinnützigen Inhalts, welche bei einer freisinnigen Censur durch Publicität viel Gutes veranlassen können. Unter diesen nennen wir: die Dorfzeitung in Hildburghausen (13. Jahrg. 1830); die Biene, von M. Richter in Zwickau; das hallesche Patriot. Wochenblatt u. a. In diesem Geiste sind nach einem umfassendern, für ganz Deutschland entworfenen Plane die noch bestehende Nationalzeitung der Deutschen und der Allgemeine Anzeiger der Deutschen von Becker gegründet worden.

In London hat der thätige und einsichtsvolle Buchhändler Colburn die den deutschen Unterhaltungsblättern zum Grunde liegende Idee, nach dem Plane unsers durch seine Reise nach China bekannten, jetzt in London eingebürgerten Landmanns Hüttner, dorthin verpflanzt, und es erscheint seit 1818 die sehr zweckmäßig redigirte Literary gazette, die 1819 schon über 3000

Abonnenten zählte. Eine andere londner Wochenschrift für Literatur, Unterhaltung und Belehrung: The mirror, erscheint seit 1829 gleichzeitig auch in Leipzig bei E. Fleischer. Ueberdieß gibt es in England monatlich erscheinende Unterhaltungsjournale, oder Magazines. (vgl. oben). — In Frankreich waren die besondern Unterhaltungsblätter noch vor kurzem unbekannt, wogegen jede polit. Zeitung in ihrem Feuilleton literarische, Kunst- und Theaternachrichten mittheilte. Außer den in Zeitungsform herauskommenden, der Politik, Literatur oder der Unterhaltung gewidmeten Blättern wurden in neuerer Zeit einige Zeitschriften in Brochurenform entweder wöchentlich oder monatlich ausgegeben. So machte 1818 und 1819 die ultraliberale Minerve française in polit. Hinsicht außerordentliches Aufsehen. Die vorzüglichsten Mitarbeiter waren: Etienne, Jay, Jouy, Tissot und Benj. Constant. Man schätzte den Absatz auf 15.000 Exemplare und den reinen Vortheil für jeden der 7 Eigenthümer auf 30 – 40.000 Franken Revenue. Nach den Beschränkungen der Preßfreiheit hörte sie im März 1820 auf. Man suchte sie zwar in einzelnen Brochuren fortzusetzen und dann auch in den Lettres normandes, allein bei der Strenge der polizeilichen Maßregel und der Gerichtshöfe in der Handhabung der festgesetzten Beschränkungen ohne bedeutenden Erfolg. Der Mercure de France war länger als ein Jahrh. fast das einzige der eleganten Literatur und der Unterhaltung gewidmete, wöchentlich erscheinende Journal. Die ganze Sammlung von 1672—1813 besteht aus 165 Bdn. in 12. und aus 110 Bdn. in 8. Er wird noch fortgesetzt, genießt gegenwärtig aber nur geringen Beifall. Ein größeres Publikum, auch im Auslande, haben die seit 1823 von Coste wöchentlich herausgegebenen Tablettes universelles gefunden, welche sich über Politik und Literatur in zum Theil sehr geistvollen Aufsätzen verbreiten und den Charakter einer legitimen Opposition gut zu behaupten wissen. Seit 1824 werden aber diese Tablettes im ministeriellen Geiste redigirt, da es den Ministern gelungen ist, dem Hrn. Coste das Eigenthum für eine sehr hohe Summe (180.000 Francs) abzukaufen. Weniger ernst, aber oft sehr anziehend, war der Miror, ein der muntern Unterhaltung gewidmetes Blatt, der aber, nachdem er oft wegen der Censur unterbrochen worden war und unter andern Titeln (als Pandore ꝛc.) erschien, doch 1823 aufhören mußte. Die Lunes Parisiennes mußten sich aus demselben Grunde in den Diable boiteux, und der Courrier des spectacles in den Corsaire verwandeln. Das gehaltvollste in Philosophie und Aesthetik gewissermaßen stimmführende Blatt ist der Globe in Paris, an welchem Prof. Cousin Antheil nimmt. Das Kunsturtheil der Franzosen hat dadurch auch, was die ausländische Literatur betrifft, eine unbefangenere, parteilose Richtung erhalten.

In Italien gibt es ebenfalls solche Zeitschriften. So umfaßt das Giornale Arcadico di Roma Literatur, schöne Künste und Allerlei. Im Mailand erscheint seit 1828 die Echo (Eco), durch welche Paolo Lampato das Ausland mit Italien literarisch verbinden will. Aehnliche Zeitschriften gibt es in den Niederlanden, in Schweden, Dänemark ꝛc., welche der Raum hier nicht einzeln anzuführen gestattet; ohnehin bringt jedes Jahr in diesen meistens ephemeren Erscheinungen neue Namen und Titel hervor, während die Sache selbst dieselbe bleibt. Insofern ist auch die nach der Idee des königl. preuß. Generalpostmeisters v. Nagler in Berlin 1824 (31 S. Fol.) herausgeg. Nachweisung der vorzüglichsten in allen Sprachen erscheinenden polit. und nicht polit. Tag- und Wochenbl. und periodischen Zeitschr. nebst Bemerk. des Preises ꝛc. schon veraltet. Diese nannte 95 politische deutsche Zeitungen, von denen 9 außerhalb Deutschland und der preuß. Monarchie erschienen (zu Mitau, Lemberg, Ofen, Petersburg, Strasburg, Riga, Aarau, Schafhausen und Zürich). Nach dem Hesperus gab es im Jahr 1824 überhaupt

416 period. Blätter, welche jährl. 140 Mill. Bogen in Umlauf brachten. Wer alle mithalten wollte, würde jährl. 20.000 Thlr. bezahlen; und die Journalistik selbst setzte in Capital von 20 Mill. jährl. in Bewegung. — Eine Vergleichung der Einwohnerzahl und der Zeitschriften eines Landes und Volkes gibt folgende Resultate: 1827 erschienen in den nordamerikanischen Verein. Staaten 25 Mill. Num. auf 11.600.000 Einw.; in Großbritan. 483 Zeit. und period. Samml. auf 23.400.000 Einw.; in Schweden und Norwegen 82 Journ. auf 3.866.000 Einw.; in dem Kirchenstaate 6 Zeitungen auf 2.598.000 Einw. (Stockholm mit 78.000 Einw. hat 30, und Rom mit 154.000 Einw. nur 3 Journ.). Dänemark zählt auf 1.950.000 Einw. 80 Journ., von denen 71 in dän. Sprache; 28 sind der Politik, 25 den Wissenschaften gewidmet. Preußen hat 12.416.000 Einw. und 288 Journ. und period. Schriften (Berlin hat 221.000 Einw. und 53 period. Schriften; Kopenhagen hat 109.000 Einw. und 57 Journ.). Die Niederlande haben 6.143.000 Einw. und 150 Journale und Zeit. Im deutschen Bunde (ohne Oestreich und Preußen) kommen auf 13.300.000 Einw. 305 Journ. und period. Schriften; in Sachsen auf 1.400.000 Einw. 54 Zeit.; in Hanover auf 1.550.000 Einw. 16 Zeit.; in Baiern auf 3.960.000 Einw. 48 Zeit.; Frankreich hat auf 32 Mill. Einw. 490 period. Schriften (660 Druckereien, oder 1500 Pressen; davon in Paris 81 Druckereien oder 850 Pressen). In Paris allein, das 890.000 Einw. zählt, erscheinen 176 periodische Schriften. Eine vergl. Statistik der periodischen Druckpresse, aus dem Franz. des Isid. Lebrun, s. in Bran's Miszellen, 1828. — Ueber die literarisch-kritischen Zeitschriften, vergl. Wachler's Handb. der Geschichte der Literatur, 3r Thl. 57.

Zeitz, ehemals die zweite Stadt des zum Königreich Sachsen gehörigen Stiftes Naumburg-Zeitz, seit 1815 aber eine Kreisstadt im merseburger Regierungsbezirk der preuß. Provinz Sachsen, liegt größtentheils auf einer Anhöhe, an der weißen Elster, über die eine steinerne Brücke führt. Sie ist mit Mauern umgeben, hat 6 Thore, mehrere gute Gebäude, worin ehemals verschiedene Behörden ihren Sitz hatten, ein 1663 erbautes Schloß, die Moritzburg genannt, 4 evangelische Kirchen, ein Gymnasium mit einem Schullehrer-Seminar, einer Bibliothek von 12.000 Bänden und vielen Handschriften, ein Waisen-, Armen- und Krankenhaus, und in 620 Häusern über 7000 Einw., die sich theils mit Arbeiten in den hiesigen Kasimir-, Katun-, Metallknopf-, Leder-, Wachsstock-Fabriken, theils mit Feld- und Gartenbau beschäftigen. Zeitz hat 2 Buchdruckereien und einigen Handel mit Wein, Getreide ꝛc. Die Gegend umher ist angenehm und fruchtbar. Nahe bei der Stadt an der Elster ist der sogenannte Thiergarten, ein Wald mit Lustpartien. — Das ehemalige Bisthum Zeitz wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der Wenden zum Christenthum zu befördern. Die unruhigen Wenden bezeigten so wenig Lust sich zu bekehren, daß sie 976 den Bischof mit seinen Domherren auf einige Zeit von Zeitz vertrieben. In der Folge fanden es der Bischof und seine Geistlichen gerathener, ihren Sitz (1029) nach dem mehr Annehmlichkeiten darbietenden Naumburg zu verlegen; das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeitz, doch residirten die Bischöfe selbst gewöhnlich zu Zeitz. Als der letzte katholische Bischof, Julius Pflug, 1564 starb, wurde dem Kurhause Sachsen durch einen Vergleich, die Administration des Stifts übertragen. Schon früher hatte Kursachsen die landesfürstliche Hoheit und Schutzgerechtigkeit über die in seinen Ländern gelegenen Stifter behauptet. Kurfürst Johann Georg I. vermachte in seinem Testamente (1652) das Stift Naumburg-Zeitz, nebst verschiedenen andern Aemtern, seinem vierten und jüngsten Sohne Moritz, welcher der Stifter der sachsen-zeitzischen Nebenlinie wurde, die bereits im ersten Viertel

des vorigen Jahrhunderts mit seinen Söhnen wieder ausstarb. Durch einen 1726 geschlossenen Vergleich wurde das weltliche Stiftsregiment dem Kurhause Sachsen auf immer übertragen, die Kirchensachen aber wurden dem sächsischen Geheimrathskollegio überlassen. Diese Verfassung ist bis zum J. 1815 beibehalten worden, in welchem das ganze Stift Naumburg Zeitz, mit Ausnahme eines Bezirks von einer Quadratmeile, an Preußen abgetreten wurde.

Zellbrüder, Zelliten, auch nach ihrem Schutzheiligen Alexius, Alexianer genannt, ein religiöser Orden, welcher zu Anfang des 14. Jahrh. in den Niederlanden entstand, und noch in denselben sowie in den Rheinlanden existirt. Sie wählten sich die Bestimmung, Kranke und Gefangene zu besuchen, Almosen zu sammeln und auszutheilen, Missethäter zu trösten und auf den Richtplatz zu begleiten, Todte zu begraben und für Hingerichtete oder aufgefundene Leichen Seelenmessen zu veranstalten. Sie legen die klösterl. Gelübde ab, haben aber keine geistliche Weihe.

Zelle, gewöhnlich Alten-Zelle, ein ehemaliges sächsisches Cistercienserkloster an der freibergischen Mulde, zwischen Döbbeln und Nossen gelegen, wurde 1162 von Markgraf Otto dem Reichen von Meißen gestiftet, reich begabt und 1175 mit Mönchen aus dem Kloster Pforta besetzt. Es zeichnete sich frühzeitig durch einen lebendigen Sinn für Wissenschaft und Literatur aus, und seine schon im 14. Jahrh. blühende Klosterschule ist als die erste sächsische Bildungsanstalt von Werth zu betrachten. Mit vorzüglicher Achtung ist der Abt Martin von Lochau (1493 — 1522) zu nennen, welcher nicht nur ein Seminarium für die sächsischen Cistercienserklöster im Bernhardinerkollegium zu Leipzig stiftete, sondern auch die Bibliothek des Klosters zum Range der ersten damals in ganz Sachsen befindlichen erhob. Besondere vaterländische Bedeutsamkeit erhielt das Kloster auch durch die 1347 von Markgraf Friedrich dem Ernsten im Bezirk der Klostermauern erbaute Fürstenkapelle, in welcher die Leichen der landesherrlichen Familie von Markgraf Otto dem Reichen an bis auf Friedrich den Strengen beigesetzt wurden. Als 1544 das Kloster secularisirt wurde, erhielt man doch die Stiftskirche und die anstoßende Fürstenkapelle fortwährend in baulichem Wesen, bis 1599 beide von einem Blitzstrahl entzündet und in Asche gelegt wurden. Der schon von Johann Georg II. beabsichtigte Wiederaufbau der Fürstenkapelle wurde 1787 von dem verstorbenen Könige auf eine sehr würdige Weise ausgeführt. In dem von einem geschmackvollen Parke umgebenen schönen Gebäude erhebt sich ein aus vaterländischem Marmor gefertigtes Monument mit lateinischen Inschriften, welche die Namen und Todesjahre der fürstlichen Personen anzeigen, deren Gebeine in der dahinter befindlichen Fürstengruft in 5 steinernen, auf einem einfachen Piedestale stehenden Urnen gesammelt und beigesetzt sind. Siehe: Altenzelle, von Heinrich Martius. (Freiberg, 1821, 8.).

Zellgewebe. Aus gallertartiger und eiweißstoffiger Flüssigkeit wird durch Zusatz von Säuren und Gärbestoff ein häutiges Gewebe niedergeschlagen, und selbst an dem im Wasser liegenden Blutkuchen bemerken wir eine Gerinnung von zelligem Baue. In jedem verletzten organischen Theil entsteht zuerst erhöhte Thätigkeit in den serösen Gefäßen, diese sondern gallertartige Stoffe ab, welche in Verbindung mit Sauerstoff krystallisirte Blättchen darstellen, welche sich in verschiedenen Richtungen kreuzen, und so mit dicklichen Flüssigkeiten gefüllte Bläschen, das sogenannte Zellgewebe darstellen. Zu den zellgewebigen Organen rechnet man alle Theile, welche auf der niedrigsten Stufe der thierischen Bildung stehen. Insofern in ihnen die bildende Thätigkeit (Reproduktionskraft) vorherrscht, nähern sie sich der vegetabilischen Natur, und stellen größtentheils häutige Gebilde dar, welche meist

zur Befestigung, Scheidung und Umhüllung der einzelnen Organe dienen. Die Oberhaut, Haare, Nägeln, Klauen, Hüfe und Hörner stehen auf der niedrigsten Stufe unter den thierischen Gebilden, werden durch den Absatz flüssiger Stoffe aus den darunter liegenden Gefäßen gebildet, welche durch Einwirkung des Sauerstoffes der Atmosphäre allmählig fester werden und erstarren. Die Oberhaut blättert sich ab und verdichtet, während unten sich neue Masse ansetzt, Klauen, Nägel, Hüfe und Hörner wachsen durch Verlängerung und Fortschieben von ihrer Wurzel aus. In den serösen Häuten, welche die nach innen liegenden Organe überziehen, ist die Gallerte schon mit etwas mehr Sauerstoff geschwängert, daher sind sie dichter, zäher und fester als die vorher erwähnten Gebilde. Häufige seröse (dunstabsondernde) Gefäße, woher auch der Name kömmt, sondern an der innern glatten Fläche dunstartige Stoffe ab. Die hier befindlichen Lymphgefäße saugen das Abgesonderte, wahrscheinlich der Beschaffenheit nach umgeändert auf. Sie sind Das für die einzelnen Organe, was die allgemeine Bedeckung für den ganzen Körper ist, sie umhüllen die Eingeweide und Gefäße, vermitteln die Verbindung und Befestigung, und unterstützen die Beweglichkeit. Hierher gehören das Bauchfell sammt seinen Fortsätzen, dem Netze, Gekröse, den Bändern, der allgemeinen und besonderen Scheidehaut des Hodens, das Brustfell sammt dem Mittelfell und Herzbeutel, die Spinnewebenhaut, die Schafhaut der Frucht. Die Schleim-Membranen kleiden die verschiedenen Höhlen und Kanäle des Körpers aus, welche nach außen sich öffnen; sie stehen zwischen den serösen Häuten und der eigentlichen Haut mitten inne, sind schwammig und lockerer als die serösen Häute, und mit einem Netz von Haargefäßen durchzogen, erscheinen daher im gesunden Zustande geröthet. Zahlreich verästelte Nerven bilden Wärzchen (Papillen) und vermitteln die Empfindlichkeit. Die Gedärme, die Luft- und Harnwerkzeuge werden von der Schleimhaut ausgekleidet, ebenso die dort mündenden Drüsen und ihre Ausführungsgänge, namentlich der Thränenkanal, die Speicheldrüsen, die Gallenblase und Gallengänge, die Vorsteher- und Cowperischen Drüsen, die Samenblasen. Die häufig bewegte Schleimhaut des Darmkanals bildet durch Verlängerungen Falten und Zotten; häufige Schleimbälge erhalten die Oberfläche schlüpferig und verhindern die zu heftige Einwirkung der Reize.

Zelos, der personifizirte Eifer, ein Sohn des Pallas und der Styx. **Zelosis**, das Eifern (für eine Sache); die heftige Eifersucht, überhaupt so viel als Zelotypa; ich eifere sehr für etwas, preise etwas sehr hoch und glücklich. **Zeloten** waren eigentlich bei den Juden Diejenigen, welche für die Ehre Gottes und ihres Tempels, sowie für ihre Gesetze eiferten, und die öfters so weit gingen, daß sie einen vermeintlichen Gottesverächter oder Sabbathsschänder sofort steinigten, oder sonst aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu werden. Jetzt belegt man Diejenigen mit diesem Namen, welche ohne Ueberlegung und mit ungebührlicher Strenge sich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen Andersdenkende eifern. **Zelotypia**, der leidenschaftliche Eifer für etwas; die leidenschaftliche Eifersucht, als krankhafte Erscheinung an körperlich oder noch mehr an geistig Schwachen.

Zelter, ein Pferd, das einen guten Paß geht, und folglich bequem zum Reiten ist, von dem alten Worte Zelt (franz. Amble), d. i. Gang eines Pferdes zwischen Paß und Trab. Der weiße Zelter, den die Könige beider Sizilien (s. **Neapel**), seit 1130 dem Papst jährlich am Peter-Paulstage mit einer bestimmten Geldsumme zur Anerkennung der Lehnsherrlichkeit des päpstlichen Stuhls über Neapel und Sizilien übergeben ließen, wird nicht mehr gegeben.

Zemann (Remigius), eigentlich Regner Rooms, vortrefflicher Maler, lebte um das Jahr 1650 zu Amsterdam. Er arbeitete erst als Matrose auf Schiffen, legte sich aber hernach, da er große Neigung zum Zeichnen fühlte, auf's Malen, Zeichnen und Radiren von Seestücken, in welchem Fache er es sehr weit brachte. Er malte lange Zeit in Berlin, wo man in den königl. Lustschlössern noch viele von ihm gearbeitete Bilder sehen kann. Seine Ausführung ist sauber, und die Entfernungen der Gegenstände sind gut beobachtet; doch tadelt man an ihm, daß er die Austheilung des Lichtes nicht gut verstehe; weßwegen auch seine feinen Vorgrunde selten etwas taugen. Seine Figuren und kleine Fahrzeuge sind schön.

Zend, s. Persische Sprache.

Zend-Avesta, s. Zoroaster.

Zenith, s. Nadir.

Zeno, ein Name, der in der alten Geschichte häufig vorkommt. Besonders sind zwei Philosophen dieses Namens berühmt geworden. 1) Zeno, der Eleatiker, aus Elea in Großgriechenland gebürtig, blühte 460 v. Chr., war ein Zögling der von Xenophanes (s. d.) gestifteten eleatischen Schule. Er machte mit seinem Freunde Parmenides eine Reise nach Athen. Er bekleidete in seiner Vaterstadt ansehnliche Ehrenstellen und begab sich nachher nach Agrigent, wo er eine Verschwörung gegen den Tyrannen dieser Stadt stiftete. Diese wurde aber entdeckt und er auf die grausamste Art hingerichtet. Er hielt die schrecklichsten Martern mit unüberwindlicher Standhaftigkeit aus, und Nichts konnte ihn bewegen, seine Genossen anzuzeigen. Nach Andern geschah dieß Alles in Elea selbst. Als der Tyrann ihn befragte, biß er sich die Zunge ab und spie sie ihm ins Gesicht, worauf er in einem Mörser zerstampft wurde. So erzählt Suidas. Sein Charakter ist durchgängig als moralisch edel anerkannt. Es ist zu bedauern, daß seine zahlreichen Schriften, die in dialogischer Form abgefaßt waren, verloren gegangen sind. Nur der große Ruf von der metaphysischen Dialektik des Zeno und einige Proben derselben sind uns aus dem Alterthume übrig. Die Skepsis des Zeno bezog sich vorzüglich auf die Lehren von der Weltsubstanz und der Bewegung. Er behauptete, wenn es mehrere reale Dinge gibt, so kommen ihnen widersprechende Prädikate, Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, Einheit und Vielheit, Bewegung und Ruhe, zu. Die Theilbarkeit eines ausgedehnten Dinges läßt sich ohne Widersprüche nicht denken, die Theile mögen einfach oder zusammengesetzt seyn, denn in jenem Falle würde der Körper ohne Größe und Nichts, in diesem eine Größe ohne Einheit und endlich und unendlich zugleich seyn. Die Bewegung im Raume enthält unauflösliche Schwierigkeiten, weil der Raum, der in allen seinen Theilen unendlich ist, in einer gegebenen endlichen Zeit durchlaufen werden müßte, wenn sie möglich seyn sollte. Seine vier apagogischen Beweise gegen die Bewegung haben ihn am berühmtesten gemacht. Das objektive Seyn des Raums läßt sich nicht denken, ohne ihn wieder in einen neuen Raum zu setzen. Ueberhaupt läßt sich absolute Einheit, welche die Vernunft als absolute Realität denkt, in der Wahrnehmung gar nicht nachweisen. In dieser Entgegensetzung der Vernunft und Erfahrung bahnte Zeno dem Skepticismus den Weg und legte den Grund zur Dialektik, d. h. der Kunst, die Wahrheit entgegengesetzter Grundsätze mit gleich starken Gründen zu beweisen. — 2) Zeno, der Stifter der stoischen Schule, war gebürtig aus Kition (Citium), auf der Insel Cypern, ein Zeitgenosse Epikurs, und lebte ungefähr von 320 bis 260 v. Chr. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hatte von seinen Handelsreisen nach Athen die neuesten Schriften der dasigen Philosophen mitgebracht, durch welche die Wißbegierde des jungen Zeno geweckt und genährt wurde. Aus Begierde, sich weiter auszubilden, oder, wie Einige erzählen, durch den Verlust seines

Vermögens bewogen, widmete er sich zu Athen der Philosophie und hörte uerst den Cyniker Krates, dann die Dialektiker und den Akademiker Xeno-crates. Da ihn keins von den Systemen, mit denen er sich bekannt gemacht atte, ganz befriedigte, so bildete er sich ein neues System, das die Mängel :nd Fehler der andern vermeiden, das Brauchbare und Gute daraus aber in ch vereinigen sollte (Eklekticismus), in der Hauptsache aber ein gemäßigter ynismus ist. Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, eine öffentliche Säulenhalle oder Gallerie im alten Athen, welche wegen ihrer Ausschmük-ung mit Gemälden ποικίλη, die bunte, hieß, erhielt sein System in der zolge den Namen des stoischen. Er trat mit diesem Systeme zu einer Zeit uf, wo die Grundsätze der epikuräischen Schule großen Beifall fanden, und ben dadurch eher eine Verschlimmerung, als Veredlung der Menschheit zu esorgen war. Von allen den Gegnern, welche Zeno's System fand, hat einer seinen Charakter verwerflich machen können. Ein Beweis, welche Achtung er sich durch seine Tugend erworben, ist der Umstand, daß man die Schlüssel der Festungswerke von Athen bei ihm, als an dem sichersten Ver-vahrungsorte, niederlegte. Durch das Ansehen, das er sich bei dem macedo-tischen Könige Antigonus erworben hatte, bewirkte er wesentliche Vortheile ür die Athenienser. Auch bewiesen ihm diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach seinem Tode ein Denkmal mit der Inschrift: sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich, setzen ließen. Philosophie war ihm der Weg zur Weisheit, die Weisheit selbst die Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge und ihre Anwendung im Leben Tugend. Die Haupt-theile seines Systems, Logik, Physik und Ethik, ordnete er zu einem fest ver-bundenen Ganzen. In der Logik, welche nach seiner Idee die Wissenschaft von den Unterscheidungszeichen des Wahren und Falschen war, machte er die Erfahrung zur Grundlage aller Erkenntniß; Vorstellungen, deren Merkmale mit allen eigenthümlichen Merkmalen ihrer wirklichen Gegen-stände übereinstimmen, nannte er wahr, und die Fertigkeit, nach Gründen zu urtheilen, das Kennzeichen der gesunden Vernunft. Seine Physik findet n der Natur selbst den höchsten Grund der menschlichen Pflichten und leitet die sittlichen Gebote aus den Gesetzen der Weltordnung ab. Nach Zeno var die Materie ewig. Diese theilte er ein in die wirkende und in die lei-dende. Die wirkende war das Feuer, welches er auch die Weltseele nannte, die Ursache der Welt, die Gottheit. Dieser wirkenden Materie, dieser ma-teriellen Gottheit, legte er Verstand und Empfindung bei, ließ sie nach veisen Absichten handeln, die Dinge bilden, umwandeln, erhalten. Er var also kein Atheist, sondern ein unvollkommner Christ. Er glaubte nicht an einen Schöpfer — ein Begriff, zu dem wenige Griechen sich erhoben haben — aber doch an ein mächtiges Wesen, welches mit Weisheit über den Dingen walte. Des Uebels Daseyn erklärte er durch den Widerstand, den die leidende Materie der wirkenden entgegensetzte, ohne doch zu lehren, vie jene todte kraftlose Masse des Widerstands fähig sey. Ein schlimmerer Irrthum als selbst dieser, war, daß er alle Dinge, auch die Gottheit, dem Undinge, welches die Alten Schicksal nannten, unterwarf. Die menschlichen Seelen entspringen, nach Zeno, aus der Weltseele, aus der Gottheit; er äßt sie mit 8 Vermögen, den 5 Sinnen, der Zeugungskraft, dem Sprech-vermögen und der Vernunft begabt seyn, letztere aber als ein thätiges Prinzip das ganze Gemüth beherrschen. Nach unwandelbar bestimmten Zeiträumen kehren alle Dinge, aus denen das Weltall besteht, in die Welt-seele zurück, daher auch die Seelen der Menschen, welche ihr entströmten. Da die Weltseele das Feuer ist, so endigt jeder Zeitraum mit allgemeiner Weltverbrennung und dann beginnt ein neuer. Ob nach einer solchen Pause, wann eine neue Welt entsteht, die Seelen der Menschen wieder auf-

leben und in jedem Kreislaufe der Zeit wieder ihr voriges Erdeleben führen werden? darüber scheinen die Meinungen bei den Stoikern verschieden gewesen zu seyn; Einige völligen Untergang, Andere diese Art der Unsterblichkeit geglaubt zu haben. Seine Sittenlehre drückte Zeno durch Einen Spruch aus, welcher in der That sehr fruchtbar ist: „Handle so, wie es der Natur gemäß ist;" nur darin besteht die Tugend. Es gibt nur Eine Tugend und nur Ein Laster, aber beide verbreiten sich in viele Zweige. Er sagte ferner, der Weise sey glücklich im finstern Kerker, auf der Folter, unter allen denkbaren Widerwärtigkeiten und Leiden; da hingegen der Thor im Genusse aller Güter und Freuden höchst elend sey. Da er Alles auf Selbstliebe zurückführte, so sieht man leicht, daß der Stolz die Triebfeder dieser anspruchvollen Weisheit war. Sein Gott und sein Weiser bewunderten sich gegenseitig, ohne daß er eine Idee von Liebe und Verbindung zwischen Beiden hatte. Daher auch die Härte dieser Philosophie, welche das Mitleid und das Verzeihen für Schwächen erklärte, die des Weisen unwürdig wären. Der gefeierte Stifter dieser stolzen, eignen Schmerz wie fremdes Wehe, nicht für ein Uebel, sondern für etwas Gleichgültiges erklärenden Schule, tödtete sich selbst in schon hohem Alter, Einige sagen durch Hunger, Andere, durch den Strang, weil er — einen Finger gebrochen hatte. Zeno's berühmter Schüler und Nachfolger, Kleanth von Assos, vorher ein Faustkämpfer, gab der stoischen Philosophie die Eintheilung in Dialektik, Rhetorik, Ethik, Politik, Physik und Theologie. Die Theologie erweiterte er durch Beweise für das Daseyn Gottes (nach Art des ontologischen), und sprach seine Verehrung des einigen Gottes in einem noch aufbehaltenen trefflichen Hymnus aus (Cleanthis hymnus in Jovem, ed. Sturz, 1785, übersetzt von Clodius, Gedicke, Conz, Mohnike und B. Willmann). Kleanth's Nachfolger, Chrysipp von Soli (geb. 280, st. 208 oder 212 v. Chr.), bearbeitete die Logik und Dialektik ausführlicher und erwies in der Physik, daß der Einfluß des Schicksals oder des nothwendigen ursächlichen Verhältnisses der Dinge weder die Wirksamkeit der göttlichen Vorsehung, noch die Freiheit des Menschen, nach vernünftigen Gründen zu handeln, aufhebe. In der Moral unterschied er mit seinen Vorgängern ein natürliches Recht von dem positiven und bezog jenes auf das gegenseitige Verhältniß der Menschen als gleichartiger Wesen. Seine Nachfolger waren Zeno und Antipater, Beide aus Tarsus, Panätius von Rhodus, des Letztern Schüler und dessen Schüler Posidonius von Apamea in Syrien. Uebrigens hatte Chrysipp, als fruchtbarer Schriftsteller, den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung der römischen Philosophen, unter denen sich Seneca, Epiktet und Marcus Aurelius, Antoninus, der philosophische Kaiser (vergl. d.), für den Stoicismus entschieden; doch haben sie hauptsächlich die praktische Seite desselben bearbeitet und seine moralische Strenge in lehrreichen und erbaulichen Abhandlungen dargestellt, deren häufige Berührungspunkte mit den Grundsätzen der christlichen Moral die Meinung veranlaßten, als wären ihre Ideen die Frucht eines geheimen Verkehrs mit den Christen gewesen, was aber keineswegs erweislich ist. Vergl. Tiedemann's System der stoischen Philosophie (Leipzig 1776).

Zeno (Apostolo), berühmt als Dichter und Literator, ein Venezianer von griechischer Abkunft (denn seine Eltern waren Flüchtlinge von der Insel Candia), war 1669 geboren. Bei der ersten Entwickelung seiner Talente schien er nicht zum Dichter bestimmt zu seyn, wenn er gleich Verse machen konnte. Das Studium der Geschichte, der alten und der neuern, beschäftigte ihn vorzüglich. Aber eben dieses Studium veranlaßte ihn zur Reform der italienischen Oper. Die Trauerspieldichter hatten von jeher den Stoff zu ihren Erfindungen mit dem meisten Glück aus der Geschichte genommen.

Dieselbe Richtung glaubte Apostolo Zeno der Oper geben zu müssen, wenn sie mehr werden sollte, als sie seit Rinuccini gewesen war, das heißt, mehr, als ein dramatisirter Gesang ohne dramatisches Interesse. Den mythologischen Stoff wollte er deßwegen nicht verbannen, nur nicht sich auf ihn beschränken. Aehnliche Versuche hatten schon Graf Testi und Andere gemacht; aber sie waren zu schwach gewesen, einen bestimmten Ton anzugeben. Der Erfolg seiner Melodramen war eben so glänzend als verdient. Von mehrern Seiten ward ihm die Stelle eines Theaterdichters angetragen, er aber zog es vor, in seinem Vaterlande zu bleiben und unternahm unter dem Titel: Giornale de Letterari d'Italia, eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. Als im Jahr 1715 seine Gattin, mit der er eben nicht glücklich gelebt hatte, gestorben war, ging Zeno, auf die Einladungen Carls VI. als kaiserlicher Hofdichter nach Wien. Zwar war sowohl die Reise, auf der er das Bein brach, als auch die erste Zeit seines Aufenthalts in Wien wenig erfreulich für ihn; bald aber änderte sich seine Lage und er fühlte sich höchst glücklich durch die Gunst und persönliche Auszeichnung des Kaisers. Der Beifall, den er erntete, stieg mit jedem neuen Drama; überdieß ward er auch zum Historiographen ernannt. Diese Aemter verwaltete er bis 1729, wo er aus Rücksicht auf sein zunehmendes Alter sie niederlegte und nach Venedig zurückkehrte. Der Kaiser, der ihn als Freund liebte, ließ ihm seinen vollen Gehalt gegen das Versprechen, ihm jährlich ein neues Melodram zu schicken. Hier lebte er bis zum 11. Novemb. 1750 in literarischer Muße, im Besitz einer kostbaren Bücher= und Münzsammlung, die er wenige Monate vor seinem Tode den Dominikanern von der strengen Observanz schenkte. Zeno hat nicht weniger als sechzig dramatische Werke und fast alle für die Musik geliefert. Die vorzüglichsten sind gesammelt in den Poesie drammatiche di Apostolo Zeno, Venedig 1744, in 10 Oktavbänden. Werke der höheren Begeisterung und des Genies, das die Natur in ihrem Innersten ergreift und in hinreißender Darstellung wiederhohlt, sind die Opern des Apostolo Zeno nicht. Aber unter den Gedichten vom zweiten Range gehören sie zu den vorzüglichsten in ihrer Art. Apostolo Zeno hatte dichterisches Gefühl und gesunden Verstand. Er war ein glücklicher Versifikator; aber er suchte das Wesen der Poesie nicht in schöner Versifikation. Seine Phantasie hob ihn nicht hoch; aber sie führte ihn auch nicht irre. Er verstand sich selbst, ging seinen Dichterschritt mit männlichem Ernste, affektirte keine Originalität und schmiegte sich noch weniger als Nachahmer in fremde Formen. So gelang es ihm, seinen Opern eine Kraft zu geben, die sie auch ohne Begleitung der Musik nicht verleugnen. Auch wo man sie nicht bewundert, lieset man sie doch gern, übersieht die matten Stellen und freut sich der kräftigen und wahren, an denen sie leicht so reich seyn mögen, als alle ernsthaften Theaterstücke der Italiener vor Apostolo Zeno an ähnlichen Stellen arm sind. Für das Ernsthafte allein hatte Zeno dramatisches Darstellungstalent. Seine komischen Opern sind gezwungen. Eine unter ihnen, der Don Quixote, verdankt alles komische Interesse, das ihr nicht abgesprochen werden kann, dem spanischen Roman, aus dem sie in der Hauptsache entlehnt ist. Aber die tragischen Opern Zeno's sind die ersten wahren Tragödien der Italiener. Der musikalischen Composition kommen sie nicht gefällig genug entgegen. Besonders sind die Recitative für den musikalischen Vortrag zu lang. Aber diese Recitative haben den wahren Ton des feierlichen und doch natürlichen Dialogs, den die ältern italienischen Tragiker im Styl des Seneca durch prunkende Phrasen und langgedehnte Perioden ersetzen wollten. Um die Schönheit des dramatischen Plans gab sich Zeno zu wenig Mühe, wenn wir seine Stücke als Trauerspiele richten. Aber mit dem Plan einer Oper es genauer

zu nehmen, schien ihm vielleicht nicht einmal der Mühe werth, weil das Publikum, für das er schrieb, doch wenig darauf geachtet haben würde. Denn zum Wesen der Oper schien damals schon theatralischer Pomp und Lärm so nothwendig als gute Musik zu gehören, und die Zuschauer waren mit Sehen und Hören so überflüssig beschäftigt, daß ihnen höchstens etwa so viel Freiheit des Geistes übrig blieb, als nöthig war, den poetischen Werth einzelner Scenen und das gehaltene Interesse des Ganzen zu schätzen. Seinen Arien merkt man den Mangel der rhythmischen Ründung, die schon eine halbe Musik seyn soll, noch öfter an, als den Recitativen. Zuweilen gelang es ihm aber doch, den schönsten Sylbentakt mit kräftigen und bestimmten Worten so zu vereinigen, wie es der Geist der Opernarie verlangt. Den Sturm der Leidenschaft verstand er dann mit eben der Wahrheit zu malen, als Rührung und Zärtlichkeit. Fast nie opferte er die Wahrheit der Empfindung einem schimmernden oder sententiösen Gedanken auf; aber er wußte auch einen interessanten Gedanken, in wenigen Worten ausgedrückt, zu einem sehr bestimmten Empfindungsgemälde zu machen. Eben so ergriff er zuweilen in einer glücklichen Antithese die Natur, ohne mit ihr zu spielen. Er scheint auch der erste Operndichter gewesen zu seyn, der Empfindungen durch ein Gleichniß in Arien malte. Vorzüglicher und von bleibendem Werth ist, was er als Bibliograph und Historiker leistete. In diesen Fächern besaß er die umfassendsten und gründlichsten Kenntnisse. Dieß beweisen vor allen seine Anmerkungen zu Fontanini's Bibliot. della Eloquenza Italiana; Dissertazioni Vossiane, seine Nachträge zu Foresti's Mappamondo Istorico und seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manutius, sowie die Beiträge, womit er Anderer Arbeiten (z. B. Muratori) förderte, und sein reicher handschriftlicher Nachlaß, der zum Theil noch jetzt der Bekanntmachung werth wäre.

Zenobia (Septimia), eine berühmte Herrscherin des 3. Jahrh., entsprossen einem angesehenen Geschlechte, das sie selbst von den ägypt. Ptolemäern ableitete. Sie hatte in den Wissenschaften große Kenntnisse und war mit erhabenen Fürstentugenden geschmückt. Ihr schöner Wuchs, ihre schwarzen, lebhaften Augen und eine majestätische Würde im Betragen gewannen ihr alle Herzen. Gemahlin des Odenatus, des Stifters des palmyrenischen Reichs in Syrien, nahm sie nach dessen Tode den Titel Augusta an, vergrößerte den Staat, dem sie als Vormund ihrer Söhne vorstand, durch beträchtliche Eroberungen und nannte sich Königin des Orients. Ob sie sich der Reichsgenossenschaft des röm. Kaisers Gallienus entziehen, oder, ob dieser sie nicht als Mitherrscherin anerkennen wollen? Das scheint uns unentschieden. Ein von Gallienus gesandtes Heer ward von den unter Zenobia vereinten palmyrenischen und morgenländischen Scharen besiegt und beinahe vertilgt. Aber dem Aurelian gelang ihre Ueberwindung. Bei Antiochia erwartete ihn Zenobia mit ganzer Heeresmacht, wurde aber geschlagen. Doch eine Hauptschlacht ward erst bei Emesa geliefert, wo anfangs die Obermacht der palmyrenischen Reiterei diesem Heere Vortheil gab, den ihm aber die seit tausend Jahren bewährte Trefflichkeit der röm. Legionen wieder entriß. Aurelian erhielt einen vollkommenen Sieg. Zenobia floh gegen Palmyra. Da diese Stadt sehr fest und mit ungeheuerm Kriegszeug, mit Maschinen, deren einige Steine oder Geschoß abschossen, andere Feuer warfen, furchtbar versehen war, so versuchte Aurelian, die Königin durch ein Schreiben zur Uebergabe zu vermögen. Dieses war aber durch seinen Herrscherton nicht geeignet, auf den hohen Geist der Zenobia günstig zu wirken. Sie würde den Römern wohl noch lange Widerstand gethan haben, wenn es nicht zu Palmyra an Lebensmitteln gefehlt hätte. Zenobia suchte nun zum Könige der Perser zu entrinnen. Ihre Flucht blieb dem Aurelian nicht lange ver-

morgen. Römische Reiter sprengten ihr nach und ereilten sie, als sie schon im Schiffe saß, um über den Euphrat zu gehen. Die große Königin ward in's römische Lager geführt. Palmyra ergab sich (273), und Aurelian ließ sich genügen an den reichen Schätzen, die er fand; kränkte nicht die Einwohner der Stadt am Genuß ihrer bürgerlichen Rechte. Er gewährte der Zenobia das Leben, sowie auch dem Vabollath, ihrem jüngsten Sohne, der ein kleines Fürstenthum in Armenien erhielt. Alle, welche vorzüglichen Antheil am Kriege wider die Römer gehabt, wurden zum Tode verurtheilt. Unter diesen auch der edle und geistreiche Longinus. Nachdem Aurelian die unglückliche Fürstin in einem glänzenden Triumphe aufgeführt hatte, behandelte er sie mit ausgezeichneter Güte, gab ihr ansehnliche Ländereien in der Nähe von Tibur und verheirathete ihre Töchter mit den vornehmsten Römern. Man sagt, daß ihre Nachkommenschaft noch am Ende des 4ten Jahrh. zu Rom geblüht habe. Calderon hat die Zenobia auf die Bühne gebracht.

Zentgericht, s. Centgericht.

Zeolith, ein Fossil, zum Kieselgeschlecht gehörend, hat den Namen (Brausestein) von seiner Haupteigenschaft, daß er sich auf der Kohle vor dem Löthrohre zweigartig aufblähet, ohne zu einer Perle zu fließen. Er ist weiß in mancherlei Schattirungen, auch theils ziegelroth, grün; der frische mehr oder weniger durchscheinend; meist perlmutterglänzend, so zumal der Stilbit (der verwitterte hingegen undurchsichtig, erdig oder mehlicht); sein Gefüge ist meist divergirend strahlicht, theils blätterig, häufig ungeformt, oft nierenförmig, oft krystallisirt, und dieß meist in sechsseitigen Tafeln oder Säulen, seltner cubisch (Würfelzeolith, Cubicit) und rhomboidal rc., theils nadelförmig (so der seltene wasserhelle isländische Glaszeolith oder Nadelstein), theils faserig (Haarzeolith), meist halbhart. Sein Gewicht ist 2134. Das Gehalt eines Färöer (nach Smithson) ist 49 Kieselerde, 27 Thonerde, 17 Natron, 9 Wasser. Man findet ihn unter andern zumal auf Island und den Färöern im Trapp, sonst auch in manchem Basalt rc.

Zephanjah war einer der spätern hebr. Propheten; er lebte nicht lange vor dem Untergange des zweiten hebräischen Partikular-Reichs, des Staats Juda, unter Joschijah, dem Könige desselben, der von 640 bis 609 vor Chr. regierte. Zwei Orakel dieses Propheten sind im jüdischen Bibelkanon übrig. In dem ersteren, welches Kap. 1 und 2 umfaßt, eifert er gegen die unter vielen Einwohnern des Landes noch fortdauernde Abgötterei, und drohet dem Staate in sehr speziellen Schilderungen einen schrecklichen Untergang; doch drückt er zugleich die Hoffnung aus, daß der gutdenkende Theil der Nation verschont bleiben und dereinst noch eine glücklichere Zeit erleben werde; auch droht er den fremden, gegen Juda feindselig gesinnten Völkern, den Philistern, Moabitern, Ammonitern, Kuschäern und Assyrern furchtbare Katastrophen. In dem zweiten Orakel (Kap. 3) zeichnet der Prophet zuerst in kurzen Zügen die Unsittlichkeit, die unter den verschiedenen Ständen der Nation eingerissen war, und darauf droht er ihr Bestrafung durch fremde Völker; bald aber erhebt er mit freudigem Enthusiasmus seinen Blick in eine ganz andere, glückliche Periode, da selbst fremde Völker den wahren Gott verehren, und alle Israeliten aus den verschiedenen Gegenden, wohin sie zerstreuet worden, wieder vereinigt, und ein glückliches, mächtiges und geehrtes Volk unter dem Schutze Jehovahs werden würden. In schriftstellerischem Werthe kommen die Ueberreste des Zephanjah den Produkten der ältern hebräischen Propheten, Amos, Jesajah, Habakuk, Joel, Nahum ff. nicht gleich. Die Blüthe der hebräischen Literatur war, als Zephanjah schrieb, bereits vorüber, und die Gegenstände, die er behandelte, waren schon von frühern Weisen mit kraftvollem poetischem Geiste behandelt worden; er selbst aber scheint nicht Genie genug gehabt zu haben,

um sich einen neuen Weg zu bahnen. Indeß fehlt es ihm doch nicht ganz an einer interessanten Darstellung. Hin und wieder hat er frühere Dichter fast wörtlich kopirt. Zur Geschichte des Ganges, den der prophetische und poetische Geist unter den Hebräern nahm, bleiben Zephanjah's Ueberreste immer schätzbare Dokumente.

Zephyr nennt man einen schwachen kühlen Abendwind, eigentlich der Westsüdwind. Der griech. Name bedeutet einen lebendigmachenden Wind, weil zu der Zeit, wenn dieser Wind anfängt zu wehen, die Pflanzen durch die erwärmte Luft neues Leben erhalten. — Nach der alten Mythologie war Zephyrus des Asträus und der Aurora Sohn. Er liebte einst den Hyacinth, bei dem aber Apollo sein begünstigter Nebenbuhler war. Aus Verdruß trieb er, da Apollo mit dem Hyacinth den Diskus warf, die Scheibe auf des Jünglings Kopf, daß er auf der Stelle blieb. Man schreibt ihm eine der Horen zur Gemahlin zu, mit der er den Carpon, den Vorsteher der Früchte, erzeugte. Er ward von den Dichtern als Vorsteher des Frühlings angesehen, und soll der Jüngling seyn, welcher auf einigen alten Gemmen ein Segel sich über den Kopf hält. Man bildete ihn auch mit einem Blumenkranz und Flügeln.

Zerbst, Stadt und Sitz eines Amts von 9800 Einwohnern, im Fürstenthum Anhalt-Dessau an der Nuthe, eine Meile von der Elbe, in einer sandigen Ebene, ist mit Mauern umgeben, hat 6 Thore, 4 Vorstädte, 1575 Häuser, 7300 Einwohner, ein schönes Schloß (einst die Residenz der Fürsten von Anhalt-Zerbst und Geburtorts der russischen Kaiserin Catharina II.), 2 lutherische und 1 reformirte Kirche, ein Waisenhaus, 2 Hospitäler, Zucht- und Arbeitshaus; Sitz des gemeinschaftlichen anhalt. und schwarzburg. Oberappellationsgerichts, einer Superintendentur; hat ein akademisches Gymnasium (Franciseum), eine Töchterschule (seit 300 Jahren bestehend, vielleicht die erste protestantische Mädchenschule in Deutschland); Fabriken in Tuch, Gold und Silber, Fayence, Tabak, Band, berühmte Bierbrauereien, Gartenbau, Wachsbleiche, 4 Jahrmärkte, auch eine salinische Eisenquelle.

Zerduscht, s. Zoroaster.

Zerfließbarkeit äußert sich bei den reinen fixen Laugensalzen und andern salzigen Körpern durch ihre Verwandtschaft zum Wasser, was sie als Feuchtigkeit aus der Luft in sich nehmen und wodurch sie feucht oder gar flüssig werden. Am essigsauern Kali und salzsauern Kalke wird man diese Zerfließbarkeit leicht beobachten können.

Zergliederung, s. Analysis.

Zergliederung, Vereinzelung, Vertheilung, Distribuzion, Individualisirung, in den schönen Redekünsten, wenn man einen Begriff in seine einzelne Theile auflöst, und diese nach den individuellen Merkmalen in gehöriger Steigerung darstellt. Sie ist mit der Beschreibung und Umschreibung verwandt, und trägt ebenso, wie diese, zur Anschaulichkeit, Lebendigkeit und zum Reichthum der Vorstellung bei. Eine schöne Figur dieser Art ist in Gamaliels Rede von Christus im vierten Gesange des Messias.

Zergliederungskunst, s. Anatomie.

Zerknirschung ist jener Gemüthszustand, worin der Mensch eine aufrichtige Reue, verbunden mit einer tiefen Traurigkeit über seine Vergehen, empfindet. Sie entsteht durch die Schrecken der Gewissensbisse, d. h. durch die Regungen des nachfolgenden und anklagenden Gewissens, die oft so lebhaft sind, daß das Urtheil über die eigne Schuld sich dem Missethäter mit unwiderstehlicher Gewalt aufdringt und ihn sogar zur Aufsuchung des äußern Richters nöthigt, um in der Abbüßung der Schuld eine Art von Beruhigung zu finden. Dieß sind jene Qualen des Gewissens, welche die Alten unter dem

Bilde der Rachegöttinnen, Furien, personificirten. Für die Untersuchung eines Verbrechers ist der Zustand der Zerknirschung desselben der beste. Die protestantischen Theologen behaupten, daß die Zerknirschung ohne eignes Verdienst des Reuigen, durch eine göttliche Einwirkung, weil das Gesetz und die Aussprüche des Gewissens Gottesstimme sey, herbeigeführt werde; die Katholischen hingegen behaupten, sie sey eine Handlung des freien Willens, die Verdienst habe und Vergebung der Sünde vor Gott empfange. So viel ist sicher, man kann einen Menschen durch lebhaftes Ermahnen, durch Anregung seines Gewissens in den Zustand der Zerknirschung versetzen; wenn nun fremde Vorstellungen einen solchen Einfluß auf den Menschen haben, warum die eigenen, wissentlich und mit Absicht veranlaßten nicht?

Zerlegung (Zersetzung, chemische Trennung und Scheidung) nennt man die chemischen Operationen, durch die gleichartig erscheinenden Naturkörper in ihre ungleichartigen Bestandtheile wieder zerlegt werden. Die Scheidung beruht auf dem Gesetz der chemischen **Verwandtschaft** (s. d.) und fordert, um vollführt zu werden, daß der eine oder mehrere Bestandtheile des zu zerlegenden Körpers größere Verwandtschaft zu einem dritten mit dem sie sich verbinden, zeigen. Die chemische Trennung wird daher nur durch eine neue Zusammensetzung vollbracht. Sie ist von der mechanischen Trennung dadurch unterschieden, daß diese durch mechanische Kräfte, Druck, Stoß, geschieht und den Körper nur in gleichartige Theile vertheilt und keinen ungleichartigen Bestandtheil von ihm wegnimmt.

Zerlegung der Kräfte und Bewegungen. Wir müssen, um über diesen Gegenstand allgemein faßlich zu sprechen, von der Zusammenwirkung der Kräfte und einem Beispiele ausgehen. Man nehme ein viereckiges, rechtwinkeliges Bret, und rolle auf dessen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein Faden mit daran hängender Bleikugel geschlagen ist, der sich beim Rollen abwickelt. Hier wirken 2 Kräfte: die Hand, die die Walze in horizontaler Richtung fortführt, und die Schwere, welche die Kugel in vertikaler Richtung hintreibt; der Weg, den die solchergestalt von den 2 gleichzeitig auf sie wirkenden, hier, ihren Richtungen nach, einen rechten Winkel einschließenden Kräften bewegten Kugel wirklich beschreibt, ist aber, wie man bei Anstellung des Versuchs finden wird, die Diagonale des Vierecks. Eine einzige, in letzterer Hinsicht allein thätige Kraft würde eben Das bewirkt haben, was die beiden, einen Winkel einschließenden, gemeinschaftlich und gleichzeitig auf die Kugel wirkenden Kräfte zusammen bewirken. Die Bewegung in der Diagonale erscheint als das Ergebniß einer einzigen, aus jenen beiden Kräften, nach gewisser Maßgabe, zusammengesetzten Kraft, und jene beiden Kräfte lassen sich, im umgekehrten Falle, hinsichtlich der Wirkung, als aus der Zerlegung dieser einzigen entstanden betrachten. Durch dieses Beispiel wird der Gegenstand in der Hauptsache vollkommen klar, und man begreift, daß das Ergebniß ein ähnliches gewesen seyn würde, wenn die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte auch nicht einen rechten, sondern einen beliebigen andern Winkel mit einander eingeschlossen hätten. Ist, allgemein, die Größe und Richtung einer Kraft durch eine gerade Linie ausgedrückt, so verzeichne man ein beliebiges Parallelogramm, dessen Diagonale jene Grade ausdrückt; die Seiten desselben stellen die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte jener zusammengesetzten (mittlern) Kraft dar, und können gleich diese Kräfte unendlich verschieden seyn, da der Winkel, unter dem man sie an die Diagonale legen mag, willkürlich ist (vrgl. **Hebel**). Die unzählbaren Anwendungen dieses Satzes lehrt die Mechanik ausführlicher kennen; über den Fall, da von mehr als von 2 Kräften die Rede ist, s. **Zusammensetzung der Kräfte.**

Zernitz (Christian Friedrich), aus dem Brandenburgischen, ein philosophirender Kopf, der im J. 1744, dem 27. seines Alters, als preuß. Gerichtshalter starb, war einer der ersten Deutschen, die mit Haller, dessen Celebrität damals anfing, in der didaktischen Poesie zu wetteifern, versuchten, ob er gleich in Leipzig studirt und auf die Lehren Gottsched's gehorcht hatte. Für jene Zeit sind seine Lehrgedichte gedankenreich. Der Styl hat Würde und Leichtigkeit. Aber Zernitz glaubte, wie die meisten der übrigen Verfasser deutscher Lehrgedichte jener Zeit, das Ziel dieser Art von Poesie nicht zu verfehlen, wenn er allgemeine Betrachtungen, die ein philosophisches Interesse haben, z. B. über den Endzweck der Welt, in einer lebhaften Sprache und in guten Versen ausdrückte. Die Phantasie hat an seinen Bemühungen in diesem Felde wenigen Antheil. Seine übrigen poetischen Werke, Schäfergedichte und Lieder, sind unbedeutend. S.: C. F. Zernitz Versuch in moralischen und Schäfergedichten, nebst dessen Gedanken von der Natur und Kunst in dieser Art von Poesie. Hamburg und Leipzig, 1748, in 8vo.

Zerstreuung, Distraktion, ist der Zustand einer Abkehrung (Unterlassung und Versäumung) der Aufmerksamkeit (Abstraktion) von gewissen herrschenden Vorstellungen, durch Vertheilung derselben auf andere ungleichartige. Ist sie vorsätzlich, so heißt sie Dissipation; die unwillkürliche aber ist Abwesenheit (Absentia) von sich selbst. Der letztern war der Graf von Brancas, Hofkavalier der Königin Mutter, zu den Zeiten Ludwig XIV. unterworfen, den la Bruyere unter dem Namen Menalk schildert. Er war schon im Begriff zum Hause hinaus zu gehen, als er bemerkte, daß er die Nachtmütze noch auf dem Kopf hatte, nur auf der einen Seite rasirt war, daß er den Degen auf der rechten Seite angesteckt hatte, daß seine Strümpfe herunter hingen und sein Hemde noch außer den Beinkleidern war. In Gesellschaft zerstreut seyn, ist unhöflich, oft auch lächerlich. Das Frauenzimmer ist dieser Anwandlung gewöhnlich nicht unterworfen, sie müssen sich denn mit Gelehrsamkeit abgeben. Ein Bedienter, der in seiner Aufwartung bei Tische zerstreut ist, hat gemeiniglich etwas Arges im Kopfe, entweder was er vorhat, oder wovon er die Folge besorgt. Aber sich vorsätzlich zu zerstreuen, ist ein nothwendiges Verfahren der Vorsorge für die Gesundheit seines Gemüths. Es besteht darin, daß man seiner unwillkürlich reproduktiven Einbildungskraft eine Diversion macht. Dieß hat z. B. der Geistliche nöthig, wenn er eine memorirte Predigt gehalten hat. Denn es rumort ihm dann im Kopfe nach, und dieß muß er verhindern, welches eben durch eine künstliche Dissipation möglich ist. Ein anhaltendes Nachdenken über einen und denselben Gegenstand läßt gleichsam einen Nachklang zurück, der (wie ebendieselbe Musik zu einem Tanze, wenn sie lange fortdauert, dem von der Lustbarkeit Zurückkehrenden noch immer nachsummt; oder wenn man Kinder hört ein und dasselbe Bonmot von ihrer Art, vornehmlich wenn es rhythmisch klingt, unaufhörlich wiederholen) den Kopf belästigt, und nur durch Zerstreuung und Verwendung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gehoben werden kann. So kann nach angestrengtem Nachsinnen über einen philosophischen Punkt der Nachklang durch Lesung der Zeitungen gehoben werden. Wenn eine Gesellschaft nicht im Zustande eines zerstreuten Gemüths auseinander gehen soll, so bedarf sie einer neuen Zerstreuung. Dieses nennt man das Wiedersammeln, welches eine die Gesundheit des Gemüths befördernde Herstellung des Gleichgewichts der Seelenkräfte ist. Man sieht hieraus: daß es eine (nicht gemeine) zur Diätik des Gemüths gehörige Kunst für Beschäftigte gibt, sich zu zerstreuen. Man kann aber Denjenigen, der in einem Geschäftsverhältniß zu Andern seinen Gedanken geflissentlich nachhängt und darüber jene Verhältnisse nicht in Acht nimmt,

nicht den Zerstreuten nennen, sondern ihm nur Geistesabwesenheit vorwerfen, welche freilich in der Gesellschaft etwas Unschickliches ist. Es ist also eine nicht gemeine Kunst, sich zu zerstreuen, ohne jedoch jemals zerstreut zu seyn. Das habituelle Zerstreutseyn gibt dem Menschen, der diesem Uebel unterworfen ist, das Ansehen eines Träumers, und macht ihn für die Gesellschaft unnütz. Denn ein solcher Zerstreuter folgt seiner, durch keine Vernunft geordneten Einbildungskraft in ihrem freien Spiele blindlings. Das Romanenlesen hat auch diese übele Folge, daß es die Zerstreuung habituell macht. Denn ob es gleich den Gedanken einen Zusammenhang als in einer wahren Geschichte gibt, deren Vortrag immer auf gewisse Weise systematisch seyn muß, so werden doch während des Lesens Abschweifungen (nämlich noch andere Begebenheiten als Erdichtungen) mit eingeschoben und der Gedankengang wird fragmentarisch, und die Vorstellungen eines und desselben Objekts machen das Gemüth zerstreut. Jeder Redende muß drei Aufmerksamkeiten beweisen: a) des Sehens auf Das, was er jetzt sagt; b) des Zurücksehens auf Das, was er gesagt hat; und dann c) des Vorhersehens auf Das, was er eben nun sagen will. Denn unterläßt er die Aufmerksamkeit auf eines dieser drei Stücke, nämlich sie in dieser Ordnung zusammenzustellen, so bringt er sich selbst und seinen Zuhörer oder Leser in Zerstreuung, und ein sonst guter Kopf kann doch nicht von sich ablehnen, ein konfuser zu heißen.

Zeruane Akherene, in der alten persischen Religion, die Zeit ohne Grenzen, der Urgrund des Seyns, von welchem das wirkende Wort, Honover ausgeht.

Zesen (Philipp von), oder Cäsius, wie er sich auch geschrieben hat, dessen seltsame Bemühungen, die deutsche Sprache und Orthographie zu reformiren, bekannter geblieben sind, als seine Lieder und übrigen poetischen Werke. Er lebte von 1610 bis 1680. Nach den wenigen Notizen, die sich von seiner Lebensgeschichte erhalten haben, war er der Sohn eines Predigers zu Priorau im Anhaltischen; hatte Philologie und schöne Literatur auf mehreren Universitäten studirt; wurde gekrönter Poet und kaiserlicher Pfalzgraf; bekleidete nie ein öffentliches Amt, erhielt aber den Titel eines Raths von einigen fürstlichen Häusern, und aus der Reichskanzlei den Adelsbrief; hielt sich aber bald hier, bald dort, in Deutschland auf, unaufhörlich mit literarischen Unternehmungen beschäftigt, die er auch zu seiner bürgerlichen Subsistenz benutzt zu haben scheint. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Hamburg zu, wo er auch 1643 die deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft gestiftet hat, der nicht gelungen ist, sich berühmt zu machen, so viele Mitglieder sie auch erhielt. Zesen ist für die vielen literarischen Thorheiten, die er begangen hat, oft und strenge genug gezüchtigt worden. Sein Geschmack, der ungefähr in gleichen Verhältnissen pedantisch und läppisch war, kann vor einer gesunden Kritik nicht mehr Gnade finden, als sein falscher Purismus, der alle nationalisirten Wörter aus der deutschen Sprache ausstoßen, und neu erfundene, die der Nation fremd waren, an ihre Stelle setzen wollte. Daß man aber ohne alle Achtung von ihm rede, hat er nicht verdient. Seinen grammatischen Verirrungen lag wenigstens ein patriotisches Prinzip zum Grunde; und seine Uebertreibung des Purismus ist doch erträglicher, als die Sprachmengerei, der er entgegen arbeitete. Sein hochdeutscher Helikon, die Frucht eines unermüdeten Studiums der Gesetze des deutschen Rhythmus, ist die vollständigste und beste deutsche Metrik, die bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. geschrieben worden. Mit gutem Gewissen durfte Zesen seinen Schriften nachrühmen, man werde in ihnen sein treues Herz gegen sein liebes Vaterland und dessen edle Sprache erkennen.

Sein Superpurismus gibt freilich dem Spotte Blößen genug; aber mehrere neue Wörter, die er an die Stelle nationalisirter in Vorschlag gebracht haben soll, sind ihm nur von Spöttern aufgebürdet, z. B. Sattelpuffer für Pistole; Zeugemutter für Natur. Er verwahrt sich selbst dagegen in seiner hochdeutschen helikonischen Hechel (Hamburg, 1668. 8.). Auch war er gar nicht ohne Talent zur Poesie. Die Beschränkung seines Geistes hat er freilich schon dadurch bewiesen, daß ihm die Vers- und Reimkunst über Alles ging, und die Gedanken, in denen das Wesen der Poesie besteht, immer nur Nebensache waren. Mehrere Lieder hat er nur in der Absicht geschrieben, um sie als Beispiele zu seiner Metrik zu gebrauchen. Dessen ungeachtet findet sich selbst in diesen Liedern manche schöne Stelle. Der Ausdruck des Gefühls harmonirt zuweilen sehr gefällig mit dem gleitenden Rhythmus. Auch springen hier und da nicht gewöhnliche und doch ungesuchte Gedanken und Bilder hervor. Aber das Meiste, was Zesen in Versen geschrieben hat, ist allerdings nichts weiter, als witzelndes, süßliches, nicht selten breites, oder gar widersinniges Geschwätz mit einem ermüdenden Reimgeklingel. Zesen ist auch, so viel man weiß, der Erste, der in anakreontischer Manier deutsche Lieder, wenn auch nicht gedichtet, wenigstens geleiert hat. Einen besondern Beweis seines Strebens, die lyrische Poesie gemeinnützig zu machen, hat er gegeben durch seine geistlichen Reiselieder zu Wasser und zu Lande für Schiff-, Fuhr- und Landleute. Die Zahl seiner poetischen, kritischen, satyrischen und moralischen Werke, die er selbst in allen Formaten herausgegeben hat, beträgt über 70, und mehr als 40 hat er unvollendet gelassen.

Zetergeschrei, eine größtentheils veraltete Gewohnheit, am Tage der Hinrichtung eines Missethäters nach öffentlich gehegtem Halsgerichte dreimal Zeter zu schreien, welches in ältern Zeiten ein Ausruf des höchsten Schmerzes und Unwillens war. Es geschah durch einen Gerichtsdiener, oder den Ankläger, oder den Scharfrichter, die davon Zeter- oder Blutschreier hießen.

Zettel- oder Circulationsbank. Ihr Zweck ist, Banknoten auszugeben, welche die Stelle des baaren Geldes im Verkehr vertreten. Dergleichen Noten lauten gemeiniglich auf den Werth einer Landmünze und gelten mehr oder weniger Einheiten derselben. Die größte dieser Art ist die londoner, jedoch hat sie nebenbei noch andere Bestimmungen. Die kleinsten Noten der londoner Bank lauteten sonst auf 5 Pf. St.; in den spätern Zeiten aber hat sie auch 2 und 1 Pfundnoten ausgegeben. Eine andere große Zettelbank befindet sich in Rußland, welche die kleinsten Zettel auf 5 Rubel lautend ausgibt, aber auch dergleichen zu 10, 25, 50 und 100 Rubel in Circulation setzt. Auf gleiche Weise gibt die östreichische Bank Zettel aus, die bis zu einem Gulden herunter gehen. Die schwedischen und dänischen Banken haben noch kleinere Zettel in den Umlauf gebracht. Die Zettelbanken schaffen ihren Noten dadurch Credit, daß sie versprechen, dieselben gegen baares Geld auszuwechseln, sobald die Inhaber es verlangen. Hält nun die Bank pünktlich Wort, so gelten ihre Noten dem baaren Gelde gleich. Macht aber die Bank Schwierigkeiten bei der Auswechselung oder verweigert sie dieselbe gar, so fallen die Noten unter den Werth des baaren Geldes, welches so weit gehen kann, daß sie endlich gar nichts mehr gelten. Beispiele von einem solchen sinkenden und fast gänzlich vernichteten Werthe der Banknoten haben die Banken von Oestreich, Schweden, Rußland u. s. w. gegeben, und selbst die Bank von England ist in diesen Fehler während des letzten französ. Krieges verfallen. Eine Circulations- oder Zettelbank kann nur dann mit Nutzen bestehen, wenn sie einen so großen Fonds hat, daß sie dadurch das Vertrauen erweckt, daß sie alle ihre Geldverbindlichkeiten auf das

bestimmteste erfüllen könne und werde. — Das Publikum bedient sich gern dergleichen Noten. Es hat nämlich jedes Land eine gewisse Quantität Geld zum leichtern Kauf und Verkauf seiner Waaren ebenso nöthig als die Waaren selbst. Nun ist aber dem Verkäufer nicht sowohl daran gelegen, daß er das baare Geld für seine Waaren selbst in Empfang nimmt, als vielmehr, daß er ein Mittel in Händen hat, womit er kaufen kann, was ihm beliebt, und das Andere für Waaren ebenso gern nehmen als baares Geld. Diese Versicherung ertheilt ihm nun die Banknote, denn mit dieser kann er und jeder Andere, dem er sie gibt, das reelle Geld heben, worauf sie lautet, sobald er es braucht. Da nun viele Verkäufer ebenso denken wie er, so kann eine solche Note lange die Stelle des baaren Geldes vertreten und wie Metallgeld circuliren, bis es einmal Jemand nöthig findet, sie zu realisiren. Diese Noten haben übrigens weit mehr Bequemlichkeiten als das baare Geld selbst, indem sie 1) die großen Zahlungen erleichtern, 2) leicht zu transportiren sind und 3) Alles damit ausgerichtet werden kann, was mit Gelde geschieht, soweit ihr Credit reicht; so werden sie in einem Lande, das große Handlung treibt und vollen Credit hat, sich bald beliebt machen und man wird der Bank in der Regel nur wenige ihrer Zettel zur Auswechselung präsentiren. Wenn nun eine solche Bank bemerkt, daß wenig Metallgeld für ihre Noten gefordert wird und selbe größtentheils stets im Publikum bleiben, so wird sie ohne Gefahr das ihr überflüssige baare Geld benutzen können und nur so viel in Kasse behalten, als zu den gewöhnlich vorkommenden Verwechselungen hinreichend ist. Indessen muß sie bei dieser Benutzung ihres müßig liegenden baaren Geldes bestimmte Regeln beobachten, wenn sie nicht in Gefahr gerathen will, ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen zu können. Diese Regeln sind 1) daß sie nie eine größere Quantität Noten ausgibt, als das Publikum, unter welchem sie genommen werden, nothwendig bedarf; denn sonst kehren die überflüssigen sogleich zur Bank zurück und sie hat nur die Mühe der Verwechselung davon. 2) Die Bank muß den Werth ihrer Noten stets dem baaren Gelde gleich erhalten. Dieses kann sie mit Gewißheit und allein dadurch, daß sie selbige ununterbrochen auf eines Jeden Verlangen unverzüglich und ohne Kosten mit baarem Gelde für voll auswechselt und diese Auswechselung in allen Orten, wo die Noten häufig gebraucht werden, erleichtert. Um aber dieses immer zu können, muß sie 3) nicht nur an allen Orten, wo dergleichen Einwechselungen vorkommen können, einen solchen Vorrath baaren Geldes bereit halten, daß sie nie in die Verlegenheit kommen kann, die geforderten Verwechselungen aufschieben oder umgehen zu müssen; sondern sie muß auch ihre überflüssigen baaren Gelder nur auf eine solche Weise anlegen, daß sie nach kurzen Fristen immer wieder zu ihr zurückkehren, damit, falls außerordentliche Umstände vorkommen, sie sich stets in Bereitschaft setzen könne, den entstehenden größern Forderungen an sie Genüge leisten zu können. Der Hauptnutzen einer solchen Zettelbank besteht daher darin, daß sie den Handel unterstützt, indem sie den Kaufleuten durch Kassencredit oder durch Discontirung ihrer Wechsel die Zahlungen erleichtert und es ihnen möglich macht, einen Theil ihres baaren Vermögens, den sie sonst zu ihren vorkommenden Zahlungen in Kassa hätten behalten müssen, zu andern Zwecken anzuwenden, und daß sie dem Lande die Kosten des Instrumentes, das zur Vertheilung der Güter nöthig ist (der Anschaffung von Metallmünzen), in einem gewissen Grade erspart. Soll ihr Nutzen weiter getrieben und etwa dadurch alles baare Geld überflüssig gemacht und Papier an dessen Stelle gesetzt werden, so setzt sie sich allen Gefahren des Papiergeldes aus, und bringt alle Nachtheile über das Volk, welches das Papiergeld so leicht nach sich zieht.

Zetus, Sohn des Jupiters und der Antiope. Als Lykus, König von Theben, die Antiope geheirathet hatte, argwohnte er, daß sie mit dem Epaphus verkehrte, weßhalb er sie sogleich verstieß, um die Dirce zu heirathen. Jupiter verliebte sich in jene, und die Gestalt des Lykus annehmend, kam er zu seinem Zwecke; die Dirce aber, in der Meinung, daß Lykus sich wieder mit der Antiope vertragen habe, ließ die Unglückliche einsperren und fügte ihr alles Uebel zu, bis sie sie zur Flucht zwang. Sie genaß auf dem Berge Cytheron von Zetus und Amphion. Da diese in der Folge das Schicksal ihrer Mutter erfuhren, banden sie die Dirce an den Schwanz eines wüthenden Stiers, der sie in Stücken riß.

Zeuge ist eine Person, welche bei einer rechtlichen Verhandlung entweder zu dem Behufe gebraucht wird, daß sie über ein schon vergangenes Ereigniß eine Aussage erstatte, oder dazu, daß sie künftig von dem rechtlichen Geschäft, zu welchem sie gezogen worden ist, Auskunft ertheilen könne. Der Zeuge muß daher durch die Sinne, durch Hören und Sehen, eine anschauende Erkenntniß von der Sache erlangt haben, von welcher er etwas jetzt oder künftig aussagen soll, und im Stande seyn, diese Erkenntniß mitzutheilen. Ueberdieß wird aber auch zur Glaubwürdigkeit desselben erfordert, daß man von ihm wegen seiner moralischen Eigenschaften und wegen seiner Unabhängigkeit von bindenden Verhältnissen, annehmen könne, er werde die Wahrheit bezeugen wollen. Je gewisser nun jene Fähigkeit und dieser Wille ist, um so richtiger ist sein Zeugniß, und er wird ein klassischer Zeuge genannt, wenn wider seine Glaubwürdigkeit gar nichts eingewendet werden kann. Nach diesen Grundsätzen sind Kinder, in einigen Ländern unter 7 Jahren, in andern noch unter 14 Jahren, Wahnsinnige, Betrunkene, für infam erklärte Personen; Diejenigen, welche der Bestechung und des Meineides bereits überführt worden sind, ganz unfähige und völlig verwerfliche Zeugen. Auch Diejenigen, welche die Eidesmündigkeit, d. i. das 18te Lebensjahr, noch nicht erreicht haben, werden zum Zeugniß nicht zugelassen. Nur unter gewissen Verhältnissen sind unfähig: Eltern und Kinder, wenn sie für einander ein Zeugniß ablegen sollen, gewisse Fälle ausgenommen; ferner Diejenigen, welche von der Angelegenheit, in welcher sie zeugen sollen, Nutzen oder Schaden zu erwarten haben, als Streitgenossen und die Theilnehmer an einem Verbrechen in der deßhalb entstandenen Untersuchung; desgl. wenn von ihnen anzunehmen ist, daß sie an der in Frage befangenen Sache ein besonderes Interesse nehmen, wie z. B. Sachwalter an der Sache ihres Clienten, Vormünder an der ihres Pflegebefohlnen; weiter Diejenigen, denen der Sinn fehlt, auf welcher es bei Beglaubigung eines gewissen Umstands besonders ankommt; auch werden wegen einer vermutheten allgemeinen Abneigung Juden gegen Christen zum Zeugniß nicht gelassen. Vermindert wird die Glaubwürdigkeit eines Zeugen oder er wird verdächtig durch das Verhältniß als Verwandter, Verschwägerter, oder Untergebener, in welchem er mit der Parthei steht, gegen oder für welche er zeugen soll. Nach sächs. und preuß. Recht werden die Verwandten bis mit Einschluß des dritten Grades der Berechnungsart des bürgerlichen Rechts für verdächtig gehalten. Dasselbe findet analogisch in Hinsicht der Schwägerschaft Statt. — Privilegirte Zeugen nennt man Diejenigen, welche zu Ablegung eines gewissen Verhältnisses zu der einen Parthei nicht gezwungen werden können. Dahin gehören die Advokaten, welche der einen Parthei gedient haben, und die Beichtväter in Sachen ihres Beichtkindes. Letztere dürfen nicht einmal in Angelegenheiten, welche ihnen von ihren Beichtkindern anvertraut worden sind, ein Zeugniß ablegen, selbst wenn sie es wollten. Ausgenommen sind jedoch die Fälle, wenn ein Majestäts-Verbrechen in Untersuchung, oder

wenn von einem noch zu begehenden Verbrechen die Rede ist. Ferner können zum Zeugniß gegen einander nicht gezwungen werden, Blutsverwandte in auf- und absteigender Linie, Geschwister und gleich nahe verschwägerten Personen.

Zeughaus. Unter Zeug, womit dieses Wort zusammengesetzt ist, versteht man 1) den Stoff, die Materie, woraus etwas gemacht wird; 2) ein mechanisches Hülfsmittel oder Werkzeug, womit etwas gemacht wird, z. B. Hebezeug, Reißzeug; Geräthschaften zu verschiedenen Bedürfnissen (Weißzeug, Tischzeug). Daher ist Zeughaus 1) jedes Gebäude, in welchem eine Menge Geräthschaften oder Werkzeuge verwahrt werden, z. B. in Seestädten das Gebäude, worin man Vorräthe zum Schiffbau hat, und beim Jagdwesen das Haus, worin das Jagdzeug aufbewahrt wird; 2) im engern Sinne ein Gebäude zur Aufbewahrung von Geschütz und andern zum Kriege erforderlichen Sachen. Das ausländische Wort Arsenal (wahrscheinlich von Ars) drückt noch mehr aus, und bezeichnet zugleich einen Ort, wo Kriegsbedürfnisse (z. B. Geschütz, Schiffe u. s. w.) verfertigt werden. Zeugmeister, Zeugwärter sind Aufseher über gewisse Arten von Kriegsgeräthschaften. Generalfeldzeugmeister ist bei dem östreich. Heere ein Titel, der dem eines Generals der Kavallerie bei andern Heeren gleich ist, ohne alle Rücksicht auf Artillerie; aber im ehemaligen Königreich Polen hieß der Befehlshaber der Artillerie Krongroßfeldzeugmeister.

Zeugung. Alle auf der Erde vorkommenden Körper müssen entstanden, gebildet worden seyn, aber nicht alle Körper gehen durch Paarung hervor. Die allgemeine Naturthätigkeit formt und bildet ohne Aufhören; damit nirgends eine Lücke bleibt, wird stets Neues an die Stelle geschafft. Dem Entstehen muß eine Scheiden, ein Trennen des früher als gleichartig Bestandenen vorausgehen; bei den unorganischen Körpern trennen sich die bisher ein Ganzes ausmachenden Theile, und das aus der Verbindung der Theile hervorgegangene Produkt sieht dem Erzeugenden nicht mehr ähnlich, die Bildungskraft erlischt mit dem Gebilde, und es tritt das Beharren in der Form und das Gleichgewicht der Kräfte, Ruhe ein, z. B. bei Krystallisationen. Bei der Bildung organischer Wesen wird die Selbstständigkeit und Thätigkeit des Bildenden in Anspruch genommen, und das Gebildete ist dem Erzeuger ähnlich, ein treuer Ausdruck desselben, und erscheint wieder als selbstthätig. Obschon das Organische und Unorganische in gewisser Hinsicht zu einander im Gegensatze stehen, so wirkt doch das Lebende auf das Leblose und Ruhende als selbstthätig ein, und beide Klassen von Wesen bilden eine Kette, deren Glieder von einander abhängig sind. Pflanzen ziehen aus der mit Flüssigkeit geschwängerten Dammerde ihre Nahrung; die Ueberreste der Thiere geben die beste Dammerde; das Thier lebt und erhält sich aus dem Pflanzenreiche. Die unorganische Materie scheint unter gewissen Umständen durch eine bestimmte Steigerung zu einiger Selbstständigkeit (bestimmenden Thätigkeit), als dem ersten Erwachen des Lebens gelangen zu können; so bildet sich z. B. aus destillirtem Wasser bei Einwirkung des Lichtes die Priestley'sche grüne Materie. Die unvollkommensten Thiere und Pflanzen scheinen daher zuerst aus unorganischer Materie, Erdarten, Gesteine entstanden, und vollkommenere Organismen erst späterhin gebildet worden zu seyn. Auch sehen wir noch täglich aus organisch gewesener Materie neue lebende Wesen hervorgehen; so kann man nach Belieben durch Zusammenmischen von Kleister, Sägespänen und thierischem Leim, mit warmem Wasser übergossen, Infusionsthiere, Schimmel und Schwämme erzeugen. Die unvollkommenen Thiere (Kryptorganismen), wohin die Seefedern, Armpolypen, Blumen-

und Afterpolypen, die Räder-Kugelthiere und Aufgußthierchen gehören, scheinen durch Vereinigung, Verschmelzung und allmählige Ausbildung in vollkommnere Organismen übergehen zu können; obwohl die praktische Nachweisung der Fortschreitung des individuellen Lebens, von der niedrigsten Stufe zur höchsten Ausbildung, sehr erschwert seyn dürfte. Vollkommene Organismen mußten erschaffen werden, und diese erzeugen, so lange keine neue Erdrevolution vor sich geht, nur beständig Organismen ihrer Art, und dieß gibt die specielle Erzeugung ab. Jeder Organismus strebt durch die ihm einwohnende eigenthümliche Naturthätigkeit darauf hin, die Stufe seiner höchst möglichen Vollendung zu erreichen, ist die bildende Thätigkeit in Bezug auf das Individuum gesättiget, so strebt sie über das Selbst hinaus, und sucht Befriedigung in der Schöpfung neuer Individuen, die Erhaltung des Individuums geht in Erhaltung der Gattung über, die Bildung in Zeugung, und im Augenblicke der Zeugung ist die bildende Thätigkeit am wirksamsten, und übersteigt ihre gewöhnlichen Schranken. Auf einer je niedrigeren Stufe der Bildung der Organismus steht, je unvollkommener sind auch die Geschlechtstheile ausgebildet, und die Bildungs- und Zeugungskraft ist um so unbeschränkter. Ohne wahrnehmbare Vorbereitung trennt sich ein Theil vom Organismus, und wird selbstständig. Die Formen dieser Zeugung, gehen entweder durch von den übrigen Theilen des Organismus durchaus nicht verschiedene Sprossen hervor, wie z. B. bei Weiden, Pappeln, Polypen und Kugelthierchen, oder durch Knospen, welche in Ansehung ihrer Gestalt, Lage und Größe als eigenthümlich gebildete Theile anzusehen sind, denen mehr Selbstständigkeit zukommt. Zur Zeit der Reife trennt sich z. B. eine Knospe der Conferve los, und besteht für sich fort. Bei den vollkommen organisirten Wesen sind die Geschlechtstheile auch vollkommen ausgebildet, und diese Verschiedenheit geht so weit, daß dadurch eigenthümliche Individualität (Gegensatz), Geschlechtsverschiedenheit hervorgeht; die Geschlechter stehen einander gegenüber, wie Positives und Negatives. In der einen Abtheilung dieser Reihe, welche noch an unvollkommene Organismen grenzen, sind männliche und weibliche Geschlechtstheile in einem Individuum vereiniget, man heißt dergleichen Thiere Zwitter oder Hermaphroditen. Einige befruchten sich selbst, z. B. die Austern, Schnecken, Blutigel; andere z. B. die Landschnecken, Regenwürmer und einige Eingeweidewürmer befruchten sich gegenseitig (Androgynen) und bilden dadurch den Uebergang zu den vollkommeneren Organismen. Die vollkommensten Thiere, die rothblütigen, zeigen den deutlichsten Gegensatz in Ansehung der Geschlechtstheile, im männlichen Thiere ist die Kraft überwiegend, im weiblichen die Form, beide zusammen begründen die Gattung. In der Regel begatten sich nur Individuen einer und derselben Art fruchtbar; begatten sich Individuen verschiedener Art, aber zu demselben Geschlechte und derselben Gattung gehörig, so entstehen daraus meist zeugungsunfähige Bastarde, z. B. Esel und Pferde, erzeugen Maulthiere und Maulesel. Der erste durch die Begattung Geschlechts unterschiedener Individuen derselben hervorgebrachte Keim, heißt das befruchtete Ei (Embryo), welches mit der Knospe zu vergleichen ist, und in fester und flüssiger Form, alle künftige Gestaltung in sich enthält. Dasselbe wird im mütterlichen Körper ausgebildet, bedarf einer gewissen Zeit und bestimmten Wärmegrades zur Reife, wo es dann losgetrennt, ein selbstständiges Leben beginnt. Bei den eierlegenden Thieren bedarf der Keim zwar nicht des Aufenthalts im mütterlichen Körper, wohl aber des Einflusses der höhern Wärme und der Nahrungsstoffe, die innerhalb der Hüllen (Häute) eingeschlossen sind, zur vollkommnen Ausbildung. Oft trennt sich ein nicht befruchtetes Ei (Windei) vom mütterlichen

körper los; durch abnorme Bildungsprocesse werden in der Gebärmutter
unbefruchteter Säugethiere, Zellgewebe, Gefäße, Haare und Knochen erzeugt,
as Gebilde erlangt aber nie selbstständige Kraft. Die Zeugung eines neuen
Individuums wird wie gesagt entweder von Eltern bewirkt, die ihnen ähn=
iche Junge produziren, oder es bilden sich aus gewissen Resten organischer
Körper unter gewissen Umständen neue organische Individuen ohne Eltern.
Das letztere heißt Generatio ambigua oder spontanea. Hierher gehören
ie Infusionsthierchen, der Schimmel, die Schwämme, wahrscheinlich die
Insekten und Würmer in thierischen Organismen. Man ersieht nicht, was
nan den Gründen von Medicus, Patrin und Steffens Gründliches ent=
egensetzen, wie man die Entstehung der Finnen bei zahmen Schweinen,
ie nie bei wilden gefunden werden, ohne diese Annahme erklären, und wie
nan überhaupt sich weigern könne, diese Zeugungsart anzunehmen, wenn
nan auf der andern Seite bei der Erklärung der Bildung eines neuen In=
ividuums aus männlicher und weiblicher Samenfeuchtigkeit der Theorie der
Epigenese huldiget. Eltern erzeugen ihre Jungen entweder ohne Geschlechts=
unterschied von ihrer Seite, und also auch ohne Begattung, indem sie ihre
Jungen als Sprossen von sich geben, wie die Polypen und viele Vegetabi=
ien u. s. w.; oder beide Geschlechter sind in einem Individuum vereinigt,
doch so, daß nur ihrer Zwei einander wechselseitig befruchten können, wie die
Austern, Schnecken, Blutigel, die meisten Pflanzen und Gewächse u. s. w.;
oder die zwei entgegengesetzten Geschlechter, das männliche und weibliche, sind
an zwei verschiedene Individuen vertheilt, wie bei verschiedenen Bäumen
und Pflanzen, bei sehr vielen Thieren und beim Menschen. Ob es auch
Thiere gibt, die nur von andern gezeugt werden, selbst aber nie zeugen, wie
die Arbeitsbienen, ist durch Strube's Erfahrungen sehr zweifelhaft gemacht
worden. Nicht bei allen Thieren werden bei der Zeugung die Zeugungstheile
vereinigt, viele zeugen auch in größerer oder geringerer Entfernung von ein=
ander ihre Jungen. Eine fruchtbare Begattung findet nur zwischen verschie=
denen Geschlechtsindividuen derselben Gattung Statt; nur sehr verwandte
Gattungen, oder richtiger, Individuen von verschiedenen Arten derselben
Gattung können Bastarde mit einander erzeugen. Wahre Zwitter gibt es
unter den Menschen nicht, wie bei den Pflanzen und verschiedenen Thieren;
es sind immer die beiden entgegengesetzten Zeugungstheile so unvollkommen
da, daß sie meistens weder zu den männlichen, noch zu den weiblichen Ge=
schlechtsfunktionen tauglich sind. Selbst bei ehemals fruchtbaren weiblichen
Individuen unter Thieren und Menschen tritt manchmal in der Folge einige
Annäherung derselben zum männlichen Geschlechte ein, wobei ihre Frucht=
barkeit verloren geht. Die durch Begattung befruchteten weiblichen Indi=
viduen gebären entweder eins oder mehrere, schon ihre bleibende Form besitz=
ende, Jungen, wie der Mensch, oder ihre Jungen leben eine Zeitlang in
einer andern Gestalt, als ihre Eltern, und nehmen erst durch eine Meta=
morphose die letztere an, oder sie legen Eier, die entweder durch ihre eigene,
oder fremde Wärme, oder durch andere reizende Einflüsse ausgebrütet wer=
den. Der Geschlechtstrieb, beim bessern Theile der Menschen durch Liebe
veredelt, treibt die Individuen von entgegengesetztem Geschlechte zur Begat=
tung an. Der erste wird im gesunden Zustande durch einen beträchtlichen
Vorrath von Samenfeuchtigkeit, durch Reizung der eigenen Zeugungstheile,
durch den Anblick und die Berührung der Geschlechtstheile einer Person von
entgegengesetztem Geschlechte, durch die von der Phantasie erregte Vorstel=
lung aller dieser Gegenstände, am stärksten durch das Zusammenwirken aller
dieser Umstände erregt. Der bloße Geschlechtstrieb ist ein Verlangen nach
der Begattung, ohne Richtung auf ein bestimmtes Individuum; Liebe hin=

gegen der Trieb zum Beischlafe mit einem bestimmten Individuum vom entgegengesetzten Geschlechte. Dieß ist jedoch die Liebe in ihrer rohesten, ganz grobsinnlichen Gestalt; je mehr sie sich veredelt, destomehr tritt an die Stelle jenes Triebes der Wunsch einer andern minder sinnlichen Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande, wiewohl der erste doch auch bei der geistigsten Liebe zuletzt wieder hervortritt und Befriedigung fordert. Die Folgen des regen Geschlechtstriebes in den Zeugungstheilen sind Turgescenz derselben; daher beim Manne Anschwellen und Steifwerden des Gliedes, beim Weibe eine ähnliche Veränderung in der Clitoris und den innern Zeugungstheilen. Im gelindern Grade haben sie keine Ergießung des Samens zur Folge, wohl aber im höhern, besonders wenn durch die Begattung (Vereinigung der beiderseitigen Geschlechtstheile durch Einbringung des männlichen Gliedes in die Mutterscheide) in der dem Menschen nur mit wenigen Säugethieren gemeinen bekannten Lage die Reizung des Geschlechtstriebes bis auf den höchsten Grad steigt. Soll die Begattung fruchtbar seyn, so müssen noch vor Ergießung des männlichen Samens folgende Veränderungen in den innern Zeugungstheilen vorgehen, von deren Gegenwart man sich durch unmittelbar nach derselben am Weibe vorgenommene Leichenöffnungen überzeugt hat. Die Gebärmutter schwillt durch den vermehrten Säftezufluß so an, daß ihre Höhle geräumiger wird, und ihr Mund sich öffnet, während dem sie tiefer in die Scheide hereingedrängt wird; eine ähnliche Turgescenz der Muttertrompeten hat ein Aufrichten und Steifwerden derselben mit Erweiterung ihrer Höhlen und ein Anschmiegen ihrer Franzen an die Eierstöcke zur Folge, sodaß sie dieselben von allen Seiten umfassen. Nun erst darf sich der männliche Samen unter einer heftig zuckenden, öfters wiederholten Bewegung in dem männlichen Gliede ergießen, indem er jetzt unter gehöriger gegenseitiger Lage des Muttermundes und des männlichen Gliedes in die Höhle der Gebärmutter gelangen kann. Zur nämlichen Zeit berstet durch dieselbe Turgescenz im Eierstocke ein Bläschen, und ergießt im gewöhnlichsten Falle seine Feuchtigkeit in die Höhle der Muttertrompeten, durch die sie auch in die Gebärmutter gelangt. Das letztere geschieht erst einige Zeit nach der Begattung. Das geborstene Bläschen wird allmählig inwendig flockig, und nimmt das Vergrößern der feine Höhlen ausfüllenden Flocken, die Gestalt eines drüsenähnlichen, gelben Körpers an (Corpus luteum) (Walter, Ruysch). Das Vorhandenseyn dieses Körpers im Eierstocke beweis't aber weder vorausgegangene Begattung, noch Empfängniß (Roose). Daß ohne Eindringen des männlichen Samens in die Höhle der Gebärmutter keine Befruchtung möglich sey, machen schon die verhältnißmäßigen Längen des männlichen Gliedes und der Mutterscheide wahrscheinlich, bewiesen wird es durch die Unfruchtbarkeit des Beischlafs in einer zu diesem Zwecke unschicklichen Stellung, bei verschobener Lage der Gebärmutter, bei verhältnißmäßig zu früh eintretender Ergießung des männlichen Samens, bei einer krankhaften Lage der Oeffnung der männlichen Harnröhre, und die behauptete Befruchtung ohne Einbringung des Gliedes in die Scheide, bei gänzlich verwachsener Scheideklappe, bei einer sehr engen und gekrümmten Höhle der Scheide läßt sich auf eine befriedigende Art, ohne unserer Behauptung im Wege zu stehen, erklären. Damit fallen auch die Hypothesen von einer Einsaugung des Samens in die Saugadern der Mutterscheide, und Absetzung desselben in einen Eierstock, sowie von der Befruchtung durch eine spezifische Wirkung des Samens auf die Nerven des Weibes als grundlos weg. Beide (männliche und weibliche) Samenfeuchtigkeiten müssen beim fruchtbaren Beischlafe zusammenkommen, und die hier und da stattfindende Empfängniß in der Bauchhöhle, den Trompeten und Eierstöcken macht es

höchst wahrscheinlich, daß diese Mischung in vielen Fällen schon in den Eierstöcken geschehe. Haygthon's Versuche beweisen nichts gegen diese Behauptung. Die Zahl der Hypothesen über die Art, wie aus beiden Samenfeuchtigkeiten sich ein neues Individuum bilde, ist sehr groß; jedoch lassen sich alle unter zwei Hauptrubriken bringen. Entweder vertheidigen sie nämlich die Präexistenz der Keime vor der Zeugnng, und lassen erstere durch die letztere sich erst entwickeln (Theoria evolutionis), oder sie behaupten, daß durch die Zeugung etwas Neues, vorher gar nicht da Gewesenes sich erst erzeuge (Theoria epigeneseos). Die erste nimmt entweder eine Präexistenz der Keime in der Mutter oder in den Samenthierchen des Vaters, oder gar Panspermie an, und die zweite nimmt zum Behufe der Erklärung jener Zeugung bald eine Vis plastica, Vis essentialis, den chemischen Prozeß, die Seele, die Bildungsproduktionskraft oder den Bildungstrieb, organische Körperchen als thätig an. Am meisten hat die sogenannte Einschachtelungstheorie, bei der präexistirende Keime im mütterlichen Eierstocke angenommen werden, Aufsehen erregt. Indessen alle für sie angeführten Gründe, als die Präexistenz des Dotters im Eierstocke der Vogelmutter und die Continuation der Häute und Blutgefäße des bebrüteten Küchelchens, der schwarze Punkt im Froschlaiche, die im Mutterleibe schwangern Mädchen, die Fortpflanzung des Kugelthiers, die Befruchtung der weiblichen Blattläuse, und die Schwierigkeit, sich eine Kraft zu denken, welche die mannigfaltige Bildung bewirken soll, beweisen Nichts, indem sie theils unerwiesen sind, theils jene Folgerung aus ihnen fehlerhaft ist, theils bei der Keimtheorie sich sehr viele Schwierigkeiten zeigen, und viele unwiderlegliche Gegengründe, ebenso viele Gründe für die entgegengesetzte Theorie, gegen sie sprechen. Dahin gehören die unbegreifliche Kleinheit der Keime, der Mangel der Sichtbarkeit eines Embryo in den ersten Tagen nach der Empfängniß, die Aehnlichkeit der Jungen mit beiden Eltern, die Erzeugung der Bastarde, die Mißgeburten, welche unter den Hausthieren viel häufiger sich zeigen, als im wilden Zustande derselben, die erblich werdenden Künsteleien am Körper, die Entstehung krankhafter Auswüchse, die Reproduktion verloren gegangener Theile, und Alles, was für die Generatio spontanea spricht. Gegen die Panspermie ist es nicht nöthig, noch etwas Besonderes zu erinnern; die Samenthierchen können jene Keime nicht seyn, weil es keine geben kann, und weil sie bei ganz unähnlichen Thieren so ähnlich sind, und umgekehrt. Der Theorie von Büffon fehlt es an hinreichenden Gründen, und es müßte nach ihr Empfängniß ohne Begattung, besonders während einer weiblichen Pollution stattfinden können. Gegen den chemischen Prozeß, und die Seele als Erklärungsgrund haben mehrere neuern Physiologen die triftigsten Gründe aufgestellt. Die übrigen Modifikationen der Theorie der Epigenese unterscheiden sich größtentheils nur dem Namen nach, und sind im Wesen eins, und das Resultat aller Untersuchungen hierüber ist dieses, daß die allgemeine organisirende Naturthätigkeit unter den angegebenen bekannten und größtentheils noch unbekannten äußern Bedingungen aus beiden Samenfeuchtigkeiten ein neues Individuum ins Daseyn hervorrufe. Die Entstehung der verschiedenen Organe und Systeme des neuen Organismus aus den organischen Grundstücken zu reduciren, ist eine ohne Zweifel noch lange nicht auch nur einiger Maßen befriedigend zu lösende Aufgabe der Naturphilosophie; der unlängst bekannt gewordene Versuch, sie zu lösen, beweist es schon. Die Bedingungen der Erzeugung eines männlichen oder weiblichen Individuums sind von den Freunden der Naturphilosophie richtiger als ehemals angegeben werden, indem sie entweder die größere Energie bei der zeugenden Individuen, oder das Uebergewicht der Energie des Mannes über die des Weibes im Akte der

Zeugung, als den Grund des männlichen, und die geringere Energie beider, oder das Ueberwiegen der weiblichen über die männliche als den Grund des weiblichen Geschlechts im neuen Produkte angeben (Schelver, Görres).

Zeus, s. **Jupiter**.

Zeuxis, ein berühmter Maler des Alterthums, aus Heraklea in Großgriechenland gebürtig, blühte 400 v. Chr. und war ein Schüler des Apollodorus. Seine Gemälde wurden außerordentlich geschätzt und theuer bezahlt, sodaß er sich große Reichthümer sammelte und zuletzt sie verschenkte, weil, wie er sagte, kein Preis zu ihrer Bezahlung hinreiche. Seine größte Stärke bestand in Idealen, vornehmlich in weiblichen. Die berühmtesten seiner Arbeiten waren: eine Helena, die er für die Agrigentiner oder Krotoniaten malte (zum Modell saßen ihm 5 schöne Mädchen); eine Penelope, einen Athleten, Jupiter auf dem Throne sitzend, um ihn her die Götter; Herkules als Kind die Schlangen erdrückend. Der allgemeine Beifall machte ihn so eitel, daß er zu Olympia in einem Purpurmantel umherging, worauf sein Name gestickt war. Er täuschte, sagt man, mit gemalten Trauben Vögel; aber Parrhasius täuschte ihn selbst, indem er einen Vorhang so natürlich malte, daß Zeuxis ihn für einen wirklichen hielt und seinen Nebenbuhler bat, denselben wegzunehmen, damit er das Gemälde sehen könne. Ein andermal malte Zeuxis einen Knaben, der Trauben auf dem Kopfe trug, nach welchen die Vögel hackten. Sogleich nahm er das Gemälde weg und sagte beschämt: Ich habe die Trauben besser gemalt als den Knaben, sonst würden die Vögel sich vor diesem gefürchtet haben. In Rom war von seinen Gemälden eine Helena in porticibus Philippi und ein angebundener Marsyas im Tempel der Concordia. Man hatte auch von ihm Monochromata, weiß auf schwarzem Grunde. Auch in Thon soll er gearbeitet haben. Von allen seinen Werken ist nichts auf uns gekommen.

Zeyst, Dorf in der niederländischen Provinz Utrecht, 2 Stunden von Utrecht, ursprünglich ein Eigenthum der Grafen von Zeyst, die hier noch ein Schloß mit sehenswerthen Anlagen haben. Bekannt ist der Ort durch die Ansiedlung einer Brüdergemeinde oder Herrnhuter-Colonie von 300 Mitgliedern, die ebenso sehr durch Industrie, wie durch Bewahrung alter Sitten, Einfachheit, welche sich sogar noch in der Kleidung erhalten hat, mit Recht die Blicke des Beobachters auf sich ziehen. Es lebt die ganze Gemeinde in großen zusammenhängenden Wohnungen, zur Seite des gräfl. Schlosses. Ihre religiösen Versammlungen werden in einem einfachen, schmucklosen Saale geräuschlos auf eine erbauliche Weise gehalten. Sie unterhalten Kunsttischlerei, Fabriken von lakirten Waaren, Handschuhen, Leder, Band, Seifenkugeln, Gold- und Silberwaaren, Talglichtern. Man sieht in der Nähe einen Pyramidenobelisk, zur Erinnerung an die 1579 hier geschlossene Union der 7 vereinigten Provinzen von Holland errichtet. In der Nähe von Zeyst, in der Richtung gegen Amersfort und der Südersee hin, erstreckt sich eine große Haide, die schon mehrmals in neuern Zeiten französischen und holländischen Heeren zu Uebungslagern gedient hat.

Zibethkatze, gehört zu der 4ten Ordnung der Säugethiere, und zwar zu der Familie Ferae, mit spitzen und zackigen Vorderzähnen, und meist nur einem Eckzahn auf jeder Seite. Sie ähneln in der Gestalt des Kopfes dem Fuchse und in der Bildung des Schwanzes der Katze. Sie haben einen grauschwarzen, wellenförmig gestreiften Rücken und einen langen schwarzgeringelten Schwanz und sind im südlichen Asien und im nördlichen Afrika zu Hause. Zwischen dem After und den Geburtstheilen findet sich bei Männchen und Weibchen eine Oeffnung, welche sich in 2 Säckchen endigt, und worin sich

der bekannte Zibeth sammelt. Dieses ist eine schmierige, starkriechende Materie, die von Natur weißlich aussieht, hernach aber dunkler wird. Wegen des balsamischen Geruchs und der medizinischen Kräfte des Zibeths zähmt man diese Thiere, und erhält sie mit vielen Kosten — ehemals vorzüglich in Holland, jetzt aber in der Levante. Jedes Thier wird besonders in einen engen Käfig gesperrt, worin es sich nicht umdrehen kann, und wird mit Milch, Fleisch rc. ernährt. Alle 3 oder 4 Tage öffnet man den Käfig von hinten, und nimmt den Zibeth mit hölzernen Löffelchen aus der erwähnten Oeffnung heraus. In Asien wird der stärkste Handel damit getrieben.

Ziege, Geiß (Capra), ein Thier aus den Wiederkäuern (Pecora); steht in der Mitte zwischen Schaf und Reh. Beide Geschlechter besitzen zusammengedrückte, rückwärts gebogene Hörner, straffe Haare, kurzen Schwanz, gespaltenen Huf, keinen Canal zwischen den Afterklauen, wie die Schafe, und sind bartig. — Der Steinbock (Capra Ibex) ist dem Hirsch ähnlich, mit knotigen Hörnern, bewohnt die höchsten Alpen in Savoyen sowie die sibirischen Gebirge und springt sehr gut über Abgründe und Felsen. Das Gehörn eines bejahrten Steinbocks wiegt wohl 8 Pfund und hat meist ebenso viel knorrige Ringe auf jeder Seite. — Ueber die Bezoarziege (Capra Aegagrus) s. d. — Die gemeine Ziege wird in gebirgigen Gegenden als Hausthier häufig gehalten; da sie mit mancherlei Gräsern und Kräutern vorlieb nimmt, auch selbst manche, für andere Säugethiere schädliche Pflanzen, z. B. Schierling, Wolfsmilch ohne Nachtheil genießt, so ist ihr Unterhalt wenig kostbar. Das weibliche Thier gibt im Verhältniß ihrer Größe eine bedeutende Menge Milch, 3 — 4 Maß täglich, und da sie auch andere Thiere an sich saugen läßt, so wurde sie schon manchmal zur Emporbringung von Lämmern, Kälbern und selbst der Füllen verwendet. Nach Versicherung des Augenzeugen Peter Frank, sollen im Findelhause zu Mailand die Ziegen selbst die Stelle der Säugammen vertreten haben. Der Bock besitzt Muth und Kraft, und stellt sich mittelst der Hörner muthig zur Wehre, er verbreitet übrigens einen durchdringenden Geruch um sich, und wird von Fuhr- und Landleuten als Präservativ gegen ansteckende Krankheiten in Pferde-, Küh- und Schafställen gehalten und gepflegt. Das liebste Futter sind den Ziegen Baumsprossen und Zweige, sie richten daher in Blumen- und Weingärten und jungen Waldanfluge oft große Verheerungen an, und das Treiben in herrschaftliche Forste ist gesetzlich verboten. Die Ziege besitzt am Kiene Barthaare, gebogene und geringelte Hörner (Abart ohne Hörner), sie kann Hitze und Kälte ohne Nachtheil vertragen, ist beinahe so weit als das Schaf über die Erde verbreitet, jedoch viel wenigeren Krankheiten unterworfen. Sie leiden weder an den Pocken noch Egelschnecken, wohl aber an der Räude, an Koliken und an der Läusesucht. Sie stammen aus dem Oriente, und nach Prof. Blumenbach scheint der Bezoar-Bock der Stammvater zu seyn. — Hierher gehört auch die Kameel- oder Angorische Ziege in Natolien, deren Haare das Kameelgarn geben; die syrische Ziege mit kleinen Hörnern und hängenden Ohren; die Zwergziege mit dreieckigen, kurzen Hörnern und struppigen Haaren in Afrika; die Whidaziege aus Afrika, mit kleinen, glatten Hörnern; die chilesche Puduziege, die sehr klein ist und in den Anden heerdenweis lebt. — Die Tibetanischen oder Caschemirziegen, eine verwandte, aber edlere Gattung unserer gemeinen Ziege, sind seit 1820 auch in Frankreich eingeführt und stammen von den tibetanischen ab, die an dem Himalaya weiden. Das Klima in Tibet wechselt oft schnell. Es gibt dort wenig Regen, aber viel Schnee, weil die Winterkälte unter dem Gefrierpunkt ist. Bekanntlich liegt Tibet an der nördlichen Abdachung des Himalayagebirges und Caschemir an der südlichen,

und letzteres ist daher, mit Tibet verglichen, ein wenig wärmer. In Tibet ist diese Ziege ein Hausthier, dem man aber nie eine zu üppige Weide gibt. Die Lieblingsnahrung dieser Thiere sind Laubknospen, würzige Pflanzen, Raute, Heidekraut. Dabei vergißt der Tibetaner niemals, seinen Ziegen wöchentlich wenigstens einmal Salz zu geben, welches sich schon bei der gewöhnlichen Nahrung dieser Thiere als nützlich bewährt. Versetzt man solche aus ihrem kalten gebirgigen in ein wärmeres Land, so ist die naturgemäße Folge, daß erst die Menge der Wolle schnell abnimmt und dann deren Feinheit geringer wird. Ebenso wächst die Wolle sehr langsam in den wärmern Tagen, und um so stärker, je mehr die kältere Jahreszeit herannaht. Der Kopf der asiatischen Ziege ist größer, die Hörner liegen rückwärts und sind etwas gekrümmt, die Beine sind zart. Je kälter die Region ist, wo dieß Thier weidet, je schwerer ist sein Flies. Sorgfältige naturgemäße Nahrung und Pflege erhöht die Feinheit der Wolle. Wie bei den Merinoschafen, geben die Jährlinge die feinste Wolle, und eine völlig ausgewachsene Ziege nicht über 16 Loth. Die Ziegen, welche in Tibet die höchsten Thäler beweiden, haben eine helle Okerfarbe. In niedriger liegenden Thälern wird die Farbe gelb und weiß, und noch weiter unterwärts ganz weiß. Uebrigens haben die höchsten Himalayagebirge, die noch von Menschen bewohnt werden können, auch eine Ziegengattung schwarzer Wolle, welche in Indien und im Bergvaterlande der Ziegen am theuersten als Stoff für Shawls (s. d.) bezahlt wird. — In unsern deutschen Gebirgsgegenden, wo häufig bei sehr starker Bevölkerung das Grundeigenthum wenig getheilt ist und wo sich hoher Kalkboden und nicht allzu saftige Weidepflanzen finden, würde es am ausführbarsten seyn, die gemeine Ziege, die freilich auch eine Shawlwolle liefert, die aber in der Quantität und Qualität der edlern von der tibetanischen oder Caschemir-Race nachsteht, allmählig abzuschaffen und dagegen als Hausthier, hauptsächlich zur Milchnutzung und nebenher der feinen Shawlwolle halber, die Caschemirziege einzuführen. Weniger würde in Großbritannien das nebelige und feuchte Klima die Einführung begünstigen. Das Fleisch der edeln Ziege schmeckt nicht schlechter; auch ist sie eben so milchreich bei guter Pflege. Hier eignet sie sich ganz für die Klasse der kleinen Hauerlinge. Als Hausthier kann man sie leicht von nasser Weide bewahren und wie beim edlen Merinoschaf wenigsten geschehen sollte, an feuchten Tagen unter dem Dache halten. Ein Hauptübel, woran die Caschemirziege leiden soll, ist die Klauenseuche; diese ist aber, wie beim Merinoschaf, nicht Folge der reichen weichen Weide, sondern der unreinen Stallung, in welcher man unvernünftiger Weise das reinliche Thier lange auf seinem ammoniumreichen Dünger stehen läßt, wodurch außer dem Nachtheil der Einathmung ungesunder Luft und des Ungeziefers, das diese Thiere belästigt, auch das Horn der Füße verlezt werden muß und die Fußkrankheit nothwendig folgt. — In Frankreich gedeihen diese Ziegen aus Caschemir vortrefflich. Der unternehmende Baron Ternaux (s. d.) ließ durch den bekannten pariser Professor der orient. Sprachen, Amadée Joubert, davon 1289 Stück 1820 nach Frankreich kommen. Joubert fand diese Ziegen bereits aus Caschemir bis an den Ural in der freien tatarischen Bucharei verbreitet, kaufte solche in den dortigen Steppen, transportirte sie über die Wolga längs der Küste bis Feodosia in der Krim, wo sie des schnellern Transports halber nach Frankreich eingeschifft wurden. Auf der Ueberfahrt, die lange dauerte, starben viele; indeß blieben über 400 durchaus gesunde übrig, die von den Ausschiffungsplätzen Toulon und Marseille theils nach Roussillons Pyrenäen, theils nach den Kalkbergen der Provence und dann nach dem Elsaß und Rambouillet zur Weide geschickt wurden.

Ziegel ist ein künstlicher Stein, der aus Lehm oder Thonerde besteht und seines vielen Eisengehaltes wegen im Feuer eine rothe Farbe annimmt. Die Kunst, Ziegel zu machen, ist schon sehr alt: die ersten Ziegel wurden wahrscheinlich lange vor Moses Zeit in Syrien und Assyrien geformt; im Anfange scheint man sie bloß an der Sonne getrocknet zu haben, später wurden sie gebrannt. Babylons Mauern waren nach Herodot aus gebrannten Ziegelsteinen aufgeführt, zu denen man das Bergpech als Mörtel gebraucht hatte, und aus der Bibel wissen wir, daß auch in Altägypten Ziegelsteine gebrannt und Städte daraus aufgeführt worden; denn die Israeliten wurden gezwungen, Thonerde zu graben und Steine zu brennen, mit dem die Städte Pithom und Raamses erbaut wurden. Wie alle Künste vervollkommneten die Griechen auch die Kunst des Ziegelbrennens; ihnen folgten die Römer nach, welche so dauerhafte Steine zu brennen verstanden, daß dieselben Jahrhunderte hindurch bis jetzt den Stürmen der Zeit Trotz bieten; wie Trajans Säule. Im Mittelalter brannte man glasurte Steine in verschiedenen Farben, deren man sich zu Verzierungen, selbst zu Inschriften, wie noch an der Marienkirche zu Elbing und am Schlosse zu Graudenz zu sehen ist, bediente. Eine Mischung von Lehm und Sand, die man Lehmziegel- oder Backsteinerde nennt, ist der beste Stoff zum Steinebrennen. Der Lehm zu den Ziegel- und Backsteinen darf weder zu fett, noch zu mager seyn, und keinen Kalk oder Mergel enthalten. Am besten läßt er sich behandeln, wenn er einen oder mehrere Winter in freier Luft gelegen hat und ausgewittert ist. Zuerst wird er in einer mit Brettern ausgeschlagenen Grube eingeweicht, dann in einem hölzernen Kasten durchknetet, wobei er auch, wenn es nöthig ist, mit Sand oder andern Lehm vermischt wird. Zu dieser Arbeit, welche gewöhnlich durch Treten mit Füßen, oder vermittelst gewisser Werkzeuge, als Hacken, Schaufeln rc. verrichtet wird, bedient man sich auch einer eigenen Maschine, der Thon- oder Klaymühle. Sie besteht aus einem feststehenden Fasse, in dessen Mitte eine Welle, rund herum mit Messern besetzt, angebracht ist. Die Welle wird vom Wasser, oder von Thieren umgetrieben, und zerschneidet mit den Messern den im Fasse befindlichen Lehm. Wenn die Masse gehörig durchgearbeitet ist, bringt man sie in hölzerne oder eiserne Formen, die nur vier Seitenwände haben, streicht die obere Seite mit einem Streichholze glatt, kippt die geformte Masse auf ein mit Sand bestreutes Brett aus und läßt sie unter einem Schuppen (Ziegelscheune) trocknen. Alsdann werden die Steine und Ziegel in dem Ziegelofen gebrannt. Glasurte Ziegel müssen zwei Mal gebrannt werden. Die Ziegel haben von hrer Form und ihrem Zwecke verschiedene Namen. Aegyptische Luftsteine verden nur an der Luft getrocknet, Brunnenziegel und Kesselziegel sind nondförmig; Falz- oder Mauerziegel haben eine parallelepipedische Gestalt; Pflasterziegel sind 4- oder 6eckig und dienen zum Auspflastern der Fußböden; eilziegel haben eine keilförmige Gestalt; Biberschwänze sind unten rund, ben aber durchlöchert zum Aufnageln; Kaffziegel sind sehr breite Biberhwänze mit einer Oeffnung in der Mitte. Hohlziegel sind konkave Dachegel zum Decken der Forste. Ochsenmäuler sind Dachziegel von einer run-n, gedrückten Gestalt. Paßziegel, Pfannenziegel, Schlußziegel sind bogen, sehr gut zum Dachdecken, aber sehr schwer von Gewicht. Sehr uerhaft sind glasurte Ziegel, die in China mit Blei, sonst auch mit Kalk, ps oder Flußspath überschmolzen werden. Klinker Backsteine haben einen usatz von Kalk, und werden bei sehr starkem Feuer gebrannt; sie sind sehr rt und dauerhaft. Dasselbe gilt von Mundsteinen oder solchen Ziegeln, die fällig am Mundloche des Ofens gestanden und einen sehr starken Feuerad ausgehalten haben. Die Alten kannten schwimmende Ziegel. Plinius

sagt, sie würden in Spanien und Kleinasien aus einer Art Bimsstein gemacht und sänken im Wasser nicht unter. Erst 1791 fand Fabroni bei Castel del Piano, auf der Grenze zwischen Toskana und dem Kirchenstaat, eine Art Bergmehl, welches aus 97 Theilen Kiesel, 12 Theilen Wasser, wenigem Alaun und noch wenigerm Eisen bestand. Wenn aus dieser Erde Ziegel gebildet wurden, so schwammen sie im Wasser, und es ist also dadurch Plinius Aussage bestätigt.

Ziegler (Friedrich Wilhelm), ehemaliger k. k. Hofschauspieler in Wien, Theaterkonsulent und Dramaturg, geb. zu Braunschweig 1760, wurde von Joseph II. um seiner ausgezeichneten Talente und um seiner schönen Figur willen auf die vorzüglichsten deutschen Theater gesendet, um sich für die Hofbühne auszubilden, bei welcher er auch beinahe 40 Jahre hindurch angestellt blieb und zugleich ein sehr fruchtbarer Dichter wurde, dessen Stücke damals mit jenen Ifflands und Kotzebues die wiener und überhaupt die süddeutschen Bühnen vorherrschend erfüllten. Wenn man auch jetzt seine bereits veraltete Sprache nicht mehr ertragen kann, so kann man seinen Stücken gleichwohl Erfindungsgeist, ergreifende Situationen, Kenntniß des Effekts und einen ziemlich guten fortschreitenden Gang nicht absprechen. Seine Parteienwuth wird immer mit Vergnügen gesehen werden. Als 1798 Kotzebue nach Wien kam, waren Ziegler und Brockmann an der Spitze seiner Gegner. Ziegler war von Zeit zu Zeit auch für politische Zwecke thätig, durch manche wohlgelungene Gelegenheitsstücke und in mancherlei andern Wegen. Seine ästhetischen Schriften, sein Unterricht über Schauspielkunst, seine Zergliederung des Hamlets rc., sind übrigens ohne Werth und von der größten Verworrenheit. Seit 1821 pensionirt, lebte er in Preßburg und starb zu Wien den 21sten September 1827 im 69sten Jahre seines Lebens. Von seinen Original-Lustspielen nennen wir noch: Die Schöne und die Häßliche, Brünn 1815, gr. 8vo. und Die vier Temperamente, welches zu Dresden in Druck erschien.

Ziegler (Heinrich Anselm v.) und Kniphausen, einer der berühmtesten deutschen Romanendichter aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., war ein wohlhabender Rittergutsbesitzer aus der Lausitz, der sich emsig mit literarischen Studien beschäftigte, und wenigstens von einem Theile des deutschen Publikums seiner Zeit als einer der eminentesten Schriftsteller angestaunt wurde. Er starb jung, im Jahre 1690, dem 37. seines Alters. Welches Muster er sich gewählt, hat er selbst in der Vorrede zu einem seiner Werke beurkundet, wo er meldet, daß ihn besonders die Heldenbriefe des unvergleichlichen Herrn von Hoffmannswaldau veranlaßt, als ein Blinder dem Lichte zu folgen. Ziegler hatte eine weit reichere Phantasie, als sein Muster. Dieß zeigt sich besonders in seiner asiatischen Banise, einem Romane, der auch bald zu den beliebtesten seines Zeitalters gehörte, in kurzer Zeit mehrere Mal aufgelegt, nach des Verfassers Tode fortgesetzt, und von andern Romanenschreibern eifrig nachgeahmt wurde. Die erste Ausgabe dieser asiatischen Banise oder des blutigen und doch muthigen Pegu ist vom Jahre 1690. Wieder gedruckt ist dieser Roman noch im Jahre 1764. Die Erfindung in diesem Romane, dem eine wahre Begebenheit aus der Geschichte des indischen Königreichs Pegu zum Grunde liegen soll, ist nicht ohne Interesse. Einige Scenen haben viel Wärme. Aber das Gute, das sich in diesem Buche findet, wird erstickt durch den phantastischen Styl, dessen wilde Geschmacklosigkeit Alles übertrifft, was damals auf eine ähnliche Art die deutsche Literatur entstellte. Und doch erscheint dieser monströse Roman noch erträglich, wenn man ihn mit den biblischen Geschichten und Heroiden vergleicht, in denen Ziegler sichtbar mit Hoffmannswaldau um den Preis ringt. Hier

ist kaum noch ein Zug von poetischer Natürlichkeit. Die Erzählung, in taumelnder Prose wird besonders noch durch ihre Süßlichkeit widrig und in den platten Heldenbriefen fehlt es auch nicht an unanständigen Stellen. Aber auch dieses Werk fand so vielen Beifall, daß es mehrere Mal gedruckt werden mußte. Ziegler benutzte die Gunst des Publikums, seinen Geschmack auch in die historische Literatur einzuführen: und auch sein Historischer Schauplatz der Zeit, in Folio wurde sehr gut aufgenommen, und nach des Verfassers Tode fortgesetzt. Eine neue Ausgabe dieses Historischen Schauplatzes oder, wie es nachher betitelt wurde, Historischen Labyrinths der Zeit kam noch zu Leipzig in den Jahren 1728—38 in 3 Foliobänden heraus. Aus solchen Büchern lernte damals in Deutschland die Staats- und Weltgeschichte, wer zu der großen und feinen Welt gehören wollte. Noch einer Untugend machte sich Ziegler schuldig, von der selbst Hoffmannswaldau sich ziemlich rein erhalten hatte. Er neigte sich, als ein galanter Weltmann, zu der Partei der Sprachverderber, die ohne eingemischte franz. Brocken kein zierliches Deutsch schreiben zu können glaubten.

Zierde und Zieren bezeichnet, dieses die Handlung des Verschönerns, jenes die Verschönerung selbst eines an sich nicht hinlänglich schönen Dinges, durch einen Zierrath, d. i. durch ein verschönerndes Etwas, das bloß zu diesem Zwecke mit ihm verbunden wird. Als unentbehrlicher, nothwendiger Theil des Ganzen ist es kein Zierrath. Zierrathen sind in der Malerei Das, was man insgemein Nebensachen nennt. Sie gewinnen in ästhetischer Hinsicht um so mehr Werth, je mehr sie sich dem Wesentlichen des Gegenstandes anschließen, wie unter andern die Manieren in der Musik dem Charakter des Tonstücks, Schnitzwerk in der Baukunst dem Charakter und der Bestimmung des Gebäudes. — Zierlich, Zierlichkeit, Eleganz. Eleganz bedeutet die Eigenschaft eines Dinges, das sich nicht sowohl durch Zierrathen auszeichnet, als durch geschmackvolle Wahl und Zusammenstellung der zur Sache gehörigen Theile, sich in einer schönen und wohlgefälligen Gestalt zeigt. Die Zierlichkeit steht der Pracht entgegen. Nepos sagt vom Attikus, er sey elegans, non magnificus gewesen. Zur Zierlichkeit gehören also keine überflüssigen Kostbarkeiten, sondern, was das latein. Wort ausdruckt, eine die Schönheit befördernde Wahl und Verbindung des Nothwendigen. Ein kleines Haus kann sehr zierlich gegen einen sehr unzierlichen, weitläufigen Pallast seyn, wenn in demselben alles Ueberflüssige vermieden, das Nothwendige nach den besten Verhältnissen gemacht, jede Kleinigkeit mit Fleiß ausgearbeitet, und jeder auffallende Uebelstand eines sonst othwendigen Theils desselben verdeckt ist. Die Zierlichkeit muß den Mangel er Pracht und des Reichthums ersetzen. S. Verzierungskunst. — in den schönen Redekünsten ist Zierlich nur eine Eigenschaft des niedern Schönen, wenn das Niedliche und Sanfte sich mit einander verbinden und lles mit Geschmack gewählt und ausgeführt ist. Nur Kleinigkeiten können erlich seyn; dem Großen, Starken, Heftigen, Erhabenen widersteht es ırchaus. Auch der Pracht ist es entgegengesetzt; daher liegt es nur in m Wesentlichen der Form, und verbietet eine große Fülle. Zierlich sollen ır die kleinen Spiele der Dichtkunst seyn, wie Epigramme, Madrigale, riolets, kleine Lieder; zierlich soll der Brief, nicht aber die Geschichte seyn. er Ausdruck ist zierlich, wenn er den Geschmack weder durch unedle, unchige, unreine Ausdrücke, noch durch Uebelklang beleidigt. Zierlich kann r die Kunst und ein gebildeter Geschmack seyn. Muster der Zierlichkeit Deutschen sind auch nicht häufig, weil ebenfalls die Feinheit und Feile fehlen; einige Kleinigkeiten von Göthe, von Götz, Gleim und Jakobi chten hieher zu rechnen seyn.

Zierpflanzen nennt man überhaupt Blumen und andre Gewächse, welche mehr zur Zierde der Gärten als zu einem ökonomischen Zwecke erzogen und genährt werden. Der Raum verbietet, sie hier Alle auch nur zu nennen; wir wollen daher hier nur ihre Pflege im Allgemeinen und die vorzüglichern berühren. Alle bekannte Blumen, welche wir dermal in unsern Gärten und Glashäusern bauen, sind meistentheils durch Kunst veredelt, und zu ihrer dermaligen Vollkommenheit durch die auf sie gewendete Pflege gebracht. Ihre Vollkommenheit ist daher nur in der Fortsetzung gleicher Kultur bedingt; sowie diese aufhört, treten die Pflanzen wieder in ihren ursprünglichen Stande zurück. Die Kultur selbst ist so verschieden, als es genera, selbst species von Gewächsen gibt. Denn jedes Gewächs verlangt eine seinen natürlichen Eigenschaften zusagende Kultur. Solche Eigenheiten sind, nach dem Vaterlande, Klima desselben, Boden, Stand, Vermehrungsart rc. bedingt, und diesen Eigenheiten muß die Gartenkunst genügend begegnen, da sie den Anbau der verschiedenartigsten Gewächse auf einem kleinen Raume erzwingen muß. Ja, die Gartenkunst theilt sogar den Pflanzen eine höhere Vollkommenheit mit, als sie ursprünglich haben. Aber weil diese Kultur die ursprünglichen Bedingungen ersetzen soll, so ist solche nur gewaltsam möglich, da die Natur gezwungen werden muß. Die Pflanzen müssen daher leiden und verlieren ganz sicher an ihrer natürlichen Kraft. Man bemerkt solches, daß solche Pflanzen nicht die Größe und Ausdehnung, auch nicht das Alter und zahlreiche Vermehrung erhalten, als an ihrem ursprünglichen Standorte. Daher muß die Kunst dahin wirken, den Eigenheiten jeder Pflanze soviel als möglich zu entsprechen, um die nämliche Vollkommenheit zu erzwingen. Solches erschwert aber die Kultur der Blumen außerordentlich, da die Verschiedenheit jener ursprünglichen Eigenheiten gar zu groß ist, daher um jeder nachzukommen, großer Aufwand erforderlich seyn müßte. Die Gartenkunst hat zur Hebung dieses beschwerlichen Standes schon lange her getrachtet, die Kultur der bekannten Blumen systematisch zu betreiben. Allein, wir sind noch weit vom Ziele, und bei diesem gewaltsamen, aber nothwendigen Verfahren werden viele der schönsten Gewächse aufgeopfert, wenn nur die Mehrzahl erhalten wird. Dieses wird so lange dauern, bis uns die Natur zu Hülfe kommt. Solches geschieht durch das Aclimatisiren der Gewächse. In solchem besteht eigentlich die vornehmste Kultur. Bei den meisten Gewächsen ist solches schon gelungen, und täglich versucht sich hierin noch ferner die Erfahrung. Hierdurch nur wird die Kultur im Allgemeinen erleichtert, die Blumisterei im Ganzen befördert, und so der gütigen Natur das Meiste überlassen. Alle bekannten Blumen werden daher nach den bekannten drei allgemeinen Kulturmethoden behandelt, nämlich als Pflanzen, welche im Freien ausdauern, als Glashaus- und Treibhauspflanzen. In diese drei Methoden zwingen wir alle Arten und schlagen alle über einen Leisten. Jemehr wir nun Gewächse aclimatisiren, um so weniger dürfen wir sie in den Glas- und Treibhäusern aufbewahren. Die hierauf zu verwendende Mühe wollen wir Pflege im Allgemeinen heißen oder Kultur in Specie. Solche enthält 1) die rechte Mischung und Bereitung des Bodens, 2) die Bearbeitung desselben, 3) die Unterhaltung der einzelnen Pflanzen, in deren Wart und Pflege in Specie. Die Mittel, diese Kultur zu unterstützen, sind dann Wasser, Luft und Dunggebung, oder im Allgemeinen die künstliche Verbesserung des Bodens, um es den Gewächsen zu erleichtern, die vorhandenen Nahrungsstoffe, sowie bei deren künstlichen Vermehrung den erzeugten Vorrath sicherer sich anzueignen. Der erhöhte Nahrungsstoff schafft dann in den Pflanzen mehr Kraft, um den Einwirkungen des ungewohnten Klimas zu widerstehen und

durch Gewohnheit solches vertragen zu lernen. Auf demselben Boden die verschiedenartigsten Pflanzen erziehen, wovon jede eine andere Erdart, einen andern Stand erheischt, ist ein gewaltiger Zwang der Natur angelegt. Um so besser muß daher dieser Gartenboden zusammengesetzt seyn, wenn er allgemein entsprechen soll. Hierin kann die Kunst nur allein wirken, indem sie die ursprünglichen Erdarten vermischt, viel humus erzeugt, und so die fruchtbarste Gartenerde schafft. Da aber fast alle Blumengewächse einen leichten mürben Boden lieben, so bleibt in allem Gartenboden der Sand ein vorzüglicher Bestandtheil desselben. Bei fetkem Thonboden ist das öftere Aufführen von Sand die erste Nothwendigkeit. Uebrigens muß jeder Gartenboden wenigstens zwei Grabeisen tief seyn, und sehr gut ist es, wenn er die Feuchtigkeit hält, und eine Thonunterlage hat. Zu allen Pflanzungen muß der Boden gegraben, und so die Erdschichten sogleich recht mit einander vermischt werden. Töpfe füllt man nach einigen Jahren gerne um, indem man einige Jahre hinter einander immer größere Töpfe gibt. Dann aber dürfen die Gewächse auch mehrere Jahre in denselben stehen, wenn nur immer frische Erde nachgegeben wird, damit die Töpfe am Rande nicht leer werden. Allen Gewächsen dient ein österes Behacken der Erde und ein Auflockern derselben um die Wurzeln, damit Luft, Licht und Feuchtigkeit auch in die untern Erdschichten wirken können, und den Boden beleben, dadurch vorzüglich die Vegetation der Pflanzen durch die verschiedenen abgesetzten Stoffe reizen; deßhalb ist auch ein zu naher oder enger Stand der Pflanzen dem Wachsthum stets nachtheilig, welches auch bei Topfgewächsen deutlich zu bemerken ist, wenn sie im Gewächshause zu gedrängt stehen, oder wenn sie im Verhältnisse zu ihrer Größe zu kleine Töpfe haben. Selbst die Erde in den Töpfen muß man öfters aufkratzen, um den Wurzeln Luft zu geben. — Deßhalb bringt man dieselben, so lange man kann, immer ins Freie, damit Luft, Sonne und Regen auf den Boden wirken können. So lange solche Töpfe im Freien ohne Schaden stehen bleiben können, soll man dieselben stehen lassen, da dieselben um so kräftiger werden, und dann eher sich durchwintern. Bei trocknem Wetter, wo auch die Töpfe so ziemlich ausgetrocknet sind, bringt man solche in die Winterquartiere, und vertheilt dieselben nach ihren Eigenschaften, entweder in die Winterung im Freien, z. B. Nelken, Aurikel, oder in die Glashäuser und in frostfreie Zimmer, oder in die Treibhäuser. Hiebei bemerkt man im Allgemeinen, daß alle Pflanzen, welche den Winter über nicht wachsen sollen, so dürftig als möglich nur begossen werden dürfen. Starke Feuchtigkeit ist denselben tödtlich. Nicht so strenge darf man bei jenen Topfgewächsen seyn, welche in Winterungen im Freien gebracht sind, aber um so strenger bei jenen Pflanzen, welche in frostfreien Zimmern oder Kellern überwintert werden, hauptsächlich, wenn sie des Lichts entbehren müssen. Kann man seinen Pflanzen zu jeder Zeit Licht und Wärme geben, und sind sie gegen das Erfrieren und den Schimmel verwahrt, so lassen sich in einem frostfreien Zimmer die feinsten Treibhaus-Pflanzen überwintern. So überwintert sehr gut Haemanthus puniceus, Hibiscus rosa sinensis, Hemimeris coccinia, Pelargonium tricolor, Agave etc. Agapanthus umbelatus, dann Volkameria japonica, Cheiranthus incanus, welches gewiß am schwersten zu überwintern ist. Alle Kunst aber ist nur auf Zwang berechnet. Aller Zwang ist der Natur zuwider, daher muß er, der Natur, dem Organismus der Pflanze, wehe thun. Gewaltsam ist dieselbe getrieben, und die Folge ist Entkräftung. Da wir also die Folge kennen, so müssen wir nur solche Pflanzen zum Zwange wählen, welche mehr Kraft haben. Es sind solche, welche im Freien erzogen sind; nur von solchen läßt sich die Erreichung des Zweckes erwarten. Wollen

wir daher z. B. Rosen, Iris, Flieder, Hyacinthen ꝛc. zum Treiben wählen, so nehmen wir solche, welche das Jahr über kräftig im Freien herangewachsen sind; dieselben zweimal hinter einander zu treiben, ist unmöglich, da die Natur erschöpft ist. Bei der gewaltsamen Anstrengung der Natur muß die Kunst unausgesetzt thätig seyn, fortgesetzte später successive erhöhte Wärme befördert die Vegetation. Letztere verlangt Nahrung, welche gute Erde und Wasser ersetzen muß. Man muß die Pflanze sich als krankhaft vorstellen, daher die Pflege genauest besorgen. Schnelle Abwechslung der Temperatur macht die warmen Säfte stockend. Mangel des Lichts erschwert die Entfaltung und hält die Vollkommenheit zurück. Mangel an Wasser ist Mangel an Nahrung. Diese Nothwendigkeit aber im Uebermaße angewendet, verdirbt wieder ebenso leicht die Pflanze, da sie ihre ganze Kraft zum Triebe angewendet hat, daher nicht mehr mit übriger Kraft einem Mangel widerstehen kann. Der geringste Fehler läßt den Zweck vereiteln. So thätig die Natur ist, um so thätiger muß die Kunst, und nur allein im nämlichen Verhältnisse seyn, d. i. nicht mehr und nicht weniger. Deßhalb lassen sich auch in einem Treibhause die verschiedenartigsten Gewächse vereinigen, obschon viele ganz entgegengesetzter Natur sind. So sehen wir im Treibhause jene ausländischen Gewächse, welche unsere freie Luft gar nicht vertragen, neben vielen einheimischen kalten Pflanzen herrlich mit einander vegetiren. Allein während dieser Stand den erstern nur zu ihrer Erhaltung unentbehrlich ist, so treibt derselbe letztere gewaltsam und befördert vor dem natürlichen Zeitpunkte die Vegetation. Und doch vertragen sich solche, da jene Unentbehrlichkeit für diese zweckgemäß benützt wird. In den Winterungen werden alle Topfgewächse untergebracht, und zwar: in Winterungen im Freien, z. B. ausgeleerten Mistbeeten, alle Pflanzen, welche den Winter in dem Boden im Freien aushalten; nur wo die Lage recht warm ist, wagt man es, mit einigen zartern Gewächsen, z. B. dem cheirantus incanus, lichnis Fl. pl., einigen Rosenarten, auch einigen pelargonien etc. In Glashäusern oder frostfreien Zimmern kommen also alle Pflanzen, welche den Winter über ruhen sollen. Jedoch müssen dieselben auch hier nach dem Lichte geordnet werden, da solches viele Pflanzen selbst zu ihrer Lebensnothdurft nöthig haben. Die meisten Glashäuser können durch Kanäle bei großer Kälte, wenigstens überschlagen, erwärmt werden; mehr Hitze ist schon schädlich, dann aber müssen um so strenger die Läden angelegt werden, damit die Pflanzen bei der Wärme und dem Lichte nicht treiben. Es ist besser, solche Pflanzen stehen kalt, nur nicht gefrieren darf es in solchen Häusern. Dasselbe Verhältniß hat die Ueberwinterung in frostfreien Zimmern. Hier stellt man am besten seine Töpfe so nahe als möglich ans Fenster auf eine hohe Stellage, welche man auf Walzen erbauen läßt, um solche vor- und rückwärts zu schieben. Bei Thau- und warmen, aber nicht Regenwetter, öffnet man die oberen Fenster, und gibt, so oft es thunlich, frische Luft, besonders aber Zugluft. Hiebei muß man sich aber in Acht nehmen, daß man nicht bei kaltem Wetter Luft gibt, wo die Gewächse eben einige Zeit warm gestanden haben, sondern man muß nur nach und nach die Luft zuströmen lassen: bei feuchter warmer Witterung schadet Luftgebung weniger. Doch ist es besser, solche auch nur allmählig zu geben. Man gibt nur in den Mittagsstunden frische Luft. Bei kaltem Wetter aber schiebt man bei der Nacht die Stellage ganz zurück und behängt die Fenster von innen, oder macht die Läden zu. Dauert die Kälte länger, kann man auch, jedoch sehr wenig, auf einmal, aber Nachts und Frühe, einheitzen. Am sichersten nimmt man auf ein Paar Tage die zarten Gewächse ins Zimmer. Man gießt mit so ziemlich kaltem Wasser, jedoch, nur äußerst wenig. Besonders bei feuch-

tem Wetter muß man gar nicht gießen, und es schadet nicht, wenn auch manche durstige Pflanze ein Paar Tage schon gewelkt hat, und dann erst gießt man jeden solchen Stock sehr dürftig. Allen Glashauspflanzen werden bei gelindem Wetter die Oberfläche der Erde aufgekratzt, und solches so oft wiederholt, als sich Schimmel zeigt. Nimmt solcher überhand, so muß man den Stock auf einige Zeit in das warme Zimmer ans Fenster stellen und die Erde fleißig umarbeiten und nicht gießen, oder wo es möglich ist, frische trockene Erde zwei Finger hoch auffüllen. In Treibhäusern und Winterfenstern wird die Vegetation durch künstliche Wärme und Licht unterhalten. Gewöhnlich sind Treibhäuser mit Beeten versehen, worin Pflanzen eingesetzt werden. Solche müssen das meiste Licht haben. Dieselben sind gewöhnlich Lohbeete, in welche die Töpfe eingesetzt werden. Diese Beete müssen zwei bis dreimal angewärmt und einmal erneuert werden. Ersteres geschieht durch Umlegen frischer Lohe, letzteres durch Auffüllen von Lohe oder Dung im ganzen Beete. Gewöhnlich setzt man erst nach drei bis vier Tagen hierauf (bei dem Belegen oder Erneuern solcher Lohbeete) die Töpfe ein. Dann weiter zurück kommen auf Stellagen die Topfgewächse. So lange es kalt ist, muß durch ein richtiges gleichmäßiges Heitzen die Wärme unterhalten werden. Man verschafft den Pflanzen nur durch Oeffnung von einzelnen Scheiben an der Höhe Luft, ohne die Temperatur zu unterbrechen. Es sind beide Extreme der übermäßigen Ofenhitze und der geschwinden Abkühlung verderblich, deßhalb muß man sich mit dem Heitzen nach der Witterung richten. Da die Gewächse hier wachsen sollen, so müssen sie schon mehr begossen werden, deßhalb müssen alle Pflanzen das erforderliche Licht genießen. Bei Nacht müssen allemal die Läden angelegt und sonst noch gut verwahrt werden. Die übrige Behandlung ist dann dieselbe wie bei den Glashauspflanzen. Ganz gleich kömmt das Treiben der Pflanzen am Winterfenster. Hat man Lust, sich eine größere Zimmergärtnerei anzuschaffen, so darf man nur die Winterfenster mit breiten Rahmen umgeben lassen, um zwei Töpfe neben einander setzen zu können und am obern Fenster ein Brett einlegen. Nachts läßt man die innern Fenster offen, auch bei großer Kälte des Tags über. Ja, öfters müssen, wenn die Kälte andauert, die Stöcke hereingenommen werden. Selbst im Sommer ist ein Winterfenster für viele Gewächse unentbehrlich. Z. B. für alle Arten Passilien, Volkameria, Iris formossissima, Tuberosen, einige Arten Mesembriantemen und Ericen 2c. Wo man solches nicht hat, gibt der Stand, hinterm Fenster, das nämliche. Aber um so mehr muß gegossen werden, da hier die Hitze versengend ist. Die Fortpflanzung aller Blumengewächse geschieht durch Samen, durch Zertheilung der Wurzeln, durch Ansetzung und Abnahme der Brut bei Zwiebeln, durch Stecklinge, Senker und Ableger. 1) Bei Blumen sieht man darauf, daß man nur vollkommenen Samen zur Aussaat erhält, deßhalb muß man die Samenpflanzen ebenso pflegen, als jene in der Blüthe. Man gießt dieselben fort wie zuvor und stellt die Töpfe in eine warme Lage, schneidet die Stöcke bis auf einen Samenstengel oder einige Schoten ab und verwahrt dann dieselben gegen allenfallsige Beschädigungen. Man behält dieselben immer im Auge und nimmt entweder den zeitigen Samen nach einander, oder, wenn er ganz gezeitiget, zur rechten Zeit ab, ohne solchen ausfallen zu lassen. Sollte Same im Herbste bei frühe einfallender kalter Witterung nicht mehr zeitig werden, so bringt man dieselben in die Winterung und setzt solche zunächst ans Fenster, ohne sie mehr zu begießen. Am besten läßt man dann den Samen in den Hülsen bis zum Verbrauche. Vieler Same wird erst im zweiten Jahre, vieler Same nur allein im ersten Jahre ausgesäet. Doch behält der meiste Blumensame auf zwei Jahre

Keimkraft, wenigstens jede Art zum größten Theile. Den Winter über hebt man allen Samen, niemals in einem geheizten, sondern in einem frostfreien Zimmer auf. Bei strenger Kälte bedeckt man den Samen mit einem Tuche. Man säet nur in trockne Erde, und zwar je feinkörnigter der Same ist, mit um so weniger Erde wird derselbe bedeckt. Mancher wird nur oben auf die Erde ohne Bedeckung gesäet. Uebrigens muß man den Samen so vertheilen, daß jedes Korn ½ Zoll, bei größern Gewächsen bis zwei Zoll von einander zu liegen kömmt. Ein Einweichen des Samens ist nothwendig, dagegen säet man nur in mit der Hand zerriebener Erde, und nimmt solche feingemachte Erde auch zur Bedeckung, dann begießt man den Samen mit der Brause, und wiederholt solches, so oft der Boden abgetrocknet ist. Geht der Same zu dicht auf, so verzieht man solchen. Vieler Same muß sogleich auf Ort und Stelle gesäet werden, da sich derselbe nicht verpflanzen läßt, z. B. Mohn, Reseden, Rittersporn ꝛc. Andere aber werden besser verpflanzt, wenn vollkommene Blumen daraus werden sollen. Alle ausgesetzte Pflanzen müssen sogleich eingegossen werden. Man verpflanzt nur am Abend. Aller Same muß im Frühjahre, wo die Luft zu geschwinde trocknet, alle Tage mit der Brause begossen werden, solches vertreibt am sichersten die Erdflöhe. Da alle Blumen geschwinde wachsen sollen, so werden die jungen Pflanzen, sobald sie nur angewachsen sind, behackt, und solches öfters wiederholt, da durch das viele Gießen der Boden um die Wurzel sich zusammendrängt. Zarte Gewächse in Töpfe gepflanzt behält man 8 — 14 Tage hinterm Fenster, bis solche angewurzelt sind. Ebenso verlangen dieselben öfteres Begießen und Auflockerung der Wurzeln. — 2) Durch Zertheilung der Wurzeln. Solches geschieht im Herbste nach der Blüthe und im Frühjahr. Sowie im Feldbau, so bleibt auch der Wechsel der Gewächse ein vorzügliches Mittel zu deren Vollkommenheit; niemals soll man unter drei bis vier Jahren dieselben Pflanzen auf den nämlichen Ort bringen, und stets im Garten damit wechseln, selbst dann nicht, wo man auch glaubt, solches durch die Menge Dung erzwingen zu können. — 3) Durch Abnahme der Brut. Viele Gewächse, besonders aber Zwiebel, setzen junge neben sich an der Wurzel an, z. B. Primulae veris, Maslieben ꝛc. welche nur dann weggenommen und wieder eingesetzt werden dürfen. Ebenso ist es mit der Brut der Zwiebeln. Man nimmt solche, wenn man die Zwiebel wieder legt, ab, und steckt sie allein aus, ebenso, wie die Mutterzwiebel, und zwar so lange, bis sie blühen. Gemeiniglich dauert solches bis zum dritten Jahre. Um mehr Brut zu erhalten und solche schon im zweiten Jahre zur Blüthe zu bringen, darf man nur die Mutterzwiebel in der Erde liegen lassen und sie nicht alle Jahre heraus nehmen. Ebenso die ausgesteckte Brut. Bei Ranunkeln und Tulpen nimmt man alle Jahre Brut und Mutterzwiebel auf, und glaubt, daß sich sonst die Farben verlaufen. — 4) Durch Stecklinge, Senker und Ableger. Man schneidet ein kleines Nebenzweiglein, woran etwas Holz ist, am Stocke ab, setzt solches halb Zoll auch Zoll tief in einem Topf mit fetter Erde, drückt die Erde rings um an und begießt solches. Man nimmt demselben zuvor die untersten Blätter. Die Töpfe setzt man entweder an einem Ort, welcher beständig Schatten hat, oder so lange hinters Fenster, bis die Stecklinge angewachsen sind. Ist der Steckling gesund, und man hat solchen hinterm Fenster gestellt, so ist kein Zweifel, als daß solcher anschlägt. Die beste Zeit, Stecklinge zu pflanzen, ist im Monat Mai und Juni, doch gerathen dieselben auch im September. Setzt man dergleichen im Monat Mai, so bringt man dieselben nach vier Wochen ins Freie, düngt sie stark und lockert sie einmal auf; dieselben werden dann bis in den Herbst ungewöhnlich stark,

um so eher widerstehen sie den Einwirkungen des Winters. Man nehme aber von perennirenden Gewächsen solche Stecklinge, welche immer etwas Holz hatten. Senker zu machen ist das allerleichteste von der Welt. Bei perennirenden Gewächsen im Garten darf man nur einen Zweig herabbiegen und dann mit einem Häckchen in der Erde festhalten. Viele schneidet man wie die Nelken ein. Bei Topfgewächsen stellt man einen andern Topf neben dem Mutterstock, und zieht einen oder mehrere Zweige herüber und schneidet sie eben so ein, wie Nelken. Solche Senker dürfen selbst im Freien stehen bleiben. Man schneidet dieselben vom Stocke ab, wenn sie angewachsen sind, und behandelt sie, wie die Stecklinge. — Einige Blumen, die eben so leicht zu erziehen, als zu warten sind, sollten auch im Garten des Landmanns und des Bürgers stehen. Wir nennen hier nur einige und zwar 1) Nelken. Wenn man nicht auf Spielereien ausgeht, kann man mit leichter Mühe sehr wohlriechende und schöne Nelken haben, wenn man sich einige Ableger verschafft. Kann man diese nicht ohne große Kosten bekommen, so suche man sich nur guten und vollen Nelkensamen vorzüglich aus gefüllten Blumen zu verschaffen, und säe diesen am Ende April in ein mäßig gutes, ja nicht zu fettes Land, weitläuftig genug, und bedecke ihn ganz flach mit feiner Erde, nachdem man ihn vorher fest angetreten hat. Man muß diesen Samen fleißig besprengen und feucht erhalten. Haben die jungen Pflanzen acht bis zehn Blätter, so verpflanze man sie in ein mäßig gutes Land, und halte sie nur rein vom Unkraute. Im nächsten Jahre im Julius wird man freilich manche ganz schlechte, aber jedoch auch manche recht artige Nelke finden. Hat man einige recht vorzügliche Blumen, so wird man ihnen eine Güte thun, wenn man dieselben mit Wasser, worin Gemüse, besonders Kohlgewächse abgebrüht sind, begießt. Doch muß dieses Wasser nicht zu alt und faulig geworden seyn. Man muß aber auch von schönen Blumen nicht alle Knospen zur Blüthe kommen lassen — die schlechtesten Knospen bricht man weg, besonders die dicht am Hauptknopf sitzenden. Wie man Nelken absenken soll, kann man bei jedem Gärtner lernen. Sehet nur darauf, daß die Zweige, welche abgesenkt werden sollen, völlig reif sind. Aus solchen Zweigen kann man auch Schnittlinge machen. Man schneidet nämlich den Zweig mitten in einem Knoten von dem Stengel ab, spaltet ihn in der Mitte, und steckt ihn bis an die Krone in die Erde. Man muß einen solchen Steckling mäßig feucht und unter einer zerbrochenen Glasflasche bedeckt erhalten. Unter einer solchen Glasflasche haben fünf bis sechs Stecklinge Platz, die nach etwa vier bis fünf Wochen gute Wurzeln getrieben haben. Die Federnelken wird man gut erhalten, wenn man sie im dritten Jahre umlegt, und zerreißt, welches am besten im August geschieht. Daß man durch künstliche Befruchtung, sich neue Sorten Nelken verschaffen kann, ist schon längst bekannt. Auch dürfte man nur verschiedenartige Sorten neben einander blühen lassen, und den Samen davon aussäen, um gleichen Zweck zu erhalten. Um die Wartung der Ableger zu vereinfachen, könnte man mehrere derselben in Blumenäschen einpflanzen, um sie im künftigen Jahre ins Land zu verpflanzen, indem man jedoch den mittelsten Ableger stehen ließe. Wer es kann, schütze die Nelken durch ein Verdeck, so bald sie anfangen wollen zu blühen. Man bekömmt edleren Samen, und die Flor dauert länger. In den Regeln, nach welchen man die höhere oder geringere Schönheit dieser Blumen beurtheilen soll, möchte wohl oft viel Willkürliches enthalten seyn. Wenigstens macht die Seltenheit in Bau und Farbe die Schönheit noch nicht. — 2) Rosen. Diese schönen Blumen liebt man fast zu wenig; und doch belohnt die gewöhnliche hundertblättrige die ganz kleine Mühe, welche sie erfordert, so reichlich. Schneidet nur den

Strauch rechts aus, schneidet die schlechten und schwachen und zu alten Zweige hinweg, grabet den Boden rings umher um, und gebt ihm ein wenig Dünger, und ihr werdet viele und schöne Blumen gewinnen. Wollt ihr Rosenstöckchen, die gut bewurzelt sind, im Anfang des Frühjahr versetzen, so könnt ihr oft im Herbste, wenn anders der Herbst gut ist, schöne Blumen haben. Manche Stöcke haben die Art, zweimal im Jahre zu blühen, und diese sollte man recht pflegen, und bald nach der ersten Blüthe umgraben — düngen — begießen, jedoch nicht alle Knospen zur Blüthe kommen lassen. Die verschiedenen andern Sorten von Rosen, von welchen viele so zärtlich und weichlich sind, gehören hierher nicht — die weiße Rose wird übrigens ebenso behandelt, wie die hundertblättrige. — Man hat auch eine weiße hundertblättrige. Erstere wuchert sehr. Will man sich eine Rose im Winter ziehen, so setzt man im Herbst ein Stöckchen in einen Asch oder Blumentopf, der aber geräumig genug seyn muß, ein, und hält das Stöckchen feucht — nicht ganz durchaus naß — bis er anfängt zu treiben. Hat man etwa eine seltene Art Rose, die keine Ableger treiben will; so hebt man eine der Wurzeln so weit in die Höhe, daß sie nur oben noch mit Erde bedeckt ist. Will man schöne gelbe Rosen haben — pflanzt man sie in ein kiesiges Land, etwa an einem Berg oder Abhang. Am vortheilhaftesten setzt man die Rosen im Herbste um. Die Läuse auf dieser Blume tödtet man durch einen schwachen Absud von Tabak. Sehr nützlich ist folgende Anweisung von Dietrich. Man pflanzt zwei oder dreijährige Wurzelsprossen, im Frühling, in Töpfe mit fetter Sanderde, und wenn sie abgeblüht, bringt man sie im Herbste in eine Kammer, wo es nicht friert, und hier werden sie mit lauem Wasser zuweilen benetzt. Im Frühling, wenn die Nachtfröste vorüber sind, stellt man sie in einen schattigen Ort ins Freie. — 3) Maiblume. Will man diese Blume recht schön haben, so hebe man gegen Herbst (Ende August) aus der Wildniß, an zuvor bezeichneten Stellen, sie aus, und pflanze sie an eine feuchte und schattige Stelle in den Garten, in gutes Land. Man wird viel schönere, stärker duftende und mit mehrern Glöckchen versehene Blumen erhalten. Die Zeit, wo man seine Maiblumen im Garten umlegen kann — welches allezeit um das vierte, fünfte Jahr geschehen muß — ist das Ende des Julius oder der Anfang Augusts. Man nimmt übrigens diejenigen zum Versetzen, welche die stärksten Keime haben, indem sie am ersten tragen. Es müssen jedoch die Pflanzen nicht so nahe beisammen stehen. — 4) Aurikeln. Diese liebliche Blume ist doch ein wenig eigensinnig. Kann man ihnen einen schattigen, nur von der Abendsonne erwärmten Standort, ein mäßig gutes, nicht schweres und nicht leichtes, weder trocknes noch nasses Land geben, so gedeihen sie am besten. Man verpflanzt sie im August aus den Ablegern der alten Stöcke, wenn diese auch gerade nicht viel Wurzelfasern haben sollten. Man hüte sich aber, ganz unbewurzelte Ableger abzunehmen, die man lieber noch bis aufs nächste Jahr stehen läßt. Länger als drei bis vier Jahre die Aurikeln auf einem Orte stehen zu lassen, ist nicht rathsam. Ein sehr mäßiges, aber öfteres Begießen ist ihnen sehr zuträglich. Allzuweit von einander soll man die Aurikeln nicht pflanzen, sondern also, daß ihre Blätter Schatten den Wurzeln verschaffen. Sehr viele dieser Blumen blühen im Herbste nochmals, wiewohl die Blüthe sparsamer ist. Man hat nicht nöthig, dieß zu verhindern, denn der Stock wird nicht dadurch geschwächt, wenn sonst die Erde nur mäßig gut ist. Die Aurikeln müssen allezeit etwas erhöheter stehn, als die umliegende Gegend, damit die Feuchtigkeit abziehen kann — dann schadet ihnen auch die strengste Winterkälte nicht. Sehr nöthig ist es, den Aurikeln die angefaulten und vergelbten Blätter zu nehmen, indem dadurch

sehr leicht der ganze Stock in Fäulniß gesetzt wird. Levkoien. Sommerlevkoien muß man jährlich wieder aus dem Samen nachziehen. Man säet sie im März und läßt sie unverpflanzt stehen, oder aber, man verpflanzt sie auch. Im freien Lande werden sie besser blühen als in Töpfen. Sobald sie Knospen haben, untersucht man dieselben, um zu sehen, was gefüllt werden will. Zum Samen muß man sich diejenigen Sorten wählen, welche gern ins Gefüllte fallen, und um schöne Blüthen von diesen zu erhalten, muß man nicht alle Zweige in Blüthe kommen lassen. Ueberhaupt bringen auch die Levkoien mehr Blumen, je fleißiger man dieselben abschneidet. Die Winterlevkoien, welche man ebenfalls im März säet, werden im August in Töpfe gesetzt. Diese und andere Pflanzen, welche man durchwintern will, läßt man im Herbst so lange als möglich im Freien, und, wo es irgend angeht, bringt man sie in mäßig warme Stuben — in Kellern und tiefen Gewölben halten sie sich zwar, aber sie werden auch sehr kränklich. Gegen die wärmern Frühlingstage gewöhnt man sie allgemach an die freiere Luft, durch Oeffnung der Fenster u. s. w. Ein mäßig gutes Land und sonniger Stand ist diesen Blumen am zuträglichsten. Lilien und Narzissen werden durch ihre Zwiebeln vermehrt, die man einen halben Fuß tief legt. Ums 4. Jahr muß man dieselben umlegen, welches im August oder September geschieht. Resede, ein wohlriechendes Gewächs, was fast gar keine Mühe fordert, wenn es seinen rechten Platz findet. Man darf nur von einer Staude den Samen ausfallen lassen, und das Plätzchen nicht umgraben. Oder man streut im Herbste an einen schicklichen Platz den Samen aus, und überläßt ihn seinem Schicksal. Im andern Jahre wird man Pflanzen genug bekommen. Rosmarin vermehrt man am besten durch Schnittlinge, die man im März mitten durch einen Knoten abschneidet, in gutes Land einpflanzt, einige Wochen feucht, schattig und kühl hält, ohne Gerstenkörner dabei zu pflanzen, welches nur zufällig etwa einmal nützen kann. Die jungen bewurzelten Pflanzen setzt man in Töpfe, und durchwintert sie in Stuben oder wohlverwahrten, aber nicht zu warmen Kammern. Tulpen wird man schwerlich in kleinen Gärten viel anbauen; will man aber bloß einige einfarbige Sorten, so ist das nicht mühsam. Man kann dieselben viele Jahre auf dem nämlichen Platze stehen lassen, auf welchem sie gestanden haben. Bunte und andere von den Liebhabern sehr geschätzte Sorten, müssen öfter, wenn auch nicht jährlich, frisch gelegt werden. Man fängt um Michaelis schon an, die Zwiebeln einzulegen (welche man nach der Reife des Samens ausgenommen hat), und fährt damit so lange fort, als es die Witterung erlaubt. Man verfährt bei Behandlung der Tulpen ebenso wie bei Behandlung der Hyacinthen, die eine sehr gute, aber lockere und sandige Erde erfordern, wenn man große mit vielen und gefüllten Glocken versehene Blumen liebt. Vor allzu vieler Nässe müssen sie im Herbst wohl bewahrt werden, sonst leiden sie Schaden. Man muß ihnen also eine Stelle geben, wo die zu viele Feuchtigkeit ablaufen kann. Man legt die Zwiebeln einen halben Fuß tief, und ebenso weit von einander, und wirft in jedes Loch, wohin man eine Zwiebel legen will, erst eine Hand voll Flußsand. Die nach dem völligen Verblühen der Blumen aufgenommenen Zwiebeln hebt man am besten in einem Gefäß mit völlig trockner Erde auf, wo man sie nach einigen Wochen wieder heraus nimmt, und auf einen völlig trocknen Ort legt. Setzt sich Schimmel an, so muß dieser abgewischt werden, und völlig faule Stellen schneidet man ganz aus. Die jungen Zwiebeln, welche man bei Tulpen und Hyacinthen findet, geben nach einigen Jahren, wenn sie gehörig ausgewachsen sind, die Muttersorte wieder. Man kann dieselben ebenso, wie diejenigen Hyacinthenzwiebeln, auf welche man nicht

viel setzt, im Lande liegen lassen, ohne sie im Herbst aufzunehmen. Die Muskathyacinthe, welche ihres schönen Geruchs wegen beliebt ist, wird auch so behandelt, wie die vorige; man braucht aber nicht so sorgfältig bei dieser zu seyn. Kaiserkrone, ein beliebtes Gewächs in den Gärten des Landmanns, welches ganz wie die Lilie behandelt wird. Tausendschönchen, oder gefüllte Marienblümchen, müssen recht oft umgelegt werden, wenn sie nicht ihre schönen bunten Farben verlieren sollen. Vgl. J. E. v. Reider: Die Geheimnisse der Blumisterei, Nürnb. 1827, 3. Aufl.

Ziesenis (Joh. Georg), geb. zu Kopenhagen 1716, gest. 1777. Den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt er von seinem Vater; in der Folge ward er ein geschickter Portraitmaler, der in seinen Bildern große Aehnlichkeit mit ungezwungenen, dem Charakter der dargestellten Personen angemessenen Stellungen vereinigte, und zwar ein kräftiges Colorit, aber nicht genug Abwechslung in den Fleischfarben besaß, die in einem bräunlichen Tone gehalten sind. Wahrscheinlich hatte er in seiner Jugend nach Kupetzky's Werken studirt, wie er auch mehrere Jahre die Gallerie zu Düsseldorf benutzte, wo er die Portraits des Kurfürsten, der Kurfürstin und mehrerer vornehmen Personen malte. 1764 trat er als Hofmaler in hanöverische Dienste. In Braunschweig, wohin er reiste, malte er zwischen 1775 und 1776 das Portrait Friedrichs des Großen, der ihm eine Stunde saß, ganz vortrefflich. Die Portraits des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und des Generalissimus der portugiesischen Armee, Grafen Wilhelm von Bückeburg, sind mit sprechender Aehnlichkeit gemalt.

Ziethen (Hans Joachim von), königl. preuß. General der Kavallerie, Ritter des schwarzen Adler-Ordens, ward 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin geboren. In seinem 15. Jahr nahm er als Freikorporal bei dem Infanterie-Regiment von Schwendy Kriegsdienste, stieg bis zum ersten Fähndrich, nahm aber nun seinen Abschied, weil er mehrmals bei Besetzung der Lieutenantsstellen übergangen ward. Einige Jahre blieb er jetzt im väterlichen Hause, bis er 1726 beim Dragoner-Regiment von Wuthenow in Preußen als Premier-Lieutenant wieder in Dienste trat. Händel mit einem Offizier zogen ihm indeß bald darauf einjährigen Festungsarrest und sogar später Kassation zu. Dennoch wurde er auf Verwendung einiger Generale 1730 bei dem neu eingerichteten Leibhusaren-Regimente zu Berlin angestellt. 1731 zum Rittmeister befördert, machte er 1735 den ersten Feldzug gegen Frankreich unter Befehl des östreich. Generals Barouay mit, eines damals berühmten Parteigängers, auf dessen Empfehlung er 1736 zum Major ernannt ward. Im Laufe des ersten schlesischen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Obristlieutenant. Als er aber wenige Tage darauf in der Affaire bei Rothschloß sich besonders auszeichnete, und seinen vormaligen Lehrer Barouay (der des Schülers Würdigkeit in einem Schreiben anerkannte) beinahe gefangen nahm, verfügte der König seine Beförderung zum Oberst und Chef des nunmehr formirten Husarenregiments und verlieh ihm den Verdienstorden. Noch mag bemerkt werden, daß er im Feldzuge von 1742 mit der Vorhut eines von Olmütz aus abgesandten 15.000 Mann starken Corps bis Stockerau unfern Wien vordrang, in welche Nähe der östreich. Hauptstadt nie wieder ein preuß. Feldherr gekommen ist. Im zweiten schlesischen Kriege 1744 war Ziethen ebenfalls des Königs treuer Gefährte und wurde zum Generalmajor befördert. Bei Jägerndorf in Schlesien gelang ihm (1745) sein berühmter Meisterstreich. Der König stand bei Frankenstein, und war vom Markgrafen Karl, der 9000 Mann in Jägerndorf kommandirte, durch 20.000 Oestreicher abgeschnitten, die jede Gemeinschaft mit ihm unmöglich machten. Da aber der König seines Beistandes

schlechterdings bedurfte, so befahl er dem kühnen Ziethen, mit seinem ganzen Regimente sich durchzuschlagen, und die Ordre an den Markgrafen jedem Einzelnen mitzutheilen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Befehl doch an die Behörde gelangte. Ziethen, der es nicht über das Herz bringen konnte, seine braven Husaren so grausam, und vielleicht dennoch zwecklos, aufzuopfern, befahl denselben, die neu angekommenen blauen Pelze anzuziehen, in denen sie den Oestreichern noch nicht bekannt waren, ja die ihnen sogar eine Aehnlichkeit mit einem kaiserl. Regiment gaben. Dieser List vertrauend, ritt er ganz ruhig fort, lauerte eine Gelegenheit ab, wo er sich an einen feindlichen Trupp, der von Neustadt abzog, anschließen konnte, und zog so am hellen Tage mitten durch ein großes mit Feinden bedecktes Feld. Erst gegen das Ende erkannte man ihn, aber nun schlug er sich glücklich durch, und kam nicht nur mit geringem Verlust, sondern selbst mit einigen gefangenen feindlichen Offizieren in Jägerndorf an. Hierauf focht Ziethen in der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er durch sein Nachsetzen bei der Flucht der Feinde den außerordentlichen Verlust der Oestreicher noch ansehnlich vermehrte. Noch erwähnen wir besonders des für ihn so glorreichen Gefechts bei katholisch Hennersdorf (23. Nov.), mit welchem sich seine rühmliche Thätigkeit vor der Hand beschloß, da er hier verwundet ward, und bald darauf, nach der Schlacht bei Kesselsdorf, der Friede eintrat. Der ruhige Zeitraum von da bis zum Ausbruche des dritten schlesischen Krieges brachte dem Helden nicht den erfreulichen Zustand, den er so sehr verdiente; der Tod seiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer, als die Ungnade Friedrichs, die, von seinen Feinden angefacht, sich vielfach und höchst unangenehm äußerte, und erst 1755 durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige auf eine Art beseitigt ward, die diesem Fürsten zur hohen Ehre gereicht. Der Hauptschauplatz seiner militärischen Talente war der 7jährige Krieg; in ihm verdiente er sich die Stelle eines Generals der Reiterei, und Ritters vom schwarzen Adlerorden. Er war im April bei dem Gefechte von Reichenberg, und erntete von dem Könige viel Lob ein. Nach dem Siege bei Prag, zu dem er nicht wenig beigetragen hatte, schlug und vertrieb er den General Nadasti, und erbeutete mehrere östreichische Magazine. Das in der Kriegsgeschichte so merkwürdige J. 1757 brachte den Preußen bald Unglück, bald aber und in viel größerm Maße Glück. Ziethen spielte bei vielen Gelegenheiten eine Hauptrolle, und verleugnete auch im Unglück seinen hohen Muth nicht. In der berühmten Schlacht bei Leuthen, am 5. Dec., kommandirte er die ganze Kavallerie des rechten Flügels, und trug das Meiste zum Siege bei. Ueberhaupt hatte Ziethen das Glück, in den meisten Unternehmungen gegen den Feind, demselben großen Schaden zu thun; daher zog Jedermann gerne mit ihm aus, weil man wußte, daß ihm selten etwas fehlschlug. Seine glänzendste That in diesem ganzen Kriege aber war der glückliche Angriff, den er bei der torgauer Schlacht (den 3ten November 1760) auf die Höhe von Siptitz, welche die ihres Sieges gewissen Oestreicher verlassen hatten, und auf die Batterien derselben machte, wodurch er dem Könige, der schon im vollen Rückzuge war, den Weg zum Siege bahnte. Im Tone eines berichterstattenden Offizieres sagte er zu Friedrich: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück." Jetzt stürzten beide zugleich von ihren Pferden, Friedrich lag in Ziethens Armen, und dieser, von seinen Gefühlen überwältigt, weinte laut auf, ohne weiter ein Wort hervorbringen zu können. Dann sprengte er zu seinen Kriegern zurück, und rief: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Alle antworteten einstimmig: Ja, ja! unser König Fritz

soll leben! Aber unser Vater Ziethen, unser Husarenkönig auch! Mit Ruhm und Ehre gekrönt, kam der Held nach sieben blutigen Feldzügen nach Berlin zurück, und ruhte unter dem Schatten der von ihm errungenen Lorbern. Bald nach dem hubertsburger Frieden (1763) verheirathete sich Ziethen in seinem 65. Jahre nochmals, und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe hob und in der Wiege zum Cornet ernannte. Ziethen konnte mit heiterer Seele auf seine vollendete Heldenbahn zurücksehen, denn selbst im Gewühle der Schlacht hatte er nie seinen biedern, menschenfreundlichen Charakter verleugnet. Von nun an war es, neben seinem Dienste, eine seiner angelegentlichsten Arbeiten, die Bewohner seiner Güter zu beglücken, und er genoß auch wirklich die Freude, sie im blühendsten Wohlstand zurückzulassen. Friedrich vergaß nicht, was er seinem treuen Waffengefährten zu danken hatte. Oft besuchte er ihn in seiner Wohnung, unterhielt sich traulich mit ihm, und gab ihm bei jeder Gelegenheit die ausgezeichnetsten Beweise seiner Achtung, wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt, zum Theil durch den Grabstichel verewigt sind. Unermüdlich wie er war, wollte der 80jährige Greis durchaus noch an dem bairischen Erbfolgekriege Theil nehmen, allein der König lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit gnädig ab. So durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis am 26. Jan. 1786 zu Berlin ein sanfter, schneller Tod sein ruhmvolles Leben ohne alle Krankheit endete. Die liebenswürdigsten Tugenden glänzten in dem Charakter dieses Helden. Seine auf Ueberzeugung gegründete und ungeheuchelte Religiosität hatte die liebenswürdigsten Tugenden und Eigenschaften im Gefolge, die sein Andenken verewigen und ihn selbst heiter und froh bis an den Abend seiner Tage erhielten. Er war Menschenfreund im Kriege und auf feindlichem Boden, Vater und Beschützer seiner Untergebenen, Wohlthäter seiner Diener und Unterthanen. Selbst strenge im Dienste, hielt er auf Ordnung und Mannszucht, und zog seinen Sohn nicht einmal vor, ob er gleich die königl. Erlaubniß dazu hatte. Er liebte keine Pracht, und lebte einfach. Die Landwirthschaft schätzte er sehr, und beschäftigte sich damit auf seinem Gute. Noch in späten Jahren fand er Freude an Naturschönheiten, und Heiterkeit erquickte das Alter des Greises. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen; bekannter ist die von Schadow gearbeitete Bildsäule des Helden, die Friedrich Wilhelm II. 1794 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufstellen ließ. Sein Leben hat Louise Joh. Leop. v. Blumenhagen (Berlin 1800) herausgegeben.

Ziffern, s. Zahlen.

Ziffernmethode, in der Musik die Methode, die Töne und Tonverhältnisse durch Ziffern zu bezeichnen. Da durch Zahlen nicht an sich die ungleichen Stufen der diaton. Tonleiter, auch nicht die Dauer des Tons, ferner auch nicht die Tonart bezeichnet wird, so entstehen also verschiedene Ziffernmethoden. Schon Rousseau hat die Ziffernschrift für Töne vorgeschlagen. Es hat sich aber allgemein gezeigt, daß dieselbe nur für den ersten Anfang beim Lernen und zur Bezeichnung ganz einfacher Melodien und Harmonien zureiche. Uebrigens ward sie neben der Notenschrift zur Abkürzung des Schreibens längst angewendet. — Der harmonische Inhalt eines Tonstücks, nachdem er in einzelne Theile (Accorde) aufgelöst, wird gewöhnlich zum Behufe des Generalbaßspielers oder Desjenigen, der eine vollstimmige Musik auf einem Clavierinstrumente durch Accorde begleitet, durch Zahlen oder andere Zeichen über den Noten der Grundstimme (Baß) dargestellt. Da zu den Tönen einer Grundstimme ganz verschiedene Folgen von Accorden stattfinden können, so kommt der Generalbaßspieler, auch bei der

größten Aufmerksamkeit auf den Fortgang der Melodie und Harmonie, ohne solche Bezifferung des Basses sehr oft in den Fall, daß er zu diesem oder jenem Grundton einen ganz andern Accord anschlägt, als denjenigen, dessen sich der Tonsetzer bedient hat. Hieraus sieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundstimmen bei solchen Tonstücken ist, wobei man, wie z. B. bei den Kirchencantaten, gewohnt ist, den Generalbaß zu spielen. Die Bezifferung einer Grundstimme besteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, dessen sich der Tonsetzer bei dieser oder jener Note des Basses bedient hat, vermittelst der sie bezeichnenden Zahlen anschaulich macht. Dieß geschieht auf folgende Weise. Wenn z. B. der Grundton des Basses c heißt, so muß untersucht werden, zu welchem Accorde dieser Ton der Grundton ist, ob zu C-dur, C-moll, F-dur, F-moll u. s. w. Ist nun der Accord C-dur, d. h. ist er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave besteht, so ist es hergebracht, daß dieser Dreiklang entweder gar nicht, oder doch nur mit der Zahl 3 bezeichnet und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundton c die große Tertie, also e genommen werden solle, wobei sich dann die Quinte und Octave von selbst ergeben. Soll aber dieser Grundton c den Mollaccord andeuten, so setzt man über dieß c ein b, und dieß b zeigt in diesem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden soll, wo sich alsdann die Quinte und Octave abermals von selbst ergeben. Auf gleiche Weise wird nun auch der Sextenaccord bloß mit 6 und der Septimenaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieser aber außer der Septime noch die Tertie und Quinte enthält. Alle übrige Accorde jedoch, außer dem eigentlichen Dreiklange, dem Sexten- und Septimenaccorde, werden gänzlich durch Zahlen ausgedrückt, wie z. B. der Quart-Sextenaccord durch $^6/_4$ u. s. w. Sind die Accorde aber Molltöne, so wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b gesetzt, wo alsdann b, b, statt a, as u. s. w. gespielt oder gesungen wird. Das Durchstreichen der Zahlen drückt das Aes aus.

Zigeuner, ein hordenweise herumschweifendes Volk im westlichen Asien, im nördlichen Afrika und in ganz Europa, wo sie in Ungarn und den angränzenden Ländern gemeiniglich Pharaonen (nach ihrer angeblichen Abkunft aus Aegypten), von den Griechen Athinganer (ein Name ehemaliger Ketzer, die dem griechischen Kaiser Michael dem Stammler die kaiserliche Würde prophezeit haben sollen), in Spanien Gitanos, in Frankreich Bohemiens, in England Gipsies, d. i. Aegypter, und in den Niederlanden Heidenen oder Heiden, sowie in Syrien Dschinganen oder Tschinganen genannt werden. Der Name Zigeuner wird zwar von Mehreren für eigentlich deutsch gehalten, und von Zieh-Gauner hergeleitet, allein dem steht entgegen, daß sie schon bei ihrer Ankunft in Ungarn Zigani und Zingani, auch von den Italienern, Walachen und selbst von den Türken Zingari, Tschingani und Zigani genannt werden. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß dieser Name ursprünglich indisch ist. Denn am Ausflusse des Indus gibt es noch jetzt ein solches Volk, die Tschinganen, und der Lieutenant Pottinger, welcher sie kürzlich in Beludchistan auf der persischen Grenze traf, bestätigt die Aehnlichkeit ihrer Sitten mit den Gebräuchen der Zigeuner. Pottinger berichtet nämlich über jene: Sie sind eine Klasse von Landstreichern, ohne feste Wohnsitze. Sie sprechen eine besondere Mundart, jeder Trupp hat seinen eigenen König, und sie sind wegen ihres Plünderns und Kinderstehlens berüchtigt. Ihre Lieblingsbelustigungen sind Trinken, Tanzen und Musik, und jede Brüderschaft führt überall die dazu nöthigen Instrumente mit sich herum, sowie sie auch ein halb Dutzend Bären und Affen stets bei sich haben, die zu

allerlei possirlichen Künsten abgerichtet sind. Bei jeder Abtheilung sind immer 2 oder 3 Glieder, die eine Einsicht in die abstrakten Wissenschaften Ruml und Doorua, Wahrsagerkünste, vorgeben, außer andern Arten von Vorhersagung, weßhalb sie leicht überall Zutritt erhalten, unter einem Volke, was so fest an Prädestination glaubt. Die Religion, der dieselben anzuhängen vorgeben, ist die muhammedanische, aber sie sind sehr gleichgültig darüber, und zerbrechen sich nie die Köpfe über die, zwischen den Sunniten und den Schiiten, streitigen Punkte, sondern richten sich nach den Meinungen der Sekte, mit der sie es gerade zu thun haben. Ich fragte Quâm, den Khan von Hufter, der nächsten Stadt an Mughsee, ob Diejenigen, die ich am letztern Orte gesehen, Schiiten oder Sunniten wären. „O! versetzte er lachend, sie sind Das, was ihnen gerade vortheilhaft ist; hier sind sie Sunniten, in Persien würden sie Schiiten seyn, und wären sie unter den Kharunjees (Ausgestoßenen), so hielten sie es mit dieser Religion". Sie behaupten, der Mensch sey geboren zu leben, zu sterben, zu verfaulen und vergessen zu werden; wenn er während seines Lebens glücklich sey, so habe er nur für die Fortdauer desselben zu beten; trete aber der entgegengesetzte Fall ein, so stehe es ihm frei, nicht nur seine Andacht fahren zu lassen, sondern auch seinen Leiden ein Ziel zu setzen. Stirbt Jemand von ihnen, so begraben sie Alles mit ihm, was ausschließlich als sein betrachtet werden konnte, als z. B. seine Kleider, sein Schwert, Gewehr, u. s. w., damit ihr Glaubensartikel in Rücksicht auf das Vergessenwerden seine Erfüllung erreiche. Männer sowohl als Weiber kleiden sich so auffallend und fantastisch, als sie es nur ersinnen können, und schmücken sich mit Federn, Häuten, Beeren, Muscheln und anderm Spielwerk. Sie sind unverschämt und unanständig in ihrem Betragen, und jeder Art von Laster und grober Sinnlichkeit zugethan, denn, da sie nie heirathen, so leben beide Geschlechter in wilder Ehe unter einander. Auch kennen sie in diesem ungehinderten Umgang keine Grenzen. Selten haben sie Kinder, sodaß sie lieber Mädchen stehlen, und diese durch die Gewalt des Beispiels abrichten; gebären aber einige ihrer Weiber, so werden ihre Kinder als das Gesammt-Eigenthum der ganzen Gesellschaft angesehen, und dem zufolge in gewissem Alter eingeweihet. — Die Zigeuner stammen aus Asien, und nennen sich selbst Sinte (Sinde heißen die Hindus), auch Pharaon; doch gibt es über die Gegenden ihrer Herkunft verschiedene Meinungen. Nach Grellmann sind die Zigeuner indischen Ursprungs, und zwar aus der verachteten Kaste der Parias. Sie sollen bei dem Einzuge Tamerlan's 1398 aus dem nördlichen Hindostan verdrängt worden seyn, und sich eine Zeitlang im Lande der Zingaren aufgehalten haben, ehe sie nach Europa zogen, wo Grellmann ihre Ankunft in Ungarn und Deutschland auf das Jahr 1416 setzt. In Paris gab es Zigeuner schon 1427. Vom Kaiser Sigismund erhielten sie einen Freibrief im Jahr 1423. Allein der Schwede Rabenius bewies, daß man in Schweden schon im Anfange des 14. Jahrh. von dem Zigeunervolke belästigt wurde, und dasselbe gesetzmäßig vertreiben mußte. Die Zigeuner selbst sind unter einander sehr verschieden. In Spanien befanden sich nach Twiß noch 40.000 Zigeuner, ob sie gleich ein Edict am Ende des 15. Jahrh. alle des Landes verwiesen hatte. Karl III. und Karl IV. verstatteten ihnen Fristen, um sich niederzulassen, oder ein Gewerbe zu ergreifen. Doch diese Gitanos sind keine wahren Zigeuner, sondern haben sich aus Landstreichern und anderm Gesindel gebildet. Es können leicht an 500.000 Zigeuner durch Europa zerstreut seyn. In Deutschland und Frankreich sind sie nur einzeln, desto zahlreicher aber in Ungarn, Siebenbürgen und der Moldau, wo gewiß allein 200.000 leben. Noch häufiger trifft man sie in der ganzen Türkei, besonders in Bessarabien, der

Krim und um Konstantinopel. Die Zigeuner bewahren in Asien, wo sie herumschweifende Horden bilden, die bald den Städten sich nähern und am Fuße ihrer Mauern lagern, bald im freien Felde und an den Grenzen der Wüste verweilen, ihre alten Sitten weit unvermischter als in Europa. Zwar sind sie auch im Oriente verachtet, und leben abgesondert von andern Menschen, indem sie bloß durch die niedrigeren, selbst ekelhaften Beschäftigungen ihren Erwerb suchen müssen; allein es fehlt dennoch viel, daß sie dort so entwürdigte Wesen seyen, als sie es in Europa sind. Ihre Dürftigkeit ist auch in Asien jammererregend. Bricht eine Horde von ihrem Lagerplatze auf, so ladet sie alle ihre Geräthschaften auf ein Kameel, oft auch nur auf einen Esel. Die Weiber sind Lastthiere; die Kinder laufen nackt dem Zuge nach. Ohne irgend eine Religion zu haben, halten sie sich äußerlich zu der Religion des Volks, unter welchem sie herumschweifen. Unter den Türken sind sie Muhammedaner, und in Spanien wenigstens, sowie in Siebenbürgen, nehmen sie die christlichen Gebräuche an, aber ohne sich um Unterricht, oder um Begriffe von geistlichen Dingen zu bekümmern. In Siebenbürgen lassen sie ihre Kinder oft mehrmals an verschiedenen Orten taufen, um desto mehr Pathengeld zu bekommen. Die Ehen werden auf die roheste Weise geschlossen. Unbekümmert darum, ob das Mädchen seine Schwester oder eine Fremde ist, heirathet sie der junge Zigeuner, sobald er will, gewöhnlich in seinem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre. In Ungarn lassen sie sich wohl trauen, aber von einem Zigeuner, der die Stelle des Priesters vertritt. Kein Zigeuner heirathet eine Andere, als eine echte Zigeunerin. Wird er ihrer überdrüssig, so jagt er sie ohne Umstände fort. An Erziehung ist unter diesem rohen Volke nicht zu denken. Eine allgemeine, fast thierische Liebe zu ihren Kindern macht, daß sie dieselben nie strafen, sondern daß diese von Jugend auf des Müßigganges, des Stehlens und der Betrügereien gewohnt werden. Das Sittenverderbniß ist unter diesem Volke so groß, daß sie eine wahre Freude an Grausamkeiten finden. In Spanien, und selbst in Ungarn und Siebenbürgen, gibt es mehrere, die Gewerbe treiben. Sie sind Gastwirthe, Pferdeärzte, Roßhändler, Schmiede, bessern alte Kessel und Pfannen aus, verfertigen Eisenwaaren, Nägel u. dgl. Ihre Weiber sind in jüngern Jahren, besonders in Spanien, Tänzerinnen. Sobald sie etwas älter werden, treiben sie durchgehends Wahrsagerei und Chiromantie. Dieß Gewerbe ist ihnen durch die ganze Welt eigen, und eine Hauptquelle ihres Erwerbes. Die Kinder gehen bis ins zehnte Jahr vollkommen nackt. Ihre Nahrung ist ekelhaft. Unter den Gemüsen lieben sie Zwiebeln und Knoblauch, ganz nach morgenländischer Sitte. Unter den Getränken ziehen sie den Branntwein allen übrigen vor. Tabak ist ihre größte Leckerei. Sie kauen und rauchen ihn, sowohl Mann als Weib, mit solcher Begierde, daß sie Alles hingeben, um diese Liebhaberei zu befriedigen. Sie essen in Asien wie in Europa das Fleisch von gefallenem Vieh. Dort wie hier erkennt man sie auf den ersten Blick an ihrer ausgezeichneten Gesichtsbildung. Sie haben schwarze und gut gespaltene Augen, eine braune, fast schwarze Gesichtsfarbe, weiße und dicht aneinander stehende Zähne, eine große Nase, alle Glieder von großer Geschmeidigkeit und schönem Ebenmaße. Allein diese schöne Form entstellen ihr wilder Blick, der zurückstoßende Ausdruck ihres Gesichts, der Schmutz, der auf ihnen liegt, und die Lumpen, mit denen sie bedeckt sind. Von der äußersten Trägheit zeigen sie nur um eines selbst kleinen Gewinnes willen augenblickliche Thätigkeit. Kummerlos wegen der Zukunft, sorgen sie bloß für den nöthen Erwerb jedes Tages. Unter sich leben sie wie zuchtlose Kinder, lärmend und haderlustig um Kleinigkeiten, doch

kommt es selten zu Schlägereien. Indeß fehlt es ihnen nicht an Muth. Alle haben viel Anlage zur Musik. Ihre Tanzmusik ist froh und gefühlvoll; ihre Mimik sprechend. Was ihre Sprache betrifft, so sind die meisten Wörter indischen Ursprungs; theils kommen sie mit wenigen Veränderungen im Sanskrit, im Malabarischen und Bengalischen vor, theils haben sie allerdings seit den 4 Jahrhunderten, da sie sich in Europa aufhalten, manche Wörter von den Völkern angenommen, unter denen sie leben. Auch der engl. Bischof Heber zu Calcutta sagt in seinen Narrative of a journey through the upper provinces of India etc. (London 1828, 2 Bde.), er habe an den Ufern des Ganges ein Lager von Zigeunern, die das Hindostanische als ihre Muttersprache redeten, angetroffen; dasselbe Volk hatte Heber auch in Persien und Rußland gefunden. Auch ihre Grammatik ist ganz morgenländisch und stimmt mit den indischen Dialekten sehr überein. Aus Deutschland sind sie fast ganz verschwunden; doch entdeckte man noch im J. 1801 in der Mark eine Zigeunerbande, die sich das hohe Korps zum heiligen Kreuz nannte, einen König hatte, und Reichstage hielt. Die Zigeuner in der türkischen Landschaft Syrien streifen in der Gegend von Haleb, in Zelten oder Höhlen wohnend, zwischen den Arabern, aber abgesondert in Herden von 50 — 200 Köpfen herum. In der europäischen Türkei findet man sie seit dem Ende des 14. Jahrh. vorzüglich in der Moldau und Wallachei. Etwas Mamaliga (Maiskuchen), einige gesalzene Fische, die halb verfault und oft weggeworfen sind, und verfaultes Fleisch machen ihre Nahrung aus. Mit Lumpen bedeckt, mit entblößtem Haupt und Füßen wandern sie umher, und wohnen unter Zelten. Begehen sie ein Vergehen, so wird es mit den grausamsten Stockschlägen auf den Fußsohlen bestraft. Sie theilen sich in 4 Klassen: Lingurary oder Löffelarbeiter, die auch das Feld bebauen; Ursary oder Musiker; Lagesch, die sich mit Wahrsagen und Stehlen beschäftigen, und Burkasch, die in Wäldern und auf Misthaufen leben, und von Wurzeln, Gras und gefallenem Vieh leben. In der Wallachei unterscheidet man die fürstlichen und bojarischen Zigeuner; von diesen letzten bezahlten 1764 nur 908 männliche Personen Tribut. In dem östreichischen Staat (Galizien, Siebenbürgen, Ungarn und im dalmatischen Dorfe Caracasitza), heißen sie seit der Zeit der K. K. Maria Theresia und des Kaisers Joseph II. Neuungarn, Neubanater, Neubauern; denn diese Monarchen ergriffen wirksame Maßregeln, dieses Volk zur Feldarbeit, zu gröbern Handwerken und zu Kriegsdiensten zu gewöhnen. Aber viele streifen noch immer ohne feste Sitze herum. Von den angesiedelten hat sich eine Klasse so ziemlich gebildet; schwerer hält es mit der zweiten, die vorzugsweise Aegypter- oder Lumpen-Zigeuner genannt und in den angewiesenen Sitzen festgehalten werden; die dritte und verworfenste Klasse besteht aus den Henkerzigeunern, die bejammerten, daß Kaiser Joseph sie nicht ferner Henker, Schinderknechte ꝛc. seyn lassen, sondern unter die Zahl ehrlicher Menschen aufnehmen wollte. In Southampton hat sich seit 1827 eine Gesellschaft zur Verbesserung des Schicksals der Zigeuner gebildet, deren es in den 3 Königr. England, Schottland, Irland noch über 10.000 gibt, die bei einem nomadisirenden Leben noch immer in dem Aberglauben und kleinern Diebstählen bisher reichlichen Gewinn und Unterhalt fanden. Merkwürdig ist das 1816 erschienene englische Werk: A historical surwey of the customs, habits, and present state of the gipseys, aus dem Das, was uns Scott und andere englische Romandichter in ihren Schilderungen von Zigeunern geben, als wahr belegt wird. Die Gesellschaft in Southampton hat schon bedeutende Fortschritte in ihrem Streben gemacht, und schon über 1200 dieser wilden Nomaden haben feste Wohnsitze genommen, und sich zu bürgerlichen Geschäf-

ten bequemt, wozu sie immer die beste Geschicklichkeit und ausgezeichneten Scharfsinn zeigen. Vgl. Grellmann's hist. Versuch über die Zigeuner (2. Aufl., Götting. 1787), und Joh. v. Müller's Schweizergeschichte (Bd. 3), Sämmtliche Werke (Thl. 21, S. 369 fg.).

Zimmer (Patritius Benedikt), Dr. der Philosophie und Theologie, königl. baier. geistl. Rath, gehört unter die geistvollsten Theologen der kathol. Kirche Deutschlands und war zu Abtsgmünd 1753 geboren. Er vollendete in Ellwangen die Gymnasial- und philosophischen Studien, und widmete sich hierauf an der damaligen Universität Dillingen der Rechtswissenschaft und der Theologie. 1775 erhielt Zimmer die Priesterweihe und wurde 1777 Repititor des Kirchenrechts im Studienkonfikte zu Dillingen, 1783 Lehrer der Dogmatik auf derselben Hochschule, 1791 zugleich Pfarrer in dem eine halbe Stunde entfernten Steinheim. 1795 wurde er mit Sailer u. A. plötzlich seiner Stelle entlassen. Da aber seine gründlichen wissenschaftlichen Kenntnisse schon zu bekannt waren und seine Rechtschaffenheit nach und nach auch die Schatten der niederträchtigen Verläumdung verscheuchte, so wurde er bei der neuen Organisirung der hohen Schule zu Ingolstadt wieder nach Verdienst befördert. Er bestieg hier 1799 den Lehrstuhl der Dogmatik und ging mit der Universität 1801 nach Landshut. Im Novemb. d. J. wurde er in den Ruhestand, Ostern 1807 wieder in Thätigkeit gesetzt, und zwar als Lehrer der Archäologie und Exegese zu Landshut. Fürs J. 1819 ward er zum Rektor Magnifikus erwählt, 1820 in derselben Würde bestätigt; im ersten J. seines Rektorats als Abgeordneter zur zweiten Kammer der Ständeversammlung im Königreich Baiern auserlesen, von der Ständeversammlung selbst ins Gesetzgebungskomite erwählt, in welchem er als der Aelteste das Präsidium übernahm. Noch am Ende des J. 1819 von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, unterlag er ihr zu Steinheim am 20. Oktob. 1820. Dieser berühmte Lehrer eröffnete das Geheimniß, reine Philosophie mit dem Christenthum in Bund zu setzen. Mit unermüdetem Eifer und nicht gewöhnlichem Erfolge hat er in seinem viele Jahre umfassenden Lehramte die streng wissenschaftlichen Studien der Theologie und Philosophie betrieben. Seine theol. Werke sind: Diss. de vera et completa potestate ecclesiastica illiusque subjecti (Dillingen 1784); Theologiae christianae theoreticae systema eo nexu atque ordine delineature, quo omnium optime tradi explanarique posse videtur (Sect. 1., ebend. 1787); Veritas christ. relig. s. theol. christ. dogmaticae (Sect. 1 et 2, Augsb. 1789-90); Fides existentis Dei, sive de origine hujus fidei, unde ea derivari possit et debeat criticum examen etc. (1791). Zu den philos. Schriften gehören: Philosophische Religionslehre (1 Thl.); Lehre von der Idee des Absoluten (1805); Philosoph. Untersuchungen über den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechts (3 Thle., 1809).

Zimmermann (Joh. Georg v.), geb. 1728 zu Brugg im schweizer Canton Bern, wurde bis ins 14. J. im Hause seines Vaters, der Rathsherr war, durch gute Lehrer erzogen, kam dann auf die Schule zu Bern, und ging 1747 nach Göttingen, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Die 4 Jahre, die er daselbst unter Hallers Leitung zubrachte, vergingen unter den nützlichsten Vorbereitungen in sehr verschiedenen Kenntnissen. Nachdem er 1751 die Doktorwürde erhalten, ging er über Holland und Frankreich nach Bern zurück, und wurde nach einiger Zeit Stadtphysikus zu Brugg. Durch angestrengte Studien hatte er sein körperliches Wohlseyn so zerrüttet, daß er allmählig eine Beute der Hypochondrie wurde. Seine Umgebungen in Brugg sprachen seinen Geist, der sich nach einem größern Wirkungskreise sehnte, so wenig an, daß er sich stets zurück von allen Gesellschaften zog

und so den Grund zu seinem Hange zur Einsamkeit und zum Studiren legte. In dieser Stimmung schrieb er sein Werk: Ueber die Einsamkeit (4 Bde. Leipzig 1784 — 85). Zimmermann gründete theils durch dieses Buch, theils durch seine Abhandlung: Vom Nationalstolz (Zürich 1789), seinen Ruhm im größern Publikum. Beide Schriften (übersetzt in viele Sprachen) sind auch mit einer seltenen Wärme des Herzens, großen Einsichten und reizender Beredsamkeit geschrieben. Zimmermann verband mit dem Tiefsinne des Weltweisen und der Naturkenntniß des Arztes einen feinen Witz und die edelste Vaterlandsliebe. Mit scharfem Blicke beobachtete er die Menschen in der politischen und großen Welt, und schildert sie aufs treffendste. Sein Styl ist schön, reich, kraftvoll, originell, aber nicht ganz rein. Nachdem er, unentschlüssig und hypochondrisch wie er war, eine große Menge von Anträgen und Aemtern ausgeschlagen hatte, ging er endlich 1768 als königl. großbrit. Leibarzt mit dem Titel eines Hofraths nach Hanover. Als praktischer Arzt nicht minder berühmt wie als Schriftsteller, wurde er 1786, als Friedrich der Große hart darnieder lag, zu ihm gerufen. Dieser Ruf veranlaßte seine beiden Schriften über diesen König (Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode; Fragmente über Friedrich den Großen u. s. w.) und diese einen gelehrten Streit, der nur mit dem Tode des Verfassers endete. Am heftigsten schrieb damals gegen ihn Dr. Bahrdt, worauf das bekannte Pasquill: Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn, zur Rächung Zimmermanns erschien (s. Kotzebue). Sein Auftreten als Politiker ist die größte Schattenseite seines Lebens; es kostete ihn einen großen Theil seines guten Rufes als Mensch und setzte ihn als Politiker in ein lächerliches Licht. Auffallende Abnahme seiner Kräfte setzten ihn endlich außer Stand, etwas Vernünftiges zu thun oder zu wollen, und er verschied ganz verstandesschwach 1795 im 67. Jahre seines Lebens.

Zimmermann (Eberhard August Wilhelm von), einer jener achtungswerthen deutschen Gelehrten, die sich durch Gründlichkeit des Studiums und unermüdeten Fleiß vorzüglich ausgezeichnet haben. Er hatte sich das Fach der Geographie, Ethnographie, Anthropologie und Zoologie gewählt, und gehörte hier, wenn auch nicht zu Denen, die man eigentliche Schöpfer oder Begründer ihrer Wissenschaft nennen kann, doch zu Denen, welche das Vorhandene und Aufgefundene meisterhaft zu benutzen, anziehend darzustellen und dadurch unter allen Klassen der gebildeten Menschheit zu verbreiten wissen. Er war geboren den 17. Aug. 1746 zu Uelzen im Cellischen, wo sein Vater — bekannt durch ein Werk über die Todtenurnen der alten Deutschen — Superintendent war; dann bildete er sich auf der Universität Göttingen, und später zu Leyden. An ersterm Orte hatte er sich Hollmanns und anderer Mathematiker und Physiker Beifall erworben, eine Probeschrift über die Analyse der Curven, und auch schon eine meteorologische Beobachtungsreise auf den Harz geschrieben. In Leyden faßte er zuerst den Gedanken, welcher dann die leitende Hauptidee durch alle seine gelehrten und schriftstellerischen Bemühungen wurde, die thierische Schöpfung klimatisch zu begrenzen und auf die Wanderungen und Verzweigungen der Thierracen, vom Menschen selbst ausgehend, sein unverwandtes Augenmerk zu richten. Sein eigenes Vermögen und die Großmuth des braunschweigischen Fürstenhauses, dem er mit voller Seele ergeben war, setzten ihn in den Stand, mehrere Reise nach England, Italien und Frankreich zu unternehmen, welche für das Studium seiner Wissenschaft ihm großen Vortheil gewährten. Auch besuchte er die nordischen Reiche, Rußland und Schweden. Nach England machte er drei verschiedene Reisen, und gab in London selbst 1788 seinen Political survey

of the present State of Europe mit 16 statistischen Tafeln heraus. Hier schloß er auch Verbindungen, wodurch er schnell alles Merkwürdige erhalten konnte, was in dem Fache der Physik und der Erdkunde auf den brit. Inseln und Nordamerika erschien. Früchte seiner Reise nach Italien finden sich in seinem allgemeinen Blicke auf Italien (1797) und in der Abhandlung über die Melfetta in Apulien. In Paris befand er sich 1789, eben als sich die ersten Bewegungen der Revolution zeigten. Hier entwarf er den Plan zu seinen geographischen Annalen, wovon 3 Jahrgänge erschienen sind. Die eigene Ansicht der revolutionären Bewegungen in Frankreichs Hauptstadt ließ ihn die Folgen derselben für ganz Europa ahnen, aber auch das Elend, welches sie über Frankreich selbst bringen würden. Eine Vergleichung der französischen Staatsumwälzung mit den frühern Ereignissen ähnlicher, wenn schon nicht gleicher Art in Amerika führte ihn zur Ausarbeitung dieses Werks: Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika, Berlin 1795, und später die allgemeine Uebersicht Frankreichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freistaaten von Nordamerka (1800) in 2 Bänden. Ersteres ist mehr geo- und ethnographisch, das andere politisch historisch. Der Verfasser, welcher seit 1766 Professor der Physik am Collegio Carolino zu Braunschweig gewesen war, wurde nun von seinem Fürsten zum geheimen Etatsrath ernannt und seiner Geschäfte am Carolinum entbunden, nachdem er vorher schon von dem Kaiser Leopold in den Adelstand erhoben worden war. Das bedeutendste Unternehmen von Zimmermanns schriftstellerischer Thätigkeit ist unstreitig wohl sein geographisches Taschenbuch oder Taschenbuch der Reisen, welches in 12 Jahrgängen von 1802—13 einen großen Theil der uns bekannten Erde in einem höchst gefälligen und lehrreichen Vortrage behandelt, und wovon eine Art von Auszug, mit den neuesten Ansichten und Entdeckungen bereichert, unter dem Titel: Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen, 5 Theile, erschien. Ferner gehören zu seinen eigenthümlichen Verdiensten seine Versuche über die Natur der Körper, namentlich über die Compressibilität und Elasticität des Wassers, worüber er 1779 auch schrieb. Noch in seinem hohen Alter beschäftigte er sich mit Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Werke, die sich auf sein Lieblingsstudium bezogen, und die er alle mit großer Sorgfalt ausführte. An der politischen Lage der Welt nahm er fortwährend den lebhaftesten Antheil und zeigte sich als den entschiedendsten Hasser der französischen Tyrannei, welche seit 1806 auf seinem deutschen Vaterlande lastete; ja er sprach sich in seinen Schriften darüber mit einer Freimüthigkeit aus, die ihn oft in große Gefahr brachte. Die Erwartung besserer Tage, deren Morgenröthe er noch erlebte, hielt ihn immer aufrecht im Stürme der Zeit. Er starb den 4. Jun. 1815 im 73. J. seines Alters, nachdem er dem braunschweigisch-wolfenbüttelschen Fürstenhause fast 50 Jahre treu gedient hatte.

Zimmt, das Erzeugniß des Laurus Cinnamomum, welcher zum Geschlecht der Lorbern gehört und auf Ceylon, Borneo, der malabarischen Küste und Martinique einheimisch ist. Indeß ist der ostind. Zimmt, namentlich der von Ceylon, wo es ganze Wälder von Zimmtbäumen gibt, der vorzüglichste. Der mit einer schönen und großen Krone gezierte Zimmtbaum wird 20 und mehr Fuß hoch, und blühet im Januar und Februar. Er erreicht eine Dicke von anderthalb Fuß, und seine äußere Rinde ist glatt und braungrau. Seine Blätter sind einförmig, spitzig, drei bis 5 Zoll lang, lederartig, am Rande ganz und glänzend, zuerst schönroth, dann erst grün, und haben den Geruch von Gewürznelken. Aus den entgegengesetzten Winkeln der jungen Zweige, oder an den Enden der Zweige findet man Blumenbüschel mit sehr kleinen Blumen von gelbgrünlicher Farbe, ohne Ge-

schmack, verbreiten aber weit umher einen etwas unangenehmen Geruch, der dem Geruch des Türkenbunds (Lilium martagom) gleicht. Sie haben keinen Kelch, sondern nur 6 eirunde, hohle, spitzige Blättchen, die 9 Staubfäden sind etwas kürzer als die Krone. Drei mit Spitzen besetzten Knöpfchen machen das Honigbehältniß aus, und umgeben den länglich runden Fruchtknoten, der länger als die Staubfäden ist, und eine flache dreieckigte Narbe hat. Die Frucht ist unten mit dem Kelch umgeben, weich, geschmackhaft, zuerst grün, dann roth, und endlich dunkelblau. Die Nuß ist gräulich, und hat unter einer dünnen Schale einen weißen Kern, der nach dem Abfallen bald in die Erde keimet und aufgehet, oder in wenigen Tagen verdirbt, und zum Verpflanzen untauglich wird. Die Frucht, wenn sie im Wasser gesotten wird, gibt ein oben schwimmendes Oel, das man brennen kann. Wenn man es gerinnen läßt, so wird es weiß und hart, und man macht sehr angenehm riechende Lichter daraus; es ist weiß und sehr dick und wird Caneelwachs genannt. Das Holz hat keinen Geruch. Es ist nichts kostbar an dem Baum, als die Rinde, welche drei Lagen hat, und den Stamm und die Aeste bedeckt. Man schält die Rinde im Mai, wählt aber dazu, um den Baum nicht zu tödten, nur die jungen, dreijährigen Zweige, welche man ganz abschneidet, damit der Baum neue treibe. Nachdem man die äußere graue Schale sorgfältig von der eigentlichen Zimmtrinde getrennt hat, trocknet man diese in der Sonne, packt sie dann in leinene Tücher, mit behaarten Fellen umschlagen, und bringt sie in den Handel. Der Gebrauch des Zimmts ist bekannt, so auch seine mancherlei Verfälschungen. Ein guter Zimmt muß von schöner, hellrothbrauner Farbe, und zwar scharfem, aber zugleich angenehmem und süßem Geschmack seyn. Man rechnet, daß jährlich 3—400.000 Pf. Zimmt nach Europa gehen, und halb so viel in Indien abgesetzt wird. — Zimmtblüthe, ein dem Zimmt ähnliches Gewürz, das fast die Gestalt der Gewürznelken hat und für die unentwickelte Blüthenknospe des Zimmtbaums gehalten wird.

Zingarelli (Nicolo), ein berühmter und fruchtbarer Tonsetzer, der letzte Sprößling der echten neapolitanischen Musikschule, Kapellmeister an der Peterskirche in Rom. Er war geb. zu Neapel den 4. April 1752. Im 7. Jahre verlor er seinen Vater und wurde ins Conservatorium zu Loretto geschickt, um dort die Musik unter Fenaroli zu erlernen. Hier waren Cimarosa und Giordanello seine Mitschüler. Um sich noch fester in der Kunsttheorie zu setzen, nahm er bei dem Abt Speranza Unterricht. Als er das Conservatorium verließ, erhielt er die Kapellmeisterstelle zu Torre dell' Anunziata. 1781 komponirte er für das Theater S. Carlo in Neapel seine Oper Montezuma, welche Haydn sehr gefiel. 1785 ließ er in der Scala zu Mailand sein Alzinda mit vielem Erfolg aufführen; denn er hatte in diesem Werke eine leichtere und einfache Manier gewählt. Seitdem schrieb er für alle ital. Bühnen, besonders aber für Mailand und Venedig. Seine besten Opern sind Pirro, Artaserse, Romeo e Giulietta (eine seiner berühmtesten und auch in Deutschland nach Verdienst bekannten Opern, aus welcher die schönste Arie Ombra adorata, aspetta durch Crescentini's Vortrag klassisch geworden ist); ferner die Buffa il mercato di Monfregoso, il Conte di Saldagna, La Secchia rapita, il Ritratto, und 2 vortreffliche Oratorien: La Gerusalemme liberata und il trionfo di Davide. 1789 war er in Paris und gab seine Oper Antigone (von Marmontel), die aber wegen der öffentlichen Unruhen, welche sich damals ereigneten, nur 2 Vorstellungen erfuhr. Nach seiner Rückkehr nach Italien widmete er sich ganz der Kirchenmusik. Er wurde nach Guglielmi's Tode (1806) als Direktor der vatikanischen Kapelle nach Rom berufen. 1811 wurde er von Napoleon nach Paris berufen, dann aber von demselben

zum Direktor eines neuerrichteten Conservatoriums in Rom (1812) ernannt; hierauf wurde er Kapellmeister an der Peterskirche. 1813 mußte er aber auf Napoleons Befehl Rom verlassen und sich als Direktor des neuen Conservatoriums nach Neapel begeben. Seit dieser Zeit widmete er sich fast ausschließend der Kirchenkomposition und führte ein Mönchsleben. Er soll auf eine ital. Paraphrase des Stabat mater eine treffliche Komposition geliefert haben. Auch setzte er die Episode von Ugolino (33. Gesang) aus Dante's Hölle für mehrstimmigen Gesang und sandte es 1808 dem Musikconservatorium zu Paris zur Beurtheilung ein. Zingarelli ist tiefer als seine jüngern Landsleute in das Wesen des Gesanges eingedrungen; daher wahre Sänger noch immer seine Werke schätzen und sie wegen ihres ausdrucksvollen Gesanges gern vortragen. Er ist vor Kurzem gestorben.

Zink. Schon die Alten kannten dieses Metall als Erz, da man es mit Kupfer legirte, um Messing zu bereiten; aus den Erzen geschieden aber scheint es ihnen unbekannt geblieben zu seyn. Die Sinesen mögen es schon in frühern Zeiten ausgeschieden haben, und wenigstens im 16. Jahrh. kannte man es in diesem Zustande auch in Europa. Es ist von lichter zinnweißer Farbe, hat einen starken Glanz, einen blättrig-strahlichten Bruch, und steht in Hinsicht auf Zähigkeit zwischen den spröden und geschmeidigen Metallen. An Dehnbarkeit steht es unter dem Platin, Golde, Silber, Zinn, Kupfer, Eisen, Blei und Nickel, kann aber doch zwischen Streckwerken zu ziemlich dünnen Blättchen ausgedehnt werden. Sein spec. Gewicht ist von 6,8 bis 7,2. Es ist leichtflüssig, zeigt starken Magnetismus, und unter Metallen die stärkste Verwandtschaft mit den Säuren. Zinkerze sind: die Blende, ein sehr verbreitetes Erz; 44 bis 64 Prozent Zink mit Schwefel und Eisen; zuweilen auch gold- und silberhaltig, wie z. B. das sogenannte Braunerz im Rammelsberge; der Galmei, ungeformt in ganzen Flötzen, z. B. bei Olkutschk in Polen; krystallisirt als Zinkspath, welcher zuweilen die Elektrizität des Turmalins besitzen soll; auch als Afterkrystall. Aus allen diesen Erzen, die besonders auf dem Rammelsberge am Harze, in Schlesien, Ungarn, Cornwallis und Ostindien häufig sind, wird der käufliche Zink gewonnen. Von diesen ist der Galmei am längsten bekannt. Man hat verschiedene Arten, das Zinkmetall zu gewinnen, dessen Nutzen immer mehr sich erweitert. Die eigentliche Erfindung, dieses Metall fabrikmäßig aus dem Galmei herauszuziehen, verdankt man einem lütticher Kanonikus, Dony, der 1808 diesen Zweck so vollständig erreichte, daß der Zink wie andere Metalle gewalzt und mit dem Hammer bearbeitet werden konnte. In lufthaltigem Wasser und in feuchter Atmosphäre oxydirt sich der Zink sehr leicht auf der Oberfläche. Unter dem Zutritt der Luft geschmolzen, überzieht sich dieses Metall mit einer grauen Haut, Zinkasche genannt. Bei steigender Hitze verbrennt es mit grünlicher und hellblauer Flamme, und der aufsteigende Rauch setzt sich an den Körper als ein weißes Pulver, das man Zinkblumen, oder philosophische Wolle nennt, und als inneres und äußeres Heilmittel benutzt. Am meisten versetzt man den Zink mit Kupfer, wodurch, nach verschiedenem Verhältnisse, Messing, Tombak, Prinzmetall, Pinschbeck und Similor oder manheimer Gold hervorgebracht wird. Wenn man es mit Kupfer und Blei versetzt, gibt es Bronze. Das Amalgam aus 5 Theilen Zink und 1 Theil Quecksilber dient, nachdem es mit Fett verrieben worden, zum Bestreichen elektrischer Reibzeuge. In England bedient man sich dieses Amalgamas mit Salzsäure und rothem Weinsteine vermischt, um das Kupfer unecht zu vergolden, indem man es in dieser Flüssigkeit kocht. Ueberdieß benutzt man das Zink noch zum Abdrücken der Münzen, zum Löthen ꝛc. Jetzt braucht man viel als Platten zu galvanischen Säulen, zu Geschirren,

zum Dachdecken, zu Zeichnungsplatten u. s. w. Der Ertrag gut eingerichteter Zinkhütten wird daher immer wichtiger. Eins der vollkommensten Hüttenwerke ist die Lydgonia-Zinkhütte bei der Königshütte in Oberschlesien. Der königl. poln. Berg- und Hüttenassessor Hollunder hat eine ausführliche Beschreibung des in Oberschlesien, in dem Königreiche Polen, und in dem Gebiete von Krakau gewöhnlichen Zinkhüttenprozesses (Leipzig, 1824) herausgegeben. Nicht minder bekannt ist die königl. baiersche privilegirte Zinkfabrik zu Hamersbach bei Augsburg, wegen ihrer Streckwerke, Gußwerke und Messingfabrikation. Ihr verdankt Baiern die Einführung eines neuen Fabrikats, das der Holzschrauben. Unter Zinkstuhl versteht man gewisse Vorrichtungen, in der Ocherhütte bei Goslar, um den Zink in seiner metallischen Gestalt aus den Bleierzen zu gewinnen. So heißt nämlich eine in dem Schmelzofen angebrachte Schiefertafel, mit einem starken Abhange aus dem Ofen. Auf derselben steht der Zinkstein, der das Loch des Ofens verschließt. Der sodann auf dem Zinkstuhl sich sammelnde Zink wird nachher noch einmal geschmolzen, gereinigt und in runde Stöcke gegossen. Zur Messingbereitung bedient man sich gewöhnlich nicht des Zinks in metallischer Gestalt, sondern nur des Galmeis oder Ofenbruchs, d. i. des Galmeis, der sich an den Wänden der Oefen ansetzt, in welchen zinkartige Erze geschmolzen werden. Schon zu Anfange der 18. Jahrh. schlug man das Verzinken des Kupfers und Eisens vor, da aber der Zinküberzug leicht durch Luft, Feuchtigkeit und Säuren angegriffen wird, so kam man bald davon ab. Kochgeschirre zu verzinken, ist durchaus verwerflich. Die neuesten Erfahrungen bestätigen übrigens immer mehr die vortheilhaft Anwendbarkeit des Zinks zu verschiedenen technischen Zwecken. So haben z. B. die Holländer, welche ansehnliche Zinkgruben besitzen, schon seit geraumer Zeit ihre Schiffe statt Kupfer mit Zinkblechen unter gutem Erfolg beschlagen, und dabei wahrgenommen, daß die Zinkbleche von dem ätzenden Meerwasser bei weitem nicht so schnell wie Kupferbleche zerstört werden. Die Franzosen sind ihnen nicht nur in dieser Anwendung des um zwei Dritttheile wohlfeilern Zinks nachgefolgt, sondern lassen auch, vorzüglich in Paris, in allen Gasthäusern, Apotheken, Essigladen u. s. w. die Schenktische und Zurichtstafeln mit Zinkblechen überziehen. Dasselbe geschieht jetzt in London. Insbesondere haben die in England zuerst vor 40 Jahren angestellten Versuche, Zinkbleche zur Dachbedeckung anzuwenden, allen Erwartungen, die man sich davon machte, entsprochen, und man weiß nun mit Gewißheit, daß kein anderes Metall in dieser Beziehung den zwiefachen Vortheil der Wohlfeilheit und Dauerhaftigkeit so auffallend wie Zink gewährt. Uebrigens erhöht der innere Werth der Zinkbleche den Werth eines jeden Gebäudes, welches damit gedeckt wird, namhaft, indem diese Bleche, wenn sie einst unbrauchbar werden, von jedem Gelbgießer oder Messingfabrikanten als unentbehrlicher Zusatz zum Kupfer bei der Messingerzeugung im Werthe des Zinkmetalls gekauft werden. Seit mehreren Jahren hat man auch in Berlin und in Petersburg die Deckung der Dächer mit Zinkblech eingeführt; Berlin z. B. bedurfte 1825 allein über 30,000 Centner Zinkbleche. Dieselbe Anwendung hat bei dem neuen Schloßbaue in Pillnitz statt gefunden. Seit Kurzem hat auch der Architekt H. W. Eberhard zuerst Zinkplatten zu Abbildungen benutzt, die dem Kupferstiche näher kommen als dem Steindrucke.

Zink (Christian Friedrich), geb. zu Dresden um 1634, wurde einer der größten Meister in der Emaillemalerei. 1706 kam er nach England, und arbeitete zu London mit allgemeinem Beifall, da er schön, richtig gezeichnete und lebhaft colorirte, auf goldene Tafeln geschmelzte Portraits verfertigte, die zu hohen Preisen verkauft wurden. Seelenausdruck im Ge-

chte, das Feuer in den Augen ꝛc. sind meisterhaft dargestellt. Die Prinzessin Amalia besaß von ihm viele Portraits der königl. Familie, von ungewöhnlicher Größe, die sie 1783 dem Prinzen von Wales zum Geschenk machte. Er starb nach Einigen 1767, nach Andern 1758, im 75. Jahre seines Alters.

Zingg (Adrian), Professor und Mitglied der k. Kunstakademie zu Dresden, geb. 1734 zu St. Gallen, bildete sich Zingg unter Wille zu Paris zum Kupferstecher aus und nahm jene reinliche Zeichnung an, die alle seine Hervorbringungen so gefällig macht. 1765 ward er Lehrer an der Kunstakademie zu Dresden, und eine Menge von Landschaften in allen Größen beweisen, wie sehr er in den Charakter der Gegenden, wo er nun lebte, eingedrungen. Vorzüglich gefielen seine Ansichten mit radirten Umrissen, die, aufs sauberste mit Sepia schattirt und angefärbt, durch die Bestimmtheit der Formen und eine glückliche Anordnung der Vorgründe weit über den Aberlischen Landschaften stehen, die gleichzeitig ebenso sehr gesucht wurden. Zingg als ein Schweizer, d. h. als ein geborner Handelsmann, vortheilte von der Zeit und trieb ein sehr einträgliches Geschäft mit seinen Landschaften, die noch jetzt gesucht sind. In jener Zeit der unbestimmten Conture und der zaghaften Zeichnung wirkte Z., bei dem Alles klar und mit dem hellsten Sonnenlichte beleuchtet daliegt, wohlthätig auf seine jüngern Zeitgenossen und auf seine Schüler. Seine Blätter werden als Vorlegeblätter in den Schulen daher stets mit dem besten Erfolge gebraucht werden, obgleich von einer tiefern Bedeutung der Landschaft bei ihm keine Ahnung ist. Er starb 1816 in einem Alter von 60 Jahren. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien bei Tauchnitz in Leipzig 1804—6. Sein Zeichenbuch in drei Heften war Selbstverlag und ist in Originalabdrücken jetzt ziemlich selten.

Zinkgref (Julius Wilhelm), Doktor der Rechte, geb. 1591 zu Heidelberg, wo er sich zum Juristen und dann auf Reisen in Frankreich, England und den Niederlanden sich zum Weltmann bildete. Durch den dreißigjährigen Krieg aus seiner Vaterstadt vertrieben, stand er einige Zeit als Dolmetscher und Sekretär im Dienste eines französ. Gesandten. Er starb an der Pest zu St. Goar in der Blüthe seiner männlichen Jahre 1635. Das Verdienst, das er sich mit patriotischem Eifer um die deutsche Sprache und Literatur erworben hat, gründet sich vorzüglich auf seine Apophthegmata, oder scharfsinnigen klugen Sprüche der Deutschen (Amsterd. 1653, 12., gedruckt beim berühmten Elzevir, und öfter), eine unschätzbare Sammlung für deutsche Sittengeschichte, welche noch immer die Aufmerksamkeit der Sprachforscher und Literatoren verdient. Sie haben zu ihrer Zeit nützlich mitgewirkt, das Interesse für vaterländische Geschichte und die reine Kraftsprache der ältern deutschen Prose wieder anzufrischen. Aber anders, als steif und kanzleimäßig, konnte sich auch der gebildete Zinkgref nicht ausdrücken, wenn er mit patriotischer Treuherzigkeit echte Prose in seiner Muttersprache zu schreiben versuchte. Als Dichter ist er nicht ohne lyrisches und epigrammatisches Talent. Seine Lieder, deren nicht viele sind und zu denen er durch den Eindruck, den Opitz'ens Gedichte auf ihn gemacht hatten, begeistert worden zu seyn scheint, gab er beiläufig mit den Gedichten von Opitz heraus, deren erste Ausgabe er besorgt hat. Sie sind bald darauf selten geworden. Der neue Abdruck dieser Lieder stehe in Zachariä's auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf unsere Zeit, wo man auch biographische Nachrichten über Zinkgref findet. (S. auch W. Müllers Bibl. deutscher Dichter des 17. Jahrh. 7s Bdchen.)

Zinke heißt 1) ein zugespitzter Theil eines Instruments, z. B. einer Gabel; bei den Jägern die spitzigen Enden an einem Hirschgeweihe; 2) in

den Orgeln ein Schnarrwerk von 8 Fuß Ton; 3) ein Blaseinstrument (ital. Cornetto, französ. Cornet a Bouquin), welches vom kleinen a bis ins dreigestrichene c geht und wovon man gerade und krumme hat (letztere haben beinahe die Figur eines lat. S). Der kleine Zinken (Cornettino) hat einen Umfang vom eingestrichenen d bis ins dreigestrichene. Beide Instrumente waren ehemals gewöhnlicher und wurden besonders gebraucht, um bei Chören die Partien zu dirigiren. Die Stadtpfeifer hießen davon ehemals Stadtzinkenisten.

Zinn, ein unedles Metall, das schon zu Moses Zeiten durch die Phönizier aus England gebracht wurde. Seine Farbe ist weiß, etwas bläulicher als Silber; es ist sehr weich, dehnbar, geschmeidig, wenig elastisch; es gibt beim Biegen ein knisterndes Geräusch von sich, ist unter allen bekannten Metallen das leichteste; sein spec. Gewicht ist 7,291; es schmilzt vor dem Glühen bei 160° Reaum.; bei einer ungleich größern Hitze verdampft es. Man findet es nirgends gediegen, sondern stets vererzt, durch Schwefel als Zinnkies, bis jetzt bloß bei St. Agnes in Cornwall als Zinnstein, von brauner Hauptfarbe, zuweilen fast durchsichtig, häufig krystallisirt als sogenannte Zinngraupen, auch als Zinnsand rc.; ist sehr reichhaltig, findet sich im sächsischen und böhmischen Erzgebirge, am häufigsten aber in England und Ostindien; Holzzinn (cornisches Zinn), holzbraun und so hart, daß es am Stahl Funken gibt; ebenfalls stark zinnhaltig, selten, nur in kleinen Geschieben in Cornwall, in Mexiko und Chile vorkommend. Die Hauptfundorte des gemeinen Zinnsteins sind England, Böhmen, Sachsen, Schlesien, Sibirien und die Halbinsel Malacca. England, in Cornwall und Devonshire, hat unter allen europäischen Ländern die ersten Zinnbergwerke gehabt, und sie geben eine sehr bedeutende Ausbeute. In Deutschland hat ein englischer Bergmann, der aus Mißvergnügen sich dahin geflüchtet hatte, von 1252 an die ersten Zinnbergwerke eröffnet. Die böhmischen Zinnbergwerke sind zu Schlakenwalde, Zinnwalde, die sächsischen zu Altenberg, Zinnwalde, welches mit dem vorhergenannten böhmischen Zinnwalde ein und derselbe, und verschiedene Herren getheilte Ort ist, Eibenstock und Geier. Das englische Zinn behauptet den ersten Rang in Europa, doch steht ihm das böhmische und besonders das altenberger Zinn an Güte wenig nach. Das ostindische wird für das vorzüglichste und reinste unter allen gehalten. Plinius spricht vom Zinn, was er weißes Blei nennt; zu seiner Zeit ward es häufig zu allerhand Dingen verarbeitet. Vor allen hat es die Alchemiker beschäftigt, die ihm den Namen Jupiter gaben, unter welchem es auch noch in der Chemie bekannt ist. Es verbindet sich im Flusse mit vielen Metallen, doch ist die Verbindung mit Kupfer die merkwürdigste, sie liefert Bronze, Spiegelmetall, Kanonenmetall. Mit gleichen Theilen Blei gibt das Zinn ein leichtflüssiges Schmelzloth. Mit Wismuth und Blei gibt es das leichtflüssige Metall. Der Quickbrei des Zinnes dient zum Spiegelbelegen. Zum gewöhnlichen Gebrauche wird das Zinn mit Blei versetzt (Pfundzinn, und zwar entweder zu gleichen Theilen (zweipfündiges), oder 2 Theile Zinn und 1 Theil Blei (3pfünd.), oder 1 Pfd. Blei zu 10 Pfd. Zinn (Probezinn, das gewöhnlichste). Das Metallgemisch, was unter dem Namen weiße Komposition bekannt ist und zu Löffeln und Zierrathen verschmolzen wird, besteht aus Zinn, Blei, Spießglanz und auch wohl Kupfer. Gefäße von reinem Zinn, wenn sie auch etwas Blei halten sollten, können der Gesundheit unbeschadet angewendet werden. Auf Streckwerken zu feinen Tafeln ausgedehntes Zinn, heißt Stanniol; er dient zu Spiegelbelegen, zum Belegen der Leydner Flaschen u. s. w. Die Engländer machen Metalldrähte zu Kathetern u. dgl. daraus, die sich wie Bindfaden biegen. Ferner gebraucht man das Zinn zu

Verfertigung des Silberpapiers, zur Bereitung des Musivgoldes und Musivsilbers für Maler, zu Knöpfen rc.; in Königswasser aufgelöst (als sogenannte Komposition) zur Erhöhung der rothen (Cochenill=) Farbe. Zinn dient ferner zum (Verzinnen) Ueberziehen anderer Metalle, welche dadurch theils ihre schädlichen und unangenehmen Eigenschaften verlieren, theils ein glänzenderes Ansehen bekommen. Die alten Gallier sollen das Verzinnen der Geschirre schon gekannt haben. Man verzinnt Kupfergeschirr, um ohne Schaden für die Gesundheit, Speisen darin zu bereiten. Indeß jedes Zinn, auch das beste, ist nicht ganz frei von Arsenik, nicht selten ist es, wie z. B. das englische Stangenzinn, mit Blei versetzt, weßhalb man, da das Zinn sich sehr leicht auflöst, nicht solche Speisen, die leicht scharf und sauer werden, in zinnernen oder verzinnten Gefäßen zubereiten, oder lange aufbewahren darf. Ebenfalls wird Eisenwaare und Eisenblech verzinnt, um das Eisen gegen den Rost zu schützen. Der Arzt braucht das Zinn, und zwar nur das gereinigte und von allen fremden Beimischungen gänzlich befreite, als Wurmmittel, aber zu diesem Behuf nicht etwa sowie es ist, sondern erst zubereitet, welches dann das präparirte Zinn heißt. Man hat eine Monographie des Zinns von Hagen: Dissert. expandes stannum, Königsberg 1775). Ueber die chemischen Eigenschaften desselben verbreiteten sich Boyen's und Charlard's Recherches chemiques sur l'étain (Paris, 1781).

Zinn, gemohrtes oder verkrystallisirtes, Moire métallique, wird statt des lackirten Blechs zu zierlichen Geräthen genommen. Wenn man verzinntes Eisenblech der Einwirkung einer Säure oder eines Salzes (Aetzlauge, Salpetersäure und Salpetersalzsäure) aussetzt, welche auf das Zinn eine auflösende Kraft zu äußern vermögen, so verliert sich die gleichförmig glänzende Oberfläche, und es tritt an deren Stelle eine krystallinische Zeichnung, welche mattere und glänzendere Stellen zeigt. Schmelzt man den Zinnüberzug von neuem über einem Kohlfeuer, oder nur stellenweise mittelst eines glühenden Löthkolbens, so ist man durch die Wahl der Umstände des Erkaltens (mit Wasser, Oel und andern kalten Körpern) im Stande, die Krystallisation kleiner und mannigfaltiger zu machen. Ein Franzose in Brüssel machte zuerst auf diese längst bekannte Erscheinung aufmerksam, benutzte die so gezeichneten Bleche und nannte sie Moire métallique. Die Erfindung ward dann in London und von Allard in Paris 1818 verbessert. Nach allen Erfahrungen entsteht der Metallmohr aus der natürlichen Fügung des Zinns beim Erkalten (Krystallisation). Denn wenn man ein Stück Blech von neuem verzinnt oder die Oberfläche eines verzinnten Bleches schmelzt, so wird sich der Mohr auf verschiedene Weise zeigen, je nachdem die Abkühlung langsamer oder schneller vor sich gegangen ist; im erstern Falle werden die Figuren größer, gleichförmiger und öfters regelmäßig krystallinisch erscheinen, im letztern werden mehr kleine, gemischte Figuren ohne bestimmte Form entstehen. Das schillernde Licht oder die verschiedene Brechung des Lichts entsteht durch die beim Beizen von den Auflösungsmitteln ungleich angegriffenen, daher ungleich rauhen, frei liegenden Flächen der Krystalle. Uebrigens wird der Metallmohr anders erscheinen, je nachdem das Zinn rein oder mit andern Metallen vermischt ist. Wird z. B. gutes weiches Eisenblech mit Bancazinn, das keine fremde Beimischung hat, verzinnt, so bildet letzteres, bei mäßig langsamen Erkalten, große unregelmäßige, meistens krummlinig begrenzte Figuren, mit großen Dendriten untermischt. Wird ein wenig Silber, Kupfer, Antimonium oder Wißmuth dem Zinne beigemischt, so wird durch jedes der genannten Metalle die dendritische Form durch das Silber mehr, durch die übrigen minder ins Längliche gezogen und feiner verzweigt, und um so

feiner (wie das Gefüge von kleinen Nadeln), je größer der Zusatz war. Dagegen bringt die Beimischung von Arsenik oder von Zink kleine unregelmäßige Polygone hervor. Von jenen Metallen hängt auch die Dichtigkeit und der Glanz des Zinnes ab. Antimonium und Wismuth insbesondere, in sehr kleinen Verhältnissen dem Zinne beigemischt, vermehren dessen Dichtigkeit und Glanz und vermindern dessen Auflösbarkeit in Säuren. Es ist daher interessant, das Verhalten der Krystallform zur Härte und Geschmeidigkeit, besonders bei Metallmischungen, zu untersuchen. Eben so verschieden erscheint die krystallinische Zeichnung, je nachdem zur Unterlage der Verzinnung Eisenbleche von gröberm und spröderm Gefüge oder Silber- und Kupferbleche genommen werden. Auffallend ist es, daß Silber- und Kupferbleche das Zinn, es sey vermischt mit welchem Metall es wolle, stets in eine polygonische Form treiben, da hingegen Silber oder Kupfer, dem Zinne selbst beigemischt, dessen Neigung zur strahligen Krystallisation vorzugsweise befördern. Mehr über diese Beobachtungen, wie über das technische Verfahren enthält Wagenmann's Aufsatz über den Metallmohr im 6. Hefte der Verhandl. des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen (1822, Berlin bei Duncker u. Humbolt). Nach seinen Erfahrungen ist die beste Zinnmischung auf 100 Theile Bancazinn 1 bis 1 ½ Thl. Kupfer und ein halber Theil Arsenik. — Das sogenannte Moirépapier, worauf ein Engländer das Patent erhalten hat, ist feine Zinnfolie, auf Papier geklebt.

Zinnober (Quecksilberblende) fällt vom licht Scharlachrothen ins dunkel Cochenillrothe; ist theils undurchsichtig, theils mehr oder weniger durchscheinend, theils erdig, theils derb und dann theils von einem fast metallischen Glanze; theils faserig, theils krystallisirt und zwar meist in vierseitigen Pyramiden ꝛc.; gibt scharlachrothen Strich. Gehalt und Gewicht sind sehr ungleich. Ersterer z. B. (nach Kirwan) = 80 Quecksilber, 20 Schwefel. Seine Fundorte sind zumal Idria, das Zweibrückische, Almaden in Spanien, China und Mexiko. Das sogenannte Quecksilber-Branderz von Idria ist ein mit Zinnober innig gemengter Brandschiefer. Der eben daselbst brechende, seltene Stinkzinnober ist scharlachroth durchscheinend, von spathartigem Gefüge und gibt, wenn es gerieben wird, Schwefellebergeruch. Der Zinnober wird auch durch Zusammenschmelzen beider Bestandtheile und ihre nachherige Auftreibung (Sublimation) in verschlossenen Gefäßen durch Feuer bereitet. Seine Anwendung findet er als Farbematerial, seltner als Arznei. Von besonderer Schönheit ist der chinesische und japanische Zinnober, Vermillon.

Zins. Es stammt von dem latein. Worte Census, was Schätzung bedeutet, her, und umfaßt Abgaben aller Art, sowohl in Geld als in Naturalien. Die vorzüglichen Arten des Zins sind 1) Zins von dargeliehenen Capitalien oder von Schuldforderungen, die aus einer andern Quelle entspringen. Für beide haben die Gesetze einen bestimmten Zins festgesetzt, über den hinaus man nicht gehen kann, ohne in Wucher (s. d.) zu verfallen. Nach den römischen Gesetzen durften nicht auf einmal Zinsen über den Capitalbetrag hinaus und auch keine Zinsen von Zinsen genommen werden. Bei uns ist aber einem Kaufmann das letzte erlaubt, und er darf von seinem bei der Rechnung sich herausstellenden Zinshaber, dem Andern, der es ihm verschuldet, die üblichen Zinsen berechnen. Auch sind Verzugszinsen verstattet, wenn der Schuldner nicht zu der gehörigen Zeit seine Schuld abträgt; nach dem franzöſ. Gesetze aber werden die Verzugszinsen nur von der Zeit der gerichtlichen Klage an gerechnet. 2) Pacht- und Miethzins (s. d.). 3) Grundzinsen, Abgaben von Grundstücken

an einen Zinsherrn. Diese können verschiedener Art seyn; als: a) wenn der Zinsherr durchaus kein Eigenthumsrecht an dem bezinsten Grundstücke hat. Sein Zinsrecht ist entweder aus einem Darlehn entstanden, was immer auf dem Grundstücke haften soll, oder ein Theil der Kaufsumme ist nicht ausgezahlt worden, sondern auf dem Grundstücke stehen geblieben, weßhalb der ehemalige Eigenthümer von dem Grundstücke einen Zins, es sey an Geld oder Naturalien erhebt, ohne doch die geringsten Ansprüche auf das Eigenthumsrecht desselben zu machen. Der Zinsmann ist völliger Herr desselben und darf es ohne Einwilligung des Zinsherrn verkaufen. Bei rückständigen Zinsen bleibt auch diesem nur der Weg der einfachen Klage übrig. b) Das Eigenthumsrecht des Grundstückes liegt beim Zinsherrn und der Zinsmann hat nur ein erbliches Nutzungsrecht am Gute gegen eine gewisse jährliche Abgabe. Der Zinsmann hat demnach nichts am Gute als sein Colonatrecht und sein bewegliches Vermögen; aber auch dieß letztere genießt er oft nicht als sein volles freies Eigenthum. Z. B. der Zinsmann darf ohne Einwilligung des Grundherrn sein Colonatrecht nicht verkaufen; er kann den abziehenden Kindern nur eine bestimmte Aussteuer geben; er kann seinen Nachfolger auf dem Gute unter seinen Kindern nicht wählen, sondern dies Recht steht dem Grundherrn zu. Er hat die Pflicht, Das, was er auf dem Gute erwirbt, zu dessen Verbesserung wieder zu verwenden. Im Falle, daß er den Zins nicht mehr zahlen kann, steht es dem Grundherrn zu, ihm das Gut zu nehmen. c) Oft haben sowohl der Zinsherr als der Zinsmann ein Eigenthumsrecht am Gute. Endlich gründet sich der Zins nicht immer auf die Grundherrlichkeit, sondern auch auf die Gerichtsherrlichkeit, in welchem Falle er als Schutzgeld betrachtet wird. Was ursprünglich Schutzzins war, ist oft im Verlauf der Zeit zum Grundzins geworden, indem der Gerichtsherr sich zum Grundherrn machte; Zinsgüter, an den der Zinsmann ein Eigenthumsrecht hatte, sind später zu Erbzins- und Meiergütern umgewandelt worden, indem der Zinsherr sich zum Eigenthümer machte. Man lese hierüber Langs histor. Entwickelung der Steuerverfassung (Berlin 1793); Hüllmanns Finanzgeschichte des Mittelalters. Ueberdieß sind Otto's Zinsen- und Disconto-Tabellen (Berlin 1825) zu empfehlen.

Zinszahl, Römerzinszahl, s. Periode.

Zinzendorf (Nikolaus Ludwig, Graf von) ist nicht nur als Stifter der seltsamen herrnhutischen Brüdergemeinde, sondern auch wegen seiner eigenen Meinungen und Schicksale einer der merkwürdigsten Männer seines Jahrhunderts. Er wurde zu Dresden am 26. Mai 1700 geboren. Sein Vater war sächsischer Conferenzminister und ein sehr angesehener Mann, seine Mutter eine Freifrau von Gersdorf. Der Knabe wurde zu Großhennersdorf in der Lausitz bei seiner Großmutter, einer sehr frommen und gelehrten Dame, erzogen, die geistliche Lieder dichtete und lateinische Briefe schrieb. Oft kam in dieses Haus der fromme Spener (s. d.), der den jungen Grafen lieb gewann, sich freundlich mit ihm besprach, ihm öfters die Hände auflegte und ihn segnete. In dem Hause wurden täglich Andachtsübungen gehalten, denen der Knabe beiwohnte und die sein religiöses Gefühl bis zur Schwärmerei aufregten. Kaum war er 6 Jahre alt, so veranstaltete er schon selbst Betstunden, und sobald er schreiben konnte, schrieb er Briefchen an den lieben Heiland, worin er ihm sein Herz eröffnete, und warf sie zum Fenster hinaus, überzeugt, daß der Heiland sie schon finden werde. In seinem 10. Jahre kam er nach Halle auf das Pädagogium, wo auch ein frommer Mann, wie Spener waltete, nämlich der berühmte Franke, Stifter des dasigen Waisenhauses, unter dessen besondern Aufsicht er stand. Hier war der

Jüngling ganz an seinem Orte; er zog andere Knaben seines Alters an sich, und errichtete mit ihnen geheime Zusammenkünfte zu gemeinschaftlicher Erbauung, stiftete den geheimnißvollen geistlichen Orden vom Senfkorn, und ging in seiner religiösen Schwärmerei so weit, daß sein Oheim es für rathsam hielt, ihn von dieser Schulanstalt abzurufen. Jetzt kam der junge Graf in seinem 16. Jahre nach Wittenberg, um die Rechtswissenschaften zu studiren und sich zu einem Staatsamte vorzubereiten. Dieß war der Wunsch seines Vormundes, er aber beschäftigte sich mit weit mehr Liebe mit den theologischen Wissenschaften, die er ganz allein für sich studirte; denn er nahm ein Aergerniß an den Meinungen der wittenbergischen Gottesgelehrten, die Gegner der hallischen Pietisten waren. Ganze Nächte brachte er hier im Gebete zu und betrauerte in der Einsamkeit den Verfall der christlichen Kirche. 3 Jahre lang blieb er hier, dann machte er 1719 eine Reise durch Holland und Frankreich, auf welcher sein angelegentlichstes Geschäft war, berühmte Geistliche aufzusuchen, und in Religionsgesprächen mit ihnen sein frommes Herz zu ergießen. Nach seiner Rückkunft wurde er zu Dresden als Hofrath bei der Landesregierung angestellt (1722); diese Stelle war aber nicht nach seinem Sinne, und er gab sie nach 5 Jahren wieder auf. Er that wohl daran, denn über seinen Andachtsübungen und neuen Plänen vernachlässigte er seine Amtsgeschäfte. Seine religiöse Schwärmerei machte ihn aber gleichwohl nicht unempfindlich für Liebe und häusliches Glück; darum vermählte er sich in demselben Jahre, 1722, mit einer Gräfin von Reuß-Ebersdorf. Bald darauf geschah es, daß eine Anzahl mährischer Brüder, das heißt Nachkommen und Glaubensgenossen der alten Hussiten und Waldenser, die der Religion wegen ihr Vaterland meiden mußten, eine Zuflucht auf des Grafen Gute Bertelsdorf suchten. Sogleich nahm er sich der frommen Flüchtlinge liebreich an, und da nicht Raum genug für sie in dem Dorfe vorhanden war, legte er eine neue Pflanzstadt nicht weit von da, an der zittauer Poststraße, an, die er unter die Obhut Gottes stellte, und deßwegen Herrnhut nannte. Er war jetzt entschlossen, eine besondere kirchliche Gemeinde nach seinen eigenen Grundsätzen und Ansichten zu stiften, eine Gemeinde, in der sich alle 3 christliche Religionsparteien begegnen, und sich in Christo zu wechselseitiger Liebe und Duldung und gemeinschaftlicher Gottesverehrung vereinigen sollten. Die mährischen Brüder hatten ihre besondern gottesdienstlichen Gebräuche mit gebracht, die einer weitern Ausbildung fähig und sehr geeignet waren, die Sinnlichkeit zum Vortheil der Religion zu gewinnen; sie sollten daher auch bei der neuen Kirche zum Grunde gelegt werden. Des Grafen Vorsatz, den er öffentlich in Schriften bekannt machte, fand viele Gegner und Widersprüche; auch schon die Anlegung seiner neuen Kolonie hatte ihm viele Verdrießlichkeiten zugezogen; allein keine Schwierigkeiten waren vermögend, ihn von der Ausführung seines Vorhabens abzuhalten. Um desto ungehinderter für die Ausbreitung des Reichs Christi arbeiten zu können, entsagte er mit Freudigkeit der Welt und ihren Ehren, reisete nach Stralsund, ließ sich dort, 34 Jahre alt, noch als Kandidat der Theologie examiniren, trat in den geistlichen Stand und hielt in der dasigen Stadtkirche seine erste Predigt (1734). Von nun an ließ er sich die Ausbreitung seiner Gemeinde mit doppeltem Ernst und Eifer angelegen seyn; er schrieb Bücher, um sich neue Anhänger zu verschaffen, ordnete er Missionen an und machte selbst Reisen in mehrere Länder, um zu lehren und zu predigen. Darob erging es ihm aber, wie so vielen andern Aposteln seiner Zeit. Er wurde von Vielen verkannt und verlästert, am Ende sogar aus seinem eigenen Vaterlande verbannt, denn man fand Anstoß an seinen Neuerungen und hielt seine Grundsätze für gefährlich, weil sie, wie man vorgab, zur Verach-

tung des öffentlichen Gottesdienstes und des obrigkeitlichen Ansehens führten. Dieß Alles betrübte den frommen Grafen, hielt ihn aber nicht ab, das angefangene Werk standhaft zu vollbringen. Er ging nach Berlin, und ließ sich hier mit Bewilligung des Königs zum Bischof der böhmischen und mährischen Brüder ordiniren. Gern hätte er auch seine neue Lehre in dieser Stadt öffentlich gepredigt; da ihm dieß aber nicht gestattet wurde, so hielt er in seinem Quartier Privatandachten, an denen nicht bloß Niedere, sondern auch so viele Vornehme Theil nahmen, daß man einmal 42 Equipagen vor seinem Hause zählte. Schon waren Missionen seiner Gemeinde nach allen Ländern Europa's ausgegangen, und sogar bis nach Amerika gekommen. Er selbst machte im Jahr 1738 eine Reise nach den westindischen Inseln St. Thomas und St. Croix, wo er die schon angelegten Gemeinden vollends einrichten half. Auf dieser Reise übersetzte er auch das neue Testament. Nach seiner Zurückkunft unternahm er eine Reise durch die Schweiz bis nach Genf, und ließ sich bald Siegfried von Thürstein, bald Ludwig Nitschmann nennen. Im Jahre 1741 ging er in Begleitung seiner 16jährigen Tochter, Benigna, an der er eine treue Gehülfin hatte, nach Nordamerika und wurde Pastor zu Philadelphia, in der Absicht, die christliche Religion nach seiner Lehre auch unter den entfernten amerikanischen Völkerschaften zu verbreiten. Auf allen diesen Reisen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den andern Geschäften, die er bezweckte, fast unablässig mit Korrespondenzen und Bücherschreiben beschäftigt, und man muß über die Thätigkeit des Mannes, die allerdings durch seine treffliche Gesundheit unterstützt wurde, erstaunen. Er schrieb während dieser Zeit gegen 108 Bücher, theils zur Unterweisung und Erbauung seiner Gemeinde, theils die Einrichtung und Entstehung der Brüderkirche und seine Bestrebungen darzustellen, theils Vertheidigungen gegen Angriffe auf seine Persönlichkeit und seine Stiftung. Man findet darin nicht selten herrliche Stellen, welche J. G. Müller in seiner Schilderung Zinzendorf's (in den Bekenntnissen merkwürd. Männer Bd. 3, S. 166 fg. 222 fg.) gesammelt hat, aber auch viele verkehrte Ansichten und anstößige Aeußerungen, wozu ihm seine vorherrschende Phantasie, Flüchtigkeit im Arbeiten und das Streben, neu und originell zu scheinen, verbunden mit Mangel an Geschmack, verleiteten. Zumal sind seine Lieder, die unverändert im alten Gesangbuche der Brüdergemeinde stehen, voll spielender, zweideutiger und unanständiger Ausdrücke, besonders diejenigen Gesänge, worin er die mystische Verbindung des Seelenbräutigams Jesu mit seiner Braut, der Gemeinde, schildert, und nicht minder anstößig war seine Lehre vom sogenannten Mutteramte des heiligen Geistes. Er fühlte jedoch in spätern Jahren selbst das Nachtheilige dieser Verirrungen, hätte gern viele seiner Schriften zurückgenommen, um sie durch gehaltvollere zu ersetzen, und bot alle Kraft seines reichen und thätigen Geistes auf, seine Gemeinde auf einen bessern Weg zu leiten. — Der Graf kam von Nordamerika zurück, und machte 1743, unter dem Namen eines Herrn von Wachau, eine Reise nach Rußland, wohin seine Jünger schon vorausgegangen waren, um seinen Lehren Eingang zu verschaffen. Seine Gemahlin kaufte da das Gut Bruckenhof, auf welchem sogleich ein Bethaus errichtet wurde. Allein auf die Vorstellung der griechischen Geistlichkeit, die eine Neuerung nicht dulden wollte, wurde es für immer geschlossen, der Graf aber unter militärischer Bedeckung über die Grenze geschafft. Doch dieß Alles ertrug er geduldig um Christi willen und tröstete sich mit den Verfolgungen, die einst über den Heiland selbst und seine Apostel ergangen waren. Was ihm in Rußland nicht gelang, glückte ihm desto besser auf einer Reise nach Holland und England. 4 Jahre lang verweilte er unter den Briten, zwar unter beständigen Anfech-

tungen unzähliger Gegner, aber mit der Beruhigung, unter diesen Kämpfen seine Gemeinde mit jedem Tage wachsen, und endlich sogar zu Trankebar in Ostindien aufblühen zu sehen. Im Jahre 1747 war die harte Verfügung, die den Grafen aus seinem Vaterlande verbannte, zurückgenommen worden, nichts hinderte ihn daher, nach Herrnhut zurückzukehren, wo er auch den 9. Mai 1760 starb und auf dem Gottesacker der Brüdergemeinde begraben wurde. Ein ziemlich unparteiisches Urtheil über ihn, von einem seiner Zeitgenossen, steht in von Lön's Kleinen Schriften, Th. 1. Ausführlich schildern sein Leben: David Cranz in der alten und neuen Brüderhistorie und Spangenbergs Leben des Grafen N. L. v. Zinzendorf (Barby 1772—75, 3 Thl.), woraus G. B. Reichel (Leipzig 1770) und J. C. Duvernois (Barby 1793) Auszüge lieferten. Müller hat in der angeführten geistreichen Schilderung sowohl die Werke von Cranz und Spangenberg als die Schriften des Grafen benutzt. Treffliche Worte über Zinzendorf und sein Werk hat Herder in der Adrastea (4. Bds. 1. St.) gesprochen. Steffens hat ihn in seinem Novellencyklus Walseth und Leith schildernd eingeführt.

Zirbelbaum, s. Pinienbaum.

Zirbeldrüse, eine eirunde Drüse zu oberst im Gehirne, in welcher sich viele Nerven vereinigen, und welche von einigen Physiologen und Psychologen, z. B. Descartes, für den Sitz der Seele gehalten wurde.

Zircon. Die von Klapreth entdeckte Zirconerde, von welcher dieß Fossillen-Geschlecht den Namen hat, wird in Schwefelsäure und im concentrirten Essig, aber nicht in Laugensalzen aufgelöst. Sie gibt vor der Löthrohre mit Borax eine wasserhelle Perle, und findet sich in 2 sogenannten Edelsteinen, dem Zircon und dem Hyacinth. Ueber den letztern s. d. bes. Art. Der Zircon oder Sargon ist meist gelblichbraun, theils in allerhand blassen Farben, zumal ins Gelbliche, Blauliche ꝛc., durchsichtig und von einem eigenen, fast metallischen, doch etwas fettigen Glanze. Er krystallisirt in vierseitigen Säulen, die mit vier auf den Seiten aufsitzenden Flächen zugespitzt sind, und ist sehr hart. Sein Gewicht ist 4475 L. Manche werden stark vom Magnet angezogen. Sein Gehalt (nach Klaproth) ist 69 Zirconerde, 26,50 Kieselerde, 0,50 Eisenkalk. Man findet ihn in Ceilan und Norwegen; hier nämlich bei Friedrichswärn, in einem aus opalisirenden Feldspath und Hornblende gemengten Halbgranit.

Zirkel, s. Cirkel und Kreis.

Zither, ein mit Darmseiten bezogenes musikalisches Instrument, welches jetzt noch besonders in Böhmen üblich ist. Sie hat 10 Saiten, die beiden tiefsten sind übersponnen und einfach, die andern doppelt: sie wird G C E G C E gestimmt, und bildet so Baß und Diskant. Bei den Hebräern, die Jubal als Erfinder der Zither nennen, war sie mit 10 Saiten bezogen, und wurde mit dem Plektrum geschlagen. David spielte sie meisterhaft. Kithera hieß die Zither der Griechen. Plutarch nennt den Amphion, Plinius den Linus als ihren Erfinder. Diejenigen, welche sie spielten, ohne dazu zu singen, wurden Kitharisten, die hingegen, welche sie mit Gesang begleiteten, Kitharöden genannt. Auch bei den Persern war die Zither sehr üblich.

Zittau, Sittau, 50° 52′ N. Br., Stadt in der sächsischen Provinz Lausitz, 763 Fuß über dem Meer, am Altwasser (Mandau), das nicht weit davon in die Neiße fällt, 2 Meilen von Friedland und 4 von Görlitz, mit doppelter Mauer und Graben umgeben, mit schönen Straßen und Marktplätzen, 4 Thoren, 4 Vorstädten, 1100 Häusern, 7400 evangel. Einw., 8 zum Theil schönen Kirchen; hat ein Hospital, ein Waisen- und Zuchthaus, ein Kaufhaus, ein Conzert- und Schauspielhaus, Marstall mit Salz- und Getreideniederlagen; ein blühendes Gymnasium, eine deutsche

Stadtschule mit einer Industrie- und Arbeitsanstalt, Seminar für Landschullehrer, Zeichenschule, eine an histor. und philos. Werken reiche Rathsbibliothek mit 9000 Bänden, Naturaliensammlung, Münzkabinet, Buchhandlung, Buchdruckerei; Leinwand, Tuchweberei, Schönfärberei, Kattundruckerei, Weißgerberei, Töpferei, Leinenbleichen, Papiermühle, Brauerei; Handel mit leinenen und baumwollnen Zeuchen, Tuch, Material- und Colonialwaaren, Garn und den hier gebauten Gartengewächsen, der jährlich über 4/5 Mill. Thlr. in die Stadt zieht. Die böhmisch-evangelische Kolonie vor dem böhm. Thore macht eine eigne Gemeinde von 400 Menschen aus. Die Stadt verlor 1757 durch die Feuerkugeln und Pechkränze der Oestreicher 599 Häuser; auch 1786 brannten viele Häuser ab. Geburtsort des Orientalisten J. Benj. Michaelis (gest. 1772). Zum Gebiet der Stadt, die sonst die dritte Sechsstadt der Oberlausitz war, gehören 35 meist große Fabrikdörfer. S. Zittau und seine Umgebungen, von Chr. A. Pescheck (Zittau 1821).

Zitterfische nennt man solche Fische, welche merkliche Erscheinungen von Elektrizität von sich geben. Dahin gehören 1) der sogenannte **Zitteraal**; er wird 3 — 5 Schuhe lang, mit stumpfem Schwanz, schwarzem Leib mit einigen hellen Flecken, die leberartige Haut voll Schleimlöcher, in den süßen Gewässern, im heißen Amerika, wird auch gegessen, und lebt von Fischen, Würmern ꝛc., findet sich auch im Meere. Bei einer Berührung theilt er einen heftigen elektrischen Schlag mit, der so stark ist, daß er einen Menschen niederwerfen, und Fische oder andere Thiere betäuben kann. Diese Elektrizität dient dem Fische theils zur Habhaftwerdung seiner Nahrung, theils zu seiner Vertheidigung. Diesen Fisch hat zuerst van Berkel zwischen 1680 und 1689 bekannt gemacht. Der erste, der bei den, bei diesem Fische vorkommenden Erscheinungen, Elektrizität vermuthete, war Adanson 1751. Endlich ward durch Seba, Saubius, Allamand und Gronov 1770 die Beschreibung des Fisches selbst und seiner Eigenschaften bekannter, und der gelehrte Musschenbroek erzählte Das, was man 1762 davon erfuhr, am vollständigsten. Die Versuche, welche ein D. Schilling aus Surinam (1770) der berliner Akademie der Wissenschaften berichtete, und welche die Verbindung der Eigenschaften dieses Fisches mit dem Magnete zu beweisen scheinen, sind durchaus unrichtig befunden worden. Ebenso übereilt schließen andre Gelehrte, welche dem Zitteraal ein besonders Gefühl oder einen eignen Sinn zuschreiben, vermöge dessen er es sollte vorher wahrnehmen können, ob er Körper, die in seinen Wirkungskreis kommen, mit dem elektrischen Schlage treffen werde oder nicht. Eine malerische Schilderung der wundersamen Weise, wie die Indianer Maulthiere und Pferde in die von Zitteraalen wimmelnden Sümpfe treiben, damit diese sich erst ihrer erschütternden Kraft entladen, und bald darauf ohne Gefahr gefangen werden können; s. in A. von Humboldt's Ansichten der Natur 1. Band. S. 37 u. f. — 2) Der **Krampfroche**, ist 1 — 4 Schuh groß, bis $3\frac{1}{2}$ Schuh breit, bis 50 Pf. schwer, ist oben braun, hat 5 große, schwarze Aeugelein, 3 Reihen hackiger Zähne, keine Rückenflossen, wirft lebendige Junge im Frühjahr, leben im mittelländischen Meere, in der Ostsee u. a. Gewässern ꝛc., steckt im Sand und Schlamm; wenn man ihn berührt, gibt er elektrische Schläge, so stark, daß sie einen Arm lähmen können, daher die getroffenen Fische betäubt werden und ihm zur Nahrung dienen, auch zu seiner Vertheidigung bedient er sich dessen. — 3) Der **Zitterwels**, in den Flüssen von Afrika, dessen Adanson und Forskål gedenken, und den Broussonet 1782 unter dem Namen Trembleur beschrieben hat. — 4) Der **elektrische Stachelbauch** ist von einem englischen Schiffslieutenant, Paterson, auf einer Reise nach Indien entdeckt, da er sich bei der Insel St. Juan, zwischen der Küste von

Zanguebar, und der Insel Madagascar aufhielt. — 5) Der indianische Riemfisch, der in den indischen Meeren lebt, dessen Geschichte aber noch nicht hinlänglich bekannt ist. Diese Fische besitzen eigene Organe, womit sie augenblicklich den elektrischen Schlag hervorbringen können. Diese Organe liegen mehr an der Oberfläche des Körpers und sind bei jeder dieser Fischarten anders gestaltet. Sie haben sehr starke Nerven, und wenn das Organ weggenommen, oder ein Nervenstrang, welcher zu selbigem führt, abgeschnitten wird, so stirbt der Fisch zwar nicht sogleich, verliert aber seine ganze elektrische Kraft. Diese Organe haben eine Art von zelliger Struktur und sind sehr reich an Blutgefäßen, daher man sie neuerdings, nach Entdeckung der elektrischen Säule, mit dieser Vorrichtung verglichen hat. Allein allem Anscheine nach hat hier die Vertheilung der Elektrizitäten einen ganz anderen Grund. Diese Fische sind an und für sich nicht elektrisch und zeigen am Elektrometer keine Spur von Elektrizität; dieß beweiset aber, daß sie sich in Einem Augenblicke laden und entladen können, und dieß beruht sogar einzig und allein auf ihrer Willkür, da sie zu einer Zeit gar keinen Schlag, zu einer andern aber äußerst heftige Stöße geben, und diese alle zwei bis drei Sekunden wiederholen. Sie geben den Schlag in und außerhalb dem Wasser, doch nur bei unmittelbarer Berührung; der mindeste Zwischenraum von Luft oder Wasser verhindert den Schlag. Der Fisch muß überdem in zwei Punkten berührt werden, wenn er einen Schlag geben soll, ohngeachtet diese Punkte keine bestimmte Stelle einnehmen, und einander so nahe liegen können, daß man sie beide auf einmal berühren kann, wenn man den Finger auf den Fisch drückt. Isolirt man sich und berührt den Fisch mittelst eines Metalls, so erhalt man keinen Schlag, weil er sich an das Metall entladet. Daher kann man einen solchen Fisch ohne alle Ungelegenheit handhaben, wenn man ihn auf eine metallene Schüssel legt, oder zwei Seiten desselben durch Metall in Verbindung bringt, weil dann alle Schläge, die der Fisch gibt, durch das Metall ausgeladen werden. Einige Male will man bei diesen Schlägen elektrische Funken bemerkt haben. Bei einem gefangenen Fische nimmt die elektrische Kraft in dem Maße ab, als seine Lebenskräfte sich vermindern.

Zizka (Schischka). Joh. Zizka von Trocznow, der furchtbare Feldherr der Hussiten, stammte aus einem adeligen böhmischen Geschlechte und ward um 1360 auf einem seinen Eltern gehörenden Meierhofe zu Trocznow in der jetzt fürstl. schwarzenbergischen Herrschaft Forbes (Borowany) im budweiser Kreise, im Freien unter einer Eiche, geboren. Als Knabe verlor er das rechte Auge; hieß aber nicht deßhalb, wie fälschlich behauptet wird, Zizka, welches sein Geschlechtsname war, und auch nicht Einäugiger bedeutet. Er half später seinen Eltern die Wirthschaft besorgen. Er zeigte von Jugend auf viel Geistesanlagen, aber auch einen düstern Hang zur Einsamkeit. Noch als Jüngling vermählte er sich und erst im 40. J. trat er als Krieger auf unter der Schar von Freiwilligen, welche aus Böhmen und Ungarn dem deutschen Orden gegen die Polen und Lithauer zu Hülfe zogen. Hier nahm er Theil an dem blutigen Treffen bei Tanneberg, den 15. Juli 1410, in welchem der Orden, der schon den Sieg errungen zu haben glaubte, eine große Niederlage erlitt. Dann versuchte sich Zizka in den Kriegen der Ungarn wider die Türken, hierauf mit den Engländern gegen die Franzosen, am Tage von Azincourt (1415). Nach seiner Rückkunft lebte er eine geraume Zeit am Hofe seines Königs Wenzel zu Prag, der ihn zu seinem Kämmerer ernannte. Das Mißvergnügen eines großen Theils der böhmischen Nation über das Schicksal der beiden Glaubensneuerer Huß und Hieronymus (s. d.) ergriff auch ihn. Es machte einen fürchterlichen Eindruck auf sein

renges Gemüth, daß ein Mönch seine geliebte Schwester, die Nonne war, entehrte und sie hernach ihrem Schicksal überließ. Das ihm von dem Einzelnen, den sein Stahl nicht erreichen konnte, zugefügte Unrecht wollte er nun an dem gesammten Stande grausam, überall, stets, unersättlich mit wüthender Rachedurst wieder vergelten. Wenzel selbst äußerte eines Tages gegen ihn, wenn er ein Mittel wisse, die den Böhmen in Kostnitz zugefügte Schmach zu rächen, so möge er es thun, er habe dazu seine volle königliche Beistimmung. Zizka's Seele erfaßte in seinen tiefsten Tiefen des Königs Wort, er entfernte sich vom Hofe, zog in seine Heimath, forschte nach den Gesinnungen des Volks, und kehrte bald nach Prag zurück. Schon war Nik. von Hussynecz an die Spitze der Aufrührer getreten, und Wenzel verlangte von den Bürgern Prags, daß sie die Waffen ausliefern sollten. Da führte Zizka sie bewaffnet auf das Schloß (15. April 1418). „So," sprach er zum König, „wollen wir für dich fechten," und die Bürger behielten die Waffen. Zizka galt von nun an für das Haupt der Hussiten. Bei einem Aufzuge (30. Juli 1419) traf den Priester der Hussiten einen Steinwurf. Alsbald stürmten sie, von Zizka angefeuert, das Rathhaus und warfen 13 Rathsherren unter die Spieße des Volks. König Wenzel starb vor Schreck über diesen Vorfall. Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Sigismund, zögerte, die Regierung in Böhmen zu übernehmen; dadurch gewann Zizka Zeit, seine Macht zu vermehren. Doch mußte er sich anfangs von Prag nach Pilsen zurückziehen, welches er zu seinem Waffenplatze machte. Als nun Sigismund die Anhänger der neuen Lehre hinrichten ließ, verschworen sich die Hussiten unter Zizka, Sigismund nie als König von Böhmen anzuerkennen. Um seine Partei vom Grimme der Verfolgung zu sichern, feuerte er sie an, Zufluchtsörter zu bekommen, oder jene ihrer Gegner zu erstürmen. Auch ließ er auf dem Berge Tabor eine Stadt bauen, wovon die Hussiten den Namen Taboriten erhielten. Er befestigte die neue Stadt auf eine Art, die seiner Einsicht in die Kriegswissenschaft Ehre machte. Auch schreibt man ihm die Wiedereinführung der **Wagenburg** (s. d.) zu, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, sein Fußvolk gegen die feindlichen Angriffe, als er von Pilsen nach Tabor zog, sicherte. In kurzer Zeit hatte er seinen schlecht bewaffneten und ungezügelten Haufen zu einem Heere gebildet, dem man nicht widerstehen zu können glaubte. Mit seinem Fußvolk hatte er schon den Ruhm der Tage von Morgarten, Sempach und Näfels verdunkelt. Einige glückliche Gefechte, die er lieferte, verschafften ihm bessere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Seine Unternehmungen wurden aber nicht bloß von Raubbegierde, sondern mehr noch von Rachsucht geleitet. Zizka beging viele Grausamkeiten, theils um sich furchtbar zu machen, theils weil er dem wilden Ungestüm seines fanatischen Haufens nachgeben mußte. Um Prag gegen den Kaiser Sigismund, der mit großer Macht anrückte, zu vertheidigen, begab sich Zizka dahin und verschanzte sich auf dem Berge Wittkow. Mit 4000 Mann schlug er hier (14. Juli 1420) die wiederholten Stürme von 30.000 zurück, und jener Ort heißt deßhalb noch jetzt der Zizkaberg. Geldmangel, den der Kaiser nur zu oft fühlte, machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. 1421 eroberte Zizka das Schloß zu Prag, und bekam da die vier ersten Kanonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Von dieser Zeit an wurden Kanonen, sowie das kleine Gewehrfeuer, welches letztere jedoch anfänglich nur Adelige sich anschaffen konnten, bei den Hussiten und den Heeren ihrer Gegner gewöhnlich. Zizka setzte seine Streifzüge in Böhmen fort, eroberte mehrere feste Städte, gewöhnlich durch Sturm, und behandelte die Besiegten mit aller nur erdenklichen Grausamkeit. Nach dem Tode des Niklas v.

Hussynecz (1421) erkannten ihn alle Hussiten als ihr Oberhaupt an, allein er ließ dem König von Polen die böhmische Krone anbieten. Durch unglaublich schnelle Märsche kam er überall seinen Feinden zuvor. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge. Der Muth der Seinen wurde dadurch nicht wenig niedergeschlagen, aber bei all seinem Unglücke, verließ er doch nicht das Lager und bewies die gewohnte Besonnenheit und kalte Gleichmuth. Jetzt ließ er sich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, sodaß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Er hatte eine sogenannte unüberwindliche Brüderlegion, mit welcher er gewöhnlich den Ausgang der Schlacht entschied. Ein beträchtliches Heer, das der Kaiser Sigismund aufs neue wider ihn schickte, trieb er zurück, schlug es bei Deutschbrot (18. Jan. 1422) und drang (1422) selbst in Mähren und Oestreich ein. Auf Zizka's Betrieb sollte der poln. Prinz Siegmund Korybuth zum König erwählt werden und kam auch mit 5000 Reitern in Prag an. Aber seine Waffenthaten mißlangen, weßhalb ihn die Prager verachteten, und nach Polen zurückzukehren zwangen. Zizka, als er diese Nachricht erhielt, knirrschte grimmig, stieß seine Keule drei Mal zur Erde und rief: „Ich will euch doch zeigen, daß ich mein Vaterland erhalten oder verderben kann;" und hierauf demüthigte der blinde Heeresfürst die Prager durch mehrere Niederlagen. Nur einmal, bei Kremsir in Mähren, mußte er weichen; es war dieß das einzigemal, daß er im offenen Felde geschlagen wurde. Sigismund bot ihm endlich die Statthalterschaft von Böhmen an mit großen Vortheilen, wenn er sich für ihn erklären wolle. Während der Unterhandlungen aber überfiel ihn, als er eben Przibislaw im czaslauer Kreise belagerte, eine pestartige Krankheit, und er starb am 12. Okt. 1424. Die über diesen Verlust rasenden Taboriten erstürmten die Stadt, hieben Alles nieder und verbrannten den unglücklichen Ort. Die Stelle, wo Zizka's Zelt stand, blieb bis auf den heutigen Tag unbeackert, obgleich sie mitten in schönen Feldern gelegen ist. Seine Leiche wurde zuerst bei St. Ursula zu Königgrätz, alsdann in der Peter- und Paulskirche zu Czaslau beigesetzt und sein Streitkolben an eine Säule befestigt. Nach der prager Schlacht (1620) zerstörte Wilh. v. Wrssowecz das Grab. Das Märchen ist bekannt, der sterbende Zizka habe befohlen, seine Leiche unbekümmert den Vögeln unter dem Himmel zum Raube zu lassen, aber mit seiner Haut eine Trommel zu überziehen, deren kriegerische Ton jeden Feind in die Flucht treiben würde. Er war von mittelmäßiger Größe und stark gebaut, hatte schwarzes Haar und braunliche Gesichtsfarbe. Seine Kleidung war einfach, ganz nach der alten slavischen Sitte. Sein Temperament war dasjenige der meisten großen und furchtbaren Männer, die ihr Zeitalter erschüttert haben, das cholerisch-melancholische. Er hielt sich für ein Werkzeug der Vorsehung. Wenn er auszog, Klöster zu zerstören, Priester und Mönche zu morden, pflegte er seinen Rotten anzusagen: sie sollten sich rüsten mit ihm seine lieben Freunde und Schwäger zu besuchen. Ihr Jammern, wenn sie zum langsamen Feuertode geschleppt wurden, nannte er mit kaltem fürchterlichen Hohne: der Schwester Brautlied! — In der Kriegskunst hat Zizka Epoche gemacht. Wenn auch seine Unternehmungen im Ganzen, vorzüglich auf der unwiderstehlichen Kraft der Begeisterung, auf der furchtbaren Reaktion der Verfolgung beruhten, gleicht er nichts destoweniger einem Helden der alten Mythenzeit, wenn er ohne Reiterei, Geld und Waffen zahlreiche, geübte, kampflustige Heere überwindet, die Fehler seiner Unterfeldherren wucherisch mit neuen Vortheilen aufwiegt und unbesiegt aus dem mehrjährigen Kampfe wider die Macht aller Nachbaren tritt.

Seine meisten glücklichen Unternehmungen bewirkte Zizka bloß durch unglaublich schnelle Märsche. Er hat uns einen nicht unwichtigen Schlüssel zu seiner Kriegsmanier gegeben, den er für seine Völker so niederschrieb, wie sie für solche Völker seyn mußten. Das Meiste dieser höchst schätzbaren Bruchstücke ist ein Raub der Zeit geworden; aber selbst das Wenige ist denkwürdig. S. Max. Millauer's diplomat. histor. Auff. üb. Joh. Zizka von Troczuow (Prag 1824). Vergl. Hussiten.

Zitzwitz (Niklas von), ein ausgezeichneter Mann des 17. Jahrh., Abt zu Huysburg bei Halberstadt und St. Moritz und Simon zu Minden, war ein Sprößling des adeligen Hauses Besewitz im Pommern und 1634 geboren. Um sich den Rechtswissenschaften zu widmen, ging er nach Stettin, wo ihn A. Formen in die Vorkenntnisse derselben einweihte. Hierauf studirte er einige Zeit an der Hochschule zu Greifswalde, dann 3 Jahre zu Helmstedt, wo er außer seinen juristischen Collegien, die Vorlesungen des berühmten Theologen G. Calixtus besuchte. Entschlossen, zum Katholizismus überzutreten, reiste er deßhalb nach Köln, wo er sein Glaubensbekenntniß ablegte. 1656, im 23. Jahre seines Alters, ward er als Mitglied in die Benediktinerabtei Werden a. d. Ruhr aufgenommen. Seine Talente und Kenntnisse, verbunden mit einer musterhaften Frömmigkeit, waren so hervorragend, daß er 1660 von seinem Abte nach Siegburg als Reformator des dortigen Klosters gesandt wurde. Der Ruf, welchen er sich auf diesem Posten erwarb, bewog den Fürstabt Corvey's, ihn mit Erlaubniß seines Abtes in seine Dienste zu ziehen. Hier ward er mit der Ausgleichung der verwickelten Verhältnisse zwischen der Propstei zu Stadtbergen mit der Stadt beauftragt, welche er glücklich zu Stande brachte. Als Kellner des Klosters erwarb er sich um die Oekonomie desselben große Verdienste. Abt Bernhard brauchte den gewandten Zitzwitz zu verschiedenen Gesandtschaften an deutsche Fürsten, und erhob ihn 1673 zum Prior. 1676 ward er einstimmig zum Nachfolger des Abtes im Kloster Huysburg erwählt und schon im folgenden Jahre erhielt er die hohe Würde. Das Kloster, welches in den Zeiten des 30jährigen Krieges sehr heruntergekommen war, hob sich durch seine zweckmäßigen Anordnungen zu neuem Flore. Mit Kraft und bewunderungswürdiger Geduld sammelte er die im Kriege zerstreuten Urkunden wieder. Dabei war er auch für seinen fürstl. Freund Bernhard noch immer thätig. Die wichtigste Gesandtschaft, die jener ihm u. A. auftrug, war an den König von Dänemark, Christian V., der seine Beredsamkeit und Klugheit nicht genug bewundern konnte, und ihm als Beweis seiner Achtung sein reich mit Brillanten besetztes Bildniß zum Andenken gab. Sogar wurde er von demselben in dieser Zeit den durch Waffengewalt in Besitz genommenen Herzogth. Bremen und Verden als Präsident vorgesetzt, wobei selbst Schwedens Monarch in einer Audienz seine Einsichten sowohl als seine Gerechtigkeit rühmte. Auch als Schriftsteller würde Z. bei seinen Anlagen und Kenntnissen vieles gethan haben, wenn ihm die häufigen Berufsgeschäfte dazu Zeit gelassen hätten. An den damaligen Versuchen zur Vereinigung der getrennten christlichen Bekenntnisse nahm er thätigen Antheil. Seine Fragen in dieser Hinsicht beantwortete Leibnitz (s. Ludovici, Historie der Leibnitz'schen Philosophie, 1. Theil). Auch ließ er ein Compendium regulae fidei veronianae drucken. S. Henke's Kirchengeschichte, 4. Thl. Er starb 1704. Karl von Eß, kurze Gesch. der ehemal. Benediktinerabtei Huysburg rc. Halberst. 1816.

Znaym (Znogmo), Kreisstadt der östreich. Markgrafschaft Mähren, liegt in einer angenehmen Gegend auf einem Berge an der Taya und der Hauptstraße von Prag, Brünn und Wien, 12 Meilen von Wien, ist mit Mauern umgeben, hat in 700 Häusern 6000 Einwohner, mit einer alten

jetzt zu einem Militärhospital eingerichteten Burg, welche die Freiherren von Deblin zu einem königl. böhm. Lehn tragen, weßhalb sich der älteste der Familie Burggraf zu Znaym schreibt. Znaym hat eine schöne Pfarrkirche, 2 Klöster, der Dominikaner und Franziskaner; ist der Sitz der Kreisamts, hat ein katholisches Gymnasium, eine Hauptschule, Tuchweberei, Senf- und Weinbau, Tabaksfabrik in der ehemaligen am Fuße des Berges liegenden schönen Prämonstratenserabtei, die jährlich über 25.000 Centner Tabak liefert. Znaym ist die alte Residenz der Markgrafen gewesen. Hier wurde nach der Schlacht bei Znaym am 11. und bei Wagram (s. d.) am 12. Juli 1809 zwischen den Oestreichern und Franzosen einen Waffenstillstand geschlossen, dem am 14. Juli 1809 der Friede zu Wien folgte.

Zobel (russisch Sobol), ein vierfüßiges Thier, das zum Geschlecht der Marder und Wiesel gehört, dessen kostbarer Pelz sehr geschätzt wird. Es ist so groß als ein Steinmarder, 1½ Schuhe lang, ist sehr schlank, schwarzgrau, zuweilen gelbbraun, der Pelz hat zweierlei Haare, das lange ist fein und meist kastanienbraun, das kurze ist wollig und grau. Er wohnt bloß im nördlichen Asien in den dichtesten Wäldern, Höhlen und hohlen Bäumen, in reinlichen, weichen Lagern, vorzüglich aber in großen Einöden, welche mit Flüssen und Bächen durchschnitten sind. Er hat dieselbe Lebensart, wie der Baummarder, springt von Baum zu Baum, frißt Vögel, Hasen, auch Hermeline, Wiesel, Eichhörner, aber auch Früchte. Er ist sehr scheu und läßt sich nicht zähmen, beißt sehr scharf; sein Koth hat einen äußerst heftigen Gestank. Sie werfen im April 3—5 Junge, die 4—6 Wochen saugen. Man stellt denselben wegen ihres Pelzes, den berühmten Zobelfellen, sehr nach, wodurch sie sich auch immer mehr vermindern. Nicht nur allein, daß ganze Gesellschaften von eigenen Jägern sich zu deren Jagd verbinden, welche sehr mühselig in den ungeheuern Steppen von Sibirien ist; auch müssen sie sich während derselben mit Proviant versehen; manchmal verirren sie sich und sterben Hungers; der Fang geschieht in Fallen und Netzen, welchen aber die Zobel vorsichtig auszuweichen wissen, wo man sie mit Fleisch lockt; so stellen auch die dortigen Völkerschaften, als wie die Tungusen, Kamtschadalen ꝛc. denselben noch eifriger nach. Der Fang geschieht selbst nur im Winter; eines Theils sind die Moräste in Sibirien dann zugefroren, andern Theil sind die Pelze zu dieser Zeit eigentlich vollkommen, auch sind sie in einer Gegend nicht so gut, als in der andern, am schönsten findet man sie am Lenastrome in der Landschaft Jakutzk. Je schwärzer und dichter das Fell, um so theurer. Die besten Bälge haben Schwänze. Zobelpelze haben mehr Werth als Hermelinpelze. Die Zobel sind eigentlich ein Regal der Krone, die den Fang derselben nur denjenigen Einwohnern Sibiriens überlassen hat, die einen Theil ihres Tributs damit bezahlen müssen. Es werden aber jetzt weniger Zobel an die Krone eingeliefert als sonst; denn theils haben sie, weil man sie zu häufig gefangen, überhaupt abgenommen, theils sind die Tataren klüger geworden, verkaufen ihren Fang an Schleichhändler für einen bessern Preis, und zahlen ihren Tribut in andern Thierfellen oder auch in baarem Gelde. Die eingelieferten Zobelfelle werden mit einem Siegel bezeichnet und nach Petersburg geschickt, doch werden auch sehr viele heimlich verkauft. Von den gewöhnlichen guten Fellen wird das Stück mit 5 bis 10 Rubel bezahlt. Man hat, wiewohl selten, auch weiße Zobel, ferner kastanienbraune mit einem Goldglanze und schwarze mit einem Silberglanze. Die weißen sind sehr selten und theuer; von den kastanienbraunen kostet das Stück 20 bis 40 Rubel. Ein vollständiger Zobelpelz aus lauter schwarzen Fellen, die einen Silberglanz haben, wird auf 5 bis 10.000 Rubel geschätzt. Die Russen verstehen die Kunst, die Zobelfelle zu färben, oder durch Räuchern zu

schwärzen. Man erkennt aber alle Felle daran, daß an ihnen die langen Haare an der Spitze gekrümmt und glanzlos sind.

Zobtenberg, ein sehr hohes und oben etwas breites Urgebirge in Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, ein Zweig des Riesengebirges, hat wahrscheinlich seinen Namen von dem an seinem Grunde liegenden Städtchen Zobten, wird aber im gemeinen Leben auch Zottenberg genannt. Der höchste Gipfel (der eigentliche Zobtenberg) desselben, in fast kegelförmiger Gestalt 2318 Fuß über die Meeresfläche sich erhebend, liegt 4 Stunden von Schweidnitz und 10 Stunden von Breslau entfernt. Auf 3 Seiten wird er von einer weitläufigen Ebene umgeben und grenzt gegen Süden an den Griesberg. Der bequemste Weg auf den Zobtenberg führt von dem Städtchen Zobten aus. Auf seiner Spitze stand ehemals ein festes Schloß, welches aber des Straßenraubes wegen 1428 zerstört wurde. An die Stelle desselben ist 1702 eine Kapelle erbaut worden, welche jährlich am Maria Heimsuchungstage von Wallfahrern besucht wird. Links von der Kapelle ersteigt man eine steile Felsenhöhe, wo man einen schauerlichen Anblick in die Tiefe, aber auch einen sehr angenehmen in die Ebene hat. Von dieser Seite ist der Berg fast von Holz entblößt, und die in der größten Menge übereinander liegenden Felsenstücke gruppiren sich gleich kleinen Bergen umher. Man übersieht eine freundliche Landschaft von 8 St. und Schweidnitz, Striegau, Fürstenstein bis Liegnitz. Der übrige Theil des Zobtenberges ist mit hohen Tannen und andern Bäumen dicht bewachsen. Ist dieser Berg mit Gewölk bedeckt, so hält es der Landmann für eine Vorbedeutung des Regens; ist er aber oben sichtbar und hell, so bedeutet es schönes Wetter. Auch erzählt man von diesem Berge allerlei abentheuerliche Märchen der alten Zeit. Aus dem Zobtenberg hat man einen 7—8000 Ctr. schweren Granitblock herausgearbeitet, der als Würfel, nach Blüchers Wunsche, als Denkstein auf dem Grabe dieses Helden zu Kriblowitz ruhen soll.

Zodiakallicht, s. Thierkreislicht.

Zodiakus, s. Thierkreis.

Zoega (Georg), ein Däne, war einer der größten Alterthumsforscher unserer Zeit, und dabei einer der edelsten und seltensten Männer. Seine Familie stammt aus der Gegend von Verona. Er war den 20. Dezemb. 1755 zu Dahler (Pfarrdorf im Stifte Ripen) geb. Sein Vater ward einige Jahre nachher Propst zu Mögeltondern in Jütland. Er studirte in Göttingen und zeichnete sich schon vor dem 21. Jahre durch gelehrte Abhandlungen aus, die er in deutscher und dänischer Sprache schrieb. Im Jahr 1782 machte er auf königl. Kosten eine Reise über Wien nach Italien, um die Münzkunde zu studiren. Er bildete sich, wie Johannes Müller, durch Excerpiren. Um die schöne Malerstochter Maria Pietruccioli heirathen zu können, ward er 1788 heimlich katholisch. Bei seiner Ankunft in Rom wurde er durch den Professor Adler dem Cardinal Stefano Borgia vorgestellt, dessen Gunst und Schutz er sich bald erwarb. Dieser Cardinal hatte eine Vorliebe für ägyptische Alterthümer, von denen er eine reiche Sammlung besaß. Zoega, der die koptische Sprache verstand, wurde bald der Oedip dieser uralten Räthsel. 1787 machte er eine vollständige Sammlung ägyptischer Münzen mit ausführlichen Erläuterungen bekannt. Der allgemeine Beifall, den dieß für Geschichte und Chronologie so wichtige Werk erhielt, machte Pius VI. auf Zoega aufmerksam und er trug ihm die schwere Arbeit auf, die Obelisken zu erläutern. 1797 gab er auf päpstliche Kosten sein großes Werk über die Obelisken (De origine et usu obeliscorum Romae, 1797) heraus, welches ihm den Ruhm der scharfsinnigsten, ausgebreitetsten und gründlichsten Gelehrsamkeit erwarb. Das Museo Borgiano Veliterno

war reich an koptischen Schriftrollen; Zoega unternahm die höchst schwierige und mühevolle Arbeit, diese zu erläutern; erst 1810 konnte diese Frucht namenloser Anstrengungen bekannt gemacht werden. Zoega schrieb in deutscher Sprache einen archäologischen Wegweiser durch Rom, der vielen kunstliebenden Reisenden sehr nützlich wurde. Er selbst begleitete die ausgezeichnetsten derselben; so war er unter andern ein ganzes Jahr lang der Führer Sr. königl. Hoheit des Prinzen Gustav von Mecklenburg=Schwerin. Ein größeres Werk Zoega's, welche Schätzen der seltensten Kenntnisse enthält, erschien in 2 Foliobänden bei Piranesi in Rom 1808 u. d. N.: Li Bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tom. Piroli colle illustrazioni di Giorgio Zoega. Oft bedauerte Zoega in spätern Jahren, nicht auf das griech. Alterthum die Arbeit verwandt zu haben, die er dem ägyptischen widmete. Dieß hinderte die Ausführung seines frühern Planes, die ganze griechische Alterthumskunde zu sichten und neu zu begründen. So wichtig jene Forschungen für seinen Hauptzweck waren, so dehnten sie sich doch unverhältnißmäßig aus. Ueberdieß hatte Zoega mit dem Mangel aller äußern günstigen Verhältnisse zu kämpfen. Das Schicksal, über zu gründlich angelegte Vorbereitungen das Leben verfließen zu sehen, ohne an das Hauptwerk desselben zu kommen, theilt Zoega mit vielen großen Gelehrten. Er war von dem dänischen Hof zu dessen Generalkonsul in dem Kirchenstaat ernannt worden; wenige Tage nach seinem Tode kam das Diplom, welches ihn zum Ritter des Danebrogordens ernannte, in Rom an. Er war Professor der Universität Kiel und Mitglied der Akademien zu Kopenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Florenz, Rom &c. Eigentlich gehörte er Rom an, wo er allein den ihm angemessenen Wirkungskreis finden konnte. Zoega starb den 10. Febr. 1809, betrauert von Allen, die ihn kannten; er wurde in der Kirche St. Andrea delle Fratte begraben. Von 11 Kindern überlebten ihn 2 Töchter und 1 Sohn, der Mathematik studirte. Die könial. dänische Regierung schützt sie vor Mangel. Unstreitig hatte Zoega durch Winckelmann die ersten Anregungen zu einem tiefern Erforschen der Alterthumskunde erhalten, aber so ähnlich sich beide große Männer in ihrem rastlosen Streben, ihrem Schönheitssinn und ihrer Gelehrsamkeit waren, so verschieden war ihre innerste Geistesrichtung. In Winckelmann war mehr der populäre und plastische Geist der Alten eingedrungen, er sah in den antiken Kunstwerken die freigewordne Form, das Mittel, wodurch das dichterische Gemüth sich gleichsam veräußerlicht und Andern sichtbar erscheint. Zoega hingegen las in den Werken der alten Künstler und Dichter mehr den tiefverborgnen Gedanken, sie waren ihm geheimnißvolle, deutungsreiche Sinnbilder, die ihn stets wieder in das Heiligthum des innern Gemüthes zurückführten; er ließ sie auf seine Seele wirken wie die Tiefen der Natur und des Lebens, deren Dollmetscher sie ihm waren. Er trennte und verband auf solche Weise immer selbstthätig den innern geistigen Sinn und die vollendete äußere Schönheit eines Kunstwerks, und in diesem Scheiden und Vereinen lag eben Zoega's Hinneigung zu den, von ihm so tief durchdachten, Orphikern und Neuplatonikern. Zoega hatte die echt antike Bildung nicht bloß mit Verstand und Gedächtniß aufgefaßt, sie war lebendig in ihn übergegangen; keine Geister neuerer Zeit berührten sein innerstes Leben so vielfach wie die Alten. Je näher man ihn kennen lernte, um so deutlicher fühlte man dieß, sein Umgang hauchte griechischen Sinn, selbst durch die Form seines Gesprächs, das in anmuthiger Kürze reich an den menschlichsten Beziehungen war, und absichtslos belehrte. Sein Ernst und seine Richtung nach innen, die frühzeitig zum Schwermüthigen sich neigte, hätte leicht durch viele Sorgen und Leiden ganz darin untergeben können, wenn nicht aus Griechenland milde Heiterkeit ihm zugeweht wäre.

o reizbar er auch für kleine Verdrießlichkeiten war, so überwand er doch ſe Stimmung durch große Geduld und erwarb sich eine stete ruhige Heikeit. Dieß drückte sich sehr wohlthuend in ihm aus, als ein stiller Frien, der durch Ertragen und Vergessen erworben wurde und der das Leben abhängig macht von dem Erlebten. Auffallend war in seinen frühern ıhren ein gewisser geistiger Kybeledienst, eine Anbetung Gottes in der Nar, vorherrschend in ihm. Der Einfluß seiner Zeit, die durch die kalte Aufirung zu einer neuen Frühlingswärme des Glaubens überging, wirkte äter auch auf ihn. Im Beobachten des Aeußerlichen der Religion war er eng, er ließ es gern als heiliges Sinnbild auf sich wirken, aber er haßte e nur halbverstandnen Worte dabei. Im äußern Leben bewies Zoega den cien Mann und war entfernt von Zwang und zwecklosen Schicklichkeiten. ür kunstliebende Fremde, die Rom besuchten, war er ein trefflicher Führer. lan kann Zoega richtiger schildern durch Das, was er war, als durch Das, as er that, denn so unermüdet auch der Fleiß war, womit er eine bewunernswerthe Menge des Einzelnen mit genauer Kenntniß umfaßte, so beklagt an doch mit Recht, daß er nicht dazu gekommen ist, seine Ansichten im rößern Zusammenhange auszusprechen. S. Zoega's Leben v. Welcker.

Zoffani, eigentlich Zauffely (Johann), ein berühmter Maler, war r Sohn eines Tischlers aus Frankfurt a. M., der 1772 als taxischer Baueister zu Regensburg starb, lernte bei mehreren Meistern, reisete nach Itaen, England und Ostindien, wo er 1788 starb. Sein Styl ist rein und ngeschminkt. Er überladet seine Gegenstände nie mit bunten Farben. Seine eichnung ist genau, und seine anatomischen Kenntnissen sind ausgebreitet. Seine ersten und frühesten Werke, historische Bildnisse, Familienstücke, heatralische Auftritte 2c. empfehlen sich zwar durch eine fertige Hand, Wahreit und gute Anordnung, sind aber im Colorit etwas eintönig. Stücke von nittelmäßiger Größe glückten ihm besser, als große Werke. Durch Poraits und Landschaften hat er sich vorzüglich ausgezeichnet. Das große Geälde, welches den Saal der königl. Akademie, worin nach dem Nackten ezeichnet wird, darstellt, hat er 1774 verfertigt. Man sieht auf demselben entkleidete Männer und 36 Figuren, die sämmtlich Portraits und leicht zu rkennen sind.

Zoilus, ein griech. Rhetor, aus der macedonischen Stadt Amphipolis gebürtig, blühte 270 v. Chr. Seiner außerordentlichen Tadelsucht wegen nannte man ihn nur den rhetorischen Hund und weil er sich auch vorzüglich m Homer ausließ, Homeromastix, Homers Geißel. Als er nach Alexanrien kam, las er dem Könige Ptolemäus Philadelphus sein Werk gegen die Ilias und Odyssee vor, der aber sehr unzufrieden mit der bittern Behandlung es ehrwürdigen Sängers war, sodaß er sich weiter nicht um den Zoilus bekümmerte. Dieser gerieth endlich in große Armuth und überreichte dem Könige eine Bittschrift um Unterstützung, welcher aber antwortete: Da Homer noch lange nach seinem Tode so viele Menschen erhalten; so müsse um o viel mehr er, der ein noch größeres Genie seyn wolle, nicht allein sich, ondern auch noch so viele Andere zu ernähren im Stande seyn. Zuletzt wurde r als Vatermörder verurtheilt und hingerichtet, aber die Todesart wird verschieden erzählt. Seine Schrift gegen die homerischen Gedichte bestand aus 9 Büchern. Außerdem schrieb er auch den Tadel Homers, 3 Bücher Geschichte bis an Philipps Tod; über Amphipolis, eine Schrift gegen den Rhetor Isokrates u. a. m. Es kann wohl seyn, daß mancher Tadel der Gedichte Homers gegründet war, aber 9 Bücher mit weiter nichts anzufüllen, zeigt doch einen hämischen Charakter an. Man erzählt auch, daß er die Statue des Homer gegeißelt habe.

Zoll, ein Längenmaß, s. Fuß. Zollsystem, die gesetzliche Einrichtung der Erhebung der Abgaben für in- und ausgehende Güter in einem Staate. Ein gutes Zoll- (oder Mauth-) system soll den Fabriken 1) die Einfuhr und Beziehung aller Materialien, deren sie zur Veredelung der rohen Stoffe bedürfen, möglichst erleichtern; 2) die Ausfuhr der im Inlande veredelten Stoffe möglichst befördern; 3) die Concurrenz der im Auslande veredelten möglichst beseitigen. Doch darf dadurch der Landeskultur nicht unnöthiger Weise die freie Verfügung über ihre Erzeugnisse beschränkt, noch dem Handel, aus Rücksicht auf Beseitigung fremder Concurrenz, der Verkehr auch mit solchen Waaren beengt werden, welche nicht unmittelbar dem Kunstfleiße des Landes Eintrag thun. Endlich wird 4) die Mauthverwaltung so einzurichten seyn, daß nicht erdrückende Förmlichkeiten die Mauth, welche ein Schwungrad des Kunstfleißes seyn soll, zu einer Hemmkette desselben umstalten, noch daß die Strenge, welche nur den Einschwärzer und Schmuggler treffen soll, auch den Fabrikanten treffe. Auch wird wohl jeder Zolltarif von Jahr zu Jahr der Durchsicht bedürfen, da die immer wechselnden Verhältnisse des Kunstfleißes und Handels bald einen alten Gebrauch durch eine neue Erfindung verdrängen, bald einen Artikel, der vorher theuer war, wohlfeil machen; bald einen vertheuern, der vorher wenig galt; bald endlich unvermuthet hier alle Handelsstraßen und Absatzorte schließen, dort neue öffnen. Für Deutschland wäre freilich eine für das ganze Land gemeinschaftlich entworfene und gemeinschaftlich ausgeführte Mauthordnung, das Wünschenswertheste, nach welcher Mauthen nur an des Staatenbundes Grenzen angelegt, der Verkehr im Innern desselben aber ganz frei gegeben würde. Schwerlich möchte aber eine solche Uebereinkunft je zu Stande kommen, da das Königreich Hanover nach englischem Interesse regiert wird und der Handel der Hansestädte mit der Verlegung der deutschen Mauthlinie an die Meeresküste und mit der Ausschließung der englischen Waaren sich nicht wohl vereinigen läßt. Uebrigens nannte schon ein Chronikenschreiber des 13. Jahrh. (Thom. Wickes) das deutsche Zollwesen, über das man im Mittelalter klagte und das auch Grellmann (in seiner Staatskunde von Deutschland 1790) als ein Hinderniß des Handels bezeichnet, — eine miram insaniam Germanorum. Die von den deutschen Kaufleuten und Fabrikanten dem Bundestage im April 1819 übergebene Bittschrift um Handelsfreiheit im Innern und eine allgemeine Zollanstalt an den Grenzen, schildert den Verfall der deutschen Fabriken und des deutschen Handels, wie, eingeschnürt von 38 einzelnen Zollsystemen, der innere Handel gelähmt wird, während Engländer, Franzosen und Holländer die deutschen Messen mit fremden Fabrikaten überschwemmen. — Zoll, Licent, Impost, Mauth im Oberdeutschen, eine Abgabe die von Waaren entrichtet wird; auch der Ort, wo dieß geschieht. Die Mauthen sind theils Einfuhr- oder Consumo-, theils Ausfuhr- oder Essito-Mauthen, theils Durchfuhrzölle. Durch Zoll- und Mauthabgaben wollen die Regierungen den Nationalwohlstand erhalten, fördern und mehren und zugleich das öffentliche Einkommen heben. In jener Hinsicht sind sie national-wirthschaftliche Einrichtungen; in dieser gehören sie in das Gebiet der Finanzwirthschaft. Ein sachkundiger Geschäftsmann und Staatsdiener, der königl. baiersche Oberbuchhalter Brunner, hat in seiner Schrift: Was sind Mauth- und Zollanstalten der Nationalwohlfahrt und dem Staatsinteresse? (Nürnb. 1816) nachgewiesen, daß alle Mauthen die Produktion, die Fabrikation und den Handel hemmen, ohne die Nationalindustrie zu fördern; auch entsprächen sie nicht den finanziellen Zwecken, denn der wirkliche Ertrag bleibe gewöhnlich hinter den Voranschlägen zurück, weil kein

Zwangssystem Erscheinungen gewähre, die der natürliche Zustand der Dinge gibt. Zoll- und Mauthabgaben brächten der Staatskasse überall bei weitem weniger ein, als dem Volke dadurch abgenommen würde. Die Erhebungskosten ließen kaum ⅔ in die Staatskasse fließen, ungerechnet des Eintrags dieser Abgaben in die Freiheit, Ruhe und Zeit der arbeitenden Klassen. Brunner spricht daher der Zollabgabe diejenigen Eigenschaften ganz ab, welche man von einer zweckmäßigen Steuer fordert. Gewöhnlich zahlt sie nicht Derjenige, der sie nach der Absicht der Regierung eigentlich zahlen sollte, sondern ein Anderer, den das Abgabegesetz dabei gar nicht in Anspruch genommen wissen will. Die Mauth ist nach ihm eine moralische Pest, welche die Sittlichkeit in ihren Lebenskeimen vergifte. Dagegen könnte den reinen Ertrag der Mauth sehr leicht eine im Ganzen unbedeutende Erhöhung der alten Abgaben, von höchstens ¹⁄₁₀ derselben decken; oder eine mäßige Gewerbesteuer. Die Mauthgefälle stehen ihrem reinen Ertrage nach, zu dem Gesammtbetrage des Einkommens der öffentlichen Fonds, meistens wie 1 zu 15 bis 20. Bei den Assyrern und Babyloniern, zwei der ältesten Staatenvereine, sind wahrscheinlich schon vor den Zeiten der uns überlieferten griechischen Literatur, Zölle und ähnliche Handelsabgaben eingeführt gewesen, da hier städtisches Zusammenwohnen, folglich auch Handel sehr frühe Statt fand. Auch die phönizischen Handelsstädte Sidon und Tyrus, schon 2000 Jahre v. Chr. besuchte Häfen, mögen sehr frühzeitig indirekte Abgaben gehabt haben — nicht weniger ihre Pflanzstadt Karthago. Aber erst aus den Zeiten der Flucht Hannibals erhalten wir die sichere Nachricht, daß dergleichen nicht bloß von Seewaaren, sondern auch von Landtransporten zu Karthago erhoben wurden. Wie frühe zu Athen indirekte Auflagen eingeführt wurden, erhellet nicht; wir wissen nur, daß deren wirklich bestanden haben, und daß ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt noch folgende ältere Verfassung bestand. Man belegte alle Staatsabgaben mit der allgemeinen Benennung: Leistung, Gefäll; Abgaben bezahlen, wird daher sowohl bei Zoll- als bei andern Einrichtungen gebraucht. Vergeblich würden wir nach besondern Unterscheidungszeichen, welche die Natur der Abgaben bezeichnen, suchen. Man benannte sie damals nach dem Tarifsatze, und so stoßen wir zuerst auf das sogenannte Fünfzigstel (Pentekoste), eine Mauthabgabe, wodurch von allen eingehenden oder ausgeführten Waaren 2 Prozent, oder das 50stel erhoben wurde, — dieses sogar vom eingeführten Getreide. Daß hier genau deklarirt, revidirt und tarirt wurde, siehet man unter andern aus der Abgabe der Briefe und Schiffsurkunden an die Hafenzöllner und deren Eröffnung daselbst. Der Befund wurde gehörig zu Buche getragen. Außer diesen im attischen Gebiete selbst erhobenen indirekten Abgaben nöthigten auch die Athener im ersten oder zweiten Jahre der 91sten Olympiade sämmtliche mit ihnen verbundene Städte, statt des früher entrichteten Tributs, ebenwohl von der Ein- und Ausfuhr aller Seewaaren ein 20stel des Werths (Eikoste) zu erheben, und an sie zur sogenannten Bestreitung der gemeinschaftlichen Bundesausgaben abzuliefern; ja sie hatten sogar ihre Agenten und Colonisten in diesen Orten, um jene Erhebungs-Geschäfte zu betreiben. Dann wurde auch Olymp. 92 zu Anfang des dritten Jahres, auf Betreibung des Alkibiades, ein Sundzoll zum 10ten Theil des Werths (Dekate oder Zehntel) von allen, in das schwarze Meer einlaufenden, oder daher kommenden Schiffen, bei der chalkedonischen Handelsstadt Chrysopolis, unweit Byzanz, erpreßt, weßhalb Chrysopolis von den Athenern befestigt, ein Zehnt-Zollhaus (Dekateuterion, Porthmeion) angelegt und 30 Wachtschiffe unter Befehl des Theramenes und Eubulos aufgestellt wurden. Dieser bedeutende

Zoll mußte indessen schon Olymp. 93. 4. nach dem Verlust der Flotte bei Aigospotamos auf einige Zeit und bald darauf ganz aufgegeben werden. Im römischen Staate waren mehrere Gattungen indirekter Steuern im Gebrauche, nämlich Zoll, Accise, Lizent, Auktions-, Erbschafts- und Manumissionssteuern. Sie haben sowohl in Verwaltung als in der Anordnung viel Aehnliches mit den griechischen Abgaben und sind vielleicht Nachbildungen der letztern. Auch Roms Geschichte gedenket unter den indirekten Abgaben zuerst des Zolles. Er bestand anfänglich nur aus Hafenzoll, oder Portorium (von portus, der Hafen), und sowohl die Zeit seiner Anordnung als die damaligen Tarifsätze sind unbekannt. Die erste Nachricht über diese Abgabe gehört nach der gewöhnlichen Zeitrechnung in das Jahr 246 nach Erbauung Roms, oder 506 v. Chr. Geb. Damals nämlich, als Porsenna heranrückte, um der neuen Republik ihren verjagten König wieder aufzudringen, schafften die besorgten Patrizier, um sich und ihre Administration beim Volke beliebt zu machen, unter andern Einrichtungen der vertriebenen Könige, auch das Portorium ab. Wie lange die Erhebung des Zolles in den Zeiten der Republik unterblieb, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben; für das Jahr 573 n. E. R. (179 v. Chr.) führt Livius an, daß die Censoren M. Fulvius und M. Aemilius Lepidus viele Portorien und Vectigalen (Verbrauchs-, Erwerbs- und Produkten-Steuern) eingeführt, d. h. dem Senate vorgeschlagen und dessen Genehmigung ausgewirkt haben. Auch die Prokonsuls in den Provinzen ordneten zuweilen eigenmächtiger Weise indirekte Auflagen an. M. Fontejus in der Provinz Narbonne legte eine Abgabe von 4 Denar auf den Eimer Wein, angeblich um mittelst des Ertrags die Landstraßen ausbessern zu können. Daß die Franken, nachdem sie in Gallien und Deutschland ihren Staat gegründet hatten, die früher den Römern zugestandenen Zölle beibehielten, ersieht man aus der Erklärung Clotars II. vom Jahre 615 n. Chr. Er bestätigte darinnen die Tolonea, welche hier bloß Zölle und Wegegelder bedeuten, sowie sie zu den Zeiten seiner fürstlichen Ahnen bereits in der 2ten Hälfte des 5ten Jahrhunderts bestanden. Die römische Einrichtung, daß nur von solchen Gegenständen, welche zum Handel bestimmt waren, Zoll erhoben werden solle, behielt man bei. Karl der Große verordnete im Jahre 803, daß nirgends von Brücken oder von Schiffen Zoll erhoben werden solle, wo dieß nicht schon vor alten Zeiten geschehen sey; ebenso solle es mit dem Zoll auf Landstraßen gehalten werden. Nachdem Frankreich und der zur fränkischen Monarchie gehörig gewesene Theil Spaniens vom übrigen Franken getrennt worden, mögen die Karolinger zu Paris, jene schwachen Nachfolger Karls des Großen, es wahrscheinlich rücksichtlich ihrer eignen Gefälle beim Alten gelassen und nur die Großen des Reichs, jene Schwäche benutzend, Neuerungen aufgebracht haben. Ein Gleiches ist bei den ersten Kapetingern anzunehmen. Als Einkünfte des Königs Robert (Jahr 1000 n. Chr. Geb.) werden namentlich droits d'entrée et de sortie, oder Ein- und Ausgangszölle aufgeführt, ebenso unter Ludwig IX. (1260), welcher seit langer Zeit wieder der erste war, der sich gegen die Erpressungen der Vasallen erklärte. Diese zwangen an mehrern Orten die Kaufleute, sich von ihren Wagen zu entfernen, sich zu ihnen, oder zu ihren Erhebern zu begeben und daselbst Zoll zu bezahlen; auch vermehrten sie die Zollstätten so viel als möglich, und wenn diese von den Kaufleuten vermieden wurden, nahm man sämmtliche Waaren weg. Vergebens behaupteten die Bedrückten, daß ein solches Betragen unrechtmäßig und räuberisch sey! Der König, bei welchem sich daher öfters beschwert wurde, und der deshalb ein Register über die Erhebungen und Observanzen anlegen ließ, befahl öfters den Commis oder Bediensteten der

Vasallen, die Güter zurückzugeben und Schadloshaltung zu zahlen. Wirkliche Zollunterschlagungen wurden mit 60 Sols (solidi) bestraft, vorbeifahrende Lastschiffe konfiscirt. Dieser Strafe von 60 Sols unterlag auch derjenige Weinbauer, welcher seinen Wein in einer Frist im Kleinen verkaufte, in welcher dieß lediglich dem Gutsherrn zukam. Schon oben ist bei dem fränkischen Reiche gezeigt worden, wie der Uebergang der römischen Zölle im römischen Deutschland auf die Franken Statt gefunden, und wie sehr sich die Carolinger bemüheten, den Anmaßungen der Magnaten zu steuern, welche beinahe in jedem Orte Zoll anlegten und sich an Reisenden schadlos zu halten suchten, da sie auf die Benutzung ihrer Güter beschränkt und nicht berechtigt waren, wirkliche Steuern von den Unterthanen zu fordern. Die Absicht der Kaiser, daß nur für eine wirklich nützliche Anstalt, als Brücken, Schleusen u. s. w. eine Entschädigung erhoben werden dürfe, wurde nicht erreicht; eine ungeheure Menge Zölle auf Wegen, Brücken, Uebergängen, Fahrten und Strömen entstand, und legte den Grund zu den jetzigen Zöllen zu Wasser und zu Land. Auch nachdem die Kaiserkrone auf deutsche Fürstenhäuser übergegangen war, bemüheten sich diese vergebens, dem Umsichgreifen der Fürsten, Grafen und des niedern Adels zu steuern, und ihr behauptetes Recht der Oberhoheit in Abgaben-Angelegenheiten mit vollkommenem Erfolge durchzuführen, wozu späterhin noch kam, daß sie selbst oft genöthigt waren, nicht nur ihre eignen Zölle zu verschenken, sondern auch häufige neue Zollanlagen zu bewilligen, um sich bei Großen dankbar zu beweisen, oder sie sich zu guten Freunden zu machen. Ihre als Kaiser des Reichs zu beziehenden Revenüen flossen hauptsächlich aus der besagten Oberhoheit, und namentlich aus den Reichszöllen, wozu unter andern Kalmünz im Neuburgischen, Strasburg, Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt, Boppart, Engers, Hammerstein, Köln, Kaiserswerth, Duisburg, Nimwegen, Utrecht und Neumagen an der Mosel gehörten. Die Erpressungen waren auch noch im 13. Jahrhunderte so arg, daß im Jahre 1255 fünfzig, nachher sechszig Städte den sogenannten rheinischen Bund, unter Vereinigung mit mehrern Fürsten, hauptsächlich in der Absicht schlossen, alle Handelsbedrückungen, besonders die übermäßigen Stromzölle, nöthigenfalls mit gewaffneter Hand abzuschaffen. Mittelst 600 Schiffen auf dem Rhein, Main und andern Flüssen zerstörten sie die daran liegenden Raubschlösser und schafften die übermäßigen Zölle ab. Im Jahr 1271 wurden von ihnen die Zollhäuser zwischen Köln und Strasburg niedergerissen. Kaiser Rudolph steuerte neuen Bedrückungen einigermaßen durch seine Verordnung von 1287; sie nahmen aber von Seiten der Fürsten, besonders auf dem Rhein wieder so überhand, daß die Stadt Strasburg im Jahre 1351 die Rheinschifffahrt gänzlich sperrte und dadurch die Fürsten nöthigte, die neuen Auflagen abzuschaffen, um wenigstens die alten forterheben zu können. Aehnliche Zwecke beabsichtigte der Hansabund. Auch das Geleit, Anfangs eine für die Sicherheit der Handelskaravanen und Reisenden sehr nützliche Sache, war eine Art Zollabgabe. Gegen Bezahlung des Geleits hatte man Anspruch auf Entschädigung für erlittenen Straßenraub. Ist es auch, sagte Friedrich II. in dem, der Stadt Bern im Jahre 1218 ertheilten Geleitsversprechen: daß ein Kaufmann, so der Jahrmarkt ist, wird beraubt, nennt er den Räuber, wir schaffen, daß es ihm wieder wird, oder wir gelten es. Unter dem Vorwande des Geleits wurden mitunter ebenso schändliche Mißbräuche getrieben, als mit dem Zolle; in den Zeiten des Faustrechts arteten sie öfters in einen Zwang aus, jedem Herrn, dessen Besitzung durchzogen wurde, die Geleitsgebühren ohne Rücksicht auf Statt findende Sicherheit zu bezahlen: wehe Dem, der von

dieser Sicherheit nichts wissen und lieber ohne Geleit reisen, oder dasselbe umgehen wollte! Von Glück konnte er dann reden, wenn er vom Geleitsherrn nicht überfallen, niedergeworfen und beraubt wurde, sondern bloß mit dem, vielleicht etwas erhöhetem Geleitsgelde davon kam. In den neuern Zeiten, worin unter andern noch Nassau, Darmstadt und Würzburg die Geleite der frankfurter Meßwaaren besorgten, hat man sich beeifert, dieser den jetzigen Polizeiverhältnissen nicht mehr angemessenen Einrichtung zu entsagen, ersteres den 5. März 1810, letzteres den 23. Febr. 1811. Der Zoll hieß übrigens in dieser Periode auch Fahrschatz, Hanse, Dacio thelonii; Daze, Dacie.

Zolltarif (vergl. Tarif, von dem ital. tariffa, Verzeichniß, Schätzungsrolle). Das Verzeichniß oder die Erhebungsrolle der Waarenzölle ist ein wichtiger Theil der Handelsgesetzgebung, und die Abfassung desselben setzt eine gründliche statistische Kenntniß des In- und Auslandes, sowie die kameralistische und staatswirthschaftliche Kenntniß des Waarenhandels voraus. Auf dem Tarif beruht die politische Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des angenommenen Zollsystems, inwiefern dieses den Waaren- Ein-, Aus- und Durchgang theils höhern, theils niedrigen Zollsätzen unterwirft, oder gewisse Waaren gänzlich davon befreit. Ein Zolltarif muß von Zeit zu Zeit nach den gemachten Erfahrungen geprüft und berichtigt werden, weil die Handelsverhältnisse durch den Wechsel der innern, wie der äußern Umstände sich verändern. Preußen hat daher seinen Zolltarif seit 1818 mit großer Umsicht abgeändert. (S. den neuesten K. Preuß. Zolltarif für die Jahre 1828—30, bestehend in der Erhebungsrolle vom 30. Okt. 1827, und ein vollständ. alph. Verzeichniß aller darin begriffenen, bei Ein- oder Ausgang steuerpflichtiger oder freibleibender Gegenstände, Leipz. 1828). Auch Baiern hat seinen Zolltarif vom 28. Dez. 1826 (herausgeg. von Brückbräu, München 1827) seit dem mit Würtemberg geschlossenen Vereine gemeinschaftlich mit diesem Staate abgeändert, und die für das Studium dieses Zweiges der Staatskunst lehrreiche Zusammenstellung sämmtl. auf die k. bairische Zollverordn. und den Zolltarif von 1819 bezügl. und bis zum Schlusse des J. 1826 erschienenen Verordnungen, Abänderungen und Leuterationen (Nürnb. 1827) bedarf eines Nachtrags. Dagegen ist der Großherz. badische Zolltarif für eingehende und ausgehende Waaren (Karlsr. 1826, Fol.) geblieben. Für den mit Mexico unmittelbar angeknüpften deutschen Handelsverkehr erschien zu Hamburg 1828 der neue mexican. Zolltarif für die vom 20. Febr. 1828 an bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren zu entrichtenden Abgaben, nebst Verordnungen für die Schiffer. Ueber das britische Zollsystem, welches Huskisson nach den Grundsätzen der Handelsfreiheit umzubilden versuchte, siehe die Schrift von Dr. F. D. Friedländer: Das britische Zollsystem. Nach den neuesten gesetzl. Bestimmungen auszugsweise (Königsb. 1827). Dieses System huldigt noch immer dem Monopolwesen, und die neuesten Bestimmungen der k. preuß. Zoll- und Steuergesetzgebung, z. B. vom 19. Nov. 1824, sind in einem liberalern Geiste als die britischen abgefaßt. Noch erwähnen wir des aus der Geschichte des Continentalsystems (s. d.) bekannten Tarifs von Trianon, vom 3. August 1810.

Zollvereine, Zollverbande. Da die verschiedenen Mauthlinien in Deutschland den innern Handelsverkehr hemmten und erschwerten, so suchten die kleinern deutschen Staaten durch Zollverträge entweder an einen größern Nachbarstaat sich anzuschließen, oder mit mehrern andern Staaten gemeinschaftlich ein selbstständiges Handelssystem aufzustellen, um den gegenseitigen Verkehr zu erleichtern. So ist es gekommen, daß man jetzt dem Prohibitivsystem, welches ohnehin in den kleinern Bundesstaaten nicht aus-

ihrbar ist, Zollverbande vorzieht. Den Anlaß dazu gaben Oestreich und Preußen durch ihre strenggezogenen Zollinien. In Folge der jetzt bestehenden Zollverbande kann man fast ganz Deutschland in 4 Haupthandelsgebiete theilen. Das 1. ist Oestreich; das 2. Preußen. Diese Monarchie, welche nach Aufhebung der Binnenzölle ihr Zollsystem seit 1818—27 geordnet hat, steht gegenwärtig mit Anhalt-Dessau, A.-Köthen und A.-Bernburg, mit einem Theile von Schwarzburg-Sondershausen und seit 1828 mit Hessen-Darmstadt in einem gemeinschaftlichen Zollverbande. Das 3. Handelsgebiet bilden Baiern und Würtemberg mit Hohenzollern-Hechingen und H.-Sigmaringen, und der von den beiden ersten Staaten am 18. Jan. 1828 abgeschlossene Zollverein trat mit dem 1. Juli 1828 in Vollziehung. (S. Würtemberg, Statistik.) Das 4. Gebiet bilden die Königreiche Sachsen und Hanover, Kurhessen, das Großherzogth. Sachsen-Weimar-Eisenach, die Herzogth. Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Sachsen-Altenburg, S.-Koburg-Gotha, S.-Meiningen, der Landgraf von Hessen-Hemburg, die Fürsten Reuß-Greitz, Reuß-Lobenstein und Ebersdorf, Reuß-Schleiz und Schwarzburg-Rudolstadt, sowie die freien Städte Bremen und Frankfurt a. M. Dieser am 24 Sept. 1828 zu Kassel unterzeichnete mitteldeutsche Handelsverein wurde jedoch vorerst nur auf die Dauer bis zum 31. Dez. 1834 abgeschlossen. Noch gibt es einige Bundesstaaten, die, zu keinem dieser 4 Haupthandelsgebiete gehörend, für sich allein bestehen, als: Baden, Waldeck, Lippe, Mecklenburg-Schwerin und M.-Strelitz, Lübeck und Hamburg; Holstein mit Lauenburg und Luxemburg gehören zu größern auswärtigen Staaten. Von dem Fürstenthume Lichtenstein ist es uns unbekannt, ob dasselbe sich dem Zollsystem des östreichischen Kaiserstaates angeschlossen habe. Crome sagt darüber in seinem statistischen Werke über die deutschen Bundesstaaten (Th. 4, Leipz. 1828) nichts. — Unter den wenigen Schriften, welche statistisch-politisch die Handels- und Zollverhältnisse der deutschen Staaten darstellen, empfehlen wir des badischen Geh.-Raths (ehemal. Mitgl. des bad. Staatsministeriums) Ludwig Freih. von Haynau (verneinende) Beantwortung der Frage: Ist es dem Interesse anderer deutschen Staaten angemessen, sich dem k. bairischen Zollsystem anzuschließen? (Leipz. 1828). Der Verfasser gibt zugleich eine kundige Uebersicht über die Handelsbedürfnisse der übrigen deutschen Staaten im Verhältnisse zu jener Zollordnung.

Zollikofer (Georg Joachim), einer der ersten deutschen Kanzelredner des 18. Jahrh., war der Sohn eines Rechtsgelehrten und 1730 zu St. Gallen in der Schweiz geboren. Er erhielt eine treffliche religiöse Erziehung, auf der Schule seiner Vaterstadt seine erste wissenschaftliche Bildung, besuchte dann die Gymnasien zu Frankfurt a. M. und zu Bremen. Er hatte sich den theologischen Wissenschaften gewidmet und vollendete seine akademische Laufbahn auf der Hochschule zu Utrecht. 1749 kam er als Hofmeister nach Frankfurt a. M., begleitete seinen Zögling in die Niederlande und ging 1753 in seine Vaterstadt zurück, wo sich aber seiner Beförderung unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten, besonders weil man seinem rednerischen und philosophischen Kanzelvortrag keinen Geschmack abgewinnen konnte. Er nahm daher im folgenden Jahr den Ruf zu einer Predigerstelle zu Murten in der Schweiz und ging nicht lange nachher nach Monstein in Graubündten. Auch diese Gemeinde hatte das Glück, ihn zu besitzen, nur kurze Zeit; man rief ihn als Prediger nach Isenburg. Seine Rednertalente machten ihn bald berühmt. 1758 erhielt er den Ruf als Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig. Diese Stelle hat er, ungeachtet verschiedener vortheilhaftern Anträge, bis zu seinem Tode (1788) behalten. Die höhere Bildung der Gemeinde, deren Lehrer er war, der Umgang mit meh-

rern ausgezeichneten Gelehrten, Alles trug dazu bei, ihn allmählig auf die Stufe zu erheben, auf welcher er seinen hohen Ruhm als Kanzelredner bis an sein Ende behauptet hat. Eine ansehnliche Menge junger Theologen von der Akademie drängte sich zu seinen Vorträgen; sie hörten ihn mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit, und lernten da unvermerkt durch Beispiele die beste Art, Wahrheiten der Religion dem Verstande der Menschen einleuchtend zu machen, und sie ihren Herzen zu empfehlen. Sein Vortrag war nicht populär, aber sehr lichtvoll; er arbeitete nie auf die Einbildungskraft die sich so leicht täuschen läßt, sondern auf den Verstand, und durch diesen auf das Herz. Seine Predigten waren, was eigentlich alle seyn sollten, Lehrpredigten, voll wahrer Philosophie des Lebens, voll wahrhaft praktischer Weisheit, die sich noch mehr durch den ruhigen Gang der Untersuchung durch den stillen, sanften Geist empfahl, der sich durchaus in ihnen, wie in seinem ganzen Leben und Umgang, ergoß. Was er zum Vortrag wählte, war nicht gesucht; sein gerader Sinn verschmähte alles Künstliche und Auffallende. Er sprach recht eigentlich für die Bedürfnisse seiner Zuhörer und Zeitgenossen; ging immer auf Das, was praktisch war, was eigentlich zur wahren christlichen Besserung und Beruhigung diente, und daher arbeitete er am meisten praktischen Vorurtheilen oder Zweifeln, herrschenden Uebeln seiner Zeit entgegen. Sein äußerer Anstand bei seinen Religionsvorträgen war voll Ernst und Würde. Zollikofers Kenntnisse waren vielleicht nicht vom ausgebreitetsten Umfange. Von ältern und neuern Sprachen, vorzüglich der lateinischen, französischen und englischen, war er nicht etwa Liebhaber, sondern Kenner, und hatte in jeder, außer andern nützlichen Werken vorzüglich die besten Redner, Dichter und Philosophen studirt. Besonders hatte das Studium der schönen Literatur viel zu seiner Rednervollkommenheit beigetragen. Sein ganzes Leben war eine reine ununterbrochene Harmonie der Tugend und des süßen Genusses. Die Armen und Hülfsbedürftigen hatten an ihm einen Vater, und in den engern Verbindungen des Lebens war er der zärtlichste Gatte, der wärmste Freund. Von seinen Predigten sind ungefähr 250 im Druck erschienen, und alle sind mit Beifall aufgenommen worden. Er selbst gab 1769 bis 1788 vier Sammlungen Predigten in 6 Bänden heraus, die mehreremale wieder aufgelegt worden sind. Nach seinem Tode wurden die von ihm hinterlassenen Predigten in 9 Bdn. herausgegeben. Alle diese Sammlungen haben auch den Titel: Zollikofers sämmtliche Predigten, 15 Bde., Leipzig 1789 bis 1804. Ein großes Verdienst erwarb sich Zollikofer durch die Herausgabe des Neuen Gesangbuchs (Leipzig 1766, und 8te Aufl. ebend. 1786), das Nachahmung fand, und wodurch er einem sehr gefühlten Bedürfnisse abhalf. Sein Freund W e i ß e (s. d.) stand ihm bei diesem Werke thätig bei. Außer den Verbesserungen alter Lieder sind auch verschiedene (ungefähr 12) neue Lieder von Zollikofer selbst in dieser Sammlung. Auch die von ihm herausgegebenen Andachtsübungen und Gebete haben einen großen Werth. Noch hat man von ihm Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, z. B. Unterhaltungen der Emilie, aus dem Franz., Leipz. 1774; Brydones Reise durch Sicilien und Malta, aus dem Englischen, Leipzig 1774. Garve hat in einer besondern Schrift Zollikofers Charakter vortrefflich entwickelt (Lpz. 1788).

Z o n e, s. E r d s t r i c h.

Z o n t a (Juntà, Junta, Juncta, auch Giunta, am gewöhnlichsten aber G i u n t i genannt), eine berühmte alte Buchdruckerfamilie, stammte nicht aus Lyon, wie man behauptet hat, sondern aus Florenz, wo sie schon 1354 vorkommt. Der dort noch fortblühende Zweig wurde durch ein Dekret vom J. 1789 zum Range einer Patrizierfamilie erhoben. Seit dem Ende des 15.

Jahrh. erscheinen die Giunti als Buchhändler und Buchdrucker; und zu Venedig, zu Florenz, später zu Lyon, endlich zu Burgos, Salamanca und Madrid vermehrten ihre Offizine durch sehr beachtenswerthe Drucke die Hülfsmittel der europäischen Bildung. Die älteste dieser Druckereien scheint die venetianische zu seyn, gestiftet durch Lukas Anton Giunta, der aus Florenz sich nach Venedig um 1480 gewandt hatte. Anfangs von 1482—98, betrieb er Buchhändlergeschäfte, indem er anderwärts drucken ließ (Catharina da Siena dialogo de la divina providentia. Ven. Mthi. da Codeca 1482. 4.) Seit 1499 aber besaß er eine eigene Offizin, deren erstes Produkt J. Mar. Politiani constitut. ord. Carmelitarum (4.) sind. Seine letzten Drucke sind vom Jahr 1537, dem Jahre seines Todes. In der Kirche St. Giovanni und Paolo findet sich sein Grabmal. Unter der Firma: Haeredes L. A. de Giunta ging die Druckerei nach seinem Tode fort; zunächst unter der Leitung seines Sohnes, Thomas Giunta, der das Unglück hatte, daß am 4. November 1557 seine Druckerei abbrannte, doch wurde sie hergestellt, und dauerte unter wechselnder Oberaufsicht noch bis ins folgende Jahrh. fort. Im Jahre 1644 kommen die Haeredi di Tommaso Giunta als Compagnons des Handelshauses Fr. Baba vor; diese Verbindung läßt sich noch 1648 nachweisen. Der letzte uns bekannt gewordene Druck der venetianischen Offizin ist vom Jahr 1657 datirt (Hist. Ochi libri III. de febribus, Ven. ap. Juntas, 1657, 4.). Ein Verzeichniß der Drucke dieser Offizin, aber nur bis zum J. 1550, liefert Eberts bibliograph. Lexikon am Schlusse des ersten Bandes. Sie unterscheiden sich durch nichts von den damaligen Offizinen Venedigs, wie sie gewöhnlich waren, und stehen tief unter den bessern der Manucci, des Giolito u. A. Bloß auf den Erwerb berechnet, ohne daß sie höhere wissenschaftliche Zwecke verfolgt hätten, zeichnen sich die Giuntinen aus Venedig weder durch Typen, noch durch Papier aus. Pergamentdrucke scheinen die venetianischen Giunti gar nicht gegeben zu haben; griechische Drucke wenig. Die Ausgabe des Cicero von 1534 durch Viktorius ist fast der einzige bedeutende Druck. Nicht ohne Werth sind die Missaldrucke. In seiner Vaterstadt Florenz begründete das nachmals so blühende Gewerbe, Philipp Giunta, der Sohn eines gleichnamigen Vaters, Lukas Antons Bruder. Wahrscheinlich genoß Philipp den Unterricht des Christoph Landinus. Der Treppe der Kirche der Casinermönche zu St. Maria in Florenz gegenüber hatte er eine Druckerei, aus der als erster Versuch der Zenobius von 1597 hervorging. Die Reihe der von ihm und seinen Erben, die nach dem Tode Philipps am 16. Sept. 1517 unter abwechselnder Leitung die Druckerei forterhielten, bis zum J. 1550 gegebenen Werke findet sich am vollständigsten bei Ebert, im bibliog. Lexikon. Der letzte Druck der florenzer Offizin scheint Buonarotti Rime 1623, 4. zu seyn. Dibdin in seinem Dekameron hat wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Philipp Giunta die griechischen Typen des Buchdruckers Calliesgus gekauft habe; der Kauf konnte aber nicht vor 1523 Statt gefunden haben. Die Typen dieser Offizin an sich dürfen übrigens der Vergleichung mit denen der Manucci nicht scheuen; nur an Mannichfaltigkeit möchten sie diesen etwa nachstehen. Die Cursiv möchte sogar den Vorzug verdienen. Aber besser ist bei den Aldus das Papier, besser die Schwärze und das Ensemble des Drucks. Außerdem hat die florenzer Offizin Großpapiere und mehrere gut gerathene Pergamentdrucke geliefert. Wahrscheinlich ist, daß sie selbst eine Schriftgießerei besaßen, aus der sich gleichzeitige florenzer Drucker versorgten. Zur Ehre einer besondern Sammlung sind die Giuntinen noch nicht gelangt, ob sie dieselbe gleich ebenso sehr zu verdienen scheinen, als die Aldinen; denn sicher war das Urtheil viel zu voreilig, das behauptete, die Giunti hätten nur Wiederholungen Aldinischer Texte geliefert. Gewiß ist der innere Werth

ihrer Drucke bedeutender, als man gewöhnlich glaubt. Durch ein sonderbares Geschick sind weniger bekannt; doch haben die genauer untersuchten italienischen Schrif-steller ihrer Offizin erwiesen, welche wesentliche Ausstattungen sie durch die Gelehrten gewannen, mit denen sich die Giunta, ebenso wie die Manucci, zu umgeben verstanden. Weniger gilt dieses Lob den Leistungen der lyoner Offizin, gestiftet durch Jakob Giunta, aus Florenz, Francesco Giunta Sohn, der noch 1519 zu Venedig vorkommt, seit 1520 aber zu Lyon erscheint, anfänglich bloß als Verleger, seit 1527 aber auch als Drucker. Nach seinem 1548 erfolgten Tode setzten seine Erben thätig das Gewerbe fort, von dem noch 1592 sich Spuren finden. Nicht so leicht zu entwirren ist das Verhältniß, welches zwischen den italienischen und den spanischen Offizinen und unter diesen letztern selbst Statt fand. Zu Burgos druckte Juan Junta 1526 28 und 51. Philipp Junta, vielleicht Eine Person mit dem florenzer Philipp dem Jüngern, von 1582—93; zu Salamanka druckte 1534—52 ein Juan de Junta, der allem Anscheine nach eine und dieselbe Person mit dem Juan Junta von Burgos ist, und 1582 Lukas Junta. Zu Madrid Giulio Giunta 1595, der am 27. Jan. 1618 starb; dann Thomas Junta oder Junti 1594—1624, der seit 1621 als königlicher Buchdrucker auftritt. Ueber ihre Werke siehe Eberts bibliog. Lexikon.

Zoogenon (a. d. Griech.), franz. gélatine, ist eine Gallerte, die durch chemische Mittel aus Knochen gewonnen wird, nach des span. Naturforschers Gimbernat Verfahrungsart. Man hat diese Knochengallerte häufig 1827 nach Griechenland versendet.

Zoolithen. Mit diesem aus dem Griechischen gebildeten Worte bezeichnen die Naturforscher fossile Körper, die bisweilen gefunden werden und für die Naturkunde der organisirten Körper (Zoologie) nicht unwichtig sind. Man unterscheidet sie nach der in der Naturgeschichte angenommenen Eintheilung der Thiere in 6 Klassen. I. Von Säugethieren (Tetrapodolithen). a) Bestimmbare, z. B. die theils fast kompletten Menschengerippe an der Küste von Guadeloupe (von den dasigen Indianern Galibi genannt) in einer kalkartigen Bresche, mit Milleporen und Schnecken aus der jetzigen Schöpfung zusammengesintert, und so die Knochen von Füchsen, Schweinen ꝛc. im hierländischen Mergeltuff. b) Zweifelhafte, z. B. 1) von einer Gattung von Bären, und zwar in unsäglicher Menge in den Berghöhlen am Harz, am thüringer Walde, am Fichtelberge, an den Karpathen. 2) Von einer eigenen Gattung des Hirschgeschlechts, den sogenannten Riesen-Elenn, die sich durch ihre mächtige Größe auszeichnet. 3) Von dem Mammut der alten Welt, einer Elephantengattung (die vermeinten Riesenknochen unserer ehrlichen Alten); unter andern auch in Menge in Deutschland. Das Elfenbein der Sibirischen, die zumal am Eismeere ausgegraben werden (das sogenannte Mammontovaiakost), ähnelt dem frischesten von den beiden jetzt existirenden Elephantengattungen, und wird in Archangel und von den chinesischen Künstlern in Canton u. s. w. auch ebenso verarbeitet. 4) Von einer Gattung Nashorn, häufig in Sibirien; aber auch in Deutschland, z. B. bei Herzberg am Harz (1750 fünf Individua im Umfang einer Meile); bei Burg Tonna im Gothaischen u. a. c) Völlig unbekannte. Nur wenige von vielen: so 1) das kolossale Landungeheuer der Vorwelt, das nordamerikanische Mammut, dessen Gebeine besonders am Ohio ꝛc. in Menge ausgegraben werden; und das sich unter andern schon durch die eigene auffallende Form seiner enormen Backenzähne von der übrigen thierischen Schöpfung der Vorwelt auszeichnet. 2) Das besonders durch die abenteuerliche Mißgestalt des Kopfs, Beckens, der Beine und Krallen auffallende amerik. Megatherium, dessen Gebeine hin und wieder in Südamerika ausgegraben werden.

3) Das ganze Geschlecht der Paläotherien, wovon Cuvier im Gypsflötz von Montmartre schon mehrere Gattungen entdeckt hat; unbekannte Mittelgeschöpfe zwischen den Nashorn-, Tapir- und Schweinegeschlechtern. 4) Die wundersame, vom Geh. Rath v. Sömmering genau beschriebene, und in diese Thierklasse gesetzte Ornithocephalus im pappenheimer Kalkschiefer. — II. Von Vögeln (Ornitholithen), überhaupt nur wenige, doch z. B. im öninger Stinkschiefer Knochen von Sumpfvögeln, und von mancherlei andern im ebengedachten Gyps von Montmartre. — III. Von Amphibien (Amphibiolithen). a) Bestimmbare, z. B. Frösche und Kröten im öninger Stinkschiefer. b) Zweifelhafte, z. B. Schildkrötenschalen, dergleichen Blumenbach aus der Gegend von Burg Tonna besitzt, wo auch Elephanten- und Rhinozerosgebeine der gedachten zweifelhaften Gattungen gefunden werden. c) Unbekannte, z. B. von einem ungeheueren, krokodillartigen Geschöpf; denn einem solchen gehören doch wahrscheinlichst die mächtigen Gebisse und andere Knochen, die im Petersberge bei Mastricht gefunden werden. — IV. Von Fischen (Ichthyolithen), ungeachtet diese in größter Menge und Mannigfaltigkeit (sowohl der Fischgattungen, die sie vorstellen, als der Steinarten, worin sie brechen) gefunden werden, so bedarf es doch bei den mehresten erst noch einer strengvergleichenden präjudizlosen Revision, ehe sich mit Sicherheit bestimmen läßt, zu welcher von den drei Hauptabtheilungen (in bestimmbare oder zweifelhafte oder unbekannte) sie gehören mögen. Denn nur mit wenigen, wie z. B. mit denen im öninger Stinkschiefer oder mit den einzelnen so sonderbar in länglichen Thonschollen gleichsam mumisirten Angmarsets von Zuckertop auf der Westküste von Grönland, läßt sich dieß vor der Hand mit Gewißheit thun. Die meist sehr gut erhaltenen Fischgerippe in Stinkschiefer von Bolcaberg im Veronesischen werden zwar insgemein sehr bestimmt auf bekannte Urbilder referirt. Aber schon das scheint dabei bedenklich, daß demzufolge jener Berg die gemeinschaftliche Niederlage nicht nur von Flußfischen sowohl, als von Seefischen, sondern unter den letztern zumal, zugleich von Thieren aus den weitest von einander entfernten Oceanen seyn soll. Von Otaheiti sowohl als aus dem mittelländischen Meer, und von den Küsten von Japan, Brasilien, dem nordöstlichen Amerika, Afrika ꝛc. Die im Tafelschiefer vom Blattenberg im Kanton Glarus und die im mansfeldischen und hessischen bituminösen Mergelschiefer haben selten die zur specifischen Charakteristik wichtigsten Theile deutlich genug erhalten, daß man die Gattungen mit Zuversicht bestimmen könnte. Was sich aber im dichten Flötz-Kalkstein von versteinten Fischen findet, sind meist nur einzelne Wirbel, Gräten und Zähne. Unter letztern zumal die sogenannten Schlangenzungen aus dem Hayfischgeschlechte, und die Bufoniten oder sogenannten Schlangenaugen, wovon manche mit den stumpfen Zähnen des Klippfisches Aehnlichkeit haben. — V. Von Insekten (Entomolithen). a) Bestimmbare, z. B. im öninger Schiefer, Larven von Libellen, Wasserwanzen u. dgl. b) Zweifelhafte, dahin gehören wohl vor der Hand noch die meisten von den im Bernstein eingeschlossenen, sowie auch die mehrsten versteinten Krebse (Cammarolithen). c) Unbekannte, so die berühmten Trilobiten oder fälschlich sogenannten Käfermuscheln oder Cacadumuscheln, die hin und wieder, aber nirgend schöner als bei Dudley in Worcestershire, und zwar theils noch mit der natürlichen krebsartigen Schale gefunden werden. — VI. Von Würmern (Helmintholithen). Fast ohne Ausnahme aus den drei Ordnungen Testacea, Crustacea und Corallia. Doch scheinen die fossilen Schnäbel, die sich auf dem Heinberg bei Göttingen, sowie im Petersberge bei Mastricht und bei Bath finden, einem Molluskengeschlechte, nämlich den Sepien, zugehört zu haben. A. Testacea. In zahllosen Gattungen;

und was dabei besonders merkwürdig, mitunter auch Lagen von Flußconchylien abwechselnd zwischen solchen, die nach aller Analogie im Meere gelebt haben müssen. a) Bestimmbare. Sowie es scheint, z. B. unter den Muscheln diejenige gemeine Gattung von wirklich petrificirten Terebratuliten im Flötz-Kalkstein, die der Glas-Bohrmuschel gleicht, und nach dem alten Typus in der Vorwelt nun auch in der nachwärtigen jetzigen Schöpfung regenerirt worden. Und unter den Schnecken die calcinirte Trödelschnecke, die sich in Piemont im aufgeschwemmten Lande findet. b) Zweifelhafte, z. B. von vielschaligen Conchylien der schöne Balanit aus dem Osnabrückischen, der besonders durch den merkwürdigen Umstand für die Archäologie unsers Planeten lehrreich wird, daß er nicht selten in aller seiner Integrität auf einzelnen glatt abgerundeten Geröllen aufsitzt. Unter den Muscheln die sehr großen Terebratuliten ebenfalls im Osnabrückischen. Und unter den Schnecken die fast fußlangen calcinirten Strombiten aus dem aufgeschwemmten Lande in Champagne. c) Unbekannte. Nun davon die Fülle in den Kalkflötzgebirgen; z. B. um nur einige der sonderbarsten anzuführen, unter den Muscheln: 1) der feurig opalisirende Ostracit im kärnthner Muschelmarmor; 2) der dickschälige Ostracit, den der jüngere de Luc nebst dem folgenden auf dem Saleveberg bei Genf entdeckt hat; 3) der große fast herzförmige Anomit; 4) die Gryphiten; 5) die Hysterolithen; 6) die sogenannte Langue fourrée aus St. Onges; 7) die Pantoffel-Muschel des Herrn von Hüpsch; 8) die sogenannten versteinerten Ziegenklauen aus dem Plattensee in Ungarn u. a. m. Von einschaligen Conchylien aber erst die sogenannten Polythalaminen, deren Schale nämlich inwendig durch Scheidewände in Kammern oder Fächer abgetheilt ist: so z. B. a) die Phaciten, Lenticuliten oder Linsensteine, in Gegenden theils auch Pfennigsteine, Kümmelsteine und Fruchtsteine genannt, die außen mit flachgewölbten blätterigen Schalen belegt sind, inwendig aber eine überaus zarte vielkammerige Spiralwindung von ansehnlicher Länge enthalten. Sie sind häufig von Linsengröße, theils aber auch wohl wie ein halber Gulden. Finden sich in vielen Weltgegenden und theils in mächtigen Lagen; namentlich in Niederägypten, wo die Pyramiden großen Theils daraus erbauet sind. b) Das unübersehliche Heer von Ammoniten. c) Die ebenso merkwürdigen als seltenen Orthoceratiten, die sich theils fußlang, und vorzüglich im Mecklenburgischen finden. d) Die Belemniten oder Luchssteine, unter welchen es aber auch Gattungen ohne Scheidewände oder Alveolen gibt. Uebrigens eine der allgemeinsten Versteinerungen der Kalkflötzgebirge, wo sie häufig mit schwarzem Stinkstein durchzogen sind; aber auch in andern Flötzlagen, wie z. B. in den Kreidebergen von Kent brechen. e) Des Dr. W. Thomson's cornu copiae von Capo Passaro an Sizilien. Von solchen einschaligen Conchylien, die niemals innere Scheidewände haben, z. B. a) die merkwürdigen linksgewundenen Muriciten am Ufer von Harwich; b) der überaus sonderbare kleine Muricites, dessen Spitze sich immer wie in eine irreguläre Wurmröhre verläuft; c) die ansehnlichen sonderbaren Dentaliten aus dem luzerner Gebiet, die dort in unsäglicher Menge und vermengt im dichten Kalkfels liegen; d) der kleine Serpulites, der am Deister im Hanöverschen in ganzen Flötzlagen von Stinkstein zusammengehäuft ist. B. Crustacea. 1) Unter den mancherlei See-Igeln, zumal diejenigen, so statt der Stacheln mit den ehedem so räthselhaften Judensteinen besetzt sind. Dann 2) die Encriniten, und 3) die Pentacriniten, zwei ansehnliche Petrefactenarten, die der Seepalme aus der jetzigen Schöpfung zwar ähneln, aber nicht gleichen; und aus einem vielarmigen Körper bestehen, der auf einem langen gegliederten Stängel sitzt. Bei den Encriniten oder Seelilien, die sich meist in dichtem Kalkstein finden,

sind die Arme des Körpers gewöhnlich zusammengefaltet, da er dann eine Aehnlichkeit mit einer Maizähre oder einer noch unaufgeblühten Lilie hat, und deßhalb Lilienstein genannt wird. Der astlose Stängel muß mit seinem untern Ende auf dem Meeresboden der Vorwelt festgesessen haben. Seine wirbelartigen Glieder, welche die Gestalt kleiner Mühlsteine mit sonnenförmiger Zeichnung haben, sind unter dem Namen der Entrochiten, Rädersteinchen, Bonifaciuspfennige, Hünnenthränen, Spangensteinchen, allgemein bekannt, und der Flötzkalkstein mancher Gegenden wimmelt gleichsam davon. Der Pentacrinit oder die Medusenpalme, besteht aus einem großen vielarmigen, quastenförmigen Körper, der auf einem gegliederten einfachen Stängel ohne Aeste sitzt, welcher wenigstens über 8 Fuß lang ist. Dieses merkwürdige Petrefact fand sich ehedem vorzüglich im bituminösen Mergelschiefer bei Boll im Würtembergischen. Die bekannten Astroiten sind fünfeckige Wirbel vom gegliederten und dabei ästigen Stängel eines ähnlichen, aber noch nicht ganz bekannten Petrefacts. C. Corallien. Zumal 1) Madreporiten in Gegenden theils als in wahren Corallenriefen der Vorwelt, in unermeßlicher Menge und großer Mannigfaltigkeit. So z. B. im dichten Kalkstein und Marmor auf dem Saleveberge bei Genf, auf dem Harz bei Blankenburg und bei Grund ꝛc. Von letztem Orte verdient namentlich der ansehnliche schön geformte Madreporites Erwähnung; sowie von der berühmten Perte du Rhône der sonderbare kleine Madreporites, der zu mancherlei mineralogischen Irrthümern Anlaß gegeben. Madreporiten in sandartigem Kalkstein im Petersberge bei Mastricht. In Kreide als sogenannte Fungiten in Kent. In Brauneisenstein und eisenschüssigem Quarz, auch als Fungiten und Schraubensteine (eine Art Tubiporiten?) bei Rübeland am Harz. Letztere auch im Catharinenburgischen in Sibirien. — 2) Milleporiten und andere zarte Corallenarten, vorzüglich im ebengedachten sandigen Kalkstein des Petersbergs bei Mastricht. — In Feuerstein bei Zelle im Hanöverschen und im Puddingstein in Herefordshire ꝛc.

Zoologie, die Lehre von den Thieren (vergl. den Art. Thier). Sie befaßt sich gewöhnlich mit der äußern Beschreibung alles Dessen, was zum Thierreich gehört, gibt eine systematische Anordnung der Thiere nach Prinzipien und ist demnach Naturgeschichte des Thierreichs. Soll sie aber hier genügen, so kann sie sich unmöglich auf solche Merkmale beschränken, welche uns nur die äußere Beobachtung von den Thieren liefert, nämlich Gestalt, Lebensart, Lebensdauer, denn diese Gegenstände sind Resultate der Zusammenwirkung von Thätigkeiten, die sich auf innern Bau und andere innere Eigenschaften stützen und ohne ihre Erforschung niemals mit Zuversicht erkannt werden können. Zoologie muß deßhalb nicht bloße Beschreibung bleiben, sie muß mit Hülfe der Zergliederung der Thiere (Zootomie) die Lebenserscheinungen der Theile treu auffassen, um die Gesetze des Lebens nach Möglichkeit zu erörtern, und sie wird daher zugleich Zoophysiologie werden müssen. Ferner ist es aber der Mensch, welcher als das am vollkommensten gebildete Thier, für die übrigen ein vergleichender Maßstab und aufklärender Punkt wird. Die richtige Anwendung desselben erfordert Zusamenstellung der gesammten innern und äußern körperlichen Thierformen, welche wir nur durch die vergleichende Anatomie erhalten können, deren nothwendige Verknüpfung mit der Zoologie sich daraus ergibt, sowie aus dem Gesammten der Satz: daß das ganze Thierreich als eine einzige Organisation anzusehen sey, in welcher das Höhere stets sich aus dem Niedern stufenweise vervollkommnet, bis sie sich endlich mit dem Menschen schließt. Betrachten wir in dieser Rücksicht die Möglichkeit naturgemäßer Zusammenstellungen der Thiere, so zeigt sich ferner, daß das Aufstellen einzelner,

vorzüglich äußerer Merkmale zu Prinzipien der Eintheilung wohl eine künstliche, gut zu übersehende Ordnung geben, aber nie die aus jenen Stufen der Vervollkommnung hervorgehende natürliche Verwandtschaft klar machen kann. Das Schnabelthier, Ornithorhinchus paradoxus, kann davon ein Beispiel geben. Nach Linné würde es in die 2te Ordnung zum Elephanten kommen, während es Cuvier richtiger zu den Nagelthieren ohne Zähne stellt. Die bisherigen Natursysteme trugen diese Unvollkommenheit sehr bemerklich (vorzüglich da, wo die Einfachheit der äußern Gestalt die künstliche Unterscheidung erschwerte) und sie kann nur verbessert werden, durch Benutzung der innern Bildungen, und Aufsteigen vom niedrigsten Punkte der thierischen Schöpfung, als der Grundlage, zum Vollkommensten, zum Menschen. Das gangbarste unter den Thiersystemen, welches zugleich das einfachste und daher am leichtesten zu fassen ist, stammt von dem berühmten Linné, der sich auch durch seine, durch eine lange Reihe von Jahren allgemein angenommene Classifikation der Pflanzen, wie durch die der Thiere, um die künstliche Systematik hochverdient gemacht hat. Linné verwarf die aristotelische Eintheilung in blutbegabte und blutlose Thiere. Zum Behuf der Classenbestimmung verglich Linné die Thiere nach einigen Hauptpunkten der innern Einrichtung ihres Organismus und wählte zu Merkmalen der Verwandtschaft und Unterscheidung 1) den Bau des Herzens (mit 1 oder 2 Kammern), 2) die Farbe und Temperatur des Bluts (rothes oder weißes, warmes oder kaltes Blut); 3) die Art und die Organe des Athmens (durch Lungen oder Kiemen), 4) die Art der Fortpflanzung oder Gebärens (lebendiger Jungen oder der Eier); wozu noch einige äußere Organe, z. B. die Fühlhörner, wodurch sich die Insekten von den Würmern unterscheiden, zu Hülfe genommen wurden. Und so entstanden die bekannten 6 Linné'schen Classen: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer. In der letzten Classe hatte aber Linné zu viel auffallend von einander verschiedene Thierstufen zusammengefaßt, und vorzüglich in dieser Hinsicht fanden in der Folge andere Naturforscher, mit Recht, für nöthig, von ihm abzuweichen, indem sie seine 6. Classe in mehrere Classen zerfallen ließen, und vorzüglich hat neuerlich Cuvier, indem er sowohl die Classe der Würmer als die der Insekten vielmehr beschränkte, die Zahl der Classen des Thierreichs um 6 vermehrt und deren also 12 bestimmt. Die Ordnungen der Säugethiere bestimmte Linné vorzüglich nach der Zahl und Beschaffenheit der Vorderzähne und sah zugleich auf das Daseyn oder den Mangel vollständiger Füße und fand auf diesem Wege die bekannten 7 Ordnungen: 1) menschenähnliche Thiere, 2) Thiere ohne Vorderzähne, 3) Raubthiere, 4) Nagelthiere, 5) wiederkäuende Thiere, 6) Thiere mit Pferdegebiß, 7) säugende Seethiere. — Blumenbach dagegen bestimmte die Ordnungen der Säugethiere nach der Beschaffenheit der Füße und erhielt so 12 Ordnungen. Auch andere ausgezeichnete Naturforscher, namentlich Bechstein, Wolf, Meyer, Schinz, Temmink, Latham, Pennant und And. haben die künstliche Systematik des Thierreichs, besonders in Betreff der Vögel, durch eigenthümliche Classifikationsversuche bereichert. Wenn aber bei der künstlichen Classifikation das Streben der Naturforscher, sich der Natur, bei der Anordnung ihrer Erzeugnisse, möglichst anzunähern, unverkennbar ist, so hat darin unstreitig Cuvier den Preis errungen, dessen System, welches für das vollkommenste unter den künstlichen erkannt werden muß, gleichsam den Uebergang zum Natürlichen macht. Wie sich nun das letztere, nämlich das natürliche System des Thierreichs, von den künstlichen Systemen unterscheidet, darüber können Viele nicht ins Klare kommen, vermuthlich weil sie nicht untersuchen, auf welchen Gründen oder Ideen die-

ser Unterschied beruht, oder weil ein beschränkter Begriff von dem Zwecke der Systematik den Trieb zu dieser Untersuchung nicht aufkommen läßt. Wer z. B. meint, die Systeme der Naturreiche seyen menschliche Erfindungen, durch welche man bloß dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollte, um sich in der großen Mannigfaltigkeit eines Reichs orientiren zu können und eine Uebersicht des Ganzen möglich zu machen, dem wird dasjenige System das vollkommenste seyn, welches diesem Zwecke am besten entspricht. Wenn man diese Ansicht für die künstlichen Systeme gelten läßt, so unterscheidet sich das natürliche dadurch von ihnen, daß es einen höhern Zweck hat, nämlich eine höhere Erkenntniß der Natur in der Anschauung der Ordnung zu begründen, welche sie, oder vielmehr Gott durch sie, in einem, wie in jedem ihrer Reiche offenbart, nicht derjenigen Ordnung also, die der Mensch durch seine Erfindung in die Natur hineinträgt, sondern derjenigen, die aus ewigen Naturgesetzen hervorgegangen ist. Die Idee, von welcher der wissenschaftliche Naturforscher bei der Anordnung des Thierreichs (für das Pflanzenreich gilt dieselbe Maßregel) ausgeht, ist die Voraussetzung, daß das Thierreich derselbe Organismus im Großen sey, welchen ein vollkommenes Individuum dieses Reichs, ein einzelnes Thier auf der höchsten Stufe des Thierreichs (z. B. der Affe), in sich darstellt. Das Thierreich und das einzelne vollkommene Thier sind Ebenbilder von einander, und dieselben Systeme und Organe, die im kleinen Thiere vorkommen, müssen auch im großen (dem Thierreiche) vorgefunden werden, sodaß ganze Thiere nur einzelne Organe vorstellen, welche bestimmten Organen im kleinen Thiere entsprechen. Diese Idee dient nun zur Grundlegung des natürlichen Systems der Thiere, wobei nicht einzelne Theile des speziellen thierischen Organismus, sondern die ganze Organisation eines höhern Thiers zum Eintheilungsgrunde dient. Dieses mag nun durch Folgendes beispielsweise noch deutlicher werden. Vorerst erinnern wir den Leser, daß der vollständige thierische Körper aus 2 großen Abtheilungen von Systemen und Organen besteht, die sich wie Niederes zu Höherm, oder wie Pflanzliches zu Thierischem verhalten. Die niedere Abtheilung besteht also aus lauter pflanzlichen Organen, den Eingeweiden nämlich, wozu auch die Gefäße oder Adern gehören; die höhere Abtheilung begreift in sich die eigentlich thierischen Systeme oder Organe: die Nerven, Muskeln und Knochen, welche zusammen Fleisch (im naturwissenschaftlichen Sinne) genannt werden. Wenn es nun wahr ist, daß das Thierreich nichts Anders als der thierische Organismus im Großen (das große Thier, Makrozoon) ist, so müssen den erwähnten 2 Hauptabtheilungen der Organisation des kleinen Thiers auch 2 große Abtheilungen (von Thieren) im Thierreiche entsprechen. Und so ist es auch wirklich. Die niedere Abtheilung des Thierreichs ist diejenige, deren Thiere nur Eingeweide in einer Haut sind, die aber noch kein Fleisch haben, nämlich keine Knochen, keine Muskeln, kein eigentliches Nervensystem und daher auch kein Hirn- oder Rückenmark (d. h. kein Centrum des Nervensystems). Solche Thiere, bei welchen die pflanzliche Natur noch vorherrschend ist, sind z. B. die Insekten, Würmer, Schnecken, Muscheln und Corallen. Die andere höhere Abtheilung hat Fleisch um die Eingeweide und daher auch die aus den Bestandtheilen des Fleisches gebildeten Sinnorgane, als Zunge, Nase, Ohren und Auge. Solche Thiere sind die Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere, bei welchen die pflanzliche Natur der thierischen untergeordnet ist. In den Thieren jener niedern Abtheilung sieht man selbstständige Eingeweide sich frei in der Natur bewegen und für sich leben, während in der höhern Abtheilung diese Freiheit oder Selbstständigkeit der niedern Organe dem Dienst der höhern thierischen

Systeme (dem Muskel- und Kopfnervensystem) geopfert wird. Da nun jede Hauptabtheilung von Organen im kleinen (oder einzelnen) Thiere aus einer bestimmten Zahl von Organen besteht, so muß dieser Zahl eine gleiche Anzahl von Unterabtheilungen in jeder Hauptabtheilung des Thierreichs entsprechen. So viel wesentlich verschiedene Eingeweide z. B. im kleinen Thiere vorkommen, so viel Unterabtheilungen oder Classen muß die Abtheilung der pflanzlichen Thiere haben. Eins der wesentlichen Eingeweide ist z. B. der Darm, und es muß im Thierreiche eine ganze Classe von Thieren geben, deren einzelne Thiere dem Darm entsprechen und nach dieser Aehnlichkeit Darmthiere genannt werden müssen. Solche Thiere sind die Würmer, die in der That Nichts weiter sind als selbstständige für sich lebende Därme, und die auch keine andern Organe haben als solche, die mit dem Darm in nächster Beziehung stehen, z. B. die Leber, die bei vielen Würmern, aber in unvollkommenem Zustande, gefunden wird. Diese Thiere erscheinen auch alle geringelt, denn es sind durch die Ringe die Rippen angedeutet, welche bei höhern Thieren die Eingeweide umschließen. Durch diese wenigen Beispiele soll hier nur die Möglichkeit und der Begriff einer natürlichen Classification des Thierreiches angedeutet seyn und die Leser werden daraus erkennen, daß die Zahl der Classen auf der Einrichtung der ganzen speciellen thierischen Organisation beruht und daher nothwendig eine fest bestimmte werden muß, sobald nur die Parallele zwischen dem einzelnen Thiere und dem Thierreiche (dem kleinen und großen Thiere) richtig gezogen wird, da im Gegentheil bei den künstlichen Systemen die Zahl der Classen und Ordnungen verschieden ausfallen muß, je nachdem von diesem oder jenem einzelnen Theile der Organisation (z. B. von den Zähnen oder Füßen oder der Bedeckung) der Eintheilungsgrund genommen oder willkürlich gewählt wird. Einen schätzbaren Versuch zur Darstellung des natürlichen Systems, welcher nicht nur das Thierreich, sondern alle 3 Naturreiche umfaßt, findet man in Oken's Naturgeschichte für Schulen (mit Kupf. Leipz. 1821). Das natürliche System, d. h. das eine wahre Natursystem, beruht hinsichtlich seiner empirischen Bedingungen vorzüglich auf der vergleichenden Anatomie und Physiologie der Thiere und Pflanzen, und je mehr diesen Wissenschaften, noch im Fortschreiten begriffen, an ihrer Vollendung fehlt, desto weniger darf man erwarten, daß ein erster Versuch zur Darstellung des natürlichen Systems gleich vollkommen ausfallen sollte. Denn erst müssen die Naturforscher in der Kenntniß des Organismus der höchsten Thiere und Pflanzen aufs Reine seyn und hinsichtlich der richtigen Eintheilung der Systeme und Organe möglichst übereinstimmen, wenn eine durchgängig sichere Begründung für die natürliche Classification der Reiche zu Stande kommen kann. Gleichwohl ist jener erste Versuch, ungeachtet seiner Unvollkommenheiten, sehr verdienstlich, weil dadurch die Bahn gebrochen und den Naturforschern die Richtung vorgezeichnet ist, in welcher sie zu einer immer vollkommnern Begründung und Darstellung des wahren Natursystems gelangen können. Diese macht 4 Hauptabtheilungen: 1) Wirbelthiere (vertebrata), 2) Weichthiere (mollusca), 3) Gliederthiere (articulata), 4) Strahlenthiere (radiata) und 19 Classen. Noch immer erweitert sich dieses Gebiet der Naturkunde. Im J. 1766 beschrieb Linné 6137 Thierarten; im J. 1788 registrirte Gmelin 19.125 Thierarten, als: 442 Säugethiere; 2563 Vögel; 366 Amphibien oder Reptilien, darunter gegen 250 Schlangenarten mit 38 giftigen; 836 Fische; 10.881 Insekten, darunter 700 schädliche Waldinsekten; und 4082 Gewürme. Jetzt nimmt man an 30.000 Arten an. Montfort kennt über 6000 Arten und Abarten von Conchylien. Und welch' eine Reihe von Abstufungen, von den Infusions-

hierchen bis zu der 6 Centner wiegenden Riesenmuschel! — Die deutsche Literatur über zoologische Gegenstände ist reich, und wir besitzen über einzelne Abtheilungen dieser Wissenschaft treffliche Werke mit sehr schönen, höchst naturgetreuen Abbildungen, z. B. Schreber's Säugethiere, mit der Fortsetzung von Goldfuß; die Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, von Wolf und Meyer; die in Darmstadt herausgekommene (in ihrem Fortgange leider unterbrochene) deutsche Ornithologie; Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands; Bloch's Werk über die Fische; die Fauna insect. Europ. von Ahrens und Germar; Ochsenheimer's Schmetterlinge; Schrank's Fauna boica und Esper's Pflanzenthiere u. a. m. Für das Studium der allgemeinen Zoologie sind vorzüglich zu empfehlen: Spix's Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie nach ihrer Entwickelungsfolge, von Aristoteles bis auf gegenwärtige Zeit (Nürnb. 1811); Goldfuß's Handbuch der Zoologie (Nürnb. 1820, 2 Bde.) und über die Entwickelungsstufen des Thiers (Nürnb. 1817); Carus's Zootomie (Leipz. 1818); Blumenbach's Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie (Götting. 1804); Cuvier, das Thierreich, eingetheilt nach dem Bau der Thiere, als Grundlage ihrer Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie (aus dem Französ., mit Zusätzen von Schinz, Stuttg. 1821—22, 2 Bde.); Blumenbach's Abbildungen naturhistorischer Gegenstände (10 Hefte, Götting. 1797—1810). Außerdem empfiehlt sich besonders für Forstmänner und Oekonomen Bechstein's gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands, soweit sie die Zoologie abhandelt, und hinsichtlich des natürlichen Systems Oken's Lehrbuch der Naturgeschichte, 3 Thl., desgl. Ficinus's Uebersicht des gesammten Thierreichs nach den neuesten Beobachtungen (Dresden 1820). Vergl. den Schluß des Art. Thier.

Zoophyten oder Thierpflanzen. Ueber diese Geschöpfe, die zur 6. Klasse der Würmer (s. d.) gehören, im Allgemeinen, s. d. Art. Thierpflanzen. Es sind unter Andern folgende: Die Seefedern, merkwürdige Seegeschöpfe, an welchen man wie an einer Vogelfeder, 2 Haupttheile, den Kiel nämlich und die Fahne, unterscheidet. Letztere besteht aus 40, 60 oder noch mehr bogenförmigen Armen, womit die obere Hälfte des Kiels zu beiden Seiten besetzt ist. Auf jedem dieser Arme stehen nun wieder 10, 12 und mehr überaus saubere, kleine, am Rande zackige Hülsen, in deren jeder ein gallertartiger zarter Polype mit 8 Fangarmen fest sitzt; sodaß an einer Spannen langen Seefeder wenigstens über 500 solcher kleinen Armpolypen gezählt werden. Die Phosphoren leuchten stark im Finstern. — Der Armpolype (vergl. d.) oder Vielarm, der grüne Armpolype, scheint mehr als die übrigen Polypen in Rücksicht der Stärke und Länge des Körpers und der Arme zu variiren. Die Beobachtung ihrer Reproduktion hat den Naturforscher Blumenbach zuerst auf die Untersuchungen über den Bildungstrieb geleitet. Ferner der braune Armpolype, der orangengelbe Armpolype. Die Blumenpolypen leben an einem gemeinschaftlichen Stamme als Aeste, da eine solche Colonie dem bloßen Auge wie ein Kügelchen Schimmel vorkömmt, das aber bei der mindesten Erschütterung für einen Augenblick ganz zusammenfährt und zu verschwinden scheint. Die Anastatien sind überaus zarte kleine Thierchen und pflanzen sich auf die einfachste Weise durch Theilung fort. — Die meh[r]esten Afterpolypen leben gesellig, sodaß oft Tausende derselben beisammen sind und dann fast das Ansehen von Schimmel haben. Blumenbach hat lebendige Wassermolche längs dem Rücken mit unzähligen dieser Thiere dicht überzogen gesehen. Das Räderthier, ein überaus sonderbares mikroskopisches Thierchen, findet sich in stehenden Wassern und mancherlei Infu-

sionen, schwimmt überaus behende, verändert dabei fast alle Augenblicke seine Gestalt; soll Jahre lang im Trocknen für todt liegen können und doch nachher in jedem Tropfen Wasser wieder aufleben ꝛc. Der dunkle Körper in seinem Vorderleibe, den so viele Naturforscher seiner willkürlichen Bewegung ungeachtet fürs Herz gehalten haben, ist, wie man sich genau überzeugt zu haben glaubt, ein zum Speisekanal gehöriges Organ, und kein Herz. Der Essigaal, lebt im Essig; eine verwandte Gattung im alten Buchbinderkleister. (Auch diese sind also Thiergattungen, die erst lange nach der ersten allgemeinen Schöpfung gleichsam nacherschaffen worden. Denn sie finden sich, so viel bekannt, bloß im Essig und Kleister, und beides sind späte Kunstprodukte des cultivirten Menschengeschlechts.) Die Thalien, im atlantischen Ozean, gehören, nach Förster, als ein eigenes Geschlecht zu den Zoophyten. Das Kugelthier, ein kleines Kügelchen, von gelber, grüner, oder anderer Farbe, das sich ohne alle sichtbare Bewegungswerkzeuge doch im Wasser fortwälzt und umherdreht. Man kann die Nachkommenschaft schon im Leibe der Erwachsenen bis ins vierte Glied erkennen. — Chaos. Wir fassen unter diesem Geschlechtsnamen die unzählbaren (schon in den 70ger Jahren des vorigen Seculums kannte O. Fr. Müller auf 400 Gattungen von Infusionsthierchen), dem bloßen Auge unsichtbaren Geschöpfe zusammen, wovon sich manche Gattungen schon im See- und süßen Wasser, andere erst im Aufguß von allerhand thierischen und vegetabilischen Substanzen (daher diese dann Infusionsthierchen heißen), und noch andere im reifen Samen männlicher Thiere finden. Hiernach lassen sie sich füglich in drei Familien abtheilen, deren jede aber zahlreiche Gattungen begreift: 1) die Aquatile, welche im See- und stagnirenden süßen Wasser leben, zumal in solchem, worin die Priestleysche sogenannte grüne Materie — die ungefähr so für die unterste erste Staffel von Vegetation, wie das dabei befindliche Chaos aquatile für die unterste erste Staffel von eigenthümlicher Animalität angesehen werden kann — vegetirt; 2) die eigentlichen sogenannten Infusionsthierchen (s. d.); 3) die Samenthierchen, wovon die im männlichen Samen des Menschengeschlechts befindliche Gattung stark vergrößert abgebildet ist. Hollmann hat berechnet, daß die Milch eines 2pfündigen Karpfen über 253.000 Mill. Samenthierchen halten kann.

Zootomie, s. Anatomie.

Zorn (der) ist ein Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerstande gegen das Uebel schnell rege macht. Die Selbsterhaltung ist für uns eine Sache von zu großer Wichtigkeit, um der Aufsicht der Eigenliebe gänzlich anvertraut zu werden, die nicht anders, als mit Hülfe der Vernunft und der Ueberlegung, in Wirksamkeit gesetzt werden kann. Die Natur hat hier mit ihrer gewöhnlichen Behutsamkeit und Vorsicht gehandelt. Furcht und Zorn sind Leidenschaften, die allen Menschen gemein sind; und indem dieselben instinktmäßig wirken, verschaffen sie uns oft Sicherheit, wenn die langsamern Wirkungen der überlegenden Vernunft zu spät kommen würden. Wir greifen insgemein zur Speise, nicht auf Anweisung der Vernunft, sondern auf Antrieb des Hungers und Durstes. Auf gleiche Weise vermeiden wir die Gefahr auf Antrieb der Furcht, die uns oft in Sicherheit stellt, ehe wir noch Zeit zur Ueberlegung haben. Hier haben wir ein herrliches Beispiel der vollkommensten Weisheit in der Bildung des Menschen. Die Einbildungskraft reicht nicht so weit, daß sie etwas zur Erhaltung der Absicht Geschickteres sich vorstellen könnte, als diese instinktartige Leidenschaft der Furcht, die bei der ersten Besorgniß einer Gefahr, augenblicklich, ohne Nachdenken wirket. So wenig hängt in dergleichen Fällen die Leidenschaft von der Vernunft ab, daß sie oft der Vernunft zuwider wirkt. Ein Mensch, der nicht sehr auf seiner Hut ist, kann

sich nicht enthalten, bei einem Schlage zusammen zu fahren, ob er gleich weiß, daß er nur im Scherze auf ihn gerichtet wird; noch die Augen zu schließen, wenn sich etwas nähert, das sie verletzen könnte, ob er gleich versichert ist, daß es nicht bis an ihn reichen wird. Desgleichen setzt uns diese Leidenschaft der Furcht auch alsdann in Thätigkeit, wenn wir uns bewußt sind, daß uns unser Bestreben nichts helfen kann. Wenn ein Reiseboot durch einen heftigen Wind zu sehr auf die eine Seite gebeuget wird, so kann ich mich nicht enthalten, die Kraft meiner Schultern anzuwenden, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Stolpert mein Pferd unter mir, so sind meine Hände und Kniee den Augenblick geschäftig, um den Fall zu verhindern. Durch eine Wirkung eben dieser instinktartigen Leidenschaft der Furcht werden Kinder von einer finstern Miene, einem drohenden Tone, oder einem andern Ausdrucke des Zorns, sehr geschreckt; ob sie gleich des Nachdenkens unfähig und folglich nicht im Stande sind, von der Bedeutung dieser Zeichen einen deutlichen Begriff zu haben. Dieß ist Alles, was wir hiervon überhaupt zu sagen haben. Die natürliche Verbindung zwischen der Furcht und dem äußerlichen Zeichen des Zorns ist also sehr einleuchtend. Die Furcht sorgt für die Selbsterhaltung, indem sie das Schädliche flieht; der Zorn, indem er es zurücktreibt. Nichts besseres kann in der That ausgedacht werden, um eine Beleidigung zurückzutreiben, oder ihr vorzubeugen, als Zorn oder Unwille. Ohne diese Leidenschaften würden die Menschen, gleich wehrlosen Schafen, aller Verletzung beständig bloß gestellt seyn. Der Zorn, der durch eine vorsetzliche Beleidigung verursacht wird und dem man mit Ueberlegung nachhängt, ist zu sehr bekannt, als daß er einiger Erklärung bedürfte. Wenn ich überhaupt ein Verlangen habe, meinen Unwillen über eine Beleidigung zu zeigen, so muß ich Mittel dazu brauchen, und diese Mittel müssen durch Nachdenken entdeckt werden. Ueberlegung ist hiebei nöthig; und in diesem Falle, welcher der gewöhnliche ist, steigt die Leidenschaft selten über die gehörigen Schranken. Aber wenn der Zorn mich plötzlich entflammt, einen Schlag, den ich empfangen, zurückzugeben, sogar ohne die Gedanken, dem Andern Schaden zu thun, da ist die Leidenschaft instinktartig. In solchen Fällen vornehmlich ist die Leidenschaft übereilt und widerspänstig, weil sie blindlings handelt, ohne der Vernunft oder der Ueberlegung Zeit zu gestatten. Instinktartiger Zorn wird oft durch leiblichen Schmerz verursacht, z. B. durch einen Streich auf ein empfindliches Glied. Dieser wird in seinem Tone dem Zorn ähnlich, indem er das Temperament verwirrt und die Seele aus ihrer Fassung setzt. Und wenn Jemand durch Schmerz schon vorher zum Zorne bereitet ist, so macht er sich, in Ansehung eines Gegenstandes, nicht mehr viel Bedenken. Ein Mensch, der obgleich sehr wider seinen Willen, einen Schlag gab, wird von einem hitzigen Temperamente für einen ganz geschickten Gegenstand gehalten, bloß weil er die Gelegenheit zum Schmerze war. Man sieht ein noch stärkeres Beispiel von dieser Art, wenn selbst ein Stock oder ein Stein, durch den Jemand verletzt worden, der Gegenstand seines Unwillens wird. Er fühlt einen heftigen Trieb, ihn zu Staub zu zermalmen. Die Leidenschaft dauert in diesem Falle zwar nur einen Augenblick. Sie verschwindet bei dem ersten Nachdenken, indem sie durch keinen Umstand nur einigermaßen entschuldigt werden kann. Doch ist diese unvernünftige Wirkung nicht nur auf leiblichen Schmerz eingeschränkt. Ein innerliches Leiden, das sehr groß ist, kann eben so unvernünftige Wirkungen hervorbringen. Wenn ein Freund in Gefahr und das Ende derselben ungewiß ist, so kann die Verwirrung der Seele, die dadurch verursacht wird, in einem hitzigen Temperamente kurze Anfälle des Zorns wider diesen Freund selbst hervorbringen, so unschuldig er auch seyn mag.

Zorndorf (Schlacht bei). Das russische Heer, das im Anfange des J. 1758 unter dem General Fermor, der an die Stelle des Grafen Apraxin gekommen war, das entblößte Königr. Preußen besetzt hatte (s. Siebenjähriger Krieg), rückte im Aug. weiter vor. Schon hatte es ganz Pommern und die Neumark überschwemmt, Alles ausgeplündert und verwüstet, und an Weibern, Kindern und Greisen die unmenschlichsten Grausamkeiten verübt. Vergebens hatte Graf Dohna Stralsund verlassen und sich ihm mit 20.000 Mann entgegengestellt; dieser verheerende Strom verlangte stärkere Dämme. Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit verließ Friedrich am 10. Aug. das Lager bei Landshut, ließ den Feldmarschall Keith zur Deckung Schlesiens zurück, und eilte wie im Fluge mit 14.000 Mann Kerntruppen auf die Neumark zu. Mit Schrecken und Abscheu sah er am 21. Aug. sein ihm so werthes Küstrin bis auf 3 Häuser in Asche liegen. Die Barbaren hatten es am 15. ohne alle Nothwendigkeit bombardirt, und alle dorthin geflüchteten Güter der umwohnenden Landbesitzer sammt denen der Einwohner den Flammen preisgegeben. Am 22. vereinigte er sich mit Dohna's Corps bei Gorgast, ging auf einer vom Feinde nicht beachteten Stelle über die Oder, und nahm eine Stellung, worin er den General Fermor von dem Heere des Generals Romanzow abschnitt. Jener hob die Belagerung der Festung sogleich auf, und zog den General Czernitschef an sich. Der König mußte es in seiner gefährlichen Lage auf den Ausgang einer Schlacht ankommen lassen. Er rückte bis zum Dorfe Zorndorf vor, wo am 25. Aug. die blutigste Schlacht des ganzen 7jährigen Krieges sich entspann. Die Russen, 50.000 Mann stark, hatten die in ihren Türkenkriegen gebräuchliche Stellung, ein ungeheures Viereck, in dessen Mitte Reiterei, Gepäck und Reserveheer sich befanden. Die Preußen, nur 30.000 Mann stark, standen in schiefer Schlachtordnung. Ihr heftiges Geschützfeuer richtete eine so furchtbare Verheerung unter den schlecht gestellten Feinden an, daß sie ihr Gepäck bald aus dem Quarree wegschaffen mußten. Der zu heftig vordringende linke Flügel der Preußen wurde zwar von der russischen Reiterei zurückgeworfen, als aber Fermor, schon voll Siegeshoffnung, sein Viereck von allen Seiten öffnete, um die Feinde zu verfolgen, entstand bald Unordnung, welche Seydlitz benutzte, um mit der Reiterei gegen die russische vorzurücken, die bald geworfen wurde, während ein anderer Haufen preußischer Reiter sich auf das russische Fußvolk warf. Diese Bewegung entschied die Schlacht. Der größte Theil des Schlachtfeldes war bald von den Russen verlassen, aber das Geschützfeuer wurde von den Preußen fortgesetzt, bis die Nacht dem 12stündigen Kampfe ein Ende machte. Gegen 30.000 Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und ein Drittel davon waren Preußen. Friedrichs Befehl, keinem Russen Pardon zu geben, war die Ursache dieses ungeheuren Gemetzels gewesen. Auch hatte er den Feinden in der Absicht, das ganze Heer aufzureiben, durch Abbrechung der Brücken den Rückzug erschwert, und dadurch die Verzweiflung vermehrt. Fermor gab sich indessen noch nicht für überwunden; und hätten die Preußen noch Munition gehabt, so wäre das Treffen am folgenden Tage wieder erneuert worden. Man hatte übrigens dem Feinde 103 Kanonen und seine Kriegskasse abgenommen, und damit begnügte man sich. Mangel an Lebensmitteln in dem verödeten Pommern bewog Fermorn, sich über Landsberg an der Warte nach Polen und Preußen zurückzuziehen.

Zoroaster oder Zerduscht, der berühmte Reformator und Verbreiter seiner (der medischen) Landesreligion und vielleicht mehr der Ordner als der Urheber des Zend=Avesta (Lebendigen Wortes), dem Glaubensbuche der Parsen, welche die Nachfolger der alten Magier und treue Bekenner, wie

sie behaupten, von Zoroasters Lehre sind. Nicht unter dem Perserkönige Darius Hystaspis, wie man früher aus schwachen Gründen vermeinte, sondern ein Jahrh. früher, unter einem medisch-baktrischen König Gustasp (wahrscheinlich Cyaxares I.) trat Zoroaster auf, unter den Magiern der alten Priesterkaste des Landes, in Nordmedien (Aderbeidschan), wo das ewige Feuer brennt, welches noch jetzt den Parsen (Feueranbetern) als Emblem der Gottheit gilt. Hier und jenseits des casp. Meeres, in Baktra, wo König Gustasp thronte, predigte er gegen die in der magischen Kirche eingerissenen Irrthümer, sowie gegen das allgemeine Verderbniß seiner Zeit, und indem er die Lehre erneuerte, welche einst Ormuzd selbst dem großen König Dsjemschid geoffenbaret, gab er ein Gesetz, dessen Grundlage religiös, der Hauptinhalt aber politisch und moralisch ist. Hiernach gibt es ein höchstes geistiges Wesen, Zeruane Akherene (Zeit ohne Beschränkung), welches durch Honover (das schaffende Wort) 2 andere göttliche Wesen, ein gutes und ein böses, Ormuzd und Ahriman, hervorgebracht hat. Diese Zwei sind die Urheber der übrigen Geister und der Körperwelt, und darin, jedes nach seiner Natur, die Quelle alles Guten und alles Bösen. Die Natur des Erstern besteht im reinsten Lichte. Er selbst ist das Weiseste, das Beste, das Vollkommenste; er will und schafft nur auch das Gute. Ahriman hatte auch ursprünglich eine Lichtnatur und war gut; aber er beneidete das Licht des Ormuzd und verfinsterte darüber sein eigenes. Er wurde böse, ein Feind des Ormuzd, der Schöpfer alles Uebels und aller bösen Wesen, die er hervorbrachte, um mit ihm den Ormuzd zu bekämpfen. Beide bewirkten also die Schöpfung, aber in verschiedenen Epochen. Ormuzd schuf durch sein lebendiges Wort, d. i. die Kraft seines Willens, die Gemeinschaft der guten Geister, zuerst 6 unsterbliche Lichtgeister zum Dienst seines Throns (Amschaspand); ferner 28 untergeordnete Genien (Izeds), die Repräsentanten der Monate und Tage, endlich Heere menschlicher Seelen (Feruer). Ahriman brachte seinerseits die Zahl der bösen Geister hervor, 6 Erzdews, Geister der Finsterniß, unzählige Dews niedern Ranges, Alle seine Freunde und Genossen. Die Guten wohnen unter Ormuzd im Lichte, Ahriman lebt mit den Seinigen im Reiche der Finsterniß. 3000 Jahre herrschte Ormuzd allein, worauf er die Körperwelt hervorrief in ihren mannigfaltigen Abstufungen, zuletzt den Menschen, und feierte dann nach der Arbeit mit den guten Geistern, gleichsam mit seinem Hofstaat, das erste Fest der Schöpfung (Gahandar). Wiederum regierte er in dieser Welt der Unschuld und Seligkeit 3000 Jahre. Im nächsten, gleich großen Zeitraume beginnt der Kampf zwischen dem Lichte und der Finsterniß, dem Ormuzd und Ahriman, Beide theilen streitend die Herrschaft der Welt. Die folg. 3000 Jahre verbreiten und befestigen den Sieg des Ahriman; später unterliegt seine Macht, die Dews versinken in Nichts; ihr ehemaliger Fürst verherrlicht Ormuzd; das Böse verschwindet. Die Todten stehen auf; das uranfängliche Reich der seligen Geister unter der Regierung des Ormuzd kehrt wieder. Nach dieser Vorstellungsweise dauert die Welt 12.000 Jahre. Die 12 Zeichen des Thierkreises spielen dabei eine Rolle, jedem ist ein Jahrtausend zugetheilt. Aehnliche Beziehungen finden sich häufig in der Geschichte der alten Völker. Die Zahl 7, nämlich 7 Amschaspands und 7 Erzdews, mit Einschluß des Ormuzd und Ahriman. Die Zahl 7 weist hin auf die Planeten. Die untergeordneten Genien der Körperwelt sind die personificirten Theile und Elemente der Natur. Die Geister der Menschen gelangen erst durch eine abgesonderte selige Präexistenz in Körper, streiten in ihrem frühern himmlischen Zustande gegen die bösen Dämonen, beschützen die Rechtschaffenen auf Erden und werden von ihnen verehrt. Die Menschen selbst sind entweder Diener des Ormuzd durch

Weisheit und Tugend, oder Sklaven des Ahriman durch Thorheit und Laster. Zu Ormuzds Reich gehört auch in der Körperwelt Alles, was unter Menschen, Thieren und Pflanzen und in der gesammten Natur gut, rein und nützlich ist: was aber bös, unrein oder schädlich ist — zu Ahrimans Reich. Der treue Diener des Ormuzd wird also rein und wohlthätig in seinem Sinn und Wandel seyn; er wird Ormuzd's Reich durch Erzeugung und Erziehung guter Kinder, durch Pflege nützlicher Thiere und Gewächse, durch Verbesserung des Bodens u. s. w. auszubreiten, und durch Vertilgung, was schädlich und unrein ist, seines Feindes Ahriman Reich zu schmälern suchen. Er wird seinen Körper emsig durch Bäder reinigen, und seine Seele durch Gebet, ein uneigennütziges Gebet für alle Diener der Ormuzd. Auf hohen Bergen, vom reinen Aether umgeben, oder vor dem heiligen Feuer dem würdigsten Symbol der Gottheit, wird man dieses verrichten, oder wenigstens sein Antlitz dabei zur Sonne wenden. Wer dieß Alles erfüllt, dessen Seele wird auf ätherischen Schwingen über die Brücke Ischinevad ins Lichtreich zum lächelnden Ormuzd getragen; die Seele des Bösen flieht zitternd ins Reich der Finsterniß — wo der schreckliche Ahriman thront. Doch ist ein Ziel ihrer Qual gesetzt, und eine Zeit kömmt, wo alles Böse gut wird; selbst Ahriman und die Dews, und wo nur ein Reich mehr besteht, das Reich des Ormuzd. (Vergleiche das Vorhergesagte.) Aber von beiden Reichen, des Lichts und der Finsterniß, sah Zoroaster, und schilderte es so, eine treue Abbildung auf Erden: das blühende, cultivirte Iran (Eriene), seines König Gustasp Reich, kann und soll das von Ormuzd seyn, wenn dessen Beherrscher, sowie einst der glorreiche Dsjemschid that, als würdiger Repräsentant jenes himmlischen Geistes regiert, mit Weisheit und Güte, „der Glänzendste der Sterblichen, der Vater der Völker." — Dagegen ist das nördliche Turan, wo wilde Nomaden unstät und räuberisch hausen, und der feindselige Afrasiab herrscht, das Reich Ahrimans; über welches jedoch die Bekenner Ormuzds siegen und Dsjemschids goldenes Zeitalter zurückführen werden. Zu Bewahrern dieser Lehre, zu Vermittlern zwischen Menschen und Gott, zu Gehülfen des Königs in seinem Reich, als Räthe und Richter, wurden die Magier (s. d.), Mediens alte Priesterkaste, als sie nach einigem Widerstand Zoroasters Wort erkannten, neuerlich, jedoch mit verbesserter Verfassung eingesetzt. Alle stunden unter der Leitung des Archimagus, der zu Baktra residirte und für Zoroasters Nachfolger galt. Für diese auserwählte Kaste hatte der sonst liberal denkende Religionslehrer auf eine eigennützige Weise gesorgt. Außer Würden und Macht waren den Magiern auch reiche Einkünfte, und der zehnte Theil aller Erträgnisse zugeschieden. „Und wenn eure guten Werke, so lauten Zoroasters Worte, zahlreicher wären, als die Blätter der Bäume, als die Tropfen des Regens, die Sterne des Himmels oder der Sand am Meer, so würden sie euch doch nichts nützen, wenn sie nicht dem Destur wohlgefällig sind. Das Wohlgefallen dieses Führers auf dem Wege des Heiles könnt ihr aber nur erlangen durch getreue Entrichtung des Zehntens von Allem, was ihr besitzt rc." Es ist nicht ausgemacht, ob anfänglich bloß die Magier diese verbesserte Glaubensordnung annahmen, oder ob dieselbe sogleich im Allgemeinen unter den Medern Wurzel faßte und später von ihnen auf die Perser, ihre siegreichen Beherrscher, überging. Die letztere Annahme hat Manches für sich, besonders den Umstand, daß die Perser bei ihrem religiösen Naturdienst eine große Empfänglichkeit für jeden fremden Cultus bewiesen, was großentheils aus ihrer Vergötterung der wahrnehmbaren Grundkräfte hergekommen seyn mag. Kurz nach der Zeit des Sokrates war die Zoroastrische Religion übrigens schon tief in Persien eingedrungen. Man muß sich

hüten, die dargestellte Lehre nicht zu sehr aus örtlichen Beziehungen erklären zu wollen, wie denn eine modernflache Planmäßigkeit überhaupt den religiösen Instituten des Alterthums fremd ist. Freilich spürt man in den aufgetragenen Farben Züge des asiatischen Despotismus, aber auch hier erfordert das vergleichende Auslegen Behutsamkeit. (S. über den Dualismus des Zoroaster: Rhode, die heil. Sage des Zendvolks.) Die Zoroastrische Religion ward vermuthlich schon durch Cyrus Hofreligion, breitete sich dann weit im Orient aus und blieb mehrere Jahrhunderte herrschend. Durch Alexanders Eroberung wurde sie freilich größtentheils auf die Kaste der Magier eingeschränkt, aber die Arsaciden und Sassaniden, welche letztere sogar aus Zoroasters Geschlecht abstammten, stellten sie nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit wieder her und keine Verfolgung und Revolution hat sie ganz ausrotten können. Ihre Anhänger zogen die Flucht dem Abfalle vor und suchten in den Wüsten von Kirman und Hindostan eine Freistatt für sich und ihre heiligen Schriften. In Persien werden sie Gebern, Guebern, Gauern, in Indien Pasis, Parsen, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter, genannt. Sie selbst nennen sich Bekenner des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichsten Wohnsitze in den Wüsten von Karamanien gegen den pers. Meerbusen, vorzüglich aber in den Provinzen Yerd Keram. Dieß wenig bekannte, in der Unwissenheit glückliche Volk ist arbeitsam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern sind sanft; sie trinken Wein, essen alles Fleisch, heirathen nur eine Frau und leben streng und mäßig. Ehescheidung und Vielweiberei sind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den ersten 9 Jahren unfruchtbar, so darf der Mann neben derselben noch eine zweite nehmen. — In Ostindien machen die Parsen einen Völkerstamm von etwa 150.000 Familien aus und wohnen hier im westl. Theile des Landes, von Diu bis Bombay. Als die Mohammedaner im 7. Jahrh. Persien eroberten, wanderten einige persische Völkerstämme nach Ostindien, und siedelten sich an der westlichen Küste an bei Danoo und Cap Sejan, vorzüglich in dem Dorfe Urdwara, das noch jetzt der Hauptaufenthalt ihrer Priester und der Bewahrungsort ihres heiligen, aus Persien mitgebrachten Feuers ist. In Bombay allein leben jetzt gegen 24.000 Parsen. Diese friedlichen Menschen haben mit der Hindukleidung viele indische Gewohnheiten, auch die Sprache der Guzerat angenommen. Sie sind Kaufleute, Mäkler, Landbauer und Handwerker; nur treiben sie kein Gewerbe, das mit Feuer zu thun hat, folglich keine Metallarbeiten. Auch dienen sie nicht als Soldaten. Des Handels wegen halten sich viele Parsen in China, Bengalen, Pegu, Madras und Ceylon auf. Ueberall bewahren sie die Tugenden und die Sittlichkeit ihrer Väter. Sie befolgen so viel wie möglich die Lehren Zoroasters, glauben an Einen Gott, verehren das Feuer als ein Sinnbild seiner Reinheit und die Sonne als das vollkommenste seiner Werke. Allemal verrichten sie ihr Gebet beim Feuer und unterhalten an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer, welches ihr Prophet Zoroaster schon angezündet haben soll. Auch glauben sie an Belohnungen und Bestrafungen in einem künftigen Zustand, sowie es ihnen die Offenbarungen des Ardai Viruf verkündigen. Ihre milden Anstalten nehmen die Armen aller Stämme auf; unter ihnen selbst findet man fast keinen Bettler. Die Ehre des Weibes ist ihnen heilig; daher sind ihre Sitten rein. Ihre Geistlichen unterscheiden sich von den Laien durch weiße Turbans. Kasten-Absonderung findet bei ihnen nicht statt. Englische und franz. Reisende hatten schon früher über die Religion der Gebern und ihre heil. Bücher einige, aber unvollständige Nachrichten gegeben. Die Entdeckung derselben durch Anquetil du Perron (s. d.), der die leitenden Spuren

bis an Ort und Stelle verfolgte, wollte anfänglich keinen Glauben finden. Er war 1755 aus Paris abgereist, um die Religion aller nicht-mohammedanischen Völker in Asien, namentlich in Indien, zu untersuchen: ein Unternehmen, das er trotz der anfänglichen Hindernisse glücklich ausführte. Zu Surate erhielt er von gelehrten Persern Abschriften der Bücher des Zend-Avesta in der Zend- und Pehlwisprache, studirte die letztere selbst, und übersetzte in Verbindung mit den sprachkundigen Eingebornen den Zendavesta ins Neupersische. Zurückgekehrt nach Frankreich überließ er die in Indien gesammelten Schriften der pariser Bibliothek und gab den Zendavesta nebst mehreren erläuternden Anmerk. französisch 1771 heraus. Es erschien nachher eine deutsche Uebersetzung von Kleuker, unter dem Titel: Zendavesta, Zoroasters lebendiges Wort u. s. w. (Riga 1776 — 78, 3 Thle.), und später: Zendavesta im Kleinen, ein Auszug aus den Zendbüchern (von Kleuker 1789). Englische und deutsche Gelehrte erhoben bald Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieser Schriften, woraus Streitigkeiten entstanden, über welche der Anhang zum Zendavesta u. s. w. (von Kleuker, 1783), weitere Auskunft gibt. Auch die Feueranbeter selbst sollen zugegeben haben, daß der echte Zendavesta längst verloren sey. Ihre jetzigen heiligen Bücher seyen Legenden des Mittelalters, und die Religion der jetzigen Gebern sey eine Mischung von alten gebrischen, christlichen und vielleicht selbst mohammedanischen Vorstellungen. Dagegen hat neulich Rask (Ueber das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zend-Avesta, übers. v. Hagen, Berlin 1826) die Echtheit des Zend-Avesta, wenigstens einiger Theile desselben, erwiesen, aber den Verf. unentschieden gelassen. Der Zend-Avesta besteht aus 5 Büchern, welche in der Zendsprache geschrieben sind. Ein Theil derselben soll dem Zoroaster von Ormuzd, dem höchsten Weltregierer, geoffenbart worden seyn. Sie enthalten die Lehren von dem höchsten guten Wesen (Ormuzd), von den Genien des Himmels (Engeln), von dem bösen Wesen (Ahriman), von den Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt u. s. w., und werden beim öffentlichen Gottesdienste vorgelesen. Ein andrer Theil derselben besteht aus einer Sammlung kleinerer Aufsätze und Bruchstücke verschiedener Art, z. B. Gebete, Lobpreisungen der vornehmsten Genien des Himmels, Sittensprüche u. s. w. Diese sind von verschiedenen Verfassern und in verschiedenen Mundarten geschrieben. Auch sind in diesen Büchern historische und geograph. Notizen enthalten, die jedoch verschiedener Auslegung fähig zu seyn scheinen. Ueber den Inhalt der Zendschriften vgl. Rhode: Die heil. Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des Zendvolks, Frkft. a. M. 1820. Die Bücher aber, die man u. d. N. der Orakel des Zoroaster kennt und welche besonders bei Freunden der Schwärmerei und der sogen. geheimen Wissenschaften, durch die man den Stein der Weisen zu entdecken hoffte, in großem Ansehen gestanden haben, sind offenbar ein untergeschobenes Produkt aus christlicher Zeit.

Zosimus, ausgezeichneter Historiker in althellenischer Sprache, blühte in der Mitte des 5. Jahrh. und war Comes und Exadvokat des Fiskus zu Konstantinopel. Zosimus stellte in einer wirklich pragmatischen Manier, mit Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten und mit scharfsichtiger Erörterung ihrer Triebfedern und mit Schilderungsgabe die römische Kaisergeschichte von August an bis 410 nach Chr. dar. Mit unbestechlicher Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit rügt er die Fehler und Laster der christlichen Kaiser, wodurch er es bei der ganzen Christenpartei auf viele Jahrhunderte hinaus verdarb, daß sie ihn, als Heiden, der Parteilichkeit gegen die Christen beschuldigten, ob er gleich seine Urtheile durch sprechende Thatsachen

und Zeugnisse früherer Schriftsteller gut bewährt hatte, bis endlich die neuesten Zeiten seiner Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Seine Schreibart ist rein, deutlich und nicht ohne Eleganz. Ausgaben von Th. Schmidt (Orf. 1679); mit den Anmerk. mehrerer Gelehrten von Cellarius (Jena 1713); griech. und lat., mit Anmerk. und Commentar, von J. F. Reitmeier (Lpz. 1748); deutsch von Seybold.

Zrini (Niklas, Graf von), Feldherr Kaiser Ferdinands I., Ban von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, Tavernikus in Ungarn, geb. 1518, starb den Heldentod in einem Ausfalle des von ihm wider die ganze türkische Heeresmacht unter dem siegreichen Großherrn Suleyman vertheidigten Szigeth, am 7. Sept. 1566. Er war aus dem alten Geschlechte der Grafen von Brebir; sein Haus hieß Zrini (seit 1347) von dem Schlosse Zrin. Schon als 12jähriger Knabe verdiente sich Graf Niklas in der Belagerung Wiens von Karl V. ein Streitroß und eine goldene Kette. In der Folge zeichnete er sich in den Feldzügen gegen Johann von Zapolya aus, der das Königreich Ungarn dem Erzherzog Ferdinand streitig machte, und gegen den Sultan Suleyman, Zapolya's Bundesgenossen. Zrini führte fast immer die Vor- oder Nachhut. Den Dienst der leichten Reiterei bildete er zur höchsten Vollkommenheit aus. Seine Heldengestalt, seine Lebhaftigkeit, seine Freigebigkeit im Belohnen, sein parteiloser Ernst im Strafen erhoben ihn bald zum Abgott seiner tapfern Scharen. Mit ihnen vertheidigte er 12 Jahre lang Kroatien, dem er als Ban vorstand, wider die Osmanen, und schlug sie 1562 von Szigeth hinweg. Ungarn hingegen war großentheils schon ein türkischer Paschalik, und der Ueberrest zum Tribut genöthigt. Da wollte Suleyman, der Unüberwindliche, von Belgrad aus, auch noch Szigeth (s. d.) erobern. Zrini, der Gefürchtete, glaubten die Türken, sey noch in Wien, daher hofften sie die Veste eher zu bezwingen. Eine Niederlage, die der türkische Vortrab bei Sziklos durch Zrini's Scharen erlitt, reizten des Sultans Zorn zum sofortigen Angriff. Also zog der berühmte Großwessir Mehmed Sokolowich, ein kroatischer Renegat, mit 65.000 Mann dem Großherrn voraus. Ueber die angeschwollene Drau mußte eine Brücke in anderthalb Tagen geschlagen werden, und das Heer ging vom 1. bis 5. August über den Strom. Nun versammelte Zrini seine Krieger, 2500 an der Zahl. Alle schworen — er zuerst, dann Jeder seinem Hauptmann u. die Hauptleute ihm, zusammen — für den Glauben, den Kaiser und das Vaterland zu sterben. Der Platz wurde heftig beschossen. Schon am 7. stürmte der Feind die neue Stadt. Zrini steckte sie in Brand. Nun thürmten die Belagerer rings um die Mauern ungeheure Holzstöße auf, die sie anzündeten; nach mehrern abgeschlagenen Stürmen ward die neue Stadt am 19. August von den trunkenen Janitscharen an 7 Orten zugleich erstürmt, und Zrini's kleiner Haufe von der Uebermacht bis an die Zugbrücke des Schlosses selbst gedrängt. Das Feuer der Belagerer dauerte ununterbrochen fort, zugleich setzten sie der Festung, der es an Mineurs fehlte, durch Minen zu. Vom 26. Aug. bis zum 1. Sept. geschahen täglich 7 und mehr Stürme auf das Schloß selbst, die Zrini immer zurückschlug. Ebenso standhaft wies er alle Vorschläge und Anerbietungen des Feindes von sich; selbst die Drohung des Großwessirs, daß der Sultan seinen vorgeblich in türkische Gefangenschaft gerathenen Sohn ermorden lassen würde, wenn er die Festung nicht übergäbe, konnte seinen Entschluß nicht erschüttern. Von Zorn und Verdruß darüber außer sich, starb Suleyman, welcher zuletzt 1000 Goldgülden auf Zrini's Kopf gesetzt hatte, den 4. Sept. an der Lagerseuche. Der Großwessir verbarg seinen Tod den Truppen. Am 5. Sept. gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Zrini flüchtete mit den Seinigen in das innere; ver-

geblich suchte der Türken ganzes Fußvolk mit ihm zugleich in das Thor der innern Burg zu dringen. In dieser war aber weder Mund- noch Kriegsvorrath, und die Lage derselben ganz abhängig von dem äußern Schlosse. Da unternahmen die Türken am 7. einen allgemeinen Sturm. Schon fiel ihr Feuer bis in des Grafen Gemächer; die Burg brannte. Jetzt versammelte Zrini die Seinigen. Ohne Panzer, mit Helm, Schild und Säbel trat er unter sie: „Gedenkt, rief er, eures Eides! Wir müssen hinaus. Oder wollt ihr hier verbrennen, wollt ihr verhungern? So laßt uns sterben als Männer. Ich gehe voran, thut was ich.“ Damit stürzte er die Schloßbrücke hinaus, seine 600 ihm nach und hinein unter die Hunderttausende von Türken. Bald traf ihn der erste, dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte, bis der dritte Ungarns Leonidas tödtete. Alle die Seinen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Aber hier sprangen plötzlich — Zrini hatte Lunten gelegt — die verschiedenen Pulverkammern in die Luft, und eine große Anzahl Türken wurde zerschmettert. Die Belagerung hatte dem Sultan über 20.000 Mann gekostet, und ihm selbst das Leben. Die Türken behaupteten den Platz bis 1689. Der Janitscharen-Aga ließ Zrini's Kopf auf einer Stange vor des Sultans Gezelt aufstellen; dann ward das furchtbare Haupt, aus Achtung gegen Zrini's Heldentod, an des Kaisers Feldherrn, den Grafen von Salm, nach Raab geschickt. Das Geschlecht der Zrini's erlosch 1703. — Von Zrini's zerstörter Veste sind nur noch die mit Reben bepflanzten Wälle zu sehen. Ein Trauerspiel: Zrini, von Theod. Körner, stellt die erzählte Katastrophe dar, verfehlt aber die wahre Erschütterung durch ein natürliches bombastisches Effecthaschen. An demselben Fehler, wozu noch Mangel an strenger historischer Kritik kommt, leidet die Biographie des Helden in Hormayr's östr. Plutarch (7. Bd.).

Zuchero (Taddeo), geb. zu St. Angiolo in Vado im Herzogthum Urbino 1529, gest. 1566, war der Sohn eines mittelmäßigen Malers und bildete sich in der Kunst seines Vaters zu Rom. Sein Styl hatte etwas Gefälliges, aber nicht sehr Gründliches, sodaß es ihm auch an einer gewissen klassischen Vollendung fehlte. Fertigkeit des Pinsels, Anhäufung von Figuren, mehr Schein als Wahrheit findet bei ihm Statt. Seine besten Gemälde und worin er sich selbst übertroffen, sind diejenigen, womit er Caprarola, eine reizende Villa in der Nachbarschaft von Rom, ausgeschmückt hat. Seine Figuren haben alle etwas Porträtmäßiges, gleichen sich auch unter einander, und diese Aehnlichkeit erstreckt sich nicht bloß auf die Physiognomie des Gesichts, sondern auch auf die Hände und Füße, auf Stellung und Falten, überhaupt auf Alles. — Sein Bruder **Federico**, geb. 1548, gest. 1609 zu Ankona, hatte mehr schimmernde, als wahrhaft große Talente. Er wußte Vielerlei zu umfassen, ohne in irgend einem Fache gründliche Vollkommenheit zu erreichen, und kommt als Manierist seinem Bruder so ziemlich gleich, hat auch seine ursprüngliche Bildung zu Rom erhalten. Neben der Fertigkeit in seiner eigentlichen Kunst, arbeitete er auch in der Skulptur und Architektur, trieb auch zur Erholung die Poesie. Er machte viele Reisen und malte in Florenz, Savoyen, Venedig, Spanien, England ꝛc. Die Gemälde von ihm im kaiserlichen Pallast zu Venedig haben ein treffliches Colorit. Rom ist mit seinen Werken angefüllt. Unter andern malte er daselbst auch eine Allegorie über die Verleumdung, wo er einige Hausbediente und Vertraute Gregor's XIII. vollkommen nach dem Leben, aber mit Eselsohren malte, und das Bild, bei Gelegenheit eines Festes, öffentlich ausstellte, welche Kühnheit ihm denn auf einige Zeit den Zorn des Papstes zuzog. Er stiftete unter dieses Papstes Regierung zu Rom die Akademie des h. Lukas

und hinterließ eine zahlreiche, aber manierirte Malerschule. Er stiftete zu Rom eine besondere Akademie der bildenden Künste, die aber nach einigen Jahren schon wieder einging.

Zuchthäuser, Strafanstalten, in welchen bestimmte Arbeit und strenge Ordnung zur Besserung der Sträflinge angewandt werden. Indeß sind sie von der Erreichung des letzten Zwecks noch weit entfernt, da oft der Umgang der Sträflinge untereinander die minder schlechten noch mehr verdirbt. Seit Howard (über Gefängnisse und Zuchthäuser, deutsch im Ausz. Lpz. 1780) die Verbesserung dieser Anstalten zur Aufgabe seines edlen Lebens machte, haben mehrere, besonders Wagnitz (Nachr. und Bemerk. über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland 2 Th. Lpz. 1791), über die zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse als Besserungsanstalten gute Vorschläge gethan, und in Paris hat sich eine Gesellschaft zu diesem Zwecke vereinigt. Ein Muster für alle Anstalten dieser Art ist die Gefängnißanstalt zu Philadelphia. Wir wollen daher hier eine kurze Beschreibung derselben einrücken. Der eigentliche Stifter dieser Anstalt, ein Quäker, Caleb Löwnes, war die Seele der Gesellschaft, welche sich im Jahr 1790 vereinigte, um das Elend der Gefängnisse zu erleichtern. Sie zeigte der Regierung die Mißbräuche an, welche ausgerottet, die Verbesserungen, welche gemacht werden müßten. Der Eifer, die Aufopferung, die Uneigennützigkeit dieser Bürger vollendeten, was die Ueberzeugung von den Mängeln der bisherigen Einrichtungen angefangen hatte, und triumphirten über die Vorurtheile. Die Regierung autorisirte endlich den Versuch zu einer verbesserten Anstalt, ohne an seinen glücklichen Erfolg zu glauben, und ernannte eine eigene Kommission, die neuen Einrichtungen zu treffen, welche, als ein bloßer Versuch, nur auf 5 Jahre gültig seyn und gesetzliche Kraft haben soll. Die ganze Verwaltung steht unter 12 Aufsehern, welche sich wöchentlich einmal versammeln, und von denen 2 der Reihe nach die speziellere Aufsicht führen. Der Maire und die obersten Justizbehörden haben die Oberaufsicht, und müssen die Anstalt wenigstens viermal des Jahrs besuchen. Die gleiche Verpflichtung haben auch der Gouverneur, die Geschwornen und die Beisitzer aller Tribunale der Stadt und der Grafschaft. Todeswürdige Verbrecher schließt man immer auf eine Zeitlang in einsame Zellen ein. Diese Zeit darf nicht über die Hälfte und nicht weniger als den 12. Theil der ganzen Dauer der Gefangenschaft, welche der Urtheilsspruch zuerkannte, ausmachen. Die Vertheilung derselben hängt von den Aufsehern ab. Gewöhnlich, und mit Recht, wird der größte Theil der für engern Verhaft bestimmten Zeit auf den Anfang der Gefangenschaft verlegt. Denn, von allen lebendigen Wesen getrennt, ist der Verbrecher beinahe gezwungen, in sich selbst zu gehen, über sich selbst, und über die Verbrechen nachzudenken, deren Strafe er leidet; während zugleich die gänzliche Veränderung der Lebensart und Nahrung sein Geblüt erneuert, und ihn der bessern Gemüthsstimmung empfänglich macht, ohne welche keine Reue statt finden kann. Jede dieser einsamen Zellen ist 8 Fuß lang, 6 Fuß breit und 9 Fuß hoch. Der Gefangene liegt auf einer Matratze und hat seine Decke. Hier, in tiefster Einsamkeit, dem Nachdenken und seinen Gewissensbissen überlassen, sieht er nur einmal des Tages den Schließer, der ihm seine Nahrung bringt. Die ist einfach und gesund. Nach einiger Zeit bekommt er Erlaubniß zu lesen, wenn er es verlangt, oder Arbeiten zu verrichten, welche der Raum seines Gefängnisses gestattet. Er verläßt dasselbe nie (außer wegen Krankheit), ehe die bestimmte Zeit verflossen ist. Diejenigen Gefangenen, deren Urtheil nicht gänzlich Absonderung fordert, werden sogleich zu andern gebracht. Man gibt ihnen die im Hause eingeführte Kleidung, unterrichtet sie von der zu beobachtenden Le-

bensordnung, und fragt nach der Art von Beschäftigung, welche sie zu haben wünschen. Der Gerichtsdiener, welcher den Verurtheilten hergeführt hat, überbringt zugleich einen umständlichen Bericht über sein Vergehen, über die mildernden oder erschwerenden Umstände desselben, über früher begangene Verbrechen, und über den Ruf, in welchem er vor seiner Verurtheilung stand. Dieser Bericht des Gerichtshofs, von welchem das Urtheil gesprochen worden, gibt den Aufsehern eine Idee von dem Charakter des Ankömmlings, und von dem Grad der Aufsicht, deren er bedarf. Die ihm angewiesene Arbeit ist seinen Kräften und Fähigkeiten angemessen. Jeder wird nach Verhältniß seiner Arbeit bezahlt, und der Handel darüber zwischen dem Kerkermeister und den verschiedenen Fabrikanten der Stadt, in Gegenwart des Gefangenen selbst, geschlossen. Aus dem Erwerb werden die Unkosten des täglichen Unterhalts, der Anschaffung und des Gebrauchs der Werkzeuge, die Prozeßkosten und die auferlegten Geldstrafen bezahlt; auch der Werth der gestohlenen Sachen wird daraus vergütet. Der Kerkermeister ist hier nicht, wie anderwärts nur gar zu oft, ein Erpresser, der die Gefangenen auf alle Weise in Kontribution setzt. Man weiß hier nichts von Eintritts- oder Abschiedsgeldern, nichts von Belohnungen für diese oder jene zugestandene Vergünstigung. Für jeden Gefangenen hält man ein Buch, in welches der Ertrag seiner Arbeiten, sowie seine Schulden für Unterhalt, zerbrochene Werkzeuge u. a. eingeschrieben werden. Vierteljährlich wird die Rechnung in Gegenwart der Aufseher abgeschlossen und in das Hauptbuch eingetragen. Ist ein Ueberschuß vorhanden, so fließt derselbe in die Kasse des Schatzmeisters der Provinz, zu welcher der Gefangene gehört, nie in die Hände des Kerkermeisters, um selbst dem leisesten Verdacht gegen ihn vorzubeugen. Er ist nur Agent zwischen dem Arbeiter und dem Abnehmer. Ueberall herrscht die größte Reinlichkeit. Im Sommer badet er sich zweimal monatlich in einem eigens dazu bestimmten Wasserbecken. Seine Wäsche wird zweimal in der Woche gewechselt, und ihm ebenso oft der Bart abgenommen. Die Schlafkammern sind in dem ersten Stockwerk. Jede enthält 10—12 mit Matratzen, Leintüchern und Decken versehene Betten. Jeder hat sein eigenes Bett. Die Werkstätten für gröbere Arbeiten sind in dem Hof; die übrigen in dem gleichen Stockwerk, wie die Schlafkammern, aber in einer andern Abtheilung. Die Arbeiter sind dort nicht eingeschlossen, und nur 5—6 in einer Werkstatt. Die 4 Schließer müssen beständig in den Höfen, in den Gängen und unter den Gefangenen seyn. Diesen ist nicht erlaubt, Gespräche untereinander zu führen. Keiner darf dem andern etwas sagen, als was sich auf die gegenseitigen Bedürfnisse ihrer Handarbeit bezieht. Die Nahrung, welche sie zu sich nehmen, ist hinreichend, ihre Kräfte zu unterhalten, beschränkt sich aber durchaus nur auf das Nothwendige. Sie trinken nichts als Wasser. Hitzige Getränke oder auch Bier ins Haus zu bringen ist strenge verboten. Wenn ein Züchtling sich gegen die Regel des Hauses verfehlt, so wird er zuerst gewarnt; beim zweiten Mal in engen, einsamen Verhaft gebracht. Der Kerkermeister hat das Recht, ihn dazu zu verurtheilen, doch unter der Verpflichtung, es sogleich dem Oberaufseher anzuzeigen. Die gleiche Strafe trifft Den, der nicht arbeiten will. Während der Nacht gehen 2 Schließer beständig in den Gängen hin und her. Des Sonntags hören sie zwei Mal Predigten oder moralische Vorlesungen von Geistlichen an, welche ihr Eifer in das Gefängniß führt. Nur die in engerm Verhaft befindlichen bleiben von diesen Uebungen ausgeschlossen. Die Aufseher können von der Regierung die Begnadigung eines Gefangenen begehren, und sie thun es zuweilen wirklich, wenn sie seiner Besserung versichert sind. Nie verweigert man ihre Bitte; selbst der

Mörder kann Begnadigung hoffen, aber nur, wenn die Petition von den Anverwandten und Freunden des Ermordeten unterzeichnet ist. Züchtlinge, welche das Gefängniß verlassen, empfangen den Ueberschuß ihres Arbeitslohn an Geld, wenn die Inspektoren Ursache haben zu glauben, daß sie davon einen guten Gebrauch machen werden; sonst aber gibt man ihnen den Werth desselben in Kleidungsstücken. Die Erfahrung hat bewiesen, daß der Einfluß der gemäßigten Anstrengung, der einfachen Kost und der regelmäßigen Lebensweise auf die Gesundheit der Gefangenen sehr merklich ist. In einem Zeitraume von 4 Jahren starben nur 2 Züchtlinge und beide an den Pocken. Noch erfreulicher sind die moralischen Resultate der gegenwärtigen Einrichtung. . Sie ergeben sich zum Theil schon aus folgender Vergleichung der 4 letzten Jahre von derselben mit den 4 ersten der neuen Verwaltung. Die 22 Grafschaften von Pensylvanien lieferten seitdem nicht mehr als 243 Verbrechen; in den 4 vorhergehenden Jahren hatte die Grafschaft und die Stadt Philadelphia deren allein 594. In jenem frühern Zeitraum wurden 9 Mordthaten begangen; seit der neuen Einrichtung nicht eine einzige. Während einem Jahr fiel im ganzen Staat nur ein Straßenraub vor; vorher gab es in der Grafschaft Philadelphia allein 13. Ehemals wurden der Todesstrafe entgangene Verbrecher meistens nur aus dem Kerker entlassen, um die Ruhe und Sicherheit der Gesellschaft aufs neue zu gefährden und noch größere Verbrechen zu verüben. Jetzt kehren die entlassenen an Arbeitsamkeit, Ordnung und Friede gewöhnt in die bürgerliche Gesellschaft zurück. Wie beträchtlich sind nicht in manchen kleinen Staaten die Unkosten der jetzt bestehenden Gefängnißanstalten, ohne daß irgend einer der beabsichtigten Zwecke dadurch erreicht wird. Sie sind, statt Besserungsanstalten, vielmehr oft Pflanzschulen des Verbrechens, aus denen die Bestraften zehnmal schlimmer und verdorbener herauskommen, als sie hineintraten. Wollte man nur die nun ganz verlornen Unkosten jener Einrichtungen zu dem, wenn auch noch so mäßigen, Ertrag der Arbeit der Gefangenen schlagen, so müßten sie gewiß, unter Voraussetzung einer zwar gesunden und nährenden, aber einfachen Kost, zur Errichtung und Unterhaltung einer bessern Anstalt mehr als hinreichend seyn. Selbst an Orten, wo Aufführung ganz neuer Gebäude zu solchem Zweck erforderlich wäre, könnte die Vereinigung mehrerer kleiner Staaten das sonst unmöglich Scheinende leicht in Wirklichkeit setzen. Und die mancherlei Arten von wohlthätigen Gesellschaften, welche sich in den letzten Jahren überall gebildet haben, würde es nirgends an Männern fehlen lassen, welche ebenso geeignet, als bereitwillig wären, die Aufsicht unentgeltlich zu übernehmen; womit dann zugleich eine der stärksten Quellen der Mißbräuche und Verderbnisse verstopft würde. Es ist übrigens gewiß ohne Grund, wenn man behauptet, dergleichen Einrichtungen würden statt abzuschrecken, vielmehr etwas Anziehendes haben, und Manche sie eher für eine Versorgungs- als Strafanstalt ansehen. Möchte es nur gelingen, irgend eine liberale Regierung für dieses System zu gewinnen, und sie einem, in gleichem Sinn und Geist wie in Philadelphia unternommenen, Versuch zu vermögen, so dürfte man in dieser Rücksicht ganz unbesorgt seyn. Der Müßigänger, der Vagabunde würde (wie dort bereits die Erfahrung gelehrt hat) einen solchen Aufenthalt mehr als die härteste Gefangenschaft, ja mehr als den Tod selbst, scheuen. Denn die — wenn gleich mit Humanität verbundene — Weise und unerbittliche Strenge, die unausweichliche Verpflichtung zu anhaltender Arbeit, die Unmöglichkeit irgend einer Leidenschaft freien Lauf zu lassen, das klösterliche Schweigen u. s. w. würden jedem Verbrecher, in unserm Welttheil so gut, als in Amerika, eine solche Lebensart furchtbarer machen, als die ungewisse Aussicht

auf den Strang oder das Schwert, denen er immer noch durch List und Gewandtheit zu entkommen hofft. Und wie viel doch auch selbst auf diese, freilich verworfene, aber zugleich vernachlässigte Klasse von Menschen gewirkt werden könne, beweiset der glückliche Erfolg der menschenfreundlichen Versuche, welche einige Frauenzimmer in England unter dem Auswurf der Menschheit, den Bewohnern von Newgate, machten.

Zucker ist ein süßer Stoff, der farblos, verbrennlich, fest darzustellen und wenn er im Finstern geschlagen wird, leuchtend ist, und durch Gährung in Weingeist zu verwandeln. Er zerfällt in verschiedene Gattungen, die eigenthümliche Kennzeichen haben. Im allgemeinen theilt man die Zuckerstoffe in 2 Klassen, nämlich: 1) thierischen Zuckerstoff, wozu unter andern der Milchzucker, der Harnzucker und Honig gehören, und 2) vegetabilischer, der sich in allen Theilen zuckerhaltiger Pflanzen findet, und in 3 Hauptabtheilungen zerfällt, a) in harten krystallisirbaren Zucker, der sich besonders im Zuckerrohr, weniger in einigen Baumsäften findet, b) in weichen krystallisirbaren Zucker, der theils natürlicher, wie der Zuckerstoff der Früchte und Mannazucker, theils künstlicher ist, wie der Stärkezucker, und c) flüssigen, nicht krystallisirbaren Zucker, der mit den vorhergehenden Gattungen in denselben Pflanzen, aber auch in vielen allein vorkommt. Am beträchtlichsten ist der Zuckerstoff in den Gräsern mit Namen Saccharum, aus der Klasse Triandria und Ordnung Igynia, wie denn noch jetzt aus dem Saccharum officinarum der mehrste gewonnen wird, in dem Safte der Ahornbäume ec. Unser Zucker war den Griechen und Römern unbekannt. Statt dessen bedienten sie sich zur Würzung ihrer Speisen, und zur Arznei des Honigs. Hernach lernte man ein süßes Salz kennen, welches sich von selbst aus einer rohrartigen Pflanze, welche Viele für unser heutiges Zuckerrohr halten, erzeugte. Dieses Rohrhonigs soll Paulus Aegineta ums Jahr 625 zuerst gedacht haben. Lange ward es zur Versüßung der Arzneien und zu eingemachten Sachen angewendet. Den Gebrauch soll der griechische Arzt, Johann Aktuarius, der im 12. oder 13. Jahrhundert gelebt hat, zuerst gemacht haben. Gewiß ist es wohl, daß das Zuckerrohr aus Asien zuerst nach Cypern, dann nach Sicilien, wo er wenigstens schon ums Jahr 1148 stark gebauet ward, dann auch früh nach Madeira und den kanarischen Inseln, und entweder von da, oder von Angola auf der afrikanischen Küste, durch die Portugiesen zuerst nach Brasilien gebracht worden ist. Nach der Einführung des Sklavenhandels ward es auch in Westindien angebaut, welches bald eine so große Menge von Zucker lieferte, daß es fast die ganze übrige Welt damit versehen konnte und der Zuckerbau in Europa einging. In Nordamerika wurde das Zuckerrohr erst im 18. Jahrhundert angepflanzt, nachdem man schon lange vorher Ahornzucker gewonnen hatte, den selbst die Wilden aus dem Safte des Zuckerahorns auf eine einfache Weise zu gewinnen wissen. Die Grasart, welche uns den Zucker liefert, gehört zu der Gattung mit langer außer der Krone liegender Wolle und einer zweispelzigen Krone; und unterscheidet sich durch ihre ripsenförmige Blüthe und flache Blätter. Von dem gewähnlichen Schilfe, welchem es dem Aeußern nach ähnlich ist, zeichnet es sich besonders leicht dadurch aus, daß die Wolle der Blüthe hier inwendig, beim Zucker sich aber auswendig befindet, auch daß die Haut des letztern sehr hart ist, wie bei ersterm, und daß es endlich mit dem kostbaren süßen Safte seines Marks sehr reichlich angefüllt ist; obgleich auch das gemeine Rohr zerkauet zu Zeiten etwas Angenehmes, Aromatisches im Geschmack zeiget. Die Wurzel des Zuckerrohrs ist dick und knotig und breitet sich gerne nach allen Richtungen aus. Die Blätter sind lang und schmal, dabei sehr fein gezähnelt, haben in der Mitte nur eine Rippe oder Sehne. Bei guten Röhren

finden sich an der Spitze nur 6 bis 8 Blätter. Der gerade aufrechttreibende Stamm des Rohrs hat mehrere Anschüsse oder Ansätze. Sie stehen 4, 6 bis 12 Zoll weit auseinander, und treiben gewöhnlich seitwärts aus den Augen oder Knoten Blüthen. Diese fallen indeß bald ab; die Hauptblüthe, welche dem Burce zufolge in Abyssinien Samen trägt, der zum Fortpflanzen wirklich benutzt wird, bildet sich oben auf einem eigenen Schaft, oftmals der Top genannt. Die Größe und Stärke des Rohrs ist verschieden: 6 bis 12 Fuß ist nicht ungewöhnlich; doch gibt es zuweilen Stämme von 20 Fuß Länge, welche ebenso viel Pfunde wogen. Die schwersten sind wegen der größern Masse des darin enthaltenen Saftes die schätzbarsten. Das reife Rohr ist von gelblicher Farbe; und hierbei muß das Mark grau seyn, ja etwas ins Bläuliche fallen und einen klebrigen Saft enthalten. Ueber das Vaterland dieses Rohr hegte man verschiedene Meinungen. Einige glaubten, es stamme nur aus Ostindien und andern Gegenden der heißen Theile der alten Welt. Hier war es freilich von jeher einheimisch, zeigt auch daselbst, dem Rumph zufolge, 8 Varietäten. Daß aber dieses dem Menschen unschätzbare Gewürz über alle Theile der wärmsten Erde verbreitet sey, davon geben jetzt die Inseln Australiens eine noch sprechendere Bestätigung. Das Zuckerrohr Australiens übertrifft das gewöhnliche an Güte. Nach Herrn von Humboldt hat das durch Bleigh von Otaheite nach Westindien verpflanzte Zuckerrohr ein weit leichteres, angenehmeres Grün als das westindische, sodaß man schon in großer Entfernung ein Feld otaheitisches Zuckerschilf von dem gemeinen unterscheidet. Es ist saftreicher als das gemeine und gibt auf gleichem Flächenraum ein Drittheil Zucker mehr als die Canna creolia, deren Rohr dünner und enger gegliedert ist. Da überdieß die westindischen Inseln großen Mangel an Brennmaterialien zu leiden anfangen (auf Cuba werden die Zuckerpfannen mit Orangenholz geheitzt), so ist das neue Zuckerrohr um so wichtiger, als es ein holzreicheres Rohr liefert. Jetzt ist Westindien der Haupsitz der Kultur des Zuckers. Sein Anbau geschieht auf folgende Weise. Nachdem das für den Zucker bestimmte Land von allem Gesträuch und sonstigen Pflanzen auf das fleißigste gereinigt ist, theilt man es in Quadratfelder, jedes etwa von 100 Schritt; die Engländer machen ihre Felder größer. Ein jedes Feld wird sodann von neuem vermittelst Pflöcke und Schnur in kleinere Quadrate zerschnitten, jedes etwa zu $3^1/_2$ Fuß die Seite. Zwischen den großen Feldern läßt man hinreichenden Platz, oft von 18 Fuß für Karren, welche das Rohr abfahren können; die kleinern Abtheilungen haben nur enge Zwischenräume für einzelne Menschen. Viele Pflanzer lassen jetzt das Land wirklich umpflügen, um den Sklaven das Pflanzen selbst zu erleichtern. Letzteres geschieht dort niemals durch Samen, sondern gleichsam durch Ableger oder Sprößlinge, nämlich durch 15 Zoll lange Schnittlinge des Rohrs, welche jeder 6 bis 8 Augen, oder wo möglich mehr haben. Ein dem Zuckerrohr angemessenes Erdreich muß, wenngleich leicht und locker, dennoch nicht mager seyn, und dabei nicht zu naß. Auf den englischen Colonien düngt man das Land bald mit Asche, bald mit den modernden Blättern des Zuckerrohrs selbst, bald mit dem Hefen bei den Destilirhäusern, mit Zusetzung von Kalk. Besonders wirksam ist der Dünger, welcher aus den wandernden Pferchen des Hornviehs, der Maulesel und Pferde gewonnen wird. Die beste Zeit zum Pflanzen des Rohrs ist die Regenzeit; alsdann ist die Erde durchgeweicht, und die Knospen treiben sodann schon nach 8 Tagen. Indeß kann freilich die Natur des Erdreichs hierin Ausnahmen erlauben. Nach 14 Tagen zeigen sich schon die jungen Pflanzen, und sodann muß man ihnen etwas mehr von der beim Löchern ausgeworfenen Erde geben und auf das Reinigen und Jäten ganz be-

sonders achtsam seyn. Auch muß man alle Arten von Vieh, vorzüglich die Schweine, von dem Rohre entfernen. Das Hausvieh ist überhaupt sehr lüstern nach dem Zucker, und hier geborne Hunde besitzen eine besondere Geschicklichkeit, das süße Mark zu finden. Unter die furchtbarsten Feinde desselben gehören aber die Ratzen. Auf einigen Inseln leidet das Rohr von 2 Sorten Blattläusen; auch von einer kleinen Raupe, der Bohrer genannt; und zu Zeiten werden ganze Plantagen von der Zuckerameise verwüstet. Nach Verlauf von 4 bis 5 Monaten ebnet man die gesammte Masse der aufgeworfenen Erde an den Pflanzen. Man reiniget die Felder stets sorgfältig, und nach 14 bis 18 Monaten ist, bei irgend gutem Lande und guter Witterung, das Rohr zur Ernte reif. Wenn ein Feld von gutem Boden einmal bepflanzt ist, so bedarf es selbst innerhalb 20 Jahren keiner neuen Anpflanzung. Die alten Stämme oder Wurzeln liefern nach zehn und mehr Ernten stets neue Sprossen, Rathun genannt, nur muß man die etwa einzeln ausgegangenen Stämme nachpflanzen. Sehr trocknes, mageres Land verlangt aber schon nach 3 Jahren völlig neu bepflanzt zu werden. Das Zuckerrohr blühet 12 Monat nach dem Pflanzen; hiezu treibt es zuvor jenen obersten Schuß, den Top. Drei bis vier Monate darauf hat es gewöhnlich seine völlige Reife erlangt, wiewohl dieß sehr vom Boden abhängt. Stets ist es sicherer, mit der Ernte länger zu warten, als sich damit zu übereilen, denn im letztern Fall ist der Saft minder einträglich. Die Ernte selbst ist noch mehr als bei uns die froheste, aber auch die sauerste Zeit. Nachdem zuvor die Pflanzung von neuem ausgesätet ist, wird das reife, gelbe Rohr mit starken krummen Gartenmessern geschnitten, und aus ihm zwischen den Walzen der Zuckermühlen der Saft (Zuckerwein) ausgepreßt. Da er viel hefenartigen Schleim enthält, der ihn schnell in Gährung bringt, zudem noch Säure, so wird er sobald als möglich mehrere Male mit Kalk, um die Säure wegzunehmen, und mit Eiweiß oder Blut gekocht, um den Schleim zum Gerinnen zu bringen und als Schaum wegzuschaffen. Während dessen verdickt er sich, wird aber noch so dick eingesotten, daß er unter lebhaftem Rühren im Kühltroge des Zurichtshauses zum Gerinnen kommen kann, was endlich vollständig in Fässern mit Bodenlöchern geschieht, durch welche die Melasse oder der Zuckersyrup abtropft und den Rohzucker oder die Moskavade zurückläßt. Man rechnet, daß 200 Pfund Zuckerrohr 100 Pf. Saft geben, woraus man $25\frac{1}{2}$ Pfund Rohzucker erhält. (Eine umständliche Beschreibung des Verfahrens beim Zuckersieden findet man in Edwards Geschichte von Westindien.) Braunzucker ist vor dem Erstarren durch Flanell geseihet. Die Moskovade heißt Sucre terré, sobald sie durch Ueberschlagung feuchten Thones, der sein Wasser durch sie sickern läßt und den Syrup mehr abspült, stärker getrocknet wird. Der Rohrzucker führt mehrere Namen von dem Orte seiner Erbauung, doch bezeichnen die Zuckersieder mit diesem geographischen Namen die verschiedene Güte desselben. Der Canarienzucker ist der beste, geringer von Guadeloupe und Martinique, schlechter von St. Thomas. Melliszucker soll Maltazucker heißen. Rohzucker in Kisten ist Castonade. Das abermalige Raffiniren geschieht gewöhnlich in Europa, wo man in eigenen Raffinerien durch wiederholte Behandlung mit Kalk, Blut, Eiweiß und Thonbrei die färbenden und syrupartigen Theile absondert und den Zucker weißer und fester macht. Der mehrmals mit Kalkwasser gekochte, mit Blut geschäumte, geläuterte Zuckersaft, nachdem er durch Kochen bis zum Gerinnen verdickt ist, kühlt sich unter Rühren in der Kühlpfanne ab und kommt dann in kegelförmige Thonformen, die unglasurt und im Wasser durchgeweicht sind, auch verstopfte Löcher an den Spitzen haben und mit ihnen in Töpfen stehen. Nach 2 Tagen öffnet man die Oeffnun-

gen der Formen, läßt den ersten Syrup ablaufen und den noch zurückgebliebenen durch aufgeschlagenen Thonbrei absickern. Das getrocknete Brot wird geputzt, gedörrt und eingepackt, es erhält rücksichtlich seiner Weiße verschiedene Namen, als: fein Canaria Königszucker, FF oder superfein, Ordinär fein, Fein Raffinade, Mittelraffinade, Ordinärraffinade, Fein klein Melis, Fein groß Melis, Ordin. groß Melis, Feinlumpen, Mittellumpen. Ordin. Lumpen. Farin und Syrup sind Abfälle, die zum Theil durch die Hitze schon angebrannt, daher braun sind. Kandis ist krystallisirter Zucker, der braune wird durch indianische Feigen gefärbt. — Das Raffiniren ward in Venedig erfunden, aber schon 1575 in Deutschland ausgeübt. Es ist gewiß, daß durch die Anwendung des Kalkes die dem rohen Zucker anhängende Säure weggenommen und er dadurch fester gemacht wird, allein sowie er seine Säure verliert, so nimmt er dafür Kalk auf und wird zugleich geschmackloser, ja seine Weiße und Festigkeit ist nur durch Kalk bedingt. Der Syrup enthält statt des Kalkes Säure, auch etwas Kalk aufgelöst. Zucker anderer Vegetabilien kommt wegen Gehalt an Säure oft nur schmierig vor, wie der aus dem eingedickten Moste süßer Trauben erhaltene Traubenzucker. Kirchhoff in St. Petersburg lehrte, aus Kartoffelstärke eine zuckerähnliche Masse bereiten, indem er diese mit Wasser und Schwefelsäure mehrere Stunden lang kochte und die Säure durch Kalk wieder wegnahm. Sie verändert nämlich durch Entziehung von Sauerstoff und Wasserstoff, im Verhältnisse des Wassers, die Stärke zuckerähnlich. Man benutzte während der Sperre des Continents diesen Stärkmehlzucker, wie den Rohrzucker. Die Gewinnung des Runkelrübenzuckers ist schwieriger. Unter verschiedenen Abarten des Gewächses ist der weiße Mangold (Beta cicla alba) das zuckerreichste. Der Runkelrübenzucker ist jedoch mit unangenehm schmeckenden Theilen so innig vermischt, daß die Scheidung nicht immer gelingt und der Syrup von dem üblen Geschmacke gar nicht zu befreien ist. Man erhält in der Regel von 100 Pfund Rüben 3 bis 4 Pfund Rohzucker. (Vergl. Achards europ. Zuckerfabrikation aus Runkelrüben ꝛc., Leipzig 1812, 3 Bde., und von Koppy Runkelrübenfabrikation, Breslau 1810.) Kirchhoffs Schrift über Stärkezucker steht im 4. Bande der Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg und eine faßliche Anleitung zur Bereitung desselben gab Lampadius (Freiberg 1812) heraus. Dünne Auflösungen des Zuckers im Wasser gehen mit der Zeit in Wein (ja es kann sogar nie Wein ohne Zucker entstehen) und Essig über; dicke bleiben unverändert. Hierauf gründet sich die Möglichkeit, Früchte und andere der Verderbniß unterworfene Dinge durch Zuckersaft dagegen zu schützen, einzumachen, sowie die ganze Kunst der Conditorei. Der Zucker ist ebenfalls in Weingeist löslich. Erhitzt schmilzt der Zucker, verbrennt aber dabei und wird braun. Zuckersäure wird aus dem Zucker nur durch künstliche Einwirkung der Salpetersäure dargestellt, sie ist mit der natürlichen Kleesäure einerlei. Durch den Genuß des harten Zuckers scheint sich die Glasur der Zähne abzunutzen und diese selbst zu verderben, sonst aber ist Zucker nicht nur nahrhaft — da man Beispiele hat, daß die Mannschaft verschlagener Schiffe wochenlang von Zucker gelebt hat — sondern auch Verdauung befördernd.

Zufall, ein Ereigniß, dessen Zusammenhang mit gewissen vorhergehenden Ursachen nicht nachzuweisen ist und das ebendeßwegen mit Gewißheit nicht vorausgesehen werden konnte. Oft auch, wie in der Redensart: „der Zufall hat es gefügt," die unbekannte Ursache selbst, durch die ein Ereigniß herbeigeführt wurde. Zufällig ist Dasjenige, was nach dem Gesetze der Causalität, unserer Einsicht nach, nicht nothwendig erfolgen mußte, dessen Nicht- oder Andersseyn wir uns ohne Widerspruch mit uns selbst vorstellen

können. Insofern gibt es für uns nur ein Subjectiv-Zufälliges; der Mensch trägt aber, wie anderwärts, so auch hier, Das, was sich von den Gegenständen in seiner Vorstellung vorfindet, auf die Gegenstände selbst über und schließt von dem Zufälligen in der Vorstellung auf die Zufälligkeit der Gegenstände an sich. — In einem andern Sinne nennen wir zufällig auch Dasjenige, dessen Daseyn von etwas Anderem außer ihm abhängt. So denken wir uns die Welt als zufällig im Gegensatze zu dem von Nichts außer ihm abhängigen höchsten Wesen, dem ens a se. In der einen wie in der andern Bedeutung ist das Zufällige dem Nothwendigen entgegengesetzt.

Zufall (casus), im rechtlichen Sinne, ist eine Begebenheit, die nicht als im Willen des Subjekts (vergl. Zweck und Zurechnung) gegründet angesehen werden kann. Daher findet das Recht der Schadloshaltung bei einem bloß zufälligen Schaden (damnum casuale) nicht statt.

Zufriedenheit ist das Wohlgefallen einer Person mit der Art ihres Daseyns. 1) Aesthetisch-sinnliche, müßte das Wohlgefallen mit der Art unsres sinnlichen Daseyns seyn, insofern es von der Möglichkeit abhängt, alle unsere Neigungen und Wünsche zu befriedigen. Eine solche Zufriedenheit ist, nach der Natur des sinnlichen Begehrungsvermögens, nicht möglich, weil die Gegenstände unserer Neigungen nicht in unserer Gewalt sind. 2) Intellektuelle, das ist Wohlgefallen, das aus dem Bewußtseyn unserer Unabhängigkeit von dem Zwange der Neigungen und des Mangels aller Bedürfnisse entspringt. Diese ist a) absolute, die nur bei einem Wesen denkbar ist, das von gar keiner Neigung affizirt wird, und gar keine Bedürfnisse hat. Dieses würde der Begriff der Seligkeit des höchsten Wesens seyn; b) relative, entspringt aus dem Bewußtseyn, daß die Neigungen keine nothwendig bestimmende Bewegursachen zu Handlungen sind, ob sie gleich das Gefühl affiziren. Diese Zufriedenheit steigt mit der wachsenden Tugend, wird aber, bei der beständigen Einwirkung der Neigungen auf das Begehrungsvermögen, in diesem Leben nicht vollkommen. Aus ihr entspringt α) die Zufriedenheit mit der Welt im Ganzen, als einem Systeme zweckmäßig verbundener Kräfte, worin der Zweck der Vernunft am vollkommensten erreicht werden kann. Diese Zufriedenheit ist mit der Liebe zu Gott einerlei. Sie erkennet und verehret Gott als das gütigste Wesen, das Alles wohl macht, und rechnet mit Zuversicht auf die unzertrennliche Verbindung des Wohlbefindens mit dem Wohlverhalten. β) Die Zufriedenheit mit unserm persönlichen Zustande, unsern Lagen, Umgebungen und Verhältnissen, bei der Vorstellung, daß dieses Alles, insofern es nicht von uns abhängt, im Ganzen gut, und seinem höchsten Zwecke gemäß seyn müsse. Diese Zufriedenheit, indem sie selbst aus der Tugend quillt, wirkt wieder die schätzbaren Tugenden der Dankbarkeit, der Genügsamkeit, der Geduld, des Vertrauens, des Strebens nach Dem, was droben ist, wie ein Apostel sagt.

Zug. Wenn zwei Körper solchergestalt in zusammenhängender Verbindung stehen, daß die Bewegung des einen das Nachfolgen des andern bewirkt, wie die vor einen Wagen gespannten Pferde eins der gewöhnlichsten Beispiele abgeben, so sagt man, der eine Körper ziehe den andern. Dieser in der Erfahrung sich so einfach darstellende Umstand führt in der Theorie auf interessante Untersuchungen. Sind z. B. an einem über einer Rolle laufenden Faden ungleiche Gewichte befestigt, so wird das größere sinken und, das kleinere nachziehend, ein Steigen desselben verursachen. Die hierbei sich ergebende Beschleunigung ist, wie man leicht übersieht, ein in der Maschinenlehre wichtiger Gegenstand, und die Theorie lehrt die Frage darnach aus dem verschiedenen Gewichte der beiden Massen beantworten. Diese Untersuchungen sind bekannt unter dem Namen der Theorie der Ueberwucht.

Zug, Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft, ist nur 5 ¼ Q.M. groß und wird von Zürich, Schwyz, Luzern und Aarau umschlossen. Der südöstliche Theil des Landes ist gebirgig; doch erreichen die Gipfel nicht 5000 Fuß und haben meist sanfte Abgänge. Der nordwestliche Theil ist fruchtbarer Thalboden. Einen großen Theil des Landes nehmen der Zuger- und der Egerisee ein. Ersterer hat bei einer Länge von 4 Stunden, eine Breite von 1 Stunde, stellenweise eine Tiefe von 200 Klafter. Seine Ufer sind größtentheils eben und das nördliche so mild, daß hier das einzige Kastanienwäldchen sich befindet. Desto steiler und wilder sind seine südlichen Ufer, wo eine senkrechte 4356 Fuß hohe Wand des Rigiberges sich erhebt. Er ist ganz außerordentlich fischreich und nährt Karpfen von 50—90 Pfund und Hechte von 50 Pfund; am meisten aber werden die Röteln, eine Art Forellen, geschätzt. Es fallen nur Bäche in diesen See. Die Einwohner (14.800) sind deutschen Stammes und Bekenner des Katholizismus unter dem Bisthum Solothurn. Viehzucht und Obstbau sind die Hauptnahrungsquellen; auch Waarentransport gibt noch einigen Verdienst. Zug ist nach der Verfassung von 28. Aug. 1814 mit demokratischer Verfassung, in 2 Theile abgetheilt, das innere und das äußere Amt. Das Volk übt seine Souverainetät in der Landsgemeinde, in den verfassungsmäßigen Gemeinden und durch den dreifachen Landrath aus, der die gesetzgebende Behörde des Kantons bildet, und aus dem Kantonrath und 2, jedem Gliede dieses Raths beigeordneten Gliedern besteht. Der dreifache Landrath versammelt sich jährlich dreimal, und übt die gesetzgebende Gewalt aus. Der Kantonrath besteht aus 54 Gliedern und dem Landamman, und hat die oberstrichterliche, verwaltende und vollziehende Gewalt. Die Gerechtigkeit verwaltet das aus 6 Richtern und dem Präsidenten (auch Statthalter genannt) bestehende Kantongericht, das auch mit Zuziehung von 6 Gliedern aus den Gemeinden das Appellationsgericht vorstellt. Die aus den Regalien, direkten und indirekten Steuern fließenden Einkünfte sind unbedeutend. Zug stellt ein Kontingent von 250 Mann und zahlt 1250 (nach Andern 2497) Franken. Der einzige bedeutende Ort im Lande ist die Stadt Zug am nordöstlichen Ende des zuger Sees und am Fuße des zuger Berges, mit 2900 Einwohnern, 2 Klöstern und Schulen, Seidenfabrik und Speditionshandel. Auf dem Rathhause werden viele in den schweizer Schlachten eroberte Waffen aufbewahrt. Blummenreiche Wiesen, Obstgärten, kleine Weinberge und schöne Landhäuser umgeben den Ort. An der Grenze dieses Kantons liegt zwischen dem Egerisee und dem Berge Morgarten, das Schlachtfeld, auf welchem die erste Schlacht 1315 zur Behauptung der schweizer Freiheit vorfiel. Die Kapelle St. Jakob ist hier zum Andenken errichtet.

Zugvögel nennt man diejenigen, welche wandern, zum Unterschiede von denen, die ihren Aufenthaltsort nicht verändern und darum Standvögel heißen. Die meisten kommen im Frühlinge zu uns, brüten und ziehen im Herbste sich nach wärmern Ländern zurück; andere kommen aus kältern Ländern in unsere Gegend, um hier zu überwintern. Viele Zugvögel, welche zeitig abgehen und spät kommen, z. B. die Schwalben, wandern bis nach dem Senegal; andere dagegen, die uns spät verlassen und früh zurückkehren, bleiben ohne Zweifel im südlichen Europa. Vögel, die in unserm Klima Zugvögel sind, sind es im südlichen Frankreich, Italien und Spanien nicht; dagegen sind in Schweden und Norwegen viele Vögel Zugvögel, die bei uns das ganze Jahr über sich aufhalten. Diese Fremdlinge aus dem Norden bleiben selten bei uns, sondern ziehen gewöhnlich noch weiter südlich; wie z. B. die Dohlen, die im Herbste scharenweise ankommen, mit den unsrigen eine Zeitlang umherstreifen und wieder weiter

gehen, wenn es zuwintert. Man bemerkt, daß sie die unserigen zum Mitziehen anlocken; doch die natürliche Liebe zur Heimath scheint diese zurückzuhalten. Dieß Wandern der Vögel von Norden nach Süden, und umgekehrt, findet auf der ganzen Erde statt. Die Gründe dieses Wanderns aber, sowie die nähern Umständen der Wanderungen selbst, sind noch ein Räthsel; wir wissen von wenigen unserer Zugvögel, wo sie überwintern und ob sie die Reise ununterbrochen, d. h. so fortsetzen, daß sie unterweges nur die nöthige Ruhe und Nahrung genießen, oder ob sie lange verweilen und Streif- und Querzüge machen; ferner wie sie dort leben, einzeln oder in Gesellschaft, ob sie singen u. s. w. Doch ist es wahrscheinlich, daß die von uns nach Süden gezogenen Vögel sich dort ebenso benehmen wie die Ankömmlinge aus Norden bei uns, die sich als Gäste im Winter hier aufhalten. Sie leben unstät, streifen aus einer Gegend in die andere, schlafen und weiden da, wo es ihnen gerade gefällt, gesellen sich zu den einheimischen Vögeln, wie z. B. der Bergfink, der Schneeammer und dgl., besuchen mit ihnen, als willkommene oder lästige Gäste, sehr zudringlich die Bauerhöfe, Landstraßen u. s. w., und nehmen mit Freuden Abschied, wenn eine geheime Ahnung ihnen sagt, daß die Jahreszeit in ihrer Heimath wieder milder werde. Meistentheils treten die Zugvögel des Nachts, zumal gern beim Mondschein, ihre Wanderungen an. Sie locken sich dazu mit eignen Tönen und ermuntern sich so auf der Reise. Viele Gattungen, z. B. die Schwalben, versammeln sich mehrere Tage vor ihrer Abreise an gemeinsamen Orten und ziehen dann in großer Gesellschaft fort. Mit der Rückkehr ist es vielleicht ebenso. Zur Zeit der Wanderung äußern auch die eingesperrten Zugvögel diesen Trieb; sie sind unruhig, flattern, zumal des Nachts, im Käfig herum und zeigen deutlich, daß auch sie, obgleich im warmen Zimmer und im Ueberflusse, gern mit ihren Brüdern fortziehen möchten. Einige Naturforscher wollen vermuthen, daß in der Luft eine die Vögel leitende Ursache vorhanden sey; Kirwan meint, es sey ein Strom brennbaren Gases, welches durch die Fäulniß der Thier- und Pflanzenkörper und durch Vulkane innerhalb der heißen Zone sich entwickele und den Polen zuströme. Eine ziemlich gekünstelte und unwahrscheinliche Hypothese!!

Zülch, Zülpich, das Tolpiacum der Römer, ehemals Amt und Städtchen im Kurfürstenthum Köln, jetzt im Kreis Lechenich des preuß. Regierungsbezirks Köln, Provinz Jülich-Cleve-Berg, liegt in einer fruchtbaren, zum Theil reizenden Gegend zwischen Köln und Aachen, an dem Naffelflüßchen, mit nahe an 2000 Einw. Von hier führte eine röm. Landstraße bis Köln. Stadt und Gegend sind klassisch in der deutschen Geschichte. Der Bataver Civilis sammelte im Aufstande gegen die Römer bei Zülpich seine Kampfgenossen. Hier besiegte der Frankenkönig Chlodwig (496) die Alemannen und Sueven unter ihrem König Marcian, und ließ sich hierauf taufen. (Michael Angelo's treffliches Gemälde dieser Schlacht war unter Napoleon im pariser Museum.) Hier ließ der austras. König Theodorich den thüringer König Hermanfried von den Zinnen des Schlosses herabstürzen. Hier war im J. 612 der entscheidende Kampf zwischen den Brüdern Theudobert von Austrasien und Theuderich von Burgund. Später erfuhr Zülpich noch mancherlei widrige Schicksale. So wurde es 881 von den Normannen verbrannt, 1280 unter dem köln. Erzbischof Heinrich feindlich eingenommen, unter Erzbischof Siegfried von den Nachbarfürsten wieder erobert und verwüstet; 1642 von den vereinigten weimarischen und hessischen Truppen durch Vergleich besetzt ꝛc. Siehe Bremers akademische Beiträge, 3ter Theil.

Züllichau, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, 24 Meilen von Berlin, eine halbe Meile von der Oder, mit Mauern, 4 Vorstädten, 730 Häusern, über 5000 Einwohnern, einem Schloß, 2 evangelischen Kirchen, einem Waisenhaus mit Erziehungsanstalt u. Pädagogium (von dem Nadlermeister Sigismund Steinbart 1719 mit 6 Dukaten gestiftet). Das Pädagogium ward 1766 eröffnet; beide Anstalten haben im ersten Jahrh. über 40.000 Schüler gehabt, von denen ein beträchtlicher Theil bis zur Universität vorbereitet worden. Der Fonds beträgt 100.000 Thaler. Es blüht unter der Leitung des Hofraths Steinbart. Auch befindet sich hier ein Schullehrerseminar und ein Postamt. Züllichau hat Tuch= (mit 262 Stühlen), Strumpf=, Leinwand= (mit 28), Barchentweberei= (mit 10 Stühlen), Hut=, Stärke= und Puderfabriken, Weiß= und Rothgerberei, Wein=, Hopfen= und Obstbau, Essigsiederei, Branntweinbrennerei. Der Kreis Züllichau hat 14½ Quadratmeilen mit 30.000 Einwohnern. Stadt und Kreis gehörten zu dem Herzogthum Krossen, das 1538 an Brandenburg kam und mit der Neumark verbunden wurde.

Zumsteeg (Johann Rudolph), der berühmte deutsche Liederkomponist, war der Sohn eines würtembergischen Kammerlakaien. Er wurde 1760 zu Sachsenflur im Schüpfergrunde im Ritterkanton Odenwald geboren, und auf Bitten seines Vaters später in die militärische Pflanzschule auf der Solitüde bei Stuttgart aufgenommen. Schon im Knaben zeigte sich der künftige Tonkünstler und seine Fähigkeiten entwickelten sich im schnellen Fortschritt. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt er von den herzoglichen Kapellmeistern Baroni, Mazzanti und Poli, und er wußte durch ein fleißiges, oft über die Mitternacht hinaus verlängertes, Studium der theoretischen Werke eines Matheson, Marpurg und d'Alembert, sich immer mehr zu bilden. Da der Herzog damals in der Periode stand, wo er der Musik große Opfer brachte und ein treffliches Orchester unterhielt, so hatte Zumsteeg öfters Gelegenheit, durch das Anhören musikalischer Meisterwerke seinen Kunstsinn weiter auszubilden, und sein Ohr an das wahre Schöne zu gewöhnen. Die Früchte dieser Uebungen zeigten sich bald genug. Schon während seiner akademischen Laufbahn komponirte Zumsteeg viele Kantaten zu Hoffesten und mehrere Opern, als Lottchen am Hofe, das tatarische Gesetz, Renaud und Armide, Tamira, Schuß von Gänsewitz und Zaalor. Unter den Freunden seiner Jugend war unser Schiller, und als dieser mit den Räubern seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete, verfertigte Zumsteeg die Musik zu den Gesängen in diesem Schauspiel. Er ward herzoglicher Hofmusikus, spielte das Violoncell ganz vorzüglich, und bewies seine Fortschritte durch die Komposition der Klopstock'schen Frühlingsfeier, einer Messe und mehrere Balladen und Lieder, die besonders dazu beitrugen, ihn in eine große Achtung zu setzen. Als der herzogliche Kapellmeister Poli seinen Abschied nahm, waren Zumsteegs Talente schon so allgemein und unbestritten anerkannt, daß er zum herzoglichen Konzertmeister ernannt wurde. Er widmete nun seine Talente zur Komposition sowohl der würtemb. Hofkapelle, als dem gesammten deutschen Publikum; was die erstere von seinen Arbeiten besitzt, ist für Kenner und Liebhaber ein wahrer Schatz. Die öffentlich bekannt gewordenen Produkte seiner Muse: Kolma, Hagars Klage, Gesänge der Wehmuth, Bürgers Leonore und die Tochter des Pfarrers von Taubenheim, Balladen und Lieder, die Gesänge der Mohrin Iglou aus Heymeran von Flamming, und vor allem Gotters Geisterinsel sichern ihm die Unsterblichkeit. Seine Seele war für das Ernste und Rührende gestimmt, das ihm auf eine bewunderungswürdige Art gelang. Er löste in seinen letzten Meisterarbeiten die schwere Aufgabe, dem Kenner und musikalischen Kritiker Genüge zu thun, und doch

auch das Gefühl des Nichtkenners, der, als bloßer Freund der Harmonie, nur einen ästhetischen Sinn mitbringt, durch den Zauber seiner Kunst zu ergötzen und zu rühren. Aus seinen Kompositionen weht ein heiliger Sinn für Unschuld und Sittlichkeit hervor, der sich auf eine unbeschreiblich süße Art des Hörers bemächtigt und ihn dazu bringt, daß er der Kunst und der Tugend zugleich huldigt. Dagegen fehlt es ihm an Charaktermannigfaltigkeit und tiefer Originalität, besonders zu kräftigern Schilderungen. Seine Begleitung kommt uns jetzt etwas leer, und seine Bässe oft gewöhnlich vor. Auch in Hinsicht der Modulation beschäftigt er die Einbildungskraft nicht genug. Dieß ist wohl der Grund, warum seine Balladen und Lieder seltener gesungen werden. Zumsteeg gehörte unter die glücklichen Menschen, die vielleicht nie einen Feind hatten. Schon seine Gesichtsbildung nahm beim ersten Anblick für ihn ein. Bescheiden, dienstgefällig, frohsinnig, ein zärtlicher Gatte, guter Vater, herzlicher Freund und angenehmer Gesellschafter — lebte er zufrieden im Kreise der Seinigen. Er liebte gefälligen Scherz und würzte seine Gespräche durch muntere Einfälle; aber zu seinen Kompositionen wählte er vorzugsweise, was zum Ernste, zur Melancholie stimmte. Am 27. Jan. 1802 endete ein Schlagfluß sein thätiges Leben, zu früh für die Kunst, indem er eben den Abschiedsmonolog der Johanna von Orleans zu komponiren beschäftigt war. Der Bildhauer Dannecker hat seine getroffene Büste zum Besten seiner Witwe verkauft. Seine hinterlassene Tochter hat sich ebenfalls durch Liederkompositionen bekannt gemacht. Die meisten seiner Kompositionen hat er bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen lassen.

Zuneigung ist Wohlgefallen an einem lebenden und empfindenden Wesen, das mit thätigem Wohlwollen gegen dasselbe verbunden ist. In diesem Sinne kann man gegen eine leblose Sache keine Zuneigung haben. Bei einer solchen findet bloß Wohlgefallen am Besitze statt. Die Zuneigung gegen eine Person ist a) entweder bloß sinnlich, auf dunklem Gefühl eines durch sie zu erwartenden sinnlichen Vergnügens beruhend, oder b) vernünftig, d. i. auf Achtung der Person, um ihrer erkannten Würde willen, gegründet. Aus jener entsteht die blinde, aus dieser die vernünftige Liebe.

Zunft oder Innung heißt eine durch die Landesobrigkeit bestätigte Gesellschaft von Handwerkern, die darin übereingekommen sind, und denen es ausschließlich gestattet ist, das von ihren Mitgliedern erlernte Handwerk für eigene Rechnung auszuüben. Die Benennung Gilde wird zwar zuweilen gleichbedeutend mit jenem Ausdrucke gebraucht, scheint sich aber nicht auf eine Verbindung von Handwerkern zu beschränken, sondern auf polit. Zwecke sich zu beziehen, und die Gilden, ursprünglich Verbindungen von Kaufleuten, waren älter als die Handwerkerinnung. Mehreres im Artikel Handwerk. — Malerzünfte oder Malergilden bildeten sich bereits im Mittelalter in den Hauptstädten des deutschen Reichs, in Nürnberg, Augsburg, Köln, aber man weiß noch zu wenig von ihnen, als daß man etwas von ihren Wirkungskreisen sagen könnte. Diese Innungen sind aber nicht mit den, in spätern Zeiten an mehrern Orten errichteten Akademien oder Zeichenschulen zu vergleichen, wo sich nach dem Muster des Direktors die Schüler und Zöglinge bildeten. Das Zunftbuch der kölnischen Maler ist verloren gegangen, aber das der antwerper Maler, oder der Brüderschaft des heil. Lukas hat sich glücklicher Weise erhalten. Es enthält die Privilegien und Gesetze der Zunft, auf Pergament geschrieben und gesammelt von dem berühmten Stadt-Syndikus Kornelius Gräphäus. Gleich im Anfange steht ein Gnadenbrief des Senats, zu Gunsten der Malerzunft, vom 22. Juli 1442, betreffend die Gesellen, Lehrlinge rc. In den Ver-

zeichnissen der Künstler wird auf ältere verlorne Statuten, vom 15. Januar 1535 verwiesen. Auch in München hatte die große Anzahl von Malern, die im 15. Jahrh. daselbst befindlich waren, eine Zunft, die aus Meistern und Lehrlingen bestand, vereinigt. Ihre Statuten vom Jahr 1458 haben sich noch erhalten, befinden sich unter den Polizeiverordnungen des bürgerlichen Magistrats zu München und sind den Statuten der prager Maler ähnlich.

Zunftwesen, das, läßt sich von der staatswirthschaftlichen, von der sittlichen und von der politischen Seite betrachten. Schon im frühern Alterthum gab es Abtheilungen des Volkes nach seinen Beschäftigungen, aber die aus Stammverschiedenheit entstandenen Casten (s. d.) der Indier, Aegypter u. s. w. lassen sich mit den Gewerbgenossenschaften der neuern Zeit nicht vergleichen. Bei den Römern hingegen gab es Handwerkergesellschaften, die insofern mit den Innungen des neuern Europa verglichen werden können, als auch sie moralische Personen bildeten und das Recht hatten, Statuten zu errichten. In der letzten Zeit des Freistaats erschienen diese Gewerbschaften nicht selten als politische Parteien, und eben dieß gab bei der Gründung der monarchischen Gewalt Anlaß zur Beschränkung des Einflusses derselben und zu ihrer theilweisen Aufhebung. Im justinianischen Gesetzbuche finden sich schon einige Reichsgesetze, welche die Handwerker und ihre Innungen anziehen. In Italien, der Wiege des freien Bürgerstandes im Mittelalter, und besonders in den lombardischen Städten, mögen Ueberreste jener römischen Einrichtungen oder Erinnerungen an dieselben, bei der Stiftung der Zünfte mitgewirkt haben. Genau läßt sich die Zeit der Entstehung dieser Gewerbvereine in Italien nicht angeben, obgleich man schon im 10. Jahrh. Spuren derselben, und z. B. in Mailand die Gewerbtreibenden unter dem Namen credentia vereinigt findet, gewiß aber ist, daß engere Verbindungen der Gewerbleute schon im 12. Jahrh bestanden. Unter den fränkischen Kaisern kam bei den Deutschen das Wandern nach Italien auf, und die gewanderten jungen Professionisten führten wahrscheinlich nach ihrer Zurückkunft die Meisterrechte, den Gesellenstand, kurz das ganze Innungswesen ohngefähr so ein, wie sie es in Italien gesehen haben mochten. Aber der Ursprung der eigentlichen deutschen Zünfte rührt doch erst aus den Zeiten der schwäbischen Kaiser her. Die ausgemacht ältesten Beispiele sind die Zünfte der Tuchscherer und Krämer in Hamburg (1152), der Gewandschneider, d. i. Tuch- und Wollwaarenhändler (1153) und der Schuhmacher (1157) in Magdeburg. Ursprünglich waren die Zünfte eine nothwendige Ermunterung der anfangenden Industrie und bei dem geringen Ansehn der Staatsgewalt ein nöthwendiger Schutz des Fleißes der niedern Stände gegen die Raubsucht der höhern. In Italien erscheint das Zunftwesen als die stärkste Grundlage des Widerstandes, die das demokratische Wesen dem aristokratischen leistete. In Frankreich entstand die Zunftverfassung gleichfalls nach der Ausbildung der städtischen Freiheiten, wurde besonders seit Ludwig IX. immer allgemeiner verbreitet, aber nirgend war sie auch durch Ausartung so drückend und verderblich geworden, als sie es vor der Revolution war. — In England haben die Gewerbgenossenschaften nicht die Eigenheit der deutschen Zünfte, sondern es ist bei ihrer Beziehung auf das demokratische Element der Verfassung die politische Seite vorherrschend. Der Ursprung dieser Genossenschaften steigt auch hier in die Zeit der Ausbildung der städtischen Verfassung hinauf. In den Städten, wo es deren gibt, ist der Zusammenhang der Zünfte mit der Vertretung des Bürgerstandes und der Verwaltung des Stadtregiments sichtbarer geblieben, als auf dem festen Lande. Die Rechte eines selbstständigen Gewerbebetriebs, oder eines freeman, können durch Kauf oder durch Aushalten einer bestimm-

ten Lehrzeit erworben werden, nach deren Verlauf, da keine Gesellenzeit stattfindet, das Meisterrecht ohne Weiteres gewonnen ist. Gewerbefreiheit aber, die in den nicht korporirten Städten auch nicht durch Ueberreste der Gildenverfassung beschränkt wird, gilt überhaupt als Grundsatz, daher wird auf die Beschaffenheit des Gewerbes keine Rücksicht genommen, sondern es steht Jedem frei, sich zu einer beliebigen Zunft zu wenden, und da das Hauptvorrecht der Gilden in dem ihnen zustehenden Wahlrechte besteht, so lassen sich selbst Nichthandwerker aufnehmen, um dieses zu erlangen. In Deutschland gelangten die Zünfte unter Ludwig von Baiern zur Theilnahme am Stadtregiment. Die Bündnisse der Städte, die Hanse, der rheinische und schwäbische Bund, brachten das Ansehn der Handwerker auf das Höchste. Man bezielte in dem Zunftwesen theils die Sicherheit der Ernährung für eine bestimmte Anzahl von Gewerbtreibenden, theils die Erhaltung der einmal herrschend gewordenen Kenntniß des Gewerbtreibenden, beides aber durch die ungestörte Uebung eigener Gesetzgebung und Verwaltung. In den Zeiten des Mittelalters, wo in Deutschland die Zunfteinrichtungen am strengsten waren, blühten die deutschen Gewerbe vor allen andern Ländern, und die Zunftverfassuug führte einen zahlreichen Theil der Staatsbürger zum Wohlstand; insbesondere trug das Wandern der Gesellen viel zu ihrer Kunstfertigkeit und Bildung bei. Aber aus der Autonomie der Gilden entstand bald ein drückender Zunftzwang und ein geschlossenes Monopolsystem. Die damit verbundenen Mißbräuche veranlaßten mehrere Reichsgesetze, z. B. die vom Jahr 1731, die aber wenig halfen. In der Folge wandte man den Grundsatz von der Freiheit des Handels auch auf die Gewerbe an, und rieth, alle Zünfte aufzuheben, weil das Innungswesen der Gewerbefreiheit widersprach, wie sie die Physiokraten und Ad. Smith sich dachten. Das erste Beispiel gab Frankreich. Hier hob Ludwig XVI. im Jahr 1776 auf Turgot's Rath das Zunftwesen auf. Seitdem prüfte man Vortheile und Nachtheile desselben; und noch jetzt sind die Stimmen getheilt über die Frage, ob nicht das Zunftwesen bei einer bessern Einrichtung, einer vollkommenen Gewerbefreiheit vorzuziehen sey. Eine gehörig geordnete Zunftverfassung hat nämlich folgende Vortheile: 1) den zweckmäßigen Unterricht für die Lehrlinge; 2) die vollkommene Sicherheit der Nahrung aller Gewerbetreibenden; 3) die wohlthätige Veranstaltung zur Versorgung der Witwen; 4) das Wandern der Gesellen und die damit in Verbindung stehenden Handwerksherbergen. Dagegen sind Hauptgebrechen des bestehenden Zunftwesens: 1) die eigenmächtigen Zusammenkünfte der Innungen und der Autonomie; 2) die Beschränkung der Zahl von Meistern; 3) die Beschränkung der Freiheit in Hinsicht der Benutzung von manchen Handwerkern; 4) ganz besonders die Distriktsmonopole; 5) die zwecklose Vorschrift von Meisterstücken; 6) mehrere zum Müßiggange und daher zur Ausschweifung führende Gebräuche, namentlich die blauen Montage, die Zunftstrafen u. a. m.; 7) die Freimeister und die Muthjahre; 8) die übermäßige Vervielfältigung der Zünfte. Auf die von der Göttinger Akademie der Wissenschaften im J. 1814 über diesen Gegenstand aufgestellte Preisfrage, erhielten folgende beide Schriften den Preis: Rau, über das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung. 2 A. Leipzig 1816, und Landsdorff's Beantwortung der Frage: Wie kann in Deutschland die Zunftverfassung am zweckmäßigsten modifizirt werden, um zu bewirken, daß die Vortheile derselben erhalten, die aus ihrer Verwaltung und den bei ihnen eingeschlichenen Mißbräuchen entspringenden Nachtheile aber möglichst vermieden werden? Gießen 1817. Auch von Tenzel ist eine Beantwortung dieser Preis-

frage, zu Landshut 1817, in Druck erschienen. Vergl. damit Mayers Entwickelung der Ansichten des Zunftwesens. Gekrönte Preisschrift, Augsburg 1816, und (Rehfues) Ueb. d. Zunftwesen. Beherzigungen für die Wiederherstellung der Zünfte, mit einem Anhang, die Grundlinien zur Einrichtung von Handwerksschulen enthaltend. — Im Nassauischen ward die Zunftverfassung mit Zustimmung der Landstände, vom 1. Juli 1819 an aufgehoben.

Zunge nennen wir den fleischigen, mit Haut umgebenen Körper in der Mundhöhle und theilen sie in die Wurzel, die im Rachen, am Zungenbeine befestigt ist, in den Körper und in die Spitze. Das Organ des Geschmacks- und des Zungengefühls sind die Geschmackwärzchen, mit welchen die Zunge an ihrer ganzen Oberfläche vom Grunde bis zur Spitze besäet ist. Man bemerket einen Unterschied an denselben im Betreff ihrer Gestalt, Größe, Lage und Anzahl, und theilet sie in Abgestumpfte, Schwammförmige, Kegelförmige, Fädige und Gestreifte oder Gerunzelte ein. Die Abgestumpften stellen umgekehrte Kegel vor, deren Spitze an der Zunge in einer trichterförmigen Höhle ist. Sie sind unter allen die größten, man zählet ihrer nur wenige am Grunde der Zunge. Die Schwammförmigen sind mehrere, unter dem übrigen zerstreut, und sie zeichnen sich durch ihre abgerundeten und größeren Spitzen unter den übrigen vorzüglich aus. Die Kegelförmigen sind an ihrem Grunde etwas breiter, und die Fadenförmigen sind durchaus gleich. Beide machen den größten Antheil von Zungenwärzchen aus, sind an der ganzen Oberfläche der Zunge anzutreffen; doch scheinen von den Fadenförmigen mehrere gegen die Zungenspitze zu sitzen. Die Gestreiften oder Gerunzelten trifft man an beiden Rändern der Zunge an. Ihr innerer Bau ist mit dem Baue der Gefühlwärzchen gleich, die Geschmackseindrücke theilen sie dem Gehirn mit durch die Nerven, welche nach Meckel vom fünften Paare der Gehirnnerven und zwar von dem dritten Ast desselben hergeleitet werden. Das neunte Paar der Hirnnerven, oder nach Sömmering das zwölfte, oder die sogenannten Zungennerven gehen nur die Muskeln der Zunge und des Zungenbeins an. Die Geschmackwärzchen sind hier ebenfalls mit der Malpighischen Schleimhaut, dann der Oberhaut überzogen, und werden stets vom Speichel, von dem Munddunste und vom Mundschleime angefeuchtet. Durch dieses so eingerichtete Geschmacksorgan erfolget der Geschmack; wenn dessen Gegenstand auf die Zunge gebracht, und dort mit ihrer Feuchtigkeit gemischt und aufgelöst wird; dann machet er durch seine mechanischen und besonders chemisch-physischen Eigenschaften, durch die Oberhaut und malpighische Schleimhaut auf die Nerven der Geschmackwärzchen seinen Eindruck, der durch selbe bis in das Gehirn fortgepflanzet, den Geschmack auf der Zunge veranlasset. Dabei scheinen die Geschmackwärzchen sich mehr emporzuheben, indem sie sowohl durch den Geschmacksgegenstand als die Aufmerksamkeit und Eßlust gereizt von angehäuften Säften anschwellen, und dadurch ihre Nerven zu dieser Empfindung besser spannen und stimmen. Es würde zu weitläufig seyn, die Muskeln, wodurch die Zunge bewegt, und die Venen und Arterien, durch die sie ernährt wird, zu beschreiben; ihre wichtigste Funktion ist die, Geschmacks-Organ zu seyn.

Zungen wurden die Nationen oder Provinzen genannt, in welche sich sonst der Malteserorden (s. d.) theilte. Diese waren Provenze, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England.

Zurechnung. Man pflegt Jemanden etwas zuzurechnen, oder eine gewisse Erscheinung in der Sinnenwelt auf eines Menschen Rechnung zu schreiben, wenn man ihn für die Ursache derselben erklärt. Zurechnung ist

also im weitesten Sinne das Urtheil, daß Jemand Urheber einer Wirkung sey. Da nun aber jede Wirkung entweder willkürlich, mit dem Gebrauch der moralischen Freiheit, d. i. des Vermögens, nach sittlichen Gesetzen zu handeln, oder nur unwillkürlich, durch bloße Anwendung der physischen Kraft, hervorgebracht werden, so entsteht aus dem ersten Falle der Begriff der Zurechnung im engern oder eigentlichen Sinne, als eines Urtheils, daß Jemand mit freiem Willen Urheber einer gewissen Wirkung geworden sey. Nur aus der letztern kann die Folgerung gezogen werden, ob ein Mensch wegen einer Handlung Lob oder Tadel, Belohnung oder Strafe verdient. Der Grund und die Bedingung aller Zurechnung ist also die Willens-Freiheit, welche sich theils in der Fähigkeit des Handelnden, die Handlung ihrem Wesen und Folgen nach zu berechnen, und ihr Verhältniß zum Sitten- und Rechtsgesetz zu beurtheilen, theils in der willkürlichen Möglichkeit, sich für die Unternehmung oder Unterlassung einer Handlung zu bestimmen, zu erkennen gibt. Wo beides oder eins von beiden fehlt, ist keine Zurechnung möglich. Daher heben Wahnsinn, Raserei, Kindheit und überhaupt jeder Zustand, in welchem der Handelnde entweder das Wesen seiner That gar nicht kennen, oder wegen eines physischen oder psychologischen Zwangs mit Freiheit nicht handeln konnte, jede Zurechnung auf. S. d. A. Freiheit. Bei jeder Untersuchung eines Verbrechens wird ausgemittelt; ob eine objektiv-strafbare Handlung und von Wem solche begangen worden sey? Hierbei muß sich zugleich ergeben: ob auch das begangene Verbrechen dem Thäter zugerechnet werden könne, d. i. ob dasselbe subjektiv-strafbar erscheine? Ist dieß Alles entschieden, so wird die Strafe bestimmt, welche nach dem Gesetze in dem vorhandenen Falle eintreten kann. Die Zurechnung ist daher ein Hauptglied in dem Schlusse, auf welchem das Straferkenntniß des Richters beruht. Das Urtheil über den innern Werth oder Unwerth der Handlung aber wird Gott und dem eignen Gewissen des Thäters überlassen. Vor diesem höhern Richterstuhle muß dem Menschen begreiflicherweise eine viel größere Anzahl von Handlungen und jede derselben in andern Graden der Schärfe oder Milde zugerechnet werden als vor dem irdischen Richter. Was dieser als eine leichte Vergehung behandelt, ist oft nach den Grundsätzen der christlichen Moral eine schwere Sünde. Vergl. Strafe.

Zürich, einer der größten und reichsten Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft, dem Range nach der erste und einer der 3 Vororte (Kantone), welche abwechselnd die Angelegenheiten des Bundes leiten, wird vom Großherzogthum Baden und den Kantonen Schafhausen, Thurgau, St.-Gallen, Schwyz, Zug und Aarau umschlossen, und enthält auf einem Flächenraum von 45 QM. 224.200 Einw. deutschen Stammes, bis auf einen Theil der Pfarre Dintekon und St.-Reinau reformirten Glaubens (in 6 Städten, 8 Marktflecken, 149 Gemeinden und 479 Dörfern), folglich 6790 Menschen auf einer QM.; es ist daher einer der bevölkertsten und zugleich fruchtbarsten Gegenden der Schweiz mit einem milden Klima. Drei Gebirgszüge durchstreichen das Land: die Allmannskette und der Albis, jene zur rechten, diese zur linken Seite des Sees, und im Nordwesten der Lägerberg, die letzte Verzweigung des Juragebirges. Unter diesen ist aber keiner, welcher die Höhe von 3000 F. bedeutend überstiege, sodaß hier von Schnee und Eis im Sommer nicht die Rede ist. Die Hauptgewässer sind die Limmat, mit welcher sich unterhalb Zürich die Sihl vereinigt; die Thur, Töß und Glatt und der Rhein und die Reuß als Grenzflüsse. Der schöne See mit seinen reizenden, mit unzähligen Dörfern und Landhäusern besetzten Ufern ist eine Hauptzierde dieser Gegend. Durch den unermüdeten Fleiß der Bewohner hat der

Landbau eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht. Schöne ausgedehnte Waldungen befinden sich in verschiedenen Gegenden, und die Viehzucht ist ansehnlich. Mehr eben als gebirgig, gestattet das Land einen reichen Anbau. Getreide, Obst und Wein, letzterer wird besonders an den Ufern des züricher Sees gebaut; aus den Aepfeln und Birnen wird Cider, aus den Kirschen Kirschgeist gemacht; der beste Wein wächst auf der östlichen Seite des Sees. An Mineralien findet man schöne Erdarten, besonders Kreide und Tripel, Torf, Steinkohlen, Feuersteine, Marmor, Alabaster rc. Sehr beträchtlich und verbreitet sind die Fabriken und Manufakturen. Vor der schweizerischen Revolution waren mit denselben bei 50.000 Menschen beschäftigt. Es bestehen an 60 englische Spinnmaschinen, viele Kattundruckereien, mehrere Kattun- und Leinwandfabriken, auch werden von Einzelnen viele tausend Stück baumwollene Tücher und Musselin verfertigt; die Seidenfabriken sind ebenfalls ansehnlich, auch die in Lederwaaren. Alle diese Fabrikate veranlassen einen bedeutenden Handel, aber auch der Speditionshandel mit den Gütern zwischen Deutschland und Italien, sowie die Wechselgeschäfte, sind von großem Belange. — Der Kanton hat eine aristo-demokratische Verfassung. Die Regierung besteht aus dem großen Rathe von 212 Mitgliedern (26 Deputirten der Hauptstadt, 5 Deputirten von Winterthur, 51 Deputirten der übrigen Zünfte und 130 von dem großen Rath selbst gewählten Mitgliedern), welcher die Gesetze und Verordnungen macht, die souveraine Gewalt ausübt, alle Stellen, deren Pflichten auf den ganzen Kanton Bezug haben, besetzt, auch die Mitglieder des kleinen Raths, die Standeshäupter und den Staatsrath wählt; und aus dem kleinen Rathe von 25 Mitgliedern, welcher die Gesetze vollzieht, und in letzter Instanz über alle Verwaltungsstreitigkeiten abspricht; er ernennt die Distriktsbehörden, und legt dem großen Rathe Rechnung von seiner Verwaltung ab. Seine Mitglieder werden aus der Mitte des großen Raths gewählt, behalten aber ihre Stellen in demselben bei. Zwei Bürgermeister haben abwechselnd ein Jahr lang das Präsidium in beiden Räthen. Die diplomatischen Geschäfte leitet der Staatsrath, der aus den beiden Bürgermeistern und 5 andern Mitgliedern des kleinen Raths besteht. Die Oberaufsicht über den Kultus führt der in den engern und großen abgetheilte Kirchenrath, und über den öffentlichen Unterricht ein Erziehungsrath von 15 Mitgliedern. Alle Streitsachen kommen zuerst vor den Friedensrichter; die zweite Instanz bilden die 11 Amtsbezirke unter Vorsitz des Oberamtmanns, der auch in seinem Bezirk die Verwaltungs- und Polizeibehörde ist. Die Appellation geht an das Obergericht von 13 Mitgliedern; die Ehesachen gehören vor das Matrimonialgericht. Der Kanton hat seine eigene geschriebene Gesetze. Die Einkünfte betrugen 1829 an 680.000 Fr. und etwas weniger die Ausgaben. Zum Bundeskontingent stellt der Kanton 3700 Mann, und zahlt an Geld 74.000 Fr. — Zürich, die Hauptstadt, liegt an der schnellfließenden Limmat, da, wo sie aus dem züricher See heraustritt, in einer überaus fruchtbaren Gegend, 1279 F. über dem Meer (47° 22′ N. Br.). Die Limmat theilt die Stadt in 2 ungleiche Theile, welche durch Brücken mit einander verbunden sind. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben und hat in 1164 Häusern an 14.000 Einwohner. — Schon zur Zeit der Römer stand hier ein Ort, Thuricum. Im Mittelalter erhob sich Turek oder Turik durch Handel und Gewerbe zum Range einer freien Reichsstadt, bis sie 1351 sich dem eidgenossischen Bunde anschloß. Erst vom 14. Jahrh. an erwarb Zürich theils durch Eroberung, mehr noch durch Kauf das jetzigen Gebiet des Kantons. Zürich hat in den neuern Zeiten mancherlei Schicksale erfahren. Eine schon lange gedauerte Spannung zwischen den Regenten und Regierten erleichterte die 1798 von den Franzosen

bewirkte Revolution, von welcher jedoch dieser Kanton verhältnißmäßig weniger als andere litt. In dem Kriege, den die Koalition (1799) gegen Frankreich führte, und der auch die mit der fränkischen Republik verbundene Schweiz traf, war Zürich ein sehr bedeutender militärischer Punkt. Am 4. und 5. Jun. 1799 focht hier der Erzherzog Karl gegen die Franzosen mit Glück und besetzte am 7. Jun. die Stadt. Im August fielen neue Gefechte bei Zürich vor. Kanonierschaluppen unter dem Befehle des Briten Williams sollten auf dem züricher See die Unternehmungen des Erzherzogs unterstützen. Aber am 24. Sept. schlug Massena die vereinten östreichisch-russischen Truppen, und dieser Sieg veranlaßte den Rückzug derselben aus der Schweiz. Das sonst berühmte und gefüllte Zeughaus zu Zürich, in welchem man unter andern Merkwürdigkeiten Wilhelm Tells Armbrust aufbewahrte, wurde unter diesen Umständen geleert. 1519 begann hier Ulrich Zwingli die schweizer Reformation; und seitdem ist Zürich immer der Mittelpunkt der gelehrten Bildung der Schweiz geblieben. Konrad Geßner, Bodmer, Salomon Geßner, der bekannte Dichter, Lavater und Pestalozzi gehörten zu ihren Bürgern. Die Sitten der Einwohner Zürichs sind einfacher und strenger, als in verschiedenen andern großen Städten der Schweiz; Pracht- und Polizeigesetze halten sie immer in gewissen Schranken. Zu den wichtigsten Gebäuden der Stadt gehören: das große Münster, in welchem der Staatsschatz verwahrt und bei welchem ein Chorstift ist mit einer an Handschriften reichen Bibliothek; das Frauenmünster, das ansehnliche Rathhaus, 1699 vollendet; die Stadtbibliothek, in der sogenannten Wasserkirche; sie zählt über 40.000 Bände und viele sehr interessante Handschriften und Briefe in Beziehung auf die Schweizergeschichte; dabei ist auch ein Münzkabinet und das Relief von ⅓ der Schweiz; das 1765 erbaute Waisenhaus, die 2 Zeughäuser, das neuerbaute Irrenhaus u. s. w. In dem ehemaligen Zunfthause zur Meise hält die Tagsatzung ihre Versammlungen. Zürich hat eine 1520 gestiftete Akademie mit 14 Professoren, ein polit. Institut zur Bildung künftiger Staatsdiener durch Unterricht in Rechtswissenschaft, Statistik, Polizei, Kameralwesen und Geschichte; ein Kollegium Publikum mit einer philologischen, philosophischen und theologischen Klasse; ein Kollegium Humanitatis, einige Gelehrten-, Kunst-, und Bürgerschulen; eine 1778 vom Professor Usteri errichtete Töchterschule, welche das Muster für andere Anstalten dieser Art geworden ist; eine landwirthschaftliche Armenschule, ein mediz.-chirurg. Kantoninstitut mit 17 Professoren; ein Schullehrerseminar, Taubstummen- und Blindenanstalten (es gibt an 270 Blinde im Kanton), ein polytechnisches Institut, ein Singinstitut, eine sonntägliche Zeichenschule, eine physikalisch-ökonomische Gesellschaft, mit einer guten Buchhandlung, ein Naturalienkabinet, vortrefflichen Instrumenten und einem Pflanzengarten, eine vaterländische histor., eine mediz.-chirurg., eine mathemat.-militär., eine naturhistor., eine Künstler- u. a. Gesellschaften. Mehrere Privatpersonen (Schinz, Escher, Geßner u. A.) besitzen Kunst- und Naturaliensammlungen. Die Industrie ist äußerst lebhaft: es gibt Fabriken für sehr schöne Kunstblumen, gold- und silberdurchwebte Stoffe, halbseidene und wollene Zeuche, halb- und ganz seidene Schnupftücher, Handschuhe, Strümpfe, Sammet, seidene Flore, halbseidene und baumwollene Kreppe, Indienne, baumwollene Stoffe aller Art, Leder, Papier, Taback, Tapeten, Strohhüte, Taftschirme, Talglichter, Seife; eine Glockengießerei, viele Gerbereien und Färbereien. Der Handel mit allen diesen Fabrikaten, auch der Zwischen- und Wechselhandel, ist beträchtlich. Es gibt 10 Bankiers, 4 Buchhändler (worunter die von Orell, Füßli und Comp. die bedeutendste Verlagshandlung ist und die größte, sehr gut eingerichtete Druckerei in der Schweiz ent-

hält), 5 Buchdruckereien, 2 Kupferdruckereien, 4 Kupferstich- und Kunsthandlungen, 2 Musikalienhandlungen u. s. w. — Die Bürgerschaft von Zürich wird durch 42 Bürger vertreten, die von den 13 Zünften gewählt werden; sie vollziehen die Wahl der Stadträthe und einiger vorzüglichen Stadtbeamten, ertheilen das Stadtrecht und entscheiden erheblichere Staatsangelegenheiten. Jeder Handeltreibende zahlt jährlich 2 Franken vom 1000 vom Kapital seines Handels. Die Stadt und nächste Umgegend bieten herrliche Spaziergänge und Aussichten über den See, z. B. auf den Hütliberg, auf der eine Meile entfernten Forche, wo man einen großen Theil der östlichen Schweiz übersieht, bei Regensberg, wo man die schönste Uebersicht der Alpenkette genießt, und auf dem Snabelsberg oder der Hochwacht auf dem Albis, wo man eine deutliche Ansicht der schweizer Gebirge erhält. In der Stadt selbst ist wohl der schönste Punkt auf dem Walle, die Katze genannt; außerhalb der Stadt: der Schützenplatz, wo ein Denkmal Sal. Geßners steht, und das Silhlhölzchen. Uebrigens vergl. Memorabilia Tigurina, neue Chronik oder fortgesetzte Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich (1820).

Zürichersee, nach dem Genfersee der größte in der Schweiz, gehört theils zum Kanton Zürich, theils zu St. Gallen und Schwyz. Seine Länge von Südost nach Nord beträgt etwa 10 Stunden; seine Breite 1½; er liegt 1279 Fuß über dem Meere und ist an einigen Stellen über 100 Klafter tief. Eine lange, schmale Erdzunge theilt ihn in den kleinern Obersee (über den bei Rapperswyl eine 1850 Fuß lange hölzerne Brücke führt) und den viel größern Untersee. Die Spazierfahrten auf und an diesem See gehören zu den beliebtesten in der Schweiz, wegen der Schönheit und des reichen Anbaues seiner Ufer. Diese sind überaus reizend mit Weinbergen und vielen großen und gutgebauten Manufakturdörfern besetzt. Ueber den Weinbergen erheben sich nach und nach noch andere Berge, die immer höher ansteigen, und zuletzt erblickt man die Gletscher von Glarus, Schwyz und Bündten. Der See ernährt 28 verschiedene Fischarten, worunter vorzüglich Lachse, Forellen und Karpfen. Die Linth durchströmt ihn und tritt unter dem Namen Limmat bei Zürich wieder heraus. Auf der kleinen, aber überaus reizenden Insel Ulfnau, ½ Stunde von Rapperswyl, liegt Ulrich von Hutten (s. d.), ungewiß an welcher Stelle, begraben. Der züricher See ist sehr wichtig durch die Erleichterung des Transports aus Italien, theils über den Gotthardsberg, theils aus dem bündtner Lande.

Zurlo (Giuseppe, Graf), ein berühmter italienischer Staatsmann, war 1759 zu Neapel geboren. Alte Literatur und Philosophie beschäftigten ihn schon in einem frühen Alter, und er entwickelte schnell seine glücklichen Anlagen. Sein Freund Filangieri rieth ihm, sich dem Staatsdienste zu widmen. Man wollte ihn bei einer auswärtigen Gesandtschaft anstellen; allein edelmüthig schlug er dafür einen seiner Freunde vor, der diesen Posten zu erhalten wünschte. Als die Regierung sich bemühte, den unglücklichen Folgen des Erdbebens vom Jahr 1783 abzuhelfen, und Männer von anerkannten Verdiensten an die Spitze der verheerten Provinzen rief, war Zurlo dem Vikar des Königs als Rathgeber zugeordnet. Die großen Talente und schönen Eigenschaften, die er hier entwickelte, gründeten seinen Ruf. Von nun trat er in wichtige Richterstellen und wurde 1798 zum Finanzminister berufen. Aus zarter Rücksicht für einen Vorgänger lehnte Zurlo diese Ernennung ab, ohne jedoch seinen Rath zur Verbesserung des Finanzzustandes seinem Vaterlande zu entziehen. Als bald darauf der Hof nach Sicilien flüchten mußte, ließ der König ihn zur Verwaltung zurück. Seine Thätigkeit war von kurzer Dauer. Das Volk, das einen ungerechten Verdacht gegen ihn hegte, bemächtigte sich seiner Person und verwüstete sein Haus;

nur mit Mühe rettete er das Leben. Schon nach einigen Monaten wurde die königliche Regierung wieder eingesetzt, und der König ernannte Zurlo zum Finanzminister. Das Land war mit Papiergeld überschwemmt, der Credit vernichtet, und die Bedürfnisse ebenso groß als dringend. Zurlo stellte in kurzer Zeit die Finanzen wieder her, indem er dem Papiergelde hypothekarische Sicherheit gab. Die ihm dafür angebotene Belohnung lehnte er uneigennützig mit der Erklärung ab, daß er sich um so weniger durch das Unglück bereichern möchte, als er sich stets durch seine Armuth geehrt gefühlt habe. Sein Ministerium endigte im Jahr 1803. Zurlo lebte von den öffentlichen Geschäften entfernt, und lehnte jede Anstellung in Neapel ab, bis 1809 der neue Regent des Landes ihn zum Justizminister ernannte. Während der wenigen Monate, die er in diesem Posten blieb, richtete er alle Zweige der Gerechtigkeitspflege wieder ein und schrieb selbst eine Prozeßordnung und ein Strafgesetzbuch, welches die neue Criminalgesetzgebung dieses Landes bildete. Bald aber schien der Regierung das Justizministerium ein zu beschränkter Wirkungskreis für Zurlo, und sie übertrug ihm die innere Staatsverwaltung, welche nicht bloß wieder eingerichtet, sondern von neuem geschaffen werden mußte. Zurlo traf die zweckmäßigsten und wohlthätigsten Maßregeln für die Staatswirthschaft, Künste und Manufakturen, öffentlichen Unterricht, schöne Künste u. s. w. Außer andern Anstalten erhielt das Irrenhaus zu Aversa eine musterhafte Einrichtung. Seine rühmliche Thätigkeit endigte mit der Auflösung der damaligen Regierung. Von Madame Murat, der bisherigen Königin, aufgefordert, sie zu begleiten, war er edelmüthig genug, sich auch diesen Wünschen zu fügen. Er trennte sich von ihr in Triest, überstand zu Venedig eine schwere Krankheit, von der langsam genesend er sich mit gelehrten Bemerkungen zu einer Uebersetzung des Anakreon beschäftigte, die dort anonym erschien, verlebte dann 3 Jahre in der Zurückgezogenheit zu Rom, und erhielt 1818 Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland, wo er nach der Revolution im Juli 1820 das Ministerium des Innern erhielt, jedoch von Sectirern angefeindet, nach einigen Monaten wieder verlor. Er lebte seitdem in Neapel als Privatmann, und bei der Bildung des neuen Ministeriums im Juni 1822 sollte er die Verwaltung des Innern erhalten, was jedoch nicht geschehen ist. Er starb zu Neapel den 10. Nov. 1828. S. sein Leben in den Zeitgenossen H. XVI.

Zurückprallung, Zurückwerfung. Wenn ein bewegter Körper mit einem ruhenden oder zwei bewegte Körper zusammenstoßen und der eine oder beide eine andere Richtung in der Bewegung, als ihnen ursprünglich eigen war, annehmen, so nennt man dieß Zurückprallen. Die Zurückprallung geschieht nach dem Gesetze, daß der Körper unter dem Winkel, worin er auf sein Hinderniß stößt, auch wieder zurückgeprallt wird. Ein senkrecht anprallender Körper wird auch senkrecht, ein im spitzen Winkel anprallender wird auch in demselben Winkel zurückgeworfen 2c. Hiebei erleidet aber die Ebene der Richtung keine Veränderung, denn die Linie, welche der Körper beim Zurückprallen beschreibt, liegt immer in der Ebene, die er als Linie beim Anprallen durchschnitt, und fällt in den Perpendikel vom bewegten Punkte auf dem Gegenstande, auf den er stößt.

Zurückstrahlung, Reflexion des Lichts. Dasselbe Gesetz, was bei der Zurückprallung bewegter Körper gilt, gilt auch beim Lichte. Trifft das Licht ganz oder zum Theil undurchsichtige Flächen, so wird es in dem Winkel (Zurückwerfungswinkel) zurückgeworfen, in welchem (Einfallswinkel genannt) es die Fläche traf, ohne die Ebenen der Richtung zu verändern. Auf diesem Gesetze beruht die Katoptrik und die Erklärung der Erscheinungen bei den Spiegeln.

Zurzach, Marktflecken und Hauptort eines Distrikts von 27 Ortschaften, im helvetischen Kanton Aargau, am Rhein, mit 192 Häusern, 830 meistens kathol. Einwohnern, einer reformirten und einer katholischen Kirche, Kollegiatstift zur h. Veronika mit 10 Chorherren, und 2 Messen zu Pfingsten und Ende Augusts, die französische, italienische, deutsche und schweizer Kaufleute besuchen. Die Römer hatten hier bereits eine Niederlassung (Forum Tiberii).

Zusammenkunft, s. Aspecten.

Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen. Wenn ein Punkt von 2 Kräften zugleich getrieben wird, welche sich den Richtungen und Größen nach wie die beiden Seiten eines Parallelogramms verhalten, so widerfährt ihm ebenso viel als ob ihn nur Eine Kraft triebe, deren Richtung und Größe durch die Diagonale jenes Parallelogramms ausgedrückt wird. Die beiden ersten Kräfte heißen die Seitenkräfte, die daraus hervorgehende die mittlere Kraft, und die Richtung, in der sie thätig wird, die mittlere Richtung. Hat man sich von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt, so wird es schwer werden, das Ergebniß, auch unter Voraussetzung von mehr als 2 auf den Punkt wirkenden Kräften, zu finden; denn je 2 dieser Kräfte werden sich zuerst zu einer mittlern Kraft vereinigen, die so gebildeten mittlern Kräfte aber hiernächst wiederum als Seiten- oder äußere Kräfte betrachten lassen, deren letztes Ergebniß eine in einer einzigen Richtung thätige Kraft wird. So erhellt im Allgemeinen, daß aus dem Zusammenkommen mehrerer Kräfte oder Bewegungen, deren Richtungen Winkel mit einander einschließen, eine einzige Bewegung oder Kraft entstehen kann, die den bewegten Punkt nach einer zwischen jene fallenden Richtung fortführt, und dieß ist, was man unter Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen versteht. Die Anwendungen davon im bürgerlichen Leben sind zahllos. (Vergl. Zerlegung der Kräfte.)

Zütphen, die befestigte Hauptstadt eines Bezirks in der niederländischen Provinz Geldern, an der Mündung der Berkel, welche die Stadt in die Alt- und Neustadt theilt, in die Yssel, über die eine Brücke führt, mit einer Vorstadt, 1260 Häusern, 7550 Einwohnern, 6 Kirchen der Reformirten, Lutheraner, Katholiken, Wallonen und Mennoniten, einer latein. Schule, einer physikal. Gesellschaft, einigen Fabriken und Papiermühlen. In der Nähe ist das schöne k. Lustschloß Loo, unweit des fischreichen uddeler Sees.

Zuydersee (Südersee), ein Meerbusen der Nordsee, von den holländischen oder niederländischen Provinzen Holland, Overyssel und Friesland u. s. w. umgeben. Seine Fläche beträgt 57 QM. In einer frühern Periode scheint er ein See gewesen zu seyn, dessen nordwestliches Ufer von den Wellen verschlungen wurde. Die Lage der Inseln Texel, Vlieland und der Sandbänke an seinem Eingange, der dadurch für die Schifffahrt sehr unsicher wird, spricht noch jetzt dafür. Der Handel von Amsterdam beruht vornehmlich auf seiner Lage an der Zuydersee. Im Süden steht der Busen mit dem harlemer See (Meer) in Verbindung. Unter den sich hineinergießenden Flüssen ist die Yssel der größte. Die große Fläche macht bei Stürmen die Schifffahrt für kleine Fahrzeuge sehr gefährlich. Indessen zieht man den Weg über ihn vom südlichen Holland nach Friesland vor, um den Umweg längs der Küste zu ersparen. Das Y, der Pampus, sind Theile des Zuydersees, wovon das erstere ein Busen, zu welchem der letztere als Meerenge führt. Das Y macht die Verbindung mit dem harlemer Meer.

Zwangsrecht, d. i. die Befugniß zu zwingen. Mit jeder rechtlichen Befugniß (s. Recht), nach welcher der Berechtigte von dem Andern, dem rechtlich Verpflichteten, bald die Unterlassung derjenigen Handlungen, welche mit der allgemeinen gesetzlichen Freiheit unverträglich sind, bald die Leistung

einer rechtlich übernommenen oder gesetzlich auferlegten Verbindlichkeit fordern darf, ist nothwendig eine Befugniß zu zwingen verbunden, weil Zwang das Mittel ist, ohne welches die Geltendmachung jener Forderung gegen Denjenigen, welcher sich ihr widersetzt, unmöglich ist. Da nun das Recht nicht immer auf der Seite des Stärkern ist, und da ebenso wenig das Daseyn eines Rechts durch die jedesmalige Ueberzeugung des Einzelnen erwiesen werden mag, so folgt hieraus die Nothwendigkeit einer Veranstaltung, durch welche das jedesmalige Zusammentreffen des Rechts mit dem Uebergewichte der Gewalt, soviel möglich, gesichert wird. Diese Veranstaltung wird im Staate durch die richterliche Gewalt getroffen. (S. d. A. Gewalt und Richterliches Amt.) Jede Pflicht, welche einem Rechte entspricht, heißt Zwangspflicht, denn es kann kein Recht ohne die Befugniß zu zwingen gedacht werden; wohl aber gibt es Pflichten, deren Erfüllung zu fordern kein Anderer das Recht hat. Zwangspflichten sind entweder schon in der Vernunft durch die Natur der äußern Verhältnisse des Menschen an sich und der Gesellschaft überhaupt begründet (s. Naturrecht), oder durch ein positives Gesetz. Letzteres heißt daher Zwangsgesetz. Für beide Arten der Zwangspflichten hat der Staat die Gewähr übernommen. Weil aber dem Staate daran liegen muß, daß seine Gewalt, das Recht durch Zwang zu schützen, so selten als möglich aufgerufen werde, so hat er 1) in solchen Fällen, wo der Zwang, wann die Beleidigung oder die Verletzung des Rechts eines Bürgers schon geschehen ist, die That nicht ungeschehen machen kann, 2) in solchen, wo die Ordnung der Gesellschaft überhaupt durch die mit der Anwendung des Zwanges verbundenen politischen und sittlichen Nachtheile leiden würde, — außer dem Vertheidigungs- und Entschädigungszwange, — auch noch besondere Uebel dem Uebertreter eines Gesetzes oder dem absichtlichen Verletzer eines Rechts angedroht. Dieses gesetzlich angedrohete Uebel heißt Strafe; sie ist in dem ersten Falle allemal peinlich, in dem zweiten aber kann sie oft nur polizeimäßig verfügt werden. (S. Criminalrecht.) Zur Bestrafung aber ist der Einzelne gegen den Einzelnen so wenig befugt, als der Einzelne ohne Auftrag von Seiten der Gesellschaft, für diese, auch wenn er selbst ein Glied derselben ist, das natürliche Vertheidigungs-Zwangsrecht ausüben darf; denn kein Einzelner soll sich, wegen der ursprünglichen allgemeinen Gleichheit, eigenmächtig zum Handhaben des Rechts Aller oder des Gesetzes, gegen den Andern aufwerfen.

Zwanzig-Guldenfuß, s. Conventionsfuß.

Zweck heißt die von dem Handelnden vorhergedachte Wirkung oder der beabsichtigte Erfolg seiner Handlung; subjektiv, als Bestimmungsgrund zum Handeln, wird die vorgestellte Wirkung Absicht genannt. Der Zweck des Handelns ist daher zugleich die Bewegursache oder das Motiv des Handelnden. Ein Zweck wird erreicht, wenn der Gegenstand des Zweckbegriffs (d. i. die Vorstellung von der Wirkung), hervorgebracht wird. Inwiefern nun ein Zweck diejenige Ursache, welche ihn realisiren soll, zu dieser Wirkung bestimmt, insofern ist er selbst eine Ursache, und heißt dann Zweck- oder Endursache, die Ursache aber, welche den Zweck realisirt, indem das rechte Mittel dazu zweckmäßig gebraucht wird, heißt eine wirkende. Der Endzweck, ist zugleich der Hauptzweck, dem alle übrigen als Nebenzwecke untergeordnet sind. — Die Zweckmäßigkeit ist die Beschaffenheit eines Objekts, Gemüthszustandes, Handlung u. dgl., die dasselbe durch die Beziehung auf einen Willen bekommt. Ein Garten z. B. hat eine verschiedene Zweckmäßigkeit, und daher als Blumengarten, Küchengarten u. s. w. verschiedene Eigenschaften. 1) Zweckmäßigkeit freier Handlungen, praktische Zweckmäßigkeit ist Beziehung der freien Thätigkeit auf einen Zweck, d. i.

auf ein Gutes, das Objekt des Wollens ist; a) auf ein zufälliges, Zweck der menschlichen Kunst; b) auf ein nothwendiges, moralischer Zweck. 2) Zweckmäßigkeit der Natur ist Uebereinstimmung eines Naturprodukts mit einer Beschaffenheit der Dinge, die nur nach Zwecken möglich ist. Diese Zweckmäßigkeit läßt sich a) entweder so denken, daß man annimmt, die Natur habe selbst bei der Hervorbringung ihrer Produkte keinen Zweck gehabt, daß wir uns aber ihre Beschaffenheiten nur unter Voraussetzung eines Zwecks zu denken vermögen; also bloß formale Zweckmäßigkeit, entweder a) objektive intellektuelle, indem ihre Produkte mit einer nothwendigen Verstandesregel übereinstimmen, wie z. B. eine mathematische Figur, oder a) subjektive ästhetische, d. i. Angemessenheit eines Naturprodukts zu dem Gefühle der Lust oder Unlust, je nachdem er uns gefällt, oder nicht; b) oder die Natur habe bei ihren Werken einen realen objektiven Zweck gehabt, d. i. die Beschaffenheit jedes ihrer Werke sey als Mittel zu betrachten, wodurch die Natur eine bestimmte Absicht habe erreichen wollen, a) eine äußere, die Nutzbarkeit; b) eine innere, die Vollkommenheit, um gleichsam zu zeigen, was sie könne, ohne weitere Absicht, z. B. bei den außerordentlich prächtigen amboinischen Schmetterlingen und andern schönen Produkten der Natur — Zweckwidrig, 1) absolut, was weder als Zweck, noch als Mittel begehrt werden kann, die Sünde; 2) bedingt, welches zwar nicht als Zweck, aber doch als Mittel mit der Weisheit eines Willens bestehen kann, z. B. eine eine chirurgische Operation und so alle physische Uebel in der Welt, als Mittel, Kräfte zu wecken und Thätigkeit zu befördern.

Zwecke, Wissenschaft der, s. Teleologie.

Zweibrücken (franz. Deux-Ponts), Hauptstadt eines Landkommissariats in Rheinbaiern, liegt an der Erlbach in einer angenehmen Gegend, von Anhöhen und Gehölz umgeben. Sie besteht aus der Alt-, Neu- und Vorstadt; die beiden letztern haben heitere breite Straßen und meist schöne freundliche Häuser. Die Vorstadt ist von dem Herzog Christian IV. um die Mitte des 18. Jahrh. angelegt worden. Das vormalige große herzogliche Schloß, sonst eins der prachtvollsten Fürstenresidenzen Deutschlands, liegt jetzt in Ruinen, die 1818 zu einer kathol. Kirche umgebildet worden sind. Zu den ausgezeichnetsten öffentlichen Gebäuden gehören die Stadtkirche und die luth. Kirche. Das kleine Schloß, außerhalb der Stadt liegend, wird zum Behuf der Stuterei benutzt, welche zur Verbreitung und Verbesserung der Pferdezucht errichtet worden ist. Zweibrücken zählt im Ganzen an 7200 Einw., fast alle evangl. Glaubens, und ist der Sitz des Appellationsgerichts für den Rheinkreis, eines Bezirksgerichts, eines Forst- und Salzamtes; hat ein Gymnasium, ein Waisenhaus, starken Ackerbau, Viehzucht, Manufakturen in Tuch, Leder, Linnen und Taback 2c. In der Literaturgeschichte ist Zweibrücken nicht unbekannt. Es erschien hier ehemals eine gut geschriebene franz. Zeitung (Gazette de Deux-Ponts). Die hiesigen Buchdruckereien sind durch die schönen Ausgaben griechischer, römischer und französischen Klassiker berühmt. — Nicht weit davon bei Pirmasens, fiel 1793 eine Schlacht zu Gunsten der Preußen gegen die Franzosen vor. Das Landkommissariat Zweibrücken (54½ Q.M. mit 130.000 Einw. in 5 Städten, 5 Marktflecken und 208 Dörfern) dehnt sich längs der französischen Grenze hin, und begreift die Kantone Zweibrücken, Neuhornbach und Blieskastel. Es ist bergig und waldig; doch trifft man auch schöne Saatfelder an, auf welchen Weizen, Spelz, Roggen, Gerste, Haber, Rebs u. s. w. erzeugt wird. Die Pferde-, Horn- und Schafzucht ist bedeutend und der Kanton Neuhornbach hat auch eine beträchtliche Bienenzucht. Zweibrücken war sonst die Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstenthums, das auf 36 Q.M. 59.500

Einwohner hatte, ohne die unter französischer Hoheit stehenden Distrikte im Niederelsaß, die auf 9 QM. 26.000 Einwohner hatten; die Einkünfte betrugen 760.000 Gulden. Dieses Land kam nach dem Absterben der ehemaligen Grafen v. Zweibrücken 1390 an das Haus Pfalz, aus dem Karl Gustav stammte, der, als seine Verwandte, die Königin Christina von Schweden, 1654 die Regierung niederlegte, von den schwedischen Ständen zum König gewählt wurde. Nach dem Tode seines Enkels Carl XII. 1718 nahm der Pfalzgraf Gustav Samuel als nächster Agnat das Land in Besitz. Als mit ihm am 17. September 1731 die zweibrückische Linie erlosch, so verglichen sich Kurpfalz und der Pfalzgraf Christian III. von Birkenfeld am 23. Dezember 1733, daß das Haus Birkenfeld das Land erhielt, mit Ausnahme eines dem Kurfürsten abgetretenen zwischen Kreuznach und Alzei liegenden Amtes. Dem Pfalzgrafen Christian folgte 1735 sein Sohn Christian IV. und nach dessen Tode 1775 sein Neffe, des Pfalzgrafen Friedrich Sohn, Carl II. Dieser hatte 1795 zum Nachfolger seinen Bruder Maximilian Joseph, der 1799 nach dem Tode Carl Theodors, des letzten Kurfürsten von der sulzbachischen Linie, nach dem Rechte der Erbschaft die Regierung der sämmtlichen Kurpfalzbaierschen Staaten antrat. Im luneviller Frieden kam das Land 1802 an Frankreich, bei dem es bis 1814 den südwestlichen Theil des Departements Donnersberg bildete. Von dem Zweibrück-birkenfeldischen Hause ist noch eine Nebenlinie vorhanden, die von Christians III. Onkel, dem Pfalzgrafen Johann Carl abstammt, und vormals die gelnhausische, nun die birkenfeldische heißt. Den herzoglichen Titel führte der Pfalzgraf von Zweibrücken wegen des Herzogthums Baiern.

Zweideutigkeiten, Equivoquen (Redefigur), lassen sich zur allegorischen Diktion rechnen, aber diese Figur des Witzes kann höchstens nur beim niedrigen Scherzhaften statt finden. Sie können zur Lebendigkeit der Fantasie beitragen und als Spiel des Witzes den Verstand reizen; aber nur als Natur können sie gefallen, als Allusionen zeugen sie immer von verdorbner Natur, es ist ein Spott über unsere Thierheit und zugleich ein Vergnügen an derselben. Durch den beständigen Gebrauch solcher Anspielungen erhalten auch die Wörter selbst eine solche Zweideutigkeit, daß man sie fast nicht mehr gebrauchen darf, und dadurch wird die Sprache ganz unpoetisch. Keine ist hierin reicher als die Französische, aber auch an ihr bestätigt sich dieser Fluch. Die höhere Kunst ist fürs erste keusch, wie die Natur.

Zweifel ist ein Grund, der unsre Ueberzeugung wankend macht. Alle Zweifel sind entweder 1) objektiv, wenn sie aus der Sache selbst hergenommen sind; 2) subjektiv, wenn sie ihren Grund in der Eingeschränktheit unseres Verstandes haben. So ist's z. B. ein objektiver Zweifel, wenn sich Einige nicht vorstellen können, daß durch die Befruchtung einer einziger Blattlausmutter im Herbst eine ganze Generation von Enkeln und Urenkeln, bis ins 12. Glied, ohne weitere Befruchtung, erzeugt werde, weil dieses allen anderweiten Erfahrungegesetzen zuwider zu seyn scheint. Ein subjektiver Zweifel hingegen ist der, welcher gegen die Antipoden erhoben wird. Zweifel, die man den Behauptungen Anderer entgegen setzt, heißen Einwürfe, und Gründe, von denen man glaubt, daß sie objektive Zweifel seyn können, heißen Skrupel. — Zweifelhaft ist Das, wogegen viele objektive Einwürfe vorgebracht werden können. — Zweifeln. Vernünftig zweifeln heißt: bevor man Etwas für apodiktisch gewiß hält, alle möglichen objektiven Gründe dagegen aufsuchen und beseitigen. Der einzige Weg zur Gewißheit. — Zweifelsucht ist der Fehler des Verstandes, nach welchem er alle objektiven Gründe für subjektive hält. Ein zweifelsüchtiger Mensch zerstört seinen eignen Verstand, und verschließt sich jeden Weg zur Belehrung.

Eine solche Zweifelsucht entsteht bald aus Stolz, bald aus der Meinung, daß Nichts gewiß seyn könne, als was die Sinne geben, und steht entgegen der Leichtgläubigkeit und der Demonstrirsucht, oder dem Dogmatismus, der Alles, was ihm subjektiv wahr zu seyn scheint, objektiv glaubt beweisen zu können. (Vergl. Skeptizismus.) Zweifel in Sachen der Religion entsteht viel öfter aus Unwissenheit und Verworrenheit der Begriffe oder aus muthwilliger Empörung gegen die Autorität, die den Glauben empfiehlt, als aus echter Wahrheitsliebe. Baco von Verulam sagt: „oberflächliches Kosten in der Philosophie bringt vielleicht zum Atheismus, tieferes Eindringen führt zur Religion zurück.“ Wie der Zweifel am Höchsten: Gott, Unsterblichkeit und Freiheit, als das Ringen nach Ueberzeugung im Kampfe des Verstandes mit dem Glauben der Vernunft, ein Gegenstand der Poesie, und wie die Ueberzeugung von dem Höchsten, als das Heiligthum des Gemüths, der höhern Dichtkunst darstellbar sey, hat Tiedge in seiner Urania (6. Aufl., Halle 1819) gezeigt.

Zweikampf. Der Ursprung der Zweikämpfe verliert sich im grauen Alterthum; allein alle Beispiele, welche davon bei den ältern Schriftstellern angeführt werden, sind nur von der Art, daß zwei auserwählte oder durch das Loos bestimmte Kämpfer aus zwei feindlichen Kriegsheeren durch ihren unternommenen Zweikampf das Schicksal des Siegs entschieden. Die Horatier und Curiatier lieferten schon ein solches Beispiel. Ganz verschieden von diesen waren die Zweikämpfe der Deutschen, wo nämlich in zweifelhaften, streitigen Fällen die Richter verpflichtet waren, den streitenden Parteien einen gerichtlichen Zweikampf anzutragen, wobei man von der Idee ausging, daß Gott selbst durch den Sieg das Recht zu erkennen geben würde. Diese Zweikämpfe waren eine Art der Ordalien (vergl. d.). Zu Zeiten des Tacitus scheinen die Zweikämpfe noch nicht bestanden zu haben. Von den Franken ist es bestimmt, daß sie den Zweikampf erst nach der Eroberung Galliens von den Burgundiern angenommen haben. Da nach dem Charakter der Nation Tapferkeit mehr als jede andere Tugend galt, so mußte natürlich der Gedanke entstehen, daß nur der Tapfere auch immer das Recht auf seiner Seite haben mußte, und daraus entstand die so barbarische Sitte des allgemein gewordenen Zweikampfs, welcher bei dem gänzlichen Mangel einer ordentlichen Gerichtsverfassung und bestimmter Gesetze beinahe nothwendig geworden zu seyn schien. Bei allen jenen gerichtlichen Zweikämpfen waren gewisse Gesetze, Formen und Regeln festgesetzt. Die Richter trugen theils selbst den Zweikampf an, oder er wurde von den streitenden Parteien gefordert. Oft waren selbst die Zeugen in einem Rechtsstreite verbunden, die Wahrheit ihrer Aussagen durch einen Zweikampf zu bestätigen. Man hatte nun auch bestimmte Kampfrichter und Grieswärtel, welche die Waffen der Kämpfer prüfen, ihnen die Plätze anzeigen, auf Stille und Ordnung sehen mußten. Der Ueberwundene, oder welcher sich dem Sieger ergab, wurde für ehr- und rechtlos erklärt. Wenn er aber im Zweikampfe selbst fiel, so wurde er nicht ehrlos, und erhielt ein anständiges Begräbniß. Dem Sieger war es erlaubt, den Ueberwundenen, wenn er nicht um Leben und Schonung bat, nieder zu stoßen. Nicht nur Adelige, sondern alle Freigeborne hatten das Recht des Zweikampfes; denn kein freier Mann durfte mit Lebensstrafen belegt werden. Wer einen Zweikampf ausschlug, wurde dadurch schon für schuldig erkannt. Greise und Schwache konnten einem Andern den Kampf übertragen, statt ihrer. Die gerichtlichen Zweikämpfe dauerten lange Zeit, obgleich man das Barbarische derselben einsah. Die Kaiser errichteten selbst privilegirte Kampfgerichte, von welchen sich jenes zu Halle am längsten erhielt. Durch die Einführung der päpstlichen Gesetze

gegen das Jahr 1285 und durch eine bessere Gerichtsverfassung, wurden die gerichtlichen Zweikämpfe, sowie alle Ordalien, nach und nach eingeschränkt. Allein als der Geist des Ritterwesens sich mehr ausbreitete, wurden nur die außergerichtlichen Zweikämpfe gewöhnlicher; welche selbst vor gewähltem Schiedsrichter gehalten wurden. Auch diese verschwanden nach und nach und wandelten sich in die Duelle um, welche jetzt, leider! noch, trotz aller Verbote, nicht konnten abgeschafft werden. Man erwartet von der deutschen Bundesversammlung Vorschriften zur Verhütung des Zweikampfes. Amerika geht hierin mit dem zweckmäßigsten Beispiele voran. Es erklärte und behandelte jeden Zweikämpfer als Wahnsinnigen. Das Duellgesetz des Staats von Virginien, geht von dem Grundsatze aus: ein Mensch, der um Kleinigkeiten und oft sehr nichtswürdiger Dinge Willen, oder wegen Meinungsverschiedenheiten, welche die Staatsgesetze dulden und zu denen sie wohl berechtigen, sein Leben preis gibt, oder sich in den Fall setzt, seinem Mitbürger das Leben zu rauben, befinde sich im Zustande eines wirklichen und gefährlichen Wahnsinns. Deßwegen erklärt das Gesetz die Duellanten sowohl als ihre Zeugen und Sekundanten für wahnsinnig und unmündig; sie werden daher der Staatsämter und Stellen, die sie bekleiden mögen, entsetzt, für unfähig erklärt, andere zu übernehmen, und es müssen ihnen zwei Vormünder gegeben werden, die ihr Vermögen verwalten, die bestimmen, was ihnen anvertraut werden kann, und ohne deren Zustimmung sie keine Verträge schließen oder Verpflichtungen eingehen können. Seitdem weiß man von keinem Duell in Virginien mehr. Auch in der Provinz Newyork kann Der, welcher im Zweikampf einen Andern getödtet hat, niemals zu irgend einem Civil- oder Militäramte erwählt werden, noch dasselbe ferner bekleiden, wenn er dasselbe schon besitzen sollte. Der Ueberbringer einer Ausforderung ist gleicher Strafe unterworfen. Ueber die gerichtlichen Zweikämpfe. Vergleiche man unter andern Mejer's Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland (Jena 1795). Gegen das Duell, namentlich unter Offizieren, erließ der König von Preußen 1828 eine merkwürdige Cabinetsordre. Auf den deutschen Universitäten kam das Duellwesen erst im dreißigjährigen Kriege auf. Desselben ward damals in den erneuten Statuten der erfurter Universität gedacht. Vgl. D. H. Stephani's Schrift: Wie die Duelle auf unsern Universitäten leicht abgeschafft werden könnten &c. (Leipzig 1828), und D. H. E. G. Paulus: Wider die Duellvereine auf Universitäten und für Wiederherstellung der akademischen Freiheit (a. d. Sophronizon) (Heidelberg 1828).

Zweischattige heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord-, bald südwärts fällt.

Zweistimmig ist der musikalische Satz (s. d.), wenn die Harmonie eines Tonstücks aus 2 Stimmen wesentlich besteht. Dieß ist der Fall bei dem einfachen Duett für 2 Instrumente oder Singstimmen; dann aber auch in den vollständigen Musikstücken, aus welchen 2 Partien sich concertirend hervorheben. — Der zweistimmige Satz hat seine besondern Schwierigkeiten, wenn er rein und wohlklingend seyn soll, und kann nur von Demjenigen bearbeitet werden, der schon den vollstimmigen Satz versteht, weil hier die wesentlichste Intervalle immer anzuwenden ist, und der Componist nicht alle Töne des Accords immer gebrauchen kann.

Zwerge nennt man solche Menschen, welche weit unter der gewöhnlichen Menschengröße bleiben; Zwerge sind daher nur eine Spielart und keine besondere Gattung. Naturgemäß und allgemein ist die Zwerggestalt an dem Nordpole; doch überragen die Eskimaux und Samojeden noch weit die

abelgeschöpfe der Alten, die Pygmäen, und die Quimos, welche Commer-
on gesehen haben will. Zwerge trifft man unter uns nur hier und dort, und
ann sind sie meist verkrüppelte Wesen, die auch die Natur in geistigen An-
agen stiefmütterlich behandelt hat. Manchmal ist der Zwerg nicht ohne An-
age, besonders zeigen manche einen scharfen beißenden Witz; doch hat noch
einer ausgezeichnete Talente bewiesen, man müßte denn Pope auch zu den
werger rechnen wollen. Sie bleiben gewöhnlich ihr Lebelang Kinder, mit
enen sie auch eine hervorstechende Eigenliebe und ein Großthun mit ihrer
leinen Figur gemein haben. Ehemals hielt man sie häufig an Fürstenhö-
en zur Belustigung; sowie man im Serail zu Konstantinopel noch eine Menge
rnährt, wo der Zwerg desto mehr geschätzt wird, je weniger er ein volle
tändiger Mensch ist; die Tauben, Stummen und Verschnittenen sind dort
ine gesuchte Waare. Bekannt ist der Einfall Peter des Großen, welcher
lle Zwerge seines Reiches an seinem Hofe versammelte und die lächerliche
Zwergen-Hochzeit hielt. In der skandinavischen Religion spielen die Zwerge
nd Gnomen eine große Rolle; auch haben wir einen Roman von Walter
Scott, der schwarze Zwerg, der eben nicht zu seinen besten gehört.

In der **Naturgeschichte** nennt man Zwerg einen Organismus, der
ie gewöhnliche Höhe seiner Species nicht erreicht hat, ohne doch verkrüppelt
u seyn, z. B. in der Botanik ein Gewächs, das in seiner Art niedriger ist
ls andre, wie Pflanzen auf hohen Bergen, z. B. das Knieholz auf den
Sudeten. In der Gärtnerei heißt **Zwergbaum** ein Baum, der durch
Pfropfen und besondere Wartung so gezogen ist, daß er keinen Stamm in
n die Höhe treibt, sondern bald über der Wurzel sich in Zweige ausbreitet,
nd nichtsdestoweniger viele und gute Früchte trägt.

Zwickau, Stadt und Sitz eines Amts, das mit Werdau 38.000 Ein-
vohner in 3 Städten, 1 Marktflecken, 129 Dörfern und Dorfantheilen hat,
n einem der romantischen Thäler des sächsischen Erzgebirges, an der Mulde,
12 Meilen von Dresden, mit Vorstädten, 850 Häusern, 5000 Einwohnern,
inem Schloß (Osterstein), das seit 1775 zu einem Zucht- und Arbeitshaus
ingerichtet ist, in dem Baum- und Schafwolle gesponnen und kardätscht
nd allerlei Zeuche verfertigt werden; 4 Kirchen, (worunter die Katharinen-
irche mit altdeutschen trefflichen Gemälden, z. B. L. Kranachs Segnung
er Kinder und mehrere von Wohlgemuth), ein Hospital, ein Lyceum mit
Bibliothek von 16.000 Bänden und Naturaliensammlung rc.; (das aus
iner 1409 gegründeten Stadtschule entstanden ist, die unabhängig von der
n der Mitte des 13ten Jahrhunderts bei dem ehemaligen Franciskanerklo-
ter errichtet worden war); einige Kasimir-, Tuch-, Baumwoll-, Kattun-,
Farbe-, Siegellack-, Carminfabriken; Nagelschmieden, Krempelsetzer, Roth-
gerberei, Buchhandel, Buchdruckereien, Brauerei, Papier- und andere
Mühlen, Hopfen- und Tabaksbau, Sandstein-, Schiefer-, Wecksteinbrüchen,
Steinkohlengruben, bei Planitz, Borewa und Oberhohendorf, in denen seit
1641 ein unterirdisches Feuer brennt, das 1641, als die Kaiserlichen und
Sachsen Zwickau belagerten, vorsetzlich hineingeworfen worden seyn soll.
Beträchtlicher Handel mit Getreide, Steinkohlen rc. Die Stadt war im
Mittelalter eine Reichsstadt.

Zwietracht, s. **Eris**.

Zwillinge sind Doppeltgeburten, d. h. wo zwei Kinder durch einen
Geburtsakt der Mutter zur Welt befördert werden. Sie sind selten, etwa
auf 80 Geburten eine Zwillingsgeburt. Ob sie das Produkt eines oder zweier
Zeugungsakte sind, ist zweifelhaft; doch ist das Erstere wahrscheinlich. Häu-
fig sind die Zwillinge schwach und können nur mit Mühe aufgebracht werden,
auch sterben sie häufiger. Gewöhnlich sind sie von einerlei Geschlecht, und

gleichen sich auch oft auffallend, sowohl am Körper wie an Gesinnungen; manchmal sind sie auch an beiden sehr verschieden. Zwillinge nennt auch das Sternbild im Thierkreis, wohin die Alten den Castor und Pollux (s. d. Art.) versetzten. Es heißt auch Dioscuren.

Zwingli (Ulrich), einer der Heroide des Protestantismus, war der Sohn eines Amtmanns zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg und 1484 geboren. Seine erste Bildung empfing er von einem Oheim, der ein Landpfarrer war. Dann kam er nach Basel und von da nach Bern in die Schule. An beiden Orten legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Wissenschaften und die Musik. Er sollte ein Ordensgeistlicher werden, aber ein unbekannter Umstand verhinderte ihn daran. Zwingli ging daher nach Wien auf die Universität, wo er mit großem Fleiße dem Studium der Philosophie sich ergab. Nach seiner Rückkunft aus Wien ward er Schullehrer zu Basel, wo er auch von Wyttenbach in die theol. Wissenschaft eingeweiht wurde. 1506 wurde Zwingli Pfarrer in Glarus und legte sich auf das Forschen in der heil. Schrift. Die Briefe des Apostels Paulus schrieb er in der Grundsprache ab und lernte sie auswendig, was ihm nachher bei seinem Disputiren trefflich zu Statten kam. Seine Predigten waren voll Herzlichkeit, und seine gefälligen Sitten, seine Liebe zur Geselligkeit und sein musikalisches Talent machten ihn überall, auch in der Gesellschaft beliebt. In den J. 1512—15 wohnte Zwingli den Feldzügen der Glarner für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei als Feldprediger bei, und befand sich mit in den Schlachten bei Novara und Marignano. Der Papst bewilligte ihm bis 1517 für treu geleistete Dienste einen Jahrgehalt von 50 Gulden. 1516 ward er Pfarrer bei U. L. Frauenstift in Einsiedeln, welches durch viele Wallfahrten berühmt ist. Sein neuerungssüchtiger Geist zeigte sich schon damals; denn er predigte freimüthig wider die Wallfahrten und die Verehrung der Heiligen und forderte auch außerdem die Bischöfe zu Sitten und Konstanz auf zur Abstellung der Mißbräuche und Reinigung der Lehre in der Kirche. Doch war er damals noch so wenig verdächtig, daß ihm der päpstliche Legat Anton Pulci 1518 das Diplom als Akoluthen-Kaplan des heil. Stuhls gab. Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich für Zwingli 1518, als er zum Pfarrer nach Zürich berufen ward. Hier fand er ein freiheitsliebendes, neuerungssüchtiges Völkchen, und ein Magistrat, der ihm auf halben Wegen entgegen kam. Er führte eine neue Art zu predigen ein, indem er in zusammenhängenden Homilien seinen Zuhörern das ganze neue Test. bekannt machte und erklärte. Schon als er noch in Einsiedeln predigte, hatte sich Zwingli, geärgert durch das Gaukelspiel des Ablaßpredigers Samson, der die Stimmen der im Augenblick des Geldopfers aus dem Fegefeuer auffliegenden Seelen nachmachte, heftig gegen die herrschenden Mißbräuche in Betreff des Ablaßes erklärt. In Zürich erlangte er so viel, daß Samson nicht in die Stadt gelassen wurde. Sogar der Bischof von Konstanz, den Samsons mönchischer Dünkel sehr beleidigt hatte, unterstützte Zwingli in seinem Angriffe auf Jenen. Von nun an ging Zwingli mit dem einstimmigsten Beifall der Züricher und eines großen Theils der übrigen Schweizer immer weiter; denn die Obrigkeit in Zürich unterstützte seine Neuerungen dergestalt, daß sie schon 1520 ein Befehl durch ihr Gebiet ergehen ließ, vermöge dessen das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gelehrt werden sollte. 1522 wurde daselbst die Reformation auch in äußerlichen Sachen vorgenommen. In eben diesem Jahre schrieb Zwingli sein erstes Buch gegen die Fasten der kathol. Kirche. Um aber Andern immer nützlicher zu werden, bildete er sich selber durch fortgesetztes Studium der Bibel und der Klassiker, ja er lernte von dem bekannten Andreas Karlstadt in seinem 40. Jahre noch He-

bräisch, um das alte Testament in der Ursprache lesen zu können. Seine Tagesstunden waren auf das regelmäßigste eingetheilt, und er entzog dem Schlafe manche Stunde, um sie für das Studiren zu gewinnen. Da er in seinen Predigten und Schriften allmählig immer mehr Lehren der herrschenden Kirche angriff, so blieben die Verketzerungen nicht aus. Der Papst Hadrian beschloß endlich, ein Religionsgespräch zur Ausgleichung der neuen Ketzereien halten zu lassen. In dieser Absicht erschienen am 29. Juni 1523 gegen 200 vornehme Personen auf dem Rathhause zu Zürich, und hier war es, wo Zwingli zuerst seine neue Lehre in 67 Artikeln öffentlich vorlegte und vertheidigte. Bei einer zweiten Disputation waren sogar 900 Personen zugegen, als Zwingli die Verwerfung des Bilderdienstes und der Messe mit solchem Erfolge vertheidigte, daß der Rath ihm und seinen Amtsgenossen anbefahl, einen Unterricht für die Prediger des züricher Gebiets zu entwerfen, damit diese einen richtigen Begriff von den neuen Lehren erhielten. Die Messe wurde hierauf 1524 abgeschafft. Den Grundriß seiner Kirchenverbesserung trug er in einer besondern Schrift unter dem Titel: Ueberlegung und Grund der Schlußreden oder Artikel, 1523, 4., vor. Nach den Beispielen vieler anderer Prediger heirathete er 1544 die schon 43jährige Anna Reinhard, Witwe des Junkers Meyer von Knonow, gab 1525 sein Glaubensbekenntniß von der wahren und falschen Religion heraus, und fuhr fort, mit beharrlichem Muthe gegen die kathol. Hierarchie zu kämpfen. Besonders thätig bewies er sich bei Abschaffung der Bettelmönche, zog die Ehesachen vor die weltlichen Gerichte und ordnete eine bessere Verwaltung der Kirchengüter an. Indeß machten ihm 1525 die Wiedertäufer viel zu schaffen. Einige von denselben brachte er zwar durch Ueberredung auf seine Seite, Andere aber wurden, jedoch ohne Strenge, bestraft. Wie Luther nahm er die Bibel als einzige Erkenntnißquelle in Sachen der Religion an, verwarf alle menschliche Zusätze, und versuchte, die ursprüngliche Einfachheit der ersten Kirche wieder herzustellen. Mit Luther gerieth er indeß über die Einsetzungsworte des Abendmahls, sowie über einige liturgische Gegenstände in Streit, welchen die Disputationen und Religionsgespräche zu Bern und Marburg nicht beseitigen konnten (1529). Dennoch kam zu Marburg ein Vergleich zu Stande, in dessen 13 ersten Artikeln man vollkommen übereinstimmend die vornehmsten Glaubenslehren bestimmte, und im 14. festsetzte, daß, wenn man gleich nicht übereinstimme, ob im Abendmahl der wahre Leib und das Blut Christi gegenwärtig sey, man sich doch mit christlicher Liebe begegnen wolle. Luther und Melanchthon, Zwingli und Oekolampadius waren persönlich bei dieser Zusammenkunft gewesen. Da aber 1531 zwischen Zürich und den katholischen Kantons Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug Fehde ausbrach, führte Zwingli auf Befehl des züricher Raths das Banner des Kantons, dessen Träger jederzeit ein Geistlicher war. Bei Kappel kam es am 11. Oktober zur Schlacht. In dem zürichischen Heere war weder Gehorsam noch Befehl, das Gefecht war mehr ein Tumult, Anführer und Gemeine flohen. Zwingli blieb bewaffnet unter der Zahl der Wenigen, die einigen Stand hielten. Unter den Bitten an die Fliehenden verwundet, fiel er aus Entkräftung nieder. Ein unterwaldischer Hauptmann, Namens Juckingen, ereilte ihn, und gab ihm den Todesstoß in den Hals, da er mit gefalteten Händen und nach dem Himmel gerichteten Augen, durch das Winken des Hauptes sich weigerte, die heilige Jungfrau anzurufen. Als die Sieger seinen Körper entdeckten, ließen sie ihn viertheilen und verbrennen. Das angefangene Werk setzte Calvin fort. Seine Werke erschienen zu Zürich 1545 und 1581, zu Basel 1593 in 4 Bdn. Fol., im Auszuge von Usteri und Vögelin, Zürich 1819 ff. Seinen schriftlichen Nachlaß haben Pfarrer Schüler und Prof. Schultes (Zürich 1828) herausgegeben.

Zwirn ist jedes, aus mehrern einfachen Fäden fest zusammengedrehte (gezwirnte) Gespinnst aus Flachs, es sey gebleicht oder ungebleicht. Dieses Zwirnen geschieht auf der Spindel, auf dem Spinnrade oder auf den Spinnmaschinen. Mecheln, Ryssel und Antwerpen liefern den feinsten Zwirn. — Zwirn kannten die meisten Menschen lange Zeit nicht, und sie waren gezwungen, ihn durch andere Mittel zu ersetzen. Die Kleider der grönländischen Völker sind mit Därmen von Seehunden oder andern Thieren zusammengenähet, die sie mit Geschicklichkeit sehr dünne schneiden, nachdem sie sie an der Luft getrocknet haben. Die Eskimaux, die Samojeden, die Wilden von Amerika und Afrika, bedienen sich zu gleichem Gebrauch der Sehnen der Thiere. Dergleichen müssen die Völker des Alterthums ebenfalls gebraucht haben. — Was die Instrumente zum Nähen der Kleider anbetrifft, so vertraten spitzige Knochen, Gräten und Dornen anfangs die Stelle der Ahlen, Nähe- und Stecknadeln. Die alten Einwohner von Peru, die man in vieler Hinsicht für ein aufgeklärtes, und in guter Verfassung stehendes Volk, betrachten kann, kannten weder Nähnadeln noch Stecknadeln. Sie bedienten sich langer Dornen, ihre Kleider zu nähen und anzuheften. Mehrere Völker mögen dieß noch bis jetzt thun.

Zwischenakt nennt man im Allgemeinen überhaupt bei den theatralischen Vorstellungen diejenige Zeit, welche entweder zwischen zwei verschiedenen Stücken, oder den Abtheilungen eines Stückes gleichsam als Ruhepunkt statt findet, und welche gewöhnlich durch die Niederlassung der Vordergardine bezeichnet wird. Der oft nothwendige Zweck dieser Zwischenakte ist nicht allein, um den Schauspielern eine Erholung zu verschaffen, sondern er ist auch oft nothwendig, um dem Zuschauer Zeit zu lassen, das Vorhergegangene summarisch zu überdenken und zu ordnen. Ja oft ist der Zwischenakt auch darum ästhetisch nothwendig, weil zwischen dem Schluß des vorigen und dem Anfange des folgenden Akts entweder die Entfernung des Orts, oder der Zeit der Begebenheiten zu groß, und also zu auffallend und der Täuschung schädlich seyn würde, wenn der Verlauf des Stücks ohne Zwischenakte fortgesetzt würde; auch werden die Musikstücke Entreakts genannt, welche in diesen Ruhepunkten von dem Orchester gespielt werden. In den neuern Zeiten hat man angefangen, einzusehen, wie vortheilhaft es sey, wenn solche musikalische Entreakts charakteristisch mit dem Inhalt der Handlung seyen, damit auch in diesen Zwischenakten die Empfindung oder Stimmung des Publikums entsprechend jener erhalten werde, welche man durch die Vorstellung selbst beabsichtigt. Nichtsdestoweniger ist der Mißbrauch noch an vielen Theatern herrschend, daß darauf sehr selten Rücksicht genommen wird. Auf der andern Seite haben große Tonsetzer sich das Verdienst erworben, selbst besondere Entreakts für gewisse bestimmte große Stücke, z. B. Wilhelm Tell, Jungfrau von Orleans u. s. w. zu setzen.

Zwischenhandel ist derjenige Handel, in welchem ein Land die Erzeugnisse eines andern an ein drittes Land absetzt. Er beschäftigt sich daher bloß mit dem Umtausche ausländischer Erzeugnisse gegen einander, ohne den Producenten des eigenen Landes Absatz, oder den Consumenten desselben Zufuhr zu verschaffen. S. Rau's Volkswirthschaftslehre, §. 432 fg. Gegen den Zwischenhandel der Holländer war Cromwell's Navigationsakte (s. d.) gerichtet.

Zwischenmittel sind in der Chemie im Allgemeinen solche Substanzen, welche eine sonst nicht statt findende Verwandtschaft vermitteln, Oel z. B. läßt sich unmittelbar nicht im Wasser auflösen. Hat man aber das Oel, durch Verbindung mit einem Laugensalze, zu Seife gemacht, so erfolgt die Auflösung, und das Laugensalz ist das Zwischenmittel der Verbindung geworden.

Zwischenräume der Körper, s. Poren.

Zwischenspiel (Interludium) nennt man bei dem Choralspiel auf der Orgel diejenigen kurzen Sätze oder Accordfolgen, wodurch man von einer Verszeile des Chorals, auf welche ein Ruhepunkt der singenden Gemeinde fällt, zu dem Tone und Accorde, mit welchem die folgende beginnt, überleitet; — auch dehnt man diesen Ausdruck auf den Satz oder die Accordfolge aus, durch welche man 2 Strophen des Liedes verbindet. Letzteres ist unwesentlich, ersteres aber, um Lücken zwischen den Absätzen der Melodie zu vermeiden, zweckmäßig; nur dürfen sie keine bloßen Verzierungen oder dem Charakter des Chorals widersprechende Figuren enthalten. Hieran aber erkennt man den wahren Organisten.

Zwist ist Trennung der Einigkeit, besonders in Ansehung objektiver Gegenstände, nicht subjektiver Vorstellungen, darüber man streiten kann, ohne in Zwist zu gerathen. Zwei Leute leben in Zwist mit einander, wenn sie sich über das Mein und Dein nicht vertragen können. Ein in Affekt sich äußernder Zwist ist Hader. Das Mein und Dein ist etwas Objektives. Dahingegen der Katholik und Protestant, der Verschiedenheit ihrer subjektiven Meinungen ungeachtet, sehr gute Freunde seyn können.

Zwitter (Hermaphroditen). Die Natur hat allerdings vollkommene Zwitter in den niedern Thierklassen, als bei den Schnecken, hervorgebracht; aber nicht wahrscheinlich ist, daß vollständige Zwitter, d. h. welche die Geschlechtstheile des Mannes und des Weibes vollständig besaßen, je in den höhern Thierklassen und bei den Menschen vorgekommen sind; unvollkommene sind nicht so ungemein selten. Die Alten stellten in dem Hermaphroditos (s. d. Art.) einen vollkommenen Zwitter dar; wahrscheinlich war dieser Phantasieerzeugniß des Künstlers und keine Naturprodukt, wofür ihn spätere Aerzte und Naturforscher hielten, die sogar Gleiche beobachtet haben wollen. Die meisten Kenntnisse zeigten über diese Fabelgeschöpfe, die jüdischen Gesetzgeber; sie unterschieden 4 Arten, als: Zwitter mit vorherrschenden männlichen, Zwitter mit vorherrschenden weiblichen, Zwitter mit gleich abgewogenen Zeugungstheilen beider Geschlechter und solche endlich, bei denen keine von beiden vorherrschend sind. Vollkommene menschliche Zwitter, bei denen die Zeugungstheile beider Geschlechter vollständig ausgebildet waren, hat noch nirgends die Anatomie nachgewiesen.

Zwittermünzen sind diejenigen, die 2 nicht zusammengehörige Gepräge in sich vereinigten. Zuweilen hat man aus Sparsamkeit zu einer Münze den Stempel der einen Seite neu verfertigt, und die andre Seite mit einem alten Stempel geprägt, sodaß Avers und Revers verschiedene Jahrzahlen haben, und auch wohl von verschiedenen Münzherren sind; dieß geschah z. B., wenn der Stempel der einen Seite Risse bekam, und man in der Eil nicht sogleich einen andern neuen Stempel haben konnte. Oft haben auch wohl die Münzer sich vergriffen, und alte Stempel mit neuen verwechselt. Auch entstehen dergleichen im Kriege bei Landesbesetzungen, z. B. 1761 in Preußen ganze und halbe Gulden und Schustaks, die im Avers das Bild der Kaiserin Elisabeth, im Revers den preuß. Adler führen.

Zwölffingerdarm (Duodenum), das Stück des Darmkanals, welches unmittelbar nach dem Magen folgt, und bei dem erwachsenen Menschen ungefähr 12 Finger breit lang ist. Der Uebergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm heißt der Pförtner; dieses Stück des Darmkanals geht wieder in den Theil des dünnen Darms über, welcher Leerdarm heißt.

Zwölftafelgesetze. Die älteste abendländische Gesetzgebung und die erste Grundlage des röm. geschriebenen Rechts. Schon im J. 454 v. Chr. wurde von dem Tribunen Terentius Arsa vorgeschlagen, durch eine geschriebene Gesetzgebung der Willkür der Consuln zu steuern, und den von

den Patriziern bisher verheimlichten Rechtsgrundsätzen Publizität zu geben. Dieser Vorschlag ward aufs heftigste bestritten. Selbst empörende Gewaltthaten auf dem Forum, selbst Meuchelmord erlaubten sich die Patrizier. Dagegen vermaßen sich die Tribunen, die Consuln vor ihr Gericht zu rufen. Mehrere Jahre dauerte die Gährung. Zu den innern Stürmen gesellten sich, wie gewöhnlich, äußere Kriege. Zweimal wurde der Staat von der äußersten Gefahr durch Quinctius Cincinnatus (s. d.) gerettet. Endlich siegte Terentius. Der Senat willigte in das schriftliche Gesetz. Zu diesem Behufe soll eine Gesandtschaft (Sp. Posthumius Albus, Serv. Sulpicus, A. Manlius) nach Griechenland geschickt worden seyn, um die dortigen Gesetze sich bekannt zu machen. Man hat diese Gesandtschaft bezweifelt; selbst Gibbon hält für unwahrscheinlich, daß stolze Patrizier eine demokratische Gesetzgebung zum Muster der ihrigen würden gewählt haben. Aber die demokratische Partei hatte hier gesiegt. Auch handelte es sich hier nur um bürgerliche nicht um politische Gesetze. Inzwischen dient das Schweigen der griechischen Geschichtschreiber der Ansicht Derjenigen allerdings zur Stütze, welche die Gesandtschaft nur nach Großgriechenland abgehen lassen. Indeß hat jüngst Dr. X. C. F. Lelièvre in seiner von der philosophischen Fakultät zu Löwen gekrönten Preisschrift: Commentatio antiquaria de Legum XII tabularum patria (1827) die alte von Livius, Dionys von Halikarnaß u. A. erwähnte Sage, als wenn die Decemvirn das Zwölftafelgesetz von den Griechen entlehnt hätten, gründlich widerlegt. Die Sammlung und Redaktion der Gesetze ward einer Kommission von zehn Männern, den Decemvirn (s. d.), übertragen, welche mit Suspendirung aller übrigen Magistrate und der lex Valeria de provocatione, also mit diktatorischer Gewalt, bis zur Vollendung dieses Geschäfts regieren sollten. Sie waren Patrizier, an ihrer Spitze App. Claudius. Während einer 2jähr. anfangs kraftvollen und beliebten Verwaltung brachten die Dec. die berühmten Gesetze der 12 Tafeln (im ersten Jahre 10, im zweiten 2) unter dem Beistande des aus Ephesus vertriebenen Hermodorus zu Stande. Nachdem dieselben von den Centurien gebilliget waren, wurden sie auf Metall gegraben und auf dem Forum aufgestellt. Viele Verfügungen darin waren aus altem Herkommen entnommen; das Ganze charakterisirt eine rohe Zeit. Die noch vorhandenen Bruchstücke derselben hat Bach in seiner Hist. jurisprud. Rom. (Ed. Stockmann.) gesammelt und erläutert. Den besten Commentar über die Zwölftafelgesetze hat Bouchaud (Paris 1787, 4.) herausgegeben. S. Wachler's Lehrbuch der Geschichte, und H. E. Dirksen's Uebersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der Zwölftafelfragmente (Leipzig 1824).

Zwoll, Swoll, die feste Hauptstadt der niederländischen Provinz Overyssel und eines Distrikts an der für große beladene Schiffe fahrbaren Aa, die hier den Namen Zwartewater annimmt, an einem in die ½ Stunde entfernte Yssel führenden Kanal, sowie an dem 1819 eröffneten Kanal Willemspaart, der das Zwartewater mit der Yssel verbindet. Sie war ehemals eine deutsche freie Reichsstadt und Mitglied des Hansabundes. Sie ist schön gebaut, wird von Kanälen durchschnitten. Sie ist durch einen mit Alleen bepflanzten Wall, 11 große Bollwerke, 3 Schanzen und starke Außenwerke befestigt, hat 3 Vorstädte, zu denen 3 Thore führen, 12.800 Einw., 8 Kirchen, worunter die St. Michaeliskirche und St. Maria, ein Gymnasium, ein Zucht- und Besserungshaus, ein Handelsgericht, eine Zuckersiederei und ansehnlichen Handel. Auf dem benachbarten Agnesenberge mit hübschen Gärten und Spaziergängen stand vor Alters ein Augustinerkloster, in dem Thomas a Kempis 71 Jahre bis zu seinem Tode 1471 lebte.

Anhang.

Griechen (Kampf der Neu-) gegen die Osmanen seit 1824 — 29; dann Geschichte des jungen Staates bis zum Mai 1830. — Seit 1821 wußte Europa, daß die Griechen als Volk noch vorhanden waren; indem es aber dieß aus dem Naturkampfe der Verzweiflung erfuhr, glaubte es, von Tag zu Tag den letzten Funken des hellenischen Lebens verlöschen zu sehen. Jeder neue Feldzug, den die Barbaren aus Asiens Steppenwüste — Fremdlinge, welche der Völkersturm aus Hochasien gleich einem Heuschreckenheere auf die schönen Fluren griechisch-christlicher Bildung geworfen hat — gegen die Urbewohner des alten Landes unternahmen, sollte, dieß glaubten oder hofften Manche, der letzte seyn, der die Vertilgung der Unglücklichen vollendete. Darum stieß Europa die Arme des um Hülfe Flehenden Jahrelang zurück. Aber immer rang er sich wieder empor und vertheidigte mit blutenden Händen die Gräber seiner Väter. Gleichwohl erkannte Europa in dem Dränger jenes Volks nichts weniger als eine auf festen Grundlagen ruhende Staatsmacht; vielmehr erwartete es von Tag zu Tag das Zusammensinken dieser hohlen Masse von Serailsklaven- und Janitscharenpöbel. Bisher hatte jedoch den türk. morschen Staat die eifersüchtige Staatskunst naher und entfernter Mächte gestützt, darum verlängerte sich vor unsern Augen der ebenso sonderbare als schreckliche Kampf zwischen einem Staate und einem Volke, die beide, jener als Staat, dieses als Volk, dem Untergange gleich nahe standen. Die hohe Pforte schien so wenig im Stande, das Griechenvolk zu bezwingen, daß sie den kühnsten, den mächtigsten und den schlausten ihrer Satrapen aus Afrika herbeirief, damit er den letzten Griechen erwürge, ihre Frauen und Kinder als Sklaven an den Nil schleppte, und Afrikaner auf Hellas klassischen Boden schleuderte. Solche Schande hatte Europa noch nicht erlebt. Ja es boten selbst einzelne Franzosen die Hand dazu, Morea zu unterjochen und Europäer als Sklaven nach Afrika zu liefern! Wäre es mit Hülfe dieser Renegaten dem mächtigen Vizekönig von Aegypten gelungen, was im Mittelalter so vielen kühnen Dynastenstiftern in Asien und Afrika gelang, das ägäische Meer und den Peloponnes nebst Kreta mit dem Nillande zu einem Staate zusammenzuketten, so würde diese ägyptische Dynastie, ähnlich den alten Fatimiden, allein im Stand gewesen seyn, zumal wenn sie alle talentvolle Abenteurer aus Europa an sich gezogen hätte, das Mittelmeer zu beherrschen, die Dardanellen zu verschließen, dem Levantehandel Gesetze vorzuschreiben und Italien zu überziehen. Dann würde Griechenland — diese ehrwürdige Ruine des klassischen Alterthums — für immer vernichtet, die Pforte aber — der sogenannte Schlußstein des europäischen Staatengewölbes — nur noch der Schatten der letzten Khalifen von Bagdad gewesen seyn, Europa aber hätte in die Berechnungen seiner Staatskunst eine neue See-, Kriegs- und Handelsmacht aufgenommen, die wiederaufgelebte Macht eines Sesostriden — Barbaresken in Griechenland! — Dieß konnte geschehen, als Missolunghi gefallen war. Doch jetzt erwachte Europa; und zugleich der Zorn Mahmuds, gleich dem eines schlummernden Löwen. Werfen wir daher einen Blick auf die Geschichte der letzten

Jahre dieses Kampfs von 1824 — 29, der endlich das Schicksal Griechenlands entschieden hat. Wir haben aus den Art. Griechen (Insurrektion und Kampf der Neu-, bis 1824) und Türkisches Reich (Geschichte des) ersehen, daß ein russischer Geschäftsträger in Konstantinopel, Herr v. Minziacky, die seit 1821 zerrissene Verbindung zwischen beiden Staaten, im Jan. 1824 wieder anzuknüpfen suchte. Der Hauptgegenstand der Unterhandlung betraf die völlige Räumung der beiden Fürstenthümer Moldau und Walachei von türkischen Truppen, in Gemäßheit der Verträge von Kainardschi, Jassy und Bucharest. Der großbrit. Gesandte, Lord Strangford, und der östreich. Internuncius, Baron von Ottenfels, unterstützten Rußlands gerechte Forderung. Lord Strangford ward von der Pforte mit großer Achtung behandelt; denn sie verdankte es dem britischen Einflusse, am Hofe zu Teheran, daß der letzte Friedensvertrag mit Persien endlich am 28. Januar 1824 bestätigt wurde. Allein die Unterstützung, welche besondere Vereine in England und einzelne Briten, wie Lord Byron, den Griechen durch Anleihen (die griech. Anleihe zu London von 800.000 Pf. Sterl. ward zu 59 für 100 abgeschlossen), Waffensendungen und persönlichen Beistand leisteten, machte die Pforte unwillig, und sie verlangte am 9. April daß die brit. Regierung ihren Unterthanen alle Theilnahme an der griech. Sache verbieten solle. Indeß waren bereits die brit. Offiziere, welche unter der griech. Fahne gefochten hatten, zur Rückkehr nach England aufgefordert worden. Das gute Vernehmen mit Rußland schien hierauf noch mehr hergestellt zu seyn, da eine große Zahl neutraler Transportschiffe, russische, östr. u. a., für den Kapudan Pascha gemiethet wurden, der den 28. April aus den Dardanellen segelte, um Ipsara und Samos zu zerstören. Zu gleicher Zeit hatte Derwisch, Pascha von Widdin, als Seraskier Walissy, d. h. Oberbefehlshaber der ottomanischen Truppen, den Befehl erhalten, in Morea einzudringen, während der Pascha von Negroponte an der Küste von Attika und Omer Briones (in der Folge Pascha von Salonichi), an der Westküste von Hellas den Feldzug eröffnen sollten. Auch war es der Pforte durch glänzende Zusicherungen gelungen, den Vizekönig von Aegypten, Mohammed Ali, zu bewegen, daß er von seinem durch franz Offiziere auf europäischem Fuß eingerichteten Heere 20.000 Mann, unter dem Befehle seines Sohnes Ibrahim Pascha, nebst einer Flotte, deren Transportschiffe ebenfalls aus gemietheten russ., östr., span. und italien. Fahrzeugen bestanden, zur Unterwerfung der Griechen dem Großherrn zu Hülfe schickte. Ein Brand in Kairo verzögerte jedoch den Abgang der Expedition um einige Monate. — Unterdessen war in Griechenland nach dem glorreichen Ausgange des Feldzugs von 1823, der frühere Zwiespalt aufs Neue ausgebrochen. Die Partei des Maurokordatos, welche an die Stelle der Häupter der Hetairisten getreten war, bestand aus hydriotischen Kaufleuten und aus den aufgeklärtesten Männern der Nation; sie bemühte sich, eine gesetzlich freie Verwaltung zu begründen und die Finanzen zu ordnen. Maurokordatos war Präsident des gesetzgebenden Körpers, hatte sich aber, vor der Militairpartei, die in Morea das Uebergewicht hatte, zurücktretend, nach Westhellas begeben. Die Häupter jener Militairpartei, die Kapitanis (s. d.), schienen sich an die Stelle der ehemaligen türkischen Paschas und Bedrücker des Landes setzen zu wollen. Einer der ersten war Kolokotronis, durch Siegesruhm (v. J. 1822) der Mächtigste im Vollziehungsrathe. Von Tripolizza aus, in der Mitte der Halbinsel, vertheilte sich seine Faction nach allen Seiten. Panos (sein Sohn), einer der schönsten Männer eines schönen Volks, befehligte zu Nauplia, dem Sitze des Raths; die Besatzung von Akrokorinth bestand aus den Anhängern jenes stolzen, kühnen und reichen Feldhauptmanns. Nach Kolokotronis kam Mauromichalis, ehemals Bei der Mainotten, dem Namen nach Ver-

stand des Vollziehungsrathes. Negris, der gewesene Minister der auswärt. Angelegenheiten, hatte sich zu Odysseus begeben, der zu Athen und in ganz Osthellas eine von den Centralregierung ziemlich unabhängige Stellung behauptete (Negris starb 1825 zu Nauplia). Diese Kapitanis erhoben, ohne sich an Regel und Ordnung zu binden, Alles, was sie für sich und ihre Palikaris brauchten, sodaß nur in dem Seewesen zu Hydra und in Westhellas, wo Maurokordatos befehligte, eine geordnete Verwaltung möglich war. In Missolunghi griff Lord Byron, als neuer Mitbürger, thätig ein; er und der Oberst Stanhope organisirten die Artillerie; Byron selbst legte Schulen und Druckereien an. — Unterdessen bemühte sich der zu Kranidi (am östlichen Ufer des Golfs von Argolis) versammelte gesetzgebende Senat, der Willkür, mit welcher die Glieder des Vollziehungsraths verfuhren, Einhalt zu thun. Der Bericht über die Anklagepunkte gegen den Präsidenten Mauromichalis und andere Räthe, vom 31. Dez. 1823, enthielt so auffallende Thatsachen von Despotie und Eigennutz, daß der Senat den bisherigen Vollziehungsrath auflöste und zu Mitgliedern des neuen den Hydrioten Georg Konduriotis als Präsidenten, und den Spezzioten Panajotis Botassis als Vizepräsidenten ernannte; Beide waren gute Patrioten und die einflußreichsten Einwohner ihrer Inseln, übrigens aber ohne ausgezeichnete Talente. Johann Koletti war das dritte, und Nikolas Londos das vierte Mitglied. Die fünfte Stelle, welche später Anagnostes Spiliotakis erhielt, war dem Kolokotroni bestimmt, der sich aber, ungeachtet Lord Byrons Vermittelung, beharrlich weigerte, den Senat und Vollziehungsrath anzuerkennen. Dieser letzte erklärte nunmehr, den 14. März 1824, Nauplia zur Hauptstadt von ganz Griechenland und zum Sitz der Centralregierung. Allein Panos verschloß derselben die Thore; er ward daher als Rebell behandelt, und Nauplia zur See und zu Lande eingeschlossen, Akrokorinth und mehre Kapitanis, wie Nikitas u. A., unterwarfen sich der Regierung. Selbst Kolokotronis räumte mittels Vertrags Tripolizza am 15. April. Hierauf nahm der Senat, und am 22. Mai auch die Regierung ihren Sitz zu Argos. Endlich bewirkte der Uebertritt der Besatzung des Hauptforts von Nauplia den Abschluß eines Vertrags mit Kolokotronis, der sich mit allen seinen Anhängern, gegen Zusicherung einer völligen Amnestie, unterwarf. Nunmehr übergab Panos am 19. Juni Nauplia mit der Citadelle Palamedes, wohin sofort der Senat und Regierung ihren Sitz verlegten. Eine allgemeine Amnestie endigte den Bürgerkrieg. — Währenddem arbeiteten die Griechen in Westhellas an der bessern Befestigung von Anatolikon und Missolunghi, dem Bollwerke des Peloponnes. Da entdeckte man in dieser Stadt eine Verschwörung, den Platz dem Jussuf Pascha zu überliefern. Die Sulioten, mit Lord Byrons neuen Einrichtungen, und mit dem Einflusse der Fremden überhaupt sehr unzufrieden, begingen grobe Ausschweifungen. Man schickte eine große Anzahl derselben aus der Stadt, die hierauf, unter Anführung eines gewissen Karaiskaki, sich am 12. April des Forts Wassiladi bemächtigen. Das Volk nahm jedoch an dieser Rebellion nicht Theil, und eine Abtheilung Truppen, unter Botsaris, Sturnaris und Trokas, schlugen die Anführer, nahmen Wassiladi wieder, und die Verräther flüchteten sich endlich zu Omer Briones. Dieser Aufstand vereitelte die unternommene Belagerung von Lepanto. Lord Byrons Gesundheit litt durch diese Ereignisse und er starb nach einer 10tägigen Krankheit den 19. April 1824. Ostern, sonst das Fest der Freude, ward durch eine allgemeine Trauer von 21 Tagen gefeiert. Des Dichters Herz blieb in Missolunghi, und seine Tochter ward von Griechenland adoptirt. — Der Feldzug sollte beginnen. Die Griechen waren unter sich entzweit; ihre Verbindung mit England war unterbrochen und der Lord Oberkommissair der ionischen Inseln erlaubte nicht, daß die

Gelder der Anleihe in Zante einstweilen niedergelegt wurden. Unterdessen fand aber auch der türkische Oberbefehlshaber große Hindernisse. Der Pascha van Salonichi wollt ihm nicht gehorchen; die Paschen von Scodra und Janina konnten, von den frühern Verlusten erschöpft, nicht sogleich mit frischen Truppen zu ihm stoßen. Er blieb daher länger als einen Monat unthätig zu Larissa. Die vom Kapudan Pascha versuchte Landung auf der thessalischen Insel Skiathos mißlang; doch warf er einige Tausend Janitscharen in die Festungen von Negroponte, wo Odysseus und vorzüglich Diomantis den Winter über die Türken mehrmals geschlagen hatten. Nun erst rückte Derwisch ins Feld. Zwar wurde sein Unterbefehlshaber Bekir Pascha von Odysseus und Nikitas am 1. Juni bei Zeituni geschlagen; allein ein anderer Heertheil vereinigte sich mit den Türken von Negroponte und besetzte die Landschaft Attika; Gouras, ein Unterbefehlshaber des Odysseus, mußte sich in die Citadelle von Athen zurückziehen. Gleichzeitig hatte Ismail Gibraltar, der Admiral der ägyptischen Flotte, Kandia unterjocht. Der Statthalter Tumbasis rettete nur einige Greise, Weiber und Kinder nach Hydra; einzelne griechisch=kandiotische Banden zerstreuten sich in den Gebirgen. Darauf unternahm Ismail Gibraltar den Angriff auf die Insel Kassos. Die tapfern Bewohner schlugen am 8. Juni den Feind zurück; allein am 10. wurden sie auf einem andern Punkte der Insel, wo sie es nicht erwarteten, nochmals mit großer Uebermacht angegriffen. Der hartnäckigste Widerstand endigte mit ihrer Vernichtung. Der Feind machte eine unermeßliche Beute. — Während dieß geschah, rüstete sich Khosrew, der Kapudan Pascha, bei der Insel Mitylene, zu einem Angriff auf Ipsara und Samos; 20.000 Asiaten, zur Landung bestimmt, lagerten an der Küste von Smyrna, wo sie, ohne Sold und Lebensmittel, die wildeste Plünderung verübten, und wehrlose Griechen ermordeten. So kamen mehrere Tausende in Pergamus um, wo Mord und Plünderung 36 Stunden währten. — Das kleine, stark befestigte Felseneiland Ipsara, hatte sich der Pforte furchtbar gemacht durch die Zahl seiner Schiffe und Brander, auf welchen die kühnsten und tapfersten Insulaner des Archipels Tod und Schrecken bis in die Dardanellen trugen. Khosrew besaß genaue Kunde von den Verschanzungen und Batterien der Insel. Ehe er mit 14.000 Kerntruppen, meistens Albaneser, die Ismail Pliassa, ein Neffe des bekannten Ali Pascha von Janina, befehligte, den Angriff unternahm, bot er dreimal den Ipsarioten Verzeihung und Schutz an. Sie verwarfen alle Vorschläge. Fünftausend Griechen und Albaneser besetzten die wichtigsten Punkte; auch die Frauen rüsteten sich zum Kampfe. Nun verließ Khosrew, früh am 3 Juli, die Rhede von Mitylene, mit 2 Linienschiffen, 6 Fregatten, 10 Corvetten, mehrern Bricks und Goeletten, einer großen Zahl neugebauter Canonierschaluppen und mehr als 80 europ. Transportschiffen. Seine Flotte umzingelt die Insel; die Kriegsschiffe beginnen das Feuer auf die Stadt und die Batterien des Forts. Während hier der Hauptangriff zu seyn scheint, gelingt die Landung an der entgegengesetzten Küste auf einer sandigen Landzunge, wo ein Bataillon Albaneser, unter dem Verräther Goda, eine Strandbatterie nach kurzem Widerstande feig verläßt. Die Türken erstürmen darauf die Anhöhen im Rücken der Stadt. Sie konnte sich nicht halten. Nun retten die Primaten und Ephoren auf die Schiffe und Barken im Hafen Greise, Weiber und Kinder. Einige Fahrzeuge versinken, andere werden von den Türken genommen; einzelne Flüchtlinge werden von zwei französischen Fregatten aufgenommen; die übrigen entkommen unter Apostolis Führung nach Hydra (später wies die Regierung den Ipsarioten den Hafenbezirk Piraeus bei Athen als Heimath an). Unterdessen wird die Stadt auf allen Seiten angegriffen; die Griechen kämpfen von Straße zu Straße, von Haus zu

haus. Mord und Plünderung dauern die ganze Nacht. Am Morgen des 4. Juni hielten sich noch zwei kleine Forts und das Kloster St. Nikolaus. Nach hartem Kampfe ziehen sich die Tapfern, sämmtlich entschlossen zu sterben, in das letzte Fort, Tabia, zurück; schon erstürmen die Türken die Wälle, da zünden jene die Pulverminen an; die Erde zittert und Ipsara wird das Grab der ipsariotischen Helden und der Sieger. — Dieser Schlag öffnet den Griechen die Augen. Das Volk und alle Behörden erheben sich zum vereinten Widerstande, Hydra und Spezzia bemannen ihre Schiffe. Ipsara wird von dem tapfern Miaulis wiedergenommen (den 15. Juli); die Schiffe daselbst gerettet, der Felsen verlassen. Mit geringerer Macht wird der Feind bei Samos (s. d.), Kos, Chios zurückgeschlagen; selbst bei Kandia leidet er Verlust, und die Griechen leisten hier Widerstand in den Stellungen von St. Rumili, Trypiti, Mirabello und Lassidi. Gleiches Glück auf dem Festlande. Guras siegt über die Barbaren bei Marathon. Der türkische Oberfeldherr, Derwisch Pascha, geschlagen im Juli, Aug. und Sept., bei Gravia, bei Amplani, in der Landschaft Phocis, flieht mit Verlust seines Gepäcks nach Larissa zurück. Dadurch scheitert sein Plan, sich über Salona mit Omer Briones zu vereinigen, gänzlich. In Westhellas vereitelt Maurokordatos durch kräftige Maßregeln alle Entwürfe des kühnen und listigen Omer Briones, der zum dritten Male Akarnanien und Aetolien überzogen hat. Darauf gehen die Griechen zum Angriff über und dringen bis an die Mauern von Arta vor. — Unterdessen führten die obern Behörden zu Nauplia laute Beschwerden gegen die Agenten einiger christlichen Mächte im Archipel. Diese schürten das Feuer der Zwietracht an, und hemmten den raschen Fortschritt der innern Verwaltung. Gleichwohl ordnete sich das Ganze immer mehr. Es wurden die Steuern, nach einer gerechten Vertheilung erhoben und die Staatsgüter regelmäßig verpachtet. Eine unter vortheilhaften Bedingungen geschlossene Anleihe gründete den National-Credit. Mit dem Vertrauen belebte sich wieder der Handel, und man erblickte die griechische Flagge in Ancona, Livorno, Marseille, bis an den Ufern der Themse. Die Regierung beginnt aufs neue, ein europäisch geordnetes Heer zu bilden. Der franz. Militärcodex wird in Griechenland eingeführt. Die Rechtspflege überhaupt erhält eine bestimmte Form. In Missolunghi gibt es einen Gerichtshof und ein Appellationsgericht. Die Verhandlungen vor Gericht sind öffentlich. Uebrigens gilt Preßfreiheit. Vier Zeitungen erscheinen wöchentlich zwei Mal. Zu Missolunghi die Hellenische Chronik und der Telegraph; zu Hydra der Freund des Gesetzes (das Amtsblatt), und zu Athen die Ephemeriden. Der Freund nennt sich seit dem Oktbr. 1825 bloß Zeitung von Hydra. Theoklyt Farmakidi gab seit dem 19. Okt. 1825 eine griechische allgemeine Zeitung als Regierungsblatt heraus. Man sorgt zugleich für den öffentlichen Unterricht. Während Alles neu geschaffen werden muß, beginnt der zweite Theil des blutigen Feldzugs. — Die ägyptische Flotte war endlich am 19. Juli aus Alexandrien ausgelaufen; 9 Fregatten, 14 Corvetten, 40 Bricks und Goeletten, und 240 Transportschiffe mit 18.000 Landungstruppen. Ibrahim Pascha sollte Verstärkungen nach Kandia bringen und hierauf Morea überziehen. Unterdessen hatte sich die griechische Regierung mit den europäischen Mächten in ein feindliches Verhältniß versetzt. Der griechische Staatssekretär Rhodios lehnte in einem Schreiben an Canning die Vorschläge zu einer Vermittelung mit der Pforte ab. (Das Schreiben des Sekretärs Rhodios vom 12/24. Aug. 1824 an Herrn Canning, und Cannings Antwort vom 1. Dez. 1824 hat die Allgemeine Zeitung, 1825, Nr. 99., mitgetheilt.) Dagegen erzwang England durch seinen Lord-Oberkommissär der ionischen Inseln, Sir Frederik Adams, am 15. Sept. die Zurücknahme der von der griechischen Regie-

rung am 7. Juni erlassenen Kundmachung, nach welcher sie die europäisch. an den Feind vermietheten Transportschiffe nicht als neutral, sondern als feindliche Schiffe behandelte. Die griechische Regierung erließ jedoch ein Manifest, in welchem sie sich über die schändliche Gewinnsucht der christlichen Kaufleute, welche das Gesetz der Neutralität zu Gunsten der Türken so offenbar verletzten, nachdrücklich beschwerte. Die englische Regierung erkannte hierauf das von der griechischen Regierung in der gehörigen Form ausgeübte Blockaderecht an, und der östreichische Internuncius erließ an die Konsuln seines Staats den Befehl, jedes neutralwidrige Schiffmiethen zu verhindern. Demungeachtet überließen einzelne christliche Kapitaine, und in der letzten Zeit vorzüglich französische, aus schändlichem Eigennutz ihre Schiffe den Aegyptern und führten christliche Gefangene aus Griechenland in die Sklaverei nach Afrika: ein empörendes Verfahren, welches in der französischen Pairskammer 1826 Chateaubriand rügte, und hierauf gesetzlich verboten wurde. — Während dieß geschah, hatten am 4. Sept. die ägyptische und die türk. Flotte in dem Golf von Budrun sich vereinigt, und nun entspannen sich einzelne Gefechte mit der griechischen Flotte; am 10. Sept. dauerte der Kampf bei Naxos den ganzen Tag: vielleicht das erste Seetreffen, das diesen Namen verdient. Der unerschrockene Kanaris sprengte mit seinem Brander eine ägyptische Fregatte von 44 Kanonen und eine Brick in die Luft; die Griechen verloren 10 kleine Schiffe; endlich brach die ottomanische Flotte das Gefecht ab, und zog sich mit dem Verluste von mehreren Transportschiffen am 21. Sept. nach Mitylene. Khosrew kehrte hierauf mit 15 Segeln nach Konstantinopel, und Ibrahim Pascha mit der übrigen Flotte in den Golf von Budrun zurück. Er versah aufs neue die Inseln, besonders Kandia, welches sein Vater bereits als einen Bestandtheil seines Vizekönigreichs ansah, mit Truppen und Lebensmitteln. Bald nachher griff ihn Miaulis, am 25. Nov., auf der Höhe von Kandia an. Ibrahim verlor eine Fregatte, 10 kleine Kriegs= und 15 Transportschiffe; auch durch die Pest geschwächt, welche am Bord der Schiffe ausgebrochen war, zog er in die Häfen von Rhodos, wo er seinen in Europa wohl bekannten Admiral Ismail Gibraltar durch den Tod verlor. Sein Plan, Morea anzugreifen, war für dieses Jahr vereitelt. — Nach so ruhmvollen Anstrengungen der griechischen Flotte, störte die trotzige Ehrsucht der Militärfaction abermals die Eintracht auf der Halbinsel. Als die Wahlen zu der dritten Regierungsperiode im Okt. ihren Anfang nahmen, bestand der gesetzgebende Rath zu Nauplia aus 63 Mitgliedern. Maurokordatos legte seine Stelle als Präsident des Senats nieder, die Panuzza Notaras erhielt; Kolokotronis und dessen Anhänger fielen bei der Wahl des Vollziehungsrathes durch. Die vorigen Mitglieder wurden bestätigt. Allein unglückliche Ereignisse hemmten die Thätigkeit der Regierung. In Nauplia entstand ein pestartiges Nervenfieber, an welchem der Vizepräsident Botassis und Manuel Tumbasis starben; der Präsident Konduriotis begab sich deswegen nach Hydra. Zu gleicher Zeit brach im Nov. 1824 ein Bürgerkrieg aus. Kolokotronis hatte der erneuerten Wahl des Vollziehungsraths öffentlich widersprochen, und die Truppenbefehlshaber auf seine Seite gezogen. Sofort verließen die Generale Kanellas, Papaganopulos, Andreas Londos und Notarapulos die ihnen aufgetragene Belagerung von Patras; ihre Truppen zerstreuten sich; sie selbst mit ihren Anhängern stellten sich unter die Fahnen des Aufruhrs in Tripolizza, wo Panos Kolokotronis an ihre Spitze trat. Nun kehrte Konduriotis am 9. Dez. nach Nauplia zurück und rief aus Attika die Heerführer Gouras, Tassos u. A. nach Korinth; Koletti übernahm den Oberbefehl, Christos und Maurogeni zogen vor Tripolizza. Die Rebellen wurden in mehreren Gefechten geschlagen; Panos Kolokotronis blieb und seine Anhän=

ger zerstreuten sich. Die bekannte Amazone Bobelina, Kolokotronis Anhängerin, fiel durch den Dolch eines Griechen, wie es heißt, des Geliebten ihrer Tochter, dem sie deren Hand versagt hatte; Odysseus, welcher mit den Türken auf Negroponte in geheime Verbindung getreten war, erlitt von Gouras eine Niederlage, wurde gefangen, und in einen von ihm selbst zum Schutze Athens gebauten Thurm gesperrt; der Versuch zu entspringen, mißlang; er stürzte in die Tiefe und blieb todt. Kolokotroni, der Vater, sah sich jetzt von Allen verlassen und sandte im Dez. 1824 seine Unterwerfung ein. Die übrigen Anstifter des Aufruhrs entflohen nach den ionischen Inseln; Einige ergaben sich, Andere wurden ergriffen, und nebst dem alten Kolokotronis nach Hydra in ein Kloster gebracht, wo sie von einer Kommission gerichtet werden sollten. Der Mainotten = Bei Pietro Mauromichalis ward freigesprochen. Die Regierung bemühte sich nunmehr, den Gehorsam des Heers gesetzlich zu befestigen, und traf Anstalten, um Patras, Modon und Koron aufs neue einzuschließen. Omer Briones trat mit den Griechen in Unterhandlungen, brach sie aber im J. 1825 ab, und erhielt das Paschalik Salonichi. — Der Feldzug von 1825 ward mit Ibrahim Paschas Landung in Morea eröffnet, während Reschid Pascha Missolunghi belagerte, und der Kapudan Pascha beide mit seiner Flotte unterstützte. In dieser Gefahr wurde Griechenlands Untergang durch die Kapitanis selbst befördert. Ibrahim Pascha landete nämlich ungehindert, am 22. Febr. 1825, mit 4500 Mann zwischen Koron und Modon, und verstärkte sich im Anfang des März auf 12.000 Mann. Sein Heer war durch europäische Taktik, französische Anführer, die Waffe des Bajonets und eine geordnete Reiterei, den Hellenen weit gefährlicher, als die undisciplinirten Scharen der Türken. So begann Ibrahim die Belagerung von Navarino, dem Schlüssel zum Innern des Peloponnes. Vergebens griff Miaulis mit seiner Flotte in der Nacht vom 12. zum 13. Mai die feindliche Flotte an, wo er eine ägyptische Fregatte, 2 Corvetten, 3 Bricks und mehrere Transportschiffe verbrannte. Vergebens that Maurokordatos mit persönlicher Gefahr Alles, um den Muth der auf das Aeußerste gebrachten Besatzung von Navarino zu beleben. Konduriotis fand, als er zum Entsatz auf der Landseite heraneilte, keinen Gehorsam. So war die Unthätigkeit der Kapitanis, welche den Hydrioten und der Regierung keine Folge leisteten, Schuld daran, daß Navarino am 18. Mai capitulirte, worauf Ibrahim unaufgehalten gegen Tripolizza vordrang. In dieser Noth sah sich die Regierung genöthigt, den alten Klephtis = Anführer vom Berg Otenos, Kolokotronis, nebst allen seinen Anhängern zu begnadigen, um ihm, nachdem er feierlich Treue und Gehorsam angelobt hatte, den Oberbefehl im Peloponnes zu übertragen. Dieß geschah am Ende des Mais 1825. Unterdessen ward Reschid Pascha, nachdem er bei Salona die Griechen geschlagen hatte, in Akarnanien und Aetolien eingedrungen. Am 22. April begann die dritte Belagerung von Missolunghi und Anatoliko. Allein der Kapudan Pascha langte nicht zeitig genug an, um den Angriff von der Seeseite her zu unterstützen. Er verlor im Mai bei Capo d'Oro gegen den griechischen Admiral Sachturis mehrere Schiffe und erreichte Modon erst am Ende dieses Monats. Ibrahim hatte bereits Kalamata genommen und Tripolizza, das die Griechen vor ihrem Abzuge angezündet, besetzt. Er drang hierauf nach allen Seiten hin zerstörend vor und erreichte sogar Argos. Auch Nauplia wurde von ihm bedroht. Allein nach einem Gefechte bei den Mühlen, zwei Stunden von der Hauptstadt, mußte er sich unter fortwährenden Gefechten mit Kolokotronis Scharen bis Tripolizza zurückziehen. Dieß blieb der Mittelpunkt seiner Unternehmungen. Da auf seine Aufforderung, sich zu unterwerfen, um Schutz zu finden, auch nicht ein griechisches Dorf Gehorsam leistete so, ließ er Alles verwüsten, die Männer nie=

verhauen, Weiber und Kinder aber als Sklaven nach Aegypten führen. Glänzender bewährte sich der Heldengeist der Hellenen in Missolunghis Vertheidigung. Die Besatzung wies alle Aufforderungen fränkischer Vermittler zur Uebergabe von sich. Noto Botsaris stand an der Spitze der Tapfern; der mehrtägige Sturm, den die Türken mit 35.000 Mann zu Lande, und mit 4000 zu Wasser unternahmen, ward am 2. Aug. 1825 gänzlich zurückgeschlagen. Die Türken verloren 9000 Mann. Während des Sturmes traf auch Miaulis ein, verbrannte mehrere türkische Schiffe und zwang die Flotte zum Rückzuge. Die Belagerung ward am 12. Okt. 1825, fünfthalb Monate nach Eröffnung der Laufgräben, aufgehoben; seitdem fand nur eine Einschließung statt. Ibrahim Pascha breitete dagegen seine Waffen immer weiter aus. Die Regierung befand sich in der größten Gefahr. Sie hatte selbst in England bei den Hülfsvereinen fast alles Vertrauen verloren, weil die Gelder der englischen Anleihe nicht zweckmäßig angewendet worden waren. Da faßte die Regierung, auf welche die englische Partei durch den Staatssekretär Maurokordatos vielen Einfluß ausübte, nach einer mit dem britischen Commodore Hamilton gehabten Unterredung, am 24. Juli 1825 den Beschluß, sich Englands Schutz zu übergeben. Allein noch ehe die griechischen Abgeordneten in London eintrafen, erließ die britische Regierung, am 30. Sept. 1825, eine bestimmte Neutralitätserklärung, nach welcher die Absendung britischer Hülfsexpeditionen von Privatvereinen nicht mehr gestattet war. Ueberhaupt verbot schon die ganze Lage der europäischen Politik jeder einzelnen Macht die Zusage einer unmittelbaren Dazwischenkunft. Wenigstens hat die englische Regierung durch ihren Consul zu Alexandrien den englischen Schiffern verboten, für Rechnung des Paschas Kriegsbedürfnisse aus Aegypten nach Griechenland überzuführen. Indeß schien England das Visitationsrecht der Griechen anzuerkennen. Jene Erklärung beruhigte den Divan, und der neue englische Gesandte, Stratford = Canning, begab sich endlich auf die Reise nach Konstantinopel, verweilte aber unterwegs sehr lange, und hatte im Jan. 1826 mit Maurokordatos und andern hellenischen Staatsmännern auf Hydra eine Unterredung, um sich von der Lage des Ganzen zu unterrichten. Er begab sich dann nach Smyrna, und segelte von hier am 15. Jan. in die Dardanellen, traf aber erst in den letzten Tagen des Februars zu Konstantinopel ein. Um diese Zeit (März 1826) verhandelte der Herzog v. Wellington, als außerordentlicher Botschafter zu St. Petersburg, nebst dem dort befindlichen, ehemals in Konstantinopel angestellt gewesenen Lord Strangford, mit dem russischen Kabinet über die griechische Angelegenheit. Denn am Ende des J. 1825 schien sich in den Kabinetten der ersten europäischen Mächte der Gedanke an die Herstellung eines unabhängigen Griechenstaats immer mehr auszubilden. Dazu mochte denn wohl der erfolglose Ausgang des unter so günstigen Aussichten begonnenen türkisch = ägyptischen Feldzugs viel beitragen. Der Kapudan Pascha hatte nämlich am Ende des Augusts in Alexandrien, wo der kühne Kanaris am 10. August mit drei Brandern in den Hafen eingedrungen war, um die ägyptische Flotte zu verbrennen, den Oberbefehl über die ägyptische Flotte übernommen und am 5. Nov. in Navarino frische Truppen ans Land gesetzt; er hatte sich hierauf gegen Missolunghi gewandt, um die Einschließung dieses Platzes von der Seeseite zu bewirken. So begann, gemeinschaftlich mit Ibrahim, Reschid Pascha einen Winterfeldzug; allein auch dieser führte keine Entscheidung herbei. Alles schien zwar den Untergang der griechischen Sache zu beschleunigen. Die griechische Flotte (73 Kriegsschiffe und 23 Brander) war zu spät vor Navarin angekommen; die Regierung hatte kaum 6000 M. unter den Waffen; die Kapitanis verthaten das Geld, für welches sie Truppen ausrüsten sollten, in Nauplia; die Vorsteher der französischen und nord=

amerikanischen Philhellenen-Commités, General Roche und Townshend Washington, wirkten öffentlich und insgeheim den Schritten der englischen Partei entgegen, welche in der Regierung die Oberhand hatte; die Mitglieder des Senats und des Vollziehungsraths standen zum Theil in keiner persönlichen Achtung; der Staatssecretair Maurokordatos, der fast allein mit Einsicht und Klugheit auf Ordnung hielt, und deßhalb von allen Parteien angefeindet wurde, hatte wenig Einfluß; die Insulaner allein boten in der gemeinsamen Gefahr zur Rettung Moreas die letzten Kräfte auf, mußten aber zugleich für die eigene Vertheidigung sorgen. Demungeachtet gelang es ihrer Flotte, die am 24. Nov. bei Missolunghi eintraf, diesen Platz, der zum vierten Male belagert wurde, und dessen Besatzung abermals einen von der See- und Landseite versuchten Sturm abgeschlagen hatte, mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln zu versehen. Es war nämlich zu gleicher Zeit Gouras aus Livadien gegen Salona vorgedrungen, und hatte die Türken aus diesem wichtigen Punkte (am 7. Nov.) vertrieben, worauf er das Belagerungsheer des Reschid Pascha im Rücken angriff. Auch ward ein von Ibrahim Pascha gegen Korinth abgesandtes Corps von Nikitas gänzlich aufgerieben. Hierauf erließ die provisorische Regierung im Dec. 1825 einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen für die Ausrüstung einer neuen Flottenabtheilung zu Hydra, um Missolunghi zu retten. Durch die Abtheilung verstärkt, erschien Miaulis im Januar 1826 in den Gewässern von Missolunghi; das von ihm am 8. Jan. dem Kapudan Pascha beim Cap Papa gelieferte glückliche Seegefecht aber soll nach dem östreich. Beobachter gar nicht stattgefunden haben. Unterdessen trafen Reschid und Ibrahim Pascha Anstalten zu einer neuen Belagerung, die der Letzte selbst leitete; auch hatte Ibrahim zu diesem Zwecke, als Statthalter von Morea, Patras in Besitz genommen, nachdem der tapfre Jussuf Pascha zum Statthalter von Aidin (Magnesia) in Natolien ernannt worden war. Auch der Kapudan Pascha erschien aufs neue vor Missolunghi; einige Versuche der griechischen Flotte, sie wieder mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen zu versorgen, mißlangen; darauf ließ der Kapudan Pascha am 27. Jan. durch den Commandanten einer englischen Corvette, die Behörden der Stadt unter Androhung eines Sturms, zur Uebergabe auf Bedingungen auffordern; allein sie lehnten den Antrag ab, indem die Griechen nur zwischen der Freiheit und dem Tode wählen könnten. Bald nachher fiel ein neues Gefecht zwischen beiden Flotten, im Golf von Patras, am 27. und 28. Januar vor, wo ein englischer Fregattenkapitain, Spencer, die große Unerfahrenheit der Türken beobachten konnte; der Kapudan Pascha verlor durch griechische Brander (unter Kanaris) eine Fregatte und mehrere kleine Fahrzeuge. Er legte bald darauf, nach einem Zwiste mit Ibrahim Pascha, der seine Zurückberufung vom Divan verlangt hatte, den Oberbefehl über die Flotte nieder, und begab sich zu Lande über Janina nach Konstantinopel. In Folge jenes Gefechts gelang es den Griechen, Missolunghi, aber nur auf einige Wochen, mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Ein späterer Versuch, am 12. Febr., ward durch die türkisch-ägyptische Flotte vereitelt. Unterdessen waren die am Ende des J. 1825 vom Divan nach Griechenland abgesandten Commissarien, Hußni Bei und Nedschid Effendi (der Agent des Vizekönigs von Aegypten) zu Lande über Monastir (Bitoglja), im Lager vor Missolunghi eingetroffen, um den Fall dieses Platzes zu erwarten, und dann nach den Umständen zu handeln. Vergleichsvorschläge, welche die Pforte der griechischen Regierung machen sollte, durfte man jedoch von dieser Sendung nicht erwarten. Reschid Pascha verließ um diese Zeit Akarnanien und zog sich gegen Livadien, um Gouras und den Obersten Fabvier, welcher ein Korps von 1000 Griechen auf europäischen Fuß gebildet hatte, zu beschäftigen. Ibrahim leitete jetzt allein die Belage-

rung. Er hatte 25.000 Mann, darunter gegen 9000 Mann reguläre Truppen, und 48 in Frankreich erkaufte Feuerschlünde, aus welchen Pierre Boyer, ein ehemaliger bonapartischer, durch seine in Aegypten, St. Domingo und Spanien verübten Grausamkeiten bekannter General, Missolunghi seit dem 24. Febr. beschoß. Nach mehrtägigem Bombardement bot Ibrahim den Befehlshabern der Festung wiederholt große Summen für die Ueberlieferung des Platzes an; er wollte ihnen sogar gestattet, die Kanonen und alles bewegliche Eigenthum mit sich zu nehmen; allein seine Vorschläge wurde verworfen, und die Besatzung bereitete sich zum Tode oder zum Siege. Hierauf stürmte Ibrahim die Werke von Missolunghi vom 28. Febr. bis zum 2. März. An diesem Tage griff er den Platz von der See- und Landseite an, ward aber mit einem Verluste von 4000 Mann gänzlich zurückgeschlagen. So schien Missolunghi, das nur noch auf wenig Tage Lebensmittel hatte, durch hellenischen Heldenmuth zum fünften Male befreit. Allein nun wandte Ibrahim seine Angriffe auf die Außenwerke Missolunghis von der Seeseite. Er drang mit Kanonierschaluppen und schwimmenden Batterien in die Lagunen ein, erstürmte am 9. März 1826 die kleine, auch des Fischfangs wegen wichtige, Insel Wassiladi, wo die Besatzung von 110 Mann den Heldentod starb. Eine in der Pulverkammer des Forts gefallene Bombe, wodurch die Munition in Brand gerieth, hatte den Fall dieses Punktes entschieden. Hierauf nahm Ibrahim am 13. März 1826 die unweit Missolunghi gelegene, befestigte Insel Anatoliko mit Capitulation, nachdem er ein befestigtes Kloster auf der Landseite, Namens Kundro, welches jene Insel schützte, erstürmt hatte, wo die Besatzung von 400 Mann niedergehauen wurde. — Nach diesen Unfällen konnte Missolunghi nur durch die Ankunft der griech. Flotte, welche sich in Hydra mit Lebensmitteln versorgen mußte, und durch das Vordringen des Truppenkorps unter Gouras und Fabvier von Salona her gerettet werden. Allein Reschid Pascha hielt Goura's Scharen auf, und Missolunghi — der Vorwall des Peloponnesos — fiel glorreich den 22. April 1826. — Jetzt schien die Gründung eines ägyptisch-afrikanischen Militairstaats in Europa entschieden. Denn Ibrahim hatte den Kapudan Pascha, Jussuf Pascha und den Reschid Pascha entfernt; er war im Besitz von Modon, Koron, Navarino und Patras. Kam nun auch Nauplia in seine Gewalt, so machte er sich bald zum Herrn der Inseln des Archipels. Der Pforte war es dann nicht möglich, diesen mächtigen Satrapen in der Unterwerfung zu erhalten; und alles dieß hätte der Vizekönig von Aegypten franz. Artillerieoffizieren verdankt! — Allein eben diese Gefahr bestimmte die Kabinette zum Handeln. Dazu kam die Begeisterung der Völker. Das Schicksal Missolunghis, unter dessen Trümmern, nachdem 1800 Hellenen unter Noto Botsaris und Kitzos Tsavellas nach Salona und Athen hin sich durchgeschlagen hatten, die Zurückgebliebenen freiwillig sich begruben, erregte in ganz Europa die lebhafteste Theilnahme; aber nur in Frankreich durfte diese zuerst laut und thätig sich beweisen. Hier zählte die zu Paris 1825 gebildete Société philanthropique en faveur des Grecs die angesehensten Männer (Chateaubriand, Choiseul, Dalberg, Matth. Dumas, Fitz-James, Lafitte, Lainé, Alex. v. Lameth, Laroch-foucault-Liancourt, Caf. Perrier, Sebastiani, Ternaux, Villemain und viele Andre) zu Mitgliedern. Sie hatte im Febr. aufs neue 60.000 Franken für die Versorgung Missolunghis mit Lebensmitteln verwendet; sie erhielt zu demselben Zweck von Amsterdam 30.000 Fr. Der Genfer Eynard wies 12.000 Fr. an. Der Herzog von Orleans unterzeichnete mehrmals beträchtliche Summen; 40 Frauen aus den höhern Ständen sammelten persönliche Beiträge, und fast in allen Salons zu Paris war es Sitte, daß die Hausfrau eine Sammlung für die Griechen veranstaltete. Darauf folgte Deutsch-

land. Hier unterzeichnete ein König — Ludwig von Baiern — Beiträge, und erlaubte seinen Kriegern — an ihrer Spitze steht der edle Oberst von Heidegger — für Griechenlands Sache zu kämpfen. Es erhob sich die Stimme der Dichter; es bildeten sich neue Griechenvereine, z. B. in Sachsen; alle traten mit dem edlen Eynard in Verbindung. Griechische Waisen wurden in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich erzogen. — So nahte endlich, als der Jammer des Landes aufs höchste gestiegen war, den Griechen langsam die Rettung. Es hatte nämlich Wellington auf Canning's Geheiß in Petersburg das Protokoll vom 4. April 1826 unterzeichnet, welches das Einschreiten der 3 Hauptmächte zu Gunsten Griechenlands vorbereitete. Aber erst wollte der Kaiser von Rußland seine Irrungen mit der Pforte schlichten. Dieß geschah durch den Vertrag von Ackerman am 6. Okt. 1826. Darauf schloß England mit ihm und Frankreich gemeinschaftlich, zu London am 6. Juli 1827 den Pacificationsvertrag Griechenlands. Canning wollte die Entscheidung der griechisch=türkischen Frage leiten, ohne daß Rußland in einen Landkrieg mit der Pforte verwickelt, und Europa dadurch von einem allgemeinen Kriege bedroht würde. Sein Tod und seines Nachfolgers (Wellington) schwankende, ja zweideutige Politik vereitelten zum Theil Canning's edle Entwürfe. — Unterdessen hatte das ägypt. Heer fast alle Theile von Morea durchzogen und in eine Einöde verwandelt, ohne auch nur ein einziges griech. Dorf unter seinen Gehorsam zu bringen. Familien von allen Punkten Griechenlands drängten sich unter den Mauern Nauplias zusammen, und duldeten lieber alle Gräuel des Elends und Hungers, als irgend einen Vertrag mit ihren muselmännischen Henkern einzugehen. Durch die Verzweiflung wurden freilich manche dieser Unglücklichen zur Seeräuberei getrieben. Indeß bestanden die meisten Corsaren in den griech. Gewässern, die nicht einmal die griech. Flagge verschonten, aus Uebelthätern und Verwiesenen aus den ionischen Inseln, aus Dalmatien und Italien. Neue Scharen von Kriegern drangen aus den Gebirgen hervor, und Kolokotronis griff mehrmals das von 3000 Aegyptiern, unter Soliman Bei (dem franz. Renegaten la Seve) vertheidigte Tripolizza an. Einfluß des Klima und Seuchen hatten das ägyptische Heer geschwächt. Dessenungeachtet konnte Tripolizza nicht erobert werden. Indeß traf die im Januar 1826 zusammenberufene Volksversammlung zu Megara mehrere Maßregeln zur Einrichtung der innern Verwaltung, besonders in Hinsicht der Rechtspflege und der Staatseinnahme. Zugleich ward ein Zug nach Negroponte vorbereitet und der in Kandia 1825 wiederausgebrochene Aufstand der Griechen unterstützt, wo Karabusa von ihnen genommen wurde. — Allein Mangel an Geld und Lebensmitteln, vorzüglich aber der Zwist der Heerführer, das Mißtrauen der von ihren Anführern getäuschten Palikaren, und der Undank der Hellenen gegen die Philhellenen oder Taktiker waren Schuld, daß keine wichtige Unternehmung gelang. So geschah es, daß Athen, nachdem die Griechen in dem Kampfe, der Athen entsetzen sollte, feig geflohen waren, am 7. Juni 1827 mit Capitulation an Reschid Pascha überging. Vergebens war Lord Cochrane, durch die schlechte Bauart der von den Griechen theuer bezahlten Dampfschiffe in England lange aufgehalten, endlich in Griechenland als Admiral an die Spitze der Seemacht, und General Church an die Spitze der Landmacht, Beide im Dienste der Republik, getreten. Die Osmanen blieben im Besitz von ganz Ost= und Westhellas. Die Noth vermehrte noch ein blutiger Parteienkampf in Nauplia selbst. Hier beschoß Grivas, im Besitz der Feste Palamede, die Stadt, um Sold zu erpressen. Die Nationalregierung flüchtete sich auf die Insel Aegina. Jetzt wandte sie ihre Blicke nach Rußland. Sie wählte den Grafen Capodistrias zu ihrem Präsidenten. Dieser Staatsmann nahm dar-

auf (13. Juli 1827) seine Entlassung aus dem russ. Dienste, konnte aber erst am 22. Januar 1828 seinen hohen Posten antreten. — Unterdessen hatten die Gesandten der 3 Mächte am 16. Aug. der Pforte den londoner Pacificationsvertrag übergeben und darauf bis zum 31. Aug. Antwort verlangt. „Griechenland", schlugen sie vor, „sollte sich selbst regieren, jedoch der Pforte Tribut bezahlen." — Europa durfte jetzt um so mehr Griechenlands Selbstständigkeit von der Pforte verlangen, damit die Seeräuberei in den griechisch-türkischen Gewässern aufhörte, welche die mit vielen Kosten verbundene Ausrüstung von Kriegsgeschwadern nöthig machte, damit kein ägyptisch-afrikanischer Sklaven- und Räuberstaat Europas schönes Inselmeer beherrschte, damit endlich gesetzliche Ordnung an die Stelle blutiger Anarchie träte, welche zu unterdrücken die Pforte selbst weder die Einsicht hatte noch die Kraft. — Die hellenische Regierung proclamirte sofort (am 25. Aug.) den nach dem londoner Vertrage eingetretenen Waffenstillstand; allein der Reis-Effendi wies am 31. Aug. jede Intervention der 3 Mächte zurück. Hierauf setzten die Griechen ihrerseits die Feindseligkeiten fort, und die türkisch-ägyptische Flotte lief (9. Sept.) in die Bai von Navarin ein. Darauf erschien am 13. ein britisches Geschwader, unter Admiral Codrington, vor der Bai; mit ihm vereinigte sich am 22. ein französisches unter dem Admiral Rigny und ein russ. unter dem Grafen Heyden. Sie verlangten von Ibrahim Pascha kategorisch die Einstellung der Feindseligkeiten. Er versprach dieß und lief mit einem Theile der Flotte aus, ward aber genöthigt, in die Bai zurückzukehren. Als er nun die Verwüstungen in Morea fortsetzte und auf die Beschwerden der Admirale keine Antwort gab, so liefen die 3 Geschwader in die Bai ein, wo die türkisch-ägyptische Flotte in Schlachtordnung stand. Von türkischer Seite fielen die ersten Schüsse, welche 2 Engländer tödteten. Dieß war das Zeichen zu einer mörderischen Schlacht (20. Okt. 1827). Codrington vernichtete die osmanisch-ägyptische Armada von 110 Schiffen, ein Theil ward verbrannt, ein Theil auf den Strand gejagt, die übrigen zum Fechten unbrauchbar gemacht. Keines strich die Flagge. Europa feierte den Sieg mit Hochgefühl. Nur der König von Großbritannien nannte ihn im Parlamente (30. Jan. 1828) ein verhängnißvolles Ereigniß! — Nun trat eine unfreiwillige Waffenruhe ein. Desto ärger trieben die Seeräuber ihr Unwesen. Darum erließen die Admirale der 3 verbündeten Geschwader eine heftige Erklärung an den gesetzgebenden Rath der Hellenen, und nach blutigen Strafen gelang es endlich, durch gemeinschaftliche Maßregeln die Sicherheit der Meere herzustellen, besonders nachdem die Briten den Hauptsitz der Korsaren zu Karabusa auf Kandia (28. Febr. 1828) zerstört hatten. Die Hellenen gingen jetzt zum Angriffskriege gegen die Osmanen über; allein ihre Unternehmung auf Scios, wo sie die Citadelle vergeblich belagerten (vom Nov. 1827 bis zum 13. März 1828), war ebenso zwecklos als für die Bewohner verderblich. — Im dumpfen Zorn über den Tag von Navarin legte die Pforte auf alle Schiffe der Franken in Konstantinopel Beschlag (2. bis zum 19. Nov.), und hob (8ten Nov.) alle Verbindung mit den Gesandten der verbündeten Mächte auf, bis Entschädigung für die verlorene Flotte gegeben sey. Zugleich rüstete sie sich zum Kriege. Ueberhaupt entfaltete der Sultan, seit der Aufhebung der Janitscharen im Juni 1826, eine außerordentliche Willens- und Thatkraft, um ein neues Heer auf europäische Art einzurichten; er leitete persönlich die Uebungen desselben und feuerte durch alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, den Muth der Moslem an. Daher verließ am 4. Dez. 1827 der russ. Botschafter, Ripeaupierre, dann am 8. Dez. der franz., Guilleminot, und der britische, Stratford-Canning, Konstantinopel. Nun bot zwar die darüber betroffene Pforte in einer Note vom 15., welche sie dem Grafen Ri-

beaupierre, den widrige Winde im Bosporus zurückhielten, nachschickte, zu versöhnenden Maßregeln die Hand; allein damit stimmte der zum Kriege auffordernde, Rußland viel beschuldigende Hattischerif des Padischah an alle Paschas vom 20. Dec. nicht überein. Aus allen Theilen des Reichs wurden jetzt die Ayans — ein bisher ungewöhnliches Verfahren — nach Istambol berufen, wo man im Jan. 1828 mit ihnen die Vorbereitung zum Kriege besprach. Zugleich wurden alle Moslem von 19 — 50 Jahren zum Kriege aufgeboten (30. Dec.). — Auch ließ sich Mahmud auf die Nachricht, daß Persisch-Armenien in die Gewalt der Russen gefallen sey, durch hinterlistige Vorstellungen der unduldsamen nicht unirten Armenier verleiten, alle katholische Armenier aus Galata und Pera zu verjagen, sodaß binnen 14 Tagen (im Jan. 1828) 16.000 derselben in dem traurigsten Zustande nach Asien auswandern mußten. — Unterdessen hatte der Präsident der Hellenen, Graf Capodistrias, den talentvollen Trikupi zu seinem Staatssekretär ernannt, und sowohl ein Panhellenikon als obersten Nationalrath zu Nauplia (4. Febr. 1828) errichtet, als auch eine hellenische Nationalbank (14. Febr.) vorbereitet und das Heerwesen neu geordnet. Indeß konnte hier der Uebergang in einen bessern Zustand nur langsam erfolgen. Ohne den Beistand Frankreichs und Rußlands, welche den jungen Freistaat, jedes mit 6 Mill. Fr. — nach der Versicherung des Courrier de Smyrne als Darlehn, oder nach Andern mit ½ Mill. Fr. monatl. Subsidien — unterstützten, würde die Verwaltung Nichts haben bewirken können. Das Pacifikationswerk selbst hatte keinen Fortgang, weil die Pforte jeden Vorschlag verwarf und England die Schlacht von Navarin sogar zu mißbilligen schien. Codrington ward späterhin abberufen, und Malcolm trat an seine Stelle. In dieser Ungewißheit ließ Jener es geschehen, daß Ibrahim eine Menge Transportschiffe mit griech. Sklaven vor seinen Augen nach Aegypten sandte. — Dagegen trat jetzt Rußland selbstthätig auf. Der Minister Nesselrode erklärte (27. Febr.) an Frankreich und Großbritannien, daß sein Monarch wegen Verletzung des Traktats von Ackerman und wegen des beleidigenden Hattischerifs vom 20. Dec. Genugthuung von der Pforte für sich fordere, übrigens aber in Hinsicht Griechenlands mit ihnen gemeinschaftlich handeln wollte. Hierauf erließ der Kaiser Nikolaus am 14. März 1828 eine Kriegserklärung gegen die Pforte. (Vergl. Türkisches Reich, Geschichte.) — Unterdessen hatte das franz. Kabinet, mit dem londoner einverstanden, zur Vollziehung des londoner Vertrags beschlossen, ein Truppenkorps nach Morea zu schicken, während der britische Admiral Codrington mit dem Vicekönig von Aegypten zu Alexandrien am 6. Aug. einen Vertrag abschloß, nach welchem Ibrahim Pascha mit seinen ägyptischen Truppen Morea räumen und die gefangenen Griechen freigeben sollte. Auch die schon in Aegypten befindlichen griech. Sklaven sollten freigelassen oder losgekauft werden. Es durften jedoch 1200 Mann zur Besatzung der Festungen in Morea zurückbleiben. Um Ibrahim hierzu zu nöthigen, war der franz. General Maison am 29. Aug. fg. mit 15.000 Mann auf 154 Transportschiffen in Morea in der Bucht von Koron, bei Petalidi, gelandet. — Nach einer gütlichen Unterhandlung räumte Ibrahim Navarin und schiffte sich am 4. Okt. mit etwa 21.000 Mann ein, welche er nebst den Trümmern der Flotte nach Alexandrien führte; doch ließ er in den messenischen Festungen 2500 Mann Türken und Aegypter als Besatzung zurück. Nun besetzte Maison die Stadt Navarin ohne Widerstand. Darauf griff er die türkischen Festungen in Messenien an. Die Besatzungen leisteten weder Widerstand, noch wollten die Kommandanten kapituliren; also wurden am 6. Okt. die Citadelle von Navarin, am 7. Okt. Modon und am 9. Okt. Koron fast ohne Widerstand von den Franzosen besetzt. Die Besatzungen erhielten freien Abzug. Pa-

tras mit 3000 Mann kapitulirte am 5. Okt. ebenfalls ohne Widerstand, und die Fahnen der 3 Mächte des londoner Vertrags wehten neben der hellenischen Nationalfahne auf den Wällen der befreiten Städte. Nur die Besatzung des Schlosses von Morea (an den kleinen Dardanellen, nordöstlich von Patras, dem von Lepanto gegenüber) verwarf die Kapitulation von Patras. Sie ermordete den Pascha, und der franz. General Schneider mußte förmlich Breche schießen, ehe die Türken am 30. Okt. auf Gnade und Ungnade sich ergaben. Sämmtliche Türken wurden jetzt von dem franz. Admiral Rigny (an dessen Stelle der Herr v. Rosamel den Seebefehl übernehmen sollte) nach Smyrna geführt. Die Kommandanten von Koron, Modon und Patras aber (Achmet Bey, Mustapha und Jakobi) flüchteten sich nach Frankreich, um dem Zorne des Sultans zu entgehen. Hierauf wurde der Golf von Lepanto für neutral erklärt, jedoch das Fort von Lepanto (in Rumelien) nicht gehindert, die gewöhnlichen Zölle zu erheben. — Ueber Morea hinaus ward von den Franzosen nichts Feindliches gegen die Türken unternommen, weil der Sultan sonst den Krieg an Frankreich erklärt haben würde. Dieß suchten aber England und Frankreich möglichst zu vermeiden, damit sie sich in dem Kriege der Pforte mit Rußland geltend machen könnten. Daher hatte auch England einstweilen das Gebiet des hellenischen Staats auf Morea und die Cykladen beschränkt; doch sollen sich, nach einer andern Nachricht, die Botschafter in Poros über die Grenzen der wiedergebornen Nation von Negroponte an bis zum Golf von Arta, mit Einschluß des letztern, vereinigt haben. Weil die Pforte aber an ihren Verhandlungen daselbst unmittelbar nicht Theil nehmen wollte, sondern vielmehr die Rückkehr des französ. und britischen Gesandten nach Konstantinopel verlangte, so verließen sie Poros und begaben sich im Jan. 1829 nach Neapel. Um jedoch Morea von neuen Einfällen der Türken zu schützen, vereinigten sich die 3 Höfe zu London (durch ihre Minister: Aberdeen, Polignac und Lieven) zu einer gemeinschaftlichen Erklärung an die Pforte (16. Nov. 1828), in welcher sie ihr anzeigten: „daß sie, da ihre verbündeten Streitkräfte sich anschickten, sich aus Morea zurückzuziehen, nachdem sie ihre friedliche Sendung daselbst vollbracht hätten, bis zu der Zeit, wo eine definitive Uebereinkunft durch gemeinschaftliche Zustimmung mit ihnen das Schicksal der Provinzen, welche die Allianz militärisch habe besetzen lassen, geordnet haben würde, — Morea und die cykladischen Inseln unter ihre provisorische Garantie stellten, und aus diesem Grunde den Eintritt irgend einer Militärmacht in dieses Land als einen Angriff gegen sich selbst betrachten würden; sie forderten daher die Pforte auf, sich mit ihnen über die endliche Pacifikation Griechenlands zu verständigen.“ Diese Note überbrachte der franz. Agent Jaubert nach Konstantinopel. — Die Griechen setzten unterdessen die Feindseligkeiten fort. Der hellenische Großadmiral Cochrane kam nach 8monatlicher Abwesenheit den 30. Sept. am Bord des neuen griech. Dampfschiffes, Hermes, in Poros an, und Demetrius Ypsilantis drang an der Spitze von 5000 Mann (unter ihm dienten die Chiliarchen Kolokotronis, Tsavellas, Dentzel, Vrathos und Andere) in das eigentliche Hellas (Livadien) ein, schlug die Türken bei Lomotico am 3ten November, und eroberte hierauf einen Monat später das feste Salona. Auch auf Kandia war der Aufstand der Griechen wieder ausgebrochen, was die Ermordung vieler Griechen in Kanea (14. Aug.) zur Folge hatte. Ein Moreote, Hadschi Michalis, welcher später im Kampfe umkam, war der Urheber dieses in seinen Folgen so traurigen Krieges. Mustapha Pascha, welcher die ägyptischen Truppen auf Kandia befehligte, hatte Mühe, der Erbitterung der Türken gegen die hellenischen Bewohner der Städte Einhalt zu thun.

Jene Metzelei veranlaßte die Engländer, den Kriegshafen von Kanea zu sperren. Die Griechen bemächtigten sich jedoch fast des ganzen offenen Landes von Kandia. Da nun zugleich der russ. Contreadmiral Ricord mit einem Linienschiff und 3 Fregatten bei Tenedos die Dardanellen seit dem 14. Nov. 1828 blockirte, um alle Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen nach Konstantinopel zu verhindern, so rüsteten die Griechen eine Menge Kaperschiffe aus. Der Sultan ward aber dadurch so wenig zum Nachgeben genöthigt, daß er vielmehr alle nicht aus Konstantinopel gebürtige und daselbst nicht ansäßige Griechen und Armenier (etwa 25.000 Köpfe) aus der Hauptstadt verwies, und am 29. Nov. in allen Moscheen durch einen Ferman den Moslim ankündigte, daß sie auch während des Winters unter den Waffen und im Felde bleiben sollten; — was bisher nie der Fall gewesen war. Zugleich rief er das ganze Volk von 17 — 60 Jahren zu den Waffen. — Unterdessen rafften in Morea Seuchen und Entbehrungen viele Menschen hin. — Vom franz. Minister des Innern ward eine wissenschaftliche Expedition von 17 Franzosen, denen die k. Akademie Verhaltungsregeln gab, veranstaltet. Auch ließ die franz. Regierung mehrere 100 Hellenen in Aegypten aus der Sklaverei loskaufen, und der König von Frankreich übernahm die Erziehung der verwaisten Kinder. — So hat sich nach 7jährigem Todeskampfe das hellenische Volk unter den Schutz der 3 ersten europäischen Mächte gestellt. Die Olivenwälder hat freilich Ibrahim, soweit seine Araber streiften, niedergebrannt, und das hellenische Volk ist im Elend, wie in der Verwilderung, tief versunken: doch sind von Capodistrias nach zahllosen Schwierigkeiten — er hatte selbst mit Verrath und Undank zu kämpfen — die größten Hindernisse einer geordneten Verwaltung wenigstens zum Theil besiegt worden. — Der erste diplomatische Agent bei der hellenischen Regierung, der Bevollmächtigte der britischen Regierung, Dawkins, übergab dem Präsidenten (am 19ten November 1828) sein Beglaubigungsschreiben, und der französische Oberst Fabvier kehrte aus Frankreich nach Morea zurück, um das hellenische Nationalheer zu organisiren. — Großbritannien hatte sich nur dazu verstanden, daß Morea von den Mahomedanern befreit würde. Als die franz. Expedition diesen Zweck erreicht hatte, und deren Oberfeldherr Miene machte, den Isthmus von Korinth zu überschreiten, um auch Athen in den Kreis des befreiten Griechenlands zu bringen, wurde die Eifersucht der britischen Minister wieder rege, und die französischen Minister sahen sich genöthigt, sofort Gegenbefehle zu senden. In einer Zusammenkunft der Bevollmächtigten in London am 25. Nov. 1828 kam folgender Beschluß zu Stande: daß es dem Urtheil Frankreichs anheim gestellt bleiben solle, ob es einen Theil der Hülfstruppen noch auf eine längere Zeit in Morea lassen wolle. — Die Verhandlungen über die Grenzen Griechenlands dauerten in London ununterbrochen — wie noch jetzt — fort, und beschäftigten nicht weniger die in Poros versammelten Botschafter der verbündeten Mächte. Ein besonderes Interesse haben die folgenden Stellen aus der vom General Guilleminot überreichten Denkschrift: Fünf Grenzlinien (heißt es in derselben) wurden zu verschiedenen Malen und von den verschiedenen Parteien vorgeschlagen; die kleinste umfaßte nur das Gebiet südlich vom korinthischen Isthmus, die größte dagegen Macedonien, Thessalien und Epirus, wie die russische Regierung ursprünglich wünschte. Zwischen diesen beiden steht die von den Botschaftern zu Konstantinopel und Poros bezeichnete Begrenzung (die sie jedoch einer fernern Beschränkung fähig hielten), welche nur den Peloponnes, die Cykladen, Böotien und Attika begreift. Diese würde also das westliche Griechenland und Missolunghi ausschließen, den Schauplatz der glänzendsten Kämpfe der Griechen, ihrer größten Opfer, das Grab Lord Byrons und Markos Bozzaris,

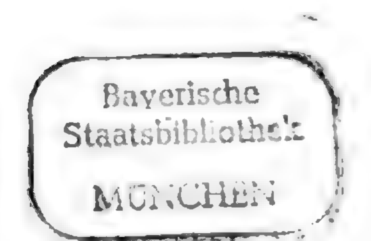
des bewährtesten Helden Griechenlands. Von der noch kleinern Begrenzung, wodurch Griechenland bloß auf Morea beschränkt würde, kann nicht die Rede seyn, sobald der Zweck politische Sicherheit und Ruhe seyn soll, da der Meerbusen von Lepanto mit den Befestigungswerken auf dem jenseitigen Ufer einen unaufhörlichen Streit veranlassen und zu steten Invasionen einladen würde. Ist Europa überhaupt zur Errichtung eines griechischen Staates dazwischen getreten, so würde es entwürdigend seyn, die Akropolis von Athen, den Hafen Piräus, die Szenen so vieler glänzenden Heldenthaten und den Gegenstand so mannichfacher klassischer Erinnerungen, in den Händen ungläubiger Barbaren zu lassen. — Ueber den Vorschlag einer Grenzlinie von Volo bis Arta drückt sich die Denkschrift des Grafen Guilleminot in folgenden Worten aus: Diese Linie würde eine leichte Vertheidigung gewähren; sie würde Alles umfassen, was im Kreise der alten Geschichte Griechenlands klassisch ausgezeichnet ist, und würde endlich, da sich das Ganze schon beinahe im völligen Besitze der Griechen befindet, ihnen mit geringer Störung in Bezug auf Bevölkerung und Eigenthum übertragen werden können. Innerhalb des Gebiets zwischen der erwähnten Linie und dem Isthmus von Korinth befinden sich gegenwärtig 180.000 Griechen, während die Einwohner der türkischen Garnisonplätze sammt den Truppen nicht mehr als 7 — 8000 Seelen betragen. Wollte man diese Provinzen dem Sultan zurückstellen, so würde die griechische Bevölkerung sich wieder in die Gebirge ziehen und der Kampf würde abermals erneuert werden. Obgleich nun Euböa ohne Zweifel diesem Staate beigefügt werden muß, so mag doch Kandia, dessen Verlust die Türken sehr empfinden würden, davon ausgeschlossen bleiben. Auf alle Fälle müssen in jenen Ländern die zwei Stämme von Bewohnern, die Griechen und Türken, von einander getrennt werden, und jeder seine besondere Vertheidigungslinie besitzen: ein Vortheil, den die vorgeschlagene Linie von Arta bis Volo, welche durch eine Gebirgskette von ungefähr 55 Meilen zusammen hängen, darbieten würde. — Während die Mächte sich über die Grenzen des neu zu erschaffenen Griechenlandes nicht einigen konnten, erhob es sich diesseits unter Capodistrias sorgfältiger Verwaltung immer mehr aus dem Abgrunde, worin es der blutige Krieg geschleudert hatte. Stets entwickelte er die ausgezeichnetsten Verwaltungstalente, und bewies in der Politik eine Vorsicht und Geschicklichkeit, die man selten in einem so hohen Grade findet. Das Land war von Faktionen zerrissen; aber kaum erschien er, als augenblicklich eine Veränderung vorging. Alles vereinigte sich um ihn. Die aufrührerischen Häuptlinge vergaßen ihre Zwistigkeiten; das Volk unterwarf sich willig und gern. Alle Heftigkeit des Parteigeistes wußte er zu ersticken, und mit wunderbarer Gewalt entwaffnete er eine Nation, welche so lange nur Widerspenstigkeit kannte. Die vortrefflichen Marine-Reglements trugen zu der Ausrottung der Seeräuberei sehr viel bei. Bald war eine regelmäßige Polizei im Peloponnes eingeführt, und mehr als einmal hielten seine energischen Maßregeln die verwüstende Pest in ihren Fortschritten auf. Auf seinen Ruf bildeten sich von allen Seiten Kasernen, Waisenhäuser und Hospitäler. So darf man sich nicht über den Enthusiasmus wundern, den dieser große Wiederhersteller unter den Griechen für sich hervorrief. — Die Aufgabe des Präsidenten war nicht nur, ohne Armee und Geld unruhige Häuptlinge und habsüchtige Faktionen in Schranken zu halten, er mußte auch noch dafür sorgen, daß er mit allen Mächten in gutem Vernehmen blieb, um seine Macht durch ihren Schutz aufrecht zu erhalten; und um diesen Zweck zu erreichen, durfte er die oft entgegengesetzten Interessen und Ansichten der großen Allianz nicht verletzen. Er, der alle Welt nöthig hatte, durfte um die Gunst keines Hofes buhlen, denn hätte er eine zu große Hinneigung gegen den Hof von St. Petersburg gezeigt, so würde

man ihn einen Agenten Rußlands genannt haben; und England, das gar nichts für ihn that, hätte nicht einmal die Aeußerungen einer besondern Erkenntlichkeit gegen Frankreichs Wohlthaten gern gesehen. Unmöglich kann man glauben, daß der Graf seine Hinneigung zu den verbündeten Höfen gleichmäßig theilte, aber er benahm sich mit solcher Festigkeit und Klugheit, daß er klar bewies, seine persönlichen Gefühle seyen dem Wohle des Staats gänzlich untergeordnet. — Immer von dem Interesse der Griechen geleitet, weigerte er sich, die griechischen Truppen nach Morea zurückzurufen, und ihre Eroberungen in Livadien für nichtig zu erklären, obgleich er sich durch diese Weigerung der Gefahr aussetzte, daß die englischen Truppen mit den türkischen sich gegen sein Volk verbänden. — Durch die Fortschritte der russischen Waffen überzeugt, daß der Zeitpunkt einer definitiven Uebereinkunft wegen Griechenland nicht mehr fern seyn könne, suchte er durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel sein Werk zu vollenden. Die ganze Energie seiner Seele, die Thätigkeit seines Geistes, wurde allein auf Unterwerfung der Parteien, auf Herstellung der Einigkeit und Ordnung, Ermunterung der Erziehung, Bildung des Heeres und Einrichtung der Regierung verwandt. Der Erfolg seiner großmüthigen Bemühungen hat ihm gerechte Ansprüche auf die Achtung und Bewunderung seines Volkes und der verbündeten Mächte erworben. Auch billigte die letzte Nationalversammlung zu Poros sein Verfahren, und bewilligte ihm mit Freuden den ferneren Besitz einer Gewalt, von welcher er einen so schönen Gebrauch machte. — Das Jahr 1829 ward vorzugsweise den Organisationen im Innern gewidmet, und wenig wichtige Vorfälle ereigneten sich während demselben. Wir wollen sie hier kurzgedrängt und chronologisch angeben. Im Jan. 1829 begann die erste Einschiffung der franz. Truppen, welche nach einem Schreiben des Fürsten von Polignac an den Grafen Capodistrias unter dem 27. Nov. 1828 dann statt finden sollte. Im Febr. verließ Lord Cochrane den griechischen Dienst. Man hatte sich viel von ihm für die Vertheidigung Griechenlands und Bildung seiner Marine versprochen; doch die franz. Expedition nach Morea und andre ungünstige Verhältnisse hinderten den Admiral, die Thätigkeit zu entwickeln, welche man bei ihm in Amerika gesehen hatte. Im März that die innere Organisation Griechenlands einen bedeutenden Schritt vorwärts. Unter andern ward vom Präsidenten am 25. April der hellenische Staat in 13 Departements getheilt. 7 davon bilden den Peloponnes (403 □M., 600.000 Einw.); das 8te die Nordsporaden (5 □M., 6200 Einw.); das 9. die Ostsporaden (15 □M., 58.800 Einw.); das 10. die Westsporaden (8 □M., 40.000 Einw.); das 11. 12. und 13. die Nord-, die Central- und die Südcykladen ($55\frac{1}{2}$ □M., 91.500 Einw.). Das Ganze also: 437 □M., 796.500 Einw.). — Indeß fiel Vonitza, welches den Griechen bisher so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, endlich durch Kapitulation in ihre Hände. Diese Eroberung war für Griechenland insofern von hoher Wichtigkeit, als dadurch entscheidende Angriffe auf Missolunghi und das Schloß Lepanto um Vieles erleichtert wurden, da beide Festungen nunmehr vereinzelt da standen. Auch Arta, Prevesa und ganz Epirus konnten die Griechen jetzt bedrohen, während die Türken nur schwache Vertheidigungs-Mittel besaßen. — Indeß erließ der Präsident Capodistrias das Einberufungs-Dekret zur National-Versammlung und die Proklamation an die Hellenen, nebst einer Instruktion für die außerordentlichen Commissare bei den Wahlen. Nach derselben sollen sich die stimmberechtigten Bürger (stimmfähig sind alle eingebornen Griechen, welche 25 Jahre und darüber alt sind, und in Griechenland wohnen) an einem bestimmten Sonntage in der großen Kirche des Ortes versammeln, wo ihnen der dienstthuende Priester das Dekret der Einberufung zum Nationalkon-

greß, sowie die Instruktion vorlesen wird. Die Versammlung soll unter dem Vorsitze des Demogeronten geschehen. Der Priester nimmt ein Verzeichniß der anwesenden stimmfähigen Bürger auf, welches laut vorgelesen und durch die Zustimmung der Bürger bekräftiget wird. Die Versammlung wird dann für gesetzmäßig erklärt. Der Priester tritt nun mit dem Evangelium in der Hand in ihre Mitte, um ihnen den Eid nach folgender Formel abzunehmen, welche von einem der ältesten Mitglieder der Versammlung laut vorgelesen wird, und von allen anderen, indem sie die rechte Hand in die Höhe heben, zu wiederholen ist: „Im Namen der allerheiligsten und untheilbaren Dreieinigkeit. Vor dem Altare des Gottes der Wahrheit schwöre ich, daß ich meine Stimme weder nach Gunst, noch aus Haß, weder aus Furcht vor Verlust, noch in der Hoffnung auf persönlichen Gewinn, sondern nach meinem Gewissen und ohne alle Parteilichkeit geben werde." Nach der Eidesleistung werden fünf der ältesten Mitglieder die Liste der Kandidaten anfertigen, welche zu Wählern vorgeschlagen werden sollen; die Liste wird aus einer das Vierfache der zu ernennenden Wähler betragenden Anzahl bestehen. Die Versammlung stimmt dann über jeden einzelnen Kandidaten ab. Diejenigen, welche die Mehrheit der Stimmen erhalten, sind die gesetzmäßigen Wähler. Der Priester nimmt ein Protokoll über das Scrutinium auf, in welchem alle Kandidaten mit ihren Namen und Vornamen, sowie die Anzahl der Stimmen, welche jeder derselben für und wider sich gehabt hat, angegeben sind. Diese Acte wird von dem Priester, dem präsidirenden Demogeronten und von den fünf Mitgliedern, welche die Kandidatenliste aufgesetzt haben, unterzeichnet, und in dem Archiv der Demogerontie niedergelegt. Jeder der ernannten Wähler wird mit einer von der Demogerontie bestätigten Abschrift dieser Acte versehen. Diese Abschrift dient jedem Wähler als Bescheinigung seines Rechtes, an der Versammlung, welche die bevollmächtigten Abgeordneten wählen soll, Theil zu nehmen. Bei der Wahl der Bevollmächtigten sind die Formalitäten in Betreff der Eidesleistung, wie bei der Wahl der Kandidaten, zu beobachten; es soll über jeden einzelnen Kandidaten abgestimmt werden, und diejenigen, welche die Stimmenmehrheit erhalten, sind die gesetzmäßigen Bevollmächtigten der Provinz. — In Bezug auf die griechische Angelegenheit wurde von den Mächten, welche das Protokoll vom 6. Juli 1827 unterzeichneten, ein anderes am 22. März 1829 unterzeichnet. Dieses Protokoll bestimmt, daß die Grenzen Griechenlands beim Eingange des Golfs von Volo ihren Anfang nehmen, dem ganzen Zuge des Gebirges Othrix bis zu dem östlich von Agrapha liegenden Gipfel, der den Vereinigungspunkt dieses Gebirges mit der Pinduskette bildet, folgen, dann südlich von Leontinos, welches den Türken verbleibt, in das Thal des Aspropotamas hinab, hierauf quer über die Gebirgskette des Makrinoeos gehen, den Engpaß dieses Namens, der von der Ebene von Arta kommt, in das griechische Gebiet einschließen und durch den Golf von Ambrakia an das Meer laufen soll. Alle südlich von dieser Linie liegenden Provinzen sollen in dem neuen griechischen Staate begriffen seyn. Die an Morea grenzenden Inseln, die Insel Euböa oder Negropont, und die unter dem Namen der Cykladen bekannten Inseln sollen einen Theil dieses Staates ausmachen. Der von den Griechen jährlich an die Pforte zu entrichtende Tribut soll 1.500.000 türkische Piaster betragen, und um jeder Streitigkeit vorzubeugen, soll das Verhältniß des türkischen Piasters zu dem schweren spanischen Piaster ein für alle Male festgesetzt werden. Die innere Verwaltung Griechenlands wird unter der Suzeränität der Pforte sich so viel als möglich den monarchischen Formen nähern, und einem christlichen Oberhaupte oder Fürsten anvertraut werden, dessen Autorität nach der Ordnung der Erstgeburt

erblich seyn wird. In keinem Falle kann dieses Oberhaupt unter den Prinzen der Familie gewählt werden, welche in den drei Staaten, die den Traktat vom 6. Juli 1827 unterzeichnet haben, regieren; und die erste Wahl wird im Einverständnisse zwischen den drei Höfen und der ottomanischen Pforte stattfinden rc. Im Falle der Erlöschung der regierenden Branche wird die Pforte an der Wahl eines neuen Oberhauptes Theil nehmen, wie sie an der Wahl des ersten Theil genommen haben wird. Die ottomanische Pforte wird eine volle und gänzliche Amnestie erlassen, damit kein Grieche im ganzen Umfange ihrer Staaten in der Folge wegen des Antheils, den er an der Insurrektion Griechenlands genommen haben dürfte, beunruhiget werden könne. Die griechische Regierung wird ihrer Seits gleiche Sicherheit innerhalb der Grenzen Griechenlands allen Christen oder Muselmännern angedeihen lassen, welche die entgegengesetzte Partei ergriffen haben. Die hohe Pforte wird denjenigen ihrer griechischen Unterthanen, welche das türkische Gebiet zu verlassen wünschen, die Frist von einem Jahre bewilligen, um ihr Eigenthum zu verkaufen und frei aus dem Lande zu ziehen. Gleiche Freiheit wird die griechische Regierung denjenigen einräumen, welche lieber auf das ottomanische Gebiet zurückkehren wollen. Die Handels-Verhältnisse zwischen den Türken und Griechen sollen weiterhin festgesetzt werden, sobald die im gegenwärtigen Protokoll spezifizirten Punkte regulirt seyn werden. Weder dem Präsidenten von Griechenland noch den Hellenen gefielen die Bedingungen jenes Protokolls und der Erstere verweigerte die Annahme desselben, was ihm offiziell mitgetheilt worden war. Im April eroberten die Griechen Lepanto und im Mai fiel die wichtige Festung Missolunghi und die Feste Anatoliko durch Capitulation in ihre Hände. Im Juli wurde um Theben gekämpft, wo die Griechen Sieger in den Scharmützeln blieben. Am 23. d. M. eröffnete der Präsid. die 4. Gen.-Vers. zu Argos. Sie erließ mehrere für Griechenland wohlthätige Dekrete; in einem bestätigte sie die früher dem Präsidenten Capodistrias ertheilte Befugniß, mit fremden Mächten über Griechenlands Interesse zu unterhandeln, in einem andern setzte sie des Präsidenten u. der anderen höheren Staatsbeamten Gehalte fest. Das 3. Dekret, welches die Finanzen ordnet, setzt die Summe der Anleihe, wozu die Regierung ermächtigt wird, auf 60 Millionen Franken fest. Das 5. überträgt dem Präsidenten die Organisation der Land- und Seemacht und erneuert das Conscriptionsgesetz v. J. 1825. Durch das 5. werden denjenigen, welche der Nation außergewöhnliche Opfer gebracht haben, namentlich den Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara, den Garnisonen von Missolunghi, den Truppen Karaiskaki's rc., Entschädigungen bewilligt. Durch das 6. ward die Regierung angewiesen, die vor dem J. 1821 gemachten Gemeinde-Schulden einstweilen zu übernehmen und in den kürzesten Fristen abzutragen, den Betrag derselben aber nach Gelegenheit von den Gemeinden wieder einzufordern. Das 7. billigte die von dem Präsidenten vorgelegten ersten Geldmünzen, deren Einheit, der Phönix, zu 6 an Gewicht in Werth auf einen spanischen Thaler, aus Silber nach französischem Schrote ist; er wird in hundert Lepta getheilt, weßhalb als Scheidemünze, Kupferstücke zu 1, 5 und 10 Lepta in Kurs gesetzt werden sollen. (Diese Münzen haben auf der einen Seite einen Phönix, über dem ein Kreuz schwebt, und die Umschrift: Griechischer Staat 1821; auf der andern zwischen einem Lorbeer- u. Oelzweige die Werthangabe und als Umschrift: J. A. Capodistrias, Kybernitis, 1828.) Durch das 10. ward das Verbot der Ausfuhr der Alterthümer dahin beschränkt, daß dem Präsidenten gestattet sey, dieselben zum Behufe archäologischer Forschungen den Museen dieses oder jenes Reiches mitzutheilen. Das 11. ermächtigte außerdem, daß es die Fonds für die Unterrichts- und Waisenanstalten festsetzte, den Präsidenten, Ordnung in die

Verwaltung der Klöster zu bringen und dieselben mit den Staatslasten zu betheiligen. Durch das 12. ward die Ausgleichung der vor der Ankunft des Präsidenten schon anhängig gewesenen Streitfälle bestimmt. Das 13. endlich hatte auf die Wiedereinberufung der vierten Nationalversammlung und auf die Erneuerung ihrer Sitzungen Bezug. Während der Graf Capodistrias und die Versammlung damit beschäftigt war, Ordnung in jeden Verwaltungszweig zu bringen, wurden die Osmanen aus Livadien und somit aus dem Continental=Griechenland getrieben. Sie waren im Sept. mit 7000 Mann in Livadien eingebrochen, wurden aber bei Petra von dem Armeekorps des Fürsten Demetrius Ypsilanti in mehrerrn ruhmvollen Treffen geschlagen. Die Einwendung des Präsidenten und das Mißfallen des Volkes über das Protokoll vom 22. März und Rußlands Siege und Zug nach Adrianopel, die das osmanische Reich in seine Hände gaben und ihm eine noch entscheidendere Stimme in den griechischen Angelegenheiten verschafften, brachten die übrigen Mächte, welche das Protokoll unterschrieben hatten, dahin, Hellas eine größere Ausdehnung des Gebiets und eine völlige Unabhängigkeit von der Pforte zu gewähren. Zugleich erkannten sie, daß nur durch eine constitutionelle erbliche Monarchie Griechenlands Wohl begründet werden könne. Bei ihrer Entscheidung über die wichtige Frage, wer Hellas König werden solle, fiel ihre Wahl auf den Prinzen von Sachsen=Koburg. Es ist noch bis jetzt nicht bestimmt entschieden, ob er die Krone annehmen werde; doch ist es sehr wahrscheinlich, indem ihm von Seiten Englands und der andern kontrahirenden Mächte fast alle Bedingungen, unter den er nur Griechenlands Thron besteigen wollte, eingestanden wurden. — Ueber den innern Zustand der griech. Verwaltung geben die Briefe des Hrn. Jam. Emerson, Agenten des griech. Vereins in London, an Hrn. Jos. Hume, den Vorstand desselben (London, den 3. Nov. 1825), und das Sendschreiben des Hrn. Lytton Bulwer (der im J. 1824 nebst Hrn. Hamilton Browne, als Kommissair der griech. Anleihe in London, nach Griechenland sich begab) an die provisorische griech. Regierung vom 9. Nov. 1825 (s. Journ. de Francf., 1825, Nr. 349), sehr niederschlagende Nachrichten. Vergl. Jac. Neroulos Rizo: Histoire moderne de la Grèce, depuis la chûte de l'Empire d'Orient jusqu'à la prise de Missolunghi (Genf 1828).



Verzeichniß

der

im zwölften Bande enthaltenen Artikel.

Seite


H. Heinrich

